Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

is

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1831.
Erster Band.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

K. K. HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1831

der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. Herbart, Allgemeine Metaphysik. 2. Thl. — Jan. S. 55. u. 73. — Hinrichs.

2. Giordano Bruno, Opere, raccolte e pubblicate da A. Wagner, 2 Vol. — Jan. S. 99. — Carové.

3. Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard. Herausgegeb. v. Varnhagen v. Ense. — Apr. S. 615. — Hinrichs.

4. Troxler, die Wissenschaft des Denkens. 3 Bde. — Mai. S. 680. — Michelet.

5. Stahr, Aristotelia. 1. Theil. — Jun. S. 833. — Michelet.

6. Ohlert, der Ideal-Realismus. 1. Thl. — Jun. S. 848. — Hegel.

7. Michelet, das System der philosophischen Moral. — Jun. S. 923. — Gabler.

8. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. 1. u. 2. Bd. — Jul. S. 101. u. 113. — Wendt.

9. Aristoteles, von der Seele und von der Welt. Uebers. von Weifse. — Aug. S. 160. — Schmidt.

10. J. Görres, über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. — Septbr. S. 438. — Hegel.

11. Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte. 1. Thl. 2. Abth. — Octbr. S. 481. — Poley.

12. Rosenkranz, die Naturreligion. — November. S. 724. — Hinrichs.

13. Aristotelis Ethica Nicomachea. Ex recens. Imm. Bekkeri. — Nov. S. 782. — Michelet.

II. Theologie.

1. a) Wahl, Clavis Nov. Testamenti philolog II Vol. u.
b) Bretschneider, Lexicon manuale Graeco-latinum in libros N. Test. 2 Vol. — Jan. S. 116. — Alt.

2. Heinrich Suso's Leben und Schriften, herausg. v. Diepenbrock. — Jan. S. 147. — Rosenkranz.

3. R. Stier, die Reden der Apostel. 1. u. 2. Thl. — Febr. S. 215. — v. Meyer.

4. Sengler, Plan zu einem neuen Katechismus für katholische Elementarschulen. — Febr. S. 257. — Carové.

5. a) de Wette, Commentar über die Psalmen, 3. Aufl. u.
b) Gramberg, kritische Geschichte der Religionsideen des Alten Testaments, 2 Thle. — März. S. 353. — Ewald.

6. a) Baader, Vorlesungen über die speculative Dogmatik. 1. u. 2. Heft.
b) Seebold, Philosophie und religiöse Philosophen. — März. S. 382. — Rosenkranz.

7. Paulus, die drei Lehrbriefe des Johannes. — März. S. 441. — v. Meyer.

8. Matter, histoire critique du Gnosticisme. 2 Vol. (1. Artik.) Mai. S. 717. — (2. Artik.) Jun. S. 881. — Pelt.

9. H. Steffens, wie ich wieder Lutheraner wurde. — Aug. S. 249. — Marheineke.

10. a) Günther, Vorschule zur speculativen Theologie.
b) Peregrins Castmahl.
c) Pabst, der Mensch u. seine Geschichte. — Aug. S. 277. — Rosenkranz.

11. a) Hengstenberg, die Authentie des Daniel.
b) Hartmann, historisch-kritische Forschungen.
c) Hitzig, Begriff der Kritik. — Sept. S. 352. — Ewald.

12. Schleiermacher, Sendschreiben an die Hrn. v. Cölln und Schulz. — Sept. S. 388. Rosenkranz.

13. Hengstenberg, Christologie des A. Testaments u. Commentar über die Messianischen Weissagungen. 1. Thl. 1. Abtheil. (1. Artik.) Octob. S. 500. u. 513. — (2. Artik.) Nov. S. 674. — F. Benary.

14. Lange, Geschichte und Lehrbegriff der Unitarier vor der Nicänischen Synode. — Oct. S. 541. — Marheineke.

15. Staudemaier, Geschichte der Bischofswahlen. — Nov. S. 641. — Carové.

16. Matthies, Baptismatis expositio biblica, historica, dogmatica. — Nov. S. 774. — Rosenkranz.

17. Schleiermacher, der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche. (2. Art. Dec. S. 824.) (3. Artik.) December. S. 924. — Rosenkranz.

III. Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

1. Donandt, Geschichte des Bremischen Stadtrechts. 1. u. 2. Thl. — Jan. S. 132. — Phillips.

Digitized by Google

2. Voigtel, Versuch einer Statistik des Preufs. Staats. 2. Auflage. — Febr. S. 232. — P. Kaufmann.

3. a) Balbi, Essai sur la statistique de France.
b) Dess. Statistique comparée de l'état de l'instruction et du nombre des crimes dans les divers arrondissemens des Academies et des cours royales de France.
c) Dess., Essai sur la statistique de la Russie. — März. S. 403. — Schubert.

4. Schnitzler, Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie. — März. S. 415. — Schubert.

5. v. Holzschuher, der Rechtsweg. — Apr. S. 505. — Mittermaier

6. Rau, Lehrbuch der politischen Oekonomie. 1. u. 2. Bd. — Mai. S. 641. u. 657. — Nebenius.

7. Wilda, de libertate Romana qua urbes Germaniae ab imperatoribus sunt exornatae. — Octob. S. 512. — Homeyer.

8. a) Krause, Versuch eines Systems der National- u. Staats-Oekonomie, 2 Thle.
b) Steinlein, Handbuch der Volkswirthschaftslehre. — Octob. S. 553 — Schön.

IV. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. Bignon, histoire de France, 6 Vol. — Jan. S. 27. — Varnhagen von Ense.

2. Barthold, der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. 1. u. 2. Thl. — Febr. S. 161. — Leo.

3. Siegenbeek, Geschiedenis der Leidsche Hoogeschool. Tom. 1. — Febr. S. 313. — Leo.

4. v. Lancizolle, Geschichte der Bildung des Preufsischen Staats. 1. Thl. 1. Abth. — März. S. 321. — Schubert.

5. v. Raumer, Briefe aus Paris und Frankreich im Jahr 1830. 2 Thle. — März. S. 339 — Gans.

6. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, 6. Thl. — März. S. 409. u. 417. — Aschbach.

7. Miesegaes, Chronik der freien Hansestadt Bremen. — März. S. 461. — Donandt.

8. Bötticher, Geschichte des Kurstaates u. Königreiches Sachsen. 1. Bd. — Apr. S. 637. — v. Rommel.

9. v. Rommel, Philipp der Grofsmüthige, Landgraf v. Hessen, 2 Bde. — Mai. S. 667. — Marheineke.

10. Dieterici, die Waldenser und ihre Verhältnisse zu dem Brandenburg. Preufs. Staate. — Jun. S. 812. — Wilken.

11. The Correspondence of the Right Honourable Sir John Sinclair, 2 Vols. — Jun. S. 908. — Varnhagen v. Ense.

12. Türk, Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte. — Jun. S. 958. — Phillips.

13. E. F. Feuerbach, die Lex Salica, ein historisch-kritischer Versuch. — Jul. S. 31. — Phillips.

14. Lembke, Geschichte von Spanien. 1. Bd. — Jul. S. 46. — Aschbach

15. Varnhagen v. Ense, Leben des Grafen von Zinzendorf. — Jul. S. 56 — Pelt.

16. Sartorius, Urkundliche Geschichte des Ursprungs der Deutschen Hanse — Aug. S. 220. — Albrecht.

17. a) Scheltema, Verhandeling over het bewerken van de Geschiedenifs der Nederlanden.
b) Beyermann's Niederl. Geschichte.
c) v. Prinsterer's Niederl. Geschichte.
d) Royaards Niederländische Geschichte. — September. S. 463. — Münch.

18. Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. — Octob. S. 612. — Aschbach.

19. Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état. — Decemb. S. 843. — Varnhagen v Ense.

20. Stenzel, Geschichte des Preufsischen Staats. 1. Thl. — Decemb. S. 855. — Voigt.

21. Wheaton, history of the Northmen. — Decemb. S. 960. — Kufahl.

V. Philologie und Kunstkritik.

1. Nalodaya, Sanscritum carmen, ed. F. Benary. — Jan. S. 1. — Rückert.

2. *Κωνσταντῖνος Οἰκονόμος περὶ τῆς συγγενείας τῆς Σλαβοιο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν.* — Febr. S. 175. u. 193. — C. G. Schmidt.

3. W. Brown, The Life of Leonardo da Vinci. — Februar. S. 281. — Hirt.

4. Taciti Opera, recens. G. H. Walther. Vol. I. u. II. — Febr. S. 296. — Capellmann.

5. Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre, publié par Eugène Burnouf. — März. S. 366. — Bopp.

6. Northcote, The Life of Titian. — März. S. 423. — Hirt.

7. Petersen, Annotationum in Tacitum Specimen primum. — März. S. 439. — Trendelenburg.

8. Karsten, Xenophanis Colophonii carminum reliquiae. — März. S. 476. — Bach.

9. Roediger, de origine et indole arabicae librorum V. T. hist. interpretationis. — Apr. S. 497. — F. Benary.

10. Roediger, Lockmanni fabulae. — Apr. S. 523. — F. Benary.

11. Bopp, die Sündfluth, nebst drei andern der wichtigsten Episoden des Mahâ-Bhârata. — Apr. S. 532. — Rückert.

12. Freytag, Darstellung der Arabischen Verskunst. — April. S. 573. — Ewald.

13. a) Maffei, Maria Stuarda, tragedia di F. Schiller.
b) Eduige de Battisti di S. Giorgio, Maria Stuarda, etc. — Apr. S. 596. — A. Wagner.

14. (*Κοραῆς*) *Ἄτακτα*, 3 Tom. — Apr. S. 601. — Schmidt.

15. Carus, Neun Briefe über Landschaftsmalerei. — Mai. S. 737. — Hotho.

16. A W. v. Schlegel, über die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien Zwei Abhandlungen aus dem Berliner Kalender vom Jahre 1829 u. 1831 — Mai. S. 748. — A. Benary.

17. Boetticher, Lexicon Taciteum. — Mai. S. 783. — Petersen.

18. *ΑΝΕΚΔΟΤΑ.* Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit Boissonade. Vol. I. II. III. — Jun. S. 801. — Bernhardy.

19. Roorda, Grammatica hebraea. Vol. prius. — Jun. S. 841. — Ewald.

20. a) Schoell, Histoire de la littérature Grecque profane. 8 Tom.
b) Geschichte der Griechischen Literatur von Schöll, u. d. 2. Aufl. a. d. Französischen übersetzt mit Berichtigungen und Zusätzen von J. F. J. Schwarze und M. Pinder, 3 Bde. — Jun. S. 865. — Bach.

21. Plutarchi Moralia. Graeca emendavit, indices copiosos

Digitized by Google

adjecit D. Wyttenbach. Operum Tomus VIII. Index Graecitatis II Partes. — Jun. S. 901. — Bernhardy.

22. Hartung, über die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der Griech. u. Latein. Sprache. — Jun. S. 941. — Pott.

23. The Travels of Ibn batuta, translated by Sam. Lee. — Iul. S. 1. — Kosegarten.

24. Ottfrids Krist, herausgegeben von Graff. — Jul. S. 63. — Lisch.

25. Weber, Vorlesungen zur Aesthetik. — Jul. S. 69. — Schwenck.

26. Bopp, Glossarium Sanscritum. — Jul S. 84. — Rückert.

27. Jac. Grimm, Hymnorum veteris ecclesiae XXVI. interpretatio theotisca. — Jul. S. 134. — Graff.

28. Der Roman von Fierabras, herausgeg. v. J. Bekker. — Jul. S. 153. — Diez.

29. Goethe, Tag- und Jahres-Hefte. — August. S. 185. — Varnhagen v. Ense.

30. Aristophanis Comoediae, ed. B. Thiersch. Tom. I. — Aug. S. 195. Lobeck.

31. Ruhnkenii Dictata ad Ovidii Heroid. ed. Friedemann. — Aug. S. 212. — Lörs.

32. Altfranz. Volkslieder, gesammelt von O. L. B. Wolff. — Aug. S. 241. — Rosenkranz.

33. Schorn, Beschreibung der Glyptothek in München. — Aug. S. 273. — Hirt.

34. Clarac, Melanges d'antiquités. — Aug. S. 286. — Hirt.

35. Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Tom. I—III. — Sept. S. 322. — Bernhardy.

36. Raoul-Rochette, Nouvelles observations sur la statue du prétendue gladiateur. — Sept. S. 344. — Hirt.

37. Orell, Altfranz. Grammatik. — Sept. S. 373. — Diez.

38. v. Olfers, über ein Grab bei Kumä. — Sept. S. 399. — Hirt.

39. Diefenbach, Ueber die jetzigen Romanischen Schriftsprachen — Octob. S. 577. — Diez.

40. Herling, Syntax der Deutschen Sprache, 2 Thle. — October. S. 589. u. 601. — Hiecke.

41. Raoul-Rochette, Notice sur quelques vases antiques d'argent. — Octob. S. 599. — Hirt.

42. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien. 1. u. 2. Bd. — Octob. S. 633. — Hotho.

43. H. Stephanus, Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης, ed. Hase, Sinner et Fix. — Nov. S. 708. — Passow.

44. a) Reuvens, Lettres à Mr. Letronne sur les Papyrus Bilingues et Grecs.
b) Young, Egyptian dictionary. — November. S. 760. — Kosegarten.

45. a) P. a. Bohlen, Commentatio de Origine linguae Zendicae e Sanscrita repetenda.
b) R Rask, Om Zendsprogets og Zendavestas Aelde og Aegthed. — Decemb S. 801. — Bopp.

46. Fr. Jacobs vermischte Schriften. 3. u. 4. Thl. — Decemb. S. 876. — Schwenck.

47. v. Rumohr, Italienische Forschungen. 3. Thl. — Decemb. S. 891. — Hirt.

48. Briefe eines Verstorbenen. 3. u. 4. Thl. — Dec. S. 913. — Varnhagen v. Ense.

VI. Reine und angewandte Mathematik.

1. Connaissance des tems pour l'an 1831. — Apr. S. 585. — Oltmanns.

2. Düring, Lehrbuch der Schiffahrtskunde. — Jul. S. 109. — Oltmanns.

3. Thibaut, Grundrifs der allgemeinen Arithmetik oder Analysis. — Jul. S. 124. — Dirksen.

4. Legendre, Théorie des nombres. 3me édition. — Novemb. S. 673. — Stern.

5. Lehmann, Anfangsgründe der höhern Mechanik. — Nov. S. 793. — Stern.

VII. Geographie, Physik und Chemie.

1. R. Brown, Microscopical observations. — Jan. S. 68. — Schultz.

2. Leake, Travels in the Morea. — Jan. S. 88. — Wendt.

3. Cuvier, Umwälzungen der Erdrinde, von Nöggerath. — Jan. S. 139. — Krüger.

4. Herschel, Traité de la lumière, traduit de l'Anglais avec notes par Verhulst. Tom. I. — Febr. S. 208. Dove.

5. v. Ledebour, Reise durch das Altaigebirge, 2 Thle. — März. S. 393. — Link.

6. de Beaumont, Recherches sur quelques-unes des Révolutions de la surface du Globe. — April. S. 549. — Keferstein.

7. v. Leonhard, Grundzüge der Geologie und Geognosie. — Apr. S. 593. — Naumann.

8. Trant, Narrative of a journey through Greece, in 1830. — Mai. S. 700. — Reinganum.

9. a) A. Brongniart Tableau des terrains qui composent l'écorce du Globe.
b) Rozet, Cours élémentaire de Geognosie. — Mai. S. 708. — Keferstein.

10. H. Steffens, Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik. 1. Heft. — Mai. S. 772. — Pohl.

11. Karsten, Handbuch der Meteorologie. — Mai. S. 793. — Dove.

12. Prechtl, Technologische Encyklopädie. 1. u. 2. Bd. — Jul. S. 19. u. 23. — Klöden.

13. Dwight, Travels in the North of Germany. — Jul. S. 147. — Varnhagen v. Ense.

14. Bunsen, Enumeratio ac descriptio hygrometrorum. — Aug. S. 235. — Dove.

15. Kaemtz, Lehrbuch der Meteorologie. 1. Bd. — October. S. 528. — Keferstein.

16. Pouillet, Elémens de physique experimentale et de météorologie. II. Vol. — Octob. S. 561. — Dove.

17. Karsten, Handbuch der Eisenhüttenkunde. 4 Thle. — Octob. S. 585. — Nöggerath.

18. Stifft, Geognostische Beschreibung des Herzogthums Nassau. — Octob. S. 625. — Nöggerath.

19. Zeune, Gea, Versuch die Erdrinde sowohl im Land- als Seeboden zu schildern. — Nov. S. 663. — v. Felgermann.

20. F. v. Weech, Reise über England und Portugal nach Brasilien. — Decemb. S 820. — Walter.

VIII. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. Rüppell, Abbildung und Beschreibung einiger Versteinerungen aus der Kalkschieferformation von Sohlenhofen. — Febr. S. 190. — Schultz.

2. Rengger, Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay. — Febr. S. 244. — Wiegmann.

Digitized by Google

3. Karsten, Archiv für Mineralogie, Geognosie u. s. w. 1. u. 2. Bd. — Febr. S. 289. — Nöggerath.

4. Hugi, Naturhistorische Alpenreisen. — März. S. 428. — Keferstein.

5. v. Leonhard u. Brown, Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie u. s. w. 1. Jahrg. — Apr. S. 529. — Nöggerath.

6. Goldfuſs, Petrefacta Musei Universitatis Bonnensis. — Mai. S. 655. — Nöggerath.

7. a) J. B. Fischer, Synopsis Mammalium.
b) Ejusd. Addenda, Emendanda et Index ad Synopsin Mammalium. — Jun. S. 825. — Wiegmann.

8. Zippe, Gebirgsformationen in Böhmen. — Aug. S. 261. — H. v. Meyer.

9. Blöde, über die Uebergangsgebirgsarten in Polen. — Aug. S. 295. — Keferstein.

10. Link, Handbuch zur Erkennung der Gewächse. — Aug. S. 307. — Schultz.

11. de la Beche, Sections and views illustrative of geological Phaenomena. — Nov. S. 741. — H. v. Meyer.

IX. Physiologie und Medicin.

1. Tiedemann, Physiologie des Menschen. 1. Bd. — Januar. S. 44. — Schultz.

2. a) Lichtenstädt, die Asiatische Cholera in Rufsland in den Jahren 1829 u. 1830.
b) Annesley, Sketches of the most prevalent diseases of India, comprising a treatise on the epidemic cholera. — Apr. S. 481. — Matthaei.

3. Friedreich, Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie u. Therapie der psychischen Krankheiten. — Apr. S. 560. — Damerow.

4. Hecker, Geschichte der Heilkunde. 1. u. 2. Thl. — Aug. S. 204. — Damerow.

5. Hasper, über die Natur und Behandlung der Krankheiten der Tropenländer. — Sept. S. 381. — Matthaei.

6. a) J. Annesley, über die Ostindische Cholera.
b) v. Loder's Sendschreiben.
c) Remer, Beobachtungen über die epidemische Cholera. — Sept. S. 409. — Lorinser.

Digitized by Google

Nro. 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

I.

Nalodaya, Sanscritum carmen, Kalidâso adscriptum, una cum Prajnâkari Mithilensis scholiis, edidit, latina interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferdinandus Benary, Phil. D. LL. Orientt. in Academia Friderica-Guilelma privatim docens. Berlin bei Dümmler 1830. *XXII. u.* 130 *S. gr.* 4.

Ueber das Kunstgedicht *Nalodaya*, das Verhältniſs desselben zu seiner Quelle, dem *Nala* des *Mahâbhârata*, über seinen Styl und besondere Verskunst, habe ich früher in diesen Blättern (April 1829. No. 67 ff.) gelegentlich Einiges beigebracht, worauf ich hier zurückverweise, weil ich damit im Ganzen noch einverstanden bin, und nur im Einzelnen, was die dort mitgetheilten Proben betrifft, Manches jetzt besser als damals auszulegen weiſs. Denn unser Verständniſs des Sanskrit ist noch lange nicht abgeschlossen, wie das des Griechischen und Lateinischen, das im Wesentlichen nicht weiter kommt, vielmehr noch im ersten Wachsen begriffen, und seine Fortschritte von Tag zu Tag sichtbar. Solch ein sichtbarer Fortschritt ist nun eben die Erscheinung dieses Werkes, in welchem Hr. Dr. *Benary*, gleich zur ersten Probe des künftig von ihm zu erwartenden, sich der philologischen Behandlung eines so schwierigen Gedichtes unterzogen, und, nach meinem Urtheil, sich dieser Aufgabe vollkommen gewachsen gezeigt hat. Er gibt zuerst den Text des Calcutter Druckes mit den vollständigen Scholien, die auf gefällige Weise unter (nicht zwischen) dem Text, in kleinerer Schrift, die unteren zwei Drittel oder drei Viertel der Seiten einnehmend, hinlaufen. Eine Anzahl von, zum Theil nach meinem Vorgang, gemachten metrischen Verbesserungen des im Ganzen trefflichen Textes sind meist alle bestätiget durch einen Londoner Codex, den Hr. Prof. *Rosen* mit den ihm zugeschickten Druckbogen dieser Ausgabe verglichen hat, worüber die Anmerkungen zur Lateinischen Uebersetzung Auskunft geben. Auch in den Scholien ist Vieles, was thunlich war und mit einiger Sicherheit geschehen konnte, verbessert; und obgleich noch einige Lücken und schadhafte Stellen bleiben, so sind sie doch nun im Ganzen vollkommen und leicht lesbar, und können eine sichere Grundlage dieses wichtigen Studiums, des Scholien-Studiums, bilden, wichtiger vielleicht als der Text selbst, der in seiner extremen Künstlichkeit immer etwas apartes für sich bleiben wird, ohne sonderlichen Einfluſs auf das Verständniſs anderer Gedichte, von denen er vielmehr selbst seine Aufhellungen empfangen muſs. Wie vollkommen aber Hr. B. die Scholien verstanden hat, zeigt schon die darauf, wie auf den Text selbst, nach Boppischer Methode angewandte vollständige Wörtertheilung, die durchgängig, bis auf Kleinigkeiten, richtig ist. Die Lateinische Uebersetzung ist darauf gebaut, doch nicht ohne einzelne selbständige Abweichungen. Der Uebersetzung wäre etwas mehr, wenn nicht Eleganz, doch leichte Verständlichkeit zu wünschen. Die untergesetzten Noten drängen, in fast gar zu gedrängter Kürze, die nothwendigsten Erläuterungen und die Ausbeute des Wichtigsten aus den Scholien zusammen.

In der Vorrede berührt Hr. B. nur mit einem Worte die Frage, ob der Verfasser dieses Gedichts der berühmte *Kalidâsa*, Dichter des *Meghadûta*, der *Sakuntalâ* u. s. w., oder ein späterer, vielleicht gleichnamiger, sey? Letzteres läſst sich wenigstens nicht aus dem Styl des *Nalodaya* beweisen, wie sehr dieser auch z. B. von dem des *Meghadûta* verschieden seyn mag. Warum sollte in einer Kunstzeit, deren Gipfel gerade *Kalidâsa* bezeichnet, nicht Ein Dichter Verschiedenes in verschiedenem Styl dichten können? Wenigstens, wenn *Jayadeva* vor *Kalidâsa* zu setzen ist, so zeigt dessen Gîtagovinda die schon damalige Vorhandenheit

Digitized by Google

aller möglichen Vers- und Reimkünste und Künsteleien. Und das *Kirâtarjunîyam* des Bhâravi, dessen ich auch neulich in diesen Blättern (zu Herrn Bopp's Episode von der Sündflut u. s. w.) Erwähnung gethan, das im Ganzen in ziemlich gleichem, eben so edlem, nur vielleicht etwas strengerem Styl wie *Meghadûta* geschrieben ist, hat doch in einigen Gesängen kleinere und gröfsere Partien, die den mühseligen Kunstaufwand des *Nalodaya* noch überbieten. — Von den Verskünsten des vorliegenden Gedichtes gibt Hr. B. in der Vorrede eine ausführliche Entwicklung, von andrer Seite her als ich gethan, doch in den Resultaten übereinstimmend. Er bedauert auch, in der, zum Verständnifs der so seltsam zusammengeschraubten Reime, höchst nothwendigen Wörtertrennung nicht noch weiter gegangen zu seyn, und auch die einzelnen Theile der Composita, etwa durch untergesetzte Punkte, bezeichnet zu haben. Und allerdings, in solchen Fällen wie z. B. II, 16., nach Hrn. B.'s Abtheilung:

na samânasamânasamânasamâgamam âpa samikshya vasantanabhah
bhramadabhram adabhramadabhramadabhramara chalatah khalu kâmijanah;

ist durch die Sonderung des *na* in der ersten Zeile, und des *bhramadabhram* in der zweiten, nicht viel für das Verständnifs der folgenden ungesonderten Massen gewonnen, und nur die Ununterbrochenheit der Reimkette verloren, die sich im Sanskrit dem Aug' und dem Ohre so darstellt:

nasamâ nasamâ nasamâ nasamâ gamamâpa etc.
bhramada bhramada bhramada bhramada bhramada chalatah etc.

Ich wünschte, dafs dergleichen immer doppelt gedruckt würde, einmal Sanskrit für's Auge, wie ich's hier geschrieben, und einmal Lateinisch, nach dem Sinne getheilt, so:

na sa - mânasa - mâna - samâna - samâgamam âpa etc.
bhramad - abhram adabhra - mada - bhramâda - bhramara - chalatah etc.

Denn die Trennung der Sanskritwörter selbst verletzt, fürchte ich, ein metrisches Princip. Das *abhram* z. B. soll seine letzte Sylbe kurz haben, das kann es aber nur, wenn das schliefsende *m* mit dem folgenden Vokal verbunden wird: *abhra - ma.* Diese Verbindung wird aufgehoben dadurch, dafs man es, nach der Eigenthümlichkeit der Sanskritschrift, in Ruhestand versetzt, mit dem Ruhezeichen versieht, und statt des ihm einverleibten Vokals am Anfang des folgenden Wortes einen selbständigen Vokalbuchstaben auftreten läfst, der fühlbar Position macht, so gut als das *h* und jeder andere Buchstab. Eben so ist es ja in den Arabischen Wörtern *man istakbala*, wenn wir das *man* mit dem Ruhezeichen versehn, und das *i* am Anfang mit dem Vokalträger schreiben; das *man* ist dann nothwendig durch Position lang. Soll es kurz seyn, so mufs der Vokal ihm selbst gegeben werden: *manistakbala.* Und eben so im Persischen *man am*, wo *man* eine Kürze nur dann ist, wenn wir *ma-nam* schreiben, oder doch denken, aber eine Länge, sobald wir *man am*, mit dem Ruhezeichen auf dem *m*, schreiben oder geschrieben denken.

Von den vier Gesängen des Gedichtes ist der zweite derjenige, worin die Mühseligkeit der Reimkunst am wenigsten nachtheilig wirkt. Sie hat da nicht mit Erzählung von Begebenheiten zu kämpfen, die schon jedem lyrischen Maafse so schwer werden; sondern es ist die Beschreibung eines Frühlingstags, wie ihn der neuvermählte Nala mit seinem Hofstaat zubringt, eine Reihe einzelner Bildchen, deren lyrisch-willkührliche Züge sich leicht auch der eigensinnigsten Form bequemen können. Ich will hier davon eine Nachbildung mittheilen, mit nothgedrungener Aufgebung der Sanskritischen Reimweise, die nur hie und da von fern angedeutet werden konnte. Es ist dadurch gleichsam der poetische Gehalt aus der räthselhaften Schaale, worin diesen der Indische Dichter seinen geduldigen Lesern darbietet, für unsere ungeduldigen herausgewickelt. Manches Einzelne mag etwas leer erscheinen, weil dessen Füllung eben nur die, hier verschwindende, Reimkunst war; im Ganzen aber wird man eine blühende Phantasie, und eine gefällige Zusammenwirkung des Zerstreuten zu einem Gesammteindrucke, nicht verkennen. Zu den mit einem * bezeichneten Strophen folgen die nothwendigsten Erklärungen nach, verbunden mit einigen dem Verständnifs nützlichen, und hoffentlich angenehmen Parallelen.

König Nala's Frühlings-Hofhalt.

1.

So ward nun einzige Lust zu Theil
In seinem Hause Nala dem Erkämpfer
Des einzigen geliebten Weibs,
Dem herrlichen Feindübermuthesdämpfer.

Digitized by Google

2.

Als ein Kraftmeer strahlt der König,
Und sie schimmert wonnefeucht;
Und der Frühling kranichtönig
Zieht nun auf mit Lustgeleucht.

3.

Die wie vor Schaam am Grund sich barg,
Die Wasserlilie richtet auf der Morgen
Mit reisährblanker Stralenhand,
Darum sind nun die Bienen ohne Sorgen. *)

4.

Das Gefilde vom Krächzen der Kraniche tönt,
Da bekrönt sich mit Grün der Geranien-Strauch;
Das Gewässer, von reinen Nymphäen verschönt,
Zu bezaubern o wen denn vermag es nicht auch?

5.

Aus Winterschnee-Eismassen brach
Hervor die übermächtige Macht der Sonne;
Vor ihr und vor'm Glutschlangenpfeil
Des Kàma flieht der Held in's Haus der Wonne.

6.

Von Kâma's Nadel, die das Herz
Der Welt durchbohrt, brach auf die Campak-Blüte;
Sie hegte solche Pein, wie hegt
Getrennter Gatten sehnendes Gemüthe.

7.

Am dünn und hochbelaubten Zweig'
Quoll die Palâsa-Blüte blutgeröthet,
Dem Fleische gleich des Wandrers, den
Voll Gier der schnöde Dämon Kàma tödtet.

8.

Brunstschrei heben, von des Lenzes Kraft durchgohren,
Jetzt die nächtigen Elefanten;
Ihre Zähne, Mondessicheln gleich, durchbohren
Jeden jetzt vom Weib verbannten.

9.

Wer einem holden Weibe nun
Schmerz bringend, seine eigne Lust verstöret,
Verzweifelt wenn wie Vorwürf' er
Im Blütenstrauch die Bienen summen höret.

10.

Nun zu Kàma's Kampfplatz schmückt sich
Das Gefild, wo Kranich tönt;
Seiner hohen Herrschaft bückt sich
Alles was nach Liebe stöhnt.

11.

„Vom Frühling angeregt, wie kann
Ein Mann der liebt, nun leben fern vom Weibe?"
Denkt eine Schön' und nippet Wein;
Was thut man nicht, dafs man den Gram vertreibe! *)

12.

Wo den Liebsten nun die Schöne
Spröde meidet, horch, ihr grollt
Kokila, der seine Töne
Liebeszornig gurgelnd rollt.

13.

Der kühle Mond strahlt Glanz und Reif,
Das Lied des Kokila macht Amra's reifen.
Trägt nicht der Pfau im Tanz den Schweif?
Und läfst er rings nicht seine Rufe schweifen?

14.

Wer trägt zur Zeit, wo Mango's blühn,
Der Trennung Schmerz? und welches Weib gedenket
Beim lieben Freund des Wörtleins nun,
Das an mit Ha hebt und mit der sich senket? *)

15.

In Kàma's Dienste schwärmt von Baum
Zu Baum ein Schwarm liebschwärmerischer Immen,
Nippt Süfses und gibt süfsen Ton,
Davon des Lenzes Süfsen frisch erglimmen.

16.

Zu seinem stolzen Herzgespiel
Sucht nun den Weg ein Liebender, verwirrt
Vom Frühlingshimmel, der umwölkt
Von regem Bienenschwarmgewimmel schwirrt. *)

17.

Wer irgend nun gehet vom Hause der Braut,
Und hat nicht ein stilles Verlangen gestillt;
Es wird ihm, von grauser Umnachtung umgraut,
Begegnen ein Gegner, der Tod, der ihm gilt.

18.

Die Thörin die statt zu dem Freunde zu gehn,
Nun schmollend beim Flechten von Kränzen verweilt,
Wird, von ihm geschieden, bestrafet sich sehn,
Mit Reueverstummung vom Himmel ereilt.

19.

„Weit schaust du mit blühenden Augen im Raum,
O Baum auf der Höh', den kein Kummer befiel!
Erblickst du den Liebsten, so sag' ihm, o Baum:
Hier spielet im blühenden Lenz dein Gespiel."

Digitized by Google

20.

So zum Baume tretend sprach sie,
Der zurück ihr gab kein Wort;
Nur der Liebe Schlange stach sie,
Nicht den Liebsten fand sie dort.

21.

Welch reizend Weib erträgt den Gott,
Der Blumenpfeile schiefst und wohnt in Herzen?
Am Tage wo den Frühling fühlt
Die Bien' und summet ihre Liebesschmerzen!

22.

Er, dessen Feinde Thoren sind,
Fürst Nala, frauenliebeslust-gegattet,
Vom Liebesgott gekettet, geht
Zum Garten, von Mandären überschattet.

23.

Ihm, dem ruhmreich hochgewichtigen,
Lacht die Gattin mild und rein,
Ihm, dem mondgleich-angesichtigen,
Im gleichparadiesigen Hain.

24.

„O kehr hieher den hellen Blick!"
So ruft den gartenwallenden Frau'ngestalten
Je Freund und Freund, den spangenreich
Geschmückten, deren Fülle schwoll in Falten.

25.

Dort die gekränkte Stolze will
Nicht gehn in blütenbaumbewachsnen Gründen;
Jedoch für reiche Blumenspend'
Empfängt der Freund Vergebung seiner Sünden.

26.

Eine Vermittlerin spricht:

„Gepriesene Schönheit, o Kind, dir sey kund,
Wie zehrend dein leichterer Zorn auf ihm liegt.
Soll hier sein verbleichender blühender Mund
Verhauchen den Geist, dir zu Füfsen geschmiegt?

27.

„O komm, eh des Frühlinges fröhliche Frucht
Die Frische verlieret, o komme du jetzt
Zum Garten, und Köstliches kost' auf der Flucht!
Im Lenze zuletzt sich zu letzen, verletzt."

28.

Der listigen Lockerin lauschte mit Lust,
Die Stirn von gelöstem Gelocke geschwärzt,
Das Mädchen, und suchte mit klopfender Brust
Den Freund, der nun fröhlich im Grünen sie herzt.

29.

„Am Rand des Weihers still und hell,
Mit Blütensaugern und mit ruhenden Kran'chen,
Was soll dein Stolz?" — so zog ein Freund
Die Liebste nach mit Schmeichelwörtchen manchen.

30.

An Baume stand ein andres Weib
Und wollte pflücken seine rothen Blüten;
Die rothen Blüten wurden blafs,
Als ihres Lächelns weifse Lichter sprühten.

31.

Zum Bassin tritt eine Schlanke,
Das des Baumes Fufs benetzt;
Selbst wie eine Schlingblütranke
Schlingt sie um den Baum sich jetzt.

32.

Vom Wuchs der Rankgewächs' umrankt,
Ward lange nicht vom Freund erkannt die Schöne,
Bis sie verrieth der Freundinnen
Gelächter und der Bienen Lustgetöne.

33.

Zur Heilung ihres kranken Aug's,
Das Blütenstaub getrübt im Aufwärtsblicken,
Stellt eine nah vor'm Freund sich hin,
Mit Antlitz-Streifung schlau ihn zu bestricken.

34.

Zwar schuldbewufst, weifs jener sich
Der Unschuld Schein durch Redekunst zu geben;
Und sie, die Gute, zürnet ihm
Nicht länger, den sie liebt alswie ihr Leben.

35.

Ein andrer macht von Schuld sich frei,
Da er in Staunen wandelt das Erbofsen
Der Schönen, wie er so gewandt
Den Frühlingswald beschreibt ohn' anzustofsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Nalodaya, Sanscritum carmen, Kalidâso adscriptum, una cum Prajnâkari Mithilensis scholiis, edidit, latina interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferd. Benary.

(Fortsetzung.)

36.

Von der stolzen glanzgeschmückten,
Die er ewig lieben muſs,
Wird zu Theil dem Hingebückten
Auf das Haupt der Tritt vom Fuſs. *)

37.

Frau'n, die schönstes Haus bewohnen,
Lockt es nun zur Flur hinaus,
Wo hoch in Tamâla-Kronen
Weht Malaya-Lüfte-Saus.

38.

Die Männer froh lustwandelnd so
Mit jenen durch des Haines Blütenprangen,
Nun mit den Schönen kamen sie
Zum lotosüberblühten Teich gegangen.

39.

„Was gehst du hin zum Teich, o du
Mein Himmelshulden-Nektarmeer-Gestade!"
Rief Nala, der verliebte Fürst,
Und folgt zum Teiche Damayanti's Pfade.

40.

Des Edlen Sinn gefangen nahm
Der reine Glanz am ungetrübten Weiher,
Dazu die laute Wasserschaar,
Schwan, Möve, Kranich, Pelikan und Reiher.

41.

„Was ist da für Gefahr am Rand
Der schmalen leichtbewegten Flut zu kosen?
Was zittern scheue Kinder so,
Zu nah'n dem Wasser hier, dem wallfischlosen?

42.

Weggeflogen ist die Biene
Vom Nymphäen-Düftestaub,
Weil sie blühende Frauenmiene
Lüstern macht nach süſserem Raub.

43.

Vom Nalafrauenchorgeleit,
Dem lusterglühten, spielend umgewendet,
Hat mancher stille Lotosbusch
Verstörtes Bienensummen ausgesendet.

44.

Eingetaucht im Flutenglanze,
Ueberfällt die zarten Frau'n
Vor des Sees vom Lotostanze
Angeregter Well' ein Graun. *)

45.

Alsdann aus schaumbekrönter Flut,
Wie Göttinnen aus sternbekränztem Himmel,
Aus kranichlautdurchtönter Flut
Ans Ufer stieg das weibliche Gewimmel.

46.

In der Reize Fülle schwankend,
Alle Bienen lockend nach,
Hell wie Abendsonne wankend,
Suchen sie das Wohngemach.

47.

„Gib Lieb', eh' Liebe stirbt mit mir!
Krank macht mich Lieb' am Leben und am Leibe!"
So trat ins liebegeweihte Haus,
Ins himmelgleiche, Nala mit dem Weibe.

48.

Die Sonne war zum Abendroth
Gelangt, dem Lotos war sein Glanz entwichen;
Zur Diebin ward sie offenbar
An ihm, den ihre Stralenhand beschlichen. *)

Digitized by Google

49.

All von wannen, all von wannen
Wonn'ges Sonngefunkel wich,
All von dannen, all von dannen
Dehnte düstres Dunkel sich.

50.

Nun hat den Sonnenuntergang
Gebracht der Abend, Vogelsang verbreitend,
Den Himmel wie ein Baldachin
Bestirnend, und den Heerden Ruh bereitend.

51.

Nun erglänzt die Luft vom Strale
Dessen, der dem Meer entsteigt,
Und sich gleich der Silberschaale
Zum Spendopfer Kàma's zeigt. *)

52.

Ihn, der mit dunkeln Flecken schmückt
Sein Antlitz — welches Weib, vom Freund getrennet,
Vermag ihn anzusehn, den Mond,
Der Nacht für Nacht verliebte Wandrer brennet?

53.

Nun die Welt mit Glanz bedeckend,
Träufelnd nachtgekühlten Thau,
Weifse Wasserlilien weckend,
Wacht der Mondschein auf der Au.

54.

Wie mit Kunst die Männer werben
Flehentlich um Frauengunst,
Durch Erniedrungen erwerben
Sie Erwiedrungen der Brunst.

55.

Die in Liebesflammen ächzten,
Alle nun mit Scherzetausch,
Wie nach Amrit Götter lechzten,
Lechzen sie nach Trank und Rausch.

56.

Spröde weich, die weichen machte
Spröde das genofsne Nafs;
Neuen Liebesglanz entfachte
Den verwirrten Schaaren das.

57.

Vom süfsen bien'umschwärmten Saft, *)
Der Kraft hat jeden Liebanstofs zu glätten,
Genetzt nun und geletzt entrafft
Die eil'ge Schaar sich zu gewölbten Betten.

58.

Lose Freundeshände lösen,
Unter mancher Nagelspur, *)
Lässiges Frau'ngewand und blöfsen
Lustvollschwellende Lendenflur.

59.

Den Schönen, deren Schönheitsruhm
Im meerumschäumten Erdenrund erschollen,
Den jungen Frau'n und Jünglingen
Ist volle Lust bei Kàma's Fest entquollen.

60.

Als wie im Tanz, mit Wonnausruf,
Schwoll hier die Fülle lustbewegter Glieder;
Auf Freundesbrust klang Frauenspang'
Und flofs des Haar's gelöster Perlstrang nieder.

61.

Aber ihr, der falscheslosen,
Sich in Wonne wiegenden,
Weihte Nala minn'ges Kosen,
Ihr der Srî - besiegenden.

62.

Sie, ohne Sorgen, ohne Trug,
Begehrte sittig Nala's Lustbegehren;
Er, ihrem Willen willig, war
Bestrebt ihr hohes Freudenspiel zu mehren.

63.

So lebte, bis die Kali - Macht
Ihn traf mit unheilschweren Truggewalten,
Der König froh in Glückes Kraft
Der reichen Schätze seines Reichs zu walten.

64.

Hoher Herrschaft Hort und Hüter,
Durch der Gattin Wahl beglückt,
Thront er wie der Gott der Götter,
Wie Kuvera, glanzgeschmückt.

Erklärungen.

Zu 3.) Es ist hier die Nymphäe gemeint, die sich Nachts in's Wasser senkt, und mit dem Tage sich wieder erhebt. Die Scholien erklären: die Nymphäe hat sich niedergeschmiegt aus Schaam darüber, dafs sie sich vom lüsternen Mond hat berühren lassen, und aus Furcht vor dem Zorn ihres rechtmäfsigen Geliebten. Doch dieser grofsmüthige Geliebte (die Sonne im Sanskrit, wofür ich den Morgen gesetzt) richtet sie wieder

Digitized by Google

auf, ihren Fehltritt verzeihend. Dieser Grofsmuth nun trösten sich die buhlerischen Bienen. — Der Nebenbezug auf die glänzenden Reisähren ist wohl auch nicht so müfsig als er scheint; es ist ein Reisfeld gemeint, das unter Wasser steht, worin die Nymphäe wächst. Dergleichen schildert sehr zierlich *Kirât. IV*, 26.

Der breitgerispete, durch Reifheit seiner Frucht
Zur Röthlichkeit gelangte Halm vom Reise
Neigt sich zu der dem Wasserfeld entblühenden
Nymphä' und küfst die dunkle duft'ge leise.

Dazu 27.

Gefärbt von Wasserlilien-Staubfäden-Glanz,
Von Lotosblätterschimmer überflogen,
Die Flut, geröthet von des Reises Aehrenwuchs,
Scheint ein entflohnes Stück vom Regenbogen.

Und 34.

Von der verachtungsvollen Wasserlilie
Verschmäht, wiewohl vor ihr sein Haupt verneigend,
Gelangt der Reis hier, dorrend mitten in der Flut,
Zur Bleichheit, sich als liebverbrannter zeigend †).

Zu 11.) die Scholien: „Jetzt, zur Zeit der Liebeslust, wird der Entfernte gewifs zu mir zurückkehren"; in dieser frohen Aussicht trinkt sie Likör (was, beiläufig gesagt, die Schönen bei den Indischen Dichtern durchweg thun; vgl. 55—57.). Oder auch: „Er ist gewifs gestorben, sonst müfste er jetzt zurückgekommen seyn"; so trinkt sie Lippen-Nektar, tröstet sich an Küssen eines Andern.

Zu 14.) d. i. *Hader;* im Sanskrit *kalaha*, ebenso sylbenweise beigebracht, oder vielmehr buchstabenweise, weil *ka* u. s. w. dort nur ein Buchstab ist.

Zu 16.) Schol. Der Bienenschwarm-umwölkte Himmel entzündet [besser: verwirret] die Verliebten, dafs sie zur *Unzeit* die Liebeszusammenkunft mit der Geliebten suchen. D. i. (wie ich glaube) schon am hellen Tage, da sie wegen der Bienen-Umdunkelung bereits die Nacht eingetreten glauben. Nur dafs so die unschuldige Hyperbel zusehr betont wird.

Zu 33.) Ihr ist, oder sie thut als sey ihr, Blütenstaub, während sie nach den Bäumen emporgeblickt, in's Auge gefallen, den ihr nun der Freund herausblasen soll. Die Scholien sagen das ebensowenig mit bestimmten Worten, als die Dichter selbst; beide scheinen die Situation als eine bekannte vorauszusetzen. Aehnlich ist *Amarus'atakam* 70.

Weil er fremde Lippen bifs, traf ihn der Liebsten Lotosfächer;
Schnell, als sey ihm Blütenstaub im Auge, blinzend stand er da.
Sie, gespitzten Knospenmundes, haucht in Unschuld; und ihr frecher
Freund in der Verwirrung küfst sie, die nicht weifs wie ihr geschah.

Auch hier ist blos angedeutet; vollkommen deutlich aber sagt *Kirât. VIII*, 19.

Der aus dem Auge mit des Mundes Wind fürwahr
Ein Blütenstäubchen nicht zu bringen ist im Stand,
Die Schöne stöfst, von seinem Athem aufgeregt,
Ihn stürmisch mit des hochgeschwellten Busens Rand.

Zu 36.) Ein Fufstritt der Art ist ein sehr gewöhnliches energisches Liebeszeichen, wie bei den Persischen, so den Indischen Dichtern. *Amarûs'*. 86.

Der mit Lak belegte, lieblich Lotosglanz verdunkelnde,
Mit Juwelenschimmerschatzes-Abendroth bespangte,
Welchen warf im höchsten Zorne die mit Augen funkelnde,
Als ein Glückeszeichen auf dem Haupt der Fufs mir prangte.

Zu 44.) Den Nymphäentanz erwähnt *Kirât. V*, 32.

Vom sanften Wind bewegt, ist fröhlich
Hier ein Nymphäentanz zu schauen,
In Wassern, die sich leise furchen,
Wie muntrer Frauen Augenbrauen.

Uebrigens hat der Gang unseres Stücks die gröfste Aehnlichkeit mit *Kirâtarj. VIII.* u. *IX.*, wie folgende gedrängte Inhaltsanzeige dieser beiden Gesänge darthun wird. Vorher sind, von Indra zur Verführung des Bufsübenden Arjunas aufgerufen, die himmlischen Nymphen, begleitet von ihren musikalischen Freunden, den Gandharven, herabgekommen und haben in der Nähe des Ganga-Flusses ihr glänzendes Lager aufgeschlagen, das geschildert wird. Dann, den Arjunas einstweilen vergessend, macht die Gesellschaft einen Spaziergang durch den Wald, wobei galante Scenen mit Naturschilderungen wechseln, *VIII*, 1—26. Nun baden sie in

---

†) Ich will, für die Kenner, von dem noch nicht zur Sprache gekommenen Gedichte diese drei Sloken im Sanskrit hersetzen.

IV, 26. *amí prthu-stambá-bhrtah, pis'angatâm*
gatâ yipâkena phalasya, s'âlayah
vikâsi vapr'a'mbhasi gandha-sûcitam
namanti nighrâtum iv 'a' sis'o'tpalam.

27. *mrn'âlininâm anuranjitam tvishâ,*
vibhinnam ambhoja-palâs'a-s'obhayâ,
payah, sphurat-s'âli-s'ikhâ-pis'angitam,
drutam dhanuh-khan'dam iv 'a' hi-vidvishah; —

34. *asâv, anâsthâ-parayâ 'vadhîritah*
saroruhin'yâ, s'irasâ namann api,
upaiti s'ushyan kalamah sah 'a' mbhasâ,
manobhuvâ tapta iv, 'a' bhipân'dutâm.

Digitized by Google

der Ganga, 27—57. Die Sonne geht unter, Abendbilder *IX*, 1—16. Mondaufgang und Nachtgemälde, 17—32. Rückkehr in's Lager, die Schönen rüsten sich zu Liebesabentheuern, einzelne Bildchen 33—50. Trinkgelag und Niederlage 51—73. — Es ist nur alles viel ausführlicher, als in unserer Episode, und dabei viel bestimmter und individueller, auch in Sinn und Ausdruck um so kunstreicher, da keine so unnatürliche Reimweise beengte. Aus der Badescene von *VIII*, 27, 57. will ich zur Vergleichung mit unserer, (40—45.) einiges in sehr wörtlicher Uebersetzung ausheben.

27. *Mit lotosbewegendem Fischegeschnalz,*
Mit Wellenschlag am reinen Gestade
Mit lauter Stimme von Möv' und Schwan
Rief gleichsam der Strom die Frau'n zum Bade.

28. *Vom glutendämpfenden, Lotosduft-*
Verhauchenden, wehenden leis' und linde,
Geboten ward gleichsam den Schönen der Arm
Vom wellenkranz-umfangenen Winde.

31. *Durch's erste Tauchen der muntern Schaar,*
Die strebend schwellende Lenden stemmte,
In Unruh kam die getheilte Flut,
Die strandwärts ihre Kraniche schwemmte.

32. *Durch der Gandharven felsige Brust,*
Und der Himmelsfrauen strotzende Brüste,
Beschäumter Welle zum Ufer geführt,
Ward bleich das Wasser als ob sich's entrüste.

33. *Abstreifend Sandelsalbe dem Leib,*
Frau'nlocken wirrend, und Kränz' entflitternd,
Zu grofser Vertraulichkeit schuldig, ward
Das Wasser gleichsam vor Strafe zitternd.

37. *Den vor der Nebenbuhlerin ihr*
Der Freund auf die schwellende Brust gedrücket,
Sie läfst nicht los den zerwüsserten Kranz;
Nicht ist's ja der Stoff, was die Liebe beglücket.

39. *Die glänzenden Ohrgehänge der Frau'n,*
Vom Wasser genommen, im Wellengeflister
Umtreibend, sind nun kläglich zu schau'n
Wie ihrer Würden entsetzte Minister.

40. *Mit abgespületen Schminken des Aug's*
Und der Lippe, die Frau'n, die doch entzücken,
Betrachtend, haben Gandharven erkannt,
Dafs selber den Schmuck nur der Leib kann schmücken.

41. *Nie so verbrannt' er im vollsten Putz,*
Gewählt um des Freundes Herz zu gewinnen,
Wie feucht nun verbrennt der schöne Leib
Die Augen der Nebenbuhlerinnen.

43. *Im Wasserwirbel von Frauenhand*
Geschlagen, ist Trommelgetön angebrochen,
Wozu im Takte bewegt aufführt
Herzraubende Tänze das Busenpochen.

44. *Nymphäen verlachende, lächelnde*
Frau'nangesichter im Wogenbilde
Belohnen schmückend den Strom dafür,
Dafs er den Nymphen sich zeigte milde.

45. *Vom schnalzenden Fisch an der Hüfte berührt,*
Vor Schreck ausbreitend des Arm's Gezweige,
Ein Schauspiel bieten die Schönen dar
Den Freundinnen selbst, den Freunden geschweige.

46. *Als wie aus Furcht vor dem Fisch in der Flut,*
Hat eine Spröde den Freund umschlungen;
An Schönen gefällt ein verstelltes Thun
Aus unverstellter Neigung entsprungen.

47. *Durch ihre vom Untertauchen verwirrt*
Ergossenen Locken verhüllt, erlangen
Frau'nangesichte den Schein von Nymphä'n,
An welchen Trauben von Bienen hangen.

48. *Ausstreckend der Hände junges Gesprofs*
Im Wasser, eya! dem gar zu tiefen,
Ward Freundsumfahung der Stolzen zu Theil,
Ohne dafs sie Gespielen als frech beriefen.

49. *Von Freunden mit Händen voll Wasser bespritzt,*
Indem sie nun dehnen die Brust mit Stöhnen,
Und ringen die Hand mit Gebärdenspiel,
Erreichten den Zweck die koketten Schönen.

50. *Als der sonst spröde Freund nun galant*
Sich erweisend, Eine spritzt' in's Gesicht,
Stahl gleichsam mit blinzelnden Augen diefs
Der Nebenbuhl'rinnen Wangenlicht.

52. *Entsalbetem Aug' hat der schmachtende Blick,*
Entschminketen Lippen das leise Leben,
Der Stirne, des Stirnezeichens beraubt,
Hat Schmuck die matte Falte gegeben.

53. *Die augendrehende zwickende Schaar,*
Die mit dem Freund um die Wette tauchet,
Mit zitternden Gliedern und athmender Brust, —
Hat Mattheit, hat Anmuth sie angehauchet?

56. *Nach anderem Strand verliebte Vögel scheuchend,*
Verstörend friedliches Nymphä'n-Geschlechte,
Nun aus dem Bade stiegen sie mit blanken
Halsketten, wie sternflimmerreiche Nächte.

57. *Von Sandelduft gefürbt, bunt überstreuet*
Von Flittern und geborstner Perlenkette,
Glich, von den Frau'n genossen und verlassen,
Das Wogenbett nun einem Liebesbette.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Nalodaya, Sanscritum carmen, Kalidâso adscriptum, una cum Prajnâkari Mithilensis scholiis, edidit, latina interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferd. Benary.

(Fortsetzung.)

Die Aehnlichkeit ist unverkennbar, an Nachahmung aber nicht zu denken. Es sind poetische Gemeinweideplätze von weitestem Umfang; und Eigenthümlichkeit, wie wir sie von unsern Dichtern fordern, ist den orientalischen Litteraturen ebenso fremd als irgend einer Volkspoesie.

Zu 48.) Der Lotos hat am Abend seine Röthe verloren, die Sonne hat nun die Röthe, im Abendroth; sie hat sie also jenem gestohlen. (Es ist dieses der am Abend verblühende Lotos v. 1., dagegen ein andrer Nachts am Mondenstral aufblühender v. 53.). Auch darauf finden sich zahlreiche zierliche Anspielungen im *Kirâtarj.* z. B. *IX*, 16.

Verlassend nun die nachtgetrübten
Geschlossenen Nymphäenkronen,
Entflieht der Glanz zum Sternenhimmel;
Denn jeder will im Sichern wohnen.

Oder mehr im spielenden Persischen Geschmack, *IX*, 3.

Da begierig mit Stralenhänden
Sie der Nymphäe Nektar getrunken,
Ist die Sonne berauscht zur Erde,
Rothgewordenen Leib's, gesunken.

Schöner ist v. 14, wo das abendliche Verblühn dieser Blume dargestellt wird als Mitgefühl der Trauer um die Vögel der Liebe und Gattentreue, die *Cakravâken*, die jede Nacht, nach der Sage, voneinander getrennt, sich zurufen, ohne einander erreichen zu können:

Wie seinen Ruf der Nachtgetrennte
Hin nach der nahen Gattin lenket,
Hat der Nymphäe blühend Antlitz
Erlöschner Freude sich gesenket.

Eine Anspielung auf diese Doppelfeindschaft der Nacht gegen die verliebten Vögel und die Blumen enthält der in der vorhergehenden Anmerkung mitgetheilte v. 56, dessen Zierlichkeit nun erst einleuchten wird.

Zu 51.) Der Mond als silberne Schale zum Spendopfer *Kâma's*, des Liebesgottes; eigentlich zur Salbung oder Königsweihe desselben als Universalmonarchen. Ebenso *Kirât. IX*, 32.

Zur Salbung Kâma's hat die Schöne
Der Nacht nun den mit Lotossprossen
Bestreuten Silbernapf voll Glanzflut,
Den Mond voll Flecken ausgegossen.

Die Lotossprossen (wie unsere Sommersprossen) stellen hier die Flecken des Mondes vor, wovon der folgende Vers 52.

Zu 57.) Von Bienen umschwärmt; wörtlich: von den Bienen verlassen; nämlich weil sie scheucht, wer trinken will. Die in der Indischen Poesie überall summenden und schwärmenden, hundertnamigen Bienen (wir haben nur noch Immen und die unbrauchbaren Hummeln) sitzen hier auf den Trinkgläsern wie bei uns die Fliegen. Ich wundere mich noch nichts von Schmetterlingen gefunden zu haben. Sonst spielt, vom Käfergeschlecht, eine Goccinelle, der *Indra - Hirte* eine Rolle. *Kirât. X*, 3.

Mit dem saftigen Lack der Sohlen
Zeichnet die wandelnde Frauenheerde
Pfade, dafs gleichsam von Indrahirten
Wimmelt die gräsergeröthete Erde.

Zu 58.) Diese Leute kratzen und beifsen sich immer, wenn sie einander lieb haben. Statt vieler einzelner Beispiele eine allgemeine Reflexion darüber aus *Kirât. IX*, 49.

Umarmung unter Nägelzeichen,
Kufs unter dichten Zahneindrücken;
Ja, der sich nennt den zarten weichen,
Herb ist selbst Kâma im Entzücken.

Hier ist's aber eigentlich nicht so, wie meine Uebersetzung es zeigt, dafs die Nagelspuren jetzt erst beim

Digitized by Google

eilfertigen Entkleiden und dem etwa damit verbundenen Kampf erfolgen; sie sind im Original vielmehr ein *epitheton ornans* des Leibes selbst, als dessen eigenster unveräufserlicher Schmuck, der ihm bleibt wenn der äufsere genommen wird, verborgene, nun sichtbar werdende Liebeszeichen vom Freunde, die besonders den Neid der Nebenbuhlerin erregen. So ist's in der zu 44.) mitgetheilten Strophe 41., wo statt „der schöne Leib" der genarbte Leib zu setzen, im Urtext: der Leib mit Nagelspuren-Schmuckglanz.

Nach dieser ästhetischen Darlegung der Episode, habe ich noch einige philologische Bemerkungen zu Hrn. B.'s Uebersetzung derselben zu machen, wobei ich mich doch auf das beschränken werde, was sich entweder ganz kurz abthun läfst, oder was für die Sprache überhaupt von Wichtigkeit ist, mit Vermeidung weitläuftiger Erörterungen solcher Art, über streitige Wort-Auflösung oder Auffassung u. dergl., deren Nutzen sich nicht über die Stelle hinaus erstreckt. Auch werde ich alles übergehn, was meine Uebersetzung selbst schon zur Genüge ausspricht oder andeutet.

v. 3. Hr. B. hat mifsverständlich in den Scholien zweimal, in der letzten und vorletzten Zeile, *shinga* in *shad'ga* verändert. Wenn letztes auch „Biene" heifsen könnte, so wäre es doch neben dem *shat'pada*, was wirklich Biene heifst, und schon da steht, müfsig. *Shinga* aber, d. i. *Lecker*, *Buhler*, wird hier von den Scholien als figürliche Bezeichnung der *Biene* gebraucht, für welche Bedeutung sie die Autorität *Ranti* anführen.

v. 5. Der Text „*Kâma's* Schlange-genannter Pfeil" meint: Kâma's Pfeil, der nur dem Namen nach ein Pfeil, in der That aber eine giftige Schlange ist. Eine beliebte Art nachdrücklicher Vergleichung, statt: Kâma's schlangengleicher Pfeil. So *Kirât. XIII*, 14.

iti tena vicintya *câpa-nâma*
prathamam paurusha-cihnam âlalambe,
upalabdha-gun'ah parasya bhede
sacivah s'uddha iv' âdade ca vânah.

d. i. So denkend, ward von ihm das *Bogengenannte erste Mannheitszeichen* erfasset, und auch der in Feindesspaltung bewährte, treue Freund gleichsam, der Pfeil ward ergriffen. — Das Scholion „*sarpasadrs'a-svavân'agocarîkrtah*" sagt ganz deutlich: der zu seines (Kâma's) schlangleichen Pfeiles Ziel gewählte (Nala).

v. 7. *smara-nicapalâs'a* ist nicht erschöpft durch: der *wie* Kâma schnöde Dämon; sondern: Kâma, der selbst ein schnöder menschenfressender Dämon. Schol. *smara eva* (nicht *iva*) *nîcah palâs'ah*. Durch dieses *eva* charakterisiren die Scholiasten solche das Verhältnifs der Gleichstellung ausdrückende Zusammensetzungen, die im Arabischen und Persischen durch das Genitivsverband gegeben werden, wie man hier sagen würde: die schnöde *Ghôl* der Liebe; *ghôlu-l'ishk'i-lsâfilatu*, oder *ghôli sâfili 'ishk'*. Im Grunde dieselbe Art zu vergleichen, wie die zu v. 5. erwähnte.

v. 11. *kila* hat die ironische Bedeutung von *scilicet*. Die Scholiasten sagen: *kila ity alîke*. So *Kirât. VIII*, 19. wovon die Uebersetzung in den vorhergehenden Erklärungen zu v. 33; und *VIII*, 48, wovon sie zu v. 44. zu sehn ist; wo ich das *kila* einmal *fürwahr!* das andermal *eya!* übersetzt habe. Ebenso *XI*, 2. *XIII*, 36. halb ironisch ist es auch *Meghad.* 102. „freilich", und 107. „etwa wohl". Hier nun erkennen die Scholien die ganz ironische Bedeutung nicht an, indem sie *kila satye* nicht *kila alike* sagen; doch ist der ironische Ton auch hier nicht zu verkennen. Wörtlich: *scilicet curam ejus (viri) non removens (mulier)*.

v. 12. „*verba fracta*" zu wörtlich; es ist: künstlich gerollte, modulirte Töne. Schol. *bhangam, racanâvis'esham.*

v. 14. Das *na* in der ersten Zeile könnte man zu dem vorhergehenden *ke sahakâs* ziehn: welche Männer ertragen nicht? d. i. müssen nicht dulden? doch scheint *sâhaka* mehr „zu tragen fähig", als „leidend". Die Scholien ziehn das *na* zum folgenden *kâ sasmâra kalaham*, „welches Weib gedenkt nicht des Haders?"; geben ihm aber den Sinn: sie vergifst den Hader; was freilich passend, aber grammatisch unmöglich ist. Doch pafst eben auch jenes erste, in diesem Sinn: sie führt nun *verliebten* Hader.

v. 15. *utka* ist nicht „*contristatus*", sondern durchaus: sehnsüchtig, wie *utkan'dita*, *utkalika*, *utsuka*, wo überall *ut* die Hauptsache ist, und die Ekstase bezeichnet, wie in *unmatta* und *unmanas* auch. Ich würde das nicht bemerken, wenn nicht die Uebersetzung dieser Bedeutung der so häufigen Wörter bisher manche höchst deutliche Stelle in den Uebersetzungen unverständlich gemacht hätte.

Uebrigens wäre in der ersten Zeile, gegen die Scholien, besser *madhu-râgât* als Compos. zu fassen; zum folgenden *pîtvâ* supplirt sich dann *madhu* als Accus. von selber.

Digitized by Google

v. 16. *kâmijana* kann wohl nicht *amata* (wie *kâmijana* v. 35.) sondern nur *amicus* seyn. Dagegen kann das allgemeine *samâna* (Schol. *bandhu*) wie unser *Gespiel*, füglich auch das Weib bezeichnen (vergl. *sakhi* im Boppischen Glossar); und danach werden in der Uebersetzung *amata* und *amicus* ihre Stelle tauschen müssen. Die Negation übrigens kann fragweise genommen werden: welcher Verliebte *sucht nicht* die Zusammenkunft? oder auch schlichthin: Er *findet sie nicht*, in der Verwirrung.

v. 17. „*inimicus malusque morbus*". Das *eva* sagt nicht *et*, sondern *tanquam* oder *ipse*, wie zu v. 7. gesagt ist.

v. 19. Ebenso „*floribus oculisque*"; statt: *floribus (tanquam) oculis*. Eben so v. 37. „*virtus et Amritum*" statt: *virtutes, quae sunt Amritum* oder *virtutum Amritum*.

v. 21. „*florum sagittam*", sage: *floribus pro sagittis utentem*.

v. 22. *mandâritayâ* sagt nicht wörtlich „*insipiente hostilitate*", was ohne Sinn; sondern: *insipientium (vel exiguorum) hostium statu*; oder: *insipientes (exiguos) hostes habentis statu*; indem nicht *manda* mit *aritâ*, sondern *mandâri* mit *tâ* zusammengesetzt ist.

v. 23. Am Beiwort *samâna-nandana*, statt *nandana-samâna*, ist kein Anstofs zu nehmen; es ist: dem (nur) das Paradies gleich ist; statt: der dem Paradies gleich ist.

v. 24. „*in quarum ventre pulcrae plicae*". Hr. B. möchte in der Note die anstöfsigen Hautfalten wegschaffen, hier und v. 46. u. 60., und eine anständige *zona* daraus machen. Es wird aber bei dieser orientalischen Schönheit (*bali f. the fold of skin in stout persons, especially females, upon the upper part of the belly. Wils.*) sein Verbleiben haben müssen. Die Scholiasten setzen überall für dieses *bali* ein *tribali*, Dreifalte, oder wie hier: *tribali-bhanga*, Dreifaltenbruch. Es wird also *tribali* der eigentliche Name der uns räthselhaften Sache seyn; und so steht er in den Epikern, z. B. *Indralok. V*, 9. wo *tribali-dâma* keineswegs ein dreifacher Gürtel, sondern ein viel natürlicherer Putz, die dreifache Falte selbst ist, die mit einem Band oder Gürtel nur verglichen wird; die verführerische Nymphe hat keinen andern als ihren Dreifaltengurt an. *Kirât. VIII*, 24. beschreibt

samucchvasat-pankaja-kos'a-komalair
upâhita-s'rin'y upanîvi nâbhibhih,
dadhanti madhyeshu bali-vibhangishu
stan'a'tibhârâd udarâni namratam;

d. i. Unterleiber, verherrlicht durch Aufblüh-Lotosknospen-zarte Nabel in der Gegend des Schurzes, an den faltenwogenden Mitten Biegung habend durch der Brüste Ueberwucht. Und *VIII*, 17.

kalatra-bhârena vilola-nivinâ,
galad-dukûla-stana-s'âlin'o'rasâ,
bali-vyâpâya-sphuta-roma-râjinâ,
nirâyatatvâd udarena tâmyatâ;

d. i. Mit Lendenfülle, wovon der Schurz schwankte; mit einer Brust, an welcher glänzte ein Busen, dem die Hülle englitten; mit einem Unterleib, an dem durch Weggang der Falten die Haarreihe sichtbar ward, und der wegen Unlänge schmachtete, d. i. schmächtig ward wegen unzureichender Körperlänge beim angestrengten Dehnen in die Höhe, um nach Baumblüten zu langen, was dort geschildert wird. Das *bali-vyâpâya* erklären die Scholien durch *bhangi-nivrittyâ*, Verschwindung der Brüche, Wellen oder Falten. — Die *tribali* verschwindet also durch Dehnung des Leibes, und bedeckt zuvor die Haarreihe am Unterleib. Von dieser letzten hat *Amarus'*. 95. *madhyam asyâ ven'i-bahulam;* ihre Mitte ist *ven'i*-reich; Schol. *asyâ româvalî ramyâ*, ihre Härchenreihe ist reizend. Vielleicht ist das hier von den Scholien gebrauchte *âvali* nur ein Compositum von *vali* (*bali*), Reihe, Falte, Haarreihe. Auf diese letztere geht das von den Scholien hier zu unserer Stelle aus *Amara* beigebrachte: *balih prân'yangaje striyâm*, d. i. *bali* Feminin ist *prân'yangaja* d. i. Leibhaar lebendiger Wesen. Denn *angaja* kann seiner Etymologie nach nur Leibhaar seyn, nicht Kopfhaar, wie Wilson angibt. Und so wäre *bali* wohl verwandt mit *bâla* Haarbüschel, und selbst mit *bâlâ*, die mannbare. Dafs aber die *bali* nicht blos in der Haarreihe besteht, sondern diese blos dabei ist, hat die zweite der angeführten Stellen aus *Kirât.* gezeigt. Und so ist es auch Falte an andern Stellen der Haut, z. B. der Stirne, und auch da erscheint es als Schmuck, *Kirât. VIII*, 52, wovon die Uebersetzung oben in den Erklärungen zu v. 44.

v. 26. Die doppelte Negation *na na* ist als *nonne* verstanden, hier und *I*, 20. 26. 46. 51. u. *II*, 33. Aber *nonne* ist im Sanskrit *nanu;* und *na na* ist *non non* d. i. *nec non*, als Affirmation oder sich aufhebende Negation. So sehen's die Scholien an, die zu *I*, 20. *n'ârtir, nodyâ na* sagen: *pîd'hâ na nodyâ, iti na, apitu nodyâ eva*, wörtlich: „der Schmerz ist nicht zu vertreiben; dieses nicht; sondern er ist ja zu vertreiben". Das:

Digitized by Google

dieses nicht, *iti na*, sagt, dem Charakter des *iti* gemäfs, dafs der ganze vorhergehende Satz, die Nichtvertreibung des Schmerzens zu verneinen sey. Also ist statt Hrn. B.'s: *nonne dolor abjiciendus est?* zu übersetzen; *dolor non est non abjiciendus*, oder: *nec non abjiciendus est dolor*. Und eben so erklären die Scholien an allen übrigen Stellen, auch *I*, 51., wo Hr. B. sich genöthigt sieht, die Frage aufzugeben, weil der Satz relativ ist. Nirgends sagen die Scholien: *na iti kâkuh*, womit sie sonst das fragende *na* bezeichnen, wie *II*, 16. oder *I*, 31. (an welcher letztern Stelle auch ein doppeltes *na* steht, das zweite aber ein verneinendes Adjectiv bildet, und das erste allein *nonne* ist, wie Hr. B. auch übersetzt hat.). Im *Kirâtârjunîyam* kommt das doppelte *na* sehr häufig vor, und wird von den Scholien immer eben so: *na — iti na*, *kintu* oder *apitu* erklärt, z. B. *II*, 27. *IV*, 24. *XII*, 28. *XV*, 42., wozu sie dann noch die Formel anführen: *sambhâvya-nishedhanivartane dvau pratishedhau;* die wohl nichts anders sagen kann als: *duae negationes affirmant.* Und wirklich pafst auch dem Sinne nach nirgends *nonne*, überall aber *non — non*, z. B. *non non cum misericordia i. e. non sine misericordia.* — Doch freilich scheint in *Meghad.* 65. und 106. *na na* statt Eines fragenden *na* (also dem Sinn nach statt *nonne*) zu stehn; vergl. *na — no* 104. Und so steht ebendaselbst 109. *nanu — na* für *nonne*. Es könnte also auch in einigen der obigen Stellen *na na* durch *nonne* zu übersetzen seyn, nicht aber so anzusehn, als sey *na na* selbst gleich *non ne*, sondern so, dafs das eine *na* allein gleich *nonne*, und das andere dann eine Wiederholung der Frage.

v. 29. *samâna-stavaka* kann schwerlich „*superbae laudator*" seyn. Das müfste: *samânâ-stavaka* oder *samânastrî-stavaka* heifsen; vergl. zu v. 16. Also nach den Scholien: Mit Ehre (Ehrgefühl oder Ehrerbietung) lobend, schmeichelnd.

v. 31. Das befragzeichnete *valkîtvena* in den Scholien ist ohne Zweifel *valkîtvena*, d. i. durch Lianen-Eigenschaft oder Aehnlichkeit. So wird den Frauen von den Scholien gewöhnlich auch ein *padminîtvam*, eine Lotos-Eigenschaft, zugeschrieben. Das *pallavagûhanârtham* soll aber vielleicht *pallava-grahan'ârtham* heifsen.

v. 33. „*arborum pollinem tanquam summum habens*". Die Boppische Auslegung des *para*, die gar oft nicht pafst, wie auch hier nicht, wo es offenbar: *intenta, conversa, in arborum pollinem;* wie die Scholien deutlich sagen: *vrksha-makaranda-dars'an o'nmukhî.*

ânâna-yâna-nayâ, „*vultus directionis gnara*"; Schol. die geschickt weifs sich (mit ihrem Gesicht) dem Gesicht des Freundes zu nähern.

v. 40. *yad* „*quid*"? Sage: *quod*, dafs. Die Construction knüpft sich an das: *quae noxa est?* und das dazwischen liegende ist Parenthese.

„*a constantia relictis*", nach der Worttrennung: *dhrtibhir astim itâbhih*, die nicht gut ist, weil *astim itâbhih* schon vorher im Reim steht. Die andere Auflösung: *dhrtibhir a-stimitâbhih*, gibt nicht, wie Hr. B. annimmt, den Widersinn: *constantih immobiles, non relictae*; so dafs das Scholion *cancalâbhis (mobilibus) in acancalâbhis (immobilibus)* zu verwandeln wäre. Wilson gibt nur die Bedeutung von *stimita* ganz falsch an; vermuthlich hat er in seinem Gewährsmann ein verneinendes *a* zuviel oder zuwenig gelesen. *Stimita* (wie schon der Klang gibt) ist nicht *mobilis*, sondern *fixus*, *immobilis*, und ohngefähr soviel als *sthagita* (wie denn die Scholien *astimita* hier auch durch *asthagita* erklären), d. i. *stipatus*, *obtectus*, *Kirat. IX*, 9. und 15. *XIV*, 31. *XVI*, 39. So *stimita* bei *Kirât. VI*, 47. *stimitam akshi*, das (vor Staunen) starre Auge; Schol. *niscalam, immobile.* Und so dreimal *stimitanayanam* im *Meghad.* 38. 61. u. 97.

v. 43. „*agrorum*" ist zu streichen. *Alinî* ist schwerlich eine des Reims wegen gebildete regelwidrige weibliche Form zu *ali*, sondern eine regelmäfsige zu dem neben *ali* anzunehmenden *alin*, von welchem z. B. der Pluralgenitiv *alinam* (statt *alînam*) *Kirât. VII*, 31. steht.

v. 46. „*viam*", sage: *domum.*

v. 47. „*valde vehiculis instructas*"; sage: *(divina) vehicula superantes.* In Z. *a.* ist *madan'e'shu*, Liebespfeil, mit dem folgenden Wort zu componiren, und danach zu übersetzen.

v. 48. „*lucendum erat illi furi*"; sage: *manifesto existendum erat ei (tamquam) furi;* d. i. er mufste offenbar ein Dieb seyn; nach der gewöhnlichen Passivconstruction von *bhû*, worin das *verbum copulae* mit dem *verbo existentiae* als eins erscheint.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Nalodaya, Sanscritum carmen, Kalidâso adscriptum, una cum Prajnâkari Mithilensis scholiis, edidit, latina interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferd. Benary.

(Schluſs.)

v. 50. „*obtectus Sol excipiebatur illo (vespertino) tempore*". Genauer: *obumbratio Solis coepta erat ab illo tempore.*

v. 51. *smarâgraga*, als Beiwort der Silberschaale, sagt: die vor Kâma aufgestellte (Schol. *kâmapurovartî*), oder vor ihm zur Königsalbung auf seinem Welttriumphzuge (Schol. *madanabhûpa - prasthân'a'bhisheka*) hergetragene.

v. 54. „*post se ducebant*"; besser: *pelliciebant, colebant* oder *adorabant.* „*Alto*", sage: *cumulato* oder *perfecto.*

v. 55. Note: „*âdara nescio an recte lasciviam verterim; quae Wilson s. v. attulit (1. commencement 2. respect) nostro dicto non sunt apta*". Hier ist *lascivia* ganz passend, ob es gleich das umgekehrte *reverentia* ist, was *âdara* bedeuten soll. Das, nicht sowohl vage, als umfangweite Wort sagt: 1. (Bestreben) Anstreben, Anheben, Anfang; 2) (Bestreben) Streben, Verlangen, Begierde; 3) (Bestreben) Bewerben, Gefälligkeit, Höflichkeit, Galanterie, Ehrerbietigkeit. Das besonders häufige Adverb *sâdaram* vereinigt die Bedeutungen 2. u. 3.

Die Verse in den Scholien, auf die ich mich nicht einlasse, sind freilich nicht aus dem *Mahâbhârata*, sondern von einem Autor Namens *Bharata* mit kurzem *a.*

v. 58. Note. Ein Beispiel vom weggeworfenem *a* der Präposition *ava* ist *vatansa*, für *avatansa.*

Soviel über den zweiten Gesang; zum ersten bemerke ich nur folgendes.

v. 7. „*mare gladiis, clavis amphibiisque praeditum*". Sage: *mare (proelii), quod pro amphibiis gladios et clavas habet.*

v. 15. „*quem injuriâ finitâ terrae reges, hoste majores, coluerunt*". So wollen's die Scholien, doch besser ist: *quem, postquam hostium turbas compresserat, venerabantur maximi reges.*

v. 16. „*Bhîmi viventis et divitis*". Sage: *Bhîmi (regis) spirantes i. e. perennes opum reditus habentis,*

v. 22. „*a gruibus honoratus*"; sage: *gruum fastu praeditus.*

v. 26. „*cum gaudio in amore* (sage: *in amorem*) *excitata*".

v. 27. „*in divitiarum sedem*", als Appos. zu: *in Nali praesentiam.* Besser: *apud divitiarum thesaurum (ipsum Nalum)*; wie *II*, 63.

v. 31. „*semper*", sage: *in capite.*

v. 34. „*oris lunae similibus aptis lotis instructos*". Sage: *facierum lunâ (i. e. facie) aequantes ipsissimum florem Lotum.*

v. 38. „*incerti (Indri) inquietudine missus*". Sage: *(Indri) imprudentiae motu missus*; oder nach der ersten Erkl. der Schol. (*ipse*) *imprudentiae motu vacuus.*

v. 41. „*arundis mente tristis*"; sage: *arundinis (i. e. Nali) desiderio affectâ mente.* Uebrigens ist *nalotkamanasâ*, keine fehlerhafte Zusammenziehung aus (*nala (i. e. nale) utka etc.*, wie Hr. B. in der Note sagt, sondern ordentliches Compositum, wie er es selbst auch hat drucken lassen.

v. 42. „*lato vultu*"; sage: *longo (diducto, amplo) oculo.*

v. 48. „*vel si amore alius deposito, adsto ego atque Nalus, hominum principi splendor sit corporis e Deorum concionis silva adulti elephanti silvestris*". Sage wörtlich: *vel si, amore alius deposito, nitor in Nalo solo, Coelicolarum silva versantis elephanti corporis fiat splendor tutelaris (mihi) ejus*; d. i. *tueatur me conspectus Nalus, similis eleph. etc.* Nämlich in

Digitized by Google

Z. 2. ist statt *vanyasya (silvestris)* zu schreiben *'vany asya* (d. i. *avani asya*), und in den Schol. *avani rakshikâ* statt: *avanir akshikâ.*

v. 49. „*cujus justo populo decreta erat conservatio*"; sage: *probae mulieri certa erat tutela (ejus).*

v. 50. „*apum instar mobili vultu*". Sage: *apum pleno oculo*, oder: *apum instar tremulis obtutibus.* Die Blicke mit Bienenschwärmen verglichen, oder das Auge ein Lotos voll Bienen.

Die beiden letzten Gesänge will ich andern Kritikern überlassen. — Möge Hr. *Benary*, der guten Vorbedeutung seines Namens gemäfs, uns noch recht viele Neuigkeiten aus dem alten *Benares*, mit soviel Einsicht und Bündigkeit, wie diese erste, bringen!

Rückert.

II.

Histoire de France, depuis le 18. brumaire jusqu'à la paix de Tilsit. Par M. Bignon. Paris, 1829. 1830. *Tome I—VI. in 8vo.*

Wir können fast kein Französisches Buch über die Geschichte der neusten Zeit anzeigen, ohne sogleich in eine polemische Stellung gegen den Inhalt zu gerathen, und dies wahrlich ungern und mit Verdrufs, denn sicher fehlt sonst uns die Neigung nicht, die schätzbaren Eigenschaften anzuerkennen, welche jenen Büchern meist rücksichtlich der Anordnung und des Vortrages zukommen, und für unsre heimischen noch gar oft zu wünschen bleiben. Wir sind aber genöthigt, bei solchen Werken eine Art fortlaufender Protestation einzulegen wider die unaufhörlichen Unrichtigkeiten, Entstellungen und Mifsverständnisse, welche, sowohl in Betreff der Thatsachen, als in der ganzen Art der Auffassung und Behandlung, grade diejenigen Denkmale unsrer Zeitgeschichte verfälschen und unsicher machen, denen, als von Augenzeugen und Theilhabern der Begebenheiten in der verbreitetsten Europäischen Sprache mit Geist und Geschicklichkeit verfafst, für Nachlebende wie schon jetzt für Mitlebende, die nicht besser unterrichtet oder gewarnt sind, der Anschein gröfster Zuverlässigkeit und die Macht allgemeinsten Eingangs mitgegeben ist. Unsre Verwahrung ist um so nöthiger, als wir Deutsche dabei noch besonders in einem nachtheiligen Verhältnisse stehen. Wenn Franzosen ihre Geschichtschreibung etwa gegen Engländer einseitig betreiben, so mag der Uebelstand sich allenfalls dadurch ausgleichen, dafs auch diese dagegen ebenso einseitig auftreten, und der Kritiker durch solche grellen Widersprüche mit Gewalt auf einen höheren Standpunkt zwischen beiden hinaufgedrängt wird; allein wir Deutschen pflegen den Uebertreibungen und Einseitigkeiten der Fremden nicht ebensolche unsrige entgegenzusetzen, sondern befleifsigen uns einer allgemeinen, sorgfältigen Auffassung, verabsäumen die Gunst der Nächsten und den Reiz für die Entfernten, und bleiben demnach in Gefahr, wenn wir nicht wenigstens Einspruch am rechten Orte thun, mit unsern ungeschmückten Thaten und Wirkungen gegen jene herausgeschmückten gar sehr im Schatten zu stehen.

Von dieser Aufgabe spricht auch das vorliegende Buch uns nicht los, so sehr dasselbe sonst in vielem Betracht vor andern sich auszeichnet. Wir sind weit entfernt, Hrn. Bignon mit einem Bourrienne oder andern solchen Schriftstellern zu verwechseln, die nur stets ihre Unwissenheit zur Schau tragen, oder gar Untergeschobenes mit ihrem Namen decken; er ist unläugbar ein kundiger Staatsmann, ein gewandter Darsteller, überhaupt ein Mann von grofsem Verstand und vieler Einsicht und Sachkenntnifs. Er hat sichtlich aus den ersten Quellen geschöpft, die Verhältnisse selbst waren ihm theils unmittelbar bekannt, theils wurden sie es ihm durch späteres Einsehen und Benutzen der wichtigsten Staatsschriften, deren Zugang ihm nicht verschlossen sein konnte. Unrichtigkeiten grober Art, wie sie bei Andern auf jeder Seite wimmeln, kommen bei ihm nicht vor, schiefe Voraussetzung oder leeres Vorurtheil wird seinen faktischen Angaben selten schädlich, seine Uebertreibungen gehen wenigstens zu, dafs man sie dafür halten könne. Allein dennoch ist nicht leicht ein Buch dieser Art erschienen, bei welchem man gröfsere Vorsicht anzuwenden, und Schritt vor Schritt mehr auf seiner Hut zu sein hätte. Der Verfasser begleitet nämlich die Erzählung des Geschehenen mit einer fortlaufenden Erörterung, untersucht die Beweggründe und Antriebe, das Recht und Unrecht, die Zweckmäfsigkeit und Nothgedrungenheit der Handlungen. In diesem Theile seiner Geschichtschreibung nun wird er zum wahren Sachwalter, zum einseitigen Vertreter seiner Parthei, deren Gunst und Vortheil das höchste Ziel seines Bemühens ist. Die Sache aber, für die er streitet, und die er durch die eröffnete Verhandlung glücklich

Digitized by Google

durchbringen möchte, ist die des Napoleonischen Frankreichs, hervorgehend aus dem republikanischen, übergehend in das monarchische, und indem er seinen Helden möglichst auf den Gipfel der Gröfse und des Ruhmes zu stellen strebt, hütet er sich doch wohl, ihn mit den Gestaltungen, die ihm vorangingen und nachfolgten, in allzu scharfem Gegensatz erscheinen zu lassen, er sucht ihn vielmehr mit dem Wesentlichen in beiden zu versöhnen, und ihm aus den Gegnern, die ihm weichen mufsten, wie aus denen, die ihn ablösten, noch Anhänger und Bewunderer zu werben. Hiebei verfährt er mit Gewandtheit und scheinbarer Mäfsigung, schmeichelt seine Ansichten dem Leser ein, wiederholt sie mit Vertrauen, und wenn er weniger darauf rechnen kann, im einzelnen Falle jedesmal den aufmerksamen Sinn zu überzeugen, so darf er doch hoffen, durch die ganze Masse einer ausgedehnten, gleichmäfsig verarbeiteten, anziehenden Darstellung den unprüfenden, nachgiebigen überredend zu bewältigen.

Aufser dem Berufe, welchen der Verfasser durch seine Denkart, Lebenserfahrung und Geistesfähigkeit zu einem solchen Werke schon von selbst hatte, empfing er noch einen ganz besondern, mächtig bestimmenden, durch die Aufforderung, welche Napoleons Testament für ihn enthielt: „*Je l'engage à ecrire l'histoire de la diplomatie française de* 1792 *à* 1815", und diese Worte, dem Unternehmen von solcher Seite her das gröfste Ansehen und die mächtigste Empfehlung verleihend, sind mit gutem Fug als Titelaufschrift jedes Bandes treulich wiederholt. Indem Hr. Bignon aber gleichsam verpflichtet ist, im Sinne und zu Gunsten Napoleons zu schreiben, so weifs er doch sehr wohl zu unterscheiden, was der persönliche Mensch im bestimmten Lebensaugenblicke einseitig oder ungebührlich verlangen möchte, und was der Geist eines Helden im Zusammenhange seiner Erscheinungen ansprechen kann. Er hat seine Aufgabe durchaus im letztern Sinne gefafst; seinen Helden stellt er mit Neigung dar, er zeigt ihn im besten Lichte, aber er ist deshalb kein Schmeichler desselben, er tadelt ihn, wo es nöthig scheint, und indem er manche Schwächen und Fehler preisgiebt, behält er um so sichrer die Gröfse festgestellt. Hiernach dürfen wir freilich glauben, dafs Napoleon selbst mit dieser Arbeit, wenn er sie erlebt hätte, wenig zufrieden sein würde, denn niemand hat jemals das Lob so unbedingt gefordert, den leisesten Tadel so unwillig zurückgestofsen. Hr. Bignon hat ferner als ein Mann von Verstand und Einsicht mit allem Rechte sich nicht zu genau an den Buchstaben des Vermächtnisses gehalten, sondern die Aufgabe zweckmäfsig erweitert. Er fand den Zeitraum von 1792. bis 1815. keinen organischen Abschnitt, sondern beschlofs vom Jahre 1785. anzuheben; ebenso hielt er die völlige Sonderung der diplomatischen Geschichte von der allgemeinen politischen unstatthaft, und erstreckt seine Darstellung, indem er allerdings die auswärtigen Verhältnisse und Verhandlungen zur Hauptsache behält, auch auf den Krieg, die innere Verwaltung und die allgemeinen Zustände Frankreichs. Fürerst nun, da die Vollendung des ganzen Werkes viele Jahre erfordern und bei dem Alter des Verfassers, wie er selbst meint, zweifelhaft sein darf, hat er denjenigen Zeitraum ausgearbeitet, der ihm selbst der lebendigste und für seinen Helden der glänzendste ist, den Zeitraum von Napoleons erstem Aufschwunge zur Oberherrschaft bis zum Frieden von Tilsit, und die vorliegenden sechs Bände sind für diese acht Jahre ungeheuern Inhalts nicht zu viel, wenn auch das ganze Werk, nach diesem Mafsstabe auf mehr als zwanzig solcher Bände gerechnet, uns übergrofs dünken möchte.

In der Vorrede führt der Verfasser ein ordentliches Gespräch mit dem Leser, um sein Vorhaben und die Art der Ausführung zu rechtfertigen; wir sollen vor allen Dingen an seine Unpartheilichkeit glauben, was hier aber nur heifst, uns auf seinen Standpunkt hinstellen, und mit ihm partheiisch sein! Das Buch selbst kann für seinen Sinn manchen Leser vielleicht unvermerkt gewinnen, dieses Gespräch so gradezu gewifs niemanden; überhaupt giebt es keine sonderliche Probe von dialogischer Kraft. Was der Verfasser von der Ungunst und Schwierigkeit bemerkt, welche der neueren Geschichtschreibung durch die stehenden Gesandtschaften entstanden sind, indem diese die politischen Betreibungen und Nachrichten in geheimnifsvollen Nebel einhüllen, in den es schwer ist einzudringen, und in dessen Mitte auch allzu oft nur eine blofse, leblose Gestalt des Geschehenen zu finden ist, darf im Allgemeinen wohl zugestanden werden, aber man wolle die Folgen davon nicht allzu bedeutend glauben! Denn, aufrichtig gesagt, die Geheimnisse der Kabinette, sofern sie wesentliche Dinge betreffen, bleiben es selten lange, und oft ist schon im Augenblicke der Gegenwart dasjenige Publikum, welches Sinn und Interesse für die

Digitized by Google

Sache hat, schnell und genügend von allem unterrichtet, was die Behörden gleichwohl als Geheimnifs zu behandeln fortfahren; ferner auch, was wir den kritischen Geschichtsforschern besonders zu bedenken geben, sind viele Geheimnisse, und zumeist solche, in welchen das Eigenthümliche, lebendig Bewegende der Vorgänge sich versteckt, oft von der Art, dafs sie in den diplomatischen Akten gar nicht vorkommen; anderes hinwieder ist gerade hier am meisten in Gefahr, nur höchst einseitig, unkundig oder durchaus falsch erzählt zu werden. Die Mittheilung der Aktenstücke, wie sie im Englischen Parlamente gewöhnlich ist, und wie sie der Verfasser künftig auch bei andern Nationen durch die parlamentarische Rednerbühne hervorgerufen zu sehen hofft, hat allerdings eine grofse politische Wichtigkeit, und mufs, wenn diese Gewohnheit sich vermehrt, den folgenreichsten Einflufs auf die ganze Diplomatik haben; allein dem Geschichtschreiber ist damit noch kein unbedingter Halt gegeben, sondern oft nur ein neuer Anlafs, dem Scheine zu mifstrauen und aus dem Vorgelegten auf Zurückgehaltenes zu schliefsen.

Wir können dem Verfasser in das Besondre seines Stoffes hier nicht folgen, es bedürfte einiger Bände, um sich mit ihm Punkt für Punkt gehörig in's Klare durchzustreiten. Aber dem Zwecke gemäfs heben wir beispielsweise Verschiedenes hervor, dem wir unsre Bemerkungen anknüpfen.

Nach Bonaparte's Gelangung zum Konsulat wird seine Stellung in dem neuen Verhältnisse betrachtet, zuerst im Innern, sodann gegen das Ausland. Die Schwierigkeiten und Vortheile sind mit geschickter Hand in's Licht gesetzt, und wir können nicht umhin, lebhaft Theil an der Lage des Helden zu nehmen, dem so grofse Aufgaben vorliegen, und der noch so vieles hoffen läfst. Aber nur einen Augenblick besteht dieses Interesse, denn das nächste Handeln enthält schon bedenkliche Richtungen, zerstört die Hoffnungen, und nöthigt uns, dem Helden, den wir begleiten wollten, nicht mehr zur Seite, sondern gegenüber zu stehen. Ebenso geht es uns mit seinem Geschichtschreiber. Gleich beim Eintritt in sein Geschäft entfaltet er das reiche sophistische Gepränge, das so gleifsnerische als dreiste Vorgeben und das sowohl verschweigende als erdichtende Entstellen, welches fortan bis zum Schlusse der Inhalt der Napoleonischen Politik, sofern sie mit Sprechen sich befafst, ausmacht. Harte Beschuldigungen gegen England und Oesterreich, als welche der neuen Französischen Regierung nicht huldigen, sondern ihr mifstrauen und sie befehden, werden vorgebracht, und besonders erfährt England bittre Vorwürfe wegen seiner gewaltsamen Ausübung anmafslicher Seerechte. Anstatt das Gegebene in diesen Verhältnissen, die Umstände und die Rücksichten, welche dabei obwalten, mit Billigkeit zu beachten, nimt er diese Sachen ganz allgemein, und mifst sie gegen einen Zustand vollkommener Richtigkeit ab, der nirgends bestanden hat, am wenigsten auf derjenigen Seite, die hier im Gegensatze der bösen und ungerechten als die edle und gute erscheinen soll. Auf diese Weise geht es durch die sechs Bände fort, England und Oesterreich haben immer unrecht, handeln immer gehässig, ja sogar in blinder Verkennung ihres eignen Vortheils; bei Preufsen und Rufsland ist dies gröfstentheils der Fall, mit wenigen Zwischenräumen bessern Geistes, wo sie es mit Frankreich zu halten scheinen. Denn Frankreich und Napoleon haben unausgesetzt die gute Sache, bei ihnen ist das Recht, die Treue, die Mäfsigung und Billigkeit, oder, sollten diese nicht vollgültig vorhanden scheinen, doch immer, bei unvermeidlicher Nöthigung zu entgegengesetztem Handeln, die reinste Absicht, die vortrefflichste Meinung. So spricht Hr. Bignon stets mit Unwillen von Verletzungen des Völkerrechts, von Treulosigkeit und Ränken, die gegen Frankreich ausgeübt werden, aber wo man nun diesen Unwillen, bei offenbaren Thatsachen, auch einmal gegen Frankreich gewendet zu sehen erwartet, da bleibt der Verfasser ganz sanftmüthig, findet Entschuldigung, Beschönigung für alles, und damit dann Rechtfertigung genug. Er ist hierin das entsprechendste Gegenbild zu Walter Scott, dem kein Faden im Gewebe der Geschichte ächt und recht ist, als der Englische. Aber dieser Französische Faden ist doch noch auffallender durchgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Histoire de France, depuis le 18. brumaire jusqu'à la paix de Tilsit. Par. M. Bignon.

(Fortsetzung.)

Die Sache macht sich ganz einfach nach diesem Schema: „Unser Recht muſs den Andern heilig sein, und wenn sie darüber zu Grunde gingen; wo unser Recht aber in sonst keiner Gestalt sich darbietet, da ist unser Vortheil unser Recht!" Oder auch so zu fassen: „Thun uns die Andern weh, so fühlen wir den Schmerz, und müssen entgegenwirken, thun wir aber ihnen weh, nun da fühlen wir nichts, und finden es abscheulich, daſs man es nicht leiden will!" Nach diesem Grundsatze wird die ganze Darstellung geleitet. So wenn England vortheilhafte Anerbietungen Bonaparte's zu einem Einzelfrieden nicht annehmen, sondern nur in Gemeinschaft seiner Bundesgenossen unterhandeln will, so soll das für ganz abscheulich gelten, und den Beweis liefern, daſs England nicht ernstlich den Frieden, sondern nur den Krieg ohne Grund fortsetzen will, ohne Grund, denn man bietet ihm ja den reichsten Gewinn für sich! Daſs Bonaparte sich über England bitter ärgerte, weil es nicht durch Vorspiegelungen sich berücken lieſs, ist sehr natürlich; aber darf der Geschichtschreiber eine solche Stimmung zu der seinigen machen? Umgekehrt, wenn Bonaparte verlangt, einen mit Oesterreich zu schlieſsenden Waffenstillstand zu Lande auch auf einen zur See mit England ausgedehnt zu sehen, um hier die Vortheile wiedereinzubringen, die er dort angeblich aufopfert, so wird dies nur als gerecht und nothwendig dargestellt, und England ist wiederum abscheulich, falsch und arglistig, weil es dergleichen Zunöthigungen abweist! England will Malta nicht herausgeben, läſst dadurch einen ausdrücklichen Artikel des geschlossenen Friedensvertrages unerfüllt, England nimmt vor geschehener Kriegserklärung Spanische Fregatten weg, mitten im Frieden die ganze Dänische Flotte, — man kann sich denken, mit welchem Unwillen dies erzählt, beleuchtet, erörtert wird. Aber Napoleon seinerseits schaltet und waltet in Italien und Deutschland offenbar gegen Recht und Verträge, verwirft oder ändert die geschlossenen nach seinem augenblicklichen Vortheil, und diesen letzteren nachweisen und sein Recht erweisen soll zu seinen Gunsten für gleichbedeutend gelten! Sich von Verbündeten trennen, sie aufgeben und im Stich lassen, wird als ein harter Vorwurf hingestellt, so oft er Andre betreffen soll, mögen die Umstände auch noch so nöthigend, das Unglück entschieden, die Verhältnisse schwierig und unhaltbar gewesen sein; aber wenn Napoleon, als Sieger und auf dem Gipfel der Macht, ohne irgend einen Zwang, bei dem Frieden von Tilsit zum Beispiel, seinen treuen, von ihm aufgereizten Bundesgenossen, die Türkei, verrätherisch aufgiebt, ja ihre bevorstehende Theilung verabredet, so ist dies ganz gerechtfertigt, mit den wunderbarsten Gründen, denen sich ganz richtig sogar die Aushülfe anschlieſst, er habe ja nicht im Sinne gehabt, alles auszuführen, was er versprochen, und daher: „*ses torts, s'il en eût, ne furent que temporaires et forcés.*"

Dies doppelte, ungleiche Maſs kommt auf allen Seiten des Buches vor. Manche Anwendung desselben ist gradezu spaſshaft. Zum Beispiel, wenn bei Gelegenheit der willkürlichen und eigenmächtigen Einverleibung Genua's mit Frankreich zu bedenken gegeben wird, daſs durch die Besorgnisse selbst und durch die Voraussetzungen, die von Seiten der Gegner voreilig Statt gehabt, Napoleon groſsentheils erst auf dergleichen Umgriffe hingeführt, ja dazu gezwungen worden, denn was man ihm einmal argwöhnisch zugetraut, habe er, wenn er es sonst auch vielleicht gern unterlassen hätte, nun erfüllen müssen, bei Strafe sich schwach zu bekennen! Wenn man vom Jahre 1807. liest: „*On n'a nul égard aux traités précédents, nul souci des transactions les plus solennelles; on n'admet aucune question pour ré-*

Digitized by Google

solue et on entend remanier l'Europe à neuf, comme si tous les états étaient sans limites, toutes les existences sans garantie," so fühlt man seinen Vorstellungen die verrenkendste Gewalt angethan, dieses „*on*", nicht auf Napoleon, sondern auf dessen Gegner beziehen zu sollen. Auch das Kleinste wird nicht vernachlässigt, um Tadel oder Vertheidigung daran zu knüpfen. So wird dem General Moreau als Flecken angerechnet, dafs er Pichegru's Angeber geworden, und dann doch auch wieder, dafs er es so spät geworden, wogegen Bonaparte, der in ähnlichem Falle einen Französischen Emigranten durchschlüpfen läfst, darüber keinen Vorwurf erleidet. Seltsam klingt auch im Munde eines Französischen Diplomaten der höhnische Vorwurf gegen den Preufsischen Gesandten Lucchesini, dafs er nicht einmal gewufst, der Neugier der Französischen Regierung seine Depeschen zu entziehen! Naiv ist es, dafs der Verfasser, um keines Vortheils verlustig zu gehen, auch sogar die Wahrhaftigkeit der berühmten Bulletins in Schutz nimmt, und sich auf sie als auf gültige Belege gar wohl berufen zu können meint: „*Les bulletins même de la grande armée*, sagt er, *tant accusés de mensonge, et qui cependant, soumis à un exact parallèle, seraient, relativement, beaucoup plus véridiques que les relations correspondantes des gouvernemens étrangers;*" doch mit Bedacht sagt er „*relativement*", denn eine gewisse Entstellung oder Zurechtstellung der Thatsachen giebt er zu, findet sie aber auch erlaubt und richtig, und läfst sich in einer Anwandlung von unerhörter Billigkeit sogar gefallen, dafs ihrerseits auch die Engländer einen kleinen Sieg, den sie zu Lande in Kalabrien gegen die Franzosen erfochten, mit Ruhmredigkeit und Uebertreibung den Ihrigen vortragen! Ernsthafter zu nehmen ist die Behauptung, die feindlichen Feldherren hätten oftmals zu ihrem Vortheil Lüge und Betrug angewandt, dergleichen sei mehrmals geschehen, von Oesterreichern, Preufsen, Russen, hingegen „*par la France envers l'ennemi, jamais,*" und in einem späteren Bande wird ebenso wiederholt: „*des généraux français, jamais!*" Ohne uns hier auf die angeführten Vorfälle einzulassen, wiefern dabei wirklich Grund zur Anklage Statt findet, noch die allgemeine Untersuchung anzuheben, was als Kriegslist erlaubt sein darf und was nicht, so wollen wir, um das wohlgefällig stolze *jamais* zu zerstäuben, anstatt vieler andern nur des einen Vorgangs erwähnen, wie im Jahre 1805. die Donaubrücke bei Wien für die Franzosen gerettet worden; waren die hiezu von den Französischen Generalen angewandten Mittel *de bonne guerre*, so gilt dies auch für die Gegenseite, waren sie tadelhaft, so haben beide Theile einander wenigstens nichts vorzuwerfen! Wenn wir den Verfasser der Partheilichkeit beschuldigen, so erkennen wir ihm doch das Verdienst zu, dies nicht zu verhehlen, sondern vielmehr mit merkwürdiger Aufrichtigkeit an den Tag zu legen; sollte er aber wohl auf unbedingten Beifall selbst bei seinen Landsleuten rechnen können, wenn er bei Gelegenheit der Einberufung von 80,000 Französischen Konskribirten in seinem Eifer sich zu folgender Tirade hinreifsen läfst: „*Une tendre compassion accompagne cette jeunesse arrachée à des parents en deuil — cette douleur, l'historien fidèle doit la recueillir; au lieu que l'humanité n'a pas une larme, l'historien pas une parole d'attendrissement pour une levée de* 600,000 *hommes ordonnée par l'Empereur Alexandre;*" der Zusatz: „*là se trouve le germe de l'asservissement périodique des nations éclairées par les nations ignorantes et sauvages*" hat in der Geschichte Napoleons grade die wenigste Gültigkeit, denn Unterdrückung und Befreiung kamen hier in entgegengesetzter Richtung, als Hr. Bignon ihnen anweisen will.

Alle Vorurtheile und aller Hafs, welche die Franzosen während des Revolutionskrieges mit blindestem Wahn gegen Pitt nährten, sind bei unsrem Verfasser in lebendigster Frische aufgeregt. Bei Darlegung der grofsen Verhandlungen im Brittischen Parlamente, denen er übrigens grofse Sorgfalt widmet und mit ziemlicher Genauigkeit folgt, kann er sich freilich einer Art Bewunderung nicht erwehren, ebenso wenig wie bei den grofsartigen Anstalten und beispiellosen Seeschlachten des rüstigen Inselvolks, aber zuletzt nimmt doch wieder die Verläugnung die Oberhand, und möchte diejenigen klein und gering darstellen, deren Gröfse und Kraft grade die bewährteste war und sich am bittersten zu empfinden gab. Dafs Pitt kein grofser Staatsmann gewesen, diese Behauptung hat hier denselben Grund, wie die andre in Napoleons Munde, dafs Palafox, der Vertheidiger von Saragossa, keinen tapfern Muth bewiesen habe. Diese Stimmung des Hasses tritt mit allen Hülfsmitteln geschichtlicher Angaben und dialektischer Verhandlung leidenschaftlich bei dem Bruche hervor, der gegen Ende des Jahres 1804. zwischen England und Spanien erfolgte. Wenige Vorgänge und Verhält-

Digitized by Google

eine schlimme für Napoleon eine solche Bitterkeit gehabt, wenige ihm sein Unvermögen, England zu überlisten und zu bekämpfen, so fühlbar gemacht zu haben, wie diese; Französische Zeitschriften, Reden, Proklamationen und andre Schriften sparten fortwährend keine Anstrengung, das Verfahren Englands im gehässigsten Lichte zu zeigen, und ihm daraus überall Feindschaft und Verachtung zu werben. Auch unser Verfasser erzählt diese Sachen mit grofser Kunst, und weifs den üblen Anschein, der dabei auf England haften soll, sehr geschickt zu verarbeiten. Wider Willen nur entschlüpft ihm das Bekenntnifs, die öffentliche Meinung habe die Wegnahme der Spanischen Fregatten nicht ganz so beurtheilt, wie man es in Frankreich gewünscht: „*Il semble*, sagt er, *qu'un cri d'indignation devrait s'élever de tous coins de l'Europe, surtout de ces capitales si ardentes à exhaler un fier ressentiment pour la violation de quelques lieues de terrain continental; mais pour l'Angleterre le mépris du droit des gens a passé en privilège.*" Daraus ergiebt sich schon die Vermuthung, dafs die Sache sich anders müsse verhalten haben. Die „*quelques lieues*" spielen auf die völkerrechtswidrige Verhaftung des Herzogs von Enghien an, wegen deren Hr. Bignon sich merkwürdig windet und dreht, um sie weniger unrecht oder doch weniger bedeutend finden zu dürfen; die Hinrichtung zu vertheidigen versucht er jedoch keineswegs, und ist übrigens diesmal, indem er alle bisherigen Erzählungen dieses Ereignisses als unzuverlässig und unvollständig verwirft, so freimüthig und billig, dasselbe, wie sich gebührt, ganz auf Napoleons Verantwortung hinzuweisen, der nicht der Mann darnach sei, dafs ihm irgend eine seiner Handlungen geraubt werden könne. Was aber diesen wichtigen Abschnitt unsres Geschichtbuchs, den Krieg zwischen England und Spanien, betrifft, so sind wir hier in dem günstigen Falle, des Verfassers Darstellung an einer schon vorhandenen, durch die scharfsinnigste Entwickelung, den bündigsten Vortrag und die unwiderleglichsten Beweise ausgezeichneten messen zu können. Für diesen Zeitpunkt und diese Verhältnisse haben wir Waffen, gegen welche keine Täuschung bestehen kann, und wie sie für andre Abschnitte der Zeitgeschichte uns nur zu sehr mangeln. Der kundige Leser weifs, dafs wir von dem vortrefflichen Werke des Hrn. von Gentz reden, welches jene Verhältnisse abhandelt, und ein in seiner Art leider bisher einziges, seines Gleichen entbehrendes Muster staatsgeschichtlicher Bearbeitung geblieben ist.

Ueber den Versuch Napoleons, den Grafen von Lille zur Verzichtleistung auf die Französische Krone zu bewegen, hat der Verfasser nur Zweifel beigebracht, und zu weiterem Auswege sogar versucht, die ganze Sache mit Preufsischen Eröffnungen zu verflechten, und da deren Ursprung unklar bleibt, hiedurch alles dahingestellt zu lassen. Da der Verfasser im Jahre 1803. Französischer Geschäftsträger in Berlin war, und auch die spätere Zeit ihm so viele Staatsgeheimnisse zugänglich machte, so ist es doch zu verwundern, dafs ihm nicht mehr von der Sache bekannt geworden, denn mit der Sendung eines Bonapartischen Beauftragten im genannten Jahre zu dem angedeuteten Zwecke nach Warschau hat es seine Richtigkeit; es war der bekannte Goldsmith, und er hielt sich auf der Durchreise ein paar Tage in Berlin auf.

Die eigentliche Höhe des Buches, und in manchem Betrachte ja auch die Höhe seines Helden, erscheint mit den Jahren 1805. und 1806., wo die Preufsischen Angelegenheiten aus wechselvollen Verwickelungen endlich in den Krieg übergehen, der mit der Schlacht von Auerstädt anhob und mit dem Frieden von Tilsit schlofs; hier war der Verfasser in seinem persönlichen Wirkungskreise, war Augenzeuge und Mitthätiger, und die Sachen selbst bieten einen glänzend verworrenen Stoff, den zur klaren Uebersicht zu bringen einem ausgezeichneten Talent besonders reizend sein durfte. Ob indefs irgend eine Gewandtheit ausreichen könne, Napoleons Politik in diesem Zeitraume durchaus zu rechtfertigen, ist noch sehr die Frage. Man verfolge z. B. das nachstehende Räsonnement, welches den Vorwurf der treulosesten Arglist von Napoleon abwälzen soll. Preufsen hatte das Land Hannover, nachdem es dasselbe nehmnals beschützt und verwahrt, endlich auf unwiderstehliches Andringen Napoleons gegen andre Länder eingetauscht und in Besitz genommen — wobei selbst aus Hrn. Bignons Schilderung hervorgeht, dafs eine völlige Aneignung des Landes in der Absicht der Preufsischen Regierung immer nur als eine Möglichkeit gedacht war, zu der es zuletzt der Einwilligung Englands bedürfen würde —, und gleich darauf erbietet sich Napoleon insgeheim dasselbe Land, als wenn ihm noch darüber zu verfügen zustände, wieder an England zurückzugeben. Preufsen erfährt dies durch Englands Vertrauen, und erkennt,

Digitized by Google

wie treulos Napoleon mit ihm spielt, die Verträge sind hier offenbar für nichts geachtet, Frankreich benimmt sich als Feind, der Krieg ist so gut wie erklärt. Wer sieht nicht in diesem Benehmen den zweizüngigen Verrath, die anmafsliche Herrschwillkür? Doch anders Hr. Bignon! „*Toutes ces conséquences*, sagt er, *nous semblent forcées, fausses ou certainement prématurées.*" Er meint, die Friedensverhandlung habe noch andre Schwierigkeiten, als den neuen Austausch Hannovers, sie werde nicht zum Schlusse kommen, und jenes Anerbieten sei gar nicht in der Absicht geschehen, dafs es gewifs erfüllt werden solle, die Unredlichkeit gegen Preufsen hebe sich schon dadurch auf, dafs ja noch völlig zweifelhaft sei, ob Redlichkeit gegen England Statt finde! Doch der Verfasser giebt zu: „*Le crime de Napoléon envers la Prusse a été commis intentionnellement, soit; mais enfin il ne se réalise pas; est-ce là un motif suffisant de guerre? Si la France a pu juger que la violation de l'alliance ne lui produirait aucun avantage, peut-être est-ce une raison pour qu'elle y tienne plus fermement à l'avenir;*" und dieses „*peut-être*" soll ein Grund neuen Vertrauens sein? Wahrlich, man weifs nicht, auf was für Leser hier gerechnet ist! Hören wir aber weiter, es wird auch zugegeben: „*que le gouvernement français eût dû, en allié loyal, en instruire le cabinet prussien... à la rigueur, et selon les règles de la probité privée, il semble qu'il eût pu être astreint à cette marche. Cependant, même dans le système d'une délicatesse si rare en politique, est-il bien constant que l'on dût soulever une question, difficile peut-être, sans aucune nécessité, puisqu'il se pouvait, et c'est ce qui a eu lieu, que la négociation avec l'Angleterre se rompît pour d'autres causes?*" Wie vorsichtig in der Wahl der Ausdrücke: *à la rigueur, il semble, est-il bien constant!* Und wie sieht man im Verlaufe weniger Zeilen den Gesichtspunkt von der strengen Rechtschaffenheit zur schonenden Rücksicht und dann gar zur blofsen Nützlichkeit herabgestimmt, gleichsam das Gold erst gezeigt, dann Silber angeboten und zuletzt doch nur Kupfer ausgezahlt! „*Le gouvernement français*, heifst es ferner, *ne pensa pas ainsi. Il crut devoir s'abstenir de se créer gratuitement des embarras à Berlin avant d'être assuré de s'entendre sur les autres objets en discussion avec la cour de Londres... Il entretint la sécurité du cabinet prussien en affectant au contraire de ne pas fléchir sur la question du Hanovre, et, lorsque plus tard la dissimulation sera devenue inutile, il tâchera de la justifier en alléguant avec vérité que ce n'était pas là le seul point qui formât empêchement à la conciliation de l'Angleterre et de la France.*" Die Sache ist unverstellt genug vorgetragen, aber nun die Folgerungen! Der Verfasser fragt: „*Dans cet état de choses, Napoléon était-il volontairement hostile pour la cour de Berlin? Non. Il n'y a pas en lui volonté malveillante; il y a gêne de position et une alternative véritablement embarrassante. Doit-il subordonner l'intérêt de la Prusse à la paix avec l'Angleterre ou la paix avec l'Angleterre à l'intérêt de la Prusse? Là est toute la question.... Pour la Prusse assurément ce sera un malheur de perdre le Hanovre; mais cette perte peut avoir un adoucissement, et il est dans l'intention du gouvernement français de lui procurer en ce genre toutes les satisfactions qui dépendront de lui.*" Also auf eine Möglichkeit, auf eine bedingte gute Absicht hin, die sich noch dazu schon so schlecht bewährt hat, soll der Bundesgenosse sich jedes Schalten und Walten gefallen lassen, das eigne klare Recht dem fremden trüben Gutdünken unterordnen, sich gleichsam auf Gnade und Ungnade jedem willkürlichen Wechsel preisgeben? Allerdings ist dieses Hrn. Bignons Meinung, wie es einst auch Napoleons Meinung war, und er findet es ganz in der Ordnung, dafs dieser, nachdem er Preufsen, das er zu einem *allié ardent et à toute épreuve contre l'Angleterre* machen wollte, nun in Folge solcher Mifshandlungen als einen *allié froid ou même suspect* erkennen mufs, jetzt gar keine Rücksicht mehr auf diesen Staat nimmt; er nahm sie aber ja schon vorher nicht!

Um die Schlufsfolgen und Beweisführungen des Verfassers auch noch in andrer Art zu zeigen, wollen wir einen Punkt näher beleuchten, auf den er grofsen Werth zu setzen scheint, und über den er sehr bestimmt abspricht. Napoleon, indem er den Rheinischen Bund hervorrief, forderte Preufsen auf, in gleicher Weise der Gründer eines Norddeutschen Bundes zu sein, und bezeichnete nebst andern Staaten auch Hessenkassel, als ohne Frage dem letztern Bunde zugehörig.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Histoire de France, depuis le 18. brumaire jusqu'à la paix de Tilsit. Par M. Bignon.

(Schluſs.)

Gleich darauf aber lieſs das Hessische Kabinet in Berlin vertraulich eröffnen, man lasse es von Französischer Seite nicht an den dringendsten Mahnungen und den glänzendsten Versprechungen fehlen, um Hessenkassel in den Rheinischen Bund zu ziehen. Der Preuſsische Minister Graf von Haugwitz machte über diese Treulosigkeit dem Französischen Gesandten Laforest bittre Vorwürfe, und in dem späteren Preuſsischen Kriegsmanifest wurde dieser Gegenstand unter den zahlreichen Beschwerden, welche Preuſsen gegen Frankreich hatte, nicht vergessen. Nun war damals Hr. Bignon Französischer Minister in Kassel, und die Eröffnungen in jenem Betreff müſsten, so meint er, durch ihn geschehen sein. Dies letztere verneint er aber ganz entschieden, und wir wollen das, was ihn persönlich hiebei angeht, unbedingt glauben; allein er läugnet zugleich die ganze Sache, behauptet gradezu, man habe von Hessischer Seite durch das Vorgeben solcher Anlockungen sich in Berlin nur wichtig zu machen gesucht, und es sei dem Französischen Geschäftsträger, der nach Hrn. Bignons Abgang in Kassel geblieben, späterhin, als das Manifest erschienen war, dort nachdrücklichst verneint worden, daſs dergleichen je vorgekommen; „*Je ne sais rien de tout cela*, habe der Kurfürst gesagt, *personne ne m'a rien dit, ne m'a rien offert.*" Und hierauf sagt Hr. Bignon weiter: „*Ainsi des faits qui, dans le manifeste prussien, constituent l'un des principaux griefs de cette puissance contre l'empereur Napoléon, étaient une invention pure ou d'intérêt ou de malveillance. Ils seraient érigés en vérités historiques sans le démenti formel que je leur donne en ce moment: ce qui prouve que ce n'est point sur les manifestes, mais sur les pièces seules des négociations, qu'il est aujourd'hui possible de connaître la vérité et de la porter dans l'histoire.*" Viel Schwung und Stolz bei so dürftiger Gelegenheit! denn das „*démenti formel*", genau besehen, reicht nicht gar weit, und kann nur sagen, jene Eröffnungen seien nicht durch Hrn. Bignon gegangen, und jene Aeuſserung des Kurfürsten habe in dem Berichte des Geschäftsträgers gestanden. Was ist nun damit bewiesen? daſs die ganze Sache ungegründet gewesen? Mit nichten! daſs es keine andren Wege für dergleichen Anträge gegeben? er selbst aber führt gelegentlich solche an, es bestanden diplomatische Mittheilungen zwischen Frankreich und Hessenkassel nicht nur in Kassel, sondern auch in Paris und in Frankfurt am Main. Und wenn schon ein falsches Vorgeben hessischerseits, auch nach unsrem Verf., nicht zu retten sein soll, dürfte dies nicht viel eher in dem späteren, so gut wie aufgedrungenen Läugnen gegenüber dem gefürchteten Sieger, als in der früheren gegen den befreundeten Bundesgenossen zu suchen sein? Nach den verlorenen Schlachten war es so dringend als leicht, sich auf Kosten Preuſsens zu entschuldigen, dem dies bei schon entschiedenem Unglück auch nicht weiter viel schaden konnte. Und was sollte uns abhalten, Napoleon jener Arglist fähig zu glauben, lag sie etwa nicht in seiner Art? Erzählt nicht der Verfasser gleich nachher ganz ähnliche Züge noch bei demselben Stoffe, daſs Napoleon nämlich den Preuſsischen Bund bald wieder um die schon zugesagten Hansestädte habe verkürzen wollen, und darauf auch Sachsen gleichsam aufgefordert habe, seinen Beitritt zu verweigern? Ist dies Eingestandene nicht ganz gleiches Werthes mit dem Geläugneten? Und wird nicht dieses durch jenes erst recht wahrscheinlich? Uns dünkt, wo so vieles zusammenstimmt, kann dem unbefangenen Urtheil sein Weg kaum zweifelhaft sein, und das vermeintliche „*démenti formel*" wird nicht als Schlagbaum ihn versperren können.

In den Preuſsischen Angelegenheiten finden wir

Digitized by Google

andrerseits einen Punkt erörtert, über welchen uns der Verfasser zuerst einen genügenden Aufschlufs zu geben scheint. Welche Bewandtnifs es eigentlich mit dem Durchmarsche Französischer Truppen im Jahre 1805. durch Ansbach gehabt, darüber konnte man bisher sehr in Zweifel sein. Ein absichtliches Vorhaben, das Preufsische Gebiet zu verletzen, war so wenig anzunehmen, als eine blofs unbedachte Vergessenheit. Der Verfasser, der überhaupt das Verdienst hat, genau die Zeiten zu unterscheiden, und nicht was der einen gehört der andern beizulegen, bemerkt und zeigt, dafs Napoleon grade zu der Zeit, als er die Märsche seiner Truppen für den Ausbruch des Krieges entwarf, die Hoffnung hatte und schon ganz darauf rechnete, Preufsen werde mit ihm engverbündet sein, und dafs er daher seinen Truppen den Weg über Preufsischen Boden ganz frei und offen gedacht; bald darauf aber habe sich die politische Aussicht gänzlich verändert, der gegebene militairische Befehl hingegen in seiner ursprünglichen Gestalt fortgedauert, und sei unaufhaltsam zur Ausführung gelangt unter Umständen, die ganz entgegengesetzte von denen waren, die bei dem Entwurfe gewaltet hatten. So erklärt sich allerdings das ganze Ereignifs am natürlichsten, wie dasselbe geschehen konnte nach Befehl und doch ohne Absicht, und wie, eben der veränderten Umstände wegen, Napoleon die Verletzung wohl zu entschuldigen bemüht war, aber sie doch nicht für ein blofses Versehen ausgeben, noch überhaupt gradezu tadeln wollte.

Der Verfasser findet häufig Anlafs, seine Vorgänger zu bestreiten, ihre Angaben zu beleuchten und zu berichtigen. Gegen Walter Scott hat er dabei leichtes Spiel, ebenso gegen Montgaillard und Bourrienne. Mehrmals findet er sich im Widerspruche mit Lucchesini, zwischen welchem und Hrn. Bignon wir gern noch andre Zeugen hören würden, um ein Urtheil zu begründen. Auch Rovigo, Lascases und Napoleons eigne Aeufserungen werden zuweilen untersucht, und nicht immer bestätigt. Die Ueberlegenheit an Geist und Kenntnifs würde in den meisten Fällen noch stärker hervortreten, wenn nicht neben ihr auch die Oberhand einer abgeschlossenen, nicht hören noch sehen wollenden Partheilichkeit allzu fühlbar waltete.

Wir entlassen das Buch, nach dieser, wie uns dünkt, dem Zwecke genügenden Berichtgabe, mit der willigen Anerkennung, dafs, ungeachtet der bedeutenden Mängel, welche wir zu rügen fanden, dasselbe ein ausgezeichnetes, umfassendes und sehr zu beachtendes Geschichtswerk ist; der Stoff ist trefflich geordnet, die äufsere Thatsache meist genau und klar, der Zusammenhang sicher, die Richtung gleichmäfsig. Wir möchten es vorzugsweise zum Studium anempfehlen, zu einer Grundlage um eigne Uebungen daran zu knüpfen, und im Gegensatze davon den geschichtlichen Stoff aus dem einseitigen Glanzbilde in seine nach allen Seiten gerechte Gestalt umzuarbeiten. Ist man nur erst gewarnt und aufmerksam, so geht man ohne Schaden und sogar mit Nutzen und gewifs mit Unterhaltung hindurch, denn der Vortrag ist, wie schon gerühmt worden, lebhaft und anziehend, und selbst aus dem Boden diplomatischer Noten und Depeschen, wo doch, wenn das flüchtige Interesse vom Tage sich verdünstet hat, meist nur die verschmachtungsvollste Dürre übrig zu bleiben pflegt, sind durch glückliche Behandlung hier Quellen der frischesten Theilnahme hervorgerufen, so dafs auch der Uneingeweihte den Wendungen des geheimen, in seinen verdeckten Zügen oft kaum entzifferbaren Federkampfes mit fast gleicher Spannung folgen kann, wie denen des wirklichen Krieges, dessen Mittel und Entscheidungen mit handgreiflicher Verständlichkeit den Sinn am allgemeinsten ansprechen.

K. A. Varnhagen von Ense.

III.

Physiologie des Menschen von Friedrich Tiedemann, Lehrer der Anatomie und Physiologie an der Universität zu Heidelberg. Erster Band. Allgemeine Betrachtungen der organischen Körper. Darmstadt 1830. *XIV und* 719 *S.* 8.

Es ist merkwürdig, dafs in der jetzigen Zeit wo die einzelnen Zweige der Physiologie von so vielen Seiten her durch neue Beobachtungen, Experimente und Entdeckungen die gröfsten Bereicherungen erhalten, durch welche über so mancherlei Gegenstände derselben das hellste Licht verbreitet und unläugbare Fortschritte der Wissenschaft bedingt werden, dennoch das Bedürfnifs einer zeitgemäfsen, dem wahren Standpunkt derselben angemessenen, befriedigenden Darstellung der ganzen Wissenschaft immer fühlbarer wird. Man könnte glau-

Digitized by Google

bei, die fortdauernde Wissenschaft lasse sich jetzt in ihrem Lauf nicht festhalten wenn nicht zu bedenken wäre, dafs es die Hauptaufgabe der Gegenwart ist, Resultate aus den Erzeugnissen der Vergangenheit zu gewinnen und dafs der Geist der Wissenschaft in ihrer jetzigen Gestalt eben die Richtschnur geben mufs für ihre Fortschritte. Darin liegt also der Grund jenes unbefriedigten Bedürfnisses nicht. Dieser Grund scheint vielmehr ein blofs subjektiver, so dafs die Wissenschaft in ihrer objektiven Stellung nicht dargestellt worden.

Die Physiologie ist nämlich der Mittelpunkt aller medizinischen Wissenschaften. Einerseits Resultat aller naturwissenschaftlichen Kenntnifs und selbst zum Theil der praktischen Medizin; andererseits Quell und Princip aller gründlichen medizinischen Erkenntnifs. In dieser objektiven Stellung und Beziehung mufs die Physiologie dargestellt sein, wenn sie die Ansprüche, welche nothwendig an sie gemacht werden, befriedigen soll. Dieses lebendige, gegenseitige Verhältnifs der Physiologie zur ganzen Medizin, nicht blofs Anfangspunkt sondern wahrer Mittelpunkt derselben zu sein, zeigt die Nothwendigkeit, nicht blofs einen Uebergang von der Physiologie aus zu allen Zweigen der Medizin zu haben, sondern auch von allen medizinischen Erkenntnissen aus wieder zur Physiologie zurückzukommen und sie an ihrem Grund und Boden zu prüfen.

Es ist also kein blofs subjektives und zufälliges Verlangen, in der Physiologie zugleich den Nutzen zu finden, welchen man aus ihr für die Medizin hat, sondern es liegt hier etwas Tieferes zum Grunde, wenn das Studium der Physiologie von vielen Aerzten nur zum Zweck der praktischen Medizin getrieben und von ihnen vernachlässigt wird, sobald sie in der Darstellung dieser Wissenschaft die unmittelbare Beziehung auf die Medizin nicht finden. Dieses ist nur in so fern zu tadeln, als es in dem subjektiven Vorurtheil begründet ist, wodurch die Mängel der Darstellung, der Wissenschaft selbst zum Vorwurf gemacht werden. Denn in ihrer objektiven Stellung hat die Physiologie selbst dieses nothwendige und innere Verhältnifs zur gesammten Medizin, dafs sie ebensowohl Produkt als Prinzip derselben ist, und wenn man also dieselbe auch durchaus um ihrer selbst willen, und ohne alle subjektive Zwecke studirt, so können diese Beziehungen dennoch nicht vernachläfsigt werden, weil sie im objektiven Zweck der Wissenschaft liegen.

Der Arzt kann daher mit Recht eine solche Darstellung der Physiologie, die durchaus in Uebereinstimmung mit der Praxis ist, die er also im Leben gebrauchen und anwenden kann, verlangen, und hierin erscheint eben das Bedürfnifs einer umfassenden Darstellung des objektiven Inhalts der Physiologie begründet.

Einerseits genügt eine rein naturhistorische Behandlung, worin eine Sammlung physiologischer Erscheinungen gegeben wird, selbst wenn diese Sammlung ganz vollständig wäre, doch darum nicht, weil der Geist des Ganzen darin untergeht, und anstatt der Resultate der Wissenschaft, welche allein wahre Grundsätze und Zweckmäfsigkeit enthalten können, eine äufsere Zusammenstellung physiologischer, anatomischer, chemischer u. a. Kenntnisse ohne inneren nothwendigen Zusammenhang gegeben wird. Die Französische Physiologie befindet sich ganz auf diesem Standpunkte, welcher von Bichat unter dem Namen der allgemeinen Anatomie herbeigeführt wurde. Die Physiologie wird hier als eine Geschichte anatomischer, lebendiger, physikalischer u. a. Eigenschaften der Gewebe und Organe betrachtet. Wir lassen dem Verdienst, welches sich Bichat durch diese Betrachtungsweise um die Anatomie erworben, gern Gerechtigkeit widerfahren, erkennen es auch an, dafs der Physiologie selbst manche Bereicherung im Einzelnen durch dieselbe zu Theil geworden ist; aber die Physiologie selbst in die Form der sogenannten allgemeinen Anatomie herabzuziehen, mufs zum wenigsten als höchst einseitig und unbefriedigend erkannt werden, da nicht die mannigfaltigen Eigenschaften der Organe für sich, sondern vielmehr blofs die lebendigen Eigenschaften derselben in ihrem Zusammenhang und in ihrer organischen Einheit das Physiologische sind. Dieſs wird besonders dann in die Augen springend, wenn man bedenkt, wie in der Physiologie der niederen Thiere und der Generation überhaupt eine Menge physiologischer Erscheinungen hervortreten, die gar nicht als Eigenschaften bestimmter Gewebe oder Organe zu betrachten sind. Man sagt z. B. Empfindung ist eine Eigenschaft des Nervensystemes; dafs sie aber auch noch was weiteres sein müsse, erkennt jeder in dem Augenblick wo er in Betrachtung zieht, dafs eine unendliche Menge von Thieren, welche kein Nervensystem haben, dennoch empfinden u. dergl. mehr. Das Unbefriedigende dieser Methode liegt also in dem Mangel eines allgemeinen Resultats, aus welchem die Beziehungen

Digitized by Google

zur Medizin hervorgehen. Die Widersprüche werden nicht aufgelöst, die Zweifel behalten am Ende die Oberhand und die Wahrheit kömmt im Ganzen nicht zum Vorschein.

Gesellt sich nun zu einer solchen Behandlungsweise das Vorurtheil gegen jede denkende und theoretische Betrachtung des physiologischen Inhalts und der Grundsatz: nichts als sinnlich Wahrnehmbares, lauter sogenannte Thatsachen für Physiologie ausgeben zu wollen, so wird hierdurch noch jeder lebendige Funke, welcher bei einer geistreichen Durchführung der vorhergenannten Methode hin und wieder durchstrahlen kann, absichtlich erstickt, und der subjektiven Willkühr in dieser Finsternifs freier Spielraum gegeben. Denn es ist keinesweges der Fall, dafs man von den Verächtern jeder wahren wie falschen Theorie eine ganz unbefangene und natürliche Darstellung erwarten dürfte, weil eine solche eben ein Resultat denkender Betrachtung ist; im Gegentheil findet man von ihnen die Gegenstände nach subjektiven Meinungen, willkührlichen Ansichten ungeordnet, zusammengestellt und erklärt, und eben durch diese Behandlungsweise unter dem Vorwande unbefangener Empirie die allereinseitigsten, unbegründetsten und unwahrsten Theorieen aufgestellt. Freilich kann auch bei dieser Methode im Einzelnen manches Gute geleistet seyn, theils durch Sammlung des physiologischen Materials aus der Pflanzen- und Thierwelt, theils durch instinktmäfsige Aufklärung dunkler Verhältnisse; aber dieses liegt dann beides schon aufserhalb ihres Princips, und der begründete objektive Inhalt der Wissenschaft darf da, wo Alles in subjektiven und zufälligen äufsern Zusammenhang durcheinander geworfen wird, noch viel weniger gesucht werden.

Aus dieser Behandlungsweise der Physiologie wird daher, da sie in sich selbst nicht zu einem objektiven Resultat gelangt, auch kein Resultat für das wahre Verhältnifs derselben zur Medizin hervorgehen; beide werden dabei, wenn nicht im Widerspruch, doch gewifs nicht im Einklang mit einander erscheinen, und zwar um so mehr als die Darstellung sich mit physiologischen Erscheinungen der Pflanzen- und Thierwelt beschäftigt ohne davon aus zu einem befriedigenden Resultat für den Menschen zu gelangen, obgleich die Elemente dazu in ihr liegen. Man bleibt dabei in den naturhistorischen Einzelnheiten und Merkwürdigkeiten stecken, ohne sich zu dem Zweck der Wissenschaft zu erheben, und die ganze Behandlungsweise mufs als eine höchst einseitige betrachtet werden, indem sie nicht einmal zu dem allgemeinen positiven Resultat der Wissenschaft, dessen der Arzt bedarf, gelangt.

Eine rein medizinische Behandlung der Physiologie in dem Sinn, wie sie von Boerhave, Stahl, Brown geliefert wurde, hatte den Vortheil einer unmittelbaren Beziehung derselben auf die Pathologie, entbehrt aber der Begründung ihrer Gesetze durch die Entwickelung in der Reihe der Organismen. Diese Elemente, welche als solche wenn auch nur isolirt bei der naturhistorischen Behandlungsweise berücksichtigt werden, erscheinen hier untergeordnet oder gar nicht. Die Hauptgesichtspunkte, unter denen die Physiologie betrachtet wird, sind das Verhältnifs der äufseren und inneren Lebensbedingungen zum gesunden und kranken Leben, wobei die eigene Energie des Lebens und die selbstständige Entwickelung und Zergliederung der Kräfte vernachläfsigt wird, die Behandlung mag nun im Sinne der inneren Zweckmäfsigkeit der Organisation und deren Reaktion gegen die Krankheiten, nach Stahl, oder im Sinne von Brown nur das Wechselverhältnifs der Organisation mit der Aufsenwelt berücksichtigend, vorgenommen werden. Immer werden hier nur die Resultate der Wissenschaft, nur ihr Zweck, ihre medizinische Beziehung gesucht und hervorgehoben; aber die vielseitige Begründung derselben vernachläfsigt. Der Zweck einer solchen Darstellung der Physiologie ist nur ein rein subjektiver auf die Erkenntnifsweise und den äufseren Nutzen begründeter, und es ist nicht das objektive Verhältnifs der Wissenschaft, worauf es doch nur ankömmt, berücksichtigt. Man betrachtet den Körper in der Einheit seiner Kräfte und Wirkungen blofs zum Zweck und in Beziehung auf das praktische, ohne solche in ihre ursächlichen Elemente zu zergliedern. Diese letztere Behandlungsweise ist jedoch in der jetzigen Zeit wenig berücksichtigt und es ist eben die Aufgabe von einer vernünftigen vielseitig begründeten naturwissenschaftlichen Behandlung und deren Resultaten aus, den Uebergang zu dem wahren objektiven Verhältnifs der Physiologie zur Medizin zu finden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

No. 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Physiologie des Menschen von Friedrich Tiedemann.

(Schluſs.)

Obgleich nun der Verf. obigen Werkes den in diesen Betrachtungen auseinandergesetzten doppelten Zweck, einmal den Lebensproceſs in seiner eigenen Entwickelung und in seinem natürlichen Gange so darzustellen, daſs ein bestimmtes Resultat der Wissenschaft sich ergiebt, und alsdann die Bedeutung dieses Resultats für die Medizin zu zeigen, nicht ausdrücklich zu seiner Richtschnur bestimmt hat, so erkennt man doch leicht an dem ganzen Geist der Darstellung und an der Fassung der Aufgabe, daſs derselbe von diesem doppelten Interesse der physiologischen Wissenschaft ganz durchdrungen ist und wir machen es uns zur besonderen Pflicht dem Hrn. Verf. im Voraus für dieses Unternehmen, welches mit ebenso viel Umsicht als tiefer Sachkenntniſs, auf einem weitumfassenden Felde und von dem freiesten Standpunkte aus begonnenen ist, zu danken, indem wir das Werk als eine zeitgemäſse und willkommene Bereicherung der Wissenschaft zu betrachten Ursache haben. Es ist nur recht sehr zu wünschen, daſs das Erscheinen des ganzen Werks auf keine Weise verzögert oder unterbrochen werden möge, da offenbar die Vollendung desselben einen sehr bedeutenden Zeit- und Kräfteaufwand verlangt, wenn es in dem begonnenen Maaſsstabe fortgeführt wird, was doch in jeder Rücksicht höchst wünschenswerth seyn würde.

Wir beschränken uns darauf eine kurze Andeutung des Ganges und Inhalts zu geben und alsdann einige Bemerkungen, wie sie sich gerade darbieten, hinzuzufügen.

In einer Einleitung giebt der Verf. begründete Rechenschaft von dem Begriff, der Aufgabe, den Methoden der Bearbeitung der Physiologie, nennt ihre Hülfswissenschaften und schreibt einige durchdachte Bemerkungen über die Wichtigkeit des Studiums der Physiologie für den Arzt. Was der Verf. hier nach allen Richtungen hin Treffendes und Ansprechendes sagt, können wir nicht der Reihe nach angeben, lenken die Aufmerksamkeit nur auf ein zeitgemäſses Wort.

Der Verf. spricht unter Anderem von der Nützlichkeit und Zweckmäſsigkeit der Vivisektionen der Thiere zum Behuf physiologischer Experimente, da manche gemächliche und weichherzige Physiologen diese als grausam und unnütz dargestellt haben, ohne es für grausam zu halten, wenn öfters auf viel härtere Weise zu anderen Zwecken, oft zum bloſsen Vergnügen, Thiere geopfert werden, und ohne zu bedenken, daſs auf der anderen Seite der gröſste Reichthum physiologischer Wahrheiten durch Experimente an lebenden Thieren gewonnen worden ist. Ref. bemerkt, daſs ein Hauptgrund des Vorurtheils gegen Vivisektionen in der ganz falschen Vorstellung von der Wirkung des Experiments gegründet ist. Celsus, bei Gelegenheit wo er die wirkliche Grausamkeit des Erophilus und Erasistratus welche Aerzte Verbrecher, die sie von den Königen aus dem Gefängniſs erhalten hatten, lebendig aufschnitten, um physiologische Beobachtungen an ihren Eingeweiden zu machen, erzählt, erwähnt schon, daſs man dagegen eingewendet habe, die Eigenschaften der inneren Theile würden durch den Schmerz und andere Wirkungen des Experiments gänzlich verändert. Bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft, ihren Zwecken und den Operationsweisen (man schnitt nämlich erst den Bauch der lebenden Menschen auf und dann, um die Brusthöle zu untersuchen, das Zwerchfell durch) konnte man von solchen Experimenten allerdings sagen, daſs der Zweck den Gang des Lebensprocesses zu finden, dadurch nicht erreicht werde, indem der Tod eine unmittelbare Folge des Experiments war. Daſs man aber heut zu Tage von den wissenschaftlich-methodisch und zu ganz anderen Zwecken angestellten Experimenten an lebendi-

Digitized by Google

gen Thieren noch häufig dasselbe Urtheil hat, zeigt allerdings, dafs man mehr seinem Gefühl und zufälligen Ansichten und Rücksichten als vernünftigen Principien folgt. Man ist jetzt im Stande alle Einwirkungen der Operation als solcher auf den Lebensprocefs und die Funktionen, welche man untersuchen will, gehörig zu würdigen und diese Wirkungen allenfalls von dem Erfolg der Operation abzuziehen, ja man hat häufig sogar blofs den Zweck, eben diesen Einflufs und die dadurch erzeugte Veränderung kennen zu lernen. So haben wir bei den künstlichen Vergiftungen hinreichend erfahren, dafs das Gift fast immer erst mittelst Absorption durch das Blut, nie durch unmittelbare Wirkung auf die Nerven ohne Affektionen des Bluts die Reaktionen des Körpers zerstört. So haben wir uns von der Fortdauer der Blutbewegung in dem peripherischen System der ganz aus dem lebenden Körper abgesonderten Organen überzeugt und eingesehen, wie darum ein Wiederanheilen ganz abgesonderter Theile möglich wird u. s. w.

Freilich ist die Folgerung aus den Versuchen an Thieren, besonders niederer Klassen, auf deren analoge Wirkung beim Menschen nur mit Berücksichtigung der Verschiedenheit der gegenseitigen Verhältnisse in den verschiedenen organischen Systemen, überhaupt nur mit grofser Umsicht und Vergleichung ähnlicher oder verschiedener Phänomene beim Menschen selbst, zulässig; aber diese Versuche bleiben als Analogieen und Richtschnur besonders beim Studium der Entwickelungsgeschichte immer höchst wichtig.

Der Verfasser hat die menschliche Physiologie als Hauptzweck vorzüglich im Auge, schliefst aber die physiologischen Erscheinungen des Pflanzen- und Thierreichs mit in die Darstellung ein, und zwar nicht mit Unrecht, insofern die menschliche Organisation als höchste Stufe der Entwickelung der organischen Reiche und aus ihnen wie aus ihren Elementen als hervorgegangen zu betrachten ist. Die nähere Uebersicht des Plans des ganzen Werkes ist indessen aus diesem ersten Bande noch nicht ersichtlich. Nur ist angedeutet, dafs die allgemeine Betrachtung der verschiedenen Stufen des organischen Lebens bis zum Menschen den Anfang machen und die spezielle Darstellung der Lebenskräfte der verschiedenen Organe und deren Gesetze im Menschen folgen werde.

Die allgemeine Betrachtung der organischen Körper ist in diesem Bande noch nicht abgeschlossen. Er enthält in zwei Büchern eine Vergleichung der lebenden mit den leblosen Körpern, nach ihrer materiellen Zusammensetzung und ihren Kraftäufserungen, und eine Vergleichung der Pflanzen mit den Thieren, ebenfalls nach ihren materiellen Zusammensetzungen und ihren Lebensäufserungen u. s. w.; beide demgemäfs in zwei Abschnitte gesondert und diese wieder in besondere Unterabtheilungen abgetheilt. Die Vergleichung der Pflanzen und Thiere nach den verschiedenen Systemen ihrer Organisation ist jedoch in diesem Bande nicht beendet; es fehlt noch die vergleichende Darstellung des Nervenlebens, der Generation und der periodischen Lebensphänomene, bevor der Uebergang zur allgemeinen vergleichenden Betrachtung des Menschen mit den Thieren gemacht werden kann.

Durch eine recht natürliche Gliederung der Abtheilungen hat der Verf. eine grofse Fülle des Materials übersichtlich geordnet und in anschaulicher Form dargestellt und den Inhalt durch vergleichende Beurtheilung zu den sich daraus ergebenden Resultaten und Gesetzen entwickelt. Im Allgemeinen wäre dabei vielleicht zu wünschen gewesen, dafs der verehrte Hr. Verf. die Erscheinungen des organischen Lebens mehr in ihrem Procefs als in der unmittelbaren Anschauung der Lebensäufserungen und Kräfte betrachtet hätte, weil sich auf diese Weise durch Analyse der Kräfte tiefer in das Wesen der organischen Welt dringen läfst, als man beim ersten Anblick glauben sollte. Obgleich der Verf. im Allgemeinen an der Erkenntnifs der Natur der Kräfte zu zweifeln scheint (p. 29.) so giebt er im Besonderen doch selbst zu, dafs sich die Kraftäufserungen der unorganischen Körper auf Abstofsung und Anziehung zurückführen lassen (p. 124.) und dafs auch die bewegende Kraft der Kügelchen des Pflanzensafts und des Bluts durch die Anziehung der festen Theile wahrscheinlich bestimmt werde. (p. 326. 357.). Näher angesehen lassen sich die meisten organischen Kräfte, wie Ref. bereits anderswo hinreichend gezeigt zu haben glaubt, ebenso gut wie die physikalischen und chemischen, überall weiter in den Procefs wodurch sie erzeugt werden zergliedern, und die Annahme von Kräften für jede einzelne Lebenserscheinung verleitet am Ende blofs dazu, uns von der weitern Analyse des Processes abzuhalten. Die Physiologie ist in dieser Hinsicht bereits unbewufst in vielen Punkten sehr vorgeschritten und anstatt man früher von einer Digestions-

Digitized by Google

und Assimilationskraft, von einer Sekretionskraft u. s. w. sprach, so zergliedert man die Wirkungen dieser Kräfte jetzt in die verschiedenen Thätigkeiten und Processe, wodurch sie zu Stande kommen. Bloſs um die organischen Processe von den chemischen zu unterscheiden, hat man die Voraussetzung von Kräften eigentlich nicht nöthig, da, wie der Verf. selbst ausspricht, die Sachen an sich durchaus nicht näher dadurch erklärt werden. Das weitere Eingehen in die Natur der Lebens-Erscheinungen wäre weit mehr verbreitet und erleichtert, sobald der Verf. nur anstatt des Worts Kraft überall „Proceſs" gesetzt hätte. Kräfte sind nie etwas einfaches, sondern überall aus den inneren Verhältnissen der lebendigen wie der chemischen Substanz *zusammengesetzt*. Ref. will überhaupt den Ausdruck: Kraft nicht miſsbilligen, aber ihn nur für die Einheit eines mehr oder weniger in seine Elemente zu zergliedernden Wesens gebraucht wissen. Was hat uns die Annahme der wesentlichen, der bildenden Kraft zur Erkenntniſs der Phänomene, die dadurch erzeugt seyn sollen, geholfen? Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit (s. diese Jahrbücher Januar 1830. p. 26. f.) erwähnt, wie Wolff selbst sich am Ende genöthigt gesehen seine *vis essentialis* weiter zu zergliedern. Das Wachsthum, die Zeugung, die Bildungen, Säftebewegungen u. s. w. fordern sehr mannichfaltige Vereinigungen von Thätigkeiten, deren Analyse dadurch nicht erspart wird, daſs man sie alle von einer bildenden Kraft ableitet. Was der Vf. (p.658.) von der Lebenskraft überhaupt sagt: „Genau betrachtet ist diese einfache Grundkraft nur eine dunkle Qualität über deren Existenz und Wirkungsart, sowie über die Ursache warum sie sich bald als bildendes, bald als bewegendes, bald als sensibles Princip äuſsere, jene Physiologen keine Rechenschaft gegeben haben", gilt durchaus ebenso von der Annahme der verschiedenen Lebenskräfte. Wir dürfen von der freien Denkweise des Vfs. gewiſs eine Berücksichtigung dieser Verhältnisse erwarten.

In dem ersten Buch berührt der Verf. unter Andern die Entstehung der organischen Substanz und ihr Verhältniſs zum Anorganischen, und spricht sich nach einer kritischen Darstellung der hierüber bekannten Ansichten, für die Meinung aus, daſs das materielle Substrat der organischen Körper ursprünglich im Wasser enthalten war und sich daraus die Organismen entwickelt hätten und hält es für unwahrscheinlich, daſs die organische Substanz aus den allgemeinen physikalischen Stoffen entstanden sey. Büffon suchte ebenfalls die von Ewigkeit her vorhandene Existenz organischer Substanz und deren Metamorphose in verschiedene Formen durch Zeugung und Ernährung zu beweisen und die Hauptgesichtspunkte seiner Zeugungstheorie beruhen hierauf. Büffon leugnete also ebenso eine Rückbildung der organischen Substanz in das Anorganische wie das Umgekehrte. Dieses letztere Verhältniſs ist aber der näheren Betrachtung nicht unwerth in Betreff der Aufklärung dieses Verhältnisses, worüber Ref. hier das Resultat seiner Betrachtungen andeuten will. Es giebt unläugbare Erfahrungen, wodurch bewiesen wird, daſs durch Fäulniſs und anderweitige Zersetzung nach dem Tode die organische Substanz sich völlig in die Elemente des anorganischen Reichs und zwar gröſstentheils gasförmig als Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff u. s. w. auflöst. Wenn man nun bedenkt, wie unendlich groſs die auf diese Weise hervorgebrachte Auflösung und Zernichtung der organischen Substanz aus der Pflanzen- und Thierwelt ist, so liegt die Voraussetzung nahe, daſs sie am Ende auf der Welt verschwinden müſste, wenn sie sich nicht auf dieselbe Weise aus dem anorganischen Reich auch wiedererzeugen könnte. Wirklich sehen wir denn auch in der Pflanzenwelt, daſs eine Menge gasförmiger Stoffe aus dem anorganischen oder dem organischen Reich entwickelt, wieder in feste organische Pflanzensubstanz umgewandelt wird und dieselbe Umwandlung scheint auch schon nach mehreren Versuchen von Gruithuisen, welche der Verf. selbst anführt, möglich. Ref. kann sich auf eine Reihe eigener Versuche dieser Art noch nicht beziehen, indem er sie noch nicht bekannt gemacht hat, bemerkt aber gelegentlich, daſs es bei der Infusion mineralischer Substanzen, wie Kreide u. s. w. besonders die Wechselwirkung mit der Atmosphäre und überhaupt gasförmigen Stoffen ist, welche die Grundlage zur Bildung organischer Substanz, woraus sich Infusorien gestalten, bedingt, und daſs man durch längere Berührung von Kohlen- und Schwefelwasserstoff, Stickstoffgas, Ammonium u. dergl. mit Wasser nach langer Zeit ähnliche organische Grundlagen bilden kann. Die Ewigkeit der organischen Substanz scheint also eine unrichtige Voraussetzung zu seyn.

Der zweite Abschnitt des zweiten Buchs, Vergleichung der Lebens- und Kraftäuſserungen der Pflanzen und Thiere, nimmt den gröſsten Umfang dieses Bandes ein. Die verschiedenen Phänomene des Assimilations-,

Digitized by Google

Respirations-, Cirkulations- und Sekretionsprocesses, die Wärme- und Licht-Entwickelung, sowie die Bewegungen sind es, welche den Stoff zu Vergleichungen darbieten, wobei überall die verschiedenartigen Phänomene gehörig gesondert, das Ganze aber wieder im Zusammenhang uns vor Augen gestellt ist, wobei der Verf. seine reiche Kenntnifs der Litteratur dadurch bewährt, dafs der Inhalt der benutzten Werke überall nicht blofs angeführt, sondern auch beurtheilt ist. Wir bemerken gelegentlich, dafs dem Verf. dennoch eine Sache, welche derselbe gesucht zu haben scheint, entgangen ist. S. 344. wird bei Gelegenheit der Darstellung der Säftebewegung in den getrennten Schlauchgliedern der *Charen* bemerkt. „Dafs der Saft von den Wurzeln in die Glieder gelangt und von einem Gliede durch die Scheidewand zum andern aufsteigt, ist noch nicht beobachtet worden". Ref. hat jedoch durch Experimente mittelst Einsaugung gefärbter Flüssigkeiten ganz bestimmt und ausführlich diesen Uebergang dargethan. (Nat. der lebend. Pfl. I. p. 365.) Bei Angabe der verschiedenen Temperaturgrade, welche den organischen Körpern eigen sind, hat der Verf. sehr zweckmäfsig, und die vergleichende Uebersicht erleichternd, die Angaben nach verschiedenen Skalen sämmtlich auf die Grade des hunderttheiligen, Celsiusschen Thermometers reduzirt. In den letzten Kapiteln dieses Abschnitts handelt der Verf. von den Bewegungen der Kügelchen in den Bildungssäften und denen der Keimkörner einiger Pflanzen, wo der Verf. die neuesten Beobachtungen dieser Art mit den früher bekannten zusammengestellt und zu sinnreichen Resultaten für die Wissenschaft verarbeitet hat, indem überall sowohl die äufseren Erscheinungen als die innere Natur der lebendigen Kräfte umsichtig berücksichtigt sind.

Dr. C. H. Schultz.

IV.

Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart, Prof. der Philosophie zu Königsberg. Zweiter, systematischer Theil. Königsberg 1829. Auf Kosten des Verfassers, und in Commission bei August Wilhelm Unzer. Vorr. S. XVIII. T. S. 679.

Kant will in den Schlufsworten seiner Kritik der praktischen Vernunft das Publikum von aller subtilen Untersuchung an der philosophischen Wissenschaft ausgeschlossen wissen. Da er nun das Subtile mehr in die theoretische als in die praktische Vernunft setzt, so gehen diese Worte insbesondre die Metaphysik an. Und weil das Resultat der erstern ist, dafs nichts an sich erkannt werden könne, so würde das Subtile eben darin bestehen, nichts von eigentlichem Belang zu wissen. Ref. mufs daher gestehen, dafs er dem Publikum gegenüber sich in einiger Verlegenheit befindet, indem er Rechenschaft von einer Metaphysik geben soll, die nur subtil ist. Wenn nämlich diese Wissenschaft in eine Theorie gezwängt wird, anstatt sich systematisch zu bewähren, so dürfte die Forderung Kants nicht so von der Hand zu weisen seyn. Zwar nennt der Verf. diesen zweiten Theil einen systematischen, aber dies kann nur relativer Weise zum ersten Theil, dem historischen oder nur dem Namen, nicht der Sache nach gelten. Denn wie dieser, den wir schon früher in vorliegenden Blättern als der blofsen *Verstandes- oder Reflexionsphilosophie* angehörig characterisirt haben, ist, wie zu erwarten war, auch der zweite Theil, in derselben Ansicht befangen. Die Wissenschaft bezieht sich darin nur äufserlich auf einen gegebnen Inhalt, geht auf *abstract Kantischer Grundlage* von einem *Grundsatz* aus, worauf alles zurückgeführt wird, und sucht ihre Disciplinen, als die Abschnitte der *Methodologie, Ontologie, Synechologie, Eidolologie* und *Umrisse der Naturphilosophie* gleich wie die alte Metaphysik, anstatt sie aus einander zu entwickeln, vielmehr alle die andern aus einer blos zu *erklären*. Mit Unrecht nennt daher der Verf. diesen Theil einen *systematischen*, weil das System es mit der Natur der Sache zu thun hat. Nur *theoretischen* Theil dürfte er ihn heifsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart.

(Fortsetzung.)

Da das Erklären überhaupt blofs die Theorie im Auge hat, nicht die Sache der Zweck ist, so konnte das Publikum mit solchen Erklärungen ein für allemal verschont bleiben wollen. Aber an demselben Ort macht *Kant* zugleich die Forderung, dafs das Publikum, wenn auch nicht an der subtilen Untersuchung, doch an den Lehren der Wissenschaft Antheil haben solle d. h. an den aus der Untersuchung hervorgegangenen Ergebnissen. Also die Ergebnisse der Untersuchung des Verfs. durfte Ref. dem Publikum nicht vorenthalten, selbst auf die Gefahr hin, wenn sich *in allem das Gegentheil von dem ergeben sollte, was der Verf. beabsichtigt.*

Dafs der Verf. die ganz *abstracte Seite der Kantischen Philosophie* und darum sich den schlechtesten Theil derselben erwählt hat, scheint deshalb wohl keiner Entschuldigung zu bedürfen, weil *Fichte* und *Schelling* ihm die concreteren und besseren schon vorweg genommen haben. Demnach befindet er sich, was die Hauptsache betrifft, mit den gewöhnlichen Anhängern Kants auf demselben Standpunkt. Dafs dies wirklich der Fall ist, empfindet der Verfasser wohl, aber zugleich hat er auch die Empfindung und das Bewufstseyn, dafs er über dem gewöhnlichen Haufen steht, der sich in jeder Schule erzeugt. Dies gab er schon in der Vorrede zum ersten Theil dieser Schrift gar nicht undeutlich zu verstehen, wenn er sich nicht mit Herrn Prof. *Krug* in Leipzig verglichen wissen will. Wir sind auch im vollen Ernst weit entfernt, den Verfasser mit *Krug*, oder auch *Fries* und Anderen von der Kantischen Schule, in dieselbe Kategorie stellen zu wollen. Aber die Hauptsache, wie gesagt, bleibt dieselbe, weil allen das Resultat der Kantischen Vernunftkritik gemeinsam ist.

Im Allgemeinen wäre, weil der Verf. in der Wissenschaft sich auf den Standpunkt des *Erklärens* stellt, das *Wie*, oder die *Methodologie* jener künstlerischen Handlung oder Darstellung zu vergleichen. Wie in dieser durch den Inhalt selbst sich die Bewegung und die Entwickelung hervorbringt, und dies eben die Kunst ist, so ist dagegen des Verfs. *Methodologie* (S. 1—71), womit der *erste Abschnitt* der Metaphysik sich befafst, eine blofse *Künstelei*. Sie heifst: „glückliche Einfälle, logische Analyse, zufällige Ansichten, intelligibler Raum, und was dergleichen mehr." Sie soll eine solche Construction vorbereiten, wodurch wir in der Richtung vom Realen zur Erscheinung fortgehen d. h. die Erscheinung zu erklären vermögen. Die Methode der Beziehungen bleibt deshalb äufserlich, weswegen auch in der ganzen Metaphysik der Inhalt des einen Abschnittes auf den Inhalt aller übrigen schematisch zurückgeführt wird. Dafs solche leblose, fragmentarische Auffassung auf die Weise der Darstellung den gröfsten Einflufs haben mufs, versteht sich von selbst. Die Darstellung ist bald *gemein logisch*, wohl darum, weil die gemeine Logik das Seyn, allen Inhalt aufser ihr hat; bald ist sie *apagogisch* und *mathematisch*, wohl daraus, weil das „man setze, man nehme an" eine gar bequeme Sache ist. Aber auch sogar *ignorirt* sie *vorsätzlich* und *willkührlich allen und jeden Inhalt*, um so eigentlich in der Luft zu schweben. Sie verfolgt nach solcher Voraussetzung, was nicht zu verwundern, ihren *eignen* Weg, und macht abgetrennt von allem andern einen eignen Abschnitt aus. Denn dadurch wird ihr die Berechtigung die Form von dem Inhalt zu trennen, und der Nothwendigkeit der Sache überhoben zu seyn. Dagegen erfordert die wahre Methode, wie die Kunst, dafs man *die Sache aus sich selbst sich entwickeln* lasse, der *Gang der Sache* von dem *Begriff der Sa-*

Digitized by Google

che ungetrennt sey. Wie die Sache sich macht, dies ist die Methode, welche sie an ihr selbst befolgt, nicht wie ich sie mache, um daraus die Sache, die ich deshalb voraussetze, zu erklären. Aber so macht's der Verf., weshalb seine Methode ist, sich im Unbestimmten herumzutreiben, und zu den bezeichneten Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Oder sollte die Methode der Wissenschaft mit der Kunst nicht das gemein haben, dafs ihrer Einheit mit der Sache wegen sie auch nur mit dieser sich hervorbrächte, also nicht vor noch aufser ihr wäre?

Der Verf. beginnt mit der Forderung dessen, was die Methodologie zu leisten habe. Sie bezweckt nichts anderes als das Gegebne gehörig aufzufassen, und die ersten Gründe der Erklärung aufzusuchen. Sie *läfst das Gegebne zu*, aber macht die Forderung, dafs dasselbe, weil es *widersprechende Bestimmungen* habe, *im Denken umgearbeitet werde*. Dadurch nun zeichnet der Verf. sich vor all den andern aus, die sonst im Resultat mit ihm eines Sinnes sind. Nicht hat er die Schwachheit, zu meinen, dafs es keinen Widerspruch gebe, alles mit sich identisch sey. Dies ist seine Stärke, dafs er sich den Muth bewahrt hat, den Widerspruch anzuerkennen, ja diese Stärke würde die echt philosophische seyn, wenn er auch, anstatt den Widerspruch nur zu beseitigen, mit demselben fertig würde. Auf die Beseitigung des Widerspruches mufs er ausgehen, weil die Methodologie *voraussetzt*, dafs wegen der Fehlerhaftigkeit der Begriffe des Gegebnen dieses einer Umänderung und Berichtigung durch das Denken bedürfe. Nun meint er, dafs nur sein gebrechliches Denken, nicht die natürliche und allgemeingeistige Welt selbst die Macht habe, den Widerspruch zu ertragen, und seiner sicher in sich gewähren zu lassen. Gegen jenes Denken ist vielmehr die Vernunft, die in derselben wirksam ist, sich selber der Kreis und das Centrum, die nicht nur den Widerspruch findet, und ihm entflieht, sondern denselben vielmehr in allem erzeugt, und ihn durch sich selbst zu vernichten weifs, eine Energie, welche in dem Widersprechenden weder mit dem Widerspruch behaftet bleibt, noch darin zu Grunde geht. Dagegen wird das Denken, womit der Verf. das Gegebne umzuarbeiten sich abmüht, so wenig mit dem Widerspruch fertig, dafs er sogar in eine Menge von Widersprüchen sich verwickelt, ohne es nur zu ahnen.

Welche Empfindung mufs es nicht erregen, wenn der Verf. *sich selbst an der Beseitigung der Widersprüche den Mafsstab der Beurtheilung seiner Theorie aufstellt*, und selbst in der Vorrede schon im Voraus S. XVI. nicht zu sagen die Scheu hat, dafs „alle Widersprüche nicht aufgelöst werden können, und auch nicht sollen?" Doch wohl keine andre Empfindung, als die des Mifstrauens gegen die Theorie selbst? Wenn die Widersprüche auch nur in denjenigen Begriffen unaufgelöst beharren sollen, „welche blos die Art der Zusammenfassung für den Zuschauer bestimmen" d. h. das Reale selbst nicht betreffen, so geht das doch den Widerspruch nicht an, der, wenn er nicht aufgelöst wird, habe er seine Stelle in der Wissenschaft, wo er wolle, nicht nur überhaupt, sondern gegen die eigne Theorie ein unüberwindlicher Anstofs bleibt.

Der *zweite Abschnitt* enthält die *Ontologie*, (S. 17—183) das *erste Capitel* bespricht die *Auffassung des Realen durch Begriffe* (S. 71—81). Hier sucht der Verf. das *Seyende*, aber hofft nur, sich demselben zu nähern, was vom Gegebnen abhange, trotz der Erkenntnifs seiner Formen als mit inneren Widersprüchen behaftet. In diesen Widersprüchen sieht er die Antriebe des fortschreitenden Denkens, und deshalb die Berechtigung, das Gegebne zu überschreiten, woraus die Nothwendigkeit sich ergebe, dafs die *Realität des Gegebnen zum Schein* werde. Da nun dem Schein was zum Grunde liegen mufs, so erkennt der Verf. darin das *Reale*, und will, dafs dasselbe auf eine Weise bestimmt und verknüpft werde, wie es denjenigen Vorstellungen gemäfs sey, in welchen die Hindeutungen auf's Seyn unter einander stehen. Daher verwandeln sich ihm die Formen der Erfahrung in *Formen der Setzung des Realen*. Da nun diese Formen das Seyende in ihre innern Widersprüche verwickeln würde, wenn *er* es nicht hinderte, so setzt *er* das Reale, von dem er meint, dafs es genug sey, zu sagen, *dafs* es sey, weil wir nicht *wissen* könnten, *was* es sey. Da also der Verf. das Gegebene auf solche Weise denkbar zu machen glaubt, wie könnten wir da umhin, ihn auf seine Voraussetzung aufmerksam zu machen, nach welcher, indem er ein *Widersprechendes durch sein Gegentheil*, nemlich ein solches, das sich nicht widerspricht, *denkbar zu machen sucht*, selbst der *Widerspruch nicht einmal gedacht werden kann?* Und noch ferner darauf, dafs, indem die Metaphysik die *Erfahrungsbegriffe denkbar machen soll*, diese *Begriffe*, *eben*

Digitized by Google

weil sie Begriffe sind, schon *dem Denken angehören?* Wie kömmt doch grade das Gegentheil von dem heraus, was der Verfasser will! Oder wie wenig erkennt er den Widerspruch den er begeht, indem er ihn zu vermeiden sucht!

Das *zweite Kapitel* handelt von dem *Begriff des Seyns* (S. 81—94). Aus dem ersten Theil dieses Werkes wissen wir schon, dafs der Verf. *dasjenige Seyn* als die *Basis aller wahren Ontologie* aufstellt, welches das *Resultat der kritischen Bestreitung des ontologischen Beweises ist.* Der ontologische Beweis enthielt, dafs das Seyn von dem Begriff ungetrennt ist. Was nur vorgestellt des Seyns entbehre, sey unvollkommen, daher könne in dem Vollkommensten der Begriff von der Realität nicht unterschieden seyn. Das ist nun wohl wahr, aber nicht auch erwiesen, weil das *Seyn auch nicht der Begriff* ist. *Anselmus* abstrahirt vom Unterschied, den *Kant* deshalb mit Recht geltend macht. Aber wie *Anselmus* einseitig an der *unmittelbaren Einheit*, hält *Kant* ebenso einseitig an dem *Unterschied* fest. Nach *Anselmus* ist das Seyn und der Begriff Gottes *nur* eins, nach *Kant nur* unterschieden, aber beide rechtfertigen ihre Behauptung nicht, weil sie *voraussetzen, was zu beweisen ist. Anselmus* setzt das *Vollkommne* voraus, *Kant* das *selbstständige und freie Bewufstseyn.* Seyn und Begriff, Einheit und Unterschied bleiben *Elemente*, die dem Beweis zu Grunde liegen, werden nicht zu *Momenten*, wie es seyn müfste. Oder sie werden als ursprünglich genommen, da sie doch nur einseitige Begriffe sind. Indem sie ihre Ursprünglichkeit, die ihnen nicht zukömmt, verlieren, gehen sie in einander über, oder werden eine Einheit. Diese Einheit der unmittelbaren Einheit von *Anselmus*, und des Unterschiedes von *Kant*, ist erst die *wahre höhere Einheit, indem sie beide Extreme vereinigt.* Diese Einheit ist deshalb nicht unmittelbar, noch ist ihr Unterschied blos der Unterschied, sondern indem sie die Einheit ist, ist sie gleichfalls der Unterschied. Weil *nicht unmittelbar*, noch *nur vermittelt*, ist sie *unendliche Vermittlung*, und als solche nicht ein Beweis, der geführt wird, sondern welcher sich ihm selbst beweist. So erst hat es mit dem ontologischen Beweis seine Richtigkeit *gegen Anselmus* seinen Urheber, und *gegen Kant* seinen vermeinten Zerstörer. Mit *Kant* hält der Verf. an dem blos abstracten Unterschied von Seyn und Denken fest. Als den Begriff des Seyns giebt er das *Absolut-Gesetzte*, die sogenannte *absolute Position* an. Dieser Begriff ist nichts anders, als wie ihn *Kant* nach der vor uns liegenden Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft vom Jahr 1781 S. 598. anführt, nämlich „dafs das Seyn die Position eines Dinges, oder gewisser Bestimmungen an sich selbst sey." Da diese Position abstract ist, so mufs der Verf. nun selbst eingestehn, dafs er es ist, der das Reale setze. So aber ist die absolute Position als eine von ihm gesetzte, ebendeswegen *nicht*, was sie seyn soll, nemlich *absolut.* Und selbst, wenn er davon abstrahirt, dafs sie von ihm gesetzt sey, damit sie als an sich von keinem andern gesetzt das Positive ausmache, so ist sie doch wieder das, was sie ist, blos durch seine Abstraction, und darum gleichfalls *nicht absolut*, und also grade das *Gegentheil vom Positiven*, nämlich ein *Negatives.* Ja sogar, wenn der Verf. S. 408., indem die absolute Position nur in der Empfindung angetroffen werde, auch wiederum jede Setzung, die eine Spur des Gemachten, und von uns Abhängigen an sich trage, als Täuschung verwirft, mufs er doch schon S. 411. einräumen, dafs die absolute Position im Denken vorauszusetzen sey. Ist aber nicht, was als absolut vorausgesetzt wird, eben der Voraussetzung wegen nicht absolut? Und ist nicht solche Voraussetzung noch dazu ein Mangel an echter Wahrheitsliebe, und sollte nicht derjenige, welchem es um die Wahrheit zu thun ist, sich zur ersten Regel machen, nichts als wahr vorauszusetzen?

Das *dritte Capitel* hat es mit dem *Begriff der Qualität* (S. 94—97.) zu thun. Der Verf. bestimmt die Qualität des Seyenden als *unbekannt*, *positiv* und *einfach.* Unbekannt, weil das Seyn gar keine Bestimmung dessen abgeben könne, was die Dinge sind; positiv wegen irgend einer Einmischung von Negationen und Relationen und einfach weil des Seyns wegen von aller Bestimmtheit abstrahirt werde. Daher soll, wie vieles sey, durch den Begriff des Seyns unbestimmt bleiben, die *Qualität des Seyenden allen Begriffen der Quantität schlechthin unzugänglich seyn.* Abgesehen davon, dafs die Qualität ohne ihr Anderes, die Quantität, nicht ist, selbst wenn von ihr abstrahirt wird, frägt es sich, ob denn der *absoluten Position wegen von einem Vielen oder einer Vielheit des Seyenden* die Rede seyn dürfe? Aber ohne die Annahme des Seyenden als einer Vielheit kann der Verfasser nicht von der Stelle. Darum sieht er sich S. 109. genöthigt, anzunehmen,

Digitized by Google

dafs die *absolute Position* erst „*durch nähere Bestimmungen brauchbar werde, und dieselbe relativ zu ergänzen sey.*" Hört nicht etwa dadurch die Qualität des Seyenden auf, als was sie zuerst bestimmt wurde? Oder ist es etwa kein Widerspruch, dafs etwas als positiv keine Negationen und Relationen zulasse, und dasselbe doch relativ zu ergänzen sey?

Mit dem *Problem der Inhärenz* (S. 117—142.) beschäftigt sich das *vierte Capitel*, das *fünfte mit der Veränderung* (142—161.). Weil beide Begriffe widersprechende Bestimmungen zeigen, müssen sie beseitigt werden. Um dies zu bewerkstelligen, nimmt der Verf. seine Zuflucht zu den erwähnten *zufälligen Ansichten*. Sie sollen dazu dienen, obgleich selbst nicht real, jene Begriffe, die gleichfalls weil sie sich widersprechen, nicht real seyn können, auf ein Reales zurückzuführen. Aber die Annahme solcher Ansichten, da sie aller realen Bedeutung entbehren, ist nicht gerechtfertigt. Die *Inhärenz* sieht der Verf. darum als einen widersprechenden Begriff an, weil dem Dinge mit mehreren Merkmalen nicht blos ein einziges, sondern jedes seiner Merkmale inhärire. Weil deshalb nicht das Ding als Substanz, sondern nur Merkmale gegeben sind, und diese unter sich, nicht in eine vorausgesetzte Substanz, zusammenfallen, nimmt der Vf. an, dafs, weil sie sonst die Position, der Substanz bilden müfsten, was sich widerspreche der Schein der Inhärenz auf ein *mehrfaches Reales* hinweise, was jenes *Seyende der Vielheit* ist. Dennoch stellt er die Ansicht auf, dafs weil solche Vielheit eine Vervielfältigung des Realen sey, *mehrere mit einander verbundene reale Wesen gesetzt werden müfsten*, und deshalb kein Attribut, Accidenz, und was sonst als inhärirend angesehen werden mag. Also keine Substanzialität ohne *Causalität*, oder zu dem einen realen Wesen müssen mehrere reale Wesen hinzukommen, wenn anders die Substanz nicht unfähig seyn soll, Accidenzen zu tragen. Dies aber ist nichts anders, als dafs ein *Zusammenhang* der realen Wesen gefordert wird, oder wie der Vf. es nennt, ein *Zusammen*. Wo aber ein Zusammen von Vielen ist, wird entweder eins durch das andre einseitig, oder gegenseitig bestimmt. Denn nur so ist die Causalität auf sie anwendbar. Nun aber sind die realen Wesen *unabhängig von einander*, weil sie sonst als durch andres bestimmt nicht real seyn würden. Demnach soll das *Zusammen dieselben nicht angehen*. Aber ohne dafs eins zu dem andern hinzukömmt, *ohne dafs sie ein Zusammen ausmachen, würde nichts geschehen*. Ist also der Widerspruch beseitigt? Gleichfalls sucht der Vf. zu zeigen, dafs wie die Inhärenz, auch die *Veränderung* deshalb nichts Reales sey, weil das Reale nicht als Substanz, sondern in *Gemeinschaft mit andern realen Wesen die Erscheinung trage*. Er nimmt an, dafs weil die Gemeinschaft unter den realen Wesen sich ändere, aber das Zusammen und Nicht-Zusammen die realen Wesen selbst nicht angehe, also dasselbe nichts Reales sey, auch die Veränderung oder der Wechsel nichts Reales seyn könne. Das Zusammen und Nicht-Zusammen soll deshalb blos als *formale Bestimmung* gelten. Ist aber wohl einzusehen, wie die realen Wesen durch solche formale Bestimmung, da *doch das Zusammen keine Bedingung ihres Daseyns* ist, eine *reale Modification erleiden sollten*, wie das insbesondre im folgenden Capitel hervortritt?

Dies Capitel, das *sechste*, handelt vom *wirklichen Geschehen* (S. 162—183.). Der Vf. macht jener formalen Bestimmung wegen die Forderung, sogenannte *wahre Qualitäten* anzunehmen, ohne dafs er zeigt, woher sie kommen. Als wahre Qualitäten, die man sich durch zufällige Ansichten soll deutlich machen können, soll in ihnen nicht ein Wechsel statt finden. Da nun die Erfahrung die sinnlichen Dinge in Veränderung zeigt, so schliefst der Vf. daraus, dafs die nämlichen *realen Wesen sich bald gegen einander selbst erhalten, bald nicht*, ferner, dafs wir sie in unserm Denken deshalb bald zusammen, bald nicht zusammenzufassen haben, so dafs also die Wesen *als zusammen im Causalverhältnifs*, und ihrer *Selbstständigkeit wegen auch nicht zusammen seyn können*. Da sie im letztern Fall gar nicht für einander vorhanden sind, so folgert der Vf. daraus, dafs *ungeachtet des Gegensatzes ihrer wahren Qualitäten* doch *keine Störung ihrer Selbsterhaltung* eintrete. Daher meint der Vf., dafs, wenn auch jedes reale Wesen *ursprünglich selbstständig* ist, und *positiv ohne alle Beziehung auf andres sich verhält*, doch mit Hülfe der zufälligen Ansichten die Wesen *zerlegt* werden können. Daraus zieht er den Schlufs, dafs irgend etwas in der Qualität sich wie *Ja* und *Nein* verhalte. Ja und Nein bilden den *Gegensatz*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart.

(Fortsetzung.)

Das Wesen daher, das zuerst als *einfach* bestimmt wurde, soll nun *verschieden* und *entgegengesetzt* seyn. Aber durch *Zerlegung* hört dasselbe auf, *einfach* zu seyn, und wenn auch dies als der Gegensatz nichts Reales seyn soll, so geht es doch die *Qualität des Wesens* an. Dasselbe Wesen, das *unbekannt* bleiben sollte, wird dadurch zu etwas ganz *bekanntem*. Aber wie sieht es mit einem *realen Wesen* aus, das in seiner *innersten Qualität zugleich nicht real* ist? Als reale Wesen, die jedes ihre eigne Qualität haben, ist eins als nicht das andre von dem andern verschieden, und demselben entgegengesetzt. Als solche widerstreben sie einander. Nun will der Vf., dafs dieser Widerstreit *keine Störung* im eigentlichen Sinn des Wortes sey, sondern vielmehr *die Ursache der Selbsterhaltung des einen Wesens gegen das andre* ausmache. Demnach erhielte sich jedes reale Wesen gegen eine Abänderung der Qualität, die das eine von dem andern erleiden sollte, ja wäre das eine die Ursache der Selbsterhaltung des andern. Aber wird nicht eben dadurch *das eine sogar von dem andern genöthigt das zu seyn, was es ist? Bedarf nicht, um selbstständig zu seyn, jedes des andern?* Und ist es alsdann nicht wiederum nicht, als was es zuerst bestimmt wurde, nämlich ohne alles Verhältnifs zu einem andern, oder selbstständig an sich, sondern selbstständig durch ein andres? Und durch andres selbstständig, nicht durch sich, ist doch wohl so viel als unselbstständig? Und gehen die realen Wesen nicht eben dadurch, *dafs sie nicht durch einander selbstständig seyn sollten, und doch durch einander selbstständig seyn müssen*, zu Grunde?

So weit der zweite Abschnitt; wir gehen zum *dritten*, der *Synechologie* (S. 183—340.) über. Sie zerfällt in *zwei Abtheilungen*. Die *erste* handelt vom *Raum*, der *Zahl*, und dem *Ursprung der Materie* (S. 183—289.). Das *erste Capitel* dieser Abtheilung bespricht die *verschiedenen Anfänge der Synechologie* (S. 183—199.). Wie in der Ontologie der Inhärenz und der Veränderung wegen zu den zufälligen Ansichten, so nimmt der Vf. in der Synechologie seine Zuflucht zu einem sogenannten *intelligiblen Raum*, um durch denselben die Gegenstände der Synechologie denkbar zu machen. Ob es nicht ein eitles Unternehmen seyn möchte, durch einen solchen Raum, gleich wie durch die zufälligen Ansichten, welche auf die Störung und Selbsterhaltung der Wesen führten, die Dinge zu erklären, *weil sie sich nicht selbst erhalten*, darnach frägt der Vf. nicht. Genug! vom Continuum geht er aus, das er als ein zweifelhaftes Merkmal an der Materie, und ein Prädicat des Raumes und der Zeit, deswegen als eine widersprechende Bestimmung erkennt, weil dasselbe als ein Fliefsendes zusammenhänge, und doch nicht völlig in Eins falle. Als darum nichts Reales mufs es auf ein Reales zurückgeführt werden. Da dies durch den intelligiblen Raum geschehen soll, der nicht real ist, so kann dessen Construction keinen andern Sinn haben, als *Raumbestimmungen für reale Wesen zu erfinden*. Aber es frägt sich doch wohl sehr, ob nicht das *Reale*, wenn auch nur *räumlich* gedacht, nicht als widersprechend bestimmt wird? Oder ob es kein Widerspruch ist, reale Wesen, die an sich frei von aller Raumbestimmung sind, doch räumlich und deshalb nicht real zu denken?

Die *Construction* des intelligiblen Raums beginnt der Vf. mit der *starren Linie*, die zusammen mit der *Zahl* (S. 199—228.) den Inhalt des *zweiten Capitels* ausmacht. Zum Behuf derselben setzt er *zwei reale* Wesen voraus, aus deren möglichem Zusammen und Nicht-Zusammen ihm sogenannte leere Bilder entstehen, welche er jedes einzeln genommen als Puncte bezeich-

Digitized by Google

net. Er verlangt, dafs zwischen den Puncten, die, indem sie aus dem Nicht-Zusammen entstehen, vollkommen aufser einander sind, des Zusammen wegen nichts eingeschoben werde. Deshalb will er sie als an einander ohne allen Zwischenraum, und ohne dafs sie zusammenfliefsen, betrachtet wissen. Als solche sollen sie eine *Linie* ausmachen. Diese Linie nennt der Verf., weil sie wegen jenes strengen Aneinander keine Diskretion zulasse, die *starre Linie*. Wie aber kann der Vf. eine Linie rechtfertigen, die *aus Puncten besteht*, welche Puncte *keinen Raum einnehmen*, aber als an einander doch *das Element des Raumes* ausmachen sollen? Auf ähnliche Weise verfährt der Vf. mit der *Zahl*. Die Zahl bleibe dieselbe Zahl, z. B. die Zahl 10, wenn 7 + 3 ihr gleich gesetzt, die 7 sowohl trennbar sey von 3, als auch mit 3 in 10 zusammenfliefse. Daraus folgert er, dafs, indem sich daraus die doppelte Möglichkeit ergebe, dafs die 7 durch 3 oder die 3 durch 7 einen Zuwachs empfange, jede Zahl der andern eine leere Stelle darbiete, so dafs die Zahl 10 durch eine Reihe von Stellen hindurchwandere. So nur wäre die Zahl ein blofser Wechsel dessen, was sie enthält. Aber dürfte es ihrer Natur nicht viel mehr gemäfs seyn, sie als eine solche zu erkennen, die, was sie enthält, als ihren eignen Unterschied an ihr hat, und damit in Einheit ist?

Im *dritten Capitel* entwickelt der Verf. die Lehre von der *stetigen Linie* und der *Ebene* (S. 228 — 257.). Sie entsteht ihm, wenn er zu den *beiden ersten* realen Wesen noch ein *drittes* hinzufügt. Für dies sein Verfahren weifs der Vf. keinen andern Grund anzugeben, als dafs nach seiner Meinung die Erfahrungsgegenstände mit ihrem vielfachen Wechsel nicht blos auf zwei, sondern auf viele reale Wesen deuten. Da nun schon die ersten beiden realen Wesen in der starren Linie liegen, nimmt der Verf. an, dafs jede beliebige Entfernung derselben eine Distanz auf dieser Linie sey, was natürlich die Ursache ist, dafs er den realen Wesen eine Distanz im intelligiblen Raum beilegt. Seiner *Selbstständigkeit* halber setzt er nun das dritte hinzugefügte reale Wesen *aufser der starren Linie* in gleich irgend welche *Entfernungen*, die er gleichfalls als starre Linien bezeichnet. Ferner entspringen ihm aus diesen Entfernungen *entgegengesetzte Richtungen*, und nimmt er eine *Mischung derselben* an, so dafs aus Linien, die eine *ursprüngliche und rein verschiedene* Richtung haben, *andre Linien von gemischter Richtung entstehen sollen*. Daraus leitet nun der Verf. das *Stetige* ab, indem er schliefst, dafs die letztern als von den erstern abhängig deshalb keine Selbstständigkeit haben, und als solche Functionen von andern Gröfsen seyen, die, wie die Hypotenuse und die Kreislinie, wohin auch der *Begriff der Ebene* gehören soll, sich stetig verhalten. Aber sollte denn nicht, abgesehen von der Fiction der realen Wesen als Gröfsebestimmung, eine Linie sich nicht widersprechen, die aus aneinander liegenden Puncten bestehen, und deren Function die Puncte als nur theilweise in einander ausmachen, oder eine Linie, die, *ursprünglich ungetheilt* und *selbstständig*, zugleich *theilbar* werden, und ihre *Selbstständigkeit verlieren* soll?

Der Inhalt *des vierten Capitels* ist der *körperliche Raum* (S. 257 – 270), welcher auf der Construction des Vorhergehenden beruht. Wie früher zu den beiden ersten realen Wesen ein drittes, nimmt der Verf. zu diesen drei ein *viertes* hinzu, das gleichfalls als *unabhängig aufser der Ebene* bestimmt wird. Er meint, dafs weil in dem bisherigen Zusammenhang schon die stetige Linie sich als unentbehrlich gezeigt, dasselbe auch nicht mehr eine starre Linie zu seyn brauche. Demnach lasse diese Linie sich nach drei Richtungen zerlegen, so dafs es zur Spitze eines Kegels komme, dessen Linien zusammen im Mantel desselben der Ebene parallel werden. Und aus diesen Linien, wenn dieselben gleich lang genommen würden, entstehe die Kugel, in der es Schnitte giebt, wie im Kreise Sehnen, weshalb jede Oberfläche eines Körpers als in der Kugel liegend, und darum alle etwaige Erweiterung der Construction als in die schon gemachte zurückfallend angesehen werden müsse. Also wäre hiemit die Construction des intelligiblen Raumes vollendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

A brief account of microscopcal observations made on the particles contained in the pollen of plants; and on the general existence of actives molecules in organic and inorganic bodies by R. Brown. London 1828. 8.

Gleich nach dem Erscheinen des Werks wurde Ref. von mehreren Seiten zu einer beurtheilenden Anzeige desselben aufgefordert, welche er jedoch deshalb für unzeitig hielt, weil man sagte, dafs Herr Brown noch eine, durch Kupfertafeln er-

Digitized by Google

hinterte, ausführlichere Darstellung dieser Sache herauszugeben beabsichtige und man vermuthen konnte, dafs vielleicht eine Reihe bisher unbekannter Phänomene, welchem Gebiet sie auch angehören möchten, den Beobachtungen zum Grunde lägen, ohne dafs die erste kurze Anzeige zur Wiederholung der Versuche genügende Auskunft über das Gelingen derselben gebe. Seitdem nun aber einige nur in wenig Worten abgefafsten Zusätze zur obigen Abhandlung im July 1829. erschienen sind, kann man die Beobachtungen wohl als abgeschlossen betrachten, und es ist erlaubt den Inhalt darzustellen. In der erstgenannten Schrift zeigte Herr Brown an, dafs er in allen organischen Körpern, deren Theile er lebend oder todt im Wasser zerdrückte, selbstbewegliche Elementartheilchen beobachtet habe, namentlich an den platzenden Pollenkörnern von *Clarkia pulchella*, der Gräser und mehrerer anderer Pflanzen; dafs ferner ähnliche Elementartheilchen auch in allen gepulverten todten und anorganischen Substanzen wie z. E. in Gummiharzen, fossilem Holze, Steinkohle, Lava, Bimsstein, Arsenik u. s. w. in selbstthätiger Bewegung begriffen zu finden seyen. Die kleinsten Partikelchen hätten eine sphärische Form und seien von der Gröfse zwischen $\frac{1}{20}$,000 und $\frac{1}{10}$,000 Zoll. Herr B. war geneigt die in den organischen Körpern gefundenen Elementartheilchen für die Molecüle Büffons und Needham's zu halten, schlofs aber, dafs sie nicht blofs auf organische Körper beschränkt seyn möchten. Eine nähere Beschreibung der Art der Bewegungen gab Herr B. nicht; nur vom Arsenik sagt er: die Bewegung bestand gewöhnlich (also nicht immer) in einem Drehen um ihre längere Achse.

Nachdem nun von mehreren Französischen Naturforschern die Richtigkeit jener Beobachtungen in Zweifel gezogen worden und behauptet war, dafs alle jene Bewegungen keine aus inneren Ursachen entspringende Lebensbewegungen, wofür sie Herr B. auszugeben geneigt war, sondern aus verschiedenen ganz äufseren Ursachen entstehende physikalische Bewegungen seyen, sah sich der Verf. veranlafst in dem Nachtrage das Resultat seiner Beobachtungen folgendermaafsen auszusprechen: Aeufserst kleine Theilchen einer starren Materie, sie sei nun organischen oder unorganischen Ursprungs, zeigen, wenn sie in Wasser schwebend erhalten werden, Bewegungen, deren Grund ich nicht angeben kann, und die in ihrer Unregelmäfsigkeit und scheinbaren Unabhängigkeit den Bewegungen einiger der kleinsten Infusorien gleichen. Aufser den kleinsten von der angezeigten Gröfse kommen aber auch beträchtlich gröfsere Theilchen von verschiedenem Umfang und abweichender Gestalt vor, welche sich auf ähnliche Weise bewegen.

Es sind besonders dreierlei Dinge, welche zur Aufklärung der genannten Phänomene in Betrachtung zu ziehen sind. Die Form der Theile, die Art der Bewegung, die Ursache derselben.

In Betracht der Form der Theile ist zu bemerken, dafs diese bei allen anorganischen Substanzen keine den Körpern eigene Elementarformen, sondern allein Produkte der Operation des Pulverns, Reibens u. s. w. sind, daher denn auch wie von C. A. S. Schulze in Freiburg (Mikroskopische Untersuchung über des Hrn. Brown Entdeckung u. s. w. Freiburg 1828.) von Tiedemann und von R. Brown in den Nachträgen selbst anerkannt ist, dafs weder an Form noch Gröfse gleiche Theile in diesen Körpern existiren, und also auch Form und Gröfse je nach ihrer künstlichen Production verschieden sind. Dagegen ist zu bemerken, dafs in dem Pollen der Pflanzen allerdings organische gleiche Elementarformen existiren und sichtbar sind, daher denn die verschiedenen Formen, welche Herr B. hier gesehen hat, zufällige Kunstprodukte durch das Zerquetschen sind, wogegen beim Aufspringen der Pollenkörner immer die organische Kügelchenbildung zum Vorschein kömmt. Es ist also blofse Zufälligkeit, dafs Hr. B. durch Pulvern anorganischer Substanz einzelne ähnliche Formen wie im Pollen herausgebracht hat. Was die Bestimmung der Gröfsenverhältnisse betrifft, so hat solche der Verf. mit Hülfe eines, in Quadrate abgetheilten, Glasmikrometers blofs ohngefähr abgeschätzt, da sich die Theilungen bis zu der angegebenen Kleinheit auf einem solchen Mikrometer nicht darstellen lassen; auch betrachtet er sie nur als Annäherungen. Ref. hat ein dergleichen einfaches, Dallondsches Mikroskop, wie sich Herr Brown zu seinen Beobachtungen bediente, in Paris bei Hrn. Ad. Bronguiart, ein zweites welches der Herr Geh. Medicinal-Rath Link hier vor kurzem mitgebracht, gesehen, und auch die Vergröfserungen dieser einfachen Linsen beiweitem nicht so stark gefunden, dafs sich mit Genauigkeit Gröfsenbestimmungen bis auf $\frac{1}{10}$,000 Zoll damit machen liefsen. Ref. hat mit Hülfe des Schraubenmikrometers an dem grofsen Frauenhoferschen, zusammengesetzten, Mikroskop, welches derselbe durch die Güte des Herrn Ministers v. Altenstein besitzt, also dem vollendetsten bisjetzt bekannten Apparate zu solchen Messungen, diese Gröfsenverhältnisse verglichen. Bei diesem Schraubenmikrometer gehen 83 Revolutionen der Schraube auf einen Pariser Zoll. Jede Revolution ist in 100 Theile getheilt und jeder Theil kann mit Hülfe des Nonius noch in 10 Theile getheilt werden. Man kann demnach mit der höchstmöglichen Bestimmtheit die Gröfse der Gegenstände bis auf $\frac{1}{83}$,000 Zoll messen, welches gleich 0,000012 ist. Von dem in Wasser fein zertheilten Gummigutt, welches nach des Ref. Beobachtungen die kleinsten Partikelchen unter allen vorhin bezeichneten Substanzen giebt, zeigen die kleinsten mefsbaren Theile nicht mehr als $\frac{10}{83}$,000 par. Zoll, welches gleich ist $\frac{1}{8}$,300 oder = 0,00012. Die meisten zeigen indessen nur $\frac{15}{83}$,000 Zoll = 0,00018, oder ohngefähr $\frac{1}{5}$,500 Zoll. Indem also Herr Brown die Gröfse der Partikelchen überhaupt zu $\frac{1}{20}$,000 bis $\frac{1}{10}$,000 und $\frac{1}{13}$,000 Zoll angiebt, erkennt man, dafs die kleinste Schätzung von $\frac{1}{13}$,000 Zoll die wahre Gröfse dieser Theile beinahe um das doppelte übertrifft, und die Angabe von $\frac{1}{10}$,000 Zoll beinahe 6 Mal so grofs ist als diese Theile gewöhnlich gefunden werden. Ref. legt zwar auf solche Gröfsenbestimmungen kein besonderes Gewicht, bemerkt aber, dafs da die meisten Gröfsenbestimmungen ähnlich kleiner Körper überall auf solchen Schätzungen nach Glasmikrometern beruhen, wahrscheinlich auch überall ähnliche und vielleicht noch viel gröfsere Irrthümer in den Angaben seyn werden

Die Art der Bewegung. Ueberhaupt sagt Herr B. blofs: die Bewegung sey unregelmäfsig und scheinbar unabhängig, nur

Digitized by Google

beim Arsenik ist die nähere Bestimmung, dafs die Körper sich um ihre Axe drehen. Eine nähere Betrachtung dieser Punkte hätte leicht Aufschlufs über die Natur der Bewegung geben können. Nach des Ref. Beobachtung ist die Bewegung der gepulverten Stoffe im allgemeinen durchaus unbestimmt und verschieden nach ihren verschiedenen Ursachen. Einmal sieht man fast nie, dafs sich alle Stäubchen zugleich bewegen, sondern immer hat man zu suchen, bevor man einige bewegte findet, häufig sieht man auch gar keine Bewegung. Beim Arsenik ist es oft ein Drehen der Theilchen, ebenso oft aber sieht man auch ein blofses unbestimmtes Auf- und Absteigen, beim Kohlenstaub ist es ein Aneinanderrücken der Theile, bei trocknem Pulver von Pflanzen ein allmähliges Niedersinken im Wasser u. s. w. Bei dem trockenen Pollen ein Anschwellen der Körner, indem sie sich unregelmäfsig umkehren; bei den in Wasser abgeriebenen Gummiharzen ein pendelartiges Hin- und Herschwanken, oft auch ein Aufsteigen und Niedersinken u. s. w. Die Dauer der Bewegung ist ebenso verschieden, je nach den verschiedenen äufseren Ursachen.

Die Ursachen der Bewegungen. Auf diese kommt es hier besonders an. Selbstthätige oder freiwillige Bewegungen, die denen der Infusorien ähnlich wären, erscheinen unter den von Hrn. B. angegebenen Umständen nie. Tiedemann hat, am eben angezeigten Orte, die ausführlichen Unterschiede der freien Bewegung der Infusorien und deren Veränderung durch Zusätze von Opiumauflösung, Salzen und Säuren, wodurch die Bewegung der gepulverten Stäubchen nicht regelmäfsig verändert wird, beschrieben, auch auf die Bemerkungen des Herrn von Gleichen hingewiesen, der diesen Unterschied sehr wohl kannte. Da Herr Brown die organischen Stoffe ebenfalls immer künstlich zerstückelt hat, so ist vorauszusetzen, dafs er die wirklichen Lebensbewegungen in der *fovilla* des Pollens nicht beobachtet hat und deren Ursachen sind also hier auszuschliefsen. Die Haupteigenthümlichkeit in der freien Bewegung der Infusorien ist die willkührliche Bestimmung zur Bewegung und Ruhe, während alle übrigen Bewegungen durch äufsere Einflüsse andauernd oder vorübergehend nothwendig bestimmt sind.

Die verschiedenen äufseren Ursachen, welche Bewegungen der in Wasser schwebenden Stäubchen erzeugen, sind: 1. Hygroskopisches Anschwellen. Dieses zeigt sich bei trockenen Pollenkörnchen und vielen Pflanzenpulvern. Die Bewegung hört hier auf, sobald die Absorption beendet ist. 2. Allmählige Auflösung im Wasser, hier werden die Stäubchen nach und nach kleiner und verschwinden am Ende ganz, womit denn auch die Bewegung aufhört. Doch müssen sie in diesem Fall ganz in Wasser löslich seyn. Temperaturerhöhung beschleunigt den Procefs. Bewegungen dieser Art sieht man in allen besonders schwerauflöslichen Salzpulvern, krystallisirten Zucker, weifsen Arsenik. Die Stäubchen drehen oder wälzen sich, jenachdem durch die Auflösung der verschiedenen Seiten ihr Schwerpunkt ein anderer wird. 3. Am merkwürdigsten erscheinen die Bewegungen bei solchen Körpern, die nur theilweise im Wasser löslich sind, weil hier während der Attraktion der löslichen Theile aus der Substanz des nicht löslichen durch das Wasser ziemlich regelmäfsige und langdauernde Bewegungen hervorgebracht werden. Hierher gehören die Gummiharze: das Gummigutt, die *Asafoetida* u. s. w. Unter günstigen Umständen bewegen sich hier alle oder doch die meisten im Wasser schwebenden Partikelchen und zwar oft 24 Stunden lang, wenn man die Flüssigkeit mit einer zweiten Glasplatte auf dem Objektträger bedeckt. Ref. ist selbst lange uneinig mit sich wegen der Ursache dieser Bewegung gewesen, bis er endlich auf den Gedanken kam, nach einem Zusatz von Weingeist, worin auch die harzigen Theile auflöslich sind, die Veränderungen zu beobachten. Die Partikelchen schwinden hier wie bei den Salzauflösungen. Man bemerkt aufserdem schnelle strahlende Strömungen der Flüssigkeit, welche Tiedemann und die Französischen Naturforscher, als von der Verdünstung herrührend betrachten; allein ich kann versichern, dafs diese hierzu nichts beiträgt, denn dasselbe geschieht auch, wenn man das Gemenge von Wasser und Weingeist noch mit einer Glasplatte bedeckt. Diese Strömungen scheinen nur von der gegenseitigen Anziehung des Wassers und Weingeistes und hinwiederum von der Repulsion der in einem Theil Weingeist gelösten Harztheile gegen das Wasser herzurühren. Aehnlich beim Zusatz von Camphorspiritus. Wenn man zu einer Auflösung von Gummigutt in Weingeist, welche ganz klar ist, Wasser setzt, so sieht man das umgekehrte Phänomen. Die Harztheilchen scheiden sich aus, ihre Bewegung stellt sich wieder her. R. Brown hat also wohl ganz Recht zu behaupten, dafs die Verdünstung keinen Einflufs auf die Bewegung habe. Dafs übrigens die Kapillarattraktion wie R. Brown behauptet, auf die Bewegungen keinen Einflufs habe, gilt nur von den *ad* 2 und 3 genannten, dagegen hat R. Br. nicht bewiesen, dafs auch bei den *ad* 1. genannten Bewegungen dieses nicht die Ursache sey. Ob in anderen Fällen nicht galvanische Attraktionen und Repulsionen dergleichen Bewegungen hervorbringen, lassen wir dahingestellt seyn. Die Bedingungen dazu wären häufig vorhanden.

Die Beobachtungen des Herrn B. haben den Nutzen, dafs man eine Reihe im Allgemeinen gar nicht unbekannter Erscheinungen, über welche man zum Theil als Nebendinge hinwegzusehen sich bemüht hat, in ihren verschiedenen ursachlichen Verhältnissen näher untersucht, vergleicht und unterscheidet. Sie gehören sämmtlich in das Gebiet der physikalischen nicht der Lebenserscheinungen und Herr B. hat auch später erklärt, dafs er sie nicht, wie man aus seiner ersten Darstellung vermuthen sollte, da er die Bewegungen an einer Stelle freiwillig (*spontanous*) nannte, für Lebensbewegung halte, auch würden sie schwerlich die allgemeine Aufmerksamkeit, wie es der Fall gewesen ist, auf sich gezogen haben, wenn sie nicht von einem Manne herrührten, der sich in anderen Zweigen der Naturforschung als sorgfältiger und unterscheidender Beobachter gezeigt hätte.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Nro. 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun nicht weiter darnach fragen, warum der Vf., da er *eine Mehrheit*, also eine *unbestimmte Vielheit vom realen Wesen* annimmt, nur *vier* dieser Wesen für die Construction der Raumdimensionen auserwählt hat? Nicht darnach, nämlich was aus jener Frage von selbst folgt, wie jene *unbestimmte Vielheit* auf einmal zu einer *bestimmten* wird? Zuletzt nicht, ob solche Reduction der Wesen in sich selbst auch innere Nothwendigkeit habe? Sondern wir wollen nur daran erinnern, dafs die ganze Construction des intelligiblen Raums auf einer *Voraussetzung* beruht, und zwar des *sinnlichen Raumes*, wie derselbe ohne alle Deduction empirisch vorgefunden wird. Auf seine Veranlassung allein wird jene Reduction gemacht, weil ohne dieselbe eine unendliche Vielheit von Dimensionen entstehen müfste, und diese zu dem sinnlichen Raum mit seinen drei Dimensionen nicht passen würde. Ohne die Voraussetzung könnte die Construction nicht gemacht werden, und deshalb setzt sie voraus, was sie zu construiren unternimmt, nämlich die Nothwendigkeit der drei Dimensionen. Indem also diese Nothwendigkeit in der Voraussetzung liegt, ist nichts erwiesen, nichts construirt. Aber selbst auch die Art und Weise des Construirens hat keine Nothwendigkeit. Indem ihr Element die Function als Theilbarkeit einer Linie in ihre Puncte ist, aber dieselben, indem sie den Raum constituiren sollen, nur als räumlich fingirt, und deshalb selbst nicht als räumlich gefafst werden, also nur die abstracte Negation ausmachen, ohne die Bestimmung dessen, was sie negiren, in sich zu enthalten, so ist wirklich nicht einzusehen, wie jene Linie die Möglichkeit sein soll, überhaupt nur eine Function zu haben. Der Punct, der den Raum negirt, aber ohne dafs er auf den Raum sich beziehe, ohne dafs dieser in seiner Bestimmung liege, ist so viel als nichts. Denn der Punct ist nicht aufser dem Raum. Folglich ist er nur Punct, wenn er als die Negation des Raums diesen zugleich in sich befafst, nicht nur Negation, sondern räumliche Negation ist.

Das *fünfte Capitel* handelt von dem *Ursprung der Materie* (S. 270—289). Was dieser Ursprung sey, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden von selbst. Mehr als *Raum* und *Causalität* erachtet der Verf. nicht für nöthig, die *Materie in ihren ersten Gründen zu erkennen*, weil sie ein *Beharrlich — Wirkliches* ausmache. Doch glaubt er für das nähere Verständnifs bemerken zu müssen, dafs sich reale Wesen im intelligiblen Raum nicht blos *bewegt*, sondern auch *ruhend* denken lassen, und zwar auf zwiefache Weise, nämlich zusammen oder nicht zusammen. Nun aber fehlt, wenn *zwei reale* Wesen in einer Distanz sich befinden, das Zusammen, also die Bedingung der Causalität. Aber wenn sie vollkommen zusammen sind, befinden sie sich in vollkommner Störung und Selbsterhaltung. Daher soll dem unvollkommnen Zusammen eine niedere dem Grade nach abgestufte Störung und Selbsterhaltung entsprechen. Wenn aber einmal ein paar reale Wesen in diese Lage gerathen, soll es dabei nicht bleiben. Die Wesen sollen alsdann vollends in einander eindringen, was der Grund der *Attraction* seyn soll. Auf die Attraction läfst der Verf. die *Repulsion folgen*, da doch wohl eine nicht ohne die andre ist. Letztre soll entstehen, wenn zu den *beiden* realen Wesen noch ein *drittes* hinzugenommen werde, vorausgesetzt, dafs zwei unter sich gleichartig seyen, und das dritte davon die Mitte ausmache. Denn alsdann, meint der Verf., wären jene beiden Wesen, die mit diesem in ein vollkommnes Zusammen gerathen, in Begriff, vollends in dasselbe einzudringen. Und deshalb müfsten die

Digitized by Google

beiden sich nicht nur vollkommen selbsterhalten gegen das eine, sondern dieses auch gegen jene; aber weil zwischen denselben der Gegensatz gleich sey, könne das erstere nicht die geforderte Selbsterhaltung gegen die beiden letztern vollziehen. Da keine wirkliche Störung ohne Selbsterhaltung in demselben geschehe, vermöchten auch die beiden Wesen nicht ganz in das eine einzudringen, weshalb dieses eine zurückstofsende Gewalt gegen sie ausübe, die *Repulsion*. Demnach könnten die beiden realen Wesen nur *zum Theil* in das dritte eindringen, und gesetzt, man nehme *viele* reale Wesen an, so müfsten sie alle lieber in das eine eindringen. Das sey aber unmöglich, weil in einem realen Wesen nicht viele Platz hätten. Je mehr es ihrer gäbe, desto weniger tief könnten sie eindringen; und gesetzt, sie wären *alle* eingedrungen, so würden sie nach allen Seiten gleichmäfsig hinausgetrieben werden, bis sich Attraction und Repulsion im *Gleichgewicht* befänden. Alsdann meint der Verf. sey das dritte reale Wesen in der Mitte, und nähme zusammen mit allen andern Wesen mehr als einen mathematischen Punct an, so dafs eine *körperliche Ausdehnung* entstehe, und das Ganze ein *Klümpchen* darstelle. Oder auch wenn eine bestimmte Menge jener Wesen in dieses eindringe, müfste das Klümpchen entstehen, das dem Gleichgewicht der Attraction und Repulsion gemäfs seine bestimmte *Dichtigkeit* habe. Und wenn man noch mehrere Wesen, wie das dritte sey, hinzufüge, würde jedes in die andren, mit welchen es in ein vollkommnes Zusammen gerathe, so weit als möglich eindringen, und die Klümpchen zusammen eine *körperliche Masse* abgeben. Nun aber ist doch wohl wieder, abgesehen davon, dafs die Repulsion auf die Attraction erst folgen, oder derselben nachfolgen soll, die Frage, ob auch das Gleichgewicht der Attraction und Repulsion sich wirklich behaupten könne? *Hebt sich nicht ihr Gleichgewicht von selbst auf?* indem die realen Wesen der Attraction nach in einander eindringen sollen, aber der Repulsion gemäfs sich gegen einander selbstständig erhalten, und sie deshalb einander nur insofern attrahiren, als sie sich von sich abstofsen? Und *verschwindet so nicht aller Unterschied* zwischen Attraction und Repulsion? Ja giebt nicht sogar dies erst den Begriff der Materie, dafs das Gleichgewicht von Attraction und Repulsion nicht beharrt, sondern *verloren geht*, und beide, weil die eine ihren Unterschied von der andern aufhebt, zur *innern Einheit* werden?

Die *zweite Abtheilung* der *Synechologie* beschäftigt sich mit dem *objectiv-scheinbaren Geschehen*, oder mit der *Zeit* und dem *Zeitlichen* (S. 289—340). In dieser Abtheilung wird so recht sichtbar, wie wenig der Verf. den Widerspruch hinwegzuräumen vermag, und wie sehr es ihm Noth that, dafs er sich in der Vorrede das Privilegium ertheilte, den Widerspruch zu lassen, wie er ist, oder anstatt denselben denkbar zu machen, ihn lieber gar nicht zu denken. Im *ersten Capitel* über die *Bewegung* (S. 289—299) stellt der Verfasser als Hauptgrundsatz auf, dafs in der Bewegung sich nichts verändere, nichts ereigne, und der ganze Wechsel, welchem das Bewegte darstelle, aufser dem Bewegten zu suchen sey. Aber trotz dem versucht er doch von der Bewegung eine solche Erklärung zu geben, als wenn sie wirklich was wäre. Die Erklärung besteht darin, dafs jedes reale Wesen in seinem eignen Raum ruhe, und zugleich im Raum des andern sich bewege. Man kann sich also nach Belieben die Bewegung sowohl gefallen lassen als auch nicht. Gleichfalls führt der Verf. den Inhalt des *zweiten Capitels*, die *Geschwindigkeit* (S. 299—308), nachdem er dieselbe sowohl hinsichtlich des Orts als der Succession als mit dem Widerspruch behaftet anerkannt hat, auf den allgemeinen Begriff der Bewegung zurück, so dafs von ihr dasselbe, was von der Bewegung gilt. Mit der *Zeit* (S. 308—319), welche der Gegenstand des *dritten Capitels* ist, verfährt der Verf. auf ähnliche Weise. Er betrachtet sie als Multiplicator einer und derselben Geschwindigkeit des Bewegten, oder als eine Zahl, die mit besondrer Beziehung auf einen Multiplicandus gedacht wird. Doch soll sie auch wieder als Multiplicator einer veränderlichen Geschwindigkeit gelten können. Demnach würde sie als Multiplicator gleichförmiger Geschwindigkeit darin bestehen, dafs nichts geschehe, aber als Multiplicator ungleichförmiger Geschwindigkeit darin, dafs etwas geschehe. Mit dem *objectiven Schein* (S. 319—329) verhält es sich nicht anders. Ueber ihn verhandelt der Verf. im *vierten Capitel*. Er stellt sich nämlich vor, dafs dieser Schein dem Subject von jedem einzelnen Object ein getreues Bild gebe, dergestalt, dafs blos die Verbindung der mehreren Gegenstände eine Form annähme, welche das Subject, das sie zusammenfafst, sich gefallen lassen müsse. Daher soll der objective

Digitized by Google

Schein eben jener Form wegen nichts Subjectives, und, weil das Subject die Gegenstände zusammenfaſst, soll derselbe doch wiederum kein Prädicat der Objecte, und deshalb nur ein bloſser Zusatz des Subjectes seyn. Gleiche Bewandniſs hat es im *fünften* Capitel mit dem *Schein im Laufe der Begebenheiten* (S. 329—340), indem das Subject alle Zeitpuncte in einer Reihe vereinigen soll, damit der ganze zeitliche Zusammenhang derselben sich als objectiven Schein darstelle.

Der *vierte Abschnitt* enthält die *Eidolologie* (S. 340—425), die von der Möglichkeit des Wissens Rechenschaft geben soll. Sie giebt Zeugniſs, daſs der Verf. in Erkenntniſs des Geistes sich blos auf dem Standpunct des *Bewuſstseyns* befindet. Deshalb macht er sich in seiner *Psycholologie* durchweg auch nur mit thatlosen Verhältnissen zu schaffen, aus dem einfachen Grunde, weil er vom absoluten Verhältniſs keinen Begriff hat. Daſs dies wirklich der Fall ist, erhellt zur Genüge aus der betrachteten Theorie von der Störung und Selbsterhaltung der Wesen, dem einzigen und noch dazu blos *halben* speculativen Gedanken, der in allen Büchern des Verfs. zu finden ist. Im *ersten Capitel* dieses Abschnittes, das die *idealistische Metaphysik im Allgemeinen* (S. 340—356) erörtert, kömmt der Verf. auf die Frage, wie wir zum Gegebnen gelangen, und mit welcher Sicherheit wir die realen Wesen und uns selbst erkennen? Die keineswegs befremdende Antwort ist, daſs die gegebnen Empfindungen Selbsterhaltungen der Seele seyen. Nun aber wird die Seele als ein *einfaches* Wesen bestimmt, dessen Qualität alle Mannigfaltigkeit ausschlieſst. Die Empfindungen als *viele* und *mannigfaltige* vertragen sich deshalb nicht mit der Natur der Seele als eines einfachen Wesens. Und doch könnte die Seele sich *ohne diese mannichfaltigen Empfindungen nicht selbst erhalten*, wäre ohne dieselben so viel als nichts. Dürfte wohl von einer einfachen Qualität überhaupt die Rede seyn, da die Selbsterhaltung keine Qualität der Art zuläſst? Aber sie muſs zugelassen werden, weil die Seele ein einfaches Wesen seyn soll. Also die Seele nicht eine solche Qualität, und doch eine solche Qualität? Wir dürfen uns darum gar nicht wundern, daſs die arme Seele gleich einem gespenstischen Hause, worin Geister aus und einziehn, nichts davon wissen soll, daſs sie in allen ihren Empfindungen sich selbst gleich ist, und diese ihre Zustände vom Geschehen in auſser ihr zusammentreffenden Wesen abhängig sind, deren eigne Selbsterhaltungen ihr gänzlich unbekannt bleiben.

Das *zweite Capitel* macht das *Ich und Nicht — Ich als Thatsache* (S. 356—386) zu seinem Gegenstand. Es versteht sich von selbst, daſs wegen der Annahme der Seele als eines einfachen Wesens, dessen Selbsterhaltung durch andre reale Wesen veranlaſst wird, das Ich unter das Problem der Inhärenz fallen, und sich daher als eine der Veränderung unterworfene Complexion von Merkmalen zeigen muſs. Der Verf. meint, daſs im Ich als einer Complexion Mancherlei beisammen sey, nämlich theils eine zusammengesetzte Vorstellung von dem, was zu Ich gehöre, theils noch weit mannigfaltigere Vorstellungen von andern Gegenständen, ungefähr so, wie die Dinge gefunden werden, die nach Umständen mehr oder weniger Eigenschaften haben. Was ist natürlicher, als daſs einer solchen Mannigfaltigkeit eine hinreichende Menge eines vielfachen Zusammen mit andern und andern realen Wesen vorausgesetzt werde, um vermittelst der Ansicht, daſs eine Verschiedenheit von realen Wesen sich nicht widerspreche, auch die Vielheit und Verschiedenheit der Vorstellungen zu beschwichtigen?

Das *dritte Capitel* will den *Begriff des Ich schärfen, und den Idealismus widerlegen* (S. 368—404). Der Verf. wirft dem Idealismus vor, daſs er den Begriff des Ich nicht scharf genug fasse, weil er nicht darauf achte, daſs das Ich, welches der Einfachheit der ursprünglichen Qualität wegen sich als eins darstelle, das Nicht — Ich als Mannigfaltiges im Gemüth nicht besitzen, noch erzeugen könne. Da also das Ich, wie es sich setzt, nicht das Object selbst zu seyn vermöge, und die Objekte nur in ihrer gegenseitigen Modification dem Subject gleich seyn könnten, soll auch das, was irgend dazu dienen möchte, im Ich die Stelle des Objectes zu bezeichnen, diese Stelle wieder verlassen. Und weil kein mögliches bestimmtes Object den Platz bleibend ausfülle, sollen die Objecte sich einander entgegengesetzt seyn, um sich gegenseitig aus dem Platz hinausdrängen zu können. Demnach, weil das Ich so nichts weiter als ein bloſser *Mittelpunct wechselnder Vorstellungen* ist, ist die sogenannte *Schärfung* des Begriffs des Ich gerade eine *Abstumpfung* desselben, ja die *Ohnmacht* selbst, indem ein solches Ich sich den gegebnen Inhalt nicht anzueignen vermag, nicht ihn zu dem seinigen machen kann. Ja was ist

Digitized by Google

das für ein Ich, das ohne einen solchen Tummelplatz von Vorstellungen auszumachen, so viel als nichts seyn würde, und nicht selbst diese Vorstellungen seyn kann, weil diese dasselbe erst zu demjenigen machen müssen, was es ist?

Das *vierte Capitel* handelt von der *Möglichkeit des Wissens* (S. 404—425). Der Verf. frägt, wie das Wissen möglich sey, da der Begriff des Ich die Qualität eines Realen nicht unmittelbar auszudrücken vermöge? Seine Antwort darauf ist eine Beschreibung des Wissens der Beschaffenheit nach, also dafs es aus Empfindungen, aus Selbsterhaltungen der Seele bestehe. Der Verfasser räth, wenn man das Wissen von Seiten seiner Aehnlichkeit mit äufsern Gegenständen auffassen wolle, sich nicht an den Stoff sondern an die Form zu wenden. Wenn auch die Empfindung nicht die Beschaffenheit der Dinge verrathe, so meint der Verf., dafs sie nichts desto weniger das einzig mögliche Fundament des Wissens vom Realen enthalte, weil die absolute Position, worauf der Begriff des Seyns zurückzuführen sey, nirgends wo anders als in der Empfindung liege, und daher vor allem Denken vorhanden sey. Aber geschweige des Widerspruchs, dafs das Empfundene, weil es ein Gegebnes ist, nichts Reales seyn kann, ist die Empfindung nicht nur eine *grenzenlose Position*, sondern auch ein *Negatives*, darum nicht blos *einfach*, *unbestimmt*, sondern auch *bestimmt*, und als solche nicht *Position*, sondern *Attraction*. *Wenn auch nicht durch die Empfindung selbst ein Unterschied in ihr ist, so wird derselbe doch durch das Denken gesetzt.* Aber damit es dahin nicht komme, nimmt sie der Verf. als *vor* allem Denken, und darum *aufser* dem Denken, und *ohne* dasselbe. Wenn die Empfindung nicht die *innere* Möglichkeit des Denkens ist, so kann auch das Wissen, das nur aus Empfindungen bestehen soll, auf welche kein Denken sich zurückbezieht, nur ein Wissen seyn, das nicht weifs, und sich deshalb an ihm selbst aufhebt.

Der *fünfte und letzte Abschnitt* enthält *Umrisse der Naturphilosophie* (S. 425—679). Derselbe zerfällt in *zwei Abtheilungen*, den *ersten*, der die *synthetischen* Untersuchungen, und den *zweiten*, welcher die *analytischen* Untersuchungen befafst. Das *erste Capitel* der ersten Abtheilung (S. 425—498) setzt den *Unterschied des synthetischen und analytischen Theils der philosophischen Naturlehre* (S. 435—441) auseinander. Aber eine Trennung und Absonderung des synthetischen Theiles von dem analytischen setzt die Naturphilosophie blos zu einer Erläuterung der Theorie durch blofse Anwendung auf bekannte Gegenstände herunter. Denn es wird vorausgesetzt, dafs die Theorie als solche keine Empirie, und die Erfahrung keine Theorie hat, so dafs nichts übrig bleibt, als beide in einander hineinzustecken, damit eine Wissenschaft, Naturphilosophie genannt, herauskomme. Sie ist nichts weiter, als eine blofse Vergleichung der Empirie mit den metaphysischen Lehrsätzen. Je dürftiger und abstracter diese sind, desto dürrer mufs auch die Naturphilosophie ausfallen. Und frei heraus gesagt, ist der Gedanke einer Naturphilosophie, seitdem er überhaupt gefafst worden, nie abstracter genommen worden.

Im *zweiten Capitel*, das von der *möglichen Verschiedenheit der Materie* (S. 441—460) handelt, werden wir an *die ersten Gründe der materiellen Existenz* zurückgewiesen. Der Verf. sucht ihre Verschiedenheit durch den *Gegensatz der ursprünglichen Qualitäten* möglich zu machen, welchen die Selbsterhaltung voraussetzt, wie die Attraction die letztre, so dafs die mögliche Mannigfaltigkeit der Materie wenigstens so grofs sey, als wie vielfach der Gegensatz unter je zwei Elementen ist, die überhaupt Materie bilden können. Aber der Verf. nimmt den Gegensatz nur *quantitativ* oder *äufserlich*, als stark und schwach, welchem er noch die Gleichheit und Ungleichheit zugesellt. Auf diesen Gegensatz der Elemente gründet er die *Veränderlichkeit der Materie* (S. 460—482) im *dritten Capitel*, so, dafs der stärkere und schwächere Gegensatz nur als der *Grund der gröfsern und geringern Selbsterhaltung* erscheint. Aber, weil er meint, dafs alle Elemente deshalb nicht geeignet seyen, starre Körper zu bilden, was blos der Fall seyn würde, wenn es unter ihnen nur starke Gegensätze ohne Ungleichheit gäbe, nimmt er sogenannte *strahlende Stoffe*, und setzt diesen durch schwache und dennoch wirksame Verbindung mit den Körpern ähnlich ist, zu *Mittelgliedern* an.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart.

(Schlufs.)

Aber nach dem *vierten Capitel* reichen solche Körper wegen ihrer zu fest geordneten inneren und äufseren Zustände nicht aus zur *Bildsamkeit der Materie* (S. 482—498). Damit die Materie *bildsam* werde, nimmt der Verf. an, dafs *zwei gleichartige Elemente* in *ungleichartigen Selbsterhaltungen* sich befinden, zwischen welchen ein *Gegensatz* und folglich ein *bestimmter Hemmungsgrad* vorhanden sey. Weil nun diese beiden Elemente nicht in vollkommner Durchdringung verharren können, so sollen sie, um tiefer in einander einzudringen, als in einem höchst unvollkommnen Zusammen angesehen werden. Alsdann soll im Eindringen eine *wachsende Hemmungssumme* in jedem der Elemente entstehen, die zwar sinken müsse, jedoch so, dafs während des Sinkens der noch *ungehemmte Theil* derselben, so weit er von dem frühern Zustand herrühre, als *Gegengrund* die fernere Durchdringung, aber nicht gleichmäfsig, verzögere. Endlich sollen die beiden Elemente in Gedanken *vervielfältigt* werden, und Veranlassung geben, dafs andre Elemente sich heranziehen, aber sich im Zusammenhang mit ihnen behaupten, und abermals neuen Elementen den Platz abtreten, dergestalt, dafs die Masse stets wachse, und sich ordne durch *Assimilation von innen*, nicht durch Zusatz von aufsen. Ferner meint der Verf., dafs weil die verschiedenen Theile der Materie einander gegenseitig die innern Zustände bestimmen, jede Materie gegen Abänderung ihrer Zustände durch etwas *Fremdes* ein Hülfsmittel darin habe, dafs sie sich dichter zusammen ziehe, was der Keim der *Irritabilität* sey. Aber die Energie sowohl der *Assimilation* oder *Reproduction*, als der *Irritabilität*, zu wirken, soll auf den innern Zuständen der Elemente beruhen, jedoch weil zu vermuthen, dafs hierin durch unvermeidliche Einwirkungen von Aufsen, und selbst durch den Fortgang der innern Bewegungen grofse Veränderungen vorgehen, und dafs sehr bald die verschiedenen Theile eines gröfsern Ganzen nicht mehr zur Fortdauer ihres vorigen Zusammenbestehens geschickt seyn werden, müfste noch etwas vorhanden seyn, das die innern Zustände aller Theile aus einander in so weit übertrage, dafs ihre vorige Gemeinschaft fortdauere, die *Sensibilität*. Wer sieht nicht hieraus, dafs die innern Zustände der Elemente, woraus die Materie sich gestalten soll, jede die andre necessitiren mufs, und deshalb die geforderte Bildsamkeit, die sich selbst bewirken, oder dasjenige, was sich verhält, und wozu es sich verhält, selbst seyn sollte, nicht begriffen ist?

Die *zweite Abtheilung* die *analytischen Untersuchungen* enthaltend (S. 498—679) beginnt im *ersten Capitel* mit der *Mittheilung der Bewegung* (S. 498—513). Wie zu erwarten war, soll diese Abtheilung blos die Vergleichung der empirischen Wissenschaften mit dem Vorhergehenden zum Zweck haben, und soll selbst schon die Wahrscheinlichkeit genügen, dafs diesen Wissenschaften etwas abgewonnen werden könne, was die Richtigkeit der Theorie bestätigen dürfe. Auch dieser ganzen Abtheilung legt der Verf. die *Voraussetzung entgegengesetzter Elemente*, und damit der *innern Zustände der Materie* zu Grunde, insofern dieselbe aus *Elementen in bestimmter Anzahl* bestehen soll. Er erläutert den Inhalt dieses Capitels daraus, dafs die Zustände erst sich *bilden*, und alsdann sich *hemmen*, und folgert alsdann weiter dafs der Stofs der Massen zwischen der Adhäsion und der chemischen Wirkung in der Mitte liege, und die Bewegung nicht etwas sey, das mitgetheilt werde. Indem die eine Masse an Geschwindigkeit verliere, weil die zuerst anstofsenden Theile sonst zu dicht würden auf die inneren gedrängt werden, erzeuge sich Geschwindigkeit in der andern,

Digitized by Google

weil auch ihre Elemente sonst entweder verdichtet oder getrennt würden.

Inhalt des *zweiten Capitels* ist die *Wärme nebst den durch sie bestimmten Formen der Materie* (S. 513—531). Als Princip der Wärme nimmt der Verf. einen *Wärmestoff* an, der keine Materie sey, und deshalb auf den einfachen Elementen beruhe. Also kömmt es hier gleichfalls auf die inneren Zustände der Materie an. Nun meint der Verf. dafs derselbe eine andre Configuration der Materie in ihrem Innern bewirken würde, wenn ihm die vorhandne Constitution der Materie nicht entgegen wäre, und die Gewalt der letztern nicht den Grund seines Auswanderns und Ausstrahlens enthielte. Und daraus erklärt er die Formen der Materie, welche durch Wärme bestimmt werden, als Dampf, Gas und dergleichen.

Im *dritten Capitel* als der Lehre von der *Electricität und dem Magnetismus* (S. 531—581) machen die *innern Zustände gleichfalls die Hauptgrundlage aus.* Von der Betrachtung der *Symmerschen* Hypothese der Electricität als von zwei Flüssigkeiten, deren Qualität lediglich in einer gegenseitigen Relation bestehen würde, geht der Verf. aus. Er zieht die Hypothese *Franklins* vor, weil dieser nicht eine zweite Flüssigkeit, die bei ihrer Einmischung die ganze Erfahrung unmöglich mache, im Wege stehe. Deshalb soll es bei Franklins Auffassung von einem Plus und Minus verbleiben, nur mit der näheren Bestimmung der Repulsion und Attraction, und der Entscheidung, welche von beiden Electricitäten die wahre positive sey, als wenn sie nicht beide positiv und negativ zugleich wären. Auch hält der Verf. nicht an dem reinen Gedankenausdruck der Electricität fest, sondern mischt die sinnliche Harz- und Glaselectricität unter. Ferner meint er, dafs zwischen Electricität und Magnetismus keine unmittelbare Verbindung statt finde, und der letztre den *Seebeckschen* Versuchen zu Folge aus entgegengesetzter Strömung der Wärme entspringe.

Das *vierte Capitel*, welches die *Schwere und das Licht* (S. 581—600) behandelt, ist eine blofse Forsetzung der Betrachtungen über Wärme und Electricität. Der Verf. geht von einem schwachen und ungleichen Gegensatz aus, worin ein Stoff, *Aether* genannt, gegen alle Materie stehe. Dieser Aether, ein höchst feines Flüssiges, soll in der Materie ungehindert ein- und ausgehen, ohne *ihre inneren Zustände zu verändern.* Er selbst aber soll in seinen *inneren Zuständen durch die Materie Bestimmungen empfangen*, wovon die Oscillation, dafs er sich in Kugelschichten ausdehne und zusammenziehe, nebst Regelmäfsigkeiit der Bewegung die Folge sey. Nur meint der Verf., dafs durch die oscillirende Bewegung, in welche der Aether durch den Wechsel der Attraction gegen die Masse der Weltkörper, und der Repulsion, in welche ihn sein eignes Zusammentreffen in den Elementen derselben versetze, die *Gravitation* denkbar gemacht werden könne. Demnach will der Verf., dafs der Körper den Aether zu einem besondern System von Schwingungen veranlasse, so dafs die Gravitation aus den gegenseitigen Anziehungen des Aethers entspringe, und seine Schwingungen sich zu einem dem Schwerpunct der Masse angehörigen Systeme zu vereinigen streben. Daher sollen die Weltkörper nicht unmittelbar auf einander wirken, sondern durch die ganzen Systeme von Aetherschwingungen, die von jedem Körper ausgehen. Vom Licht meint der Verf., dafs es wahrscheinlich sey, dafs Gravitation und Licht bei den gröfsten Himmelskörpern in Zusammenhang stehen; und dafs nicht alle Himmelskörper leuchten, glaubt er daraus erklären zu können, dafs die ganze Ausstrahlung des Aethers von den einzelnen Puncten der Oberfläche nicht ausgehe, und nicht jede Ausstrahlung die Geschwindigkeit zu haben brauche, die nöthig wäre, als Licht sichtbar zu werden.

Im *fünften Capitel* will der Verf. *einige Bemerkungen zur Chemie* (S. 600—620) machen. Er bemerkt blos, dafs wenn die Chemie, da sie die Lehre von der Zusammensetzung der Körper seyn will, uns solche empirisehen Data überliefern sollte, die wir einer Theorie zu Grunde legen könnten, nach welcher die gleichen Elemente sich entweder in gleichartigen oder in entgegengesetzten inneren Zuständen befinden, diese Wissenschaft wo sie von ihren Stoffen redet, uns bestimmt anzeigen müfste, welche Stoffe einfach, und welcher Grad des Gegensatzes in jedem Paare, desgleichen, ob dieser Gegensatz gleich oder ungleich, und in welchem Verhältnifs ungleich sey.

Das *sechste und letzte Capitel* beleuchtet die *physiologischen Grundbegriffe* (S. 620—679) und soll untersuchen was das *Leben* sey. Wenn *gleichartige* Elemente, die unvollkommen sind, in *ungleichartigen Zuständen sich befinden*, so will der Verf., dafs Oscillation erfolge, und die *innern Zustände*, indem die Ele-

Digitized by Google

mente sich zu durchdringen anfangen, *gegenseitig gehemmt* werden. Aus solcher blos *gegenseitigen Bestimmung*, oder dafs die äufsern und inneren Zustände sich gegenseitig herbeiführen, *nicht aus eigner Selbstbestimmung* werden Ernährung, Wachsthum, Sexualität, Muskeln, Nerven, also auch Irritabilität und Sensibilität, die zusammen den Begriff des lebendigen Daseyns ausmachen sollen, erklärt, und zwar letztre vermittelst jener Oscillation dadurch, dafs die Elemente sich erst verdichten, dann wieder abstofsen, daraus der Hemmung wegen aufs neue in einander eindringen u. s. f. Das Capitel und also die *Metaphysik* schliefst dann noch mit einem lebhaften *Gefühl* von der Geringfügigkeit unsers Wissens, und endet um unsrer höheren Natur willen mit dem *Kantischen Glauben*, den wir in der Beurtheilung des ersten Theiles prophezeihten, und welcher lautet: wir glauben an Gott, *darum*, weil wir *nicht wissen*, was er ist. Zu allerletzt noch einige Stofsseufzer etwaiger künftiger Erfahrungen wegen, und insbesondre derjenigen Erfahrungen, die wir auf andern Weltkörpern machen könnten.

Dafs wir die Begriffe, welche der Verf. den Umrissen der Naturphilosophie zu Grunde legt, nicht noch weiter beleuchtet, und uns mit der kurzen Angabe des Inhalts begnügt haben, bedarf insofern gar keiner Entschuldigung, als wir diese Begriffe, wie den Gegensatz der Qualitäten, die Selbsterhaltung, und die Attraction, schon in den vorhergehenden Abtheilungen als unhaltbar und widersprechend aufgezeigt, und uns also nur wiederholt haben würden. Auch genügt jene Angabe, um daraus zu ersehen, dafs die empirischen Naturwissenschaften der Newtonischen Warnung eingedenk von dieser Metaphysik weder was zu fürchten noch zu hoffen haben. Und sie werden nach wie vor jene Warnung, nämlich sich vor Metaphysik in Acht zu nehmen, immer nicht beherzigen, weil sie *Wissenschaften* sind, wenn sie nur nicht gar zu häufig gerade zu der allerschlechtesten Metaphysik ihre Zuflucht nähmen.

Nur noch einige Worte über die Art und Weise, wie der Verfasser nach seinen Büchern überhaupt zu urtheilen, philosophische Gegenstände behandelt! Man kann ihm nicht absprechen, dafs er sich vielfach umgethan, dafs er gearbeitet hat. Aber es fehlt am Besten, an *speculativer Erkenntnifs*, ohne welche die Philosophie eitel ist. Fehlt *diese* Erkenntnifs, schrumpft der Inhalt dieser Wissenschaft auf einige wenige Begriffe ein, die abstract, wie sie sind, aller Wahrheit ermangeln, so dafs nur gar zu oft der Stoff wo anders hergeholt werden mufs, damit das Geringfügige des eigentlich philosophischen Inhalts nicht sogleich bemerklich werde. Weitläufige Polemik vom einseitigsten Standpunct aus füllt häufig ganze Bogen, geschweige des leeren Gerüstes, das zum Behuf der Darstellung und des Erweises anderen Wissenschaften abgeborgt ist, wovor keine Wissenschaft sich mehr hüten sollte, als die Philosophie, diese Wissenschaft, in der die Form an den Inhalt gebunden ist, und das Raisonniren ein Ende hat. Nur Unkundige kann ein solches Gerüst blenden.

Blicken wir nun noch einmal auf das Ganze zurück, so ist das kurze Ergebnifs unsrer Beurtheilung wie folgt. Der Verf. beschränkt die ganze Metaphysik blos auf die Erklärung der Materie, und sucht den gesammten Reichthum des natürlichen Universums auf wenige kahle, abstracte und widersprechende Begriffe zurückzuführen. Die höchsten Interessen des Geistes verweist er an einen *philosophischen* Glauben. Die Aufgabe, welche er sich gestellt, nämlich die Widersprüche beseitigen zu wollen, löst er nicht. Ja es thut Noth, weil die Theorie durchweg von einem Widerspruch in den andern fällt, zunächst, wie wir es hier versucht haben, ihre eignen Widersprüche zu beseitigen, um sie erst auf die wahre Beseitigung des Widerspruches als den dialectischen Puls der Dinge nur vorzubereiten. Anstatt sie die Erfahrung wirklich begriffe, geht sie darauf aus, den ganz gewöhnlichen Inhalt derselben, weil dieser mit Widersprüchen behaftet ist, blos denkbar zu machen, oder zu erklären. Ja sie läfst die Erfahrung, indem sie ihren gegebnen Inhalt zuerst theoretisch im Denken umarbeitet, alsdann wie zuvor gelten. Oder erst wird das Gegebne zugelassen, alsdann theoretisch gemacht d. h. nicht gelassen, wie es ist, und zuletzt wieder, wie es war, in allen Ehren angenommen, in der Meinung, dafs es nun durch wissenschaftliche Umarbeitung, die aber keine Verarbeitung ist, als nothwendig erscheine. Die Erfahrung bleibt trotz der Theorie die ganz gemeine Erfahrung, die jeder kennt, weshalb die Theorie eine Philosophie ist, die trotz des philosophischen Anstriches vor dem gemeinsten Bewufstseyn nichts voraus hat.

Wir erlauben uns, vor dem Publikum diese Anzeige mit einer Bemerkung zu schliefsen, die nicht eigentlich zur Sache gehört, aber durch das Benehmen

Digitized by Google

den Verfs. veranlafst wird. Derselbe hat kürzlich in einer Literaturzeitung eine sogenannte *Preisaufgabe* bekannt gemacht, worin er sich, possirlich genug, die Mühe giebt, seine Tendenzen im Fache der Philosophie äufserlich mit einem Schlage zu rechtfertigen. Wir möchten ihm darin um keinen *Preis* störend in den Weg treten. Allein der Verf. berührt darin unsre Beurtheilung des ersten Theiles seines Buches, und macht dieselbe förmlich zur Partheysache. Nun frägt alle Parthey gewöhnlich weniger darnach, *was gesagt worden ist*, als *wer es gesagt hat*, weshalb auch der Verf. die Miene annimmt, als wenn das, was gesagt worden, nur im Sinne einer Parthey, nicht aus der Sache selbst, gesagt sey. Darauf hat noch *ein* Jemand in einem *theologischen Blatte*, wie es scheint, sich bewegen lassen, des Verfs. wegen Ref. mit anonymer Gemeinheit zu behandeln, indem derselbe so recht ausgesucht hämischer Weise eine *beiläufige Aeufserung* aus jener Beurtheilung zur *Hauptsache* macht, und sich auf die Sache selbst gar nicht einläfst, ganz im erwähnten Sinn der Partheylichkeit, die nur frägt, wer es gesagt hat, nicht was gesagt worden ist. Darauf wollen wir antworten, obgleich es sonst gegen den Zweck dieser Blätter und auch gegen unsre Gewohnheit ist, bei Gemeinplätzen zu verweilen. Zugleich soll dies unser erstes und letztes Wort in dieser Sache seyn.

Ueber die gehässige Weise, wie der Verf. unsere Beurtheilung erwähnt, wollen wir kein Wort verlieren. Da er indessen äufsert, er wisse nicht, ob es ihm in der Folge gefallen werde, von derselben Notiz zu nehmen, so möchten wir ihm erklären, dafs uns dies eben so gleichgültig ist, als dem Verf. unsre Anzeige seyn mag. Ref. hat nicht für den Verf., überhaupt nicht für diesen und jenen im Publikum, sondern für das Publikum als solches und für die Wissenschaft geschrieben. Alsdann hat er sich in seiner Beurtheilung streng an die Sache gehalten. Refer. kennt keine Autoritäten. Wenn er insbesondre die Anmafsung gerügt hat, womit der Verf. *beispiellos* so grofse Meister in der Wissenschaft, als *Aristoteles*, *Spinoza*, *Kant* (von Seiten dessen, was das Speculative in seiner Philosophie ist), und *Schelling* sind, behandelt hat, ohne diese Heroen mit seinem winzigen Denken auch nur zu berühren, wenn es ihm ferner unmöglich gewesen ist, in all die erdenklichen Unwürdigkeiten mit einzustimmen, die der Verf. vor allen auf *Spinoza* zu häufen sich angelegen seyn läfst, *Spinoza*, von dem der Verf. wenn er ihn wirklich verstanden hätte, gerade das hätte lernen können, was seiner Theorie der Störung und Selbsterhaltung der Wesen abgeht, um ein wahrhaft speculativer Begriff zu seyn, — so glaubte er, dies der Wissenschaft schuldig zu seyn. Wenn der Verf. nicht aus Liebe zur Wissenschaft eine Beurtheilung seines Werkes zu ertragen vermag, die in die Sache eingeht, so ist das nicht Schuld des Ref. Aber trotz aller Gemeinheiten, die man etwa in andern Blättern wiederum lesen mag, steht Ref. keinen Augenblick an, von des Verfs. Metaphysik in vollem Ernst zu bekennen:

„Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnifsvoll für Kluge wie für Thoren."

Hinrichs.

VI.

Travels in the Morea, with a map and plans, by William Martin Leake, F. R. S. etc. in three volumes. London John Murray 1830.

Während die auf Griechenlands Geschichte gerichteten Forschungen die Einsicht in das Griechische Völkerleben fortschreitend berichtigen und schärfen, und der edelsten Frucht alles historischen Strebens, einer Universalgeschichte entgegenreifen, welche den in's Unendliche zerlegten Körper mit schöpferischer Kraft wieder gestalte und beseele, bleibt unsere geographische Kunde des griechischen Bodens ein Aggregat von Notizen, welche das Gedächtnifs mühsam zusammenhält, der wissenschaftliche Sinn innerlich zu ordnen vergebens sich abmüht. Dieses Mifsverhältnifs zwischen unserer historischen und geographischen Kenntnifs Griechenlands wird um so fühlbarer, je tiefer die Wahrheit des innigen Zusammenhanges der Geschichte eines Volks mit der dasselbe umgebenden Natur erkannt wird, und je mehr die Geographie dieser Erkenntnifs die wissenschaftliche Richtung verdankt, welche sie neuerlich, und vorzugsweise in Deutschland, gewonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Travels in the Morea, with a map and plans, by William Martin Leake.

(Fortsetzung.)

Statt der leeren Namen und Angaben begehrt man eine lebendige Anschauung der Natur des Landes im Allgemeinen und Besonderen, eine klare und sichere Vorstellung von seinen Gebirgen, Thälern und Flüssen, um, geleitet von einer solchen Totalansicht, die individuellen Unterschiede der besonderen Landestheile zu erkennen. Ist auf diese Weise die Forderung der wissenschaftlichen Geographie erfüllt, so wird eben dadurch die, von dem Studium des Griechischen Alterthums unzertrennliche, Kunde der einzelnen Lokalitäten belebt, und die Möglichkeit gegeben, jede bedeutsame Oertlichkeit wie in einem Bilde anzuschauen, und den Einfluſs zu verstehen, welchen Lokalbedingungen auf die individuellen Schicksale der Griechischen Staaten gehabt haben.

Der Grund, weshalb die Geographie Griechenlands noch an so groſsen Mängeln leidet, liegt theils in der geringen Zahl, theils in der Einseitigkeit der vorhandenen Reisebeschreibungen. Den Schwierigkeiten und Beschwerden einer Reise durch ein Land ohne fahrbare Straſsen, und ohne die gemeinsten Bequemlichkeiten, haben nur wenige Männer sich zu unterziehen gewagt, und diese fast ausschlieſslich auf die Trümmer des Alterthums sich beschränkend ihren archäologischen Untersuchungen nur je zuweilen eine Naturschilderung eingewebt. Daher sind die Alten noch immer die Hauptquellen, aus welchen die neueren geographischen Handbücher schöpfen, und wie die Alten wichtige Bestimmungen, z. B. die Höhe, Umfang und Verzweigung der Gebirge entweder ungenau geben, oder ganz übergehen, so wenig können die modernen Geographen, welche ganz von jenen abhängen, das Verlangen nach lebendiger Auffassung und Anschauung des klassischen Bodens befriedigen. Das über Griechenland im Allgemeinen Gesagte gilt auch von Morea. Bis auf die neueren Zeiten waren nur einzelne Küstenstriche, namentlich durch Wheler und Chandler, bekannt geworden. Spätere Reisende haben auch nur einzelne Gegenden und Landestheile, wie Gell Argolis, beschrieben, oder wenn sie das ganze Land zu bereisen unternahmen, wie Dodwell und Pouqueville, theils zu flüchtig gesehen, und manche Gegenden gar nicht berührt, theils zu einseitig ihre Beobachtungen auf die Reste alter Sculptur und Bauwerke, oder auf sittliche und gesellschaftliche Verhältnisse beschränkt.

Vorliegendes Werk des bereits durch den „Grundriſs von Athen" vortheilhaft empfohlenen Verfassers enthält seine in den Jahren 1805 und 1806 in Morea gemachten Reisen. Der geringe Absatz, welchen die bedeutendsten beschreibenden Werke über Griechenland in England gefunden haben, muſs die auffallende Verspätung des Buches erklären. Vielleicht würde es auch jetzt nicht erschienen sein, wenn nicht der Verf. ein durch die neusten Ereignisse gesteigertes Interesse für Morea gehofft hätte.

Leake hat volle vierzehn Monate Morea bereist, mit dem bestimmten Zweck, alle Lokalangaben des Pausanias, und, wo dieser nicht genügt, der anderen Geographen, an Ort und Stelle zu untersuchen, und eine vollständige Vergleichung der damaligen und der gegenwärtigen Oberfläche des Landes zu liefern. Immer zu Pferde, unermüdlich forschend nach den Trümmern und Lagen der alten Orte, Tempel, Schlachtfelder, Heerstraſsen, dem Zusammenhang der Gebirge, dem Ursprung und Lauf der Ströme, hat er das Land so genau und so gründlich kennen gelernt, daſs ihm das Lob gebührt, mehr als irgend ein Neuerer gesehen und aufgefunden, und ein Werk geliefert zu haben, welches

Digitized by Google

durch Umfang und Sorgfalt der darin enthaltenen Beschreibungen und Forschungen alles übertrifft, was in neuerer Zeit über Morea geliefert worden.

Nachdem Ref. hiermit das Verhältnifs des Buches zu den anderen auf Morea sich beziehenden Reisewerken angedeutet hat, bleibt ihm noch übrig, den absoluten Werth desselben einer näheren Untersuchung zu unterwerfen.

Die Grundlage des Ganzen bildet ein Reisetagebuch, an dessen ursprünglicher Form im Wesentlichen nichts geändert worden. Ist eine im Tagebuche angegebene Lokalität in irgend einer Beziehung bedeutsam, oder Gegenstand gelehrten Streites gewesen, so werden höchst ausführliche Erläuterungen, und zum Theil bogenlange Uebersetzungen der Belegstellen in Strabo, Pausanias u. a. m. gegeben. Der Verfasser hat dabei Rücksicht auf das Bedürfnifs seiner Landsleute genommen, die von Strabo gar keine, von Pausanias nur eine sehr schlechte Englische Uebersetzung haben. Allein die Voraussetzung dafs dieses Werk auch bei solchen Lesern werde Eingang finden, welche der alten Sprachen unkundig sind, kann Referent nur für irrig halten, und für die wörtliche Mittheilung so vieler Stellen des Pausanias, welche von jetzt spurlos verschwundenen Bauwerken, von Mythen, Genealogien u. s. w. sprechen, für die Nacherzählung der Messenischen Kriege, der bei Mantinea und anderen Orten gelieferten Schlachten, keinen anderen Erklärungsgrund finden, als die Eigenthümlichkeit des Verfassers, durch den höchsten Grad von Weitschweifigkeit zu ermüden. Dazu tritt ein, zumal auf Griechischem Boden, höchst unangenehmer Mangel an Phantasie, welche der Wahrheit lokaler Schilderungen nicht nur keinen Eintrag thut, sondern vielmehr unerläfslich ist, um in der Seele des Lesers ein klares und lebendiges Bild zu gestalten. Die gewöhnlichsten Reiseerlebnisse, die armseligen Personalitäten von Türken und Griechen, die ausführlichen statistischen Angaben über Bestellung und Ertrag des Bodens, Handel u. s. w., welche nach 24 Jahren und dem Befreiungskampfe der Moreoten alles Interesse verloren haben, können den Leser nur langweilen, und verbunden mit der, alles belebenden Reizes ermangelnden, Darstellung nur denjenigen erträglich dünken, welche nichts als den trocknen Ernst gelehrten Strebens mitbringen. Und auch diesen wird das Verständnifs durch die Anordnung des Stoffes erschwert werden, da Angaben über eine und dieselbe Lokalität, welche Leake zu verschiedenen Malen gesehen, durch alle 3 Theile zerstreut sind, und nur mit Hülfe des Index zusammengestellt werden können.

Allein wenn die an dem Werke gerügten Mängel ihm alle die Reize entziehen, wodurch Leser angelockt werden möchten, die vor allen eine lebendige Anschauung, eine klare Vorstellung von der Physiognomie des Landes begehren, so soll dadurch doch dem Verdienste des Verfs. nicht zu nahe getreten werden. Er selbst hat den Standpunkt, von wo aus er beurtheilt sein will, bestimmt, indem er den Pausanias als sein Muster und den Führer angiebt, dem er Schritt vor Schritt gefolgt sei, um überall dessen Beschreibung mit der Gegenwart zu vergleichen. In dieser einseitigen Richtung hat Leake sehr viel Neues und Dankenswerthes geleistet, indem er eine Topographie liefert, welche an Vollständigkeit und Genauigkeit alles Vorhandene überbietet.

Es möchte befremden, warum er gerade an Pausanias sich hält, und nicht lieber den Strabo zu seinem Führer gewählt hat, den er, so wie die anderen Geographen und Historiker, nur subsidiarisch benutzt. Allein über die Wahl zwischen beiden konnte er nicht zweifelhaft sein, da er schon in der ersten Zeit seiner Reise die schon früher gemachte Bemerkung bestätigt fand, dafs Strabo viele Gegenden Morea's nicht nach eigener Anschauung beschreibe, während die Autopsie des Pausanias ihm überall unverkennbar entgegen trat. Diefs belegt er mit vielen, zum Theil neuen, Beweisen. Ueberhaupt gilt ihm Pausanias als ein Muster von Beharrlichkeit, Ausdauer und Zuverlässigkeit — Eigenschaften, welche nur zu leicht durch die Ausartung seines Stils, und die Manier, Dinge, welche er als seinen Lesern bekannt voraussetzt, abgerissen oder blofs anspielend zu erwähnen, nicht selten auch durch Verdorbenheit des Textes verdunkelt würden, dagegen bei genauer Vergleichung an Ort und Stelle sich immer bewährten. Nur über die Südküste von Argolis findet er den Pausanias unbefriedigend, und ist geneigt eine Lücke im Texte zu vermuthen.

Weder der Raum noch die Tendenz dieser Blätter gestatten es, dem Verfasser in das unendliche Detail seiner Untersuchungen zu folgen. Referent wird sich daher auf einzelne Puncte beschränken, die theils durch Neuheit sich empfehlen, theils dazu dienen mö-

Digitized by Google

gen, das Verfahren unsers Reisenden anschaulich zu machen.

In keinem Theile des Peloponnesus soll die Nachweisung der alten Geographie schwieriger sein als in Elea. Seitdem die Hauptstadt Elis die oberste Leitung der olympischen Spiele an sich gebracht, sanken in demselben Mafse, wie sie stieg, die übrigen Städte des Landes, und mufsten sogar ihre bedeutendsten öffentlichen Kunstwerke an Elis und Olympia abgeben. Eben daraus erklärt Leake, weshalb Pausanias in der Beschreibung von Elea fast ausschliefslich auf Elis und Olympia sich beschränkt, weil nur diese beiden Orte mit ihrem Reichthume an Denkmälern seiner mythologischen Liebhaberei Stoff darboten. Strabo dagegen fand gerade in Elea für sein vorherrschendes Bestreben, die Genauigkeit der Homerischen Geographie zu bewähren, ein weites und viel bestrittenes Feld, und hat diesen Landestheil mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. An ihn hat deshalb Leake sich vorzugsweise gehalten. Aber die hier von ihm gegebnen Resultate sind deshalb so unsicher, weil die Trümmer alter Bauwerke, sonst die zuverlässigsten Führer und Zeugen, gerade hier so selten und dürftig sind. Der theils sandige, theils thonige oder aus fruchtbarer Dammerde bestehende Boden ist der Dauer der Bauwerke ungünstig gewesen, während im übrigen Griechenland die alten Mauern meistentheils unerschütterlich stehen, wie die Felsen auf denen sie ruhen. Wegen des Mangels an Steinen ferner, welche alle aus den benachbarten Bergen geholt werden mufsten, sind hier mehr als anderswo die antiken Gebäude zum Behufe moderner Bauten zerstört worden. Gewifs hat auch der Mangel an Festungswerken, welche durch die Heiligkeit des Eleischen Gebietes überflüssig gemacht wurden, den Verfall der alten Orte beschleunigt. Das Bemühen, des Pausanias Beschreibung Olympia's in der gegenwärtigen Lokalität vollständig wieder aufzufinden, hält L. für vergeblich, so lange nicht eine umfassende Ausgrabung Statt gefunden haben würde, zu welcher bekanntlich schon Winkelmann eine Subscription eröffnen wollte. Zwar giebt L. eine Topographie des heiligen Orts, aber Referent glaubt, dafs auch dem angestrengtesten Bemühen schwerlich das Verständnifs des beigefügten Plans gelingen dürfte.

Messenien hat L. am ausführlichsten behandelt, um die Verwirrung zu ordnen, welche in die Topographie des Landes dadurch gekommen ist, dafs während der dreihundertjährigen Herrschaft der Spartaner manche Städte entweder ganz untergegangen waren, oder andere Namen erhalten hatten. Eine der wenigen Beschreibungen, welche auch durch die Darstellung fesseln, betrifft die Stelle der alten Messene, auf welcher jetzt ein armseliges Dorf liegt. Das nördliche nach Megalopolis führende Thor, welches mit den noch an einzelnen Trümmern erkennbaren Festungswerken des Ithome in Verbindung stand, stellt er als eins der schönsten und merkwürdigsten Denkmäler Griechischer Kriegsbaukunst da. Das Interesse seiner technisch genauen Beschreibung wird durch die Erinnerung an Epaminondas, den Erbauer, erhöht. Vom Gipfel des Ithome erreicht der Blick nordwestlich die Seeküste bei Arkadhia, (alte Kyparissia) nördlich die Bergkette des Lycaeus, an welche im Osten der Taygetus sich anschliefsend die Aussicht bis hinab zum Messenischen Golfe begrenzt. Man sieht die Trümmer der alten Andania, die Citadelle von Kalamata, den ganzen Golf bis Koroni, und unmittelbar am südlichen Fufse des Berges, zwischen Kornfelder und mannigfaches Gebüsch zerstreut die Ruinen Messene's — eine Scene von so rührend ergreifender Gewalt, dafs unser Verf., sonst gegen alle Angriffe der Phantasie ziemlich gewaffnet, doch dem Zauber dieses Anblicks sich nicht hat versagen können.

Den alten Streit, welche von den 3 Städten, die Pylos hiefsen, die Neleische gewesen, nimmt L. um so bereitwilliger auf, da er hier wieder Gelegenheit findet, Strabo's Argumente für Pylos Triphyliacus gründlich zu widerlegen, und des Pausanias Meinung, der bekanntlich für das Messenische Pylos sich entscheidet, zu bestätigen. Des Thucydides Beschreibung der letzteren Stadt hat er in allen Einzelnheiten wahr gefunden; nur die Angabe, der südliche Eingang des Hafens habe blofs für 8 bis 9, der nördliche nur für 2 Schiffe Raum, würde nicht anders zu retten sein, als wenn man die sehr unwahrscheinliche Annahme machte, dafs die Griechischen Triremen 2—300 Fufs Breite zu ihrer Bewegung nöthig gehabt hätten; denn der südliche Eingang ist über 1400, der nördliche etwa 150 Ellen *(yards)* breit.

Aus der Beschreibung von Laconica heben wir zunächst die des Vorgebirges Taenarum heraus, welches, wie der Verf. erweist, weder von Alten noch Neuen richtig dargestellt worden. *Ταίναρον ἄκρα* oder *ἀκτὴ* ist

Digitized by Google

nämlich nicht ein einzelnes Vorgebirge, sondern eine kreisförmige Halbinsel von 7 (engl.) Meilen im Umfange, wurde aber wahrscheinlich als ein Vorgebirge angesehen. Mit dem Cap Matapan (wahrscheinlich der Dorischen Lokalform von μέτωπον) dem äufsersten Vorgebirge, hängt sie durch einen ½ (engl.) Meile breiten Isthmus zusammen. Der kleine Hafen Asomato östlich vom Cap. Matapan, hat seinen Namen von einer über ihm liegenden Kirche, deren Altar und Mauern, zum Theil von althellenischer Bauart, nebst einigen anderen Umständen vermuthen lassen, dafs sie auf der Stelle des berühmten Poseidontempels stehe. Die nur wenige Schritte davon entfernte Grotte, in welcher aber, wie auch Pausanias bemerkt, keine Spur eines unterirdischen Weges sich findet, darf wohl für dieselbe gelten, aus welcher Heracles, dem Mythus zufolge, den Cerberus aus der Unterwelt heraufholte.

Als dankenswerthe Zugabe zu einer genauen Topographie von *Μάνη*, dem Lande der Mainoten, die ihre Bevölkerung auf 30,000 Seelen, in ohngefähr 130 Ortschaften vertheilt, angeben, erhalten wir ein neugriechisches Gedicht aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, dessen Held Tzanet Bey, wegen eines mit den Franzosen angeknüpften Einverständnisses, von den Türken erst nach hartnäckigem Widerstande verjagt worden.

Die Forschungen Leake's in der östlichen Hälfte Laconica's verbreiten Licht über eine Gegend, welche von neueren Reisenden am seltensten besucht, und am ungenausten beschrieben worden. Der Zweifel, ob die nordwestlich von Napoli di Malvasia eine Stunde entfernt liegenden Trümmer der alten Epidauros Limera angehören, wird überzeugend beseitigt. Auch über die Landschaft Kynuria giebt der Verfasser anziehende Nachrichten.

Neben dem Kloster Luku, auf einer nicht zehn, wie Thucydides sagt, sondern dreifsig Stadien vom Argolischen Meerbusen entfernten, auf einer Seite von einer tiefen Bergschlucht begrenzten Höhe, sah er die sehr beträchtlichen Trümmer der alten Thyrea, südlich davon die Stelle der alten Stadt Brasiae oder Prasiae, bei welcher er sogar die Grotte wieder erkannt zu haben glaubt, in welcher Ino den Bacchus säugte. Der Name ist wahrscheinlich auf das im nahen Gebirge liegende Städtchen Prasto übergegangen; dieses bildet nebst einigen kleinen, südlicher im Gebirge Parnon liegenden Ortschaften, den Bezirk Tzakonia, in welchem der gleichnamige Dialekt gesprochen, und von den Einwohnern für den Altspartanischen ausgegeben wird. Zwar sind dem Verf. mehre ächt-dorische Formen vorgekommen, doch die Behauptung, dafs in diesem Dialekt der Alt-spartanische fortlebe, hält er für eine Erfindung der dortigen Halbgelehrten. Dagegen bemerkt er, in den weniger besuchten Gegenden Griechenlands finde man überhaupt viel der κοινή angehörenden Formen und Wörter, welche in die Neugriechische Sprache nicht aufgenommen sind, nirgends aber zahlreicher als in dem Bezirke Tzakonia, und empfiehlt eine nähere Untersuchung, als ihm möglich gewesen, um so dringender, weil die Kynurier, die alten Bewohner dieser Landschaft, eins der peloponnesischen Urvölker waren.

Die Identität der in neuerer Zeit berühmt gewordenen Insel Spezia mit Tiparenus wird von L. in Zweifel gestellt. Letztere glaubt er für dieselbe halten zu müssen, welche Pausanias (II. 34) *Τρίκρανα* nennt; sie heifst jetzt Trikkhiri. Auch über die Insel Poro erfahren wir das Neue, dafs sie nicht aus der einzigen Kalaureia besteht, welche nur die gröfsere (30 Stadien betragende) Hälfte bildet, sondern durch eine, unzweifelhaft erst nach Pausanias entstandene Sandbank, mit der von ihm erwähnten Insel Sphäria (später Hiera) zusammenhängt.

Als sehr anziehend, wiewohl auch schwer zu einem anschaulichen Ganzen zu vereinigen, darf Referent alles das empfehlen, was der Verf. über die physikalischen Eigenthümlichkeiten Arkadiens, und ihren Einflufs auf die Kultur des Bodens mittheilt. Kein Land, bemerkten schon die Alten, hat so viele unterirdische Flüsse, wie der Peloponnesus, die meisten und merkwürdigsten finden sich in Arkadien. Viele Arkadische Thäler würden ohne die von der Natur gebildeten unterirdischen Kanäle, (Moreotisch καταβῶθρα, wahrscheinlich entstanden aus βάραθρα) durch die Wasser, welche von den sie umschliefsenden Bergen herabströmen, in Seen, oder wenigstens in unbestellbares Sumpfland verwandelt worden sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Travels in the Morea, with a map and plans, by William Martin Leake.

(Schlufs.)

Einige haben zwei und drei solcher Abzüge, welche theils in das Meer, theils in Flüsse, oder andere Thäler ausgehen. Da, wo ein Thal zu schwachen Fall hatte, und zu stagniren drohte, beugten, wie es scheint, die Arkader der Ueberschwemmung durch künstliche Kanäle vor, welche sie den Katabothren zuführten. Ohnerachtet der letzteren findet man gegenwärtig, wo die Kunst den Ueberschwemmungen selten zu begegnen sucht, und der Maisbau sogar verlangt, dafs der Boden einige Monate unter Wasser stehe, in den meisten Thälern, Seen und Sümpfe. Arkadiens blühende, aber durch die Natur seiner Thäler, wie gezeigt worden, so stark bedingte Agrikultur sank seit der Erbauung von Megalopolis, als die Bewohner der meisten arkadischen Städte, der Bestellung des Bodens ihre Kräfte entziehend, in die grofse Hauptstadt ihre Sitze verlegten. Seitdem wurde es ein Weideland, und Esel und Pferde waren zu Strabo's Zeiten die vornehmsten Landesprodukte. Als das Ideal einer Arkadischen Landschaft lernen wir das Thal von Megalopolis kennen. Im Westen die Anhänge der majestätischen Spitzen des Lycaeus, im Süden, über Londari hinaus, bewaldete Hügel, im Osten machen von der in ihren höheren Regionen nackten Gebirgskette kleinere Höhen sich los, und erstrecken sich, mit reichem Grün bekleidet, in das Thal und in die Nähe der Stadtruinen. Das Thal mit seinem Wechsel von Hügeln, wellenförmigem Boden, einzeln stehenden Gebüschen, erfrischt und bewässert von dem Helisson und zahlreichen Bächen, beschattet von Platanen, kann in malerischer Schönheit fast mit der Ebene von Sparta wetteifern.

Mit der ihm eigenen Ausführlichkeit verbreitet sich Leake über die Lage von Tegea, und die Trümmer von Mantinea, welche beide nebst Pallantium zu der Erbauung der Hauptstadt Tripolitza beigesteuert haben sollen. Pallantium mufs entweder auf der Stelle von Tripolitza gelegen haben, oder wenigstens ganz nahe. Die Griechen in Tripolitza geben nicht zu, dafs Pallantium in ihrer Stadt enthalten sei, sondern nennen als die dritte ἡ oder τὰ Παλαιά Μούχλα, angeblich eine Colonie der Laconischen Amyclae, und bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, wo sie von Mahomed II. erobert wurde, eine der Hauptfestungen in Morea, zwischen Tegea und Argos. Nach ihr heifst der in Tripolitza wohnende oberste Geistliche, Bischof von Moukhla. Da nun während der Byzantinischen Herrschaft von Tripolitza niemals die Rede ist, so scheint sie erst nach dem Verfalle von Moukhla erbaut worden zu sein.

Referent schliefst mit einem Auszuge aus der, einer ordentlichen Abhandlung gleichkommenden, Beschreibung des von den Alten vielfach erwähnten, aber von keinem Neueren genau untersuchten Styx in Arkadien. Auf dem Berge Khelmos, südöstlich von Kalavryta, fliefsen von den nackten Abhängen zahlreiche Wasser zu einem reifsenden und trüben Bache zusammen, der durch eine Felsschlucht brausend, zuletzt in einen schauerlichen Abhang hinabstürzt, und nachdem er labyrinthische Windungen durchlaufen, mit dem Flufse Krathis vereinigt, dem Korinthischen Meerbusen zuströmt. Dieser Wasserfall, in Griechenland der gröfste, von Homer und Hesiodus mit treu bezeichnenden Epitheten genannt, aber von keinem alten Schriftsteller, wie es scheint, aufser Pausanias, gesehen, ist der Styx, dessen Wasser für eisig und giftig galt. Nur Horn überhaupt, oder eine besondere Art von Horn, sollte seiner alles auflösenden Kraft widerstehen können; und mit seinem, in einem Hufe eingeschlossenen, Wasser wurde, wie die Sage ging, Alexander vergiftet. Die bei dem Styx geschworenen Eide galten für so heilig wie die am Wasser des unterirdischen Styx geleiste-

Digitized by Google

ten, welcher seinen Namen und Ruf jenem verdankt haben mag. Noch lebt jener Wunderglaube ungeschwächt fort, und wird auch durch den Namen Δρακονέρια Höllenwasser, welchen ihm die Umwohner geben, angedeutet. Leake hat seine zerstörende Kraft nicht bewährt gefunden, und erklärt den Ursprung der Sage aus der wilden und schauerlichen Natur des Orts, zu welchem zu gelangen sehr schwierig ist, und von den nächsten Nachbarn für unausführbar gehalten wird.

Wendt in Berlin.

VII.

Opere di Giordano Bruno Nolano, ora per la prima volta raccolte e pubblicate da Adolfo Wagner, dottore; in 2 voll. Lipsia: Weidmann. MDCCCXXX. vol. I. col rifratto dell' autore, XXXVI et 292. vol. II. 437.

Eine Hauptrichtung der neuesten Zeit, und gewiſs eine der achtbarsten, wie nützlichsten, geht auf gewissenhafte Ermittelung der Vergangenheit, theils um jedem Ereigniſs, um jeder historischen Person höchste *Gerechtigkeit* angedeihen zu lassen, theils um die Geschichte in ihrem *wahrhaften*, lebendigen Zusammenhange zu erfassen, theils endlich, um aus den genau ermittelten Momenten der bisherigen geschichtlichen Progression auf den Exponenten derselben, und somit auf die an die Gegenwart gestellte *Aufgabe* schlieſsen zu können. Vor Allem wird hierzu die Kenntniſs des unmittelbaren Thatbestandes erfordert. Es ist daher dankbarlichst anzuerkennen, daſs man in neuern Zeiten angefangen hat, für kritische Ausgaben aller irgend bedeutenden Schriftsteller der früheren Jahrhunderte Sorge zu tragen. Leider hatten bisher die Philosophen sich am wenigsten dieser Sorgfalt zu erfreuen. Noch haben wir keine vollständige und kritische Ausgaben der Heraklitischen Fragmente, der Schriften eines Sextus Empirikus, Plotin's, Proklus u. a. m., und nicht blos die hermetischen Schriften, sondern sogar der Groſsmeister des philosophirenden Mittelalters, Aristoteles, — sind nur in unvollkommenen Ausgaben zugänglich. Noch weniger wurden bisher die Philosophen des Mittelalters beachtet; — *Scotus Erigena*, *Roger Baco*, *Maimonides*, *Raym. Lullus* u. a. fehlen daher in manchen Bibliotheken. Ebenso sind viele der genialen Vorkämpfer der neuesten Zeit aus dem 15. 16. und 17. Jahrhundert sogar zu litterärischen Seltenheiten geworden. Namentlich waren die Werke Bruno's schon lange theils gar nicht, theils nur zu ungeheuren Preisen zu erhalten. Nach Brunet's *Manuel du Libraire* wurden für den *spaccio etc.* bis 130, die *Cabala* 240, und die Schrift *de gli eroici furori* sogar 425 Franken bezahlt; von der Cabala soll nur *ein* Exemplar sich in ganz Frankreich finden! —

Und dennoch gehört Bruno unter den glänzenden Gestirnen jener Uebergangszeit zu den merkwürdigsten, indem er wie ein prächtiger Komet die damalige gebildete Welt durchzogen, und gewiſs vielfach zum Aufkommen einer vorurtheilfreien Philosophie und zur Verbreitung der neueren Natur- und Weltansicht beigetragen hat. So haben namentlich *Descartes* und *Leibnitz* und noch jüngstens die sg. *Naturphilosophen* mehrere ihrer berühmtest gewordenen Gedanken aus seinen Werken geschöpft. Es ist daher mit dem besten Danke anzuerkennen, daſs Hr. Dr. *Wagner* durch die vorliegende, kritische Ausgabe aller Italienischen Schriften Bruno's dieselben der Welt gleichsam wiedergegeben, und uns hiermit zu der Hoffnung berechtigt hat, von ihm in der Folge auch die lateinischen Werke jenes poetischen Philosophen zu erhalten.

Die Texte der hier mitgetheilten Abhandlungen sind den Originalausgaben, die sich auf der Dresdner Bibliothek finden, entnommen, wo es nöthig war, mit denen der Göttinger und Wiener Bibliotheken verglichen, und von manchen Unrichtigkeiten und Ungleichheiten der Orthographie und Interpunktion durch die sorgfältige und geschickte Hand des Hrn. Herausgebers befreit.

Die Sammlung selbst wird durch eine, in Italienischer Sprache geschriebene, Biographie Bruno's eingeleitet, von welcher wir hier einen gedrängten Auszug folgen lassen, um die nöthigen Bemerkungen gehörigen Ortes einzuschalten und zugleich die Uebersicht der in den vorliegenden zwei Bänden enthaltenen Abhandlungen zu geben. —

Giordano Bruno, der gewöhnlichen Annahme zufolge, zwischen 1550 und 1560 zu Nola im Neapolitanischen geboren, widmete sich in früher Jugend der Poesie, später mit Vorliebe der Philosophie, zum Theil wohl, was Hr. W. nicht erwähnt, von den Schriften

Digitized by Google

des Kopernikus hierzu angeregt *). Frühe trat er in den Dominikanerorden und setzte in demselben seine philosophischen und mathematischen Studien fort. Hr. W. hält für wahrscheinlich, dafs, einer Andeutung des Scioppius zufolge, Bruno den Orden und sein Vaterland im Jahr 1580 wegen Zweifeln an der Transsubstantiation und der Virginität Mariä verlassen habe. Bruno selbst aber sagt in der 1589 zu Helmstädt gehaltenen Trostrede, er sey „durch seine ehrlichen *Studien* um „der *Wahrheit* willen verbannt, hier (zu Helm.) Bürger; „dort der verschlingenden Gefräfsigkeit des röm. Wolfes „ausgesetzt, hier frei; dort an den unsinnigsten, aber „gläubischen *Gottesdienst* gebunden, hier zu reformir„teren Gebräuchen ermahnt; dort todt durch die *Ge„walthätigkeit* der Tyrannen, hier durch des besten „Fürsten Anmuth und Gerechtigkeit lebendig." — Wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Zunächst floh B. nach *Genf* und verweilte hier zwei Jahre. Hr. W. vermuthet, er habe sich auch gegen den Calvinismus heftig geäufsert und deshalb auch aus Genf entfliehen müssen. Die *Biographie Universelle* hingegen läfst ihn, — wir wissen ebenso wenig, welcher Angabe zufolge, — zu Genf sogar *Calvinisch* werden, ein Umstand, um dessentwillen er zu Paris nicht habe ord. Professor werden können. Bis jedoch dieser Uebertritt historisch erwiesen, finden wir in der Engherzigkeit des Calvinismus und in der Freisinnigkeit und leidenschaftlichen Heftigkeit Bruno's hinlängliche Beweggründe, der Vermuthung des Hrn. W. beizupflichten. Ja beinahe zur Gewifsheit wird uns dieselbe, wenn wir die, von Hrn. W. übersehene, Stelle in der Zueignung der zu Wittenberg 1587 herausgegebenen *Lampas combin.* berücksichtigen, worin er *allgemeine Menschenliebe* als seine Religion bezeichnet **).

Bruno reiste über Lyon nach Toulouse, und von hier nach Paris, wo er 1582 als Lehrer der Philosophie gegen das noch herrschende Aristotelische System auftrat. Hier hätte erwähnt werden können, dafs B. von seinem Vorkämpfer *Ramus*, der in der Bartholomäusnacht ermordet worden, sagt: *) „jener erzpedanti„sche Franzos verstand zwar den Aristoteles, — aber „er verstand ihn schlecht; sonst hätte er ihn vielleicht „so ehrenvoll bekämpft, als der sehr verständige *Telesius*." Noch in demselben Jahre trat B. (so weit sich bis jetzt ermitteln liefs) zum erstenmale als Schriftsteller auf mit seinem *Candelajo* (Lichtzieher), einem Lustspiele, worin Pedanterey verspottet und geitzige, abergläubische, wollüstige alte Männer auf mannigfaltige Weise als Betrogene dargestellt werden. Wiederaufgelegt 1589, würde es 1633 als *Boniface et lepédant* ins Französische übertragen. — Nächst der Polemik gegen die Aristoteliker war es nun die Vorvollkommnung der *Lullischen* Denk-, Erfindungs- und Gedächtnifskunst, welcher B. sich am eifrigsten widmete. Zu diesem Zwecke gab er auch noch im J. 1582 folgende Schriften heraus: 1) *de compendiosa architectura etc. artis Lullii*, in welcher er, die Kategorientafel des Lullus zu Grunde legend, ein Alphabet, Syllabicum und Wörterbuch der Begriffe, Urtheile und Schlüsse aufstellte; 2) *Cantus Circaeus ad memoriae praxin ordin.* und 3) *de Umbris Idearum*, welcher letzteren, was Hr. W. nicht angiebt, eine *ars memoriae* angehängt ist. Schon in diesen Schriften finden sich seine später entwickelten Grundgedanken ausgesprochen, dafs das äufsere Weltall und der menschliche Geist *ein* gemeinsames Prinzip haben, dafs aber die erste und höchste Substanz unerkennbar sey.

Indessen scheint seine Polemik gegen den scholastischen Aristoteles, besonders gegen die Nachtheile, die aus Vermengung des logisch- und des physisch-Wahren entstanden, ihm in Paris Verfolgungen zugezogen zu haben; denn schon im folgenden Jahre ging er nach England. Aber auch zu Oxford **), wo er Vorlesungen über Unsterblichkeit der Seele und die fünffache Sphäre hielt, wurde ihm, wie er selbst in der *Cena* (I, 179.) berichtet, keine erwünschte Aufnahme zu Theil, und noch in demselben Jahre zog er nach London (was Hr. W. anzugeben unterlassen). Hier gab er

*) *Brun. de Maximo L. III. c. 9. — generose Copernice, cuius Pulsarunt nostram teneros monumenta per annos Mentem etc.*

**) *Vos*, sagt er zum Senate, — *mecum — benignissime tractatis, hominem quippe nullius apud vos nominis, — neque in vestrae religionis dogmate probatum v. interrogatum, sed tantum, quod non hostili, sed tranquilla generalique philanthropia praeditum spiritum, philosophicaeque professionis titulum, quo tamquam minime schismatico et divortioso, minimeque temporibus, locis, occasionibusque subjecto, maxime gaudere gloriarique volo, prae me tuli et ostendi solum quod in Musarum curia alumnus essem.*

*) *De la Causa ettet. I.* 250.

**) Hier mufste damals noch der Eid geleistet werden, (*quod*) *nullus ad philosophiae et theologiae magisterium et doctoratum promoveatur, nisi epotaverit e fonte Aristotelis* (*eod.* 226.)

Digitized by Google

(noch 1583) seine *Explicatio triginta sigillorum etc.*, welcher ein *sigillus sigillorum* beigefügt ist, und, als Einleitung zu denselben, seine *Recens et completa ars reminiscendi* heraus, und auch diese Schriften enthalten noch weitere Ausführungen der ihm so liebgewordenen Lullischen Kunst.

Aber dem jungen Adler waren indessen die Schwingen gewachsen, und zu grofser Höhe erhebt er sich in den drei sich aufeinander beziehenden Abhandlungen, die er 1584 in seiner Muttersprache in Gesprächsform an's Licht treten liefs. In der 1sten, *La cena de le ceneri*, vertheidigt er zunächst das System des Kopernikus gegen die herrschenden Vorurtheile, sucht dann zu erweisen, dafs die Masse des Weltalls unendlich, die Weltkörper unzählig, die anderen Sterne gleichstoffig, mit der Erde und Lebwesen, wie diese, und alle von einem inneren Prinzip, als von einer eigenen Natur und Seele, bewegt werden, und dafs diese Philosophie mit der wahren Theologie übereinstimme. So hätte, glauben wir, Hr. W. den Inhalt dieser 1sten Schrift nach Bruno's eigenem Vorbriefe zu derselben angeben mögen. Wir können uns aber nicht entbrechen, aus derselben Schrift (p. 199.) eine prophetische Stelle hier anzuführen, welche leider! nur zu pünktlich in Erfüllung gegangen ist. „Wenn der Nolaner, (sagt dort einer der „Unterredenden,) bei dunkelm Himmel in seine Wohnung zurückkehren mufs, und ihr wollt ihn nicht mit „50 oder 100 Fackeln begleiten lassen, die, *selbst wenn „er mitten am Tage einherschreiten (marciar) mufste, „ihm nicht fehlen werden, falls es ihm begegnen sollte, „auf röm.-katholischem Boden zu sterben*, — so lafst „ihn doch von *einer* heimgeleiten, oder, wenn auch das „zu viel scheint, leihet ihm eine Laterne mit einem Sei„fenlichtchen darin." Die 2te Schrift: *de la Causa, principio ed uno*, ist zwar ihrem wesentlichen Inhalte nach, bereits durch Jakobi, jedoch nur in einem keineswegs überall genauen und erschöpfenden Auszuge, worauf Hr. W. hätte aufmerksam machen können, bekannt. Auch der Auszug, den der letztere giebt, läfst noch Manches zu wünschen übrig, worauf aber näher einzugehen hier uns zu weit führen würde. Wir begnügen uns, die das Ganze am Besten charakterisirende, von B. selbst (*de la Causa L. 242.*) angezogene Stelle Virgils anzuführen:

Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, totoque se corpore miscet; —

und den begeisterten Ausruf worttreu zu übertragen, womit Bruno diese Abhandlung schliefst: „Gelobt seyen „die Götter, und verherrlicht von Allen, die da leben, „sey die unendliche, einfachste, einzeste *(unissima)*, höchste und unbedingteste Ursache, — (welche zugleich) „Princip und Eines!" — In der 3ten, *de l'infinito, universo e mondi* widerlegt B. die, seiner Weltansicht entgegenstehenden, Behauptungen des Aristoteles und Anderer, dringt auch hier besonders auf *innere* Beweger der Gestirne, schliefst aus Gottes unendlicher Macht, Güte, Wirksamkeit und Vollkommenheit auf Unendlichkeit des Weltalls, und unzählige Vollkommenheitsgrade der zahllosen Weltkörper, und bestimmt den Unterschied von Gott und Weltall dahin, dafs dieses zwar ganz, aber nicht *gänzlich* unendlich, weil jedes seiner Theile und jeder der unzähligen Welten *endlich*, dafs hingegen Gott auch gänzlich unendlich, weil er ganz in der ganzen Welt in jedem Theile auf unendliche Weise *(infinitamente)* und gänzlich sey. — In demselben Jahre, mit den eben angeführten Schriften, erschien, nach einigen zu Paris, wahrscheinlicher zu London, der berüchtigte gewordene *spaccio della bestia trionfante*, den 1713, (was Hr. W. hätte anmerken sollen, von *Roland* *) in's Englische, und 1750 zum Theil, (was ebenfalls übersehen, von *L. Val. de Vougny, conseiller de grand' chambre et chanoine de notre Dame*) ins Französische übertragen worden. Bruno selbst, und, ihm folgend, Hr. W. behaupten zwar, es habe in dieser allegorischen Darstellung nur die Reihenfolge der Haupttugenden und Laster aufgeführt werden sollen, um als Einleitung zu einer Moralphilosophie zu dienen, und nur zuletzt überläfst Hr. W. es dem Urtheil Anderer, ob auch der Pabst und sein Hof habe persiflirt werden sollen.

*) Er ist der erste, welcher, wegen seiner *Christianity not mysterious*, (1690 u. 1702), ein *Freidenker* genannt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Opere di Giordano Bruno Nolano, ora per la prima volta raccolte e pubblicate da Adolfo Wagner, dottore; in 2 voll.

(Fortsetzung.)

Indessen bedarf es nur eines flüchtigen Durchlesens, um überzeugt zu werden, dafs B. besonders gegen Alles, was ihm Aberglauben schien, wozu er fast alles sg. *Positive* des Christenthums, alles Wunderbare, alles der *natürlichen* Vernunft Widerstreitende desselben rechnete, näher aber gegen das *katholische* Christenthum und seine Mysterien und nicht minder gegen manche *Kalvinistische* Einseitigkeiten darin zu Feld gezogen sey. Hinsichtlich der letzteren mag es hier genügen, auf S. 165 bis 168, hinsichtlich des ersteren auf S. 238 ff. des *spaccio* zu verweisen. In Beziehung auf das Katholische erinnern wir an S. 248 bis 250, wo *Momus* nicht begreifen kann, dafs bei dem Centauren Chiron „aus zwei Naturen Eine Person geworden und „zwei Substanzen zu Einer hypostatischen Einheit zu„sammengeflossen;" — wo er weiterhin bemerkt, Jupiter habe den Chiron mit Recht zum Priester am himmlischen Altar erhoben, da „dieser selbst und allein zugleich zum „Opfer und zum Opferer dienen könne"; worauf dann Jupiter versetzt: „Wohlan! von hier entferne sich die „Thierischkeit, die Unwissenheit, die unnütze und „schädliche Fabel, und wo der Centaur ist, da bleibe „die *gerechte Einfalt*, die *moralische Fabel!* Wo der „Altar ist, entweiche der Aberglaube, der Unglaube „und die Gottlosigkeit, und es hause dort die nicht „eitle Religion, der nicht dumme Glaube und die „wahre und aufrichtige Frömmigkeit". — Zum Aberglauben zählte aber B. besonders die gewöhnlichen, beschränkten Vorstellungen von der Providenz, und diese suchte er ausführlich zu berichtigen. Es sey uns noch erlaubt, die goldschwere Stelle hier anzuführen, mit welcher B. diese Berichtigung im ersten Gespräche schliesset: „*der Akt des göttlichen Wissens (cognizion) ist „die Substanz des Seyns aller Dinge.* Wie daher alle „endliches oder unendliches Seyn haben, so sind auch „alle gekannt, geordnet und vorgesehen. Das göttliche „Kennen ist nicht nur das unsere, welches den Dingen „nach folgt; sondern es ist vor denselben".

Bald nach dem *spaccio* erschienen, unter Angabe des Druckortes Paris (1585) die *Cabala del cavallo pegaseo; con l'aggiunta de l'asino Cillenico, descritta dal Nolano, dedicata al Vescovo di Casamarciano*, worin er das Eselthum als Glückbringend anpreifst, — und *De gli eroici furori*, wie das Vorige in Gesprächsform mit untermischten Gedichten. Im Letzteren wird auf allegorische Weise nicht blos, wie Hr. W. angiebt, „von der edeln und enthusiastischen Liebe des Ewigen „und Göttlichen" gehandelt, sondern alle Hauptvermögen und Thätigkeiten des Menschen treten in die mannigfaltigsten Beziehungen zu einander, und erst, nachdem, vom göttlichen Lichte angeregt, alle Formen durchlaufen sind, wird zur „Consonanz aller Sphären, „Intelligenzen, Musen und Tonwerkzeuge hingeführt, „wo der Himmel, die Weltbewegung, die Naturwerke, „die Verstandeserkenntnisse, die Contemplation des Geistes, der Beschlufs der göttlichen Vorsehung, — wo „alle einstimmig den erhabenen und prächtigen Wechsel „feiern, der die unteren Wässer den oberen gleich „macht, und Nacht in Tag und Tag in Nacht verwan„delt, — damit die Gottheit in Allem sey, in der Art, „in welcher Alles die Möglichkeit von Allem, und die „unendliche Güte sich unendlich mittheilt nach der Ver„mögenheit (Capacità) jedes Dinges". (II. 311.)

Wahrscheinlich war bei dem Drucke dieser letzteren Schrift B. schon wieder in Paris. Hier vertheidigte in den Pfingsttagen 1586 nicht B., wie Hr. W. berichtet, sondern Joh. *Hennequin* unter Bruno's Auspizien, des letzteren *articuli de natura et mundo a Nolano in principibus Europae academiis propositi*, und gab eine

Digitized by Google

Apologie derselben unter dem Titel „*Excubitor*" heraus, welche beide Schriften B. später als *Acrotismus etc.* erscheinen liefs. Zunächst machte er noch seine *figuratio aristotelici auditus* bekannt, verliefs aber noch im Juli desselben Jahres 1586, wahrscheinlich (was Hr. W. übersehen) der fanatischen Religionsverfolgungen wegen *), Paris, um, wie er selbst sagte, auch auf anderen Universitäten seine, der peripatetischen entgegengesetzte Philosophie zu verbreiten.

Zu Marburg am 15. Juli (1586) immatrikulirt, wollte er philos. Vorlesungen eröffnen. Da ihm aber die Erlaubnifs hierzu verweigert wurde, fand er dies so ungebührlich, dafs er unverweilt abreiste und sich nach Wittenberg begab. Ob er nun hier, wie Hr. W. behauptet, Professor wurde, oder, wie Andere berichten, ihm nur Erlaubnifs, Privatvorlesungen zu halten, ertheilt worden, können wir nicht entscheiden, müssen aber das Letztere seiner Religionsverhältnisse halber für das Wahrscheinlichere halten.

Er gab hier zuerst eine Abhandlung heraus, *de lampade combinatoria Lulliana* (1587.), demnächst eine Logik unter dem Titel: *de progressu et lamp. venatoria Logicorum* (1587), und liefs ihnen den oben erwähnten *Acrotismus etc.* folgen.

Nach nicht völlig zweijährigem Aufenthalte zu Wittemberg, von welchem uns ebenso wenig etwas Näheres bekannt, als von dem in den andern Städten, nahm er in seiner *oratio valedictoria* (1588) Abschied von dieser Universität, hielt sich einige Zeit in *Prag* auf, wo er seine eben angeführte Logik neu herausgab unter dem Titel: *De specierum scrutinio et lamp. combin. R. Lullii, doct. Heremitae omniscii, propemodumque divini,* (*pragae* 1588.). Indessen mag es ihm hier wohl zu katholisch gewesen seyn; denn schon im folgenden Jahre ging er nach Braunschweig, wo er von den beiden Herzögen gut aufgenommen und mit Gehalt nach *Helmstädt* gesendet wurde, um dort Vorlesungen zu halten. Auf den bald darnach erfolgten Tod des Herzogs Julius gab er dort eine *oratio consolatoria* (1. Jul. 1589.) heraus, verliefs aber auch diesen Ort, nach W. 1591, nach Anderen schon 1590, und zog nach Frankfurt am Main, wo er in dem einen Jahre 1591 seine drei letzten Schriften herausgab:

1. *De imaginum, signor. et idear. compositione etc,*
2. *De Triplici, minimo et mensura etc.* und
3. *De Monade numero et figura, liber consequens quinque de minimo, magno et mensura. Item de innumerabilibus, immenso et infigurabili etc.*

Bei Aufführung dieser Schriften, als in welchen die gereifte Weltansicht Bruno's sich auf mehrfache Weise angedeutet findet, wäre wohl der schickliche Ort gewesen, aus denselben das Dienliche beizubringen, um ihren Verf. gegen die ihm gemachten Vorwürfe des Atheismus und Materialismus in Schutz zu nehmen. In der Schrift *de la Causa* hatte B. zwar (I. 233.) von einer „*göttlichen übernatürlichen Substanz*" gesprochen, wie in der früheren *Cena* (I. 191.) sogar von einer „*übersubstanziellen* Substanz"; dieselbe aber, obgleich er sie als das „höchste und beste Prinzip" — bezeichnet, hier wie dort „von der Erörterung ausgeschlossen", die sich nur mit der *Weltseele* zu beschäftigen habe, „wie sie die Wirksamkeit und „das Vermögen von Allem und „Ganz im Ganzen ist". Im *spaccio* ist in dieser Beziehung ein Schwanken zu bemerken, wenn man die Worte der Sophia als B's. eigene Ansicht nimmt, wo er sie sagen läfst: (II. 228. 229.) „Gott, als absolut, hat Nichts „mit uns zu schaffen, wohl aber insofern er sich den „Wirkungen der Natur mittheilt, und da ist er denselben innerlicher (*più intimo*), als die Natur selbst; so „dafs, *wenn* er nicht die Natur selbst, er gewifs die Natur der Natur, wie er die Seele der Weltseele, *wenn* „er nicht die Weltseele selbst ist". In den drei zuletzt angeführten Schriften aber wird Gott entschiedener als eben jenes höchste und beste Prinzip, als das schlechthin einfache Wesen, bei welchem Seyn, Können, Wirken und Wollen Eins ist, als unendlicher *Beherrscher* des Einen, unendlichen Weltreiches *), als das Urwesen, dessen Abdruck die Natur, dessen Ebenbild der Mensch ist, bestimmt, und die letzte jener Abhandlungen rein-theistisch auf folgende Weise beschlossen:

Et rerum facies dum tantum fluctuat extra,
Intimius cunctis, quam sint sibi quaeque, vigens ex

*) In der Dedikation zur *Lamp. combin.* bezeichnet er sich 1587 als „*e Galliae tumultibus elapsum*".

*) Von vielen Stellen führen wir nur die Vorr. B's. zu *de Monade etc.* an, wo er sagt, im 3ten B. *de immenso* fänden sich die evidentesten Beweise, *qualiter mundorum respublicae disponentur, unum sine fine regnum infinito gubernatori subsit etc. Monstratur ut in universo sint praecipua subsistentia (sub uno existente omnium principe et ab omni ordine absoluto) solem, terram et coelum etc. etc.* —

Digitized by Google

Entis principium, cunctarum fons specierum,
Mens, Deus, Ens, Unum, Verum, Fatum, Ratio, Ordo.

Hiermit stimmen dann auch die ebendort auf das grofsartigste ausgesprochenen Ansichten von der *Bestimmung* des Menschen, wenn er z. B. im 1. *Cap. de Immenso etc.* (wie ein Jhrdt später Swedenborg) sagt, „der innerste Mensch (*animus*) trachte vor Allem dahin, dafs der „Geist im ersten *Wahren*, der Wille im ersten *Guten* „zu Ruhe komme", da ihm kein partikulares Gute oder Wahre genügt. Unerträglich findet der Mensch das blofse Manchmal, Irgendwo, Einzeln, Theilweise u. dgl. da er nach dem Immer, Ueberall, Allgemein, Ganz, Alles, strebt. — „Die weise Seele fürchtet den Tod „nicht"; — denn „jeder Substanz harret, bezugs der „Dauer, *Ewigkeit*, des Ortes, — *Unermefslichkeit*, der „Wirksamkeit (*actu*) nach, *Allgestalt* (*omniformitas*)". Mit Recht wird daher „der Mensch ein grofses Wunder „genannt, der in Gott übergeht, als sey er selbst Gott; „der Alles zu *werden* wagt, wie Gott Alles *ist* *), und „nach einem unendlichen, (obgleich überall endenden) „Gegenstande hinstrebt, wie Gott unendlich, unermefs„lich und überall ganz ist". —

B. selbst hatte, was, so wie das nächstfolgende Hr. W. anzumerken unterlassen, — noch die Correktur von *de Triplici* bis auf den *vorletzten* Bogen besorgt, — weshalb wir diese Schrift als die *letzte* von *ihm* herausgegebene ansehen müssen, — als er durch einen *unerwarteten Vorfall* **), den er selbst als Misgeschick bezeichnet, sich von Frankfurt zu entfernen genöthigt fand. — Wie lange er sich in Padua aufgehalten, ist unbekannt; ebenso ist es ungewifs, ob es das Jahr 1595 gewesen, in welchem er zu Venedig von der Inquisition ergriffen wurde. Im Jahr 1598 wurde er nach Rom gebracht, am 9. Febr. 1600 von der geistlichen Behörde, wahrscheinlich als Ketzer verdammt, und dem weltlichen Arm mit der gewöhnlichen satanisch höhnenden Empfehlung übergeben, „dafs er allergnädigst (*quam „clementissime*) und ohne Blutvergiefsen bestraft wer„den möge."

Mit Gleichmuth bestieg Bruno nach acht Tagen auf dem Campofiore den Scheiterhaufen, und wenn er wirklich, wie Scioppius berichtet, im letzten Augenblicke von dem ihm dargehaltenen Cruzifix den Blick verächtlich weg dem Himmel zugewendet, so wird man weniger bitter *ihn* deshalb zu tadeln sich gestimmt finden, als *diejenigen*, welche, den ausdrücklichsten Geboten Christi zuwider, ihn so zu richten sich vermafsen, und hiermit das *von ihnen* dargehaltene Bild *ihres* angeblichen Herrn und Meisters durch die Greuelthat selbst verhöhnten. Demungeachtet können wir Hrn. W. nicht völlig beistimmen, wenn er diese Hinrichtung allein dem fanatischen Eifer des Dominikanerordens, den B. verlassen, und des Pontifikats, dessen Feind er gewesen, zu Last legt, nicht aber dem Atheïsmus, der Ketzerei und Apostasie, deren B. beschuldigt worden sey. Der *römisch kath.* Kirche mufste B. als Atheïst und vollends als Ketzer, erscheinen, weil er keine Gottheit mit drei Personen, keinen eigentlichen Weltschöpfer, keinen Sündenfall, und somit auch keinen wiederaufhebenden, erlösenden Gott, keine Kirchenautorität u. s. w. annahm; denn Protestationen, wie z. B. in *de la Causa* (*I*, 270), dafs er „nicht minder fürchte, „als ein Widersacher (*contrario*) der Theologie zu er„*scheinen*, als wie ein solcher zu *seyn*" u. s. w. oder in der *Cena* (*I*, 119) dafs „seine Philosophie mit der wah„ren Theologie übereinstimmig sey," und (I. 172) dafs die „*h. Schrift* von höheren Intelligenzen ausgehe, die „*nie irren*" u. s. w., — solche Verwahrungen, so wie die Allegorien, in die er seine Angriffe hüllte, — wollte er wohl selbst nicht als Schutzwehren gegen mögliche Anklagen auf Ketzerey angesehen wissen. Folgerichtig, wenn auch widerchristlich, verfuhr dagegen die Hierarchie, wenn sie denjenigen wegräumen liefs, der durch sein System den ganzen alten Weltbau in seinen Grundfesten erschütterte, und durch seinen Naturalismus alle bisherige kirchliche Sittendisciplin bedrohte. Bruno aber starb als Märtyrer der *Lehr*- und *Gewissens*-Freiheit; denn alle seine Schriften, sein Leben und sein Tod bezeugen, dafs er von der Wahrheit seiner Lehre wie von dem Guten, das er durch ihre Verbreitung stiften könne, innigst überzeugt war, und dafs es nur diese Ueberzeugung, nicht aber Prahlerei war, die ihn an-

*) Wir glauben hier daran erinnern zu dürfen, dafs *Scotus Erigena* den absoluten Idealismus schon viel bestimmter so ausgesprochen: (*Deus*) *dum in omnibus fit, super omnia esse non desinit.* (*de Div. nat.*)

*) Joh. Wachel in der *Dedicat.* der Schrift *de tripl. min.* sagt von Bruno: *casu repentino a nobis avulsus, — per litteras rogavit, ut quod sibi per fortunam non liceret, nos pro se suo nomine praestaremus.*

Digitized by Google

trieb zu schreiben *): — *me dehis altus*
Vertentis secli melioris non mediocrem
Destinat, haud veluti media de plebe, ministrum.

Nach seinem Tode erschienen, nach Hr. W., noch folgende zwei, ihm zugeschriebene Werke: *summa terminorum metaph. J. Bruni Nol. — Accessit ejusd. praxis descensus, seu explicatio entis ex Msso. per R. E. Iconium Turinum etc.* 1609. 8. und *artificium perorandi etc. Frcf.* 1612. 8. Hr. W. hat aber hier übersehen, dafs das erstere schon früher unter folgendem Titel erschienen: *summa term. met., ad capessendum Logicae et philos. studium, ex Jord. Bruni Nol. Entis descensu manuscr. excerpta, nunc prim. luci commissa a R. E. Iconio Ligurino. Tiguri* 1595. 4. Diese Ausgabe dürfte übrigens nachzuforschen berechtigen, ob B., nach seiner Abreise von Frankfurt, nicht vielleicht längere Zeit sich in Zürich aufgehalten, bevor er sich nach Padua begeben.

Wohl verdiente überhaupt dieser grofse Geist, dafs seinen Lebensumständen, und besonders zu Rom seiner Verurtheilung genauer nachgespürt, und auf diesem Wege vielleicht noch irgend eine seiner, bis jetzt als verloren zu betrachtenden, Schriften aufgefunden würde. Hr. W. giebt uns folgende Titel derselben: 1) *Liber clavis magnae.* 2) *Lib. triginta statuarum.* 3) *Templum Mnemosynes.* 4) *De anima.* 5) *De multiplici mundi vita.* 6. *De naturae gestibus.* 7. *De principiis veri.* 8. *De astrologia.* 9. *De magia physica.* 10. *De Sphaera.* 11. *L'arca di Noè. (dedicata al papa Pio V)* und 12) *Purgatorio dell' inferno.* Auf die *beiden* letzteren beruft B. sich in der (1584 erschien.) *Cena de le Ceneri*, und zwar, was Hr. W. nicht hervorgehoben, auf die erstere als auf eine wohl schon vor *längerer* Zeit geschriebenen **); auf die zweite, als auf eine solche, worin man sehen könne, „welches die *Frucht der Erlösung* sey." Zugleich bittet er, „diese „seine Gespräche geheim zu halten, damit sie nicht „denen zu Ohren kämen, welche er darin gebissen; „sie möchten sich sonst erzürnen, und ihm *neue* Gele„genheit geben, sie noch schlimmer zu behandeln und „noch besser zu züchtigen als bereits geschehen." Diese Stellen, und besonders der Umstand, dafs Pius V. schon 1572 gestorben, lassen uns vermuthen, dafs jene beide Gespräche noch in Italien geschrieben, und vielleicht die Veranlassung waren, dafs B. sein Vaterland verlassen mufste. Wäre diese Vermuthung gegründet, dann würde aber auch das Geburtsjahr Bruno's nicht in die 50er, sondern wohl in die Mitte der 40er Jahre des 16. Jahrhunderts zu setzen sein. Aufser den eben erwähnten Schriften finden wir bei *Iselin* noch angeführt: *de Cosminetriae praxi.* —

Obgleich nun Hr. W. uns nur einen *Abrifs* (Sbozzo) des inneren und äufseren Lebens Bs. zu geben sich anheischig gemacht, so vermissen wir doch selbst in einem Abrisse ungerne eine bestimmtere Charakteristik desselben und eine genauere Andeutung seines Verhältnisses zu den ihm vorangegangenen Philosophen.

Schon aus den hier mitgetheilten Italiänischen Schriften ergiebt sich, dafs B. nicht nur die Griechischen und Römischen Philosophen, sondern auch die bedeutendsten Kirchenväter, Scholastiker und Araber kannte, und dafs namentlich die Eleaten und *Plotin (prencipe nella setta di platone I.* 274) ihm die Einheit des Seyns und die Abstufung der allgemeinsten Begriffe, dagegen die *Atomistiker*, vorzüglich der ihm als Dichter und Aufklärer sehr verwandte Lucrez, ihm die Substanzialität der Materie dargeboten haben mögen. Unter den Neueren haben *Raym. Lullus*, (der Alleswissende), *Cusanus* (*il divino*, s. I. 154. 162. 288), und *Copernikus* offenbar am meisten auf ihn eingewirkt. Mit dem ersten suchte er durch scharfe Unterscheidungen alles Besondere in Klarheit und damit in Ordnung zu bringen; der zweite gab ihm mit geometrischen Kenntnissen zugleich die Hauptgedanken über Gott, die Welt und den Menschen; vom letzteren erhielt er die astronomischen Erkenntnisse, die er dann mit jenen zu einem lebendigen, einträchtigen Ganzen zu vereinigen strebte.

Aber seine immer poetisch übersprudelnde *Phantasie* liefs ihn nur sehr vorübergehend zur freien Bewegung in reinen Gedanken kommen, wie seine Italiänische *Leidenschaftlichkeit*, und die *Heftigkeit*, mit welcher er überall angegriffen wurde, auch seinen klaren Blick oft trübte und ihn zu Einseitigkeiten, ja selbst zu Ungerechtigkeiten hinrifs.

(Der Beschlufs folgt.)

*) *Di Innumerabil. p. 328.*

*) *I.* 149. *non ti ricordi, Nolano, di quel ch'è scritto nel tuo libro intitoleto: L'arca di Noè.*

Digitized by Google

Nro. 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Opere di Giordano Bruno Nolano, ora per la prima volta raccolte e pubblicate da Adolfo Wagner, dottore; in 2 voll.

(Schluſs.)

So wirft er z. B. dem *Aristoteles* vor (*de la Causa I.* 283) „daſs er als ein trockener Sophist sich bemüht „habe, mit hinterlistigen Erklärungen und leichtfertigen „Ueberredungen die Lehrsätze der Alten zu verdrehen, „und sich der Wahrheit entgegenzusetzen, wohl nicht „aus Einfalt des Geistes, als vielmehr aus Neid und „*Ehrgeiz.*" (vergl. *Cena etc. I.* 180) Einen ähnlichen Ausfall auf *Plato* schlieſst er sogar mit der unerklärlichen Behauptung, der „Endzweck von Platos Philoso- „phie sey mehr der *eigene Ruhm* als die Wahrheit gewesen." Solcherlei Anklagen würden nicht unbilligerweise auf denjenigen zurückgewendet, der selbst sich so oft fast vergöttert, wie z. B. im ersten *Cap. de Innum.* (*p.* 147.):

Qua propter dum tutus iter sic carpo, beata
Conditione satis studio sublimis avito
Reddor Dux, Lex, Vates, Pater, Autor, Iterque,
Atque alios mundo ex isto dum adsurgo nitentes,
Aethereum campumque ex omni parte pererro,
Attonitis mirum et distans post terga relinquo.

Dennoch mögen wir darum nicht sowohl seinen Eifer für die Wahrheit aus übertriebener Ruhmsucht, als vielmehr solche Selbstgefälligkeiten aus seiner hohen Begeisterung für die groſsen Ideen ableiten, durch welche er, die alte Verfinsterung der Naturanschauung aufzuhellen sich berufen hielt. Wir können jetzt wohl kaum uns vorstellen, was die ersten Christen empfunden haben mögen, als ihr Herz zum erstenmale für die ganze Menschheit schlagen durfte; so möchte es auch wenigen gelingen, sich in die Seele des groſsen Nolaners zu versetzen, um mit ihm zu fühlen, wie es ihn ergriffen, als er an der Hand des Copernikus zum erstenmale von Sonnensystem zu Sonnensystem den erschütternden Ausflug wagte. Geneigt aber finden wir uns, ihm Glauben beizumessen, wenn er in *de la Causa (I.* 217.) bei den Göttern betheuert, seinen kynischen Prügel nur gezeigt zu haben, um für sich und seine Sache Friede zu bekommen, und daſs er nie „aus „schmutziger Selbstliebe oder aus gemeiner Sorglichkeit „für seine Person, *sich gerächt habe*, sondern *aus Liebe* „zu seiner so sehr *geliebten Philosophie* und aus *Eifer* „wegen der verletzten Majestät derselben;" — ebenso, wenn er im Vorbriefe zur Schrift *del' infinito etc. (II.* 3. 4.) sich selbst in dieser Beziehung charakterisirt. Da diese Stelle zugleich ein Beispiel seiner Schreibart giebt, so erlauben wir uns, sie hier in möglichst treuer Uebersetzung mitzutheilen: „führte ich den Pflug, wei- „dete ich eine Heerde, besorgte ich einen Garten, bes- „serte ich Kleidungsstücke aus, — dann würden wenige „mich beachten, — leicht könnte ich Allen gefallen. „Da ich aber das Feld der Natur verzeichne, besorgt „bin für die Weide der Seele, gern den Geist pflege „und ein Dädalus bin für die Gewänder der Intelli- „genz, — siehe da, — wer mich nur anschaut, droht „mir, greift mich an, beiſst und zerreiſst mich, und „dieser sind nicht Wenige, sondern Viele, fast Alle. „Wollt ihr wissen, woher das kömmt, so sage ich „euch, daſs daran Ursache ist die *Universität*, die mir „misfällt, der *Pöbel (volgo)* den ich hasse, die *Menge*, „die mir nicht genügt, und *Eine*, die mich in sie ver- „liebt macht *(che minnamora)*, — durch die ich frei „bin in der Unterwürfigkeit, zufrieden im Leiden, reich „in der Dürftigkeit, und lebendig im Tode. . . *Daher* „kömmt es, daſs ich nicht wie ein Müder den Fuſs „vom steilen Pfade zurückhebe, noch wie ein Verza- „gender die Hände vom Werke, noch gleich einem Ver- „blendeten, die Augen vom göttlichen Gegenstande weg- „wende, während ich mich meistens für einen *Sophi- „sten* gehalten sehe, mehr beflissen, scharfsinnig *(dot- „tile)* zu erscheinen. als *wahrhaft (verace)* zu seyn; —

Digitized by Google

„für einen *Ehrsüchtler*, der mehr darauf denkt, neue „und falsche Sekten zu erwecken, als die alte und „wahre zu bekräftigen; — für einen *Vogelsteller*, je„gend nach Ruhmesglanz, indem er die Finsternisse „seiner Irrthümer vorhält; — für einen *unruhigen Geist*, „der die Gebäude der guten Disciplinen umreifst, und „sich zum Gründer von Verderbnifsmaschinen macht! — „So mögen (denn) die heil. Gottheiten *(numi)* alle die„jenigen von mir verscheuchen, die mich ungerechter„weise hassen! So sey mein Gott nur immer gnädig, „so seyen mir günstig alle Beherrscher unserer Welt, „so mögen die Gestirne mir den Saamen zum Acker „und diesen zum Saamen bereiten, auf dafs der Welt „nützliche und glorreiche Frucht meiner Arbeit zum „Vorschein komme, den Geist erweckend und das Ge„fühl erschliefsend denen, die des Lichtes beraubt sind, „wie ich gewifs nicht erdichte. — *Und wenn ich irre, „so glaube ich wahrhaftig nicht zu irren*, und spre„chend und schreibend streite ich *nicht um des Sie„ges willen* an und für sich genommen, — denn für „gottfeindlich, niederträchtig und ehrlos halte ich jeden „Ruhm und jeden Sieg, bei welchem die Wahrheit „nicht ist; — sondern aus *Liebe zur wahren Weisheit, „und aus Eifer für wahre Beschaulichkeit ringe ich, „ängstige und quäle ich mich.*"

Ganz mit dem hier Ausgesprochenen stimmen auch die edeln, geistreichen Züge des Bildes, welches Hr. W., in einem schönen, von Hrn. Mayer in Paris gefertigten, Kupferstich, der vorliegenden Schrift als die erwünschteste Zierde beigegeben hat. — Papier und Druck sind gut, und wir hoffen, dafs der Absatz dieser Werke, die in gleichem Maafse dem Philosophen, Dichter und Litteraturfreund willkommen seyn müssen, rasch genug statt finden wird, um bei einer zweiten Ausgabe zur Beseitigung der, nicht ganz seltenen, Druckfehler Gelegenheit zu geben, vor Allem aber Hrn. W. zu bestimmen, auch die lateinischen Abhandlungen Bruno's mit gleich dankenswerther Sorgfalt herauszugeben. —

Dr. Fried. Wilh. Carové.

VIII.

Clavis Novi Testamenti Philologica usibus scholarum et iuvenum theologiae studiosorum accommodata. Auctore Christ. Abrah. Wahl, Phil. et Theol. Doctore, verbi div. apud Ossitienses ministro primo et dioeceseos eiusdem nominis antistite. Vol. I. A—K. Vol. II. L—Ω. 874. 683 S. *gr.* 8. *Edit. secunda, emendatior et auctior. Lips. Joh. Ambros. Barth* 1829.

Lexicon Manuale Graeco-Latinum in libros Novi Testamenti auctore Carolo Gottlieb Bretschneider, Philos. et Theol. Doctore, Consist. Supr. Gothani Consil. et Ministrorum verbi divini in ducatu Goth. antistite primario. T. I. A—K. T. II. L—Ω. 708. 662 S. *gr.* 8. *Edit. secunda emendata et aucta. Lips. Jo. Ambros. Barth* 1829.

Die Aufgabe des Lexicographen ist ohnstreitig die, von den Wörtern seines Sprachschatzes, ihrer Form, ihrer Behandlung als Satztheile und ihrer Bedeutung nach, ein vollständiges Bild aufzustellen. Was die Form (Formen) anlangt, damit streift er in das Gebiet der Grammatik, welche die Bildung der Wörter nach Regeln anzugeben, auch die ungewöhnliche Wandelung, Beugung auf ein irgendwo oder irgend einmal gegoltenes Gesetz zurückzuführen bemüht ist (in der Formenlehre), unterscheidet sich jedoch von dem Grammatiker in der Art der Darstellung, indem er die Formen, die er aufzählt, blos als Spracherscheinungen angiebt, nicht nach ihrem Grunde, nicht nach Analogieen, betrachtet. Mit der Angabe der Wirkung, welche die Wörter im Satze, in Verbindung mit andern auf dieselben äufsern, bewegt er sich ebenfalls in einem Theile des grammaticalischen Gebietes, in der Constructionslehre, verfährt aber ebenfalls anders, als der Grammatiker; er berichtet blos, wie das Wort construirt wird, führt jedoch die Weise, die er geschichtlich nennt und nachweist, nicht auf rationale, allgemein- oder speciell-sprachgesetzliche Gründe zurück. Dieser beiden Theile seiner Aufgabe entledigt er sich mithin durch blofses *Nennen, Angeben*, das Weitere der Schwesterwissenschaft überlassend. Anders ist es, so wie er von dem innern Gehalte der Wörter Rechenschaft gibt; hiermit hat er sein ihm allein gehörendes Gebiet betreten und wir erwarten von ihm die volle Ausführlichkeit im Berichte, begnügen uns nicht mit blofser Angabe der verschiedenen Bedeutungen, die das Wort hat, sondern verlangen eine in sich zusammenhangende, auf ein Oberes zurückgeführte

Digitized by Google

Darstellung derselben. Hierzu gelangt er am sichersten und besten, wenn er den genetischen Weg einschlägt, also aus dem Urbegriffe des Wortes oder aus seiner sprachlich-ältesten Bedeutung alle die übrigen, die doch nur Schattirungen seines einfachsten Sinnes sind, entwickelt, — ein Weg, der jetzt wohl allgemein anerkannt, so wie er von Vielen schon verfolgt worden ist.

Diese Hauptaufgabe, welche wir jetzt als für den Lexicographen bestehend bezeichneten, haben sich Manche verrücken lassen, namentl. unter denen, welche den Wörterschatz einer Sprache zusammenfaſsten, die nur in einer kleinen Anzahl schriftl. Denkmähler enthalten ist. Sie vergessen eine philosophische Darstellung der Bedeutungen und zählten sie blos nach den (vielleicht wenigen) Stellen auf, in denen sie vorkamen, — sie ermittelten den Sinn, den das Wort hier oder da im Zusammenhange hat, statt die Bedeutung, die es an sich hat, festzustellen und danach die Schillerung, die es in der oder jener Verbindung mit andern Zusätzen gewann, entwickeln oder anzudeuten, und strichen mithin über in das Gebiet der Schriftenerklärung, — ja sie stempelten wohl gar einen solchen Sinn, den das Wort einmal oder öfter durch seine Umgebung erlangte, zu einer Bedeutung und schwellten ihren Bericht über die Gebühr an, verkümmerten die Auffassung und Uebersicht dem Lernenden, verzerrten das Bild, das sie geben sollen, durch unächte Zusätze.

Der Fall, von dem wir jetzt sprechen, tritt bei den Wörterbüchern über das N. T. ein, als welchen aus dem groſsen Bereiche der schriftl. Denkmähler griechischer Sprache eine einzelne Abtheilung, die Urkunden unserer Religion, angewiesen ward. Jene angedeuteten Verirrungen fehlten auch nicht und, wollen wir gerecht seyn, wir müssen gestehen, wenigstens zu einer Zeit lag die Versuchung, ein solches Lexicon über seine Bestimmung hinauszuführen oder sie nebenan zu verfehlen, nahe. Ein kleiner Kreis von Schriftstellern, von denen man glaubte, ihre Sprache sey mit der in den Rednern und Historikern der wirkl. Hellas etwa nur dem Laute nach gleich, welche aber in der Construction und in der Bedeutung der Wörter, wie in der stylistischen Darstellung von derselben fast überall und so weit ab, wie die Auffassung und die Schilderung eines Palästiners eine ganz andre ist, als die eines Griechen. Wie konnte man mit solchem Glauben zu einer in sich selbst zusammenhangenden Darstellung der Bedeutungen der neutestamentl. Wörter gelangen, da man, was dieser Art etwa in den Lexicis über die classischen Schriftsteller geleistet war, nicht benutzen zu dürfen meinte, da aber das Hebräische, das Syrische, zu dem man flüchtete, doch nicht durchweg ausreichte mit seinen Subsidien? Also man gab die Bedeutungen in zufälliger Ordnung, wie man ihre Erscheinung selbst für zufällig hielt; man gab den Sinn der Stellen, der durch diesen oder jenen Erklärer ermittelt worden war, weil man an den Urbegriff des Wortes, aus dem dieser Sinn sich vielleicht abnehmen lieſs, der aber auſserhalb der Grenzen der Apostelsprache nur gelte, hier nicht glaubte. Eine groſse Menge von Erklärungsschriften zu diesen Schriftstellern, von denen immer eine die Lücken der andern zu ersetzen, ihre Fehler zu berichtigen bestimmt und auch wohl fähig war. Wie nahe lag es dem Lexicographen, den guten Fund aus denselben in seine Sammlung einzutragen, da diese ja an sich, als über einen Theil der Griechischen Literatur sich nur erstreckend, einen geringeren Umfang hatte, als ein allgemein Griechisches Lexicon, — da er die gute Absicht hegte, dem Lernenden eine Büchermasse zu ersparen? Freilich hätte er jene Interpretationen, die er nutzen zu müssen glaubte, nicht eintragen, nicht auszugsweise anfügen, sondern nur das, was durch den Sublimationsproceſs von ihnen sich gewinnen lieſs, für seine Zwecke verarbeiten sollen. Bis 1822 keine eigentliche Grammatik der neutestamentl. Sprache. Wie sollte nicht der Lexicograph gewissermaſsen für Pflicht es halten, diese Disciplin, so weit er sie ahnete, im Lexicon zu ersetzen und was für sie bereits etwa geleistet war, in voller Ausdehnung in seine Schatzkammer aufzunehmen? Ging es ja doch manchen andern Wissenschaften auch so, ehe sie als selbständige auftreten konnten, daſs sie von verwandten zur Seite geführt wurden.

Was wir hier sagten, mag zur Entschuldigung Schleusners dienen, dessen Lexicon zum N. T. an dieser Anschwellung und an jener Unordnung und Ungenauigkeit, wie bekannt ist, leidet, dabei aber immer als Repertorium von dem, was bis auf seine Zeit für die neutestamentl. Exegese geschehen ist, vollen Werth behält. Es war dieſs sein Streben, seine Ansicht von einem Wörterbuche über die Urkunden des Christenthums; dasselbe soll seyn, so schreibt er in der Vorrede S. VI. (Ausg. 4. 1819.) *thesaurus praecipuarum observatio-*

Digitized by Google

num philologicarum, a quibus grammatica interpretatio N. T. maxime pendet, — linguae graecae N. T. promptuarium copiosissimum, S. IX. wobei alle übrigen Bücher, welche *observationes philologicas* enthalten, entbehrlich werden. Danach richtete er nur den Gang der Arbeit bei der Anfertigung: er ordnete und sichtete seine eignen exegetischen Collectaneen, durchmusterte die Commentatoren und Observatoren (S. VII.), las alle vorhandenen Lexica durch und trug nun die *omnes copias, quibus interpretationem N. T. grammaticam adiuvari posse putabam*, — zusammen. Dafs er in der Angabe der Bedeutungen oft irrte, dafs er dieselben, auch wo er sie richtig traf, bisweilen doch fälschlich herleitete und erklärte, dafs er sie oft in's Unendliche (namentlich bei den Partikeln) vervielfältigte, dafs er die Constructionen, die er aufführt, oft ganz unrecht erläuterte, — das liegt nun hauptsächlich in der übertriebenen Meinung, die Erscheinungen der neutestamentl. Sprache aus der Landessprache der Apostel deuten zu müssen, die aber nicht Schleusner allein zum Vorwurfe gereicht, sondern herrschende Ansicht war und ja eigentlich erst in unseren Tagen durch Winers und neuerlich Fritzsche's sorgfältige Bemühungen allgemein als Vorurtheil anerkannt worden ist, — zum Theil aber auch in der Art seiner Sammlerarbeit. Die fortwährende Vergleichung des Hebräischen (so wie der Griechischen Uebersetzung des A. T.) hatte er sich auch zum Gesetze gemacht; weshalb er auch immer die entsprechenden Hebräischen Worte angiebt; doch allein auf dem Hebräischen und Syrischen stand er nicht, namentlich die alten Griechischen Grammatiker zog er auch zu Rathe.

Wenn wir nun auch dem Schleusnerschen Lexicon als einem exegetischen Repertorium, wie wir vorhin es beschränkten, seinen Werth lassen, so müssen wir doch bemerken, dafs es als Lexicon seine Bestimmung verfehlt, da es zu viel Sinneserklärung statt Wortbedeutung gibt, da es meist die gute Ordnung versäumt, da es Fälle statt einfacher und mehr skizzenartiger Darlegung darbietet, — so wie dafs es für unsre Zeit durchaus nicht mehr ausreicht, da es auf Interpretationsfundamenten ruht, von denen mehrere durch die Schriftforscher der Zeit gänzlich bei Seite geschoben sind, — also in vielen Stücken ganz andre Resultate liefert, als unsere heutigen Commentarien, — da es in seiner ganzen Anlage den jetzigen allgemein-griechischen Lexicis nicht analog ist.

Ein neues lexicalisches Hilfsmittel zu schaffen, ward also nicht blos nach Schleusners vierter Ausgabe, sondern schon während der Zeit, in welcher sein *Novum Lexicon* zu 2770 — 8 Seiten anschwoll, nöthig, schon wegen des veränderten Standpunktes, den die neutestamentlich Exegese erlangt, wie wegen der leichteren Einführung der theologischen Jugend in das Verständnifs der Religionsurkunden. Zwei Männer von anerkannter Fähigkeit zu solchem Geschäfte, sonst übereinstimmend in den Grundsätzen, nach denen dasselbe zu vollbringen sey, in der Aussuchung allerdings oft, aber nicht zum Schaden der Wissenschaft gerade, von einander abweichend, in den Resultaten, was hier nicht anders seyn kann, nicht selten verschieden, unternahmen es, kurz nach einander ein solches Hilfsmittel darzubieten, und Beider Arbeiten haben einen Beifall gefunden, der von der einen nach zehn Jahren, von der andern schon nach einem halben Lustrum eine neue Ausgabe erforderlich machte. Wahl und Bretschneider sind die beiden Männer; ihre Lexica zum N. T. (*Clavis, — Lexicon manuale*) liegen in der zweiten Ausgabe, welche 1829 erschien, vor uns.

Wir erinnern uns hier billig, was nach Schleusner einem Lexicographen des N. T. zu leisten übrig blieb einmal und sodann, was er gut zu machen hatte, und bemerken daher nur noch mit Verweisung auf das vorher Gesagte, dafs er überhaupt die lexicalisch gewordene Masse verringern, das Grammatikalische und das der Interpretation allein Zubehörige abscheiden, eine bessere Anordnung der Bedeutungen treffen, diese selbst theils auf wenigere zurückführen, theils richtiger begründen und erklären, theils selbst berichtigen, endlich die Weisungen der allgemeinen Sprachlehre, sowie namentlich die grofsen Fortschritte der classisch-griechischen Grammatik und Lexicographie und das, was daraus schon in die neutestamentl. Exegese von einzelnen Exegeten gezogen worden war, vollständig nützen mufsten. Beide Gelehrte, W. wie Br., haben diese Aufgabe erkannt und sie zu lösen mit Eifer und Glück gestrebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Clavis Novi Testamenti Philologica usibus scholarum et iuvenum theologiae studiosorum accommodata. Auctore Christ. Abrah. Wahl.

Lexicon Manuale Graeco-Latinum in libros Novi Testamenti auctore Carolo Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der *Ermittelung* der Wortbedeutungen gehen sie im Ganzen von dem aus, was der allgemeine Sprachgebrauch des Griechischen an die Hand giebt, berücksichtigen aber immer, das ist ihr Grundsatz, das Hebräische, die Septuaginta, die Apocryphen und, wie Br. noch dazu fügt, die Pseudepigraphen, den Josephus, die Rabbinen. In diesen Schriften nämlich sucht er die *historica auctoritas in comprobando dicendi genere N. T. scriptoribus peculiari.* In diesem Bezuge bemerkt W., dafs er vorzüglich die Schriftsteller nach Alexander verglichen und diesen die eigentlichen Classiker nachgesetzt habe. Fast ebenso hält Br. die *classicorum scripta* für *fontes secundarios in illustranda dictione N. T.*, die andern vorhin genannten für die *fontes primarios* und bemerkt dazu: *mihi — est persuasum, dialectum communem, quam etiam macedonicam quidam appellarunt, qua N. T. auctores usi sunt, accuratius cognosci veriusque probari e libris, si non prorsus eadem, at tamen simili dialecto conscriptis, quam e classicorum monumentis;* und in der Vorrede zur zweiten Ausgabe erklärt er sich gegen die unter den Neueren, welche in dem Eifer *eiiciendorum e N. T. hebraismorum et revocandae dictionis scriptorum sacrorum ad sermonem profanorum* zu weit gehen, in diesem Bestreben aber den Wörtern nicht selten Gewalt anthuen. Wir gestehen, wir billigen den Standpunkt, den unsre Lexicographen, so in der Mitte zwischen den Ultras beider Parteien, der, welche fast Alles im N. T. hebraisirt oder aramaisirt, wozu sich nur aus Gesenius oder aus Hoffmann u. s. f. Analogieen aufweisen lassen, und der, welche wieder Alles gräcisirt, wenn ein Beispiel aus den Profanen aufgetrieben ist, einnehmen, billigen ihn wenigstens so lange, bis die eine wirkliche und allgemeine Anerkennung sich verschafft und die andre zurückgedrängt hat oder das *probatum* von beiden zu einem Ganzen abgesichtet ist. Beide jedoch haben sich, fast noch mehr W., als Br., in den neuen Ausgaben der neueren Partei genähert, haben namentlich viel von den trefflichen lexicalischen und grammaticalischen Bemerkungen Fritzsche's, die in seinem Commentare zu Matthäus und zu Marcus und in einzelnen Programmen sich finden, benutzt. Z. B. in der ersten Ausgabe sagt Br. T. I. S. 54. 6. ἵνα „*denique, ut chald.* דִי *et Syriac. Dolath, ponitur pro relativo*" u. s. f., erklärt sich dagegen in der zweiten Ausg. S. 590 d. wenn auch nicht dawider, doch weit richtiger: „*ut chald.* דִי *etc. legitur, ubi* ὅς *(Latinar. qui cum coniunctivo) exspectasses*". Manches dieser Art hatte W. schon aufgegeben.

Was nun die Anordnung der Bedeutungen anlangt, so befolgen sie Beide eine der Natur und dem Sprachgebrauche gemäfse Reihenfolge, worüber auch Br. in der Vorrede sich erklärt, und sie gewinnen dadurch einen Vorzug vor ihrem letzten Vorgänger, welcher dem, der die drei Wörterbücher benutzt hat, oft genug sichtbar geworden seyn wird und hier eines Nachweises nicht erst bedarf. Bei Beiden sieht man das glückliche Streben, durch logische Scheidung, durch Sonderung des Generellen vom Speciellen die Uebersicht zu erleichtern und mit Hindeutung auf den Entwickelungsgang der Sprache *)

*) Hierher gehört auch das Verfahren, das Wahl in der Vorrede S. V. bezeichnet. *Idem porro scribendi genus, in N. T. libris obvium, ab illo, quo Graeci utuntur, quum saepius etiam recedat ad Hebraeorum scribendi loquendique modum magis compositum, ubinam hoc fiat et quo pateat, indicavimus, in cuiusvis vocis significationibus enumerandis primo illas, quae cum Graecorum scribendi ratione consentiunt, tum*

Digitized by Google

den Leser der apostolischen Schriften zu unterstützen. Jenes Streben nach Sonderung des Höheren vom Niederen, des Allgemeinen vom Engeren hat nun allerdings beide Gelehrte, öfterer noch den Verfasser der *Clavis* zu einer Zersplitterung verleitet, welche nach unserer Ansicht nicht blos überflüssig, sondern sogar der schnellen Auffassung hinderlich ist, den Leser gewiſs beim ersten Blicke auf den durch zahllose Buchstaben und Zahlen verzeichneten *Conspectus* an der Möglichkeit der Uebersicht verzweifeln läſst. Man sehe z. B. bei Wahl den Artikel εἰμί, wo nach Angabe der Formen ein *Conspectus rei* fast vier volle Seiten einnimmt, in welchem von den Hauptrubriken I — VI. gleich die erste in sieben niedere *A — G*, von diesen die *A* wieder in vier *a — d*, von diesen die *a* wieder in neue *aa — ii*, von diesen die *ff* wieder in zwei *α* und *β*, die *α* aber wieder in sechs *αα — ξξ*, von diesen die *αα* wieder in zwei ℵ und ב, von diesen endlich die ℵ nochmals in zwei ℵℵ und בב zerfällt. Die *uberior rei expositio* nimmt siebzehn Seiten ein. Wir wollen ein kleines Stück dieses Schematismus ausheben, um zu zeigen, daſs derselbe mit seiner Splitterung unnöthig ist; denn daſs er die Uebersicht erschwert, nimmt man wohl schon an der obigen Buchstabenangabe ab.

I. *Sum*, ich bin, *A) copulat subiectum c. praedicato etc., a) universe, aa) interveniente adiectivo α) universe et αα) solo posito Uth. II, b. οὐδαμῶς ἐλαχίστη εἶ.* (mit noch 368 Stellen) *ββ) additur dat. pers. i. e.* ℵ) für Jemanden (Stellen) — ב) in Rücksicht auf (Stelle) — ב) in Rücksicht auf (Stelle) — ג) *pertinet ad amicam, quae est alicui cum aliquo necessitudinem* (Stellen) — *β) per adiectivum negativum — αα) de rebus* ℵ) *universe* (Stellen) — ב) *de criminibus, ubi nos:* nichts daran seyn u. s. w. (Stellen) — *ββ) de personis* (Stellen) — *bb) ope participii* (Stellen) — *cc) per substantivum, α) secum habens adiect. αα) universe, ut* (Stellen) — *ββ) in similitudine — β) addito nomine numerali, αα) universe — ββ) et dat. personae — γ) solo posito et αα) proprie usurpato*, ℵ) *plene*, ℵℵ) *universe* (große Menge Stellen) — בב) *additur dativ. personae i. e. vel dat. commodi — vel etc.* גג) *additur cum emphasi* οὗτος — ב) *minus plene* u. s. f. Wir müſsten beinahe noch fünf Seiten ausziehen, ehe wir nur an das dem obigen *a) universe* correspondirende *b* gelangten. Nur ein Paar Worte hierzu. Dadurch, ob Adjectiv, Particip, Substantiv, Pronomen, Numerale, Adverbium es ist, was durch εἰμί mit dem Subjecte verknüpft wird, ändert sich ja doch die Bedeutung des εἰμί nicht; ebenso wenig dadurch, ob das Substantiv ein Adjectiv, ein Numerale bei sich hat oder allein steht; ebenso wenig dadurch ob eine Person oder eine Sache das Subject oder das Prädicat ist. Das will auch gewiſs der Verf. nicht andeuten; aber wozu dann der mühsame Schematismus mit seiner Gliederung, wenn er die Entwickelung der Bedeutungen nicht analysirt, nicht ein Verhältniſs derselben gegen einander aus einander legt? Um den Gebrauch des Wortes mit andern in Verbindung darzulegen, wohl? Aber würde dieſs nicht weit schneller und kürzer erledigt durch einen einzigen Satz, der alle die *a*, *α*, *αα* u. s. f. ohne Buchstaben in sich enthielte und dem nur einzelne Beispiele folgten? Aber auch; gehört denn z. B., um den Gebrauch des εἰμί anzugeben, dazu, daſs, wie hier geschieht, bemerkt wird, das Substantiv des Prädicats stehe auch metonymisch? Für's Erste ist das ein grammatischer, oder noch genauer, rhetorischer Satz und zweitens (denn wir wollen ihn aus dem Lexicon nicht verweisen) gehört seine Anführung unter die Substantive, die so gebraucht sind, hat aber mit εἰμί nichts gemein *). Doch genug, diese in's Unendliche gehenden Zergliederungen, bald auf Darlegung des Gebrauches, bald auf Entwickelung der Bedeutung berechnet, finden sich oft (man vergl. z. B. noch εἰς!) bei W. Weniger zerstückelt ist bei Br. in der Regel die Aufzählung, die z. B. bei demselben εἰμί den Begriff 1) *sum* in drei Hauptabschnitte *a) de qualitate, ubi aliquid alicui tribuitur, — b) de effectu: sum aliquis s. aliquid, i. e. praesto me aliquem etc. c) sum, de eo quod dicere solent existentiam*, zerfallen und diese nochmals in Untersätze zertheilen läſst. Allerdings wehrt eine so mühsame Sonderung der Ungenauigkeit, bei welcher, wenn sie übertrieben wird, das Unverwandte sich amalgamiren lassen muſs. Br. hat hier und da die Sonderung zum Nachtheil unterlassen. Z. B. von πρός, das er in der Con-

eas ponentes, quae vel ab hebraica dicendi ratione repetendae vel omnino ita N. T. auctoribus propriae sint, ut Graecorum, qui nunc quidem leguntur, auctoritate destituantur.

Anmerk. des Rec.

*) Wir verweisen den, der der Sache weiter nachgehen wollte, noch auf ein Beispiel, auf εἰς No. II. S. 678.

Digitized by Google

struction mit dem Accusativ in vier Hauptpunkte zertheilt, sagt er unter No. 1., nachdem er diese No. in *a*, *b* und *c* geschieden hat: „*Porro de consilio, eventu, usu, commodo et incommodo: ad, ita ut, nostrum:* für, um zu, zu"; — weiter unten: „*Porro de modo se gerendi erga aliquem, agendi cum aliquo in utramque quum bonam, tum malam partem, Latinorum in, erga, adversus, contra, nostrum:* gegen, für, wider". Hier war theils weitere Scheidung des Angegebenen, theils Einordnung in wenige Rubriken erforderlich.

Die Vereinfachung der Bedeutungen, die Zurückführung derselben auf wenigere machten sich beide Lexicographen zum Gesetze und Wahl äufsert sich darüber in der Vorrede: „*Tum, quum in vocabulis πολυσήμοις ab una ad alteram significationem tum demum transeundum sit, ubi notio, quae inest illi, excludit vim, quae subest huic, numerum significationum minuendum earumque illas solas retinendas esse indicavimus, quae niterentur auctoritate vel graeca vel hebraica vel ratione idonea aliunde repetenda.* Und was damit verwandt ist, die Verwechselung des Sinnes, den ein Wort hier oder da durch den Zusammenhang im Satze gewinnen kann, mit seiner eigentlichen Bedeutung suchten Beide zu vermeiden. „*Uno verbo: sensum a significatione discerni voluimus*" sagt Wahl: „*simul autem, ut sensus a significatione satis distingueretur, diligenter caravi. Hinc monitus sit lector, — signa numerorum* (1. 2. 3.) *significationes, contra vero litteras latinas minusculas (a. b. c.) usum et sensum vocis indicare*" Bretschneider. In beiden Beziehungen haben auch die Lexica unsrer Verfasser einen bedeutenden Vorzug vor Schleusner gewonnen; es kann sich leicht Jeder davon überzeugen und wir verweisen nur beispielshalber auf die Artikel *γλῶσσα, ἀποδείκνυμι, πλούσιος*, — so wie auf *θέλημα, εἶπον*. Aber es ist doch noch Manches zu leisten übrig, und es liefse sich wohl mancher Artikel aufführen, in welchem die Bedeutungen zu reduciren sind, in welchen der Sinn von Stellen sich geltend gemacht hat als Bedeutung.

Was die Bedeutungen selbst betrifft, welche unsere Verf. angeben, so stimmen dieselben mit dem, was die neuere Exegese ermittelt hat; freilich können sie bei einer solchen Vielheit von Daten, wie sie ein Lexicon enthält, nicht auf durchgängige Beistimmung nur eines Einzigen rechnen. Auch wir können nicht in Allem ihnen Recht geben; wir führen nur ein Paar Beispiele an. In dem Worte *δοκιμάζω* sagt Wahl S. 319. unter No. 1) *probo* „*pro tento*, auf die Probe stellen, versuchen;" und Br. S. 316 unter No. 1. *expiorō i. e. a) probo*, probiren u. s. f. „*tropice: — tentare: i. q. πειράζειν.*" Beide berufen sich auf Hebr. III, 9. *ἐπείρασάν με οἱ πατέρες ὑμῶν, ἐδοκίμασάν με, καὶ εἶδον τὰ ἔργα μου τεσσαράκοντα ἔτη.* Aber gerade in dieser Stelle ist *δοκιμάζω* nicht = *πειράζειν*, sondern es bildet, seine eigentliche Bedeutung behaltend, in Verbindung mit *πειράζειν* eine Schattirung. Eure Väter versuchten mich, sie erprobten mich (aber euch, nehmlich) und sie sehen meine Werke vierzig Jahre lang —, das will der Briefschreiber sagen. Schleusner hat überdiefs noch diese Angabe. *Πάλιν* soll auch bedeuten *contra* (= *ἔμπαλιν*). Fritzsche zu Matth. IV, 7. hat die Bedeutung bestritten und wohl abgewiesen; aber eine Stelle, die Wahl anführt und welche auf den ersten Blick wohl den meisten Schein hat, müssen wir erwähnen. 1 Cor. XII, 21. *οὐ δύναται ὁ ὀφθαλμὸς εἰπεῖν τῇ χειρὶ· χρείαν σου οὐκ ἔχω· ἢ πάλιν ἡ κεφαλὴ τοῖς ποσὶ· χρείαν ὑμῶν οὐκ ἔχω.* Nur dann könnte *πάλιν* mit Grund hier durch *dagegen* übersetzt werden, wenn die beiden Sätze, zwischen denen es steht, wirklich einander entgegenständen, also wenn im zweiten es umgekehrt hiefse *ἡ χεὶρ τῷ ὀφθαλμῷ* u. s. f.; aber das ist nicht; es ist ein Weiterführen der Idee durch neue (so zu sagen) Personen, nehmlich *κεφαλὴ* und *πόδες*. Der Sinn des *πάλιν* bleibt also und die Stelle lautet zu deutsch: „Nicht kann das Auge sprechen zu der Hand: dein habe ich nicht nöthig; oder wiederum (abermals, d. i. hier so viel: ein andres Beispiel zu erwähnen, ferner) das Haupt zu den Füfsen: eurer habe ich nicht nöthig." *Πρῶτον* das Adverb. soll für *πρότερον* stehen; nach unsrer Ansicht behält es in allen zwanzig und mehreren Stellen, die Br. anführt, seine Bedeutung und heifst auch in der einen, Joh. XV, 18., welche Wahl als die einzige dafür unter *ee*) anführt, nicht *prius, ante. Εἰ ὁ κόσμος ὑμᾶς μισεῖ, γινώσκετε, ὅτι ἐμὲ πρῶτον ὑμῶν μεμίσηκεν*, können wir fassen „dafs sie mich den ersten (obersten) unter euch (auch) gehafst hat," können es brachylogisch lösen: „dafs sie mich zuerst unter (= vor) euch gehafst hat," welche letztere Auffassung sich vielleicht im Deutschen worttreu geben liefse „euch vorerst (= mich vor euch)." Ueberdiefs ist auch das *ὑμῶν* in dieser Stelle verdächtig (S. die Note in Griesbach — Schulz); es konnte leicht aus der Repetition des vorangegangenen *ὑμῶν* und

Digitized by Google

aus einer gewissen Sucht, die Glieder zu symmetrisiren, entstehen. Ἐπιτιμᾶν heifst nach Br. 3) *serio iubes*; aber Mrc. IX, 25. kann es diefs schon defswegen nicht bedeuten, da die folgende Anrede, die noch mit dem λέγων eingeleitet wird, wie ausdrücklich: ἐγώ σοι ἐπιτάσσω enthält; Mth. XVII, 18. ἐπετίμησεν αὐτῷ ὁ Ἰησοῦς καὶ ἐξῆλθεν ἀπ' αὐτοῦ τὸ δαιμόνιον, haben wir uns ja keinen Befehl zu denken; das δαιμόνιον konnte ja auf das Anschelten, ohne die imperative Weisung abzuwarten, ausfahren; Mth. XX, 31. ὁ δὲ ὄχλος ἐπετίμησεν αὐτοῖς, ἵνα σιωπήσωσιν gehet aller Grund verloren, wenn wir ἵνα richtig fassen „das Volk schalt sie aus, *damit* sie schwiegen;" Mrc. I, 25. erledigt sich durch das beigefügte λέγων, wie IX, 25.; Mrc. X, 48. durch das richtige Verstehen des ἵνα, wie Mth. XX, 31.; Luc. IV, 35. wieder durch λέγων; v. 41. durch das zugefügte οὐκ εἴα αὐτὰ λαλεῖν; IX, 21. durch das beigesetzte παρήγγειλε; v. 42. hat auch nicht einen Schein für sich; XVIII, 39. verliert ihn, wenn ἵνα richtig genommen wird, so wie Mth. XVI, 20, wenn die Variante ἐπετίμησεν für das διεστείλατο gelten soll. Danach ist nun auch zu berichtigen, was Br. von ἐπιτιμᾶν τινι, ἵνα μή sagt, dafs es heifse „*serio vetare*." Ἁμαρτία soll nach Br. in mehreren Stellen des Römerbriefs und in zweien des an die Galater seyn = *peccandi consuetudo*; aber nach unsrer Ansicht in keiner etwas anders, als *Sünde*, d. h. nicht ein einzelnes Sündenstück, sondern gewissermaafsen personificirt gedacht. Eben so wenig billigen wir die Bedeutung *peccandi libido, cupiditas pravi* (Br.), *ad peccandum proclivitas* (W.), welche von beiden dem Worte zugeschrieben wird, und wir verweisen darüber auf Dav. Schulz „was heifst Glaube und wer sind die Ungläubigen" u. s. f. 1830. S. 265 u. ff. Εἰρήνη erklärt Br. an einigen Stellen durch *benedictio et ipsa bona, quae vi benedictionis homini impertiuntur* (3, *d*) und in ein Paar andere (unter 3, *c*) fafst er es auch durch *benedictio, salutis apprecatio*, so wie W. das μετ' εἰρήνης, ἐν εἰρήνῃ lösst „*in Begleitung der Segenswünsche = unter Segenswünschen*." Gewifs nicht; auch in der scheinbarsten Stelle Act. XV, 33. ist zu verstehen: werden entlassen mit Frieden, (oder was für ein passenderes Wort für das den weiten Begriff alles Glückes enthaltende εἰρ. genommen werden mag) welcher nämlich als durch die (vom Erzähler nicht erst angegebenen) Wünsche der ἀδελφοί schon bestehend gedacht wird. Mth. X, 13. und die Parallele Luc. X, 6. haben weit weniger Schein: Phil. IV, 7. ist wohl nur durch Versehen hinzugesetzt worden. Ἅλων soll nach Beiden Mth. III, 12. und Luc. III, 17. bedeuten: *frumenta, quae excutiuntur in area*. Aber die Stelle leidet's nicht. Καὶ διακαθαριεῖ τὴν ἅλωνα αὐτοῦ etc. *und er wird reinigen seine Tenne* (auf welcher nämlich der σῖτος und das ἄχυρον noch sich befindet; er wird aufräumen und dabei wird es zu der Schichtung kommen) und wird zusammenbringen den Waizen in die Scheuer, u. s. f. Ἕως ὅτου heifst nicht *quamdiu*, wie Br. sagt, sondern *usque ad id tempus, quo;* wir verweisen darüber auf Fritzsche zu Mth. V, 25. Θέλημα ist bei Br. 3) *metonymice: obsequium erga praecepta, agendi ratio voluntati alterius consentanea*. Aber in keiner der angeführten drei Stellen finden wir diese Bedeutung. 2 Tim. II, 26. ἐζωγρημένοι ὑπ' αὐτοῦ εἰς τὸ ἐκείνου θέλημα, dürfen wir nur den gen. ἐκείνου nicht objektiv fassen, sondern subjektiv und θέλ. bleibt in seiner Bedeutung: geknechtet von ihm in jenes Willen. Col. IV, 12. ἵνα στῆτε — ἐν παντὶ θελήματι τοῦ θεοῦ, dafs ihr stehet — in allem Willen (= jegliche Gebote) Gottes (ein Ausdruck, der etwa unserer: *bei den Geboten, Willen Gottes bleiben* entspricht); und auch wenn wir τέλειον καὶ πεπληρωμένον unmittelbar mit ἐν θελ. construiren, ist der Begriff *obsequium* nicht nöthig. Rom. XII, 2. passen ja die Wörter ἀγαθόν, εὐάρεστον und τέλειον, wenn sie als Prädicate zu dem θέλ. θεοῦ genommen werden sollen, sehr wohl zu dem Begriffe: *Gottes Wille*. Auch Hebr. X, 36. die als *fortasse* so zu verstehen angeführt wird, können wir nicht gelten lassen. Unter οὕτω sagt Br.: 2) *saepius ponitur, — maxime cum verbis agendi, accidendi, ubi e Latinorum et nostra dicendi ratione exspectasses* τοῦτο *sive* ταῦτα. Das kann den jungen Leser irre leiten; es ist auch nicht durchgängig so; die Stellen verlieren alle den Schein, wenn sie anders gefafst worden, und man sieht, dafs οὕτως ganz an seinem Platze steht. Wir haben um so weniger sie anzuführen, da sie bei W. nach unsrer Ansicht verstanden und rubricirt sind. Aehnliches möchten wir sagen von dem, was Br. unter ὅτι 2, *d* bemerkt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Clavis Novi Testamenti Philologica usibus scholarum et iuvenum theologiae studiosorum accommodata. Auctore Christ. Abrah. Wahl.
Lexicon Manuale Graeco-Latinum in libros Novi Testamenti auctore Carolo Gottlieb Bretschneider.

(Schluſs.)

Wenn er von ὅτι auch sagt: „3) *Denique ante ὅτι saepius aliquid omissum est;*" so können wir auch dieſs nicht billigen; höchstens von einer und zwar vielen Sprachen eigenthümlichen Brachylogie möchte in einer oder der andern der Stellen die Rede seyn dürfen. Doch wir verlaufen uns zu weit und tragen hier noch eine Bemerkung nach, die weiter oben schon ihren Platz haben sollte. Die Entwicklung der Bedeutungen aus einander ist in vielen Artikeln durch die beiden Verfasser eine weit leichtere geworden. Diesen Vorzug vor Schleusner erkennen zu lassen, erinnern wir etwa an πρός, ὑπό, ὅτε.

Wir müssen auch ein Wort über die *Erklärung* der Redensarten, d. h. ihrer Entstehungsart, sagen, auf welche ja der Lexicograph ebenfalls sein Augenmerk zu richten pflegt, und welche, ohne das Buch anzuschwellen, oft mit einem einzigen Worte angedeutet werden kann. Auch in dieser Hinsicht ist nicht wenig von Br. und von W. geschehen; denn sie hatten ja erkannt, daſs auch bei einem wirklichen Hebraismus die beliebte Setzung *ad imitationem Hebraeorum* nur Setzung ist, nicht wahre und volle Entstehungserklärung und daſs doch immer danach noch die Frage bleibt: wie dachte und rechtfertigte man sich die hebräisch gemodelte Redensart? da doch ein gedankenloses Umtauschen des Griechischen gegen Hebräisches ohne jenes Bewuſstseyn des sprachlich Möglichen eine Action wäre, die man den griechisch schreibenden Juden ebenso wenig anmuthen dürfte, als etwa unsern Classikerübersetzern, welche Griechische oder Römische Redensarten oder Wendungen in unser Deutsch verpflanzen. Bisweilen jedoch fehlt eine solche Andeutung, wie bei ὁμολογεῖν ἔν τινι, wozu Br. nichts weiter sagt, als: „*hebraismus est, ubi* הוֹדָה *sequitur vel* בְּ, *vel* לְ, *etiam* עַל" *); bei εἰς ὄνομά nämlich τινός βαπτίζειν, ἀναδέχεσθαι, wo Br. S. 155. 156. zur Erläuterung des Entstehens nichts sagt, die Uebersetzung Wahls aber *ratione habita* S. 165. noch nur den Sinn giebt; bei ἐκλέγεσθαι ἔν τινι (ἡμῖν Act. XV, 7), wozu Br. blos sagt: *ex hebraismo*, Wahl jedoch dazu fügt: „*e confusione duarum locutionum:* sein Wohlgefallen an Jemandem haben und ihn wählen;" bei γεμίζω *sequ.* ἀπό und *sequ.* ἐκ; bei κρύπτω ἀπό, wo aber Wahl sehr gut andeutend sagt: *abscondendo removeo — ab aliquo;* und öftrer. Daſs die Erklärungen dieser Art, welche man vorfindet, nicht immer Allen genügen werden, ist ebenso wenig zu verwundern, als daſs die angegebenen Bedeutungen in einer so groſsen Masse öfters Widerspruch finden. Im Ganzen, was diesen Punkt anlangt, glauben wir bemerkt zu haben, daſs Br. noch öftrer an den Hebraismen sich genügen läſst, Wahl sich mehr schon von ihnen getrennt und auf ein anderweitiges Ermitteln des Ursprungs sich gewendet hat.

Was die Angabe der grammatischen Formen anlangt, so pflegt Wahl reicher zu seyn, zwischen ihm und Schleusner, der wenig dieser Art gab, Bretschneider in der Mitte zu stehen. Z. B. unter εἰμί setzt Schl. nur *fut.* ἔσομαι, Br. auch noch ἦν und ἤμην, Wahl gibt noch dazu ἦσθα und die Imperativformen; — unter εἶπον giebt W. vierzehn Formen, Br. zehn, Schl. (der

*) Die Erklärung, welche Wahl giebt S. 162., könnte, wenn sie überdieſs annehmbar wäre, höchstens die beiden Stellen, nicht aber die Redensart an sich selbst erläutern. Ueberdieſs vergl. man Fritzsche zu Mth. X, 32.

Anmerk. d. Rec.

Digitized by Google

noch den Stamm ἔπω als Artikel aufführt) vier; — unter ἔχω geben beide fünf, Schl. hat nur vier; — unter πλείων giebt W. anfangs gleich die Singular- und Pluralformen an, Br. die letzteren erst im Verlaufe und dabei geschieht es, dafs der *acc.* πλείους und πλείονας nicht aufgeführt sind. Mit dieser Bemerkung soll nicht gerade dem einen von Beiden auf Kosten des andern Lob oder Tadel gebracht werden; wir wollen damit blos zur Beurtheilung des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Lexica leiten.

In demselben Bezuge merken wir an, dafs die Anführung entsprechender hebräischer Wörter bei Beiden so ziemlich gleich, bei Schleusner, welcher freilich manches irrthümlich aufnahm, das jetzt nicht mehr angeführt werden kann, etwas gröfser ist. Wir sind z. B. den Buchstaben Δ bis zu διδακτός durchgegangen; daselbst fanden wir bei Br. zu 55, bei W. zu 58, bei Schl. zu 68 Wörtern hebräische.

Wir kommen zu den Nachweisungen auf andere grammatische, lexicographische und ähnliche Werke. Diese sind bei Wahl viel häufiger, als bei Bretschneider; aber wir rechnen ihm diefs nicht als Vorzug an. Eine Verweisung auf Lexica, in denen bei der alphabetischen Ordnung Alles leicht zu finden steht, ist meistentheils unnöthig; fast ebenso ist es mit den Citaten aus den Grammatiken, in denen ja doch Alles eine Reihenfolge hat, die entweder allgemein angenommen und bekannt oder doch schnell zu ermitteln ist; und das Allegiren mehrerer Grammatiken zu einem und demselben Punkte, das schnell auf einander folgende Citiren immer derselben §. §. und Seiten ist doch gewifs überflüssig und verzehrt nur den Raum. Auch scheint ins Besondre die Bestimmung des Lexicons, worüber wir oben schon gesprochen haben, das Verweisen auf ein andres Buch, wo dasselbe zu finden ist, nicht zu erheischen, und wir werden die Citate darin hauptsächlich auf classische, d. h. solche Stellen fremder Werke beschränken, in denen das eben Gesagte vollständig verhandelt, bis zur Gewifsheit erwiesen, neu beleuchtet u. s. f. worden ist. In diesem Punkte möchten wir mithin Br. einen Vorzug einräumen, der jedoch auch schon ein Paarmal die Häufung von Citaten angefangen hat. Man sehe z. B. den vorhin schon erwähnten Artikel πλείων, wo von W. auf Buttmanns und Matthiae's Grammatiken nach S. und §., dann zum Acc. πλείους und πλείονας wieder Matthiae „*l. l.*", dann zu dem neutr. πλείονα ebenmal Matthiae „*l. l.*" citirt werden, späterhin überdiefs wegen der Construction des Wortes noch mehr solche Anführungen kommen; πρός wo er S. 387. den Matthiae, den Buttmann, den Fischer *ad* Wellerum, den Valchen. *ad Schol. in Eurip. Phoen.*, den *Gregor. Corinth.*, den Lobeck *ad Phryn.*, den Winer und auch noch den Passow anführt. Dafs Br. noch mitunter zu viel citirt, wiewohl selten, dafür erinnern wir an ἵνα S. 588., wo Viger., Herrmann zu demselben, Matthiae, Rost, Winer citirt werden.

Auch aus den Profanscribenten, däucht uns, citirt Wahl zu oft Stellen. Wenigstens sollten wir meinen, wären sie da überflüssig, wo schon durch die Verweisungen auf Grammatiken und Lexica der Sprachgebrauch erwiesen ist und es also einer einzelnen Stelle des Xenophon, Demosthenes u. s. f. nicht bedarf, nachdem man auf die aus tausend Stellen derselben abgezogene Regel in einem Buche hingezeigt hat. Bei Br. finden wir im Ganzen weniger Citate aus den Profanen, aber, was schon in der ersten Ausgabe seines Lexicons Beifall fand, häufige Stellen aus der LXX, den Apocryphen, Josephus. Was die Stellen aus der LXX anlangt, so wird freilich auch Manches sich ändern, wenn der Biel-Schleusnersche *Thesaurus* einmal seinen vom jetzigen Grammatikergeiste durchseelten Umarbeiter gefunden haben wird. An Stellen aus diesem Scribentenbereiche fehlt es überdiefs bei Wahl auch nicht. Dafs Br. bisweilen auch eine Scheidung der neutestamentlichen Schriftsteller hinsichtlich ihres doch von einander auch abweichenden Sprachgebrauchs merken läfst (m. s. εὐαγγέλιον No. 2., εἶπον S. 353. ὤν S. 348. ε.), hat uns sehr gefreut.

Was endlich die Vollständigkeit der Artikel anlangt, so bemerken wir, dafs Br. in der 2. Ausg. das in der ersten fehlende εὐτόνως nachgetragen hat; αἰτιάομαι aber (Rom. III, 9. var. 1. — προαιτ.) und ἀναπράσσω (Luc. XIX, 23. var. b. ἂν ἔπραξα), welche beide W. mit angibt, hat er nicht aufgenommen.

Alt.

IX.

Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. Mit einer Einleitung über die Entstehung und Fortbildung der Bremischen Verfassung bis zum Jahre 1433 von Dr. Ferd.

Digitized by Google

Donandt. Erster Theil. Einleitung. Verfassungsgeschichte. Zweiter Th. Rechtsgeschichte. Abschnitt I. Bremen* 1830. *Gedruckt und in Commission bei Joh. G. Heyse.

Bereits in einem früheren Blatte dieser Zeitschrift (Jahrg. 1830. Jun. Nr. 103) ist eine vorläufige Anzeige des vorliegenden Werkes gemacht worden; jetzt, da auch der zweite Band desselben erschienen ist und sich somit ein gröfserer Bestandtheil des Ganzen übersehen läfst, finden wir, dafs wir uns in unsern Erwartungen, zu denen wir uns durch den ersten Band berechtigt hielten, nicht getäuscht haben und können die vorliegende Schrift wohl mit Recht als eine gründliche und gediegene dem Germanistischen Publikum empfehlen.

Während der erste Band, als eine Einleitung, die Geschichte der Entstehung und Fortbildung der Bremischen Stadtverfassung bis zum Jahre 1433 geliefert hat, folgt nun in dem zweiten Bande der erste Abschnitt der eigentlichen Rechtsgeschichte nach. In diesem werden die ersten Spuren eines Bremischen Stadtrechtes bis zur Gesetzsammlung vom Jahre 1303 verfolgt und gleichzeitig eine ausführliche Darstellung der einzelnen Theile der eben erwähnten Sammlung gegeben. Hieran sollen sich dann nach dem Plane des Verfassers (Vorrede S. IX.) noch mehrere Abschnitte anreihen, in welchen zunächst die Fortbildung des Rechts im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, sodann die Sammlung vom Jahre 1428, ferner das Gesetzbuch vom Jahre 1433 und endlich die Fortbildung des Rechts unter dem Einflusse Römischer Ansichten geschildert werden soll. Diese vier Abschnitte bleiben nun zwar noch den folgenden Bänden aufbehalten, aber der zweite Band zeigt bereits hinlänglich, welche zweckmäfsige und umsichtige Behandlungsweise der Verfasser seinen Rechtsquellen angedeihen läfst.

Die Geschichte der Entstehung und Fortbildung der Bremischen Stadtverfassung bis zum Jahre 1433 ist von dem Autor in drei Perioden abgetheilt worden, von welchen die *erste* von der Stiftung des Bisthums Bremen (788) bis zur Erwerbung der Immunität Seitens des (Erz) Bischofes (966) reicht. Im Jahre 788 nämlich ersah sich Karl der Grofse die *villa publica Bremon* zu einem Bischofssitze aus, welcher dem Erzbisthume Cölln untergeordnet wurde. Weiter hinaus reichen specielle Nachrichten in Betreff dieses Ortes nicht, und man mufs sich daher mit denjenigen, in dem vorliegenden Werke sehr fafslich zusammengestellten Notizen begnügen, welche uns aus jener Zeit über die ältere sowohl als die durch Karl den Grofsen mittelst einzelner Kapitularien modifizirte Sächsische Verfassung aufbehalten worden sind. Was aber den Namen jenes Ortes anbetrifft, so kann man wohl der Ansicht des Verfassers beistimmen, welcher ihn von „Prahmen" ableitet, indem er annimmt, vermittelst solcher habe hier eine regelmäfsige Ueberfahrt über die Weser Statt gefunden. Die freie Gemeinde, welche hier wohnte, dauerte auch nach der Stiftung des Bisthumes, welches mit Hamburg im Jahre 858 zu einem Erzbisthume vereinigt wurde, unter einem Königlichen Beamten fort; neben ihm findet sich aber schon frühzeitig eine grofse Anzahl von Hintersassen der Kirche vor, die auch hier wie in andern Gegenden — denn: „unterm Krummstab ist gut wohnen" — sich bald beträchtlich vermehrte. Der Verfasser liefert uns nun bei dieser Gelegenheit eine recht anziehende Schilderung dieser Verhältnisse zwischen dem Erzbischofe, den freien und den unfreien Leuten, die aber freilich bei dem Mangel an Nachrichten nur hin und wieder aus den eigentlichen Quellen der Bremischen Geschichte unterstützt werden kann und daher grofsentheils eine analoge Schlufsfolge aus den ähnlichen Verhältnissen bei andern Deutschen Städten ist. Das Resultat dieser Verhältnisse war denn auch für Bremen das, dafs es dem Erzbischofe gelang, die sogenannte „Familia" der Gewalt der königlichen Beamten zu entziehen. Diefs geschah im Laufe des zehnten Jahrhunderts, indem dem Erzbischofe *Adaldag* von *Otto dem Grofsen* zwei Privilegien, das eine im Jahre 937, das andre im Jahre 966 gegeben wurden. Der Hauptschriftsteller für jene Zeit, *Adam von Bremen*, gedenkt zwar nur eines Privilegiums, der Verfasser unterstützt indessen mit hinlänglichen Gründen die Meinung, dafs jener den Inhalt beider zusammengefafst habe. Auch bei dieser Gelegenheit, wie späterhin an vielen andern Stellen (z. B. S. 80. u. f.) zeigt der Verfasser, indem er die beiden Diplome, vornämlich das erstere, näher erörtert, nicht nur seine Geschicklichkeit im Interpretiren der Quellen, sondern auch die Gabe, eine solche Interpretation so artig in das Ganze der Darstellung hineinzuverflechten, dafs diese selbst dadurch viel an Leben gewinnt. Als besonders wichtig verdient hier noch der Umstand hervorgehoben zu werden, dafs in dem erste-

Digitized by Google

ren jener Privilegien es ausdrücklich anerkannt wurde, dafs die Mitglieder der freien Gemeinde, die auch jetzt fortdauerte, sich in das Verhältnifs der Hörigkeit zu dem Erzbischofe begeben durften. Den Beschlufs der Darstellung der in diese Periode gehörigen Verhältnisse macht eine Schilderung der gegen die von dem Erzbischofe erlangte Immunität gerichteten Bemühungen der Sächsischen Herzoge. Der Verfasser beschränkt sich jedoch hiebei nicht blofs auf die Zeit bis zum zehnten Jahrhunderte, sondern giebt einen kurzen Abrifs der Verhältnisse des Erzbischofes zu dem Sächsischen Herzogthume bis zum Sturze Heinrichs des Löwen und gedenkt dann auch der bis in das dreizehnte Jahrhundert dauernden Streitigkeiten zwischen dem Erzbischofe und den Pfalzgrafen in Betreff der vogteilichen Rechte.

Auch für die *zweite* Periode der Geschichte der Bremischen Stadtverfassung, welche die Zeit vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhunderte umfafst, mangelt es noch immer an vollständigen Nachrichten, dennoch aber ist es dem Verfasser gelungen durch die Zusammenstellung des Vorhandenen uns ein recht anschauliches Bild des damaligen Zustandes der Stadt Bremen zu entwerfen. Ganz besonders characterisirt sich diese Periode dadurch, dafs die Gerechtsame des Erzbischofes im Verhältnisse zu der Stadt immer unerheblicher wurden und dafs allmählig die hofrechtlichen Lasten, denen ein grofser Theil der Einwohner unterworfen war, fast gänzlich verschwanden. Schwankend aber bleibt es während dieser Zeit noch immer, ob die Stadt dem Erzstifte zuständig oder reichsunmittelbar sey, denn je nachdem in dem einzelnen Falle aus dem einen oder dem andern Verhältnisse Vortheil gezogen werden konnte, stand man Seitens der Stadt nicht an, bald das Eine, bald das Andre zu behaupten. Bevor nun der Verfasser sich auf eine ausführliche Erörterung der einzelnen dem Erzbischofe im Verhältnisse zu der Stadt zustehenden Rechte einläfst, wirft er sich besonders zwei für diese Periode sehr wichtige Fragen auf, nämlich 1) ob die freie Gemeinde Anfangs noch strenge von den Hintersassen der geistlichen Stiftungen geschieden geblieben und die Verschmelzung mit diesen erst einer späteren Zeit zuzuschreiben sey? und 2) ob das Hofrecht, welchem ein Theil der Einwohner unterworfen war, gemildert auch auf die freie Gemeinde ausgedehnt worden sey? Leider geben die Quellen weder über die eine noch die andre dieser Fragen eine hinlängliche Auskunft, indessen macht der Verfasser durch Entkräftung mehrerer scheinbar entgegenstehender Gründe es sehr glaublich, dafs jene Vereinigung (in Betreff der Jurisdiction) bereits ziemlich frühzeitig erfolgt sey. Hinsichtlich der zweiten Frage entscheidet er sich dahin, dafs eine solche Ausdehnung des Hofrechtes, wie sie in andern Städten allerdings sich findet, weder durch Verträge noch sonst auf eine rechtliche Weise begründet worden sey, dafs aber wohl zu manchen Zeiten die Erzbischöfe darnach getrachtet und die Bürger bisweilen sich darin gefügt haben, und dafs gerade dadurch in diesen das Streben nach gröfserer Selbstständigkeit immer mehr angeregt worden sey. Vorzugsweise blieben aber dem Hofrechte die Handwerker unterworfen, die sich auch in Bremen in mehrere Innungen theilten, von deren jede unter einem Meister stand, welches Amt von dem bischöflichen Vogte gewonnen werden mufste.

Von den einzelnen Rechten des Erzbischofes hebt nun der Verfasser besonders die Gerichtsbarkeit hervor und trotz aller Mangelhaftigkeit der für diese Zeit zu Gebote stehenden Quellen, weifs er doch der Ansicht viel Gewicht zu geben, dafs wenigstens im dreizehnten Jahrhunderte und vielleicht auch schon von älteren Zeiten her, alle Jurisdiction in den Händen eines Vogtes, welchen der Erzbischof aus seinen Dienstleuten bestellte, gewesen sey. Das Gericht desselben, welches mit Schöffen, die unter dem Namen *Consules* vorkommen, besetzt war, war für alle Einwohner, mit wenigen Ausnahmen (z. B. in Betreff der Geistlichkeit) competent. Ebenso wurden auch andre Rechte des Erzbischofes, wie das Marktrecht, Münz- und Zollrecht von seinen Dienstleuten ausgeübt.

Am belehrendsten sind nun aber diejenigen Aufschlüsse, welche uns der Verfasser durch seine Darstellung der dritten Periode der Geschichte der Bremischen Stadtverfassung giebt. Dieser Abschnitt umfafst das dreizehnte, vierzehnte und das erste Drittel des funfzehnten Jahrhunderts.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. Mit einer Einleitung über die Entstehung und Fortbildung der Bremischen Verfassung bis zum Jahre 1433 von Dr. Ferd. Donandt.

(Schluſs.)

Es ist dieſs *die* Zeit, deren Schilderung auch bei geringeren schriftstellerischen Talenten, als denen des Verfassers, im Verhältnisse zu den früheren Abschnitten, bei Weitem interessanter ausfallen muſste, weil es für sie nicht mehr an Quellen fehlt und sie überhaupt die wahre Blüthezeit der Deutschen Städte ist. Der Verfasser hat hierbei folgenden Weg eingeschlagen: da eine streng chronologische Darstellung nach den einzelnen erzbischöflichen Regierungen eine deutliche Uebersicht der hier in Betracht kommenden städtischen Verhältnisse sehr erschweren würde, so hat er es vorgezogen, die Geschichte dieser Zeit hauptsächlich nach zweien Gesichtspunkten zu erörtern. *Erstens* nämlich schlieſst sich an das Frühere am Zweckmäſsigsten die Untersuchung darüber an, wie sich die Verhältnisse zwischen dem Erzbischofe und der Stadt gestaltet haben und *Zweitens* bedürfen nun schon die eigenthümlichen innern städtischen Angelegenheiten einer besonderen Berücksichtigung. Die erstere Untersuchung zeigt nun, wie die einzelnen erzbischöflichen Gerechtsame während dieses Zeitraums gänzlich untergegangen sind, die zweite hat es hauptsächlich mit der Geschichte des aus den Schöffen des Vogtgerichtes hervorgegangenen *Rathes* in allen seinen verschiedenen Beziehungen zu thun. Beide Aufgaben hat, unserer Ansicht nach, der Verfasser sehr glücklich gelöst.

Mit dem Jahre 1433 schlieſst der Verf. die historische Entwickelung der Bremischen Stadtverfassung, weil dieselbe seither ziemlich unverändert die nämliche geblieben ist. Somit wenden wir uns denn zu dem *zweiten* Bande des vorliegenden Werkes. Der Verf. beginnt hier mit einer allgemeinen äuſseren Rechtsgeschichte, in welcher er von der Ansicht ausgeht, daſs zu keiner Zeit in Bremen ein fremdes Stadtrecht im Ganzen recipirt worden sey, obschon Spuren der Aufnahme einzelner Bestimmungen des Soestischen, Lübischen und Hamburgischen Rechts, ja auch der Nordischen Rechte, sich nicht verkennen lieſsen. Nach einer schriftlichen Aufzeichnung des Rechtes im Ganzen war jedoch früher kein Bedürfniſs fühlbar, sondern höchstens im Betreff derjenigen Grundsätze, die sich auf die politische Stellung der freien Gemeinde bezogen. So machten denn auch hier, wie in andern Städten, theils kaiserliche, theils herrschaftliche (erzbischöfliche) Privilegien den Anfang des Stadtrechtes; auch fing man an, autonomische Bestimmungen der Gemeinde über ihre Angelegenheiten aufzuzeichnen und so entstanden die unter dem Ausdrucke *Willkören* bekannten Rechtsquellen. Allein Erzbischof Gerhard II. drang in den sogenannten *Reversalen* vom Jahre 1246 darauf und setzte es auch durch, daſs damals die Stadt die bereits aufgezeichneten Willkören, die ihm jedoch weniger in ihrem Inhalte, als in ihrer Form zuwider waren, aufhob. Die Echtheit jener Reversalen ist bis auf die neueste Zeit bestritten worden, allein der Verf. beseitigt die sämmtlichen dagegen vorgebrachten Gründe. So kam es denn auch erst im Jahre 1303 zu einer umfassenderen Sammlung der Grundsätze des Bremischen Stadtrechts, welche auch im Original erhalten und zunächst ihrer äuſseren Gestalt nach von dem Verf. ausführlicher beschrieben wird (S. 44. u. f.). Die Darstellung der einzelnen Theile dieser Sammlung machen den übrigen Inhalt des zweiten Bandes aus. Der Verf. schlieſst sich bei dieser Entwicklung im Allgemeinen an die Reihefolge der Gesetze an, wie sie in der Urkunde selbst beobachtet worden ist, theilt die wichtigsten von ihnen aus dem Originalcodex wörtlich mit und liefert dann zu jedem einzelnen einen

Digitized by Google

gründlichen und belehrenden Commentar. Als besonders bedeutend möchten wir die Abhandlungen über die ehelichen Güterverhältnisse bei beerbter Ehe, über die Vormundschaft über Unmündige, über die „Erbfolgeordnung der Magen" und über den Rentenkauf hervorheben, welche höchst schätzbare Beiträge für die Geschichte des Deutschen Rechtes überhaupt enthalten. Die neueren grade in die angegebenen Lehren so bedeutend eingreifenden Forschungen von *Albrecht*, die derselbe in seinem Werke über die Gewere, zu Tage gefördert hat, waren dem Verf. bei Anfertigung seiner Arbeit noch nicht bekannt. Diese würden vielleicht einigen Einfluſs auf die Feststellung gewisser für alle jene Zweige des Deutschen Rechtes gemeinschaftlicher Grundprinzipien gehabt haben, allein wir dürfen es nicht verkennen, daſs dennoch auch diesem Theile der Arbeit die erforderliche Klarheit sich durchaus nicht absprechen läſst. —

G. Phillips.

X.

Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung vom Baron G. Cuvier. Nach der fünften Original-Ausgabe übersetzt und mit besondern (?) Ausführungen und Beilagen begleitet von Dr. J. Nöggerath, Königl. Preuſs. Oberbergrathe, ordentl. Prof. d. Mineral- und Bergwerkswissensch. an der Rhein. Friedr. Wilhelms Univ., Mitgl. u. s. w. Zwei Bände. Bonn 1830 *bei Eduard Weber. Erster Band XIV. und* 378 *S. Zweiter Band* 424 *S. gr.* 12.

Das bekannte groſse Werk: *Recherches sur les ossemens fossiles*, von welchem in den Jahren 1821 bis 1824 eine zweite sehr erweiterte Ausgabe in 7 Bänden oder 5 Theilen erschienen ist, eröffnete der Herr Baron Cuvier mit einer Einleitung *(Discours prèliminaire)*, in der er auf die vielen Umwälzungen aufmerksam machte, welche der Erdkörper auf der festen Oberfläche vor und nach dem Entstehen organischer Gebilde erlitten hat. Zugleich zeigte er, daſs bisjetzt kein Zustand der Ruhe eingetreten sey, sondern daſs Einstürzungen, Anschwemmungen, Anhäufungen des Dünen-Sandes, Absetzungen der im Wasser befindlichen Theile, Gebilde der Korallenthiere, vulkanische Kräfte u. a. Ursachen die Oberfläche der festen Erdrinde ununterbrochen veränderten. Diese Einleitung wurde in Frankreich so gut aufgenommen, daſs sie noch vor Beendigung des Hauptwerks, von diesem getrennt und mit Zusätzen und Abbildungen bereichert, als dritte Auflage ausgegeben und von ihr im Jahre 1828 die fünfte Ausgabe erscheinen konnte, unter dem Titel: *Discours sur les révolutions de la surface de globe et sur les changemens, qu'elles ont produit dans le règne animal; par M. le Baron Cuvier.*

Auſserhalb Frankreich nahm man sie ebenfalls sehr günstig auf. In *England* konnte die von dem Professor Jameson in Edinburg vortrefflich ausgestattete Uebersetzung schon im Jahr 1827 zum fünften Mal unter dem Titel: *Essay on the theory of earth by Baron G. Cuvier. With geological illustrations.* Edinburg und London 1827. 8. ausgegeben werden. Von dieser Uebersetzung ward im Jahr 1818 zu Newyork in Nordamerika durch den Professor Mitchill ein neuer Abdruck, bereichert mit Bemerkungen über den Bau der Nord-Amerikanischen Gebirge und mit Beschreibungen der daselbst gefundenen organischen Ueberbleibsel veranstaltet. — In Deutschland sorgte Herr Ober-Bergrath Nöggerath für solche Personen, denen das groſse Cuvier'sche Werk nicht zugänglich war, durch eine Uebersetzung. Sie erschien im Jahr 1822 mit dem Titel: Cuvier's Ansichten von der Urwelt, nach der zweiten Originalausgabe verdeutscht und mit Anmerkungen (des Hrn. Uebers. und vom Hrn. Prof. v. Münchow; letztere sind in der neuen Ausgabe weggelassen) begleitet. Bonn 1822. 8. Ihr folgte im Jahr 1826 ein zweiter Band, welcher die in der dritten Auflage der Urschrift enthaltenen Erweiterungen und mehrere gröſsere Bemerkungen enthielt. Die jetzige neue Ausgabe besteht aus der sehr verbesserten Uebersetzung der Cuvier'schen Einleitung, wobei die Anmerkungen der Französischen Urschrift, nicht wie in der Ausgabe 1822 hinten angehängt, sondern gleich unter den Text gesetzt sind. Die letzten Blätter des ersten Bandes und den ganzen zweiten Band füllen Uebersetzungen und Auszüge aus Englischen, Französischen und Deutschen Schriften.

Seit dem ersten Erscheinen des Werks hat Herr Cuvier seine Ansichten von den Umwälzungen der festen Erdoberfläche, unabgeändert gelassen, ungeachtet er sein System zu einer Zeit ausbildete, in welcher die Geogno-

Digitized by Google

sie noch in der Kindheit war. Welche Fortschritte diese von unserm Werner geschaffene Wissenschaft seit jener Zeit gemacht hat, zeigt deutlich die Einleitung. Was damals neu und belehrend war, ist jetzt theilweise unbrauchbar geworden und durch richtigere Ansichten verdrängt. Und doch hat seit einigen Jahren der Eifer, mit dem man in der ersten Hälfte des letztvergangenen Jahrzehends die Untersuchungen über den Bau und die Bestandtheile der festen Rinde unsers Erdplaneten leitete, sehr nachgelassen, nicht, weil hierin nichts Neues mehr zu entdecken war, sondern weil jetzt keine flüchtige Ueberblicke mehr genügen, und mühsame Forschungen und Untersuchungen erforderlich sind, um tiefer in die Geologie und Geognosie einzudringen.

In den frühesten Zeiträumen scheint auf der Erdoberfläche die feste Erdrinde wenig oder gar nicht unmittelbar mit der gasartigen Rinde in Verbindung gestanden zu haben, sondern von ihr überall durch ein tropfbares Mittelglied getrennt gewesen zu seyn. Erst später, nachdem sich bei dem Wachsthum des Erdkörpers Theile der festen Erdrinde erhoben hatten, und ältere Gebirgsmassen mittelst vulkanischer Kräfte durch die schon vorhandenen Flötzgebirge getrieben wurden, da trennten sich einzelne sehr erhöhete Theile der festen Erdrinde von dem flüssig-tropfbaren und ragten als grosse und kleine Inseln aus dem Wasser hervor. Doch nahm anfänglich dieses Festland einen sehr kleinen Theil der Erdoberfläche ein, ward aber während des fortdauernden Wachsens des Erdballs und der zunehmenden Entfernung seiner festen Rinde vom Mittelpunkt immer grösser, bis es die jetzige Ausdehnung erhalten hat, die aber auch nicht bleibend ist, sondern an Ausdehnung stets gewinnt.

Sehr oft wird das Jetztvorhandene, das von Jugend auf Gesehene, in die früheren Zeiträume der Erdrindenbildung zurückgesetzt. Auch damals soll der Luftkreis aus dem jetzigen Gemisch von Gasarten zusammengesetzt, sollen die Meere ebenso salzig gewesen seyn, wie jetzt. Aber alle Ueberbleibsel untergegangener Thier- und Pflanzenwelten, welche man in den sich damals gebildeten Flötzgebirgen antrifft, weisen offenbar darauf hin, dass sie in sehr von den unsrigen abweichenden Meeren und Luftschichten gelebt haben. Damit die verschiedenen Arten der Flötzgebirge von der ältesten bis zur jüngsten Flötzzeit sich bilden konnten, mussten Luft und Meer jedesmal die erforderliche Beschaffenheit haben und Bestandtheile enthalten, welche jetzt in beiden gar nicht oder nur in geringer Anzahl vorhanden sind. Dagegen scheinen einige Stoffe der Erdrinde z. B. der Kohlenstoff und Sauerstoff, während des Urzustandes des Erdkörpers minder reichlich vorhanden gewesen zu seyn und später während des Wachsthums desselben an Reichthum und Verbreitung zugenommen zu haben. So erscheinen, wie der Prof. Jameson (Th. 2. S. 203. der vorliegenden Uebersetzung) bemerkt, Salzniederschläge innerhalb der *festen* Erdrinde erst in spätern Zeiten der Flötzung und wiederhohlen sich dann nach langen Unterbrechungen. Wie hier konnte der *tropfbare* Theil der Erdrinde bald mehr, bald weniger, auch wohl gar kein Salz enthalten. Nichts berechtigt uns, den Meeren früherer Bildungszeiten der Erdrinde einen gleichen Salzgehalt zuzutheilen, wie ihn die jetzigen besitzen, vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, dass derselbe sehr veränderlich gewesen sey und sich in den verschiedenen Bildungszeiten vermehrt oder vermindert habe. Bei einer solchen Voraussetzung erspart man sich den sehr unwahrscheinlichen Wechsel von Ueberfluthungen durch salziges Meerwasser und durch süsses Wasser aus Landseen, welchen Hr. Cuvier bei der Untersuchung der Gebirgsarten in der Gegend von Paris annahm (Th. 1. S. 270. u. 271. der Uebersetzung), um daraus das Vorkommen von übereinander gelagerten Ueberresten der Bewohner süsser und salziger Gewässer erklären zu können.

War die Beschaffenheit der Erdhüllen in den verschiedenen Bildungszeiten veränderlich, so mussten auch die darin lebenden organischen Gebilde aus dem Pflanzen- und Thierreich sich im Bau und Lebensart dem jedesmaligen Zustande der Umgebung anschmiegen. Deshalb finden wir in den ältesten Flötzgebirgen veraltete nicht mehr vorhandene Gestaltungen; sie nähern sich aber immer mehr dem Jetztvorhandenen, je jünger die Gebirge werden und die Flötzzeit in die Fluthenzeit übergehen will, bis zuletzt Beides, Gebirgsart und organisches Gebilde die jetzigen geworden sind. Doch verschwand einmal Vorhandenes in der organischen Welt nicht gänzlich, sondern nahm eine abgeänderte Gestalt an, und neben ihm traten neue vollkommenere Familien auf. Während der Flötzzeit entwickelte sich im Pflanzenreich die ausgebildetste Stufe der Pflanzenwelt, die Gewächse mit zweilappigem Samen und schon in den ältesten Schichten der Flötzge-

Digitized by Google

birge trifft man auf die ersten Spuren dieser Pflanzen. (Prof. *Fried. Hoffmann* in *Poggendorf's* Annal. d. Phys. 1829 St. 3. S. 585). Ebenso enthalten die Uebergangs-Gebirge Ueberreste von Thieren z. B. von Trilobiten, welche auf unsere höhern Thierklassen hinweisen. Vor der Bildung der Uebergangs-Gebirge oder doch gleich im Anfange ihrer Bildungszeit müssen schon Pflanzen und Thiere mit Anlagen zur höhern Ausbildung und zum Theil sehr zahlreich gelebt haben, weil sich sonst keine Ueberreste derselben in diesen Gebirgsschichten vorfinden könnten.

Auf die ältesten Gebilde der Thierwelt konnte Hr. Baron Cuvier in seinem klassischen Werke keine Rücksicht nehmen, da er sich nur auf die Ueberreste vierfüfsiger Thiere beschränkte, schon dabei das Wort Vierfüfsler *(Quadrupéde)* in sehr ausgedehntem Sinn gebrauchte und alle auf dem Festlande und in den Meeren lebenden Säugethiere, die beidlebigen Thiere wie Eidechsen, Frösche und Schildkröten selbst Ueberreste aus der Klasse der Vögel vereinigte. Seine grofsen Verdienste um die Erweiterung und Vervollkommnung dieses Zweigs des menschlichen Wissens sind so allgemein anerkannt, dafs es lächerlich seyn würde darauf noch aufmerksam machen oder den Inhalt dieses Werks näher anzeigen zu wollen. Dagegen mufs hier angezeigt werden, was der Uebersetzung beigegeben ist, um die Urschrift verständlicher zu machen, einzelne Sätze und Behauptungen zu erläutern und dadurch die Wissenschaft zu erweitern.

Das Geologische der Einleitung bot dem Hrn. Uebers. oft Gelegenheit zu Ergänzungen und Berichtigungen dar, allein statt uns aus seinem reichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen zu belehren, begnügt er sich mit Auszügen aus in- und ausländischen zum Theil sehr bekannten Werken. Selbst in solchen Fällen, wenn er das Mitgetheilte nicht als richtig anerkennt, läfst er dasselbe ohne weitere Bemerkungen stehen. In der Vorrede S. VIII. gesteht er dieses selbst ein: „Die Ausführungen und Beilagen sind somit nur zum Theil mein Eigenthum; ich möchte aber auch die Entlehnten nicht gerade Alle in ihrem ganzen Detail, als mit meiner eigenen Ansicht übereinstimmend vertreten; dagegen tragen aber alle nicht eigene Zugaben die Namen wichtiger Autoritäten (!) des In- und Auslandes an der Spitze; Hrn. Cuvier's gröfseres Werk ist dabei vorzüglich benutzt."

Bei weitem die Mehrzahl der 36 Zusätze, aus denen der zweite Band der Uebersetzung zusammengesetzt ist, nehmen diese Auszüge aus dem Cuvier'schen Hauptwerke ein, nämlich die Nummern 2, 17 bis 25 und 27 bis 35. Sie gehören beinahe sämmtlich zu dem Abschnitte: *Aufzählung der vom Verf. bestimmten fossilen Thiere* im ersten Bande S. 278—326; nur der einzige zweite Zusatz: „*die im Eise eingeschlossenen Mammuthe und Rhinocerosse*" zu dem Abschnitte S. 14 – 16, welcher die Beweise für das plötzliche Eintreten der Umwälzungen auf der Erdrinde enthält. Das gebildete Publikum, für welches nach der Vorrede S. IX. diese Zusätze bestimmt sind, um den Gesichtskreis des Lesers zu erweitern, wird durch einen grofsen Theil derselben wenig befriedigt werden. So wird, um den kürzesten Zusatz als Beispiel anzuführen, in der Uebersetzung S. 348 des ersten Bandes gesagt. „In verschiedenen Sandflötzen von Toscana finden sich Zähne eines Stachelschweines und in denen von Rufsland Schädel einer Species des Bibers, welche gröfser als die unsrige ist, und die Hr. Fischer *Trogontherium* genannt hat." Dazu gehört der Zusatz 30 im zweiten Bande S. 286." Das *Trogontherium* von Hrn. G. v. Fischer zuerst beschrieben, im Sandboden am Asowschen Meere gefunden, ist nach Hrn. Cuvier ein Biber, den er *Castor trogontherium* nennt, der um ein Fünftel gröfser als unser Europäischer Biber ist und selbst den Amerikanischen in dieser Hinsicht überbietet."

Einige dieser Zusätze hat nach der Vorrede S. X. der Hr. Regierungsrath Dr. Pauls in Bonn aufgesetzt, nämlich Nr. 4. *Ueber die Wirkung des bewegten Wassers auf die Gestalt der Erdoberfläche*, eine Uebersetzung des Artikels: *de l'action des eaux* von Alex. Brongniart im *Dict. des scienc. naturelles.* Th. 14. — ferner Nr. 6. *Wirkung des Meeres auf die Küsten*; Nr. 8. *Die Lithophyten*; Nr. 13. *Ueber Sandfluthen*; Nr. 14. *Ueber die allgemeine Ueberschwemmung* und Nr. 26. *Das fossile Elenn oder der Riesenhirsch.* Diese letzten Zusätze sind vollständige oder abgekürzte Uebersetzungen der Bemerkungen des Englischen Uebersetzers Jameson zu dessen Uebersetzung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung vom Baron G. Cuvier. Nach der fünften Original-Ausgabe übersetzt und mit besondern (?) Ausführungen und Beilagen begleitet von Dr. J. Nöggerath.

(Schluſs.)

Auſser den aufgeführten Zusätzen enthält das Werk noch mehrere Uebersetzungen und Abdrücke aus den Werken L. v. Buch's, Bucklands, Bopp's, Peron's und Freycinet's u. s. w.

Ferner befindet sich am Schluſs des ersten Theils ein kleiner Aufsatz von dem schon genannten Herrn Reg. Rath Dr. Pauls, in welchem derselbe einige Zweifel gegen den am Schluſs der Einleitung befindlichen Abschnitt: „*Bestimmung derjenigen Vögel, welche von den ältern Aegyptern mit dem Nahmen Ibis bezeichnet wurden*" äuſsert. Gewöhnlich nimmt man an, daſs der in Aegypten ehemals für heilig gehaltene Ibis nicht mehr daselbst sich aufhalte, sondern völlig verschwunden sey. Hr. Baron Cuvier aber erklärt dieses für einen Irrthum, der durch Verwechselung von einander sehr verschiedenen Vogelarten entstanden ist. Schon Herodot kennt zwei Ibisarten, eine schwarze überall befiederte und eine weiſse mit kahlem Kopf und Halse und mit schwarzen Federn am Nacken, Steiſs und an den Flügelspitzen. Dieser weiſse Ibis ist nach Cuvier nicht, wie man gewöhnlich annimmt, der *Tantalus Ibis Linn.*, sondern ein Vogel aus der von Hrn. Cuvier gebildeten Gattung *Numenius*, die folgende Kennzeichen hat: *rostrum teres gracile, arcuatum, apice mutico*, und zwar *N. Ibis Cuv., albus, capite et collo adulti nudis, remigum apicibus, rostro et pedibus nigris, remigibus secundariis elongatis nigro-violaceis.* Bruce versichert, daſs er den von Buffon abgebildeten Vogel *Ibis blanc d'Egypte (Tantalus Ibis Linn.)* nie in Aegypten gesehen habe, dagegen sey der *N. Ibis* an den Nilufern sehr gewöhnlich, werde dort *Abu hannes* (Vater Johannes, *Abu Mengel*) genannt, und sei den in Mumien-Urnen aufbewahrten Vögeln völlig gleich. Den *schwarzen Ibis* bringt Hr. Cuvier zwar auch in die Gattung *Numenius* und in die Familie Ibis, doch sey er wahrscheinlich die bekannte Brachschnepfe, grüner Brachvogel *Scolopax Falcinellus Linn.*

Dagegen bemerkt Hr. Reg. Rath Pauls, daſs alle von Herrn Cuvier untersuchten Ibis-Mumien aus den Gräbern bei Saccara und Theben genommen wären, wo sie nur in sehr geringer Anzahl und bei weitem nicht so häufig, als in den Gräbern zu Hermopolis angetroffen wurden. Letztere haben einen längern und dünnern Schnabel, glänzend weiſses Gefieder, dunkel violette, nicht schwarze Flügelspitzen und Steiſsfedern, genau wie der Indische weiſse Ibis. Man muſs deshalb mit Geoffroy de St. Hilaire, Passalaqua und Savigny annehmen, daſs die Aegyptischen Priester den Indischen Ibis und die groſse Indische Spitzmaus *(Sorex)*, deren Mumien ebenfalls angetroffen werden, in den Tempeln als heilige Thiere erzogen, und nach dem Tode einbalsamirt haben *). Zwar scheint es weit glaublicher zu sein daſs von den Aegyptern Vögel und Mäuse, die sie, wie jetzt bei uns die Kanarienvögel, Perlhühner und weiſse Mäuse, in eigenen Hecken auferzogen hatten, nach dem Tode einbalsamirt wurden, indessen kann nur eine sorgfältige Vergleichung der mumisirten Thiere mit den in Indien lebenden völlige Ueberzeugung der

*) Ist schon die richtige Bestimmung vollständiger mumisirter Thiere so streitig und mit Schwierigkeiten verknüpft, welche Fehlgriffe mögen nicht gemacht werden, wenn man einzelne ausgegrabene Zähne und Knochen einer Thierart überweisen, oder versteinerte Pflanzen und Thiere, von denen sich nur die Gestalt oft verstümmelt und verdrückt erhalten hat, in die Familien und Gattungen der lebenden Welt vertheilen will?

Digitized by Google

Gleichheit gewähren. Auch Herr Pauls wünscht eine solche Untersuchung.

Nach dieser Darlegung sieht Jeder, dafs der Hr. Uebersetzer nur eine Sammlung von Nachrichten angelegt, selbst aber wenig Eigenes zugethan und zur Erweiterung der Wissenschaft beigetragen hat. Selbst die literarischen Nachweisungen, welche hin und her eingestreuet sind, lassen viel zu wünschen übrig.

Wollte der Hr. Uebersetzer eine Nachweisung der neuern Werke über die ganze urweltliche Naturkunde oder über einen Haupttheil derselben mittheilen, dann mufsten darin die Werke des Grafen Gazzala, Brochi, Reinecke, v. Schlotheim, Grafen Sternberg, Goldfufs, Bronn, Sowerby, Parkinson, Mantell, Lamark, Deshayes, Nilson u. a. genannt werden.

Die Uebersetzung ist dem Herrn Baron Cuvier geweihet worden.

Krüger.

XI.

Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock, Priester u. Privatsekretär des Hochw. Herrn Bischofs von Sailer. Mit einer Einleitung von J. Görres. Regensburg 1829 bei F. Pustet. CXLVIII u. 651 S. gr. 8.

Bei der Anzeige des vorliegenden Buches können wir nicht umhin, uns einigen allgemeinen historischen Betrachtungen zu überlassen, durch welche wir dem Leser am ersten eine Anleitung zur richtigen Würdigung desselben zu geben hoffen. Er möge also die folgende Entwickelung als einen kleinen Versuch ansehen, die Geschichte der Deutschen Mystik und damit auch den Standpunct der Suso'schen Schriften seinem Verständnifs näher bringen zu wollen.

Die Mystik nämlich hat ein bestimmtes Verhältnifs zur Wissenschaft. Die Erkenntnifs der Wahrheit, dies gemeinsame Gut der Menschheit, hat in den besonderen Völkern auch eine besondere Geschichte. Sie kann also in dieser besonderen Durchbildung betrachtet werden. Jedoch hat sich diese ethnographische Behandlung der höheren unterzuordnen, welche die Evolution der Erkenntnifs an und für sich, die allgemeinen Epochen derselben entwickelt. In dieser sind jene ethnographischen Unterschiede nur Momente der ideellen, umfassenderen Totalität.

Im Mittelalter sehen wir nun zuerst eine gewisse Einheit der Intelligenz über die verschiedenen Germanischen Staaten verbreitet. Die Kirche ist im Besitz der höchsten Erkenntnifs und überliefert dieselbe in ihren Klöstern und Schulen. Diese traditionelle Wissenschaft ist der *Scholasticismus*, der gegen die volksthümliche Differenz sich gleichgültig verhält. Die Lehrer gehen, ohne in ihrer Wirksamkeit einzubüfsen, von einem Volk, von einer Schule zur anderen. Italiäner lehren zu Paris, Franzosen zu Oxford. Die Form der Mittheilung ist eine künstlich belebte, nur durch Unterricht erlernte, nicht mit der Muttermilch eingesogene Sprache, die Lateinische. Die Speculation selbst ist durch das Dogma der Römischen Hierarchie zusammengehalten. Es ist die erste Gestaltung der im neu geschaffenen Abendlande noch jungen Wissenschaft.

Aber nach und nach treten die *nationalen* Differenzen mächtiger hervor und wirken nicht wenig zu einer eigenthümlichen Bewegung der Philosophie. Der bestimmte Durchbruch dieser charakteristischen Unterschiede, durch Jordano Bruno, Montagne, Baco u. A. bezeichnet, fällt allerdings erst in das sechszehnte Jahrhundert, in die Zeit der allgemeinen Erschütterung des alten Systems. Aber schon vom dreizehnten Jahrhundert an lassen sich die Regungen zur Ausscheidung dieser besonderen Kreise im Zusammenhang mit der Bildung der eigenen Verfassung und Sprache der Völker deutlicher verfolgen, bis Italien, Frankreich, England, Deutschland mit selbstständigen Philosophieen dastehen, die alsdann von dem einen Volk zum anderen übergehen und im Conflict mit einander in Deutschland eine neue universelle Wissenschaft hervorrufen.

Die *Deutsche Philosophie* hat sich bis auf unsere Gegenwart so gebildet, dafs ihre erste Epoche der Mystik; ihre zweite dem analysirenden und synthesirenden Verstande; ihre dritte der systematischen und ihrer Methode sich bewufsten Speculation angehört. Die erste Epoche reicht vom dreizehnten Jahrhundert bis auf den Beginn des dreifsigjährigen Krieges; die zweite, deren Mittelpunct die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie, von da bis auf Kant; die dritte beginnt mit Kants Idea-

Digitized by Google

lismus, welcher alle der Philosophie wesentliche Fragen zu einem verworrenen Knoten zusammenschlingt.

Jene erste Epoche ist es, welche hier unsere nähere Aufmerksamkeit fordert. *Mystisch* ist sie, weil sie das *Erkennen der Wahrheit von unmittelbarer Anschauung derselben abhängig macht.* Wird auch, was die Wahrheit sei, im Einzelnen von den Mystikern anders bestimmt, so sind sie doch in der Angabe des Weges, zu ihrer Gewifsheit zu gelangen, einig. Es ist die *praktische* Entäufserung seiner selbst, welche die theoretische Freiheit vermittelt und diese, die begreifende Erkenntnifs, ist wesentlich ein Erkennen Gottes in dem Erkennenden durch Gott selbst. Dies ist der allgemeine Charakter in der primitiven Epoche der Deutschen Wissenschaft, welcher die zweite mit dem Gegensatz trocken logischer und äufserlicher Vermittelung nachfolgte.

Aber diese Mystik hat auch einen Höhenpunct erreicht, auf welchem sie sich vollendete. Sie war nämlich zuerst, im vierzehnten Jahrhundert, rein *theologisch.* Im funfzehnten wendete sie sich auch zur Betrachtung der Natur und wurde *physikalisch.* Im sechszehnten suchte sie das Theologische und Physikalische zu *vereinigen.* Tauler, Paracelsus und Jacob Böhme sind die grofsen Individuen, welche diese Bewegung an sich darstellen.

Die Deutsche Wissenschaft mufste sich nothwendig zuerst auf die *Theologie* richten, weil sie von der Kirche ausging. Als die frühesten Spuren dieser Reflexion kann man, wenn man die voranlaufende allegorische und didaktische Poesie übergehen will, die Deutschen *Predigten* des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts betrachten, welche eine sehr grofse und freie Weltansicht, besonders auch ein tiefes Gefühl für die Schönheit der Natur ausdrücken. Die von H. v. Fallersleben gesammelten Predigten, die von Kling herausgegebenen Predigten des Franciscaners Berthold, die Predigten Taulers legen hiervon Zeugnifs ab. Auch eine dialektische, von Docen edirte Abhandlung über die mögliche und wirkliche Vernunft athmet diesen freien Geist. Eine gröfsere und tiefere Entfaltung war die Mystik Suso's, Taulers und Ruysbroek's, des *Doctor ecstaticus.* Suso (st. 1365.) ist höchst mannigfaltig. Homiletische, allegorische und didaktische Darstellungen sind von ihm übrig. Vorzüglich ist er aber durch die Schilderung seines *Lebens* denkwürdig, weil er durch sie den ganzen Procefs eines solchen in Gott versunkenen Gemüthes höchst anschaulich gemacht hat. Hier ist das Werden der zartesten und lieblichsten, wie der abstrusesten und finstersten Regungen der Mystik in seiner geheimnifsvollen Geburt aufgeschlossen und läfst uns die gröfste Achtung für ein so unendlich ernstes Streben fassen, wenn es auch dem Tadel frommer Spielerei nicht immer sich entziehen kann. Tauler (st. 1361.) ist eine wirklich plastische Gestalt. Seine Predigten, seine Abhandlung von den Tugenden, insbesondere seine vier Bücher von der Nachfolge des armen Lebens Jesu sind vollendete Werke, in denen eine so gründliche Kenntnifs der Schrift und Tüchtigkeit des Verstandes, als Reinheit und Tiefe des Gefühls mit würdiger, scharfer und doch anmuthiger Klarheit der Sprache zu einem wundervollen Bunde sich vereinigen. Ruysbroek in seinem Tractat von den Tugenden, in seinen Commentarien zum Tabernaculum Mosis u. s. f. ist mehr auf die Erkenntnifs als solche gerichtet. Aber er hat nicht die adlige Simplicität Taulers und geht nicht selten in das Phantastische über. Alle Mystik haftet in ihrem Ausdruck an den Bildern des Lichtes und der Finsternifs, der Zeugung und Geburt, der Liebe und des Hasses. Suso und Tauler sind darin von schönem Maafs. Ruysbroek aber (st. (1381.) springt bei ihrem Gebrauch zuweilen in das Wilde und Wüste über, weshalb auch Leibnitz in seinem *discours sur la conformité de la foi avec la raison* sagt: *Gerson a deja écrit contre Rusbrock, Auteur Mystique, dont l'intention étoit bonne apparemment, et dont les expressions sont excusables; — mais il vaut mieux écrire d'une manière, qui n'ait point besoin, d'être excusée.* Von den Uebrigen, welche dieser sogenannten Schule der Weisheit sich anschliefsen, von Meister Ekkhard, Heinrich von Passau u. A. wissen wir weniger. Thomas von Kempen aber, in den diese rein-theologische Richtung ausläuft — er st. 1471 —, ist schon bei weitem weniger contemplativ, als die Genannten, sondern überwiegend auf das Ascetische gerichtet. Sein vielberühmtes und mit Recht auch vielgelesenes Buch von der Nachfolge Christi ist eben dadurch zu einer extensiv so ungeheuren Popularität und Unverwüstlichkeit gekommen, dafs es dem Contemplativen mehr den Rücken kehrt und mehr die Moralität, die gewissenhafte Selbsterkenntnifs, die Kraft des Gebetes, den Segen des Abendmahls u. s. w. herzlich, eindringlich und verständig empfiehlt. Mit Taulers wahrhaft speculativer, durch und

Digitized by Google

durch gediegener Nachfolge des Lebens Jesu können Kempens Imitationen sich in keiner Weise messen. Dagegen ist das bekannte Buch von der *Deutschen Theologie*, was verschiedenen Verfassern, unter Anderen auch dem Tauler zugeschrieben wird, unstreitig dasjenige Product dieser Epoche, welches die Grundansicht derselben am meisten wissenschaftlich darstellt. Es geht von dem Gedanken aus, dafs das Vollkommene die Einheit des Ganzen und seiner Theile als seiner eigenen Unterschiede ist und entwickelt sodann die Lehre von der Entstehung und Vernichtung des Bösen so vortrefflich, mit einer solchen Ruhe der Erkenntnifs und Gewalt der Sprache, dafs diese Abhandlung kühn neben die Leibnitzische und Schelling'sche über diesen Gegenstand hintreten kann. Die Freiheit in ihrer abstracten Gestalt als die in ihr eigen Nichts zurückfallende Willkür, in ihrer concreten als die Production der an sich mit ihr identischen Nothwendigkeit des göttlichen Willens, ist hier auf das Tiefsinnigste entwickelt. Die stete, bis auf die jüngsten Tage reichende Erneuung des Buchs durch Luther, Spener, Marheineke, ist auch ein äufserer Beweis seines Werthes und seiner Unentbehrlichkeit.

Weil alle Thätigkeit dieser Epoche auf die innige Versöhnung des Menschen mit Gott gerichtet war und das letzte Ziel des Lebens nie aus dem Auge verlor, so kann man sie mit Recht die theologische nennen. Wir haben die nächste die *physikalische* genannt. Sie setzt sich die Erkenntnifs Gottes als des Schöpfers und der Welt als der Creatur voraus, welche das göttliche Wesen als dessen Ebenbild in sich widerstrahlt. Die Theologie reflectirte auf die Natur nicht weiter, als nur in wiefern dieselbe für das freie Leben des Geistes hemmend oder fördernd wird, oder bediente sich ihrer Beispielsweise zur Erläuterung. Nur hie und da, am meisten in Bertholds Predigten und stellenweise bei Suso, zeigt sich ein theoretisches Interesse an der Natur. Im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert aber erwachte der Sinn für die Erkenntnifs der Natur *nach* den Blüthenträumen des Minnegesangs in höherem Grade. Aber diese Erkenntnifs war noch *magisch*. Was in der Theologie die Ekstase als unmittelbare Identität des Menschen mit Gott war, das war in der Naturwissenschaft die Magie als ein unmittelbares Wirken der zur Natur sich entäufsernden göttlichen Essenz. Die Aufgabe der Chemie stellte sich in der Vorstellung einer primitiven, absolut einfachen Materie als dem Princip aller besonderen Materie, im philosophischen Stein, dar. Alle Steine, Pflanzen und Thiere waren voll wunderbarer Kräfte und mysteriöser Bedeutung. Der Sternen- Elementen- und Erdgeist regte sich in den Pflanzen und Thieren, in den Temperamenten und Krankheiten. Am meisten erhob sich Paracelsus st. 1541, über die egoistische Ansicht der Natur, welche in der zumal von den Rosenkreuzern fanatisch betriebenen Alchymie ihren Gipfel erreichte. Er war ein mystischer Naturforscher im ächten Sinne dieses Wortes, fern von der eitlen Charlatanerie eines Agrippa von Nettesheim u. A.

Als Uebergang zum Schlufs der mystischen Bildung der Wissenschaft überhaupt kann man Valentin Weigel (st. 1588.) betrachten, dessen „Goldener Griff" eigentlich eine mystische Metaphysik ganz im Sinn der unmittelbar durch Gott gewiesenen Erkenntnifs ist. Der Vollender der Deutschen Mystik ist Jacob Böhme (st. 1624.), in dessen Werken das theologische und naturwissenschaftliche Element sich zu durchdringen streben. Böhme's Standpunct der Erkenntnifs ist das, was man intellectuelle *Anschauung* genannt hat. Er sieht Alles. Das Eine göttliche Leben offenbart sich ihm in allen seinen Gestalten so, dafs Gott selbst ihm, was er schauet, eröffnet. Daher nennt er sich selbst einen Theosophen und einen Magus. Oft drückt er sich völlig speculativ aus, so dafs an der Darstellung wenig auszusetzen ist. Anderemal kann er, was ihm vorschwebt, nicht so rein und klar hinstellen. Dann greift er nach Farben, Tönen, Leidenschaften, um durch sie die Idee und ihren Procefs begreiflich zu machen. Wenn er so von dem einfachen Gedanken in das Bildliche sich verliert, so ist, ihm nachzufolgen, sehr schwer. Es gährt eine Fülle von Erkenntnifs in dunkler Glut, die nicht zur hellen Flamme aufschlagen kann. Im Gefühl, nicht deutlich zu seyn, wird Böhme dann gewöhnlich auch polemisch und überläfst sich den heftigsten Angriffen gegen die äufserliche Vernunft und gegen die Schriftgelehrten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1831.

Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften.

(Schluſs.)

Aber so verworrene Gestalten seine Phantasie oft durcheinandermengt, so grob er oft in seiner Polemik ist, nichts desto weniger findet man immer Spuren selbstthätiger Production, unerwartete Zusammenstellungen, interessante Aeuſserungen. Besonders spiegelt seine wunderbare an eigenen und treffenden Bildungen unerschöpfliche Sprache die Eigenthümlichkeit seines Denkens im höchsten Grade. Alles, was die Mystik belebt, ist in Böhme vereinigt. Gott in seinem Leben auſser der Natur und Creatur; die Schöpfung des creatürlichen Daseyns, wie aus dem Einen Vater als dem Abgrund und Ungrund die entgegengesetzten Principien und Qualitäten des Hasses und der Liebe, der Kälte und Hitze, des Zorns und der Freude, des Bittern und Süſsen zur Geburt und Selbheit hervorbrechen und entweder im Grimm ihrer Schiedlichkeit beharren oder aber, ihre Sprödigkeit zerbrechend, nach dem Centrum, von dem sie ausgegangen sind, sich wieder zurücksehnen und, die finstere Qual ihrer Eigenheit verklärend, durch die Wiedergeburt in das Reich des lauteren Lichtes zurückkommen. — Diese tiefsinnige Theologie hat er in seinen gröſseren Werken, der *Aurora*, von den *drei Principien göttlichen Wesens* und *de Signatura rerum* dargestellt. Hierin ist auch Alles aufgenommen, was die damalige Naturwissenschaft, besonders die Chemie, von der Qualität der Metalle, von der magischen Influenz der Planeten und von der verschiedenen Temperatur der Organismen lehrte. Andere Schriften, vom *dreifachen Leben des Menschen*, besonders aber das *Mysterium magnum*, sind ganz im Sinn der alten allegorischen Schriftauslegung und dürfen den Origenischen und Philonischen kühn an die Seite treten. In allen diesen Werken geht Böhme, wie Herakleitos, derjenige unter den Alten, dem er am meisten vergleichbar ist, auf die Harmonie des Gegensatzes, auf die Entwickelung der Identität des Positiven und Negativen, des Guten und Bösen. In seinem Begriff der Freiheit ist er ganz mit den älteren Deutschen Mystikern, besonders mit der Theorie der Deutschen Theologie, einstimmig, obwohl kein einziger vor ihm den Ursprung des Bösen aus der Subjectivität des Geistes so tief, wie er, erkannt hat. Läſst man sich nur auf das Beantworten der Frage, wie wird das Böse? ein, so geräth man sehr bald in Schwierigkeiten, die den gewaltigen Kampf Böhme's, sie zu lösen, und das Trübe, Unförmliche seines Ausdrucks wohl verständlich machen, wogegen, sobald man von jener Frage sich abkehrt, die Prädikate der Barbarei und Faselei meist die einzigen sind, welche dem groſsen Mann von der Seichtigkeit des Verstandes zu Theil werden. Daſs die christliche Religion das Gute und Böse auf das Höchste gegen einander gespannt hält und die Vernichtung des Bösen, die Wiedervereinigung Gottes mit dem Menschen, zum vorzüglichsten Thema hat, ist von Böhme besonders in seinen drei Büchern *von der Menschwerdung Christi* auseinandergesetzt, die eine, so viel Böhme'n möglich war, systematische Dogmatik in seiner Weise enthalten. Die übrigen kleineren Schriften schlieſsen sich sämmtlich an diese gröſseren, theils als Wiederholungen, theils als weitere Ausführungen einzelner Puncte an. Durch erweckliche Betrachtungen und Gebete hat er in ihnen auch für das Bedürfniſs der Andacht gesorgt, so wie in seinen vortrefflichen Apologieen gegen Esaias Stiefel, Balthasar Tilken und Gregorius Richter, zum Theil auch in seinen Theosophischen Sendbriefen, den Unsinn der nur historischen Theologie, die Aufgeblasenheit des gelehrten Verstandes, den leeren Dünkel seines sterilen Dogmatismus mit derbem Witz, mit Laune und beiſsender Satire verfolgt. — Böhme ist nun, wie wir eben andeuteten, der Schluſs der Deutschen Mystik, weil die durch *Schauen*, durch unmittelbar von Gott gewirkte Er-

Digitized by Google

kenntnifs des Universums in ihm intensiv durch die Tiefe und extensiv durch den Umfang sich vollendet, indem er den *Geist* ebenso sehr, als die *Natur*, zum Gegenwurf seines Verständnisses gemacht hat und dadurch die Einheit der Bestrebungen von Tauler und Paracelsus geworden ist.

Alles, was nach Böhme bei uns als mystisch erscheint, ist entweder eine *vollkommnere* Gestaltung der Wissenschaft, wie z. B. Leibnitz, oder es ist eine *unvollkommnere* als Böhme. Denn was man in der Conversation häufig als Mysticismus bezeichnet, ist von der Macht der Intelligenz jenes alten Mysticismus unendlich weit entfernt. Die ganze Hallesche Schule Franke's und Speners, den Herrnhutianismus und die jüngeren Verzweigungen dieser stillen Frömmigkeit nennt man daher auch mit Recht *Pietismus;* denn das Feuer des Willens und die speculative Erkenntnifs jener Alten ist hier nicht zu finden. Mit der gröfseren Verbreitung des ekstatischen Gefühls in die Masse ist auch ein einförmigeres, schwächeres und beschränkteres Wesen eingetreten. Das welke Herz sucht nach Trost und Erbauung und dies Bedürfnifs zieht mehr den Thomas a Kempis und Arndts wahres Christenthum, als den Jacob Böhme wieder ans Licht. Die Natur ist den Blicken des Pietismus ganz entrückt, weil er überhaupt die Wissenschaft nicht ihrer selbst, sondern der Frömmigkeit wegen will. Die blofse Regeneration des Mysticismus in der Erinnerung ist ein Anderes, als die wirkliche Zeugung einer neuen Gestalt desselben, welche zu denen des Mittelalters, der Alexandrinischen Epoche, der Persischen Sofi's und Indischen Joghi's als ein fortschreitendes Moment hinzuträte. Novalis Schriften, Fichte's Anweisung zum seligen Leben und Schellings Abhandlung über die Freiheit wären etwa diejenigen Producte unserer Zeit, die des Namens ächter Mystik würdig wären. Alles Andere, was bei der Menge für mystisch gilt, ist entweder, wie schon gesagt, etwas Höheres, als das Mystische: es ist gediegene Speculation; oder es ist etwas viel Schlechteres, es ist kranke Phantasie, delirirende Speculation, süfslich tändelnde Gott- und Christusliebhaberei, dies schwächliche Afterbild der göttlichen Liebe.

Suso's Schriften sind herrliche Urkunden des wahrhaften Mysticismus. Der Hr. Herausgeber Diepenbrock hat sich S. I—XXVII. über die literarischen Quellen, deren er sich bediente, mit vieler Umsicht ausgelassen und in seinem Verfahren Alles gethan, um weder dem Eigenthümlichen in Suso's Sprache Abbruch zu thun, noch dem heutigen Leser das Verständnifs unzugänglich zu lassen, indem er wenig mehr gebräuchliche oder dem Schwäbischen Dialekt gehörige Worte, auch originelle Sprachbildungen Suso's durch zwischengesetzte Erklärung passend aufgehellt hat. Aufser den gedruckten Lateinischen und Deutschen Ausgaben Suso's wurde er besonders durch Handschriften der Münchener Bibliothek unterstützt, namentlich durch einen Papiercodex in 4to aus dem Ende des XIV. Jahrh. von Suso's Leben und durch zwei Papiercodices aus der Mitte des XV. Jahrh. in 4to und 8vo vom Buch der ewigen Weisheit.

S. XXVIII — CXLVIII. folgt Görres *Einleitung*, worin er das *Wesen* des Mysticismus entwickelt, Andeutungen über seine *Geschichte* und eine Charakteristik Suso's gibt. In solchen Arbeiten, welche zwischen der historisch gegebenen Anschauung und zwischen dem Besprechen allgemeiner Principien mitten inne schweben, ist Görres recht eigentlich zu Hause, wie er zuvor schon öfter, zumal in seiner Kritik Swedenborgs an den Tag legte. Dieser Einleitung scheint er sich mit besonderer Liebe unterzogen zu haben. Sie ist mit wirklich jugendlicher Frische geschrieben und hat die Görres so eigenthümliche Transcendenz von ruhiger und verständiger Exposition zu einer blendenden Bilderwelt in vollem Maafse an sich. Doch ist dies Wallen und Brausen der Phantasie durch die Selbstständigkeit des historischen Stoffes ermäfsigt. Wir würden nicht aufhören können, wenn wir anfangen wollten, auf Einzelheiten, welche in dieser Einleitung Aufmerksamkeit verdienen, uns einzulassen. Görres sucht zuerst den Zustand des vierzehnten Jahrhunderts, in welchem Suso lebte, zu schildern. Hierauf giebt er kürzlich die historische Bildung der ersten Deutschen Mystik an und sucht dann den Begriff der Mystik selbst zu bestimmen. Wir können ihm darin nicht beipflichten, dafs er die *Zustände* des Mysticismus so hoch stellt. Die Mystik geht vom Gemüth aus. Dies wendet sich zunächst mit seiner ganzen Energie an den *Willen*, um über das praktische Gefühl und alle Ichheit Herr zu werden. In diesem Kampf sind viele Mystiker Heroen gewesen und haben mit Heiterkeit unsäglichen Schmerz geduldet. Aber „sich selbst Torturen aller Art auszusinnen, künstlich die ausgesuchtesten Peinigungen zu erfinden — war eine mifsverstandene Frömmigkeit, ein unbewufst eudämonistisches Raffinement. — Zweitens. Das Object, worauf der Mysti-

Digitized by Google

ker mit ungetheilter Kraft sich richtet, ist Gott. Seine Gnade besiegt die Sünde, sein Geist die Lust der Natur. Der Mensch *läfst* ihm seinen Willen und *leidet* sein *Wirken* in sich. So verstummt er, geht in sich und schwebt gleichsam in sinnender Ruhe. Aber freier geworden von den Banden des Sinnlichen, hat auch seine Intelligenz in diesem neuen Zustande ein anderes Verhältnifs zu Gott gewonnen. Er *erkennt* ihn. Doch diese Erkenntnifs ist zugleich ein Emporgehobenseyn in Gott, ein in Ihn Sich Verlieren, ein als Er Daseyn. Dies ist die *Ekstase*. In solcher Verzuckung *scheint* dem Entrückten, als flöge er weit hin über die Erde, als läge ihm Alles in der Natur und Geschichte aufgeschlossen, als sähe er die grauen und lauernden Gestalten der satanischen Dämonen, die lieblichen Chöre der Engel, ja, Gott selbst. *An sich* ist Alles das, was geschauet wird, *nicht so*. Nur *in dem* Visionair ist es auf diese Weise. Daher dünkt es ihm auch hinterher so unaussprechlich und unsagbar. All seine Beschreibung ist ein dürftiges Wort gegen die namenlose Herrlichkeit, in der er verschwebte, worin er *nicht bei sich* war. Das Bewufstseyn der Mystiker war, nach ihren eigenen Ausdrücken, bei solchen Zuständen in Schauen übergegangen. Was aber schaueten sie? Das Wesen und die Einheit alles Lebens, Gott. Sie schaueten ihn nicht blos, sie empfanden ihn. Sie empfanden ihn nicht blos, sie waren in ihm, unmittelbar mit ihm verschmolzen. Das höchste *Licht* schien ihnen überall zu sein und war ihnen daher, nach ihrem eigenen Bericht, wie eine Anschauung im Dunkeln, wo das Ganze und dessen Theile unterschiedlos in einander weben. — Drittens. Dieser Zustand ist ein *seliger*, weil das Subject in demselben sich vergifst. Daher das Streben nach solchen Visionen und Verzuckungen, zumal da sie als Beweise der Gnade des in ihnen sich mittheilenden göttlichen Wesens angesehen werden. So geschieht es wohl, dafs dieser *Genufs* Zweck wird und dafs der Mystiker, ihn herbeizuzwingen, sich anstrengt. Dann artet Alles aus und der feinste Epikuräismus vergiftet das Gebet. Jene ernste Arbeit des Willens, von allem Bösen sich zu entäufsern, jene andere Thätigkeit des Bewufstseins, Gott zu schauen, verschwimmen in der Wollust, nicht zu sein und in süfsen Schauern in dem umschwebenden Gott hinzusterben".

Die grofsen Mystiker haben diese Gefahr sehr wohl erkannt und vor dem Geizen nach Visionen und Entzückungen gewarnt. Aber dieser Untergang ist unausbleiblich, wenn der Mystiker sich dem Müfsiggang des Fühlens ergiebt und die Erkenntnifs verschmäht. *Nur das Denken* ist das Princip, was Gott erkennen läfst, ohne so in Pausch und Bogen mit ihm umzugehen und in ihm sich zu berauschen. Die auf die Spannung der *Extase* folgende Nüchternheit und Wüstheit ist unausstehlich. Dem Verwöhnten wird Alles in der Welt entweder gleichgültig oder ekelhaft. Von jeder reellen Thätigkeit sucht er sobald als möglich in sich zurückzufliehen und von Neuem in seine trübe Exaltation sich zu versenken.

Görres zieht den *Somnambulismus*, sogar die Seherin von Prevorst, in den Kreis des Mystischen. Und es ist wohl keine Frage, dafs nicht viele Mystiker durch ihre übertriebene Ascetik ihr Nervensystem zerrütteten. Aber diese krankhaften Zustände sind durchaus nicht so hoch anzuschlagen. So interessant von *physischer* Seite der Somnambulismus ist, diese Ausdehnung des zur Seelenhaftigkeit herabgesunkenen Geistes, diese Aufhebung der Objectivität der Intelligenz, so gering ist seine Bedeutung für die wahrhafte Mystik. Görres verkennt dies. Aber seine eigene vortreffliche Auseinanderlegung des Somnambulistischen widerspricht seiner Meinung, als wenn *Gott* sich darin *manifestirte*. Er nennt dasselbe eine Umkehrung des Selbstbewufstseins, eine Steigerung des Gangliensystems als der unteren Lebensmitte zum wahrhaften Gehirn, ein Schauen der Dinge *aus ihrer* Mitte, eben weil der Geist den Unterschied von ihnen verloren hat und in nur psychischer, fast thierischer Sympathie mit ihnen lebt, vom wachen Selbstbewufstsein des Magnetiseurs mechanisch und willenlos beherrscht.

Die ganze folgende Darstellung der modernen Mystik in ihrer *historischen* Bildung bis S. CXXVII leidet eben an diesem Gebrechen einer Ueberschätzung des Extatischen. Bernhard von Clairvaux, Hildegardis, Franz von Assisi, Angela von Foligni, Catharina von Siena, Lidwina in Schiedam, Catharina von Bologna, Peter von Alcantara und Johannes vom Kreuz werden kürzlich charakterisirt. Bei den genannten Frauen hat sich fast alles Leben in die Extase verflüchtigt. Zwar haben sie die Pflichten der *wirklichen* Welt verrichtet, aber doch meist so, als wenn sie ihnen im Grunde *fremd* wären, weil sie im eigentlichsten Sinn des Wortes in anderen Regionen lebten. Am Merkwürdigsten ist der furchtbare Kampf, welchen alle diese Menschen mit der Wollust und Eitelkeit kämpften. Man hat sich die Härte dieses Kampfs aus der ununterbrochenen Reflexion auf sich selbst zu erklären, indem sie in ihrer Abgezogenheit von der Welt ewig sich selbst beobachteten. Dies Brüten über seine enge Persönlichkeit hatte dann, zumal bei den Frauen, eine höchst raffinirte Quälerei zur Folge, welche die nicht abzuläugnende Existenz des Fleisches nur immer fühlbarer machte, so dafs hier gilt, was die fromme Gallizin von sich sagte, dafs ihr Alles das Sünde scheine, was sie mit Lust und nicht mit Widerwillen thue.

Von Suso selbst hat Görres zum Beschlufs seiner Einleitung ein höchst gelungenes Bild gegeben, was wir, sollten wir den Mann mit wenigen Umrissen in seiner Totalität darstellen, nur zu wiederholen wüfsten. Wir gehen daher zu einer kurzen Angabe der *Schriften* Suso's über. S. 1—236 ist Suso's *Leben*, von ihm selbst erzählt, ein sehr schätzbares Document. Er war um 1300 aus den damals in Constanz und Ueberlingen blühenden alten, ehrbaren und vornehmen Geschlechtern derer von Berg oder Berger und Säussen geboren, in Constanz erzogen und trefflich unterrichtet worden. Im dreizehnten Jahr trat er in den Predigerorden. Während seines Lebens zog er das ganze Rheinthal hindurch, scheint auch oft in Cöln gewesen zu sein und starb zu Ulm am 25. Jan. 1365. Seine kräftige, wie

Digitized by Google

er sagt, wilde Natur, marterte er durch die ungeheuersten Kasteiungen. Sechszehn Jahr ging er in einem mit Nägeln besetzten Unterkleid und in Handschuhen, die er mit Spitzen beschlagen hatte; die Arme spannte er sich Nachts durch Bande von einander; auf dem Rücken trug er ein hölzernes Kreuz u. s. w. Allein diese Peinigungen und Entsagungen hatten auch ihren Genuſs, indem er von Engeln, von der himmlischen Jungfrau, von Christus mit Erscheinungen und Anreden gewürdigt wurde, durch welche er, als anfangender, zunehmender und vollkommener Mensch in einem steten Wechselverhältniſs mit ihnen lebte. Er erschuf sich nach und nach einen Kreis von ihm eigenthümlichen Beziehungen zu diesen Personen, in welchen viele seltsame Geschichten fallen, wie ein Knabe ihm, dem Hungernden, zur Fastnacht ein Körbchen frischer Erdbeeren bringt, wie er häufig erquickende und aufmunternde himmlische Stimmen singen hört, wie er sich während einer Krankheit den blutigen Namen Jesus auf dessen Geheiſs eingräbt u. s. f. Zwei Vorfälle scheinen ihn aber vor allen angegriffen zu haben, die Verführung seiner Schwester, die er hinterher jedoch zu einem exemplarisch geistlichen Leben bekehrte, und die gegen ihn von einem böswilligen Weibe aufgebrachte Beschuldigung, daſs sie ein Kind von ihm geboren habe, was die Folge hatte, daſs seine Genossen sich längere Zeit hindurch seiner Gesellschaft entzogen. Uebrigens scheint er, trotz seiner groſsen Reizbarkeit, ja Furchtsamkeit, eine gewisse Macht durch seine Persönlichkeit ausgeübt zu haben, wie er denn von mehreren Personen, selbst von einem glühendsinnlichen Mädchen erzählt, die er durch seine Vorstellungen zu einem geistlichen Wandel bekehrte. Den innigsten Umgang hatte er mit seiner geistlichen Tochter Elisabeth Stäglin, in dem Kloster Thüſs bei Winterthur, die um 1360 starb. Die letztere Hälfte seines Lebens enthält meist theologische Gespräche mit ihr, die ganz vortrefflich sind. S. 236—496 folgt das in vier Bücher getheilte *Buch von der ewigen Weisheit*, worin die Weisheit selbst ihren Diener und Jünger in dem Proceſs unterrichtet, den er in sich durchzugehen habe, von der Aeuſserlichkeit der Welt zum inneren Frieden eines in Gott ruhenden Menschen einzukehren. Hier sind alle Stuffen der Bekehrung und Heiligung, hier sind alle Formen der ächten Anbetung Gottes, hier ist endlich die Erkenntniſs seines Wesens mit einer sehr gründlichen Polemik gegen den Pantheismus in einer so naiven, einfachen und doch phantasiereichen Weise dargestellt, daſs man in dieser Hinsicht Görres wohl Recht geben mag, wenn er meint, daſs der Duft des Minneliedes auf diesen Schilderungen schwebe. S. 497—590 folgt das Büchlein *von den neun Felsen*, was zuerst die Mängel und Laster aller Stände rügt und nachher in Frag' und Antwort das verschiedene Verhältniſs des Geistes zu Gott als so viel verschiedene Standpuncte durchgeht. Diese sind als Felsen vorgestellt, deren Bewohner charakterisirt, bildlich bezeichnet und in ihren Uebungen beschrieben werden. — Zuletzt, S. 593—636 sind fünf *Predigten*, deren Ton ziemlich mit dem der Taulerschen übereinkommt; obwohl nun Suso auch in seinen anderen Darstellungen groſse Belesenheit in der Schrift, im heiligen Augustinus, Dionysius, Damascenus, Bernhard u. s. w., obwohl er darin groſse Menschenkenntniſs und Gewandtheit der Rede zeigt, so möchten wir doch behaupten, daſs seine Predigten seine erhabene und liebevolle Gesinnung, so wie sein schönes Talent ergreifender Darstellung durch ihre lebendige und compendiarische Weise nach allen Richtungen hin und mit Einem Male vor Augen stellen.

Karl Rosenkranz.

Erster Bericht.

Der Societät sind als Mitglieder beigetreten:

Der Herr Professor Dr. Toelken in Berlin und der Herr Professor Dr. Fischer in Breslau.

Zu redigirenden Mitgliedern sind erwählt worden: Herr Prof. Dr. Toelken und Herr Prof. Dr. Dirichlet.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie und Jurisprudenz.)

Hegel Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. 3te Ausgabe. — Gabler.

Günther Vorschule zur speculativen Theologie u. desselben Peregrin's Gastmal. } Rosenkranz.

Planck Gesch. der protestant. Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des 18ten Jahrh. — Marheineke.

Schott Isagoge in novum testamentum
Stein Commentar zum Evangelium d. Lucas } Vatke.

Fr. v. Holzschuher der Rechtsweg. — Mittermaier.

v. Mejer de la codification. — Gans.

Cooper lettres sur la cour de chancellerie d'Angleterre. — Phillips.

Voigtel Versuch einer Statistik des Preuſs. Staats. 2te Ausg.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Mathematik, Naturwissenschaften und Medicin.)

Steffens Polemische Blätter. 1stes Heft. — Pohl.

Kastner Handbuch der Meteorologie. — Dove.

Rose Handbuch der analytischen Chemie. — Fischer.

Karsten Eisenhüttenkunde. — Nöggerath.

Moos Naturgeschichte des Mineralreichs. — Naumann.

Hasper Natur u. Behandlung der Krankheiten der Tropenländer. — Matthaei.

Tilesius über die Cholera. — Bartels.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

v. Bohlen das alte Indien. — A. W. v. Schlegel.

Rickards India.
Th. Strange Hindoo Law } v. Bohlen.

L. Bassi osservazioni critiche sulla storia d'Italia.
Monti storia di Como. } Leo.

M. de Chambray des changemens survenus dans l'art de la guerre depuis 1700 jusqu'en 1815. — v. Griesheim.

Jomini tableau analytique des combinaisons de la guerre. — Rühle v. Lilienstern.

Brown life of Leonardo da Vinci.
Northcote life of Titian. } Hirt.

Lanzi Geschichte der Malerei in Italien übers. v. Wagner. — Hotho.

Türck Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte. — Phillips.

Palacky Würdigung des alten Böhmischen Geschichtschreiber. — Purkinje.

Scholler Reisen durch Italien. — Förster.

Schillers Leben. — Hotho.

Κοραης ἀτακτα. — Schmidt.

Boissonade anecdota graeca — Benary.

Herling Syntax der Deutschen Sprache.

v. Raumer Briefe aus Frankreich im Jahr. 1830. — Gans.

Digitized by Google

Nro. 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

XII.

Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt durch D. Fried. Wilh. Barthold. Erster Theil. S. XVI. 542. Zweiter Theil. S. VI. 524. Beilagen. S. 110. Königsberg im Verlage der Gebrüder Bornträger. 1830. 8.

Kurz nachdem Ref. selbst den gröfsten Theil der Begebenheiten und Verhältnisse, welche dieses Werk darstellt, in den Quellen studirt und in seiner Italienischen Geschichte dargestellt hatte, wurde ihm die Veranlassung gegeben, gegenwärtige Anzeige der Geschichte des Römerzuges Heinrichs VII. zu übernehmen. Wenn in manchem Betracht nun die vorhergegangenen Studien Ref. eben besonders zu befähigen scheinen über dieses Buch ein Urtheil zu fällen, so mufs doch derselbe den Leser bitten zweierlei nicht aus der Acht zu lassen bei Beurtheilung des Urtheils; *erstens* nämlich müfsten entweder die eignen Studien sehr unzulänglich und oberflächlich oder die des Verfassers auf eine Reihe nur ihm zugänglicher Quellen gestützt gewesen sein, wenn jede Seite und jeder Bogen dem Ref. Neues liefern sollten, was bei einem minder mit dem Gegenstand beschäftigt gewesenen doch der Fall sein dürfte, und Ref. ist so in Gefahr bei aller Anerkennung der Verdienste des Herrn Verfs., demselben doch Unrecht zu thun, indem er über ihn von seinem speciellen Standpuncte und nicht von einem solchen eines gebildeten Lesers überhaupt urtheilt. Um nun den Schein eines solchen etwaigen Unrechts sofort und von vorn herein unmöglich zu machen, stehe hier die Erklärung, dafs welche einzelne Ausstellung gegenwärtige Recension auch weiterhin enthalten möge, das Werk im Ganzen sich unseren besten Geschichtswerken anreiht, dafs es würdig ist neben von Raumers Geschichte der Hohenstaufen genannt zu werden, deren Fortsetzung es in gewissem Umfange bildet; dafs die Sprache, wenn auch hie und da hart und weniger gewandt, doch im Ganzen edel und durchgebildet ist, dafs die gemachten Studien fleifsig und gewissenhaft sind, dafs eine reine, tüchtige Gesinnung durch das Buch von einem bis zum anderen Ende hindurch geht. *Zweitens* aber ist zu bemerken, dafs Göthe's Sentenz, niemand wandle ungestraft unter Palmen, auch in Beziehung auf Ref. gilt, indem derselbe seit zehn Jahren unabläfsig mit der Geschichte Italiens, und zwar nicht mit der neueren, sondern mit der des Mittelalters beschäftigt, unwillkührlich ein Wenig veritalienert und vermittelaltert ist, und gar vieles natürlich und zweckmäfsig findet, worüber Herr Barthold als über welsches Unwesen oder als über mittelalterliche Unordnung sein Bedenken äufsert, während ihm andrerseits vieles decorationsartig von dem Verf. aufgefafst zu sein scheint, was sich gewifs im Leben ganz anders, nämlich ruhig und ordinair machte. Dieses zweite Bedenken löfst sich nicht wie das erste durch eine kurze *animae salvatio* (könnte man sagen, wenn's Lateinisch wäre) beseitigen, und es sei Refer. deshalb vergönnt in dieser Beziehung des breiteren über das vorliegende Buch zu sprechen.

An so vielen Stellen ist *fürs erste* die Rede von der bunten Oeffentlichkeit des Italienischen Lebens, von der dramatischen Leidenschaftlichkeit des Italieners u. s. w. Ref. will nicht läugnen, dafs die äufsere Erscheinung des Italienischen Lebens eine andere ist, als die des Nordischen; allein wer reist, denkt sich ohnehin von der Gegend, die er durchstreift, den Charakter des ordinairen Hinlebens weg, weil er sich selbst nicht in seinem ordinairen Dasein findet, weil er die Rücksichten auf kleinliche Verhältnisse nicht mehr fühlt, die Verlegenheit und Beschränktheit der meisten in ihren Verhältnissen nicht mehr gewahr wird. Wer nach Italien reist, ist nun überdies noch gespannt, er will Aufseror-

Digitized by Google

dentliches sehen — die welche durch schlechtes Wetter, eigne schwache Sehkraft, Geldmangel u. dgl. durchaus gestört sind im Sehen des erwarteten Aufserordentlichen, schreiben in der Regel nicht; die, welche schreiben, müssen aber nothwendig alles in einer gewissen Rundung, in einem gewissen Reiz zu geben suchen; — wer länger in Italien lebt und das Gefühl ordinairen Daseins wieder erhält, schreibt nachher gewöhnlich nicht über Land und Leute, sondern über Sachen, etwa über Kunstgeschichte, über Bibliotheken — und so kömmt es dafs die meisten deutschen Schriftsteller ein Italien vor Augen haben und ein Italienisches Volksleben, was sich zu der Wirklichkeit verhält wie die Decorationsburgen auf dem Theater zu den alten Burgställen und Wehrthürmen der Ritter. Es ist nichts geradezu Falsches daran, aber alles Auffallende ist pittoresk zusammengedrängt; der Unterschied und das Auszeichnende ist so hervorgehoben, dafs die Mafse des mit Deutschem ordinairen Leben Gleichartigen verschwindet.

Durch diese, den Hintergrund aller Darstellungen Welschen Lebens bildende, Vorstellung des Italienischen Landes und Volkes ist, wie nicht zu läugnen, hie und da etwas Manierirtes in Herrn Barthold's Darstellung gekommen, was auch durch die im Ganzen dem Pathos zuneigende Ausdrucksweise begünstigt wird; und durch den manierirten Contrast Italienischen Lebens wird nun auch das truglose, unbefangene Wesen der Deutschen und namentlich König Heinrichs öfters zu einer aufgetragenen, herkömmlichen Farbe. Historische Mahlereien wie S. 419. des ersten Bandes die Scene aus Asti, die freilich dem blos Unterhaltung suchenden Leser blumige Wiesen an seinem Pfade sind, sind immer kitzliche Stellen; wir theilen die angeführte mit: „Heinrich liefs am folgenden Tage, den 15. November 1310 das ganze Volk (von Asti) zur allgemeinen Versammlung laden. Auf dem Mercato di Santo flofs die ganze Bevölkerung der weiten Stadt zusammen, zwischen den zahlreichen Hallen und Krambuden des Marktes, auf welchem die bunte Oeffentlichkeit des Italienischen Lebens ergötzlich sich zu bewegen pflegte. Im Hintergrund lag der Pallast der Familie Comentina, auf dessen Söller der König sich zeigte u. s. w. Den Hintergrund des Platzes schlossen, Furcht gebietend, die Nordländer zu Rofs in voller Rüstung." — Man glaubt durch solche Mahlereien den Leser mitten in die Geschichte wie in die Wirklichkeit zu versetzen, nun ist aber der Markt mit den Hallen und Krambuden und der Pallast der Familie Comentina im Grunde nur eine Anweisung auf die Phantasie des Lesers, welche Anweisung er honoriren kann nach Gefallen, denn wie der Markt und der Pallast wirklich aussehen, weifs kein Mensch, und eine ähnliche sicher unrichtig ausgezahlte Anweisung sind die Nordländer zu Rofs in voller Rüstung, welche die meisten, selbst historisch gebildete Leser, in Krebse und Eisenhosen stecken werden gleich den Rittern des 15. und 16. Jahrhunderts, wo schon Pulver und Blei eine Rüstung allgemein nothwendig machten, die zu Anfange des 14. nur Ausnahmsweise als die der ansehnlichsten Ritter und Fürsten und da nicht immer statt der einfachen Halsberge vorkömmt. — Dafs inzwischen von dem Grade, wie in Herrn Bartholds Darstellung dann und wann Manier und Pathos auf eine, tausend Lesern sicher höchst angenehme Weise hereingreift, bis zu dem Grade wie die ähnliche Richtung bei anderen gepriesenen Deutschen Historikern z. B. bei Luden spukt, noch immer ein grofser, ja man könnte sagen, himmelweiter Sprung ist, mufs der Gerechtigkeit wegen bemerkt werden.

Abgesehen von dieser die äufsere Erscheinung des Italienischen Lebens betreffenden Bemerkung, ist *zweitens* auch die Art, wie dieses Leben seiner inneren Gestaltung nach aufgefafst ist, der Ansichten und der Betrachtungsweise des Ref. mannichfach entgegenlaufend. Wenn wir in unserem eignen Leben einen längeren Zeitraum zurückübersehen, erscheint uns das Significante darin in Leid und Freude zusammengedrängter als es in der Wirklichkeit war. In der Historie, wo in der Regel blos die von dem gewöhnlichen Leben abweichenden Erscheinungen bemerkt werden, sammeln sich alle Data noch mehr; trifft man nun auf eine Geschichte wie die der Italienischen Städte, wo jede auftretende Persönlichkeit fast bedeutend, wo jeder gesonnen ist, die Verhältnisse, wie sie ihm gerade bequem sind, zu gestalten, so überkömmt einen leicht das Gefühl, dafs man einen menschlichen Ameisenhaufen vor sich sehe. Betrachtet man aber dann die Sache näher, so sieht man wie am Ende doch jeder recht gut weifs, wie er mit seinen Nachbaren daran ist, und was er will; wie die ähnlichen Bedürfnisse vieler doch bei allem Anschein verschiedener Richtungen ähnliche Resultate erzeugen; an die Stelle des Einzelgewühls treten Mafsen, die Einzelnheiten bleiben nur bedeutend

Digitized by Google

in wie fern sie Massen repräsentiren, und zuletzt sieht man ein, dass, obgleich ein thatkräftiges, in öffentliche Verhältnisse eingreifendes Gemeinde- oder Ritterleben das Edelste und Erhabenste ist, was der Mensch persönlich erfahren kann, doch viele öde, langweilige Stunden und Zeiträume in dem Leben der Einzelnen, selbst der Bedeutendsten, statt gefunden haben, dass doch auch damals tausende von Menschen der Unbedeutendheit und schalem Dienst niederer Bedürfnisse überwiesen waren. An die Stelle eines ameisenartigen Durcheinanderrennens tritt nun die Vorstellung eines in seinen Interessen eng zusammenhängenden, trotz aller Erregtheit verständigen Lebens, was nur weniger mechanisch gebunden war, als unser jetziges es leider ist. Was also von der Art in dem Buche vorkömmt wie S. 129 des ersten Bandes: „in haltungslosem Wahnsinne schien Toscana und Romagniola sich vernichten zu wollen — und S. 214: „Wahre bürgerliche Freiheit war indessen, etwa in Bologna ausgenommen, nirgend zu finden" — u. s. w. scheint Ref. seiner eben ausgesprochenen Ansicht zu Folge einiger Correctur zu bedürfen, und ähnliche Stellen und Aeusserungen über das Italienische Treiben sind nicht selten und über das ganze Buch zerstreut.

Unter der wahren bürgerlichen Freiheit scheint der Herr Verf. doch vorzugsweise nur das Ideal der Guelfischen Gemeinden zu verstehen, was inzwischen auch in Bologna nicht ganz so verwirklicht war, wie der Hr. Verf. zu glauben scheint, denn die blutigen Fehden der einzelnen Adelsgeschlechter hörten damals kein Jahr ganz auf. Nun war aber dies Guelfische Staatsideal entstanden, seit die mächtigen Burgherrn in die Städte gezogen waren, den patricischen Adel der schöffenbarfreien Stadtinsassen in Factionen zerrissen und dadurch grössere Störungen in den städtischen Verkehr gebracht hatten als vorher durch die patricische Gemeinde je statt fanden, trotz dem dass auch die Glieder dieser Gemeinden (mochten diese aus noch so verschiedenen Bestandtheilen erwachsen sein) jeder Zeit seit den Karolingern das Fehderecht gehabt hatten. Gegen diesen unruhigen Adel und sein störriges auf dem sprödesten Bewusstsein der Person beruhendes Wesen standen die Zünfte auf, zuerst die mächtigeren, der s. g. *popolo grasso* (später im Gegensatz des gemeinen Haufens κατ' ἐξοχὴν *popolo* genannt) und wollten ein ruhiges bürgerliches Dasein mit mechanisch wohl geordneten städtischen Behörden herstellen, um ferner nicht in dem Betreiben ihres Geschäftes, im Fabriciren ihrer Tücher oder Goldschmiedearbeiten, im Drehen ihrer Pillen oder Abfassen ihrer Notariatsinstrumente, im Herbeischaffen ihrer Droguen und Lederwaaren u. s. w. gehindert zu sein. Wären sie mit ihrem Streben ungestört zu Rande gekommen, wäre wirklich der bürgerliche Philisterstaat völlig an die Stelle des ritterlichen Adelslebens getreten, so liesse sich noch die Frage aufwerfen: Was ist mehr werth, dass das Jahr über einige hundert tausend Strümpfe mehr fabricirt, Tücher mehr bereitet, Pillen mehr gedreht werden, oder dass man dieses Reichthums entbehre und dass dafür die Menschen in tiefer Leidenschaftlichkeit alle ihre Beziehungen erfassen und „die Rotten kämpflich auf einander platzen?" So aber ist wenigstens für die Zeit, welche Herr Barthold behandelt, diese Frage unnütz; beide Elemente waren überall, hier bald das, dort bald jenes überwiegend vorhanden, und eben darin dass jedes Element seinen Platz in der Reihe der Siege wieder und wieder fand, eben darin bestand damals die Freiheit; denn ein Element, was natürlich vorhanden ist und als politisches Motiv wirkt, in seinen Sehnen ganz zu lähmen und sein Leben durchzuschneiden, das eben ist der Gegensatz eines freien Zustandes, welcher wesentlich darin besteht, dass die natürlich gegebenen Gliederungen sich zu einem organischen Ganzen verflechten. In den damaligen Italienischen Städten war, wenn auch temporair hie und da Tyrannei, im Ganzen doch überall Freiheit im schönsten Sinne des Wortes; in dem Guelfischen Ideale eines Staates aber war so wenig wahre Freiheit wie in den Idealen unserer modernen mercantilen Liberalen.

Dies nun dürfte vielleicht eine Strafe sein, die Ref. erlitten weil er unter den Palmen des mittelalterlichen Italiens gewandelt, dass ihm die politische Ansicht des Hrn. Verfs. ebenso wenig ganz zu Sinne will, als das Grauen vor dem moralischen Zustand des Volkes, was so oft Herrn Barthold zu überkommen scheint. Noch lagen im dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert ebenso wie im siebenten, achten, nur in verschiedener Gestalt und mit verschiedenen Waffen, die Germanische spröde Persönlichkeit und das Romanische Princip mechanischer Vergesellschaftung mit einander im Kampfe und brachten dadurch, dass bald jene von diesem, bald dieses von jener überwältigt wurde, dass sie aber in allen Richtungen mit einander verbunden

Digitized by Google

zum Vorschein kamen, nicht mehr als an verschiedene Völker vertheilte Eigenschaften erschienen, alle jene sittlichen Verwickelungen und Ausartungen hervor, deren Gang man betrachten und studiren kann, ohne vor Entsetzen aufser sich zu gerathen.

Indem Ref. nun zu einigen Einzelnheiten des Buches übergeht, wird es wieder zunächst und am meisten das erste Buch sein, auf dessen Inhalt er sich richtet, weil es bei einem grofsen Reichthum von Notizen doch die Grundlagen der allgemeineren Ansicht von dem Italienischen Staatsleben der damaligen Zeit enthält. Es führt die Ueberschrift: „Italien seit dem Untergange der Hohenstaufen bis auf die Wahl Heinrichs von Lützelburg zum Römischen Könige." Alles was die Geschichts*erzählung* anbetrifft, ist in diesem, wie in den folgenden Büchern durchaus lobenswerth; wenn es manchem Leser vorkommen sollte, als sei hie und da das die eine oder die andere Stadt Betreffende zu sehr auseinander gerissen, so kann Ref. demselben aus Erfahrung versichern, dafs es keine Periode der Geschichte giebt, wo die An- und Nebenordnung des Einzelnen so unendliche Schwierigkeiten hat, als gerade die von Herrn Barthold behandelte. Ref. der dieselbe Zeit, welche sich Hr. Barthold zum Vorwurf genommen hat, in seiner Italienischen Geschichte darzustellen hatte, traute sich die Fähigkeit nicht zu, ein Gesammtbild Italiens in dieser Zeit bei Erhaltung der Deutlichkeit in den einzelnen Partieen zu entwerfen, und rifs die Geschichte Italiens deshalb lieber in die Geschichten der einzelnen Landschaften auseinander. Hr. Barthold nun hat ein ebenso deutliches als verständig geordnetes Gesammtbild entworfen, freilich mit grofser Hintansetzung der Verhältnisse einzelner Hauptstaaten wie z. B. Venedigs, was ihm jedoch bei *seiner* Aufgabe nicht als Fehler angerechnet werden kann.

Indem wir im Ganzen die Darstellung des Herrn Verfassers von Toscanischen und Lombardischen Verhältnissen als richtig anerkennen, ist uns doch sehr aufgefallen, dafs das für den Florentinischen Staat so höchst wichtige Institut der *Parte guelfa* in der Einleitung nicht berührt, dafs ferner ein Hauptmoment für die Umbildung Lombardischer Signorieen in Städtefürstenschaften völlig übersehen zu seyn scheint, nämlich die Wirkung, welche es für die Stellung der Häuptlinge hatte, dafs sie Signoren mehrerer von einander unabhängiger Städte zugleich wurden.

Die *Parte guelfa* von Florenz, die ohne vorher erläutert zu seyn, sogar in der Geschichtserzählung genannt wird, und hinsichtlich deren der Leser in Gefahr kommen kann, sie blos für die Guelfische Faction zu halten, ist eine feste Corporation adeliger und altpopolarer Familien, eine Art Ganerbschaft, deren Gesammtbesitz aus den den Ghibellinen entrissenen Gütern erwachsen ist, und deren Haltung und Ansicht bis in sehr späte Zeit noch für das Florentinische Staatsleben von Bedeutung war. Diese Corporation hatte ihre eignen hochangesehenen Beamteten, und da diese immer zum Theil aus dem alten schöffenbarfreien Adel waren, behielt dieser selbst in Zeiten, wo seine Glieder von städtischen Aemtern völlig ausgeschlossen waren, immer noch einen sehr achtbaren Einflufs auf das Stadtregiment; stand er immer mit gewissen Familien des *Popolo grasso* in näherer Beziehung.

Die Signoren in der Lombardei hatten in den einzelnen Städten eine sehr bestimmt limitirte politische Gewalt; aber ein Attribut, was sich fast immer findet bei der Signorie, ist die Feldhauptmannschaft. Sie stehen an der Spitze der Söldner, die ihren Sold von der Stadt durch sie erhalten, von ihnen geworben werden. Ist nun jemand Signore von Mailand und von Como — welcher von beiden Städten gehören die Söldner, die unter ihm die militairischen Bedürfnisse dieser Städte erledigen? Er wird sorgen, dafs sie, von der Städte Geld erhalten, doch *ihm* gehören, und wird, wenn eine der beiden Städte sich dem mit dem Signore geschlossenen Vertrag nicht gemäfs hält und er Sieg erwarten darf, seine (bisher auch ihre) Söldner gegen sie kehren und nun Signore mit weit unbeschränkterer Gewalt nach Eroberungsrecht zu werden suchen. Ref. hat diese ganze Umwandlung der städtischen Signorie in militairische Despotie im dritten Bande seiner Italienischen Geschichte S. 314. darzustellen gesucht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt durch D. Friedr. Wilh. Barthold.

(Schluſs.)

Mit Ausnahme dieser beiden Verhältnisse wüſste Ref. nichts anzuführen, was von allgemein wichtigeren Verhältnissen übersehen wäre. — Seite 41. finden sich die Worte: „als Hauptsumma demokratischer Ungerechtigkeiten ward festgesetzt, daſs ein Geschlechtsgenosse für den anderen zu Recht stehen, straffällig seyn solle", wobei Herrn Barthold sicher die Vorstellung eines Deutschen Familienwesens unserer Zeit vorschwebte; hätte er die Consorterien des Adels der damaligen Zeit genau ins Auge gefaſst, schwerlich würde ihm die Maſsregel so ungerecht erschienen seyn, denn diese Consorterieen waren zwar hauptsächlich auf verwandtschaftliche Verhältnisse gebaut, doch bildete gemeinschaftlicher Sinn und gemeinschaftliches Streben dergestalt das Verbindende, daſs öfter sich Männer zu einer nicht blutsverwandten Consorteria wendeten; bei dieser war die Blutrache und der Schutz der Person, bei dieser gröſstentheils die Schlichtung von Streitigkeiten über Erbschafts- und andere bürgerliche Angelegenheiten; diese Consorterieen bildeten kleine politische Gesellschaften für sich wie die Atheniensischen Hetärien, nur strenger geschlossen, und von ausgedehnterer Wirkung auf Privatverhältnisse; da sie wo ihr einzelnes Glied vom Popolo angegriffen wurde, es gegen ihn vertraten, lag auch nicht die mindeste Ungerechtigkeit darin daſs der Popolo das einzelne Glied für die ganze Genossenschaft (*schiatta*, *consorteria*) und alle übrigen Glieder derselben stehen lieſs.

S. 65. wird der Vorsteher des Popolo in Genua, der Volksabt, der *geheiligte Abbas* genannt, wozu zu bemerken wäre, daſs an diesen Volksäbten nicht eben viel Heiliges war, und daſs der Titel wahrscheinlich einer humoristischen Bemerkung seine Entstehung verdankt, wie denn die Mönche in den bürgerlichen Zechstuben immer als Stichblatt dienten, und sich in dem Bürgerleben des Mittelalters eine eigne dem Handwerkerstand besonders angehörige breite Ironie überall, in Deutschland so gut als in Italien, zeigt. Als Rest solcher Gesinnung kennt jedermann noch die Saufmesse der Studenten.

S. 72. wird behauptet, die Familie der Cerchi sey bäuerlichen Ursprungs gewesen, was der Natur der Sache nach damals nicht wohl möglich war; auch wird nur *bewiesen*, daſs sie vom Lande in die Stadt gezogen, nicht daſs sie hörigen Ursprungs gewesen sey; es bleibt also, so lange nicht für diese Singularität (denn das wäre es in Toscana und im 13ten Jahrhundert) andere Beweise beigebracht sind, bei der Annahme, daſs die Cerchi früher Landedelleute waren. S. 93. wird der Stadttheil Oltrarno *auſserhalb* der Stadt genannt; im Gegentheil war Oltrarno für manche städtische Richtungen gerade Hauptsitz und Mittelpunct; es ist dies also wohl nur ein Versehen wie S. 124. wo Bologna, was in Aemilien (oder in der Romagna, wenn man diese Landschaft im weiteren Verstande nimmt) liegt, nach Toscana versetzt wird. Versehen der Art kommen bei Arbeiten von gröſserem Umfange jedem vor. — Eben in diese Rubrik kommen einige chronologische Versehen, welche daraus entstanden sind, daſs die Florentiner einen anderen Jahresanfang hatten als wir, und die Pisaner und Saneser zwar denselben Jahresanfang als die Florentiner, aber eine andere Jahreszählung. Ohngeachtet dies dem Herrn Verf. im Ganzen bekannt gewesen seyn muſs, scheint es doch, als habe er in einigen Fällen es auſser Acht gelassen, was einem bei der auseinandergerissenen Darstellung der Chroniken jener Zeit sehr leicht begegnen kann.

Die ganze S. 208. und 209. angestellte Betrachtung über ein zu seiner Zeit, man möchte sagen, so natur-

Digitized by Google

nothwendiges Institut, wie das *jus repressaliae* war, gehört zu denen, die entstanden sind aus der Beschauung der Sinnesart des Mittelalters von dem Standpunct unserer Tage aus. Die Betrachtung ist richtig, wenn man den Standpunct als den besseren zugiebt. Ob er es aber auch so unbedingt ist?

S. 224. und 225. findet sich die Bemerkung: „Eins mit dem *popolo antiquo* waren die Valvastores, die Afterlehnsmänner des unabhängigen Lehnsadels der Catanei". Hier muſs nun angeführt werden: *a*) die Catanei waren freilich zu Ende des 13ten Jahrhunderts gröſstentheils unabhängig, aber ursprünglich waren sie Vögte der Bischöfe, reichsfreien Aebte und der Markgrafen, wie man in Italien die Reste der Gaugrafenschaft nannte. *b*) Die Valvastores waren am Ende des 13ten Jahrhunderts freilich vielfach Afterlehensleute der Catanei, aber ursprünglich ihnen gröſstentheils nur als den Amtleuten der geistlichen und weltlichen Fürsten untergeben. *c*) Hie und da trat wohl der ärmere Adel der neu sich emporkämpfenden Genossenschaft des *popolo antiquo* oder *grasso* bei — aber dadurch erhielten sie erst einige Gleichartigkeit; und sie für *diese* Zeit mit dem *popolo* zu identificiren, ist sicher ein Miſsgriff.

S. 236. finden sich folgende Worte: „Dante's liebe St. Johanna mit ihren weltberühmten Pforten stand schon"; — Das Battisterio hieſs und heiſst aber nicht nach St. Giovanna sondern nach St. Giovanni, und die weltberühmten Pforten des Ghiberti, von denen Michelangelo sagte, se seien würdig Pforten des Paradieses zu seyn, sind circa ein Jahrhundert später gearbeitet.

Indem wir hier die Reihe einzelner Ausstellungen (die bei einem Werke, was so ganz in das Detail gehen muſs, wie dieses, kein groſses Verdienst, da ihnen der Natur des Stoffes zu Folge jeder noch so geschickte bis auf einen gewissen Grad ausgesetzt ist) beschlieſsen, führen wir noch eine Stelle der S. 265. an, wo es heiſst: „während das classische Alterthum mit seinem Hauche das Leben durchdrang und in Italien zu Anfange des 14ten Jahrhunderts *das groſse Erneuerungswerk des menschlichen Geistes* vorbereitet wurde". Zur Ehre des Hrn. Verfs. wollen wir glauben, daſs ihm diese Wendung nur als eine von den vielen von dem Verstandeshochmuth des letzten Jahrhunderts erzeugten *obligaten Redensarten* in die Feder gekommen ist, die nun, nachdem ihren wesentlichen Grundlagen nach die Ansicht wieder zerschlagen ist, aus welcher sie hervorgegangen sind, sich noch als elende Scheidemünze durch die Hände der Schriftsteller bewegen, weil diese zufällig nicht Lust haben, sich um solche anscheinend ebenso gleichgültige als allgemein gültige Sentenzen weiter kritisch zu mühen. In der That aber waren vor diesem s. g. Erneuerungswerk des menschlichen Geistes die Philosophen bei Thematen, gegen deren Tiefe und Wichtigkeit gehalten die philosophischen Bestrebungen des 16ten und 17ten Jahrhunderts, ja selbst eines groſsen Theiles des 18ten wie das Dreschen leeren Strohes erscheinen. Für unsere christlich-romantische Dichtung ist das Mittelalter immer noch Hauptquelle oder Schauplatz, und hat, sollte man denken, selbst doch auch Werke erzeugt, die sich neben Homer und Virgil noch sehen lassen dürfen. Was die Tiefe, den Reichthum geistiger Auffassung religiös-speculativer Sätze anbetrifft, so wird schwerlich einer unserer Pietisten ein solches Gemüthsleben wie der heilige Franz, schwerlich einer unserer Rationalisten eine ähnliche Kühnheit aufzuweisen haben, wie hunderte Italienischer und Französischer Ritter, Doctoren und Bürger sie im Mittelalter erwiesen haben. Ist nicht Villani's Chronik, wenn auch der Form nach nicht, doch dem Sinne nach, so herrlich als Herodots Geschichtsbuch? Giebt es viele Werke von ähnlicher Gewalt in anschaulicher Darstellung, wie die nicht viel älteren Sicilianischen und Neapolitanischen Geschichtschreiber? Wenn aber Religion und Poesie, Philosophie und Historie herrliche Werke zu Tage bringen, braucht da der menschliche Geist erst *erneuert* zu werden? Refer. verkennt keinesweges den bildenden, fördernden Einfluſs des wiedererwachten Studiums des classischen Alterthums, aber darum das Mittelalter so weit herabzusetzen, daſs man am Schlusse desselben den menschlichen Geist erneuern läſst, das scheint ihm doch ungerecht, wenn es mehr ist als eine obligate Redensart.

Der erste Band enthält, auſser dem ersten einleitenden Buche, deren noch zweie. Das *zweite* (mit der Ueberschrift: „Deutschland; Heinrich VII. als Römischer König; Rüstung zum Römerzuge") stellt die Familien- und früheren Lebensverhältnisse Heinrichs, die Interessen der Deutschen Fürsten bei der Wahl eines Nachfolgers König Albrechts und das Eingreifen des Pabstes bei der neuen Wahl, dann Heinrichs Thätigkeit als König in Deutschland und die Motive des Römerzuges dar; das *dritte* beschreibt den Römerzug bis auf

Digitized by Google

Cremona's Unterliegen und Vicenza's Abfall von Padua; es führt die Ueberschrift: „König Heinrichs Eintritt in Italien. Lombardische Königskrone. Aufstand und Demüthigung der Guelfen. Umschlagen der Politik".

Der zweite Band enthält wiederum drei Bücher, von denen wir ebenfalls blos im Allgemeinen den Inhalt angeben, da ein Durchgehen des Einzelnen zu weit führen dürfte für den hier zugestandenen Raum. Das *vierte* Buch ist überschrieben: „König Heinrich im Kampfe mit den Lombardischen Guelfen. Begebenheiten in Toscana. Heinrich in Genua". Die Genuesischen Verhältnisse sind gleich den Venetianischen weniger deutlich als die anderer Italienischer Gemeinwesen im Verlaufe des ganzen Werkes behandelt. Hinsichtlich Venedigs entsteht dadurch keine fühlbare Lücke; in Beziehung auf Genua hätten wohl die besonderen Verhältnisse und Interessen etwas mehr detaillirt werden können. Doch wird die persönliche Geschichte Heinrichs durch das Weglassen dieses Details nicht eben ins Dunkel gestellt. Das *fünfte* Buch führt die Ueberschrift: „König Heinrich in Pisa. Kaiserkrönung in Rom. Kriegszug gegen die Florentiner. Wernher von Homberg und die Lombarden. Waffenstillstand mit König Robert. Winterhoflager auf Monte imperiale". Das *sechste* Buch endlich erzählt Heinrichs Geschichte bis zu seinem Tode im August 1313.

Wir übergehen, wie gesagt, das Einzelne des Inhaltes der erzählenden Bücher; — hinsichtlich des Materials ist dieser Inhalt treu und gewissenhaft, hinsichtlich der Form durchaus wohlgeordnet, und schwerlich dürfte irgend eine Quelle von Werth übersehen sein. Dagegen seien den Beilagen noch einige Zeilen gegönnt.

Die *erste* Beilage („Ueber die angebliche Vergiftung Kaiser Heinrichs VII. im heiligen Abendmal") *stellt* nun durch eine kritische, sehr sorgfältige Untersuchung aufser Zweifel, *dafs Heinrich nicht vergiftet worden ist*, wofür sich Refer. schon früher (Geschichte von Italien Bd. IV. S. 73. not.) aus weniger detaillirten Gründen entschieden hat; auch demselben Zeugnifs, welches Ref. am höchsten anschlagen zu müssen glaubte, der *Chronica Sanese*, wird ein vorzügliches Gewicht *beigelegt*; nur scheint sich Herrn Bartholds Sinn dagegen zu sträuben, dafs sein gutes Deutsches Kaiserblut, der unbefangene, arglose Ritterfürst an den Folgen einer *gonorrhoea* gestorben sein soll; was jedoch, wenn man alles in Anschlag bringt, was den Nachrichten der Sanesischen Chronik und des *Ferretus Vicentinus* zufolge dafür spricht, mit Sicherheit scheint angenommen werden zu können.

Die *zweite* Beilage giebt Poesieen über den Tod Kaiser Heinrichs. Die *dritte* enthält Minnelieder des Grafen Wernher von Homberg, ein Gedicht Meister Frauenlobs und eine Notiz über *il cavaliere errante, romanzo del marchese di Saluzzo* (von Markgraf Tommaso III). Die *vierte* Beilage handelt über die vorzüglichsten Quellen, Hülfsmittel und Vorarbeiten zur Geschichte Kaiser Heinrichs VII. Alle diese Beilagen, besonders aber die vierte sind sehr schätzenswerthe Zugaben. Auch die *fünfte* hat Werth als historische Hülfsarbeit; sie besteht nämlich in einer diplomatischen Nachweisung des Aufenthaltes Heinrichs VII. Die *sechste* endlich giebt den Titel der unter dem Text mit kürzeren Bezeichnungen citirten Schriftsteller.

Schliefslich sei nun Ref. noch vergönnt einen Vorschlag in Betreff der Schreibung Italienischer Ortsnamen zu machen, der sich anreiht an eine Bemerkung über die unsichere Art und Weise mit den Ortsnamen zu verfahren in vorliegendem Werke. Herr Barthold schreibt nämlich den Namen, der die Einwohner Cremona's bezeichnet, *Cremonaschen;* die Einwohner Lucca's nennt er *Lucchesinen;* die Einwohner von Asti zuweilen *Astenser*, während er, wenn er Italienische Formen wählen wollte *Cremoneser* (man sagt *Comasco, Bergamasco, Cremasco,* aber allezeit *Cremonese*) *Luccheser* und *Astesanen* hätte schreiben müssen. Das Lateinische, was in den Astensern nachklingt, verleitet ihn auch die Stadt Irrea „Ipporegia" zu nennen und was dergleichen mehr ist. Wäre es nun, da Italien, wenigstens das obere und mittlere, einst Theil unseres heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war, da wir hinsichtlich anderer Theile unseres alten Reiches, die fremder Zunge angehören z. B. Lothringens und Burgunds, noch zum grofsen Theil dem Grundsatze folgen die Ortsnamen in Deutscher Form zu schreiben, da wir endlich diesem Grundsatz auch in Beziehung auf die Hauptorte des ehemals Deutschen Italiens folgen, und Mailand, Venedig, Florenz und Rom für Milano, Venezia, Firenze und Roma schreiben — wäre es nicht zweckmäfsig, durchaus wieder die Deutschen Formen einzuführen und statt Bormio, Worms; statt Como Koben; statt Bergamo Bergen; statt Brescia Brixen; statt Verona Bern; statt Vicenza Vicenz; statt

Digitized by Google

Padua Pätau; statt Treviso Tarvis; statt Ravenna Raben; statt Perugia Pruse; statt Tivoli Tiberburg u. s. w. zu schreiben? Niemand brauchte sich dann zu besinnen, ob er Comask oder Comenser zu schreiben hätte, denn die richtige Form „Kobener" böte sich von selbst. Es dürfte gar nicht schwer sein (mit Ausnahme der Dörfer) aus alten Gedichten, Chroniken und Reiseberichten die Deutschen Formen für die Italienischen Ortsnamen zusammen zu bringen.

Heinrich Leo.

XIII.

Δοκίμιον περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ρωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν. Συνταχθὲν ὑπὸ τοῦ Οἰκονόμου τοῦ οἰκουμενικοῦ πατριαρχικοῦ θρόνου, καὶ καθολικοῦ Ἱεροκήρυκος τῆς Μεγάλης Ἐκκλησίας καὶ πασῶν τῶν ὀρθοδόξων τοῦ ἑλληνικοῦ γένους ἐκκλησιῶν, Κωνσταντίνου Πρεσβυτέρου, τοῦ ἐξ Οἰκονόμων γενεαλογουμένου, Συνέδρου τοῦ τῆς ἐν Πετρουπόλει ἐκκλησιαστικῆς ἀκαδημίας Συλλόγου, ἑταίρου τῆς Αὐτοκρατορικῆς Ῥωσσικῆς Ἀκαδημίας κ.τ.λ. Μέρος Α. Τόμος ά. etc. ἐν Πετρουπόλει — ϱωκή. CLXXXVIII. 339.

Μέρος Β. Λεκτικόν. Α—Π. Τόμος Β. 464.

Τόμος Γ. Λεκτικόν. Ρ—V. ἐν ᾧ καὶ προςθῆκαι, καὶ παράρτημα περὶ τῆς ἐν λόγοις συγγενείας τῶν γλωσσῶν, καὶ πίναξ λέξεων τῆς κοινῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. 528.

Da dieses Buch schwerlich in Vieler Hände kommen wird, und es doch gerade jetzt sehr interessant ist, den Standpunct kennen zu lernen, den die Gelehrten des heutigen Griechenlands in diesem Felde einnehmen, so dürfte es um so mehr einer Anzeige in diesen Blättern werth sein, und zwar einer Anzeige, die mehr giebt, als eine blofse Angabe des Inhalts. Der Hr. Verf., Grieche von Geburt und höherer Geistlicher der Griechischen Kirche, erhielt vom höchstseligen Kaiser Alexander, wie er in der altgriechisch geschriebenen Dedikation an Se. Majestät, den jetzt regierenden Kaiser von Rufsland, erzählt, den Auftrag, eine Vergleichung dieser beiden Sprachen auszuarbeiten. Ref. wird versuchen, durch eine genaue Angabe des Geleisteten, so wie der Art, wie es geleistet worden ist, nachzuweisen, inwieweit der Hr. Verf. seiner allerdings nicht leichten Aufgabe Herr geworden ist, und sich gelegentlich die eine und die andere ergänzende oder berichtigende Bemerkung erlauben. Vor allen Dingen erkennen wir gebührend das sehr lobenswerthe Streben an. Dafs aber das blofse allgemeine Talent für Forschungen der Art nicht hinreiche, beweifst, um uns aller andern Beweise zu enthalten, hinlänglich die Thatsache, dafs fast bis auf die neuesten Zeiten herab auch die talentvollsten Männer wenig gediegenes und noch jetzt brauchbares hierin zu leisten vermocht haben. Ja man hat gerade, je talentvoller man war, desto extravaganteres zu Tage gefördert. Wir sprechen sonach dem Herrn Verf., wenn wir seinem Werke keinen allgemeingültigen Werth zugestehen können, damit keineswegs Talent ab. Da ferner, was den zweiten zu linguistischen Untersuchungen unumgänglich nothwendigen Punct anbetrifft, einen soliden und zu jeder Zeit disponiblen Schatz positiver sprachlicher Kenntnisse, nicht zu verkennen ist, dafs der Hr. Verf. sehr bewandert ist in den Factis der Griechischen Dialekte, soweit sie aus den alten Nationalgrammatikern und Lexikographen sich erkennen lassen: so ist sehr zu bedauern, dafs ihn eine Vereinigung von ungünstigen Umständen hat verhindern müssen, aus jenen beiden glücklichen Eigenschaften den vollen Nutzen für sein so schönes Streben zu ziehen. Gerade das, was ihm einen bedeutenden Vorzug zu versprechen scheint, seine Nationalität, hat ihm geschadet. Die Griechen waren weder, so viel uns bekannt ist, noch sind sie jetzt ausgezeichnet in diesem Felde der Grammatik. Auch konnten sie es ehemals nicht seyn, indem hier nur der erst seit kurzem betretene ächt historische Weg zu etwas führen kann. Auch des Hrn. Verfs. Bildungszeit fällt in eine Periode, wo von den jetzt zu Gebote stehenden bedeutenden Hülfsmitteln noch nichts geahnt wurde. Es herrschte da und herrscht noch diesen Augenblick die alte Methode des Lascaris, die jetzt ganz unbrauchbar geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Κωνσταντῖνος Οἰκονόμος περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν κ. τ. λ.

(Fortsetzung.)

Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, dafs der Hr. Verf. trotz seiner ausgebreiteten Sprachenkenntnifs nicht so viel ausgerichtet hat, als er unfehlbar durch die Kentnifs des einzigen Sanskrit haben würde. Zwar führt er sowohl dieses als auch das Zend und das Germanische öfters an, aber es nimmt sich dann zuweilen bunt genug aus, wie das Alte und das Neue sich mischen. Das Studium des Sanskrit hätte aufserdem auch mehr Kritik gesichert, so dafs schwerlich die Werke folgender Männer so, wie es jetzt geschieht, zusammengebracht worden sein würden, Bopp's, Grimm's, v. Humboldt's, Adelung's, Rask's, Levesque's, Klaproth's, Maltebrun's, Riemer's, Othm. Franc's *(sic!)*, Adolph Wagner's u. a. Ein genaueres Studium der Buttmannischen Griechischen, der Grimmschen Deutschen und der Boppschen Sanskrit-Grammatik hätte eine richtigere Ansicht, und mit dieser eine systematischere Methode und sicherere Resultate gegeben. Selbst Dobrowsky's *grammatica slavica* würde so bei weitem mehr Nutzen gewährt haben. Russisch oder Slawisch und Griechisch lernen kann man aus diesem Werke nicht, — das bezweckte der Hr. Verf. auch nicht, — und hinsichtlich der behaupteten äufserst nahen Verwandtschaft beider Sprachen dürfte er so ebenfalls von den besonneneren Philologen, für die er doch besonders geschrieben haben mufs, gar oft bedeutenden Widerspruch zu erfahren haben. Ref. hat hiermit im Allgemeinen über dieses Buch ein zwar strenges, jedoch, seiner festen Ueberzeugung nach, nicht ungerechtes Urtheil abgegeben, und dies um so mehr, als der Wissenschaft, die seit so kurzer Zeit, eigentlich erst seit Grimm und Bopp, vorzüglich in Deutschland so erfreulich Wurzel zu fassen begonnen hat, bei dem jetzigen Stande der Dinge und der Personen zu den Dingen leicht mehr Schaden als Nutzen zugefügt werden kann. Mehr jedoch als dies ohnehin auf die Dauer nicht schadende bestimmt folgender Umstand zur Strenge im Beurtheilen der jetzigen Bestrebungen dieser Art. Noch ist die Etymologie als Wissenschaft nicht konstituirt, hat aber die gröfste Hoffnung es bald zu werden, und darum grade scheint es nothwendig, so viel möglich zu verhüten, dafs nicht ganz auf die alte Weise, nur in einer anderen Richtung, der noch zarten Pflanze Gewalt angethan werde. Und dafs auch in jenen Gegenden das neue Licht, wenn auch noch nur in schwachen Streifen, sich auszubreiten beginnt, ist ein so erfreulicher Umstand, dafs man gewifs alles mögliche zu thun geneigt wird, ihm durch ein ernstes Aufdecken des noch Unrichtigen und Mangelhaften den rechten Weg zu bereiten. Wenn in dem bisher gesagten sich *personalia* und scheinbar *externa* finden, so sind sie nicht ohne Absicht berührt worden, sondern um das, was hartes über dieses Werk gesagt worden sein möchte, wo und wie es nur geht zu mildern, was um so lieber geschieht, als der bereits im vorgerückteren Alter stehende Hr. Verf. sich §. 22. der Einleitung sehr anspruchslos über seine Arbeit äufsert. Er hat sie übrigens der „*φιλόπονος Ῥωσσικὴ νεολαία*" bestimmt. Geschrieben ist das Werk in neugriechischer Sprache, die jedoch nach dem Beispiel von Coraes so modifizirt ist, dafs man oft ganze Seiten lesen kann in der Meinung späteres Altgriechisch vor sich zu sehen, wenige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Styl ist leicht und gefällig, häufig rhetorisch (der Hr. Verf. hat früher eine Rhetorik herausgegeben). So thut es uns z. B. sehr Leid, hier die sehr naive und emphatische Anrede an die Slawische und Griechische Sprache nicht abschreiben zu können. Zuweilen macht sich auch der Stand des Hrn. Verfs. bemerklich.

Digitized by Google

Beigegeben ist eine nur an wenigen Stellen unterbrochene Russische Uebersetzung, über welche die Note zu p. CLXXIV. der Einleitung näheren Aufschluſs giebt. An Druckfehlern fehlt es auch auſser den angezeigten ganz und gar nicht. Manches, wie das immer wiederkehrende *ἐτυμολογία* oder *θαῤῥαλαιότερον etc.* mag auch der Neugriechischen Orthographie beizumessen sein. Der erste Band beginnt nach der Dedikation mit einer historischphilologischen Einleitung, die in 23 §§. bis Seite CLXXXIV. geht. Der groſse Slawische Sprachstamm erstreckt sich in vielen Dialekten vom weiſsen bis zum schwarzen, Adriatischen und Ionischen Meere. Unter Slawisch in seinem Werke will der Verf. die Sprache, in der die heiligen Schriften der Kirche übersetzt sind, verstanden wissen, von der er gegen andere Slawische Philologen, die auch diese nur als einen Dialekt einer alten Slawischen Ursprache anerkennen, behauptet, daſs sie als der ursprüngliche und früher ausgebildete Dialekt angenommen werden *könne*, da sich von einer vorausgesetzten alten Slawischen Ursprache durchaus keine Beweise fänden, und es wohl auch überhaupt nicht eine allen Slawischen Stämmen anfänglich gemeinsame und gar nicht in Dialekte gesonderte Slawische Ursprache gegeben habe. Hierin herrscht einige Verwirrung. Lassen wir die Slawischen Philologen ihre Sache verfechten, und bemerken wir hier nur einen mehr zu den allgemeinen Sätzen der Sprachwissenschaft gehörenden Punkt, da er auch anderswo noch ein Stein des Anstoſses zu sein scheint. Wenn man die verschiedenen Formen der Dialekte einer Sprache oder eines Sprachstammes vergleicht, wird man sich nothwendig gedrungen fühlen, die Urform aufzusuchen, aus der allein jene Verschiedenheiten verstanden werden. Die Gesammtmasse solcher Urformen heiſst dem Sprachforscher die Ursprache dieser Dialekte. Alle anderen Bestimmungen einer speciellen gegebenen Sprache, als da ist das Gesprochenwerden, sind ihr völlig fremd und äuſserlich. Der Raum erlaubt nicht, diesen interessanten Punkt ausführlicher zu beleuchten.

Von §. 6. an beginnt die eigentliche Untersuchung dieser Einleitung, nämlich eine historische über den Zusammenhang der verschiedenen Sprachen und der sie sprechenden oder gesprochen habenden Völker.

Ref. gesteht, daſs ihm Abhandlungen der Art vor solchen Werken nie angenehm gewesen sind, indem sie ihm nichts als unnütze Rumpel- oder Polterkammern zu seyn schienen, die man mit groſser Mühe und Ermüdung liest, lediglich um nachher genau zu wissen, daſs man sie füglich hätte ungelesen lassen können. Trotz dem aber hat er sich gewissenhaft der Arbeit unterzogen, und sich einzig dadurch, daſs er sich dieselbe paragraphenweise excerpirte, durch das bunte Gewirr von Sprachen und Völkern und Meinungen über dieselben und sonderbaren Conjekturen und Combinationen, einigermaaſsen ohne den Zusammenhang zu verlieren, durchzuarbeiten vermocht. Jedoch ist auch diese nicht im Stande gewesen, ihm, sosehr er auch die Gelehrsamkeit und die verwendete Mühe anerkennt, eine günstigere Meinung von dem Nutzen und der Nothwendigkeit derselben überhaupt beizubringen. Um nicht ungerecht zu scheinen, muſs er einen Beweis liefern, wozu jedoch eine ganz kurze Relation ohne alles weitere Urtheil hinreichen wird.

Die Verwandtschaft der Slawischen und der Griechischen Sprache rührt (§. 6.) davon her, daſs nach *Genes.* 11, 1. (und diesem gottgegebenen Ausspruche könne die menschliche Weisheit nicht anders als sich fügen) ursprünglich das gesammte Menschengeschlecht eine gemeinsame Sprache hatte. Sodann folgen ebendaselbst die verschiedenen Meinungen der Gelehrten darüber, welches denn diese Ursprache gewesen sei. Beiläufig sei hier in Bezug auf das frühere noch nachträglich bemerkt, daſs dem Verf. oben diese Ursprache hinderlich gewesen zu seyn scheint. Unter den da aufgeführten Kandidaten der Ursprachlichkeit findet sich auch eine *Runische* oder Scythische Sprache. Gegen das Ende wird erklärt, daſs daher, daſs einige der Hebräischen Sprache zu dieser Würde oder doch wenigstens zur Mutterschaft für die Griechische und Lateinische haben verhelfen wollen, die Ausdrücke: *Graeca (Latina) lingua Hebraizans* gekommen seie! In der Note zu §. 9. werden nach der alten Weise mit Hülfe einiger Digammen und unterschiedlicher Veränderungen von Vokalen und Consonanten die sämmtlichen Familienmitglieder des Japhet mit den Griechen u. s. w. in die genaueste Verbindung gebracht. Und so wird man weiter unter Beihülfe der heiligen Schrift und Homer's, Herodot's, Strabo's, Ptolemäus, Plutarch's, Nepos, Plinius, Eustathius, Nestor's, der Byzantiner, Schlözer's (*Σχλοίζερος*) u. s. w. u. s. w. glücklich durch die groſsen Völkerstrudel der Inder, Perser, Meder, Scythen, Amazonen, Sarmaten, Kelten, Gothen, Finnen, Lappen, Sa-

Digitized by Google

mojeden (*sam* und *jeda* = αὐτοέδοι d. i. ἀνθρωποφάγοι), Tartaren, Türken, Mandschu, Wenden, die vermöge ihrer unglücklichen Eigenschaft, überall und nirgends zu seyn und so den armen Forscher zu vexiren, mit eine der Hauptrollen spielen, ferner durch die Letten, Preufsen, Thrazier, Illyrier nebst Anhang, Geten, Daken, Kimmerier, Mysier, Triballer, Krobyzer, Dolonken, Trauser, Kikoner, Päoner u. s. w. über Phrygien, Lydien u. s. w. zu den wohlbekannten Pelasgern geleitet, denen auch hier ihre allbekannten Rechte nicht im geringsten geschmälert werden. Da blüht natürlich ein reiches Feld von Etymologieen. Es würde hier viel zu weit abführen, die Untersuchung über die *res conclamatas Pelasgorum* hier zu verfolgen, zumal durch dieselbe die Sache nicht weiter gefördert zu seyn scheint. Die neuesten Untersuchungen der Deutschen hierüber scheinen dem Hrn. Verf. nicht bekannt gewesen zu seyn; seine Art zu verfahren ist ganz die alte; so wird z. B. auch hier p. 74. daraus, dafs Homer keinen Dolmetscher zwischen den Bundesgenossen der Troer und den Troern selbst oder zwischen diesen und den Griechen erwähnt, geschlossen, dafs die Verschiedenheit ihrer Sprachen sehr gering gewesen seyn müsse. Es ist aber selbst bei richtigen Schlüssen ebenso mifslich, aus alten Dichtern, wie Homer und der vom Hrn. Verf. auch gebrauchte Ovidius sind, Beweise für Sprachenverschiedenheit entnehmen zu wollen, als es sich für die Geschichte und noch mehr für die Geographie gezeigt hat. §. 16. erfährt man endlich das Resultat von alle dem, nämlich dafs die Slawische Sprache sei ein Dialekt der Thrakopelasgischen und ungebildeten Griechischen oder halbgriechischen vor Homer und selbst Orpheus, verwandt mit der Thrazischen und altillyrischen, Paphlagonischen, Dardanischen, Phrygischen und anderen des §. 15. Anmerk. Thrakoillyrisch genannten Sprachstammes! Die Slawische Sprache hat zwar, wie wohl hier λόγῳ, im Verlauf der Untersuchung aber nicht oft ἔργῳ, anerkannt wird, sicherlich ihren eigenthümlichen Bildungscharakter, aber die meisten Stammwörter und nicht wenige grammatische Formen sind ursprünglich Griechisch, namentlich *Aeolisch*. Zu Ende des 3ten Bandes werden denn auch ganze Slawische Perioden mit muthmafslichen Aeolischen Wort für Wort verglichen, ähnlich wie man den Homer so verglichen hat. Endlich, nachdem er sich CXXX Seiten hindurch abgemüht hat, kommt er zu dem Ausspruche, dafs das wahre Verhältnifs der Asiatischen Völker zu denen Europa's nicht bekannt, und alle Fragen der Art wegen der grofsen Lückenhaftigkeit der alten Geschichte nicht zu lösen seien. Wäre doch der Hr. Verf. früher der von ihm p. CXXXII. gerühmten Verfahrungsweise Plutarchs und anderer seiner Vorfahren gefolgt, und hätte blofs hingeschrieben: τὰ δ' ἐπέκεινα θῖνες ἄνυδροι. Wozu dieser grofse Aufwand von Fleifs, der ohne Erfolg und Noth gewesen ist? Ist die Sprache selbst, nur mit wahrhaft grammatischem Sinn und auf rein historische Weise behandelt, nicht tausendmal mehr Geschichte, als solche sogenannte geschichtliche Untersuchungen? Uebrigens sind die Vorstellungen des Hrn. Verfs. über Verwandtschaft von Sprachen wegen Mangels an gehöriger Kenntnifs einiger der wichtigsten Glieder dieser Familie sehr unbestimmt und unsicher. — Erst im 20sten §. kommen wir mehr in die wahre Geschichte. Der im 6ten Jahrhundert zuerst sicher vorkommende Name der Slawen lautet sehr verschiedentlich, *Σλάβονες*, *Σλαβανοί*, *Σλαβῆνοι*, *Σλαβίνοι*, *Σκλαβῆνοι* oder auch mit *jota*, *Σκλάβοι*, *Σθλαβῖνοι*, *Σλαβανῖνοι*, *Sclavini*, *Slavjan*. Er hängt wohl mit *κλέος*, *laus*, Lob, zusammen, von der Wurzel *slu*, Indisch *s'ru*, *κλου*, *κλυ*, *in-clutus*, *κλεινός*. §. 23. endlich sagt er, dafs seine Aufgabe in diesem Buche die Vergleichung der genannten beiden Sprachen sei, und erklärt, Slawisch-Russisch nenne er die aus der kirchlichen und Russischen zusammengesetzte, wie sie in der höheren Rede von den Russen als Schriftsprache gebraucht werde. Aus der schon erwähnten Schlufsanrede an die beiden Sprachen und an Griechenland stehe hier als eine kleine Probe der Schlufs. *Χαῖρε*, sagt er p. CLXXXIV, *φιλτάτη Ἑλλὰς, ἠπιόδωρε μῆτερ καὶ εὐμενεστάτη τῆς μεγαλοφυΐας τροφέ. Ὦ, χαῖρε, τῆς στρατευομένης τοῦ Χριστοῦ Ἐκκλησίας καθαρὰ καὶ ἀκήρατε χώρα! ὑψηλὸν καὶ ἀκατάλυτον ἁγιαστήριον τῶν κριμάτων ἐν ταὐτῷ καὶ τῶν θαυμασίων τῆς τοῦ Θεοῦ δυνάμεως καὶ σοφίας! Χαῖρε! καὶ παίου καὶ νίκα!*

Der 1ste Theil enthält nun auf 339 Seiten Folgendes. Zuerst bis p. 11. ein einleitendes Capitel. §. α wird die Frage, ob die Slawen schon vor dem 9ten Jahrhundert Schrift und Schriftsteller gehabt haben, sehr kurz abgemacht und bestimmt, dafs zuerst der Thessalonicher *Κωνσταντῖνος Φιλόσοφος*, *Κύριλλος* genannt, mit seinem Bruder *Μεθόδιος* sie gebildet haben. Die Buchstaben sind gröfstentheils Griechisch, die anderen entweder von ihm selbst erfunden oder aus dem Koptischen und Armenischen entlehnt. Das sogenannte Glagoliti-

Digitized by Google

sche Alphabet des heiligen Hieronymus ist eine spätere Erfindung einiger Dalmatischen Mönche der abendländischen Kirche. §. 3. Die Slawische Sprache hat 40 Buchstaben, von denen einige schon im Russ. ungebräuchlich sind. Einiges davon ist sehr interessant. Es giebt z. B. auch ein Θ im Russ., jedoch nur in Wörtern, die aus dem Griechischen entnommen sind, gesprochen wird es aber wie *f*. Es klingt nämlich der eigenthümliche Laut des Griechischen ϑ dem *f* sehr ähnlich und wird von Unkundigen oft damit verwechselt. Es ist sodann dieser 1ste Band in 3 Abtheilungen getheilt. Die erste besteht aus 2 Capiteln, α, über das Alphabet, β, über den Hauch in den Wörtern. Das erste ist überschrieben ἀλφάβητον. Dafs der Hr. Vf. über das Lautsystem im Slawischen im Vergleich mit dem des Griechischen sprechen wollte, ist sehr einsichtsvoll. Es ist nichts für die Grammatik wichtiger, als die Gesetze einer Sprache in dieser Hinsicht genau zu kennen, indem gar manche Formen diesen ihre Entstehung verdanken. Kundigen wird eine blofse Hinweisung auf das Griechische und vorzüglich auf das Sanskrit hinreichen, um die volle Wichtigkeit dieses Gegenstandes zu empfinden. Für die Etymologie insbesondere aber ist dies ganz unentbehrlich. Nur so kann eine Regel und ein Gesetz in sie, die schon leider! zu lange nichts als recht eigentlich das weiteste Feld für die kühnste Willkühr und Gesetzlosigkeit gewesen ist, gebracht werden. Es mufste dies vorzüglich seit Jac. Grimm's und Bopp's ausgezeichneten Leistungen in diesem Felde recht klar gewufst werden. Sehr zu bedauern aber ist, dafs hier auch dieses Capitel, welches von p. 12. bis 63. (hier fehlt natürlich die Russische Uebersetzung) reicht, nicht mit der Strenge und Sorgfalt behandelt ist, die seine Wichtigkeit verlangte. Anstatt mit vollständiger Genauigkeit die hierher gehörenden Gesetze des Slawischen systematisch aufzustellen, und nur das einleuchtende aus den verwandten Sprachen zu vergleichen; giebt der Hr. Verf. neben manchen richtigen die gewagtesten Vermuthungen und offenbar Falsches ohne alle Hinweisung auf eine regulirende Einheit von Gesetzen. Freilich scheinen die Slawischen Grammatiker selbst nur sehr Weniges und dieses Wenige nur gelegentlich und empirisch aufgerafft gegeben zu haben. Indessen hätte doch Dobrowsky mehr benutzt werden können. Statt dessen folgt der Verf. lieber Schneider und ganz vorzüglich Riemer (Ρίμερος) (von dessen Lexikon es bekanntlich eine neugriechische Uebersetzung giebt), den er an mehreren Stellen sehr erhebt. Vgl. z. B. was p. 14. unter *B* = β gesagt ist bei βραδύς, βουτίον, βλύω mit den Artikeln βούτινον, βραδύς, βλώσκω und θάω in den genannten Lexicis. Es kann unmöglich alles hier stehen, nur einiges beispielshalber. *a* = α = η, *pladu*, = πλάτω, πλάθω, πλήθω *etc.* *a* = o = ι, *daju* = δάω, δόω, δίω, διδόω. ἰβάνη, ἴβηνος, *habena*. Unter *a* = υ steht *canis*, κύων, κυνός. Das ist schon oft gesagt, und sieht auch richtig aus, ist es aber doch nicht. Das Griechische υ und das Deutsche *u* in Hund steht keineswegs für das Lateinische *a* oder umgekehrt. Im Indischen heifst das Wort *s'wan*, Nom. *swā*, = *'su-ān* = κύων, Gen. *'sunas* = κυνός. Es ist häufig der Fall, dafs entweder schon im Sanskrit selbst oder in den verwandten Dialekten ein Wort, welches einen Halbvokal (*j*, *w*) mit einem Vokale hat, entweder den Halbvokal oder den Vokal verliert. So ist hier *'swan* = *suan*, im Gen. *'sunas*, κυνός, im Lateinischen mit verlorenem *u* *canis*. So verwandelt sich *wjadh*, *ferire*, *vulnerare*, = *wiadh* in *widh*, Lateinisch *divido*. So *jadsch* = *iadsch* in *isch*; *swid* = *suid*, *sweet*, Schweifs, schwitzen, Lateinisch in *sudor*, Griechisch dagegen mit ausgefallnem *u* ἵδος, ἰδίω, ἰδρώς, ἱδρῶ; so *swapna* = *suapna*, von der Wurzel *swap*, deren Participium heifst *supta*, Griechisch ὕπνος, Lateinisch *somnus* (s. *Gell. XIII*, 9.); *swan*, *son-are*, *swanas* (Nominativ) *sonus*; *swasru*, Schwester, *soror etc.* *dwar*, Russisch *dwer*, *dur*, Thor, Thüre, θύρα. — Zu *palju* sagt der Verf. φάλω, φέλω, φλέω, φλέϝω, φλέγω. *biju*, πείω, πέω, πάω, παίω. *bleju*, βλέω, βλάω, βάλω, βιλάω. Lateinisch *balo*. *war*, φάρος, φέρος, θέρος, φέρμα, Wärme. Aus δίς und *bis* wird geschlossen, dafs δ = *b* sei, während doch beide Formen aus δϝίς (δύω, *duo*, *dwa*, *two*) entstanden sind, so dafs entweder *d* wegfiel oder der Hauch. *perdo*, πέρθω, da doch bekanntlich *perdo compos.* aus *per* und *do* ist. Selbst bekannte Sachen aus seiner eigenen Sprache werden unrichtig erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Κωνσταντῖνος Οἰκονόμος περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικὴν κ. τ. λ.

(Fortsetzung.)

So wird p. 36. das Neugriechische *σμίχω* als *metathesis* von *μίσγω* angesehn, während es doch eine gewöhnliche *aphaeresis* ist für *ἐςμίγω, ἐςμίγομαι*, wie *σμία* für *εἰς μίαν (ον)*, *ξανά* für *ἐξανά*, *ξερνῶ* für *ἐξερῶ (ρνῶ)*, *πιταγοῦ* für *ἐπιταγοῦ etc.* Ein anderer Uebelstand ist, dafs man sich in den Wörtern sowohl den Slawischen als den Griechischen sehr vorzusehen hat. Er bildet seinen Etymologieen zu Liebe öfters neue oder doch neue Formen derselben, und springt mit den Bedeutungen sehr kühn um. — Von p. 54 bis 69 folgt das 2te Capitel in 5 §§. *περὶ τοῦ ἐν ἀρχῇ καὶ μέταξὺ τῶν λέξεων παρεντιθεμένου πνεύματος.* Hier sind Thiersch, Riemer und Kanne Gewährsmänner. Neues und besonderes ist auch hier nicht zu lernen. Es werden 2 Zeichen gebraucht, F und ⊥, dies letzte *ἀντὶ τοῦ πνεύματος διὰ τῶν ὀδόντων καὶ τοῦ συριστικοῦ ς.* Er spricht darüber so, als wäre dies nicht erst von ihm gebraucht. Wir wissen nicht, ob er sich dabei auf den freilich verschiedenen Gebrauch dieses Zeichens bei den Römern zu gewissen Zeiten (*Claudius*) stützt, oder nicht, da er nicht das mindeste darüber sagt. Die Beispiele, bei denen oft auf die schon dargestellte Weise verfahren ist, was hier um so schlimmer ist, als sie ohne alle geschichtliche Ordnung und ohne Nachweis gegeben werden, sind so rubrizirt: Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Slawisch. Es verdient das Digamma gewifs noch immer eine sehr sorgfältige Behandlung, mufs aber wenn es wirklich etwas fruchten soll, mit grofser Kritik und sehr genauer Unterscheidung der Zeiten und Dialekte behandelt werden, und kann, wie die Sachen jetzt stehen, ohne die Kenntnifs des Sanskrit und des Zend nicht gelingen. — P. 70. endlich beginnt mit der zweiten Abtheilung die Grammatik. Ref. geräth hier in einige Verlegenheit. Er mufs nämlich über das folgende ein nicht günstigeres Urtheil fällen, und kann doch des Raumes wegen unmöglich alles mit Beispielen belegen. Er mufs also sich damit begnügen zu hoffen, dafs das wirklich belegte ihm auch für das andere Glauben verschaffe. Es hat diese Abtheilung, die eine Vergleichung der Redetheile enthält, 9 Capitel. Im 1. ist in 10 §§. von der Bildung und den Affektionen der Wörter und auch etwas vom Tone gesprochen. Wie schon oben, so ergiebt sich auch hier nur zu oft und zu deutlich, dafs die grammatische Kunst des Verfs. ganz die alte ist. Aus den bedeutenden Entdeckungen der Neueren ist bisweilen nicht nur nicht der zu erwartende Nutzen, sondern sogar Schaden gezogen worden. Wie sollten auch zwei so heterogene Elemente so zusammenpassen? Uebrigens gilt hier von dieser Benutzung der Neueren dasselbe, was schon oben gerügt worden ist. Buttmann ist selten, und dann so, dafs man sieht, er ist schwerlich so, wie es hätte geschehen müssen, studirt worden, Matthiae gar nicht citirt. Verglichen mit anderen guten Grammatiken ist die Oekonomie dieses Buch ungeordnet und unvollständig. Ueber Bildung und Verwandtschaft von Sprachen finden sich noch ganz die alten unbrauchbaren Ansichten, die gewifs hauptsächlich an dem Mifskredit Schuld sind, in dem das Studium der Etymologie jetzt noch stehen mag. Der irrt gewifs, der die Sprachen für leblose Steine hält, an denen jeder nach Belieben herummeifseln könne; der nichts weifs von der freien Lebensregung der einzelnen Glieder einer grofsen Familie, nach der sie sich selbstständig aus ihrem Prinzip unter gegebnen Umständen so oder so entwickeln. In den Sprachen herrscht nirgends Stagnation oder Tod, selbst nicht in denen, die nachweisbar aus alten erstorbenen gebildet sind, geschweige denn in den anderen. Die §. 1. über die *ῥίζαι ἢ θέματα* gegebnen An-

Digitized by Google

deutungen legen von dem Gesagten ein Zeugniſs ab. Es werden zwar Stämme, wie *πά-ω, βο-άω, ὄρ-ω* richtig angegeben, dagegen werden Wörter, wie *γράφω, σκέπω, στρέφω* in folgende Bestandtheile zerlegt, *γρ-ά-φ-ω, σκ-έ-π-ω, στρ-έ-φ-ω*, und in ihnen die consonantischen Elemente *γρ, σκ, στρ* die gestaltlosen Wurzeln genannt, welche sich vermittelst der von den Neueren euphonisch (!) genannten Vokale *α, ε etc.* Gestalt geben. Hierin ist wenigstens, wenn auch alles andere zugegeben würde, eine Verwechselung des etymologischen und des Wortstammes, die freilich auch noch in genug Deutschen Büchern nicht gehörig gesondert sind. Dies Verdienst ist zuerst der neueren Etymologie namentlich und hauptsächlich durch Bopp zuzuerkennen.

Es wird behauptet, daſs Formen wie *blk, plk, krtsch* älter seien als *bolk, polk, kortsch*. Das könnte in gewissen Fällen wohl möglich sein, müſste aber doch bewiesen werden, darnach sucht man aber hier vergeblich. Das *r* im Slawischen scheint oft das Sanskritische *ṛ* zu sein, so wäre also sehr leicht möglich, daſs *krtsch* (sanskrit. *kṛtsch*) älter wäre als *kortsch*, das gunirte sanskrit. *kartsch*. Auch bei dem *l* der Slawen scheint etwas ähnliches stattzufinden. Ist es vielleicht mit dem dunklen *lṛ* des Altindischen verwandt? Es ist nicht selten der Fall, daſs in den Dialekten die gunirten und nicht gunirten Formen wechseln, s. *de praepos. gr. p.* 43. Solche Untersuchungen über das Lautsystem scheinen für das Slawische fast von derselben Wichtigkeit zu sein, wie für das Sanskrit, deren aber findet man leider wenig. Statt dessen vergleicht der Hr. Verf. lieber die lateinischen Abbreviaturen *bne, crus, dcimus etc.*, die durchaus nicht passen, wie jeder leicht sehen wird. Im 4. §. p. 80. bekommt man folgende ursprünglich sein sollende Griechische Formen zu lesen, *ἔπταιστνται, ἔσβεστνται, κέχρωστνται, πέπρηστνται*, die dann mit den harten Slawischen verglichen werden. Den Nachweis solcher Formen sucht man vergeblich. Zu *τέτυπνται* setzt der Verf. in Parenthese *τετύφαται*. Glaubt er etwa, daſs dies aus jenem entstanden sei? Da über diese Formen auch in Deutschen Grammatiken noch Falsches gelehrt wird, so sei es mir erlaubt, hier ein Wort darüber zu sagen. *Τετύφαται* ist nicht aus *τέτυπνται* entstanden, welches letztere überhaupt gar nichts ist. Das *perf. pass.* entstand ganz genau aus dem des *act.* und behielt auch seinen Tempuscharakter bei, es müſste also heiſsen, *τέτυφνται*, wie alle anderen Formen der Art beweisen. Anfänglich muſs das *perf. pass.* eben so gut seinen Bindevokal gehabt haben, wie das *act.*, oder das eine so gut keinen, wie das andere. Es finden sich noch Spuren von dem einen sowohl als von dem anderen, z. B. *ἔοιγμεν, πέποσθε etc.*, und beim *pass.* giebt der Ton im *inf.* ein Zeugniſs ab, *τετύφθαι=τετύφ(α)σθαι*, ferner diese 3. *pl.*, bei welcher das *α* nicht für *ν* steht, sondern das *ν* ausgefallen ist, für *τετύφανται. τετύφαντι* und *τετύφανται* verhalten sich zu einander wie *τύπτονται* und *τύπτοντι*. Nur ein Umstand ist dabei etwas auffallend, nämlich die Quantitätsverschiedenheit *τετύφᾱσι* und *τετύφᾰται*. Die Sache muſs bei den bekannten Stellen des Homer und Antimachus auf jeden Fall einer Untersuchung unterworfen werden, auch schon wegen des im *pass.* ausgefallenen *ν*, welche Erscheinung auch im Sanskrit und zwar da nach bestimmten Regeln sich zeigt. — Unter Nr. 5. p. 86. kommt wieder ein merkwürdiges Beispiel von Etymologie vor. Es wird da gesagt, auch das *ui* der 1. *plur. praes.* der *verba* auf *u* und *ju* werde apokopirt, z. B. *lajem*, es bleibe aber bei denen auf *mi*, z. B. *jesmui, damui* (wir sind, geben). Dieses *ui* sei das Griechische *ει*, wie früher das *ε* ausgesprochen worden sei, *jesmui = ἐσμεί-ν, ἐσμέν*. Welche Form *ἐσμείν*! Welche sonderbare Behauptung, daſs *ε* früher wie *ει* ausgesprochen worden sei! Von solchen Behauptungen strotzen die Bücher der Neugriechen, und aus ihnen sind sie auch in einzelne Deutsche z. B. in das von Bloch übergegangen. Aus dem Sanskrit weiſs man, daſs dieses *mui* (nicht *ui*) nichts anderes ist als das Altindische *mas*, Griechische *μες*, Lateinische *mus*. Das Fehlen des *s* hierbei ist eine interessante, wohl mit dem Sanskritischen *mah, ma* zusammenhängende Erscheinung, die vielleicht auch im Griechischen sich findet. Ich habe sowohl an einem anderen Orte als auch hier schon bemerkt, daſs in den verwandten Dialekten oft nicht die eigentlichen Sanskritischen Formen, sondern die durch Wohllautsgesetze veränderten statt jener sich finden, daſs also die *species* das *genus* verdrängt und an dessen Statt sich hingestellt hat. Etwas ähnliches scheint mir hier und zwar auch im Griechischen zu sein. Woher kommt denn das *ν* im Griechischen? *μεν* für *μες*? Daſs die gewöhnliche Antwort, *ν* stehe für *ς*, keine Antwort ist, wird wohl jeder zugestehen. Es ist leider! noch zu oft in *grammaticis* der Fall, daſs man zur Erklärung eines Facti ebendasselbe als Grund anführt, wie eben hier. Im Indischen heiſst die Endung *mas*, unter

Digitized by Google

den in den Grammatiken angegebnen Fällen *mah* und *ma*, Lateinisch *mus*, im Germanischen *mēs*, *ma*, *(ms)*, *m*, *n*, Slawisch *mui*, *m* mit dem harten Zeichen, Griechisch *μες* und *μεν*. Radikal ist offenbar *m-s*, der Vokal wechselt. Das vermuthliche Gothische *ms* stimmt aufs genaueste mit dem Slawischen *m* mit dem harten Zeichen. So wie nun *ma* und *mui* ohne *s* ist, so, glaube ich, ist auch im Griechischen *με* oder richtiger *μα* gewesen, woraus nach der gewöhnlichen Griechischen Weise *μεν* geworden ist. Wegen dieses *ν* kann ich mich nicht berufen auf dasselbe in der Deklination, will ich mich nicht berufen auf *οι-ν*, *ε-ν* in den Verbis. Entscheidend ist auf jeden Fall dieselbe Erscheinung in derselben Person *med.* und *pass.*, und auf sie stütze ich mich. *Λεγόμεθα* hiefs äolisch *λεγόμεθεν*; so sehe ich auch *μεν* im *act.* an als entstanden aus *μα*. Was ich oben von der Oekonomie der Sprachen in solchen Fällen sagte, das bestätigt sich auch hier. Man hat *λεγόμεθα* blofs für den Plur., *λεγόμεθεν* aber, nur nach der bekannten Griechischen Art (*τύπτομεν*, *τύπτετον*, *τύπτονται*) in *λεγόμεθον* verwandelt für den Dual. festgesetzt. So erledigen sich meines Erachtens auch die von Elmsley über die letztere Form erhobenen Zweifel. Gleicher Weise verhalten sich meiner Meinung nach *τύπτετον* und *τύπτετε*. Was das Ausfallen des *s* in *mas* betrifft, so scheint mir auf dieselbe Weise sich zu verhalten die bekannte Erscheinung im Lateinischen, z. B. in *Adspicite, o cives, senis Enni imagini' formam, — volito vivu' per ora virum.* Ein solches Uebergehen des *α* in *ε* habe ich auch in anderen Fällen nachgewiesen *de praep. gr. p.* 21. Wenn Hr. Dr. Benary in seiner Rezension dieser meiner Schrift mir dabei eine Vermengung verschiedenartiger Dinge Schuld giebt, so irrt er sich darin, wie ich glaube. In *παθ* und *πενθ* ist das *ν* nicht der so gewöhnlich eingeschobene Nasal, welche Classeneigenthümlichkeit vieler Verba mir allerdings auch grade damals, als ich dies schrieb, bekannt und gegenwärtig war. Dafs in *πενθ* das *ν* nicht so sei, zeigen *πένθος*, *πέπονθα*, *πείσομαι*, *πενθεῖν*. Dieses *ν* dürfte bekanntlich in Futur. und Perf. nicht mit übergehen. — P. 98. beginnt das Nomen bis p. 122. Als Resultat ergiebt sich, dafs das Slawische im Vergleich mit dem Griechischen die Wörter abkürzt, und die Endvokale abwirft mit Ausnahme des *i* und des weiblichen *a* und neutralen *o*. Jedoch finden sich im ältern Slawischen auch bisweilen noch die vollen Formen. p. 118 sq. findet sich eine auf Grimm basirte Note, die bei mehr Gründlichkeit weit einflufsreicher hätte werden können. Wenn jedoch auch nur so die Slawische Sprache durchgegangen worden wäre, wozu doch Grimm schon schätzbare Beiträge gegeben hat, so würde ihr inniger Zusammenhang mit dem Altindischen, Griechischen, Lateinischen u. s. w. viel fruchtbarer und überzeugender dargethan worden sein. Es ist da die Rede von den Wörtern auf *o*, *i* und *ja*, die in den *cass.* einen Consonanten bekommen. Auch hier hat des Hrn. Verfs. Sprachenkenntnifs nicht ausgereicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

XIV.

Abbildung und Beschreibung einiger neuen oder wenig gekannten Versteinerungen aus der Kalkschieferformation von Sohlenhofen, von Dr. Eduard Rüppell. Mit 4 Steindrucktafeln. Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner 1829. 12 S. *gr.* 4.

Von geringem Umfange, aber doch sehr schätzenswerth ist die Abhandlung des Herrn Dr. Rüppell, der sich um die Naturkunde durch die auf der Reise in Nord-Afrika zusammengetragenen und in die Sammlungen der Vaterstadt Frankfurt a. M. niedergelegten Schätze von Naturkörpern sehr verdient gemacht hat, von denen wir durch die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft in dem Reise-Atlas vortreffliche Abbildungen erhalten. Diese Verdienste um die Naturkunde hat Hr. R. durch die Zeichnung und Bekanntmachung einiger seltenen aus dem Kalkschiefer bei Sohlenhofen unweit Monheim im Baierischen Rezatkreise erhaltenen Versteinerungen vermehrt. Sehr bekannt sind die Kalkschieferbrüche dieser Gegend als reiche Fundgruben von Versteinerungen aus den Klassen der Strahlthiere, Weichthiere, Rindenthiere, Kerbthiere, beidlebiger Thiere, selbst Vögel, und es giebt wohl nur wenige Sammlungen in Deutschland, in denen nicht einzelne Stücke liegen sollten. Indessen zeigen sich hier, wie fast an allen reichen Fundörtern von Zeit zu Zeit Versteinerungen, die entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich bekannt und untersucht sind. Für die Wissenschaft ersprieſslich ist, wenn dann Kenner in der Nähe sind, welche solche lehrreiche Stücke dem Untergang entziehen, sie in grofse Sammlungen aufbewahren und von ihnen öffentlich Nachrichten mittheilen, wie es Herr R. mit den hier abgebildeten Stücken gemacht hat, welche in der Sammlung der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft aufbewahrt werden.

Zu den nicht sehr seltenen Erscheinungen der Gegend bei Sohlenhofen gehören zwei räthselhafte, dem ersten Anblick nach zweischalige Muschelarten, welchen deshalb Parkinson in der Gattung *Trigonellites*, Hr. v. Schlotheim in der Gattung *Telli-*

Digitized by Google

nites, und Hr. Prof. Germar in der Gattung *Lepadites* Stellen angewiesen haben. Nach Hrn. Dr. Rüppel gehören aber beide zu sehr verschiedenen Thierarten. *Tellinites solenoides Schloth.* (*Trigonellites lamellosa Parkins. Lepadites solenoides Germ.*) soll nämlich wahrscheinlich der Deckel eines ungekammerten ammonitenartigen Thieres seyn, das stets in Abdrücken, niemals mit versteinerter oder natürlicher Schale gefunden wird, das aber zu de Haan's *Planites plicatilis var. d.* zu gehören scheint, und das von Hrn. R. den Nahmen *Pseudammonites* erhalten hat. Zeigte sich das Schalthier, das mit dem Telliniten Taf. 1. abgebildet ist, stets ungekammert, so würde es zu den Argonauten des Reinecke oder zu den Turbinaceen Lamark's gehören, vielleicht zur Gattung *Phasianella*, an deren lebenden Arten die Mundöffnung mit einem hornartigen oder kalkigen Deckel verschlossen ist.

An andern Orten erscheint der Ammonit nicht blofs in Abdrücken, sondern vollständiger als Steinkerne, zum Theil mit erhaltener Schaale. So fanden sich vor 10 Jahren bei dem Abtragen des Stadtwalls bei Quedlinburg in den Liasschichten eines rothbräunlichen Thonlagers kleine Stücke des Ammoniten mit mehr oder weniger gut erhaltener Schale von mattweifser oder glänzend-goldgelber Farbe. Sie gehören zu *Ammonites laevigatus Reinecke*, sind gekammert und haben gewöhnlich einen etwas scharfen Rücken, doch kommen auch Stücke vor, an denen der vorstehende etwas gekerbte Rand verschwunden und dadurch der Rücken völlig rund geworden ist. In ihrer Nähe liegen zuweilen kleine zum Theil gut erhaltene Schalen des angeblichen *Tellinites solenoides*, einzeln auch einige Mal beide Schaalen verbunden, doch nie in einer solchen Lage, dafs man sie mit Bestimmtheit für Deckel des Ammoniten halten müfste. Ueberdiefs sind daselbst Stücke mit aufsitzenden oder auch in der Nähe befindlichen Schaalen anderer Schaalthierarten vorgekommen. Dadurch wird nicht nur das Zusammengehören des Telliniten und Ammoniten, sondern auch die abgesprochene Selbstständigkeit des erstern so lange sehr zweifelhaft gemacht, bis man Stücke erhalten hat, welche über beides genügende Auskunft gewähren. Bei Quedlinburg lassen sich solche bestehende Stücke nicht erwarten, da der damalige sehr beschränkte Fundort jetzt in Gartenland verwandelt ist; indessen werden andere Sammler, durch die Abhandlung des Hrn. R. aufmerksam gemacht, sicher Gelegenheit haben, über das darin zweifelhaft Gebliebene befriedigende Aufschlüsse zu ertheilen.

Tellinites problematicus Schloth., abgebildet Taf. 2., ist zwar längst bekannt, hat aber bisjetzt keine unbezweifelt richtige Stelle im System erhalten. Schon Scheuchzer kannte ihn, und gab ihm den Nahmen *Concha fossilis tellinoides porosa laevis*, Knorr, Walch u. A. behielten den Nahmen *Tellinoides* bei, erklärten aber die Versteinerung für eine Schaale des *Lepas anatifera*, weshalb sie auch Hr. Prof. Germar in Halle für einen *Lepadites* ausgab; Parkinson nannte sie *Trigonellites latus*, und von andern Schriftstellern erhielt sie den Nahmen *Tellinites noricus*, *Tellina punctata*. Ihre äufsere Oberfläche ist nämlich fein und tief punctirt, und die innere Fläche nicht wie an andern Muschelarten glatt, sondern tief quer gestreift. Dieses Baues wegen nahm De Luc sie aus der Klasse der Schaalthiere und gab sie für einen Buffoniten aus. Ihm folgte Bourdet, doch hielt er sie nicht für einen Fischzahn, sondern für Bruchstücke des Kiefers einer ausgestorbenen Fischart, und gab ihr deshalb (in *Notice sur des fossiles inconnus etc.* Genf 1822. 8vo.) den Nahmen *Ichthyosiagones*, welchen Hr. R. beibehalten und die Versteinerung *Ichth. problematicus* genannt hat. An zwei Stücken aus dem Sohlenhofer Kalkschiefer fanden sich Ueberreste der thierischen Muskelmasse, auch dafs das Schaalenpaar innerhalb einer länglicht-runden, halb-kugelartigen, an einem Ende abgeplatteten Muskularmasse lag, welche Taf. 2. abgebildet ist. Dadurch entstehen einige Aehnlichkeiten mit *Coriocella* und *Rimula* des Blainville. Wahrscheinlich dienten die beiden Schaalen zur Beschützung der Athemwerkzeuge.

Loligo priscus Rüppell. (Taf. 2. Fig. 1.) aus dem Steinbruch Deutingen bei Mohnheim ist ein versteinerter, 7½ Pariser Zoll langer, vorn abgerundeter, hinten spitz auslaufender Fleischsack mit einer herzförmigen an 1½ Zoll langen Schwimmhaut auf dem Rücken und mit einem hornartigen, über 3 Zoll langen, am Kopf abgerundeten, nach vorn zu lanzettartigen und zuletzt spitz auslaufenden Pfeil (Sepienschnabel). Dieser Loligo weicht von dem Montfort'schen (*Lepadites quirostris Schloth.*) im Bau und in der Gestalt sehr ab.

Sepia hastiformis Rüpp. (Taf. 3. Fig. 2.), eine schöne versteinerte Sepienschulpe aus dem Steinbruch bei Mühlheim, eine Stunde südöstlich von Sohlenhofen entfernt, unterscheidet sich durch die herzförmige Hornlamelle an dem Hinterkörper und durch den pyramidenartigen Vordertheil von allen lebenden Sepienarten.

Eine den *Holothurien* nahe stehende Versteinerung (Taf. 3. Fig. 3.) ist zu verdrückt, um sie genau bestimmen zu können, und besteht aus einer länglichen, etwas gebogenen, an beiden Enden abgerundeten Walze mit einzelnen Warzen auf der Oberfläche.

Auf Tafel 4. ist eine aus dem Steinbruch bei Deutingen gekommene Versteinerung abgebildet, von welcher Herr R. vermuthet dafs sie die Haut einer ganz unbekannten Thierart seyn möchte. Allein die Schuppenlage derselben erinnert zu sehr an *Fucoides Brardii*, welchen Herr Adolf Brongniart in der *Histoire des Végetaux fossiles* Taf. 2. Fig. 8—19. abgebildet hat, dafs man nicht den thierischen Ursprung dieser Versteinerung bezweifeln sollte. Auch in dem Fall, dafs sie ein urweltliches Seetang wäre, bleibt sie ihrer ausgezeichneten Gröfse wegen, ein sehr merkwürdiges Stück und bildet eine von *Fucus Brardii* verschiedene Art. Es wäre sehr zu wünschen, dafs entweder der Hr. Verf. oder Hr. Brongniart dieses Stück mit ächten Versteinerungen des Fucoiden verglichen, denn durch unmittelbare Anschauung derselben wird jede Ungewifsheit entfernt, nicht durch Zusammenhalten der Abbildungen, so gut ausgeführt diese auch seyn mögen.

Krüger.

Digitized by Google

Nro. 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Κωνσταντῖνος Οἰκονόμος περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν κ. τ. λ.

(Fortsetzung.)

Er nimmt an, *nebo*, der Himmel, *slobo*, das Wort, sei aus *nebos* und *slobos* entstanden, so dafs, wie bei *mati* das *r* aus dem Griechischen *μάτηρ*, das *ρ* weggefallen sei. Gewissermaafsen ist das auch richtig, aber nicht so, wie es sich der Hr. Verf. zu denken scheint, der anderswo *mati* und *μάτη-ρ*, *slobo* und *λόγο-ς* zusammenstellt. Wäre das der Fall, so müfste es doch wohl ebenso, wie p. 120. von ihm selbst *dom*, *kad*, mit dem harten Zeichen, für *δόμος*, *κάδος* erwähnt wird, heifsen *slob* mit dem harten Zeichen, und nicht mit neutraler Endung *slobo*. Zeigen wir die Sache an dem einen Beispiele. *nebo*, gen. *nebese*, *νέφος*, *νέφεος* aus *νέφεσος*, Indisch *nabhas*, *nabhasas*, Lateinisch *genus*, *generis*, *tempus*, *temporis* (vgl. *plurimus* und *plusimus*, *ero* und *eso etc.*). Es ist also im Slaw. der Stamm *nebes*. Der Vokalwechsel Slawisch *es*, Griechisch *os*, Lateinisch *us*, Indisch *as* ist schon oft genug erklärt worden. Wäre der Nom. auf die vom Verf. angenommene Weise entstanden, so müfste er *nebe* heifsen und nicht *nebo*. Dies ist entscheidend, indem an eine Verwandlung des *e* in *o* aus Gründen der Deklination oder des Geschlechts nicht zu denken ist, da *e* ebenfalls eine sehr häufige neutrale Endung ist. *Nebo* ist also anders zu erklären. Die Sache ist schon genügend von *Eug. Burnouf* im *Journal asiat. Avr.* 29. *p.* 307 *sqq.* und vorzüglich von Hr. Prof. Bopp (über einige Demonstrativstämme u. s. w. 1830. p. 4 *sqq.*) erläutert. Es ist nämlich auch hier die schon öfter berührte Eigenthümlichkeit, dafs in den Dialekten die euphonisch verwandelte Sanskritform statt der eigentlichen eingetreten ist, zu beachten. *as* wird im Indischen nach bestimmten Gesetzen in *ō* verwandelt, *nabhas*, *nabho*, und diese letztere eigentlich nur für ganz besondere Fälle statt findende Form ist, wie im Zend, so auch im Slawischen statt der eigentlichen immer gebraucht worden. So ist's mit *slobo*, *slobese etc.* ebenfalls. *mati*, accus. *materj* ist Sanskritisch *matr*, accus. *mātaram*, nom. *mātā* für *mātār*. *ima*, der Name, gen *imene*, Sanskritisch *nāman*, gen. *nāmanas*, nom. *nāma*. Hier hat das Griechische, Germanische und Slawische die Sanskritische Nominativsform, das Lateinische die Stammform *nomen* angenommen. Dafs Hr. Pr. Bopp a. a. O. p. 6 *sq.* sehr Recht hat, in *γῆρας*, *γέρας etc.* nicht einen Stamm auf *T* anzunehmen, sondern sie mit *νέφος etc.* zusammen zu bringen, dafür sei es mir erlaubt noch einen Grund mit anzuführen. *γῆρας* bildet Jonisch auch *γήρεος*. s. *Schol. ad. Hom. Il*, *γ*, 150. *Etym. M.* 93, 8. 284, 33 und öfter. So tritt es also in Analogie mit *βρέτας*, *κῶας*, *οὖδας*, *κνέφας* (dies scheint sogar sehr nahe verwandt mit *νέφος*. s. schon die Etymologie des *Helladius* bei *Phot. bibl.* 530, *b*, 31.) *etc.* Es hat sich also das Indische *as* inlautend, und im neutr. adj. auf *ης* auch auslautend (*δυςμενής*, *ές* s. Bopp) auf *ες*, auslautend auf *ας* und *ος* im Griechischen, Lateinisch auf *us* gestaltet. Auch Buttmann hat schon aus *λίπας* und — *ος*, *δέρας* und — *ος* die Identität dieser Endungen erkannt, und vor ihm schon alte Griechische Grammatiker s. Etym. M. 257, 9. 549, 54. 639, 4. *κῶας*, *κῶος*, *οὖδας*, *οὖδος etc.* Auf das schönste treten so sowohl mit diesen Griechischen als mit jenen Slawischen Erscheinungen auch Composita zusammen, z. B. *γηρόβοσκος*. Nimmt man hierzu noch Dorische Formen, wie *μῆχαρ* (vgl. *πόλιορ*, *πόϊρ*, *puer*, *genus*, *generis*), so erklären sich auch Etruskische Formen auf *ar*, wo im Griechischen *ος* steht. — §. 5. ist sehr kurz von den *adj.* die Rede. Das 3. Cap. handelt in 7 §§. von p. 122 bis 143 *περὶ παραγώγων ὀνομάτων*. Es ist nicht zum Besten der Wissenschaft, dafs der Hr. Verf. die Meinung gehabt hat, bevor er zur Deklination gehe, alles andere vom Nomen sagen zu müssen. Es wäre viel rathsamer ge-

Digitized by Google

wesen, die beiden so verschiedenen Lehren von der Flexion und Formation gänzlich zu trennen, etwa so, wie es in Buttmanns Griechischer Grammatik geschehen ist. Es ist aber auch abgesehen davon dies Cap. zu tadeln. Es wird hier nicht nur der feinere grammatische Takt und eine systematische Methode, die von bekannten Sachen aus mit Benutzung jeder noch so gering scheinenden Kleinigkeit Schlufs für Schlufs fortschreitet, sondern auch ziemlich bekanntes vermifst. Wenn hier auch nur weniges aufgeführt werden kann, so darf es doch unmöglich ganz übergangen werden, da sich gerade hier sehr klar zeigt, wie wenig sich ein solches Verfahren zu Sprachvergleichungen eignet. Zuerst ist schon sehr zu tadeln, dafs bei weitem nicht alle Ableitungsendungen, deren es im Slawischen sehr viele giebt, sondern nur die angeführt werden, die dem Hrn. Verf. mit Griechischen verwandt zu sein scheinen. Im Einzelnen können hier nur die wichtigsten und auffallendsten Versehen mitgetheilt werden. §. 2. *Δ*. p. 126 wird die Slawische Endung *stwo* verglichen mit der Griechischen *τος* vermittelst des beliebten Digamma *τϝος* und mit *δος* und *θος* (*τ*=*δ*=*θ*) und dazu angeführt *ἔτος*, *εἶθος*, *πάθος*, *ψεῦδος*, in welchen allen der Zungenlaut radikal und die Endung nur *ος* ist. Unter *ε* ist *ba* verglichen mit *πα*, *φα*, *πη*, *βα*, *φη*, *βη*, und Beispiele sind *βλάβη*, *λαβή*, *λοιβή*. Aber hier ist wieder nur *η* die Endung. Unter *ζ* die Endung *lo* mit den Gr. *λον*, *λος*, *ρον* und *ήριον*. *βέλος*, *τύλος*, *κέντρον*, *ῥόπτρον*, *φέρετρον*, *θυματήριον*. Aber bei den ersten ist nicht *λος* die Endung, sondern *ος*, bei den andern nicht *ρον* und *ήριον*, sondern *τρον* und *τήριον*, welche mit *lo* gar nichts gemein haben. *ιγ'*, *n.* 2. ist *nutrix* aus der Endung *issa* erklärt, während doch bekannt ist, dafs *ix* nur eine Dialektverschiedenheit von *ις* ist. Unter *ιδ'* wird die Slaw. Endung *ast* vergl. mit der Gr. und Lat. auf *ax*, Ital. *accio*, Deutsch auf *als* und *ans* in Geizhals und Prahlhans. Das ist etwas gar stark. *ιζ'*, *ni*, *mi* = *ναιος*, *νιος*, *δηναιός*, *χθόνιος*, *οὐράνιος*. Ist denn da *νιος* die Endung? — §. 3. wird — wer sollte das hier erwarten? — von der Bildung des Comparativ gehandelt. Da finden sich auch Deutsche Compar. auf *sser*. §. 4. fährt fort, Arten anzugeben, wie man das Comparativs- und Superlativsverhältnifs ausdrückt. §§. 5. 6. 7. handeln über die Zahlwörter, wobei wieder Formelles und Syntaktisches vermengt ist. Wie schön hätte sich dieses für Sprachvergleichung so wichtige Capitel behandeln lassen, z. B. *dwa* und *dwie*, *trije* und *tschetwirije* und *tri* und *tschetwri* (?, 3, 4), und wie ist es hier so unvollständig geschehn! Man findet hier neben *ternarius* auch einen *duarius*. Eigentlich ist es nun eine Inconsequenz des Hrn. Verfs., nicht zum Pronomen, sondern zur Deklination fortzugehen, die im 4ten Capitel von p. 144. bis 172. in 7 §§. verglichen wird. Hier tritt leider! jener schon gerügte Mangel an grammatischem Takte und jene ganz äufserliche Vergleichung aufserordentlich in die Augen. Der Hr. Verf. hätte doch schon aus den Dialekten der Griech. Sprache wissen können, wie oft es der Fall ist, dafs in ihrem Grundstoffe und in ihrer Grundansicht der Bildung verwandte Sprachen, zeitlich und räumlich getrennt, sich so eigenthümlich ausbilden können, dafs dem Ungeübten gar keine Verwandtschaft mehr zu seyn scheint, oder, was noch schlimmer ist, dem nur halbgebildeten Dilettanten eine Gleichheit da, wo wirklich keine ist. Wie ungrammatisch ist es *mati* so mit *μάτη-ρ* zu vergleichen, oder *suina*, d. i. nach der bekannten Slaw. Weise die alte Genitivsendung *as* Indisch, *os* Griech., Latein. *is*, mit *Πηλείδα* u. s. f. Solche Sachen fallen um so mehr auf, als man nach den Citaten berechtigt wird zu glauben, dafs die Werke von Grimm, Bopp u. s. w. benutzt worden seyen. — Die Slaw. Deklination ist sehr vielfach und unregelmäfsig durch die oft unstäten Endungsverschiedenheiten der Casus, die Unterscheidung belebter und lebloser Dinge, und der Subst. und Adj. Die Ordnung, die hierbei befolgt wird, ist eine etwas sonderbare. Erst folgen die Cass., die sich entweder immer oder nur zuweilen gleich sind, Nom. Accus. Voc., Dat. und Präpositiv Sing. bei allen Femin. und vielen Neutris, die nicht angegeben werden. §. 2, *e* steht, dafs Nom. und Accus. Pl. der Femin. und Neutra gleich seien (welche Regel wenigstens in Heyms Russ. Gr. verschieden lautet), bei den Griechen sei dies bei den Neutris auch immer, bei den Femin. nur in der Declin. contracta, *αἱ* und *τὰς πόλεις*, *οἱ* und *τοὺς βασιλεῖς*, *οἱ*, *αἱ* und *τοὺς*, *τὰς μείζους*. Wer so die Geschichte einer Sprache vernachlässigt, der kann freilich viel Formenähnlichkeiten finden. §. 3. enthält die Adj. Sie haben 3 Endungen. Die *ἀόριστα*, *indefinita*, auch *ἀποκεκομμένα*, *apocopata* genannt, d. i. die *disjoints*, werden mit Ausnahme einiger Cass. wie die Subst. gebildet. §§. 4. 5. *A*, *B*. 6. 7. enthalten die Regeln über die Bildung der anderen Cass. *α*, durch 1, Zusatz, 2, Verwandlung,

Digitized by Google

α, Wegwerfung, von Vokalen; β durch 1, Veränderung, 2, Zusatz, von Consonanten; γ durch Zusatz einer Sylbe. Im Allgemeinen ist diese Ordnung wenigstens sehr unbequem; im Einzelnen nicht minder. Es kommt öfters vor, dafs man auf die Slaw. Grammatiker verwiesen wird über Sachen, die, wenn sie einmal berührt wurden, ausführlicher erklärt werden mufsten. P. 158. wird gelehrt, das Slaw. *ch* sei das Griech. φι und χι, das Latein. *bus*, und z. B. *nebébus* folgendermaafsen erklärt: „*nebébus*, νεφέϝοις, νεφέοις ὡς ὀστέοις, ἀντὶ νέφεσιν, ὡς ἐξ ὀνομαστικῆς νέφειον ἐντὶ νέφος". Auch im Sanskrit sei das *ch* in den Cas. äufserst gebräuchlich. Woher mag das der Verf. haben? Es ist wohl das falsch verstandene *visarga*. Sodann wird es als Spiritus mit σαῶς verglichen. — Von pag. 173. folgen vergleichende Tabellen des Nomen. Von p. 176. α bis 176. ξ Paradigmen desselben aus dem Russ. mit Noten. Es herrscht auch hier die bunteste Willkühr. Das Slav. *ui* z. B. wird gleichgesetzt dem η = α = ει = οι. *i* = ει = ι = η = η = οι. Dem οι, ω, φ ist aber auch gleich das Russ. *u* und *ju*, und so fort fast alles allem. Wenn Einzelnes davon auch wahr ist, so hat es doch so dargestellt das Aussehn der allergröfsten Willkühr. Die Slaw. Wohllautsgesetze hätten mehr berücksichtigt werden müssen; gewisse Laute z. B. leiden kein *i*, andere kein *ui* nach sich u. s. f. Das Slaw. hat unstreitig einen sehr alten Typus, und kann nicht so, wie hier geschieht, ohne weiteres mit dem jüngeren Griech. verglichen werden. Wenn dies mit Gründlichkeit geschehen soll, so geht die Untersuchung in Zeiten und Formen hinein, die in der Regel älter sind, als das älteste erhaltene Griech. — Wir geben nunmehr ein Beispiel durch. Das Griech. μοῦσα heifst auch Russ. *musa* (das *s* ist weich, wie das Griech. ζ). Genit. *musui*. „*ui* = η, τὸ ς τῆς γενικῆς ἀποβάλλεται". Das ist zwar hier richtig, ist aber, wie es scheint, nur euphonisch für *i*, s. *Dobrowsky* p. 16. — Dat. *musie* „καὶ λτ. *musae* ὡς χαμαί = χαμῇ κ. τ. λ. ἐρχαῖαι δοτικαί". Hierzu bemerke ich nur noch, dafs ebenso, wie sich im Lat. *musai* und *musae* verhalten, so auch im Griech. zu der gewöhnlichen auf ᾳ, η, d. i. αι, eine sehr alte Böotische auf αι, s. *inscr.* 1647, und die gewöhnlich Böotische auf η, s. *Böckh. ad inscr.* 1, *p.* 726. Weiter unten mehr darüber. — Accus. *musu*. „*u* = ου, ὡς Ἰοῦν. ἢ καὶ = ο, ὡς ὁδόν (ἀνάμαλον). ἢ = ω (ου) ὡς αἰολ. τῷ μελίσσῳ = τῇ μελίσσῃ". Was ist das für eine Methode, in allen Deklinationen herumzusuchen, um etwas irgendwie ähnlichklingendes aufzugreifen, denn anders kann man das doch wahrhaftig nicht nennen? Ist es nicht für Vf. und Leser ungleich vortheilhafter zu sagen, so etwas könne man nicht erklären? — *instrument. musoju*. „ὡς εὔγεῳ, ἢ καὶ, ὡς τουτέῳ ἰωνικ. ἀντὶ τούτῳ (παρένθέσ. ε) οὕτω καὶ μούσεῳ (ἀντὶ μούσῳ ὡς μελίσσῳ αἰολ.) ἢ καὶ μουσόῳ ὡς (γάλος, γάλῳ, τῇ) γαλόῳ. Καὶ ἄλλως δὲ τὸ μούσῃ = μούσ — ῇ = μουσ — ΐῃ = ὁοῖ, jù, μούσεσι (ἀντων. βλ. σελ. 148.)." Es ist schon kein gutes Zeichen, wenn so vielerlei mit einemmal herumversucht wird. τῇ εὔγεῳ zu vergleichen, ist ein arger Mifsgriff. Der Hr. Verf. sucht offenbar nach gleich- oder ähnlichklingenden Tönen herum ohne alle Kritik. Eher scheint τουτέῳ und γαλόῳ zu passen. Indessen heifst es im Slaw. bei diesen Wörtern nur in diesem einen Casus *oju*, *eju*, *ijeju* und *iju*, im Griech. aber ist dies ε oder ο in mehreren, τουτέων, τουτέους, γαλόων. Darf man vielleicht an den Sanskrit. *instrumental* der Feminina auf *ā* denken, der *ejā* heifst? Die eigentliche Endung ist *ju* im Slaw. Und auch im Ahd. ist *ū* und *jū* die Endung dieses Casus. *o* und *e* im Slawischen vorher sind Stammvokale, wie z. B. in *sun*, Genitiv *suná*, *sunowi*, *sunowe*; wenn der Ton drauf liegt ist es *a*, wo nicht *o*, so ist der *instrum.* Pl. *musámi*, im Singul. aber *musoju*. — *praepositiv. musie*. „ὡς ἡ δοτ. καὶ ἡ λτ. Ablativ *musa* = μούσᾳ". Das fragt sich gar sehr. Es ist bekannt, wie scharfsinnig Hr. Prof. Bopp die alten Formen *praedad*, *bellod*, *marid*, *navaled*, die auch unser Verf. anderswo, aber ganz nach der alten Weise beibringt, mit der Sanskritischen Ablativsform auf *at*, vor den Vokalen und weichen Consonanten *ad*, verglichen hat. Indessen sind freilich noch nicht alle Zweifel gelöst, und es bedarf und verdient die Sache noch eine nähere Untersuchung. — Nom. *pl. musai* „*ui* = η = αι. λτ. *musae*, ἢ καὶ = οι ὡς ὁδοὶ αἱ." Das η, das der Verf. beibringt, scheint ganz seiner Etymologie zu gehören, nach Neugriechischen Analogieen; das alte αί z. B. heifst da auch ἡ, θέαινα, θεήνα, αἰβοῖ, ἠβοῖ, αἶρα, ἦρα. Jedoch läfst sich dafür das alte Böotische anführen, z. B. τίμη, s. Böckh a. a. O. Es ist interessant, dafs im Slawischen sehr oft der nom. pl. dem genit. sing. gleich ist, wie auch im Lateinischen in den beiden ersten Deklinationen, und ehemals auch in der 5. (die 4. rechne ich aus leichtbegreiflichen Gründen nicht). Auch im Sanskrit ist die Endung für beide öfters gleich, *as*. Da nun im Lateinischen der genit. sing. da auch *es* und

Digitized by Google

aes neben *ae*, *ai* und *as* lautete, so wird sehr wahrscheinlich, dafs auch der Nom. Pl. so gehabt habe. So wären wir der Urdeklination schon um einen Schritt näher. Der Neugriechische Nomin. *ταῖς μούσαις* hängt nur scheinbar hiermit zusammen, es ist nämlich da wohl, wie so oft in solchen neueren Sprachen, der Accus. (äolischer Form) zum Nom. geworden. Im Altgriechischen findet sich für die 1. und 2. Deklination nicht die geringste Spur des ursprünglichen *s* im Nom. Pl. mehr. In den Germanischen Dialekten findet sich dagegen noch öfters dieselbe Gleichheit. Wegen des abgefallnen *s* beziehe ich mich auf das schon oben gesagte. — Der Genit. Pl. hat den blofsen Stamm mit dem harten Zeichen, von diesem letzten sagt der Verf., dafs es gleich sei dem Griechischen *o*=*ω* (*βλ. τὸ στοιχ. b εἰς τὸ λεκτ. Τόμ. γ.*), *ἀποκοπή.*" Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Es scheint vielmehr eine gänzliche Endungslosigkeit zu sein. — *Dat. musám* mit dem harten Zeichen, „*δοτ. δυϊκὴ ἀντὶ πληθυντικῆς. βλ. σελ.* 148." Das ist wieder sehr sonderbar. Der Dual hat sich nach des Hrn. Verfs. Meinung im Griechischen aus dem Plural gebildet, und dennoch soll das Slawische, d. i. das uralte noch unausgebildete Griechische im Dat. Pl. die Endung des Griechischen Dual. haben? Aber auch abgesehen davon kann man mit dieser Erklärung nicht zufrieden sein. *musam* soll sein = *μούσαν* = *μούσαιν*. Hier ist also das Slawische einfache *a*=*αι*, in einem anderen Beispiele, *puljam*, ist ihm *jam*=*αιν*, und wieder in einem anderen, *ijerejam*, ist *ja*=*οι* (*ἱερέοιν*)! Lassen wir jedoch diese Willkührlichkeiten, und suchen wir auf eine wirklich philologische Weise etwas herauszubekommen. Der Deutlichkeit wegen wollen wir für das Russische harte Zeichen folgendes † machen. Es findet sich zuvörderst, dafs diese Dativsendung *m*† gleich ist mit der früher besprochenen der 1. pers. pl. praes. Nehmen wir also an, es stehe ebenfalls für *ms*, und suchen wir nach einer Bestätigung dieser Annahme. Die findet sich denn auch ziemlich vollständig. Im Litthauischen hat das Adj. und Pron. (Redetheile, die in der Regel die ältesten Formen am getreusten bewahren, und somit für die Sprachvergleichung von der höchsten Wichtigkeit sind) in demselben Casus *ms*, das Subst. dagegen blofs *m*. Daraus, so wie aus dem altnordischen *mr* in *thrimr (tribus)* und aus anderen Gründen vermuthet Grimm auch ein älteres *ms* für das Germanische *m* in demselben Casus. So weit das Slawische. Im Gr. sehen wir z. B. von *τιμή* den Dat. Pl. *τιμαῖς*, den Accus. *τιμάς*. Aeolisch aber ist bekanntlich auch der Accus. *τίμαις*, Böotisch Dat. *τίμης*, Accus. *τίμας* oder *τῖμας*, auch im Neugr. heifst der Accus. *τιμαῖς*. Woher nun die Gleichheit dieser beiden Casus? An eine syntaktische Confusion, wie etwa in der gemeinen Volkssprache einiger Deutschen Gegenden, wird wohl hoffentlich niemand denken wollen. Nach Anderen ist die Gleichheit zufällig, indem die Aeolier im Accus. statt des langen *α* das ihnen gewöhnliche *αι* setzten. Haben denn aber die Aeolier überall *αι* für das lange *α* gesetzt, und, wenn nicht, warum denn gerade hier? Wir sind also dadurch um nichts gefördert, sondern müssen weiter nach dem Grunde fragen. Sie sagten *τύψαις* für *τύψας*, ebenso wie aus *δύνς* wird *δούς*, aus *τιθένς τιθείς* (nicht *τύψαντς*, *θέντς*, *δόντς*). So etwas mufs also wohl auch hier zu Grunde liegen. Aus der Sprachvergleichung ergiebt sich für den Accus. Pl. als älteste Form *ns*, also *τιμάνς*, Aeolisch in *τίμαις*, gewöhnlich in *τιμάς* verwandelt. Für den Dat. ergab sich oben *ms* als ältere Form. Dies mufs Gr. werden *νς*, und dies ist, vielleicht zum Unterschiede vom Accus., in *αις* verwandelt worden und geblieben. Vergleicht man damit den Dat. Dual. *τιμαῖν*, so wird man wieder denselben Fall finden, wie bei *ἐς* und *ἐν* aus *ἐνς*, und dieselbe Oekonomie der Sprachen. Die Art, wie ich nun weiter dieses *ms* mit dem Lat. und dem Sanskrit in Zusammenhang zu bringen gesucht habe, würde mir etwas schwieriger erschienen sein, hätte mich nicht nachher auch Grimms gewichtige Auctorität in derselben bestärkt. Es scheint mir nämlich auch hier, wie bei dem *ms* des Verbi, ein Vokal ausgefallen, und wegen des *s* erst das *m* hereingekommen zu sein. Mit einem Worte, ich halte dieses *m*—*s* durch das Medium von *b*—*s* für identisch mit der latein. Endung *bus*. Der Uebergang des weicheren *b* vor *s* in das härtere *m* läfst sich belegen, ich mufs es aber des Raumes wegen hier unterlassen. Das Lat. *bus* aber ist das Sanskrit. *bhjas*. Wegen des Zusammenhangs dieser beiden Formen (für den Vokal vergleiche man die Endungen — *tamas*, Lat. *tumus* (*timus*, *anti*, *unt etc.*) verweise ich auf das früher über *swapnas*, *ὕπνος*, *somnus etc.* gesagte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Κωνσταντῖνος Οἰκονόμος περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν κ. τ. λ.

(Schluſs.)

Es zeigt also das Slawische auch in diesem Casus einen Typus, der älter ist, als der des Griech. und Germ., noch älter aber zeigen ihn das Lat. und das Sanskrit. Jedoch sind auch im Lat. Spuren der anderen Art. Um von dem Dat. Pl. der 1. und 2. Dekl. nicht zu reden, erwähne ich hier ältere Sachen aus Inschriften. Was O. Müller in seinen Etruskern 1, p. 55. für Accus. erklärt, *triph apruph*, kann ich unmöglich für etwas anderes halten, als Ablat. (etwa *tribus aprit facere.*). — *Accus. musui* „ὡς ἡ ὀνομ. (βλ. σελ. 146.)." Beim Nom. setzt der Hr. Verf. *μούσῃ* (*αι*), beim Accus. *μούσῃ* (*ς*) hinzu. — Präp. *musach* „ὡς *βίῃφ*, *ὀστεόϙιν* (*μούσαϝιν* = *μούσαιν* βλ. σελ. 158) ἡ λτ. δοτ. καὶ Ablat. *musis* = *μούσῃς* (*αις*)." Auch das dürfte schwerlich Beifall finden. Die Annahme der Verwechselung der Aspiraten hätte doch triftiger begründet sein sollen. Fiel es denn dem Hrn. Verf. nicht auf, daſs der Dat. auf *m* und der Präp. auf *ch* beide = *αιν* sein sollten? Auch die Erklärung des Lat. *musis* aus dem Gr. *μούσαις* durch das Medium von *μούσῃς* ist unrichtig. Wie sich diese Dat. und Ablat. verhalten, zeigen deutlich Formen wie *diis* und *dibus* oder *diibus*, *parvibus*, *quibus*, *quis*, *famulabus*, *famulis*, *duobus*. Uebrigens scheinen da 2 Cass. zusammenzufallen, der Instrumental und der Ablat. des Sanskrit auf *bhis* und *bhjas* (vergl. *nob's*, *vobis*), welcher erstere zugleich noch einen Beweis für die hier kurz angedeutete Entstehung der Formen auf *ais* und *ois (is)* giebt. Der Instrument. von *gadscha* z.B. sollte *gadschābhis* oder *gadschèbhis* heiſsen, heiſst aber *gadschais*, und nur aus den alten Veda's wird *gadschèbhis*, so wie aus anderen Deklinationen die verkürzte statt der gebräuchlichen langen angeführt, z. B. *nadjais* für *nadibhis* (s. Ind. Bibl. Bd. 3. Heft 1. p. 72.). Wie übrigens dieses *b* verschwinden konnte, ist leicht zu erklären. Es ist das sehr weiche Indische *bh*, welches sich zuerst in *h* erweichte. Eben so ist die Imperativsendung *dhi (θι) hi* geworden. So wird für die Wurzel *grah* aus den Veda's *grabh* angeführt. Und eben dieser Weichheit wegen ist dies *b* in anderen Dialekten in *m* übergegangen. — Als ein merkwürdiges Beispiel, wie wenig Sicherheit ein solcher Standpunkt gewähren kann, wollen wir hier noch einiges anführen, was der Hr. Verf. zu einem anderen Paradigma sagt. Von *wojewoda* heiſst der Genit. — *odui*, also bei diesem Mascul. ganz ebenso, wie bei dem eben da gewesenen Fem. musa. Dort stellte der Hr. Verf. dieses *ui* = *η*, hier = *υ* = *ου* (*βοεβόδου καὶ βοεβόδα, ὡς τοῦ ἱππότα*), *καὶ ui* = *η*, *ὡς τοῦ Φιλῆ καὶ συνήθως* (d. h. Neugriech.) *τοῦ κριτῆ, τοῦ δεσπότη*, *ἤ υ* = *οι*, *ἀποκοπὴ ἀντὶ οιο*, *βοεβόδοι-ο* (*ὡς λόγοιο. οἱ Αἰολεῖς ἔλεγον ἐμύ, καλύ ἀντὶ ἐμοί, καλοί κ. τ. λ.*). Welches Herumrathen! Und wenn einmal die letzte Erklärung gegeben werden sollte, so brauchte nicht die Endung *οιο* apokopirt zu werden, da ja *οι* auch existirt, siehe *Böckh. ad inscr.* 1767. Es wird diese Form, die, wenn ich nicht irre, auch sonst noch in den Inschriften vorkommt, mehr als durch den von Böckh beigebrachten Accus. pl. durch die Analogie der Genitt. auf *οῦς*, *ῶς*, *οῖς* von Fem. auf *ώ* geschützt. — Der Accus. Sing. desselben Wortes endigt sich ebenfalls auf *u*, wie bei musa. Dort sagte der Verf. „*u*=*ου*, *ὡς Ἰοῦν*, *ἤ*=*ο*, *ὡς ὁδόν*." Hier „*ὡς πῆχυν*." — Der Genit. von *dom* (*δόμος*) heiſst *domá*. Den erklärt er wieder so „*α*=*α*=*ου αἰολ. ὡς Πηλείδα*. Es ist ja aber dieses Aeolische *α* offenbar Contraktion aus *αο*, und an eine solche bei *dom* nicht im entferntesten zu denken. Es ist ganz klar die alte Indische Endung *as* mit (auch im Griech. und Latein. in einigen Deklinationen) abgeworfenem *s*, wie *nebese*, *nabhasas*, *νέφε(σ)ος*, *sutina*, *musui*. Bei *nebese* ist es *e*, weil der Ton nicht darauf steht, wie

Digitized by Google

bei *domá, swiná etc.* — Der Dat. heifst *domú.* „ἡ δοτ. εἰς *u, ju* = ῳ = ωι. = οι = ου." Welche Behauptungen! Warum brachte der Verf. hier nicht das ihm bekannte Aeol. υ für οι an? Der Dat. S. von λόγος heifst Böot. λόγυ, so wie der Nom. Pl., Dat. Pl. λόγυς, also aus οι. Dafs übrigens ῳ nicht ωι ist, ist bekannt genug. Man könnte sich bei dem Gesagten beruhigen, ich gehe jedoch noch näher auf die Sache ein. Dafs im Gr. und Lat. die Endung des Dat. Sing. in der 1. und 2. Dekl. genau zusammenstimmt, brauche ich wohl nicht erst zu beweisen. *αι, οι, ai, ae, o (oi, oe).* Dieses *oi* und *oe* ergiebt sich aus der Analogie. Für *αι, ᾳ, ῃ* habe ich oben auch im Griech. *αι* nachgewiesen, dasselbe findet sich auch für die 2. Dekl.; *inscr. n.* 1599 steht der Dat. *Διονύσοι.* Die 3. Dekl. hat *i.* Der Wechsel zwischen *e* und *i* ist im Griech. ebenso wie im Latein. aus einer grofsen Menge von Beispielen bekannt genug. So rücken wir mit dem Griech. und Lat. und wohl auch Slaw. Dat. Sing. nahe genug an das Sanskrit. *ē* dieses Cas. hinan, und auch die German. Dialekte führen dahin. — Wir brechen jedoch hier, wenn auch ungern, ab. — Von p. 176 λ bis 176 ξ folgen *Adj.* in Tabellen ebenso mit Noten versehen. Von p. 177 bis 194 reicht das 5. Cap. über das Pron. Auch da giebt es des Tadelnswerthen genug, und es macht sich die Unkenntnifs des Sanskrit wiederum sehr fühlbar. Von p. 194 beginnt das 6. Cap. über das Verbum. Bis p. 210 Allgemeines in 7 §§. über *numeri, genera, tempora, modi.* Den Dual. haben nur wenige Slaw. Dialekte. Dabei findet sich sonderbarer Weise das Genus unterschieden, z. B. *jesta,* ἐστόν, masc., fem. *jestie,* was das Neutr. betrifft, so findet man darüber hier keine Auskunft, sondern mufs sie sich erst aus Dobrowsky holen. Darin zeigt sich wieder recht deutlich die sogenannte Agglutination, es sind nämlich ohne alle Veränderung angesetzte Pron. darin. Auch hier ist die Behauptung wiederholt, dafs im ältesten Gr. kein Dual gewesen sei. Das ist doch aber noch sehr problematisch, wenn auch manches mit dem Pl. eigentlich einerlei ist, wie z. B. die Endungen τον und μεθον aus τε und μεθα auf die oben angegebene Weise entstanden sind. Gegen das Aeol. und Lat. treten als Gegenzeugen das Sanskrit und das Goth., so wie auch das Slaw., auf. §. 4. findet wieder eine Verwechselung nicht zusammengehörender Dinge statt, so wie auch ein Fehler. Es ist da die Rede vom Gebrauch des Präs. für das Futur, und da werden angeführt τελεῖ, καλεῖσθε, ἐγὼ δέ κ' ἄγω etc. Die ersteren sind ja aber wirklich Future, und die letzteren sind Conjunctive und deren Zusammenhang mit dem Fut. bekannt genug. §. 6. wird gesagt, Redupl. und Augm. gebe es im Slaw. nicht, und dabei wieder ganz grundlos behauptet, auch das älteste Griech. kenne sie nicht. Das dabei angeführte λέκτο ist allbekannter Maafsen kein Plsqpf. — P. 210 beginnt das 7. Cap. über die Verbalendungen, und die charakteristischen Buchstaben und ihre Veränderungen. Bei dem Verbum tritt die Verwandtschaft beider Sprachen viel deutlicher heraus, als beim Nomen, und so sind auch hier weniger Irrthümer, als in der Deklination, jedoch fehlt es daran auch hier nicht, wie sich aus den oft schon angeführten Gründen erwarten läfst, sobald die Verwandtschaft wieder tiefer versteckt liegt, und nicht durch das Gr. allein verstanden werden kann. Was wir oben beim Sanskrit in gewissen Fällen, beim Gr. in τετύφαται fanden, das Ausfallen des pluralen *n*, das zeigt sich im Slaw. immer. Die Endungen für die 3. plur. präs. sind *ut, jut, jat.* Da wir uns kurz fassen müssen, so geben wir nur noch einige Hauptbeispiele, wo die Vergleichung des Sanskrit erst das volle Licht gewährt. So ist die 2. Sing. präs. *schi,* Russ. *schj,* sonst *si, sj,* fälschlich durch σσ, z. B. θύνεσσι, erklärt. Das Sanskrit erklärt dies *sch* statt *s,* ebenso auch in der 3. Pl. prät. auf *scha.* Ferner ist dies zu vergleichen für die 2. und 3. Sing. Imperf., die einerlei Endung haben, s. Bopp r. 320. Unterschied ist nur der, dafs im Slaw. beide Charaktere, der Endung und des Temporis, wegfallen. *Piju* z. B. (πίνω) bildet in der 1. *pich,* in der 2. und 3. *pi,* ἔπιες, ε. Bei diesen Formen vergleicht der Hr. Verf. das Gr. und Lat. folgender Maafsen: ἔτυπτες(ι) ἔτυπτε(τι), *legebas(i), legebat(i).* Das ist unrichtig. Dieses *i* ist sowohl im Griech. als im Sanskrit das Unterscheidungszeichen der absoluten und der relativen Tempora, *mi, si, ti, masi* alt für *mas,* wie aus den Veda's angeführt wird, (s. Ind. Bibl. a. a. O. p. 85) *anti* und *m, s, t, mas, ant.* Die absoluten Tempora haben alle eine Beziehung auf die Gegenwart, ich halte deshalb dieses *i* für das demonstrative. §. 13. ist der Slaw. Infinit. auf *ti,* Russ. und auch sonst *tj,* erwähnt und aus dem Gr. Imperat. auf τι, θι erklärt. Erstlich aber kann τι gar nicht eine Griech. Imperativsendung genannt werden, und 2. ist doch aus dem im Gr. auch nur unter sehr beschränkten Umständen erlaubten syn-

Digitized by Google

taktischen Gebrauch des Inf. für den Imp. noch lange nicht auch nur wahrscheinlich gemacht, geschweige denn erwiesen, dafs die Slawen den Griech. Imperativ zu ihrem Infin. gemacht hätten. Wie will nun der Hr. Verf. die Inf. der andern verwandten Dialekte damit in Einklang bringen? Indessen wiederholt der Hr. Verf. seine Behauptung unten bei dem Russ. Paradigma noch einmal weitläufig. Dies ist wieder eine Stelle, wo ohne allgemeine Sprachvergleichung gar nicht durchzukommen ist. Und zuvörderst ist das festzuhalten, dafs der Infin. keine Verbalform, sondern ein Nomen ist. Die Endung ist also eine nominale, und zwar in den verschiedenen Dialekten verschieden. Im Sanskrit *tum*, im Gr. *ναι* (den Beweis hiervon anderswo), *εν* (*ην*, *ειν*), im Germ. *an*, *en*. Dem Sanskrit sieht man seine nominale Natur gleich an. Auch im Griech. und Germ. ist dies nicht schwer. Wie im Sanskrit die Nominalendung *ana*, mascul. und neutr., und *anī*, fem., so ist im Gr. *ανος*, *ανη*, *ανον*, und im Germ. *ana*, *an* offenbarer von verbaler Bedeutung. Der Slaw. Inf. *ti* gehört ebenfalls dahin; es ist die auch im Sanskrit und Gr. bekannte Verbalendung *ti* (nom. *tis*), *τις*, *σις*. Der Latein. Inf. ist sehr schwierig. Das *r* darin für eingeschoben zu erklären, scheint mir aus hier nicht weiter auszuführenden Gründen gänzlich unzulässig. Vielleicht war die Endung eigentlich *er*, ebenfalls nominal. Zu dieser Vermuthung führt mich die alte Formel *biber dare, jubere biber dari*, in Vergleichung mit dem gewöhnlich epenthetisch genannten Inf. Pass. auf *er*, *amarier*, *docerier*, *dicier*, *audirier*. Unser Verf. erklärt z. B. *amare* durch *ἀμάσαι (sic!)*. — Auch für die Participia war die Vergleichung anderer Sprachen wesentlich nothwendig. Es wird zwar das Sanskrit und auch das Deutsche §. 14. angeführt, allein auf sehr ungenügende Weise. Das Partic. Act. z. B. heifst im Slaw. *l* mit dem harten Zeichen, *la*, *lo*. Dies vergleicht der Hr. Verf. mit *τύπτων*, indem er *l* = *ν* setzt, und um das übrige sich nicht kümmert. Eine genauere Vergleichung, selbst blofs des Gr., hätte auch hier leicht das Richtige gegeben. Es ist die Griech. Endung *λός*, *λή*, *λόν* in *δειλός* z. B., die schon Buttmann richtig mit dem Partic. Act. zusammengebracht hat. Vergleicht man *δεινός* mit *δειλός*, so kann kein Zweifel sein, dafs auch dies letzte verbal ist. Das Slaw. *dal* z. B. scheint mir das Griech. *δοῦλος* zu sein. Man leitet dies letzte gewöhnlich mit Lennep von *δέω* her, in der Bedeutung *nexus, vinctus*. Aber die Endung *λος* ist keine passive, und *ολος* ist keine solche Endung. Es wäre auch überhaupt *δέολος* eine sonderbare Form. Vergleicht man *δοῦλος* mit *δειλός*, das offenbar vom Verbalstamm *δε*, *δι* herkommt, so wird man gewifs nicht anstehen, *δοῦλος* vom Verbalstamm *δο* herzuleiten. So sind also *δοῦλοι* die Gebenden, die Zinspflichtigen, die, von deren Arbeit die Herren leben, die Leibeigenen. Die Bedeutung pafst sehr gut, und die Accentverschiedenheit in *δοῦλος* und *δειλός*, die übrigens leicht auch dadurch sich erklärt, dafs das eine Subst. geworden ist, hindert nicht, wie jeder weifs, der sich mit diesen Sachen beschäftigt hat. So ist also *δουλός*, *δουλή*, *δουλόν* Slaw. *dal* (vom Verbalstamm *da*), *dala*, *dalo*. Der Vokal vor dieser Endung wechselt, *αλος*, *η*, *ον*, z. B. *ῥόπαλον* (vgl. *ῥόπτρον*), *ηλός*, *ωλός*, *υλος*, die alle offenbar die Bedeutung eines Partic. Act. haben. Latein. z. B. *aemulus*, *bibulus*, *sedulus*. Im Sanskrit z. B. *'sajālu* schläfrig, von *'si* schlafen, *sprihajālu* begierig von *sprih*, begehren, *wātschāla*, geschwätzig *krīpālu*, mitleidig, *dajālu*, mitleidig. Vergl. mit diesen *ηλός*, *ωλός*. — Das passive *m* mit dem harten Zeichen ist nicht *μενος*, sondern vielmehr *μός*, was auch §. 16. p. 264 *ψψ* anerkannt, aber aus *μενος* apokopirt genannt wird. Auch über die in der Note p. 242. erwähnten Partic. Pass. auf *i*, *iy*, *ny* hätte das Sanskrit verglichen mit dem Gr., Latein. und Germ. den befriedigendsten Aufschlufs gegeben, so dafs gewifs nicht *en* und *an* mit dem harten Zeichen mit *ενς*, *ανς* d. i. *ης*, *ας* verglichen worden wären, wie da geschieht. Hier brechen wir jedoch ab, nachdem wir, um das Buch in seiner Methode und in seinen Resultaten kennen zu lernen, hinlänglich Rechenschaft abgelegt zu haben glauben, und geben nur noch eine kurze Anzeige des folgenden. Von p. 254 folgen wieder Tabellen bis 264. Von 264 *α* bis 264 *βββ* folgt das Russ. Verbum, ebenso mit Noten versehen, wie früher das Nomen. Von 266 bis 275 handelt das 8. Cap. sehr kurz über die Partikeln, das 9. von 276 bis 285 über die Zusammensetzungen, zwar nicht übel, aber nur sehr unvollständig. P. 286 beginnt der 3. Abschnitt über die Syntax, und zwar das 1. Cap. *σύνταξις κατὰ συμφωνίαν*, in beiden Sprachen übereinstimmende Sachen, vom p. 286 – 301 Einzelnheiten und nicht von grofser Bedeutung. Von p. 302 bis 311 folgen die Casus obliqui. Auch nur sehr wenig. Von p. 312 bis ans Ende p. 339. folgt in 8 §§. das 3. und letzte Cap. überschrieben *σύνθεσις*. Was der Verf. so nennt, lassen wir ihn selbst sagen:

Digitized by Google

„σύνθεσιν δὲ λέγω τὴν κατὰ τὸ πρότερον καὶ ὕστερον διάταξιν τῶν τοῦ λόγου μερῶν εἰς κατασκευὴν τῆς φράσεως καὶ σαφῆ τῆς ἐννοίας ἀπόδοσιν." Auch hier kommen nur sehr vereinzelte Gegenstände zur Sprache, Diskrepanzen der Lesart in den alten Codd. (κάθηξιν) und den Ausgaben der Slaw. Uebersetzung der heil. Schrift. Wir würden sehr in Ungewifsheit gewesen sein über die eigentliche Bestimmung dieses Theils, wenn nicht ein Satz im 7 §. Aufschlufs gegeben hätte. Es heifst da: „ἀδίκως ἐπωνομάσθησαν (die Griech. Verff. dieser Slaw. Uebers.) μὲ τὸ λατινικὸν ἐκεῖνο τὸ Ῥωμαϊκῆς ἀλαζονείας καὶ ἀγροικίας ἀπόζον ἐπίθετον Γραίκουλοι." Allerdings ist zu einer gewissen Zeit den sogenannten Graeculis etwas gar zu arg mitgespielt worden! Der Verf. will dort nichts weiter, als von einigen behaupteten Slawonismen, die jene Uebersetzer verwischt haben sollen, nachweisen, dafs es keine seien, und die Gewissenhaftigkeit der Uebersetzer retten. Wir haben uns über dies ganze Capitel absichtlich sehr kurz gefafst, erstlich, weil die Syntax überhaupt keinen erheblichen Nutzen für solche Forschungen hat, und nur einen secundären Platz einnimmt, und sodann, weil sie, wenn sie ja doch mitgenommen werden sollte, wogegen wir am Ende nichts haben, systematisch im Zusammenhange gegeben werden mufste, was hier nicht geschehen ist. In den 2 Bänden des 2. Theils ist die lexikalische Vergleichung enthalten. Da hierbei nur durch grofse Massen das Gesetz erkannt werden kann, und somit auch eine spezielle Beurtheilung, wenn sie etwas helfen soll, in ganze Massen eingehen mufs, was hier nicht geschehen kann, so geben wir über dieselben nur ein allgemeines Urtheil ab, und glauben deshalb um so weniger Tadel zu verdienen, als die Methode des Hrn. Verfs. bei seiner Vergleichung schon oben in der Darstellung des ungleich wichtigeren grammatischen Theiles hinlänglich charakterisirt worden ist. Alle Irrthümer, die aus der schon beleuchteten Verfahrungsweise entstehen, sind auch hier deutlich genug zu bemerken, da aber dieser Theil im Ganzen und Grofsen wenigeren und nicht so subtilen Schwierigkeiten unterworfen ist, so ist auch dieser letztere Theil im Ganzen befriedigender ausgefallen, obwohl, was sehr zu bedauern ist, die Vergleichung durchweg nur eine vereinzelte geblieben ist, und der Hr. Verf. sich wenig bemüht hat, die sich daraus ergebenden allgemeinen Sätze, die auch für die Grammatik von nicht geringer Wichtigkeit sind, im Ganzen vergleichungsweise zusammenzustellen.

Carl Gottlob Schmidt.

XV.

Traité de la Lumière par J. F. W. Herschel, president de la Societé Astronomique de Londres, traduit de l'Anglais avec notes par M. M. P. F. Verhulst, docteur de Sciences, et Quetelet, directeur de l'Observatoire de Bruxelles. Tome Premier. Paris 1829.

Betrachten wir die Optik in ihrer geschichtlichen Entwicklung, so zeigt sich ebensowenig wie bei andern physikalischen Disciplinen ein allmähliger Fortgang, ihre Gestaltung zu einer bestimmten Zeit steht nicht im Verhältnifs zur Dauer ihres Lebens, es giebt vielmehr Punkte in diesem Fortgange, welche die Physiognomie des Ganzen verändern, das früher Bekannte aus einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten nöthigen und so eine Periode beginnen, welche wesentlich verschieden von der vorhergegangenen in der quantitativen Vermehrung unsres Wissens zugleich eine qualitative Umgestaltung zeigt. In einer solchen Periode des Ueberganges leben wir jetzt. Nach einem langen Stillstand ist unser Wissen vom Licht seit 20 Jahren durch eine Fülle von Entdeckungen erweitert worden. Je reicher aber die Zeit ist, in welcher wir leben, desto fühlbarer ist das Bedürfnifs sich in dem Uebergange zurecht zu finden, desto schwieriger das Studium für den, welcher in die Wissenschaft eintreten will, weil er sich in Discussionen verwickelt sieht, ehe er den Gegenstand kennt, über welchen gestritten wird.

Diesem dringenden Bedürfnifs einer klaren vollständigen Uebersicht des jetzigen Zustandes der Optik hat der jüngere Herschel auf eine ausgezeichnete Weise in dem Artikel Light der *Encyclopaedia metropolitana* genügt, von welcher jetzt eine Französische Uebersetzung von Verhulst und Quetelet erscheint, welche wir, da das Englische Original so viel uns bekannt ist, nicht besonders abgedruckt erschienen ist, den Lesern der Jahrbücher als eins der wichtigsten physikalischen Bücher empfehlen zu müssen glauben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Traité de la Lumière par J. F. W. Herschel, president de la Societé Astronomique de Londres, traduit de l'Anglais avec notes par M. M. P. F. Verhulst, docteur de Sciences et Quetelet, directeur de l'Observatoire de Bruxelles. Tome Premier.

(Schluſs.)

Seit der Entdeckung von Römer, daſs sich reflectirtes Licht mit einer groſsen aber doch endlichen Geschwindigkeit bewege, indem es nämlich einen Raum, durch welchen eine Kanonenkugel 17 Jahre fliegen würde, in 7½ Minute durchläuft, eine Geschwindigkeit, die, wie wir durch Bradleys Entdeckung der Aberration wissen, auch für directes Licht gilt, muſsten sich die Physiker nothwendig über die Art der Fortpflanzung eine Ansicht bilden. Das Neutonsche Emanationssystem trat fast gleichzeitig mit dem Vibrationssystem von Huyghens hervor. Sehen wir in der Entfernung ein Geschütz abfeuern, so gehen 3 Dinge davon aus: Licht, Schall und die Kugel. Nach dem Emanationssystem bewegt sich das Licht wie die geschleuderte Kugel, nach dem Vibrationssystem wie der Schall, beide Bewegungen sind so von einander verschieden, wie die Bewegung des Wassers in einem flieſsenden Strome von der in einer über eine ruhige Wasserfläche fortschreitenden Welle. Bei der zweiten Bewegungsart findet gar kein Fortschreiten statt, sondern dieselbe Bewegung wiederholt sich nach einander an verschiedenen Stellen, es ist immer andres Wasser, welches die Welle bildet.

Die Huyghensche Ansicht fand nur an Euler einen Vertheidiger, die meisten Physiker erklärten sich für Neuton. Laplace, Malus und Biot vervollständigten diese Theorie. Durch die Untersuchungen von Young Fresnel, Arago und Frauenhofer ist aber der Kampf aufs Neue für Huyghens begonnen worden, der Sieg fast für ihn entschieden. Fast alle früheren optischen Lehrbücher waren im Sinne der Neutonschen Ansicht geschrieben, die Betrachtung der Erscheinungen nach der Wellentheorie war in einzelnen Abhandlungen zerstreut. Herschel giebt uns eine vollständige Uebersicht beider; ich werde die Erscheinungen zunächst hervorheben, von welchen die Wellentheorie ausgeht, um die Totalität der optischen Phänomene daraus abzuleiten.

Wenn man dem Musiker das Aetherische der Harmonie auf etwas so Trocknes und Aeuſserliches zurückführt als Zahlenverhältnisse, so kann dies ihm fremd erscheinen. Was wird der Mahler sagen, wenn wir die Welt der Farben ihm ebenso construiren, wenn wir sogar behaupten, daſs Ton und Farbe nur quantitativ verschieden sind.

Eine Saite, welche 10 Mal in der Secunde schwingt, tönt nicht. Macht sie 32 Schwingungen, so giebt sie den tiefsten Ton. Eine bloſs quantitative Steigerung hat also eine neue Qualität erzeugt, die nämlich, auf das Organ des Gehörs zu wirken, für welches die Erscheinung früher nicht da war. Werden die Schwingungen rascher, so wird der Ton höher, der höchste Ton, den wir vernehmen, geschieht etwa durch 30,000 Schwingungen. Geschehen die Schwingungen noch rascher, so hören wir keinen Ton mehr. Nun folgt eine weite Kluft. Macht der Körper 458 Billionen Schwingungen in der Secunde, so wird er leuchtend, er ist roth. Was für das Ohr längst verschwunden ist, wird nun von dem Auge vernommen, gelb bei 535 Billionen, violet bei 727. Raschere Schwingungen sehen wir nicht. Die Fähigkeit zu sehen ist also in engere Grenzen eingeschlossen als die zu hören, wir hören 10 Octaven wir sehen nicht einmal eine.

Die Schwingungen des tönenden Körpers werden nur gehört, wenn ihn ein elastisches Medium umgiebt, welches selbst in Schwingungen versetzt werden kann, die den Ton bis zu meinem Ohre fortpflanzen. Das

Digitized by Google

Licht bedarf ebenso zu seiner Verbreitung eines elastischen Mediums. Wir heifsen es Aether, alle Himmelsräume sind damit erfüllt, alle Körper davon durchdrungen, seine Existenz können wir aber direct nicht erweisen. Für seine Annahme sprechen aber folgende Erscheinungen.

Erregt man durch herabfallende Tropfen auf der Oberfläche einer Flüssigkeit Wellen, so breiten sich diese in concentrischen Kreisen aus. An irgend einem Punkte der Oberfläche wird also, indem diese Wellen darüber fortschreiten, die Flüssigkeit sich abwechselnd erhöhen und erniedrigen. Erregt man nun an einem andern Punkte Wellen, so werden diese sich mit den früheren durchschneiden. Betrachten wir nun einen Punkt der Oberfläche, der z. B. um 10 Wellenlängen von beiden Erschütterungspunkten absteht, so wird an diesem Punkte durch das Durchschneiden der Wellen eine doppelt so grofse Erhöhung und Vertiefung entstehen, indem die Bewegungen der Flüssigkeit in demselben Sinne zusammenfallen, *coincidiren*. Wählt man hingegen den Punkt so, dafs er von dem einen Erschütterungspunkte um 10 Wellenlängen, von dem andern um $10\frac{1}{2}$ absteht, so wird die Flüssigkeit in der einen der sich durchkreuzenden Wellen um ebenso viel in die Höhe gehen (einen Wellenberg bilden), als sie in der andern sich vertieft (ein Wellenthal bildet), die Bewegung wird sich also aufheben. Man kann daher durch zusammenfallende in entgegengesetztem Sinne stattfindende Bewegungen Ruhe erzeugen. Wir nennen diese Erscheinung *Interferenz*.

In allen Punkten, wo die Distanz um ganze Wellenlängen verschieden ist, wird Coincidenz, in allen Punkten, wo sie um halbe Wellenlängen oder ein vielfaches derselben verschieden ist, Interferenz stattfinden. Verbindet man diese Punkte, so entstehen aus den kreisförmig erregten Wellen hyperbolische Ruhe und Bewegungslinien, die man auf einer Quecksilberfläche am deutlichsten wahrnimmt.

Schwingt ein tönender Körper z. B. ein prismatischer zwischen vier Schrauben eingespannter Stab, transversal d. h. biegt er sich abwechselnd nach entgegengesetzten Richtungen, so wird jedesmal auf der Seite, nach welcher hin er sich biegt die Luft verdichtet, auf der entgegengesetzten verdünnt werden. Es werden also von beiden Seiten abwechselnd Verdichtungen und Verdünnungen ausgehen, nur mit dem Unterschiede, dafs auf einer Seite die 1. 3. 5. Schwingung eine verdichtende ist, die 2. 4. 6 eine verdünnende, auf der andern hingegen die 1. 3. 5. eine verdünnende, die 2. 4. 6. eine verdichtende. Ein in irgend einem Punkte der Umgebung befindliches Ohr wird die abwechselnden Verdünnungen und Verdichtungen als Ton vernehmen. Befindet es sich aber an einer Stelle, wo die Verdichtungen, welche von der einen Seite ausgehen, zusammenfallen mit den Verdünnungen der andern Seite, so wird jede Dichtigkeitsänderung aufgehoben, kein Ton vernommen werden. (An prismatischen Stäben ist der Versuch am auffallendsten. Ganz etwas ähnliches kann man an jeder Glasglocke wahrnehmen, in deren Mitte der Ton vollkommen verschwindet). Die Linien, in welchen man bei den prismatischen Stäben den Ton nicht hört, sind ebenfalls Hyperbeln.

Pflanzte sich nun das Licht auf ähnliche Weise fort als der Ton, so müfste, wenn man das grade fortgehende Licht durchschneiden liefse durch Licht, welches durch Spiegelung oder auf irgend welche Weise einen längeren Weg gemacht hat, bei einem bestimmten Längenunterschiede des Weges und bei jedem vielfachen desselben: Dunkelheit, bei einem Unterschiede, der um die Hälfte des früheren gröfser ist, Helligkeit entstehen. Durch eine Menge der verschiedenartigsten Versuche kann man nun zeigen, dafs die auf der Flüssigkeit entstehenden Ruhelinien dieselben sind, in welchen man den Ton nicht hört und in welchen man das Licht nicht sieht. Wir schliefsen also, dafs das Licht wie der Ton, da entsteht, wo es wahrgenommen wird, dafs beide durch abwechselnde Verdichtungen und Verdünnungen eines elastischen Fludiums erzeugt werden. Der einfachste entscheidendste Versuch für die Interferenzerscheinungen am Licht ist der §. 736. angeführte Fresnelsche mit 2 gegeneinander unter einem sehr stumpfen Winkel geneigten Spiegeln, darum entscheidend weil hier weder Brechung noch Beugung statt findet, aber er ist schwierig anzustellen. Will man sich von der gegenseitigen Einwirkung zweier Lichtbündel auf einander überzeugen, so kann man den Fig. 147 von Frauenhofer angegebenen Versuch am besten dazu wählen, welcher sich leicht ohne dunkles Zimmer auf folgende Art anstellen läfst.

Von einem auf das Fenster gestellten beweglichen Spiegel, wie sie gewöhnlich an Microscopen sich befinden, läfst man horizontal reflektirtes Sonnenlicht auf

Digitized by Google

eine starke Sammellinse fallen, welche in einen pyramidalen hölzernen Kasten eingefügt ist, dessen abgeschnittene Spitze sie verdeckt. Das Licht divergirt von dem Brennpunkt aus und fällt auf ein gröfseres Loch im Boden des Kastens. In dieses Loch sieht man mit einem Fernrohr hinein, aus welchem man das Objectiv herausgenommen hat, an dessen Stelle ein Staniolblatt befestigt ist, welches in der Mitte durch einen feinen Nadelstich durchbohrt ist. Diese kleine Oeffnung erscheint mit den glänzendsten Farbenringen umgeben, wenn man sie durch das als Microscop dienende Ocular des Fernrohrs betrachtet. Macht man nun neben dem ersten Nadelstich einen zweiten, so würde, wenn das Licht, welches durch die beiden Oeffnungen fällt, keinen Einflufs auf einander äufserte, nur die vorige Erscheinung sich verdoppelt zeigen, man sieht aber aufser dem zweiten System concentrischer Ringe 3 Reihen der glänzendsten Seitenspectra. Ich glaubte diese Vorrichtung hier angeben zu dürfen, weil man mit ihr die meisten der Beugungserscheinungen, (vor die Oeffnung des Fernrohrs statt des Staniolblattes ein Haar gespannt giebt die Erscheinungen am Schatten dünner Körper, ein feiner Schnitt in dem Blatt die Erscheinungen enger Spalten u. s. f.) sich leicht darstellen kann, und das Verständnifs dieses Gebietes der Optik ohne Anschauung unmöglich ist.

Das vollkommne Verschwinden des Lichtes bei einem bestimmten Wegesunterschiede des zusammenfallenden Lichtes findet nicht bei jeder Beleuchtung statt, nur bei den farbigen Beleuchtungen, welche Neuton einfache nennt. Da es schwierig ist, diese sich durch Refraction zu verschaffen (§. 412—416) so wird man sich zu einer Menge von Versuchen der gefärbten Flammen bedienen können, deren Bereitung Herschel §. 520 ausführlich beschreibt.

Eine Weingeistlampe, deren Docht mit Salz getränkt ist, zeigt die Erscheinungen der einfachen Farben höchst auffallend. Durch das Prisma betrachtet unverändert gelb (mit einem violetten Saum) vernichtet sie als Beleuchtung angewendet das lebhafte Blau und glänzende Roth der Feder eines Ostindischen Raben vollkommen, so dafs diese von einer schwarzen Feder durchaus nicht zu unterscheiden ist, auf Farbenringe fallend, deren etwa 7 im weifsen Licht erscheinen, zeigt sie wenigstens 60 Abwechselungen von gelben und schwarzen Ringen, und giebt bei allen farbigen Beugungs- und Polarisationserscheinungen nur vervielfältigte Abwechselungen von Hell und Dunkel.

Indem wir so in unsrer Betrachtung auf die Neutonsche Farbentheorie geführt sind, welche Herschel im zweiten Abschnitte des ersten Theils im vollständigsten Detail entwickelt, da er im ersten Abschnitt den mathematischen Theil der Optik behandelt hat, begegnen wir einer Polemik, die, lebhaft wie sie geführt ist, doch keine gegenseitige Verständigung hervorgerufen, sondern eine immer steigende Entfremdung erzeugt hat. Es ist daher erfreulich, dafs gerade durch die Untersuchungen eines Deutschen Physikers die experimentale Grundlage der Discussionen so sehr gefördert worden ist, dafs über vieles jetzt nicht mehr gestritten werden kann, worüber früher eine Meinungsverschiedenheit möglich war. Die Frauenhoferschen festen Linien des Spectrum geben dem, was man: ungleiche Brechbarkeit der Farben, verschiedenes Zerstreuungsvermögen und homogene Farben bisher genannt hat, eine so bestimmte Bedeutung, dafs hierdurch ein Punkt gewonnen ist, an welchen die Gegner Neutons die Widerlegung seiner Ansicht, seine Anhänger ihre Vertheidigung knüpfen können. Welch ein unendlicher Fleifs, welcher Scharfsinn war früher schon auf diese Untersuchungen verwendet, aber mit Frauenhofers Resultaten verglichen, sagt Herschel: *toutes ces méthodes ne sont que des approximations grossières. A l'aide des lignes fixes on peut reconnaître l'identité des rayons en tous temps et en toutes circonstances, ce qui porte la doctrine des pouvoirs réfringents et dispersifs au rang des parties les plus avancées de la science.*

Die prismatischen Untersuchungen der gefärbten Flammen und der Erscheinungen, welche sich zeigen, wenn weifses Licht durch gefärbte Mittel hindurchgeht, schliefsen sich unmittelbar an die wunderbare Discontinuität der Farben des Spectrum an. Bei dem Durchgange des Lichtes durch azurfarbne Gläser von einer bestimmten Dicke sehen wir das Roth des Spectrum durch einen breiten schwarzen Streifen in zwei Hälften getheilt, in andern Gläsern verschiedene Farben grell neben einander ohne alle vermittelnde Abstufung. Wo bleibt hier die Vorstellung eines allmähligen Uebergangs, wie unsicher wird aber auch Neutons empirisches Unterscheidungsmerkmal der Farben: die verschiedene Brechbarkeit. Sieht man nicht bei solchen Räthseln, dafs der Natur gegenüber wir alle Unrecht haben?

Digitized by Google

Ich glaube von dem uns vorliegenden Werke genug gesagt zu haben, um in denen, welche es noch nicht kennen, den Wunsch zu erregen, es kennen zu lernen, ich hätte aber zu wenig gesagt, wenn diese Anzeige, was sie nicht thut, auf den Namen einer Beurtheilung Anspruch machen wollte. Es ist ein Buch, welches, wenn man es gelesen hat, den Eindruck zurückläfst, dafs man wünschte es geschrieben zu haben, und es ist so reich, dafs man sich fragt, ob man es wohl gekonnt hätte. Dem Mathematiker, dem es mehr um die Eleganz der analytischen Entwickelungen als um den Inhalt zu thun ist, wird es ebenso genügen als dem Physiker, welchem das empirische Resultat das Interessanteste bei der Sache ist. Ich werde auf die Anordnung des Ganzen in Beziehung auf die Vertheilung des Inhalts mich näher einlassen, wenn der zweite Theil erschienen sein wird. H. W. Dove.

XVI.

Die Reden der Apostel, nach Ordnung und Zusammenhang ausgelegt von Rudolf Stier. Erster Theil, Cap. 1 *bis* 13. *der Apostelgeschichte enthaltend. Motto: Jeremias* 16, 16. *Zweiter Theil, Cap.* 14 *bis* 28 *der Apostelgeschichte enthaltend. Motto: Ps.* 68, 27. 28. *Röm.* 11, 1. *(Auch unter dem Titel: Andeutungen für gläubiges Schriftverständnifs im Ganzen und Einzelnen. Dritte und vierte Sammlung.) Leipzig bei August Lehnhold,* 1829. 1830. *XII u.* 384 *u.* 528. S. 8.

Von einem jeden Ausleger fordert man mit Recht, zu seiner Befähigung und zur Gründlichkeit seiner Leistung, nicht allein Sprach- sondern auch Sachkenntnifs; es wäre sonst nirgends eine Auslegung dessen denkbar, was in der Sprache geschrieben ist, die wir reden. Wörterbuch und Grammatik reichen daher nicht hin zur Erklärung eines alten Classikers, zur Uebersetzung eines wissenschaftlichen Buchs in fremder Sprache geschrieben. Kommt hier Bekanntschaft mit dem Alterthum oder mit dem scientifischen Fach hinzu, so vervollständigen sich die Erfordernisse. Es kann jedoch dem Sachkenner an irgend etwas Sachlichem fehlen; wir werden ihn daher zur Ergänzung seiner Kenntnisse anweisen. Warum handeln wir denn nicht gleicherweise bei der Hermeneutik unserer heiligen Urkunden? Können hier Philologie und Antiquitäten genügen? Handelt sichs da nicht von etwas höchst Wesentlichem, das dem Ausleger noch obendrein eigen seyn mufs, das den wahren Zweck der Exegese ausmacht, ohne welches sie eine todte Kunst ist, aufser Zusammenhang mit dem fortbestehenden kirchlichen Leben bleibt, ihm sogar feindlich entgegentritt? — Und was wäre dieses? — Nichts Anderes als der Glaube, derselbe Glaube, den die Bibel vom ersten bis zum letzten ihrer Bücher verkündigt und voraussetzt. Sein Gegenstand ist das Unsichtbare, und keinen andern hat die heilige Schrift, als himmlische Predigerin an die Sichtbarkeit. Entledigen wir uns desselben, beschränken wir ihn, verflöfsen wir ihn ins Unbestimmte, so mögen unsre menschlichen Realkenntnisse auch im exegetischen Studium noch so sehr wachsen, die Abnahme der Glaubenskenntnifs wird ihnen Haltung und Leben entziehen, und die Theologie wird, dem frischen Gedeihen der irdischen Wissenschaften gegenüber, ein dürres Pflanzengebäude werden, dessen Blätter der Herbstwind zerstiebt. Wo aber dieser Glaube erlangt werden soll, ist mehrmals gefragt worden von denen, die hiemit bekennen, dafs er ihnen mangelt. Wer weifs jedoch nicht, dafs eine menschliche Wissenschaft geschöpft wird aus ihren Lehrquellen? Dafs sie sich durch Erfahrung und Beobachtung erweitert? Dafs jene Quellen, wenigstens für ihre Hauptlehren, Zutrauen, mithin Glauben verlangen, die eigene Forschung aber Unbefangenheit? Wer ist aber unbefangen, der das Uebersinnliche nach sinnlichen Vorstellungen, das Entfernte nach dem Nahen, das Höchste nach dem Gemeinen richtet? Der, wenn er durch die vollkommenste Güte der Verkündigung zum unbedingten Vertrauen zu dem Verkündiger sich eingeladen fühlt, dennoch besser wissen will, was er ohne ihn nie wissen kann? Oder ist ein Unsichtbares, und hat es sich zu uns herabgelassen, weil es seiner Natur nach nicht umhin kann sich uns mitzutheilen, gleichwie es nicht umhin konnte uns hervorzubringen; denn es ist unsere Mutter: wie sollte dieses Lebendige, das uns im Schoofse trägt, uns hülflos lassen, wenn wir stärkende Nahrung aufrichtig von ihm fordern für den Glauben, dessen Puls von Natur in uns schlägt, und ohne dessen Regung wir weder gehen noch greifen können?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Die Reden der Apostel, nach Ordnung und Zusammenhang ausgelegt von Rudolf Stier.

(Fortsetzung.)

Der Leser bilde sich aus Obigem selber die nöthigen Grundsätze. Eine ungläubige Theologie ist ein Widerspruch in sich; eine ungläubige Exegese ist keine; ihr fehlt die rechte Hand; ungläubig ist aber auch der, welcher sich auf die allgemeinen Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit beschränkt, und neben dieser vermeinten natürlichen, der Israelitisch-christlichen Offenbarung nur abgeborgten Religion, alles Uebrige von sich stöfst, was derselben Offenbarung zugehört, und so der Gottheit sich selbst zum Richter setzt.

Wir haben es hier mit einem gläubigen, also wahren Ausleger zu thun, dem keine von allen Bedingungen zu seinem biblischen Amte fehlt. Es wird hiemit keine Vollendung seiner Erkenntnifs behauptet, welcher sich auch ein Apostel nicht zu rühmen getraut; alle Tugend, aller Werth hienieden liegt im Fortschritt; er hat aber längst so viel Beweise von seinen Gaben und Einsichten geliefert, dafs er unter den gelehrtesten und gründlichsten Schriftforschern stündlich seine Stelle einnimmt. Rec. freut sich noch besonders um defswillen, zur Anzeige und Beurtheilung vorliegenden Werks berufen zu seyn, weil sich dabei ergeben wird (wenn es nicht sonst bekannt wäre), wie gemeinschaftliche Ueberzeugung in den Hauptstücken des Glaubens nur eine solche Parteylichkeit wirken kann, bei welcher die Wahrheit im Einzelnen nie gefährdet wird. Der würdige Verf. hat auch hier den Arbeiten des Rec. grofse Rücksicht geschenkt, ohne seine Selbstständigkeit zu verläugnen. Und nachdem er nicht lange zuvor eine dankenswerthe Schrift zur Empfehlung des berichtigten Bibeltexts herausgegeben hat: „Altes und Neues in Deutscher Bibel, oder Vergleichung u. s. w. (Basel bei F. Schneider, 1828), welche wenig gekannt zu seyn, weniger noch beherzigt zu werden scheint: so übt er hier öfters die Rechte des Kritikers an demselben Bibeltext und an den Anmerkungen des gröfsern Bibelwerks; und es wird sich jetzt Gelegenheit finden, entweder zur Vertheidigung, oder zum Ausdruck der Erkenntlichkeit, die jeder verständige und liebreiche Tadel verdient.

Die Vorrede spricht gleich einen Satz aus, den sich der Verf. zur Richtschnur genommen hat, und der so fest steht, wie Gottes Wort selber: „die Gründung des N. T. auf das Alte, und den innigen Zusammenhang zwischen den Schriften des Alten und Neuen Bundes, wonach sie nur Eine göttliche Schrift sind, zu erkennen: das ist die Wurzel alles gläubigen Schriftverständnisses, welches *τὴν γραφὴν* im Sinne Christe (1 Kor. 2, 16) verstehet, und einer hieraus erwachsenden wahrhaft biblischen Theologie." Und ferner: „Wollen wir Glieder und Lehrer der Kirche Christi seyn, so lasset uns wohl zusehen, auf welchen Grund der Herr selber und seine ersten Baumeister sie erbauet haben." Dieses allein consequente System findet nun seine stärkste Rechtfertigung in den Reden der Apostel bei ihrem Ausgang zu predigen den Gekreuzigten und Auferstandenen; „das ganze apostolische Zeugnifs insonderheit weiset uns durchgängig in das prophetische zurück;" und „der Apostel *Reden* werfen erst das rechte Licht auf ihre *Thaten*." Dagegen wird (aus Gründen des Unglaubens) „gerade das Wort des mündlichen Apostelzeugnisses und dessen eigentlicher Sachinhalt von der bisherigen gelehrten Exegese auffallend versäumt und in den Hintergrund gestellt." Der Verf. glaubt also mit vollem Recht, durch dessen Auslegung etwas Nöthiges und Nützliches zu thun; indem nichts so sehr als jene erste Predigt unter Israel und den Völkern die Halbheiten der Hebraismensucher, die flachen Begriffe von den Ansichten der Boten Christi und ihrer Zeit, und die Verwüstung des „Grundes der Apostel und Propheten"

Digitized by Google

(Ephes. 2, 20), zu beschämen geeignet ist. „Er legt, nach seinem obersten Grundsatz für alle Schriftauslegung, auch die Reden der Apostel nicht bloſs als Reden der Apostel, sondern als Reden des heiligen Geistes durch die Apostel aus," desselben der durch die Propheten redete, des Geistes Christi, der in ihnen war (1 Petr. 1, 11. 12.). Er bemerkt noch in der Vorrede, daſs wenn in seinem Werk der gelehrte Apparat weniger sichtbar wird, er mit Voraussetzung desselben bei gelehrten Lesern, auch zu Mindergelehrten, „und zwar in lebendiger Form über die göttlichlebendigen Reden des Geistes habe reden wollen." Und in der That ist diese Behandlungsweise dringendes Bedürfniſs unserer Zeit, wo jedes denkende, ernste Gemüth auf eignen offenen Zutritt zu den Heiligthümern des Glaubens Anspruch macht, und durch vergeblich aufgeschüttete Bausteine der Gelehrsamkeit, welche nichts weniger als den Geist der Weisheit verrathen, sich mit Verdruſs davon abgehalten sieht. Ueberhaupt will Rec. nicht scheuen sich anzueignen, was schon öfters beklagt und verkannt worden, nämlich den Erfahrungssatz, daſs ungeachtet die menschliche Wissenschaft in gebührenden Ehren zu halten, ihre Vernachlässigung unentschuldbar und ein gefährlicher Frevel ist, sie dennoch der rechten christlichen Gotteslehre und Schriftauslegung ebenso viel Schaden als Vortheil gebracht hat, weil der Geist, von ihr erdrückt, sie nicht mehr zu beherrschen wuſste, und in abentheuerlichen Miſsbrauch derselben verfiel, wodurch bald ein andrer Grundtext, bald ein andres Wörterbuch, bald eine andre Sachgeschichte zu entstehen drohte. Was ist hier in der Wirkung für ein Unterschied zwischen gelehrter Schwärmerei und ungelehrter? Beide führen von der Wahrheit ab. Die Zeit erfordert aber ferner auch von Seiten der Lehrer eine allgemeinere Einladung zur genauen Erkenntniſs und Erforschung des Wortes Gottes, zum Behuf möglichster Einigung im Geist zwischen Kundigen und Laien, zur Abmahnung der letztern von dem überhandnehmenden Zeitverderb, zum apostolischen Ausbau des ganzen Leibes Christi. So mag durch eine weise Popularität, wie die Apostel selbst sie übten, das Lehramt erst in seinem vollen Glanze strahlen, und so wird weder unverarbeitetes Material noch leeres Getöne die Einen oder die Andern hindern am heilsamen Genusse dessen, was für Alle mehr oder weniger gegeben ist.

Die 30 Aufsätze der beiden Theile dieses Commentars der Apostelreden zerfallen jedesmal in: Veranlassung — Ordnungsplan — Auslegung — und Erfolg der Rede. Der Ordnungsplan soll zeigen: „wie die tiefere Auslegung in der Findung des tiefern Zusammenhangs beruhe," S. 200. Ueberall ist das Bestreben merklich, die Vorträge in aller Beziehung zu erschöpfen, und die Gründlichkeit womit der Verf. zu Werke geht, betrifft sowohl Sache als Wort. Eine wohlbezeichnende Sprache schützt ihn vor flacher Weitschweifigkeit, so ausführlich auch die Arbeit gerathen ist. Rec. will der Reihe nach aus dem Ganzen theils wichtige Bemerkungen, theils solche Stellen ausheben, bei denen er etwas zu erinnern findet.

S. 3, zu Ap. 1, 14. in den Worten: „Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern," sieht der Verf. die letztern als eigentliche, leibliche Brüder bezeichnet, indem unter den Aposteln doch wenigstens ein Vetter Jesu gewesen. Allein weder letzterer Umstand, noch die Verbindung in welcher die Brüder mit der Mutter Jesu nach dem Fleische stehen, ist entscheidend; die Apostel gehen voraus, die Weiber, die Mutter und die Brüder (übrigen Verwandten) folgen nach; sie heiſsen nicht Söhne der Maria oder Josephs, des Mannes Mariä, weder hier noch anderwärts. Dieses scheint für die bekannte Streitfrage weit bedeutender. — S. 8. V. 17. könnte noch bemerkt werden, daſs das Wort *Loos* alle göttliche Schickung oder Bestimmung umfaſst, es mag durch Menschenhand gezogen werden oder nicht. — S. 9. V. 18. wird mit Bengel angenommen und wahrscheinlich gemacht, daſs Judas schon um den Acker gehandelt und sich auf ihm erhängt; dafür spricht auch das τὸν bei Matthäus. — V. 20 (S. 11) hat der Verf. übersehen, daſs mehrere Handschriften und Uebersetzungen anstatt ἐπαύλις αὐτῶν mit Luther αὐτοῦ lesen. — S. 18 ff. werden sinnvolle Fragen über das zur Ergänzung der Apostelzahl geworfene Loos aufgestellt, welche Stoff zu einer Abhandlung darbieten könnten, und sich doch kaum vollständig möchten beantworten lassen.

(2.) S. 23. Anm. kann zwar nicht davon die Rede seyn, daſs die Geistesausgieſsung *im Tempelgebäude* geschehen wäre (was der Verf. bestreitet), wohl aber nach V. 46 u. s. w. von einem Saal oder Halle im weitläufigen Bezirk des Tempels und dessen Gebäuden.

(3.) S. 79, zu C. 3, 16: „Im ersten Theil dieses schönen Verses ist Luthers Ungenauigkeit zu beklagen; Meyer hat berichtiget, nur daſs *über* für ἐπὶ noch nicht

Digitized by Google

genüget." Der Verf. erklärt sich entschieden für die Uebersetzung: *zum Glauben*, nämlich als Zweck der Wunderheilung des Lahmen, dafs dadurch auch bei Andern der Glaube an Jesu Namen habe geweckt werden sollen. Dafs ἐπὶ τῇ πίστει dieses heifsen könne, läfst sich nicht läugnen, und es ist ein Versehen, wenn in den Noten des Bibelwerks diese Erklärung Andrer ausgelassen worden, da schon Rosenmüller sie hat. Aber sie ist weniger ausgemacht und alleingültig, als der Verf. dafür hält. Bedenklich ist bei ihr der definirte Artikel, welcher in den aus Heinrichs angeführten Beispielen 1 Thess. 4, 7. 2 Tim. 2, 14 fehlt. Man vergleiche die übrigen Beispiele dieser Bedeutung bei Schleusner unter ἐπὶ Nr. 1, welcher daselbst unter Nr. 9. in unserer Stelle die Bedeutung *per* annimmt, wie Luther that; desgleichen Phil. 3, 9 (ἐπὶ τῇ πίστει) und 1 Kor. 8, 11 (*über* deiner Erkenntnifs, ἐπὶ τῇ σῇ γνώσει), wo bei dem Artikel kein *in finem* Platz greift. Hiefse es ἐπὶ πίστει, so würde sich das: „zum Glauben" leichter empfehlen. Dafs die Stelle schon früh anders verstanden worden ist, zeigen die Varianten bei Griesbach, wonach ἐπὶ in einigen Handschriften fehlt, mithin der instrumentale Dativ übrig bleibt, und die Vulgata: *in fide nominis ejus*. Die zwei Sätze des Verses brauchen auch nicht Gegensätze zu seyn, sondern können parallelistisch einander bekräftigen und erläutern. — S. 88 ff. wird über V. 20. 21 gesprochen, allerdings eine der schwersten Stellen, weil sie eine der prägnantesten ist. Der Verf. versteht sie ungefähr so: Bekehret euch, damit eure Sünden abgewaschen, ihr geistlich heil werdet, und wiederauflebet, wiederaufathmet (ἀνάψυξις), in neuem, gesundem Geist, durch die Zeiten eurer allmähligen innern Wiederbringung oder Heiligung hindurch, bis zum vollen neuen Aufleben, zur völligen Widergeburt; nämlich durch die Sendung Christi, als des Geistes und des Samens der neuen Geburt, in eure Herzen. „Das scheint uns die *einzige* richtige Deutung," sagt der Verf., und sucht sie zu beweisen, bemerkt folglich nicht, dafs diese geistliche Deutung, welche sich auf die Herzen der Einzelnen bezieht, in Parallele steht mit dem apokalyptischen Sinn, der die Gemeine oder den Leib Christi, Israel und die Menschheit, auch in ihrem äufsern Zustande betrifft, wie Seele und Kirche stete Gegenbilder von einander sind, und man mit Recht von einer Zukunft Christi in die Herzen oder im Geist, aber auch von andern, mit ihr symbolisirenden Zukunften redet. Ist in unserer Stelle Wort des h. Geistes, wie der Verf. behauptet, so kann keine Beziehung ausgeschlossen seyn. Im folgenden 21 V. wird verstanden: Welcher zwar persönlich im Himmel bleiben mufs während der Zeiträume der Zustandebringung alles dessen was Gott durch die Propheten verheifsen hat; und hiernach wird die ἀποκατάστασις oder Wiederbringung aller Dinge erklärt. Auch diese bekannte Auslegung leidet, als einzig betrachtet, an dem Mangel der vorigen, an die sie sich richtig anschliefst. Zuvörderst darf das *Senden* oder Gesandtwerden anstatt *Wiederkommen* uns nicht irren; wie Christus geistig in die Herzen gesandt wird, so auch persönlich, und zwar zum Gericht, vg. C. 17, 31; im 3. Cap. des Hebräerbriefs, wo seine Gottheit behauptet wird, heifst er V. 1. dennoch der *Apostel* oder Gesandte, er heifst noch in seiner Verklärung der treue Martyr, Off. 1, 5. Cap. 3, 14 u. s. w. und Jesai. 61, 1. 2. mufs noch vollständiger erfüllt werden. Vergl. was der Verf. S. 135. von dem Engel (Gesandten) sagt, und hiezu Mal. 3, 1 ff. Ferner hat Gott durch seine Propheten von der Welt her weit mehr geredet, als was vollbracht oder erfüllt werden kann während des Kommens im Geist, und ehe Christus persönlich wieder gesandt wird und eben hiemit die Zeitpunkte der Erquickung eintreten (mit denen das Verhalten des Jüdischen Volks in einem wichtigen, hier nur andeutbaren Zusammenhang steht). Bis dahin wird wohl Manches im Reiche Gottes und zu dessen Wachsthum vollbracht (ἀποκαθίσταται), aber auch zum Wachsthum des Bösen, und unmittelbar vor der neuen Sendung Christi wird keine ἀποκατάστασις sichtbar seyn, sondern eine ἀκαταστασία, welcher seine Zukunft erst durch die wahre und öffentliche ἀποκατάστασις abhelfen mufs. Von da an aber vollendet sich diese immer weiter; das ἄχρι, sofern es erst einen *terminus ad quem* ausdrückte, wird nun zur Permanenz, bis dieser Herrscher im Himmel, Christus, alle Feinde unterworfen und aufgehoben hat, und endlich selbst unterthan geworden ist dem der ihm Alles untergethan hat (1 Kor. 15, 24 ff.). Denn jetzt erst ist die ἀποκατάστασις vollendet und eine absolute Vollbereitung, und das ἄχρι wird wieder *terminus ad quem*. Wir sehen hieraus auch, warum Zeiten und Zeitpunkte im Plural genannt werden. Das μὲν V. 21. wenn es urgirt wird, ist jedenfalls Gegensatz der Sendung oder Zukunft, und der wiederkommende Edle, der eingesetzte

Digitized by Google

Weltenkönig, wird stets ebenso wohl und mehr noch im Himmel seyn, als Joh. 3, 13. Die ἀποκατάστασις ist also nicht blofs Erfüllung; dieses gewichtige Wort schliefst Herstellung, Wiederherstellung und Wiederbringung in sich, und zwar 1) aus den uralten Prophezeihungen und den dadurch erregten, schon verloren gegebenen Hoffnungen in die Wirklichkeit, und 2) aus der eingetretenen Zerrüttung in die ursprüngliche Ordnung und Vollkommenheit. *Πάντα* sind sowohl Dinge als Worte (auch nach dem Hebraismus, רל דברים), denn die Propheten reden von Dingen, und reden theils bildlich theils ausdrücklich vom All der Dinge. Es wäre noch Mehreres über den verschiedenen Sinn von ἀποκαθιστάνειν in der Anwendung und sonst zu sagen. Nur noch die eine Erinnerung: wir sind allzu geneigt, die Unendlichkeit des Daseyns zu vergessen und die Aussprüche der Offenbarung zu beschränken, die nur von der Ewigkeit Gottes aus („der allein Unsterblichkeit hat") verstanden werden können.

(6.) S. 126. zu C. 4, 25. 26. steht Etwas, was man wohl beherzigen möge: „die Gemeine ist der göttlichen Eingebung des A. T. sehr gewifs, und nimmt dieselbe in einem so engen und strengen Sinne, dafs sie im feierlichen Gebete dem Herrn aller Herren einen Psalm Davids vorhält durch die Formel: Der *Du gesagt* hast." — Dieses ist doch offenbar die Gemeine zu der auch wir gehören wollen, und es kann sich hier nicht von obsoleten Ansichten handeln, so lange das N. T. uns Grundlage des Glaubens und nicht blofs historische Nachricht von Glaubensmeinungen ist, wie für jeden Juden und Heiden. — (6.) S. 144. wird gelegentlich in der Anmerk. behauptet, dafs Matth. 10, 28. unter dem, „der Leib und Seele verderben mag in die Hölle," keineswegs der Vater im Himmel, der Leib und Seele bewahre (V. 29. 30.), sondern Satan gemeint sey. Allein Christus kann am wenigsten befehlen, sich vor seinem besiegten Feind zu fürchten, sondern vor Gott. Vgl. Luc. 12, 5. und Jak. 4, 12. wo dieselben Worte: „der Macht hat zu verderben" (*ὁ δυνάμενος ἀπολέσαι*) dem einigen Gesetzgeber zugeschrieben werden. Ebenso wenig kann in der Apostelg. V. 11. die Furcht vor dem gemeint seyn, der des Ananias Herz erfüllt hatte, sondern vor dem herzenkundigen Geist der Wahrheit und der Kraft, welcher mit den Aposteln war. Vgl. 1 Korinth. 5, 4. 5. Der Satan kann weder Leib noch Seele verderben ohne dafs sie ihm übergeben oder überlassen werden; nicht einmal Schweine, Matth. 8, 31. 32. Zudem ist die Furcht Gottes oder vor Gott der bekannteste biblische Ausdruck und Befehl. — (7.) S. 157. wird C. 5, 14. mit Wahrscheinlichkeit die Construction *προςετίθεντο τῷ κυρίῳ* vorgezogen, wie C. 11, 24. — S. 172 ff. merkwürdiger Blick über die Neutralität Gamaliels und deren Anwendung. — (9.) S. 200. „Man wolle doch ja nicht vornehm übersehen oder flüchtig übergehen, wie hier der heil. Geist des N. T. in Stephanus sich wiederum durch Rückkehr in das nun aufgeschlossene A. T. bezeuget, und wie in der hellen Herrlichkeit des Neuen Bundes die grofse Einheit des Alten und Neuen Bundes so klar strahlet, dafs es wirklich etwas von der Beschaffenheit der damaligen Pharisäer braucht, um solche Lehre und Auslegung zu verklagen und verbieten." — S. 208. „Mit dem *achten* Tage der Beschneidung hat Gott schon die Aufhebung oder vielmehr Verlegung des alttestamentlichen Sabbaths vorgebildet. Die erste Woche des Kindes ist sein alter Bund; aber am ersten Tage der neuen Schöpfungswoche, die in Christo beginnt, wird sein Fleisch beschnitten, und der ganze Mensch — wieder gesund gemacht in der Auferstehung Christi. Joh. 7, 23." Sehr gut gesehen! — S. 235. rechtfertigt der Vf. eine Note des Bibelwerkes über die Abgötterei zu 5 Mos. 4, 19. Man darf ihn nur nicht mifsdeuten, indem er unter dem Ausdruck: „mit Trug," ohne Zweifel so viel versteht als: „betrogen," mit Irrthum, nicht wissentlich. Auch war der Dienst der Teufel, in dem Sinn von eigentlichen bösen Geistern, erst dem Verfall der symbolischen Anbetung zugehörig. Was dabei über die Planeten und die Sterne des obern Himmels bemerkt wird, ist ein sinnreich erkannter Naturtypus.

(10.) S. 263 f. sind zwei Stellen der berichtigten Uebersetzung wegen Mangels an Buchstäblichkeit getadelt, C. 8, 20. *meinest*, anstatt *gemeinet hast*, und V. 21. *du wirst haben* anstatt *du hast* weder Theil noch Anfall u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Die Reden der Apostel, nach Ordnung und Zusammenhang ausgelegt von Rudolf Stier.

(Schluſs.)

Da aber nicht nur ἐνόμισας ein Aoristus ist, welchem hier das Deutsche Präsens entspricht, εἰμὶ öfters zukünftige Bedeutung annimmt, und das Deutsche Hülfsverbum des Futurums nicht immer eine Zukunft anzeigt; sondern auch Luthers Uebersetzung keine streng wörtliche ist, wie gleich der Vordersatz im 20. V. beweist: so möchte ihr bei allem Lob, das die Genauigkeit des Auslegers an sich verdient, auch zu viel geschehen und zu scharf über sie gerichtet werden können (wie etwa auch S. 163. S. 184. mit den Auxiliaren *soll* und *muſs*, *wollen* und *mögen*). Man erlaube dem Rec. noch Folgendes zu sagen: es ist ihm nie entgangen, daſs eine möglichst buchstäbliche Bibelübersetzung für die Deutschen wünschenswerth sey; er hatte sie sogar schon mit einzelnen Bibelschriften versucht, und gröſsere Muſse hätte ihm noch dieses andre Werk ans Licht zu geben verstattet; allein er wurde davon abgehalten, vielleicht wegen der geringern Nützlichkeit für die Gemeine, der vermehrten Schwierigkeiten der Annahme des Bessern, und der Entbehrlichkeit für Kenner des Originals, während für Andre seine Noten oft, ja mehrentheils, ein Aequivalent darbieten. Dieses nur zur Festhaltung des Gesichtspunkts. Man danke dem Vf. jedoch, was er hierin als Interpret glaubt thun zu müssen. Vgl. weiter dessen Aeuſserung S. 273.

(12.) S. 288 f. wird das Gesicht Petri richtig analysirt und seine Bedeutung so zusammengefaſst: „die Reinigung der Menschen wird durch die Reinigung der Thiere gelehrt, halb als Bedeutung dieses Bildes, halb als Folgerung aus dieser Erlaubniſs; so wie nicht ohne Bezug auf die damalige Jüdische Weise, die Heiden selbst wie ihre Speisen unrein zu heiſsen, und (als Hunde z. B.) zu meiden." Es wäre jedoch noch stärker hervorzuheben gewesen, daſs das Essen von Speisen eine Zueignung und Verbindung mit demjenigen anzeigt, was die Speisen vorstellen; Grotius hat ganz Recht. — (13.) Die S. 324. in der Note angeführte Deutung von χρηματίσαι ist nicht als nächste oder nothwendige zu nehmen. Gewiſs aber hatte die Benennung *Christianer*, welche das Wesen des groſsen Nazaräers ausspricht, und die Jünger aus allem Volk in die Salbung des Meisters einschlieſst, göttliche Genehmigung. — (15.) S. 350. steht eine vortreffliche Warnung für die apokalyptischen Rechner: „das *Ungefähr* bei solchen biblischen Zahlenverhältnissen ist auch nicht ohne Bedeutung für uns gern rechnende Leute," u. s. w. Nämlich es ist ein Fingerzeig, daſs wir die Zeit nur im Groſsen, nach Massen oder runden Zahlen bestimmen sollen. — S. 368. zu C. 8, 33., treffende Exegese von Ps. 2, 7. („heute habe ich dich gezeuget"), nämlich von der Offenbarung des Menschen Jesus als Sohn Gottes durch die Auferweckung, was jedoch hiebei die ewige Zeugung nicht, wie der Verf. will, ausschlieſsen möchte. In dieser Beziehung ist die unbestimmtere Bedeutung von היום, *einst*, zu berücksichtigen (die auch אז annimmt), und die Stelle versichert die wirkliche Sohnschaft des Königs, der ohne Anfang der Tage und ohne Ende des Lebens ist, Ps. 110, 4. Wie *Sohn* und *Zeugung* sinnliche Ausdrücke für das übersinnliche Verhältniſs der Hypostasen sind, so die zeitliche Gegenwart oder das Einst für die unvorstellbare Ewigkeit. Es liegt in dem Ausspruch der Sinn einer unläugbaren Gewiſsheit, und zwar vermöge der Permanenz, an der zugleich das Daseyn aller Dinge hängt, Hebr. 1, 3. Jedes Heute beweist ihn, den Gezeugten. Daraus wird ein unbedingtes Heute und ein unbedingtes Einst, welche = ewig, in Ewigkeit, sind. Nach dem Sprachgebrauch giebt es (was auch Bengeln geirrt hat) kein ganz übereintreffendes Beispiel, weil die Sache selbst einzig ist. In niederer Potenz läſst sich vergleichen Spr. 22, 19. „Heute

Digitized by Google

unterweise ich dich, eben dich" (s. Jahrb. f. wiss. Krit. 1827. Nr. 73. u. 74. S. 591), und „Heute so ihr seine Stimme höret," Ps. 95, 7. Hebr. 3, 7. 13. 15. desgleichen Matth. 6, 11. dafs „die Schrift die Ewigkeit niemals einen Tag nennt," ist auch nicht völlig wahr und widerlegt sich durch den „Tag der Ewigkeit" (ἡμέραν αἰῶνος) 2 Petr. 3, 18., wo Bengel richtig: *Aeternitas est dies, sine nocte, merus ac perpetuus.* Es liegt also auch nicht blofs „der Begriff einer Ausgeburt des Sohnes Gottes in das (nun vergöttlichte, der Verwesung entrückte) Fleisch zum Grunde," sondern ursprünglich das, was die Möglichkeit hievon begründet, nicht blofs der Erstgeborene von den Todten, Coloss. 1, 18., sondern auch der Erstgeborene aller Creatur, V. 15. Denn „er ist vor Allem, und es bestehet Alles in ihm," V. 17. — S. 371. V. 34. „die gewissen Gnaden Davids," richtig: „die unverbrüchlichen Heiligungen, d. h. die durch die Tödtung des Heiligen Gottes nicht zu tödtenden, vielmehr in Unverweslichkeit auferweckten Gnadenkräfte zur Heiligung der Menschheit, welche der חסיד Gottes nun als Menschen- und Gottessohn für uns besitzt und in seinem Wesen enthält;" jedoch ohne Ausschlufs andern Sinnes. — S. 372 f. ist die lossprechende und die heiligende Rechtfertigung richtig verbunden. Ebenso S. 380 ff. über die Prädestination (τεταγμένοι, V. 48.), nach beiden Rücksichten und dem allein ausgleichenden Princip.

(16. im 2. Th.) S. 16 ff. ist das, was über die „eigenen Wege" der Völker zu C. 14, 16. gesagt ist, aller Betrachtung werth, wie auch das Nachfolgende zu V. 17. über den gutthätigen Gott. — (17.) S. 38 f. zu C. 15, 7., wird das ἐν für *unter* zu nehmen vorgezogen. Die beiden philologischen Ansichten (wobei insonderheit das Citat bei Bengel zu vergleichen ist) laufen am Ende auf eins hinaus, wenn man nur zu dem *mich* noch ein Mehreres hinzudenkt (u. s. w.), das für sich allerdings zu eingeschränkt ist. — S. 47 ff. wird bei dem Joch des Gesetzes C. 15, 10. eine Mitbeziehung auf das Sittengesetz behauptet, und wegen Einheit des Gesetzes mit Recht, jedoch die nähere Beziehung auf das Ritualgesetz anerkannt. Nämlich Bild und Buchstabe des alten Bundes sind innig zusammen verschlungen, und gedeihen gemeinschaftlich zum Wesen in Christo. Daher hat selbst der Buchstabe des Dekalogs seine Bildlichkeit, die erst im N. T. ausgedeutet wird, z. B. das Gebot vom Ehebruch (Matth. 5, 27 ff.) und vom Todtschlag (V. 21 ff. 1 Joh. 3, 15.), und durch die Gnade Kraft erlangt. Die Untersuchung über die Person des Jakobus zu S. 55. mufs hier als zu weitführend übergangen werden. Die einfache Nennung spricht nach C. 1, 13. für den Apostel. — (18.) C. 15, 21. versteht d. Vf. S. 76 ff. davon, dafs durch die Beibehaltung der vier Verbote für die Heidenchristen die Juden und ihr Eifer um das Gesetz Mosis vor der Hand zu schonen sey, doch die Hurerei für immer unerlaubt bleibe. Es fragt sich indessen, ob ein solches Mittel der Beruhigung für hinreichend gehalten werden konnte, zumal bei der strengen Mosaischen Einschärfung der Beschneidung, und s. Jak. 2, 10. u. s. w. Zudem sind die vier Verbote nicht blofs dem Levitischen Gesetz eigenthümlich, sie reichen über Abraham hinaus (sind Noachisch), und es bliebe zu erweisen, dafs das vom Erstickten und vom Blut nur transitorisch gemeint gewesen sey, wogegen Mehreres redet. Einige Dunkelheit hat der Vers allerdings; aber die Andeutung des Aergernisses allein scheint allzu leise. Für den Vf. liefse sich noch C. 21, 20 ff. anführen; allein daselbst sollen die Juden durch Uebung des Mosaischen Nasiräats begütigt werden. Der Scholiast bei Matthäi versteht ganz umgekehrt: den Juden dieses zu gebieten ist überflüssig; denn Moses hat u. s. w.

(20.) S. 106. zu C. 16, 22. ist der Verf. und Bengel gegen Luther zu genau; schwerlich rissen die Prätoren selbst den Aposteln die Kleider ab, und das Griechische Participium activum περιῤῥήξαντες in Verbindung mit ἐκέλευον ῥαβδίζειν sagt eben das was die Vulgata gut Lateinisch durch das passive Participium ausdrückt: *Et magistratus scissis* (besser *avulsis, detractis*) *tunicis eorum, jusserunt eos virgis caedi.* Sonst müfste αὐτοὶ dabeistehn. Man sehe hieraus, wie vorsichtig auch die Wörtlichkeit seyn mufs. Vgl. V. 23. C. 5, 40. Matth. 27, 26. Joh. 19, 1. Marc. 15, 15. Luc. 23, 16. 22. — (21.) S. 132 f. wird der feine Atticismus des Paulus (der Allen Alles zu werden pflegt) in dem ὡς δεισιδαιμονέστεροι C. 17, 22. schön und richtig entwickelt, so wie die folgende Rede. — Luthers Uebersetzung V. 31. „in welchem er es beschlossen hat", ist aus der Vulgata: *in quo statuit.* Der Vf. findet sie S. 162. bedeutend, und man kann nicht geradezu widersprechen, doch ist C. 10, 42. ὁ ὡρισμένος κριτὴς in Betracht zu ziehen. Die Worte sind prägnant, auch wenn ᾧ für ὃν steht, auch das folgende „Vorhalten des Glaubens."

Digitized by Google

(22.) Was S. 185 ff. zu C. 20, 22. über δεδεμένος τῷ πνεύματι mit Grund behauptet, wird sich aufs kürzeste so bestimmen lassen: „Gehalten und getrieben in meinem und durch den heiligen Geist, vgl. C. 16, 6. 7. C. 18, 5. ja ein Gefangener in der Erwartung, V. 23." Gefäfs und Gegenstand der Bindung ist immer der Geist Pauli selbst, wirkende Ursache der in ihm wohnende Geist, dessen Knecht er ist, und indem er geistlich gebunden ist, hat er die Aussicht auf leibliche Fesseln. — In der berühmten Stelle V. 28. wird (S. 197 ff.) die Lesart θεοῦ statt κυρίου mit einigen Bemerkungen vertheidigt, und unter ἴδιον αἷμα θεοῦ der *Sohn selbst* verstanden nach seiner ewigen Natur aus Gott, wie Blut oder Geblüt von Gezeugten und Nachkommen gebraucht wird; eine Auslegung, die der Vf. Niemanden aufdringen will, und die Rec. für sinnreich erkennen mufs. Das einzige Vorkommen dieses kühnen Bildes steht nicht entgegen; doch knüpft sich nothwendig daran der Gedanke an das körperliche Blut Christi, das aber „von dem ewigen Geiste seiner Gottheit aus dem Vater *belebt* und durchdrungen war." Der ähnliche Gebrauch von αἷμα an sich kommt C. 17, 26. vor, und Joh. 1, 13. Vgl. Schleusner *h. v.* Aber auch aufserdem bleibt das Blut Christi immer ein eigenthümliches Blut Gottes, von keinem irdischen Vater ererbt, mit dem unsichtbaren Wesen Gottes verwandt wie kein Blut deren, die doch auch seines Geschlechts sind, C. 17, 28. 29. und der Anstofs am Buchstaben ist um so vergeblicher, als weder αἷμα τῆς διαθήκης noch αἷμα τοῦ σταυροῦ (Col. 1, 20.), noch Gottes Kinder, Volk, Hände, Ohren u. s. w. buchstäblich genommen werden können. Die Auslegung des Verf. steht damit in nahem Zusammenhang. Mit gutem Willen wird man stets den tiefen Grund eines auffallenden Wortgebrauchs entdecken.

(24.) S. 245., C. 22, 3., scheint der Vf. wegen Luthers Wortwendung dessen Wort *Fleifs* nicht in dem Sinne gefafst zu haben, wie es die Note des Bibelwerks erläutert. Vgl. C. 18, 25. Matth. 2, 7. Sodann ist das was er philologisch erinnert („dann müfste es ja heifsen" u. s. w.), nicht so unbedingt wahr. Wenigstens sehen auch Neuere den Satz für verschlungen an; so Schleusner unter παιδεύω: *a Gamaliele doctus patriam legem ad exactam disciplinae pharisaicae normam*; und setzt hinzu: *Eleganter etiam apud optimos Graecorum scriptores participia, ascito casu secundo, pro adjectivis ponuntur* (also πεπαιδευμένος τοῦ νόμου wie ἐπιστήμων τινός). Wegen dieser Ungewifsheit der Construction hielt es Rec. für billig, Luthers Text hier zu schonen, und wie so oft, die andre statthafte Ansicht in die Note zu setzen. — (25.) Bey der Frage S. 300. über die Lösung Pauli von den Banden zu C. 22, 30., ist zu bemerken, dafs sie ein Erfordernifs des freien Verhörs ist; daher die Anmerkung des Grotius. — Zu der gründlichen Entwickelung der Paulinischen Ironie C. 23, 5. S. 322 ff. erlaube man hinzuzufügen: ob nicht bereits ein gröfserer Hoherpriester, Volksoberster und Elohim an der Regierung war, den die stehengebliebene getünchte Wand in der Person seines Boten schmähete? Es handelt sich hier nur von der Tiefe des Geistesworts. Der folgende 6. V. stimmt sehr gut dazu. Der Auferstandene war jetzt Hoherpriester, um den wufste Paulus und der Geist. — (26.) S. 379. wird διαγινώσκειν C. 24, 22. für *erkennen* zu nehmen vorgezogen, unter Anführung von C. 25, 21. διάγνωσις, nämlich das Endurtheil sprechen." Allein das Wort hat zweierlei juridische Bedeutungen: die erste, *untersuchen*, kommt C. 23, 15. vor: διαγινώσκειν ἀκριβέστερον τὰ περὶ αὐτοῦ; die andre, unser gerichtliches *für Recht* oder *zu Recht erkennen*, die sich näher auf die Rechtsgründe, wie jene auf den Thatbestand bezieht, setzt dieselbe voraus, und gehört wohl weniger hieher, da die Sache noch keineswegs instruirt oder spruchreif war, sondern erst *in terminis* der Anklage und summarischen Vernehmung des Inculpaten stand, ohne dafs Zeugen abgehört, Lysias näher vernommen oder zu Bericht gezogen war. Daher setzt Felix die Sache mit dem scheinbarsten Vorwand bis zur Ankunft des letztern aus. Noch kommt der Ausdruck τὰ κατ' ὑμᾶς (vgl. Eph. 6, 21. Coloss. 4, 7.) hinzu. Dieses sind die Ursachen, warum Rec. das Wort *erkennen* nicht in den Text aufnehmen wollte, obgleich es auch das Factum begreift, wenn von *caussae cognitio* überhaupt die Rede ist. Die Entscheidung oder Sentenz liegt nur im Hintergrunde. — (27.) Das Wort *Aberglaube* war C. 25, 19. (s. S. 395.) schwer aus dem Text zu streichen, um der δεισιδαιμονία hier das Belächelnswerthe nicht zu nehmen — das der aufgeklärte Agrippa dem Römer wohl recht gern zugestehen werde! Ernsthafter hatte sich Gallion ausgedrückt, C. 18, 15. — S. 469. zieht d. Vf. die alte Erklärung von ἐν πολλῷ C. 26, 29. vor: „wenn auch noch viel daran fehlte." In dem Fall müfste anstatt Luthers: „Ich wünschte vor Gott, es fehlete an viel oder an wenig, dafs nicht allein du" u. s. w.

Digitized by Google

wenigstens so berichtigt werden: „Ich wünschte zu Gott, *es fehle nun wenig oder viel*, dafs nicht allein du" u. s. w. Denn das Wünschen kann dann nur auf das Werden wie ich bin, gehen; der Apostel kann nicht wünschen, dafs noch viel fehlen möchte. Recensent welcher das ἐν πολλῷ mit Andern für πάντως genommen hat, würde sehr gern sehen, wenn diese Redensart noch schärfer philologisch untersucht würde. Inzwischen ist die Verwandtschaft von πολὺς und πᾶς bekannt. Vielleicht ist eine Formel behülflich wie כמעט כהרבה oder dergl. (s. 2 Mos. 16, 17. 4 Mos. 13, 18. C. 26, 56. 1 Sam. 14, 6. Pred. 5, 11). Der Londoner Hebräische Uebersetzer hat ebenfalls im Sinn von *omnino:* כמעט וכלה, gemäfs der Englischen Version: *both almost and altogether.* Am Ende bleibt auch hier mehrfache Bedeutung möglich. „Um ein Weniges, und du überredest mich ein Christ zu werden" — „Ich wünschte wohl zu Gott dafs, es sey um Weniges oder um Vieles, nicht allein du, sondern auch Alle — solche würden" u. s. w. oder: „Mit Wenigem — — es sey mit Wenigem oder mit Vielem" u. s. w.

Ein Anhang am Schlusse mit der Ueberschrift: Allgemeiner Fortschreitungsplan des Zeugnisses vom Reiche Gottes in Jesu Christo, liefert einen Ueberblick der Apostelgeschichte als eines nach bedeutsamer Ordnung verknüpften Ganzen, mit besondrer Rücksicht auf den Grund der mitgetheilten Reden. Dieser Umrifs wird sowohl zur Vorbereitung auf den so wichtigen authentischen Bericht von der ersten Heilsverkündigung an Juden und Heiden, als zur Wiederholung seines Inhalts, Lesern jeder Art nützlich und lehrreich seyn.

Da Rec. gegenwärtigem Commentar gefolgt ist, so wünscht er, dafs man seine Bemerkungen gleicherweise damit zusammenhalten möge. Im Wesentlichen und Ganzen der Ansichten hat er nichts zu erinnern gefunden, und viel Wahres und Schönes übergangen, um für die Kritik des Einzelnen der Exegese Raum zu behalten. Er dankt dem Verf. ausdrücklich für den verschafften Anlafs, seine eigenen Arbeiten und Begriffe an den verschiedenen Stellen einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen, und wünscht um so mehr seinen hermeneutischen Schriften einen gesegneten Fortgang. Vielleicht wird derselbe zu dessen Erleichterung in Zukunft zweckmäfsig finden, die Behandlung hin und wieder abzukürzen. Seine Umständlichkeit, über die er sich auch einmal (Th. 2. S. 40) selbst erklärt, ist zwar insgemein der freie Ergufs begeisterten Erkenntnifs, Folge eines aufmerksamen Scharfsinns und einer ausgezeichneten Bibelkunde. Die heilige Schrift aber, auch hierin Meisterin, empfiehlt uns durch ihr Beispiel Mäfsigkeit, und zeigt, wie nützlich es sey, den Leser mit dem wenigsten Wortaufwand zum eignen Denken anzuregen.

J. F. v. Meyer.

XVII.

Versuch einer Statistik des Preufsischen Staats von Dr. T. G. Voigtel. Zweite Auflage. Halle 1830. 8.

Bei der Darstellung einer Statistik giebt es zwei Aufgaben zu lösen. Die eine besteht darin, sich, soviel es möglich ist, alle dazu erforderliche Quellen zugänglich zu machen, und aus ihnen statistische Nachrichten gemäfs der Stufe ihrer Zuverläfsigkeit und Wichtigkeit gewissenhaft zu schöpfen, dieselben sodann in eine gewisse Folge Behufs der leichtern Benutzung zu ordnen und sie endlich als Material für die Ausführung bereit zu halten. Die zweite, ungleich höhere Geisteskräfte in Anspruch nehmend, besteht darin, aus den ermittelten und zusammengestellten Daten den Umrifs eines Staats zu entwerfen, den besondern politischen Charakter nach aufsen und innen, und die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten desselben lichtvoll hervorzuheben, um ein naturgetreues, sprechendes Gemälde zu vollenden.

Dem erstern Probleme zu genügen, ist die Sache des Fleifses, der genauen Vergleichung und Prüfung zu Gebote stehender Nachrichten über die wichtigsten Thatsachen und Verhältnisse des gewählten Staats. Wenn wir das Verdienst einer solchen literarischen Thätigkeit keineswegs bestreiten, so können wir es auf der andern Seite nicht sehr hoch stellen, und finden den Beruf des Statistikers bei weitem mehr in der Lösung der zweiten Aufgabe als in jener der ersten bewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Versuch einer Statistik des Preussischen Staats von Dr. T. G. Voigtel.

(Fortsetzung.)

Der Sammler und Ordner statistischer Nachrichten ist ebenso wenig ein Statistiker zu nennen, wie derjenige, welcher geschichtliche Begebenheiten chronologisch zusammengetragen hat, den Ruf eines Geschichtschreibers verdient. Die Zusammenstellung von Daten ist, auch musterhaft geordnet, nur eine todte Masse, deren zweckmässigster Plan und gelungenste Ausführung nie Anspruch machen kann auf den Ruhm eigner Hervorbringung.

Die Abfassung einer Statistik, welche den angedeuteten Erfordernissen entspricht, scheint gegenwärtig ein besonders schwieriger Gegenstand zu seyn, nicht sowohl, weil es überhaupt nicht leicht ist, in den Besitz unbezweifelter, die wichtigsten Verhältnisse der Staaten aufschliessenden Kunden zu gelangen, als weil ausser dem besondern, umfassenden und darum seltenen Talente des Statistikers, die genaue Bekanntschaft, ja sogar die völlige Beherrschung von Doctrinen nothwendig wird, die dem Gebiete jugendlicher und darum eine Menge streitiger Sätze enthaltender Wissenschaften angehören.

Diese wenigen Worte schienen der Beurtheilung der vorliegenden Schrift vorausgeschickt werden zu müssen, um den Gesichtspunkt anzudeuten, aus welchem wir ihren Gehalt untersuchen und den Werth ihrer Leistung prüfen.

Zunächst ist das Verdienst des Verfassers anzuerkennen, dass er nicht nur den grössten Theil der vorzüglichsten Quellen beigebracht, sondern auch mit grosser Sorgfalt und seltener Genauigkeit die Gesetzesstellen, worauf sich die wichtigsten im Staate bestehenden Einrichtungen stützen, aufgesucht und genannt hat. Obgleich wir hierin den Hauptvorzug seines Buchs finden, und hinsichtlich des Uebrigen weniger günstig urtheilen müssen, so sehen wir uns auch in dieser Beziehung schon zu der Bemerkung gezwungen, dass er zwei Hauptquellen für die Statistik des Preussischen Staats, nämlich die Verhandlungen des Gewerbvereins, welche seit 1822 jährlich in einem Quartbande erscheinen, und höchst schätzbare Mittheilungen aus dem Gebiete des inländischen Gewerbfleisses, so wie lehrreiche Aufsätze über wichtige Gegenstände der angewandten Staatswirthschaft enthalten, und *Webers vaterländischen Gewerbfreund*, ein treffliches, vollkommen zuverlässiges Buch, nicht angeführt, und — nach seiner unvollkommnen Darstellung der Preussischen Industrie zu urtheilen — gänzlich unbenutzt gelassen habe. In ähnlicher Hinsicht erwähnen wir, dass unter den kleinern Werken, die sich auf die Statistik des Preussischen Staats beziehen, ausser den von ihm angeführten zu nennen waren: *die Preussische Monarchie von Rumpf*, Berlin 1825., ferner *Preussens bewaffnete Macht von demselben Autor*, Berlin 1826., und endlich *F. B. Webers Blicke in die Zukunft*, Berlin 1830.

Was die Benutzung und Verarbeitung der gesammelten Elemente, worin wir den Beruf des Statistikers vorzugsweise begründet fanden, angeht, so kann die in Rede stehende Leistung unsern Anforderungen auch nicht auf entfernte Weise genügen. Statt eine wirkliche, umfassende und getreue Charakteristik des Preussischen Staats zu liefern, bemüht sich der Verfasser vergeblich, durch Aneinanderreihen abgerissener, wenig verbundener Theile, worin wir die unverarbeiteten Bruchstücke nicht immer zweckmässig gewählter Quellen zum Theil wörtlich wiederfinden, ein Ganzes zu schaffen. Seine Darstellung — wenn die Arbeit solchen Namen verdient — ist ein mechanisch verbundenes Werk ohne innerlichen Zusammenhang, welches der Wärme und des Lebens entbehrend, kalt und gefühllos abstösst. — Nachdem er uns mit der geographischen Lage der Monarchie, ihrer Ausdehnung und Eintheilung

Digitized by Google

bekannt gemacht, die Bodenbeschaffenheit derselben durch Anführung von Ebenen, Gebirgen, Haiden, Meerbusen, Flüssen, Kanälen, anzugeben versucht, endlich die Fruchtbarkeit und das Klima der verschiedenen Theile des Königreichs berührt hat, zählt er fünf verschiedene Volksstämme auf, den Deutschen, den Slawischen, den Französischen, den Lettischen und den Hebräischen, unterläfst aber bei den meisten, ihre Ausdehnung in Preufsen zu erwähnen, so dafs man vermuthen könnte, der Französische Stamm sey ebenso zahlreich, wie der Slawische oder Lettische. Sodann geht er zu den verschiedenen Ständen der Staatsbürger über, und füllt mit diesem Capitel nicht weniger als zwanzig volle Seiten an. Hier wird der Mangel eigner Bearbeitung besonders fühlbar, und leicht wird dadurch bei dem Leser Veranlassung zu falschen Vorstellungen gegeben. Indem der Verfasser den Rang und die Privilegien eines jeden Standes mit den sich darauf beziehenden Gesetzen ängstlich rubricirt, unterläfst er zu sagen, wie diese künstlich oder politisch gesonderten Bestandtheile im lebendigen Verkehr der Nation sich fordern, finden und ausgleichen. Jemand, der in Nordamerika den Preufsischen Staat blofs und allein aus der vorliegenden Schrift kennen lernt, wird denselben eher für einen Aegyptischen oder Indischen Kastenstaat halten, als für den verkehrreichen blühenden Industriestaat, in dessen gewerbfleifsigsten und wohlhabendsten Provinzen sich alle Theile zu einem harmonischen Volksleben verweben und austauschen.

Im zweiten Abschnitte handelt der Verfasser die Kultur des Staats ab, zuerst die physische, und dann die geistige. Der Leser, welcher durch die Ueberschrift Production veranlafst wird, eine Darstellung des Zustandes der Landwirthschaft und der Fabriken im Staate zu erwarten, sieht sich gewifs in diesem Kapitel getäuscht. Ohne auch nur eine Andeutung jenes Inhalts zu geben, zählt er blofs Producte auf, und scheint dabei im Vertrauen auf den Scharfsinn des Lesers, welcher sich schon Alles richtig deuten werde, den Grundsatz verfolgt zu haben: aus seinen Werken sollst du den Preufsischen Staat kennen lernen. Wer die Statistik als eine Wissenschaft betrachtet, der man durch eine Zusammenstellung von Tabellen, Rubriken und Zahlen als Schriftsteller genügen könne, wird freilich keine Vorstellung von den verschiedenen, im Königreiche befolgten, landwirthschaftlichen Systemen liefern, noch weniger uns die obwaltenden einflufsreichen Umstände, die politischen, klimatischen und Boden-Verhältnisse, wovon diese Kulturmethoden bedingt werden, anzugeben vermögen. Er wird uns nicht sagen können, in welcher Weise und aus welchen Gründen an den Küsten der Ostsee *modificirte Koppelwirthschaft*, in den mittlern Provinzen des Staats *Drei- und Vier-Felderwirthschaft*, in den westlichsten Provinzen eine dem Gartenbau sich nähernde, der Wechselwirthschaft am meisten verwandte, sogenannte *freie Oekonomie* statt findet: aber sicherlich wird auch nie ein Schriftsteller, ohne im Besitze einer Menge von Hülfswissenschaften und eignen Anschauungen zu sein, die Pflichten eines Statistikers erfüllen können. Wenn der Verfasser die Namen der Erzeugnisse, welche Gegenstand vaterländischer Production sind, ziemlich vollständig anführt, so hat er dagegen häufig das Verhältnifs ihrer unterschiedlichen Wichtigkeit für den Preufsischen Staat gänzlich unerörtert gelassen. In derselben Reihe stehen die Getraidearten, die Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Futterkräuter, Oelgewächse, Farbepflanzen, die Gewürz- und Arzneipflanzen, obgleich die ersten ein wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil des Volkswohlstandes sind, während die drei letzten Erzeugnisse ohne einen bemerkenswerthen Uebelstand aus den Grenzen der vaterländischen Production gewiesen werden könnten.

Wie früher nichts über die Stufe der landwirthschaftlichen Kultur gesagt wurde, so bleibt bei der Behandlung des Mineralreichs der Zustand des Bergbaubetriebes, der bekanntlich bei uns neben dem Sächsischen und Schwedischen die höchste Staffel der Vollendung erreicht hat, durchaus unbesprochen. Dieselbe Bemerkung mufs hinsichtlich der Forstwirthschaft gemacht werden.

Indem der Verfasser von der Productien der rohen Stoffe zu dem Gebiete des eigentlichen Kunstfleifses übergeht, um sich bald darauf zu den erhabenen Regionen der geistigen Kultur zu erheben, wird der Mangel der verbindenden und vermittelnden Darstellung noch wahrnehmbarer, und die Lücken seines Werks können selbst minder sachvertrauten Lesern nicht entgehen. Gewifs mufsten die drei Potenzen, die zu wunderbarer Höhe ausgebildet, den Staat über seine materielle Kraft emporheben, nämlich Intelligenz, Industrie, und die jugendlich kräftige Kriegs- und Heeresmacht besonders hervorgehoben, mit entsprechender Aus-

Digitized by Google

fährlichkeit beleuchtet, und als Hauptparthien des Werks, die ihm Haltung und Charakter verliehen, einer sorgfältigen Bearbeitung gewürdigt werden. Aber wie wenig vermag der Verfasser diese billigen Ansprüche an sein Buch zu erfüllen? In Nummern und nach dem grofsen und kleinen Alphabete führt er Fabriken und Fabrikate an, und statt von der Bedeutung, Höhe und Ausdehnung der Preufsischen Industrie und ihrem Range in der gesammten Europäischen Kunstfleifsproduction zu sprechen, sieht man diefs wichtige Hauptstück mit einigen einleitenden Worten abgethan. Gehen wir auf die tadelnswürdige nomenklatorische Behandlung des Gegenstandes ein, so hat sich der Verfasser dadurch einer Rüge schuldig gemacht, dafs er die Bleiweifsfabriken, — die ausgezeichnet und blühend theils nach der ältern Art, z. B. zu Elberfeld, bei welcher das regulinische Blei den Verwandlungsstoff darbietet, theils nach der neuern Chaptalschen, z. B. zu Aachen, wobei Bleisalz in das zu erzielende Erzeugnifs umgeschaffen wird, (der einzig in ihrer Art bestehenden Fabrik des Professors Bischof zu Burgbrohl am Rhein war hiebei zu gedenken) —, mit beklagenswerthem Stillschweigen übergangen hat. Ferner hat der Verfasser der Spitzen- und Linnenband-Manufacturen zu Elberfeld ebenso wenig erwähnt, wie der Zwirnfabriken zu Lügde. Auch liefs er die Seifen-Fabriken — die Schwarzseifenfabrikation ist im Preufsischen Staate beträchtlich — unangeführt. Nicht minder blieben unerwähnt die Krugbäckereien der Gegend von Vallendar und die Pfeifenfabriken von Bendorf. Wenn wir aber dem Verfasser auch diese Mängel verzeihen, und seine Industrie-Beschreibung nur als eine Namenfolge von Gewerben und ihren Hervorbringungen prüfen, können wir ihm dann nachsehen, dafs er die bekannten Tuchfabriken der Provinz Kleve-Berg dem Leser verhehlt, oder sie doch unrechter Weise unter jenen der Provinz Niederrhein anführt? Ist es zu entschuldigen, dafs er unerwähnt läfst Königs technische Schöpfung, die weltberühmten Schnelldruckmaschinen, welche allein schon den Ruhm des genialen Deutschen Erfindungsgeistes im neunzehnten Jahrhunderte zu erhalten im Stande sind, und deren Anwendung im Königreiche bereits sehr verbreitet ist? Ist es zu entschuldigen, dafs der Verfasser die chemischen Bleichen, die chemischen Fabriken überhaupt, wovon die zu Oranienburg die erste ihrer Art in Europa ist, und endlich die köstlichste Perle in der Krone der Preufsischen Industrie, die Kattundruckereien, worin der vaterländische Gewerbfleifs, durch die Wissenschaft unterstützt, die höchsten Leistungen der Britten übertroffen hat, mit Stillschweigen übergeht? Höchlich zu verdenken ist dem Verfasser ferner, dafs er der Münzkunst des Staats nicht gedachte, welche ebenfalls die höchste Stufe der Vollendung erreicht hat, so dafs der grofse Mechaniker Kleinstüber vor zwei Jahren selbst nach England, der gefeierten Heimath der mechanischen Wunder neuerer Zeit, gerufen wurde, um für die Mittheilung seiner Erfindung, *am zweckmäfsigsten und vortheilhaftesten im Ringe zu prägen*, mit Ruhm und Geld reichlich belohnt, nach Berlin zurückzukehren. Weder seines Namens ist erwähnt, noch der Namen der berühmten Mechaniker Hummel, Freund, Egells, Tappert, Uhlhorn, welcher Letztere als ein aufserordentlicher Künstler besondere Anführung verdient, weil er bei grofsen mechanischen Hervorbringungen die schwierigen theoretischen Regionen des Infinitesimal-Calculs durchdrungen, und nicht nur als Techniker, sondern auch als Mathematiker den Ruhm der Nation durch ausgezeichnete Leistungen erhöhet hat.

Von der Werkstätte des vaterländischen Kunstfleifses, oder vielmehr von dem Waarenlager seiner Erzeugnisse, wendet sich der Verfasser zur Betrachtung des Handels. Aber die commerciellen Beziehungen des Königreichs sind auf dieselbe unbefriedigende Weise behandelt worden, wie die staatswirthschaftlichen Verhältnisse überhaupt. Als wir die Ueberschrift Handelswege lasen, hofften wir eine Darstellung der Handelszüge im Preufsischen Staate zu finden, aber zu unserm nicht geringen Befremden versteht der Verfasser unter diesem Ausdrucke nichts anders, als Land- und Wasserstrafsen, die offenbar diesen Namen nicht verdienen, da sie nicht blofs für den Handel, sondern zur Erreichung mancher anderer im bewegten Volksleben vorkommenden Zwecke bestimmt sind. Dagegen hat er die Darstellung der Handelszüge als eines der wichtigsten Gegenstände einer Statistik unausgeführt, ja gänzlich unberührt gelassen, wodurch wieder eine wesentliche Lücke in seiner Schrift entstanden ist. Die unglückliche Eintheilungsweise derselben nöthigt den Verfasser, Dinge zu trennen, welche ohne Nachtheil nicht aus einander gerissen werden können. Das Flufsschiffahrts- und Kanalsystem mufste offenbar im Zusammenhange vorgetragen und die einzelnen Kanäle und Flüsse

Digitized by Google

nicht die Sache einer blofsen Nomenklatur werden, wie es hier der Fall ist. Nachdem der Verfasser im Anfange des Buchs die Flüsse und die übrigen bedeutenden Wasser des Staatsgebiets genannt hat, vervollständigt er diese Aufzählung in der zweiten Hälfte durch die Zuthat einiger Notizen, ohne auch hier im Mindesten auf die volkswirthschaftliche Bedeutung derselben einzugehen. Auch ist nirgends die Zahl der auf den verschiedenen Flüssen und Canälen des Staats gehenden Fahrzeuge beigebracht, wodurch allein eine Vorstellung von der Gröfse des Verkehrs in jedem der Stromgebiete zu erhalten wäre. Ebenso wenig wird die Anzahl der Schiffe in den einzelnen Provinzen angegeben. Von den zur Beförderung des Handels bestehenden Anstalten sind die Consulate und Agentschaften, so wie die Börsen, unerwähnt geblieben.

Aus der Teufe der materiellen Production fährt der Verfasser auf zum Tage der geistigen Kultur. Es ist sehr begreiflich, dafs seine Nummern- und Zahlenmethode in dieser Sphäre die gefährlichsten Klippen fand. Die wichtigsten Theile, die Glanzpunkte und Lichtseiten künstlerischer und schriftstellerischer Objecte sind gewöhnlich auch die schwierigsten in der Ausführung. Des Verfassers Methode, Statistik zu schreiben, erscheint hier doppelt mangelhaft. Ausländer rühmen seit längerer Zeit die Bildungsanstalten des Preufsischen Staats als die zweckmäfsigsten ihrer Art; Britten, die den Verfall der Wissenschaften in England beklagen, blicken mit schmerzlichem Gefühl auf das Festland herüber, und erkennen mit Resignation an, dafs Preufsen unter allen Staaten am meisten die Entwickelung und Blüthe der Intelligenz befördere, und ein Statistiker der Preufsischen Monarchie handelt diesen Gegenstand, die Nomenklatur der Bildungs-Anstalten abgerechnet, mit — zehn Zeilen ab! Erläfst der kundige Leser dem Verfasser auch die Lösung der wichtigen Aufgabe, in einer der Sache würdigen Sprache zu zeigen, wie der Staat durch religiös-politische Verhältnisse hingewiesen ist, die Hauptstützen seiner Macht in der moralischen Kraft der Bürger zu suchen, wie jeder Fortschritt der Intelligenz eine Steigerung jener Macht, jeder Rückschritt, als ein Mifsgriff seines politischen Systems, die Vernichtung eines Theils derselben zur Folge habe, wie über die Wahrheit dieser Sätze die Geschichte keinen Zweifel übrig lasse, und dafs also nothwendig Preufsen ein Intelligenz-Staat sei, dessen erstes Princip das Fortbildungs-Princip, das Princip der zeitgemäfsen geistigen und bürgerlichen Reformation im Wege Rechtens sein müsse, — erlassen auch wir dem Urheber der vorliegenden Schrift die Lösung solcher nicht ganz leichten Aufgabe, —: kann man ihm dann auch noch die Unvollständigkeit seines eigenen unseligen Zahlen- und Tabellensystems verzeihen? Mehrerer sehr wichtiger Lehranstalten, namentlich der höhern Bürgerschulen, hat er nicht erwähnt, obgleich sie, meist eine Erscheinung der neuesten Zeit, vielfach in öffentlichen Mittheilungen besprochen worden sind. In welcher kläglichen Blöfse eine Statistik, die sich aller Vergleichung mit andern Staaten enthält, erscheinen müsse, bewährt sich hier in der That sehr auffallend. Der Verfasser stellt nämlich das Preufsische Landschulwesen als unvollkommen dar. Wir bestreiten die Wahrheit dieser Ansicht nicht, insofern von absoluter Vollkommenheit, dem Ideal guter Schulverwaltung, die Rede ist; bezieht sich aber dieser Ausdruck auf eine relative Vollendetheit der Landschulen, so bedauern wir, den Verfasser grofser Unkunde zeihen zu müssen. Sehr wahrscheinlich ist es, dafs in der ganzen Preufsischen Monarchie nicht so viele Kinder ohne Elementar-Unterricht aufwachsen, wie in der einzigen Hauptstadt eines der gebildetsten Staaten Europas (in London nämlich nach Colquhoun 90,000). Auch Dupin, der nicht verschmerzen kann, dafs unter seinem Volke, welches bekanntlich Anspruch auf den Ruhm macht, die gebildetste Nation der Welt zu sein, beinahe fünfzehntausend Gemeinden, aller Lehrer, aller Schulen beraubt, (siehe *Dupin forces prod. etc. de la France. Tom. I. pag.* 55.) in tiefer Finsternifs begraben liegen, und dafs in Folge dieses bedauerlichen Uebelstandes, nicht die Hälfte, ja fast nur der dritte Theil der Franzosen lesen und schreiben kann, — auch Dupin, der heitere Freund ungeschmälerter Wahrheit, hat sich hinsichtlich der Angabe des Schulbesuchs in der Preufsischen Monarchie grofsen Irrthum zu Schulden kommen lassen. Er behauptet nämlich (*p.* 52. *tom. I.* d. a. W.), dafs *in England der sechszehnte Theil* der gesammten Bevölkerung die Schulen besuche, *in Oesterreich der dreizehnte, in Holland der zwölfte, in Böhmen der eilfte, in Portugal der achtzigste, in Frankreich der dreifsigste, im Preufsischen Staate der achtzehnte.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1831. — Nro. 1.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht dem Oberbibliothekar und Professor Dr. *Wilken* zu Berlin das Prädicat eines Geheimen Regierungsraths zu ertheilen und das darüber ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Regierungsrath Dr. *Schweder* zum Geheimen Regierungs- und vortragenden Rath im Ministerio der Geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Allergnädigst zu ernennen und das diesfalsige Patent Allerhöchsteigenhändig zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den wirklichen Ober-Consistorialrath und General-Superintendenten der Kurmark, Bischof Dr. *Neander*, den Geheimen Legationsrath *Jouffroy* und den Geh. Reg.-Rath *Tzschoppe* zu Mitgliedern des Ober-Censurcollegiums zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Geh. Reg.-Rath von *Mittelstädt* zum Ober-Regierungsrath und Dirigenten der Abtheilung für Kirchen- und Schulsachen bei der Regierung zu Stettin Allergnädigst zu ernennen und die diesfalsige Bestallung für denselben Allergnädigst zu vollziehen geruht.

Der Musiklehrer *Marx* zu Berlin ist zum aufserordentlichen Professor der Musik in der philosophischen Facultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Wiegmann* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Hayn* zu Breslau ist zum aufserordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der Universität zu Königsberg für das Fach der Geburtshülfe und zugleich zum ersten Director des dortigen Hebammen-Instituts ernannt worden.

Der Kaiserlich-Russische Staatsrath von *Schlözer* ist wegen seiner geschwächten Gesundheit auf seinen Antrag aus seinem Verhältnifs zur Universität zu Bonn entlassen worden.

Des Königs Majestät haben den Superintendenten Fechner zum Consistorial- und Schulrath bei der Regierung in Posen Allergnädigst zu ernennen und die für denselben ausgestellte Bestallung Allergnädigst zu vollziehen geruht.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Lorentz* in Halle ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der dortigen Königl. Universität ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den Prof. Dr. *H. A. Niemeyer* bei der Universität zu Halle und bisherigen Condirector der dortigen Frankeschen Stiftungen zum Director dieser Stiftungen zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Greifswald Dr. *Erichson* zum ordentlichen Professor in der gedachten Facultät zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Univertät zu Königsberg Dr. *Hagen* zum ordentlichen Professor in der gedachten Facultät zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der Universität zu Greifswald Dr. *Seifert* zum ordentlichen Professor in der gedachten Facultät zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben die von der hiesigen Academie der Wissenschaften getroffene Wahl des Hofraths und Professors *Heeren* zu Göttingen zu ihrem ordentlichen auswärtigen Mitglied zu bestätigen geruht.

Bei der diesjährigen Feier des Krönungs- und Ordensfestes haben unter andern folgende Ordensverleihungen stattgefunden:

Den schwarzen Adlerorden haben erhalten: S. Excellenz der Staatsminister Freiherr *von Altenstein* und der evangelische Erzbischof *von Borowski*. — Den Stern zum rothen Adlerorden 2ter Klasse mit Eichenlaub: der wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath *Nicolovius*. — Den rothen Adlerorden 2ter Klasse mit Eichenlaub: der General-Intendant der Museen Graf *von Brühl*, der Geheime Ober-Medicinalrath und Präsident Dr. *Rust*, der wirkliche Geh. Ober-Regierungsrath und Professor Dr. *Hoffmann*. — Den rothen Adlerorden 3ter Klasse: der Universitätsrichter, Regierungsrath *Krause* in Berlin, der Professor und Prediger Dr. *Schleiermacher* in

Digitized by Google

Berlin; der Professor Dr. *Hegel* in Berlin; der Professor *Levezow* in Berlin; der Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin *Köpke*; der Professor Dr. *Voigt* in Königsberg in Preufsen. — Den rothen Adlerorden 4ter Klasse: der Director des Schullehrer-Seminars zu Neuwied *Braun*.

Wissenschaftliche Institute.

Zusammenstellung der für das Jahr 1831. bei den wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen in der Preufsischen Monarchie ernannten Directoren und Mitglieder:

1. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Berlin:

a) der Director und Professor *Koepke* zum Director und

b) der Schulrath *Otto Schulz*, der Prof. *Lachmann*, der Prof. *Heinrich Ritter* und der Consistorial-Rath *Brescius* zu Mitgliedern pro 1831. ernannt worden.

2. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Bonn:

a) der Professor *Diesterweg* zum Director und

b) der Prof. Dr. *Naeke*, der Medicinal-Rath und Prof. *Windischmann*, der Prof. *Loebel*, der Ober Consistorial-Rath und Prof. *Augusti* und der Prof. *Achterfeld* zu Mitgliedern.

3. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Breslau:

a) der Consist.- und Schul-Rath Dr. *Menzel* zum Director und

b) der Prof. *Branifs*, der aufserord. Prof. *Scholz*, der Consist.-Rath und Prof. *von Cöln*, der Prof. *Wellauer* und der Domherr und Prof. Dr. *Ritter* zu Mitgliedern.

4. Bei der gemischten Prüfungs-Commission zu Greifswald:

a) der Prof. *Kanngiefser* zum Director und

b) der Prof. *Fischer*, der Director des Gymnasii *Breithaupt* und der Prof. *Schömann* zu Mitgliedern.

5. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Münster:

a) der Consist.-Rath *Wagner* zum Director und Mitgliede und

b) der Prof. *Grauert*, der Director *Nadermann*, der Consist.-Rath und Kanonikus Dr. *Schmülling* und der Prof. *Baumann* zu Mitgliedern.

6. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Halle:

a) der Professor *Gruber* zum Director und

b) der Professor *Scherk*, der Professor *Guericke*, der Prof. *Dev*, und der Prof. *Bernhardy* zu Mitgliedern.

7. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Königsberg:

a) der Prof. *Lobeck* zum Director und

b) der Prof. *Bessel*, der Prof. *Schubert*, der Prof. *Olshausen* und der Director *Gotthold* zu Mitgliedern.

Bei der Universität zu Greifswald sind für das J. 1831:

der Prof. *Boehmer*, zum Decan d. theol. Facultät
- - *Niemeyer*, - - - jurist. -
- - *Mühl*, - - - medic.
- - *Kanngiefser*, - - - philos.

erwählt und vom vorgesetzten hohen Ministerio in dieser Eigenschaft bestätigt worden.

Auszug aus dem vom bisherigen Rector der Universität zu Breslau Hr. Prof. Steffens für das Studienjahr 18$\frac{29}{30}$ erstatteten Jahresbericht.

„Vermöge eines Ministerialrescripts dürfen die Gymnasiasten, welche die Gymnasien verlassen um sich durch Examinations-Commissionen prüfen zu lassen, sich erst ein Jahr nachdem sie die Gymnasien verlassen haben zur Prüfung melden. Aber selbst dieser Termin ist zu kurz und hat eine sehr schädliche Industrie herbeigeführt. Ein Secundaner wenn er eben die Klasse verlassen hat um nach Prima aufzurücken, also wenigstens noch zwei Jahre lang das Gymnasium besuchen sollte, meldet sich nach Verlauf eines Jahres bei der Prüfungs-Commission. Das Zeugnifs Nr. III. ist Alles was er erwartet. Es hat also ein Jahr des Gymnasienbesuchs erspart, verlegt dieses auf die Universität, erhält wenn auch mit Mühe und Noth Nr. II., aber hat dann der Wahrheit nach nur zwei Jahre studirt. Diese Industrie die bald allgemein werden dürfte, erzeugt eine Klasse von Studirenden die doch gar zu auffallend die Neigung nur das Dürftigste auf die armseeligste Weise zu leisten ausspricht und es ist zu wünschen, dafs Verfügungen getroffen werden, durch welche eine solche Industrie für die Zukunft erschwert wird."

„Ich habe die Studirenden nach Ständen eingetheilt. Man wird mir nicht die dürftige Ansicht zutrauen, nach welcher man glaubt, dafs nur Söhne höherer Stände einer höhern Bildung fähig wären. Gewifs soll nur der Tüchtigste als der Würdigste, ja als der Vornehmste auf der Universität erscheinen. Wenn aber eine traurige Erfahrung in unsern Tagen uns zeigt, dafs die niedern Stände sich ohne innern Beruf zum Studiren drängen, wenn es nur zu wahrscheinlich ist, dafs die Gründe die diese zum Studiren bringen, keineswegs lobenswerth genannt werden können, wenn die Klagen über das Ueberhandnehmen eines solchen Uebels immer laüter werden, sollte dann nicht ein Unternehmen nützlich genannt werden, welches uns auf eine deutliche Weise über den Grad bis zu welchem diese beklagenswerthe Neigung sich ausgebildet hat, belehrt und auch hier es nicht blos bei allgemeinen Klagen bewenden läfst? — Es ist nicht zu läugnen ein armer Handwerker oder Bauer kann nicht leicht der Lockung widerstehen, wenn er mehrere Söhne hat, einen studiren zu lassen. Es erfordert von seiner Seite weniger Aufopferung, als wenn er ihn bei einem Handwerk unterbringen will. Solche arme Knaben, am häufigsten ohne Beruf, betteln sich durch die Gymnasien, hungern auf der Universität und fallen später dem Staat zur Last — Der Unterschied zwischen einer höhern und einer niedern Klasse ist freilich willkürlich und kann nich ganz genau seyn. Ich habe indefs die Gränze so niedrig als möglich gezogen. Dorfschulmeister, Dorfkrämer, Krämer in kleinen Städten u. s. w. rechne ich allein zu dem geringern Bürgerstande und davon wurden natürlich Handwerker, Bauern, Frei- und Hofegärtner, Häusler u. s. w. gesondert."

Hiernach ergiebt sich folgende Eintheilung der Studirenden:

	Adeliche	Vom höhern Bürgerstand	Vom mittlern Bürgerstand	Vom Handwerksstand	Vom Bauernstand
Evang. Theol.	-	121	36	92	16
Kath. Theol.	4	32	19	113	72
Juristen	32	195	33	78	32
Mediciner	2	49	18	25	10
Kameralisten	1	6	-	-	-
Philologen	-	41	11	47	26
	39	450	117	355	156

Digitized by Google

Der H. Berichterstatter giebt hierauf eine nach den Facultäten und nach den Ständen geordnete specielle Uebersicht des während der in Rede stehenden Zeitraums stattgefundenen Besuchs der (der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gewidmeten) Vorlesungen in der philosophischen Facultät. Aus dieser Uebersicht geht unter Anderem hervor, dafs diese Vorlesungen im Durchschnitt häufiger von den den höhern Ständen angehörigen Studirenden besucht werden, als von solchen die den niedern Ständen angehören. — Bei der Zusammenstellung nach Facultäten ergiebt es sich, dafs die Juristen am meisten zurückstehen. Der H. Berichterstatter bemerkt in dieser Hinsicht im Allgemeinen: „Hier gilt noch die Nr. III., wer nirgends gedeihen kann, flüchtet sich hierher. Die grofse Anzahl der Zuhörer erlaubt dem Lehrer keine genaue Uebersicht und dafür hört man hier die Klagen über schlechten Collegienbesuch am häufigsten. Der Philolog wird von wissenschaftlichen Männern, auch von seinen Lehrern geprüft; das Seminar ist eine fortdauernde Prüfung der schönsten Art, weil es wissenschaftliche Selbstthätigkeit fördert. Auch die Theologen haben ihre Seminarien und die Lehrer als Consistorialräthe examiniren. Die Mediciner haben die Promotionen, aber die Juristen werden von fremden Behörden geprüft. Die Professoren haben gar keine Uebersicht über den Fleifs. Daher sind unter den Studirenden nicht Wenige die ihre ganze Studienzeit unnütz verschleudern und nur in den letzten Semestern durch Hülfe einiger Handbücher sich dürftig präpariren. In ihren Abgangszeugnissen werden alle Hauptvorlesungen genannt, allein über den Besuch ist eine Controlle nicht denkbar."

Zufolge einer vom hohen Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten an den aufserordentliche Regierungs-Bevollmächtigten bei der Universität zu *Bonn* erlassenen Verfügung vom 22. Dec. v. J. hat das gedachte hohe Ministerium beschlossen bei den einzelnen Facultäten der erwähnten Universität das Institut der Repetenten allmählig ins Leben treten zu lassen. Die evangelisch-theologische Facultät hat über die den Repetenten zu gebende nähere Bestimmung und die Art und Weise ihrer Beschäftigung sich in einem besondern Bericht ausgelassen und ist nunmehr über diese Angelegenheit zunächst auch noch das Gutachten der übrigen Facultäten erfordert worden. Mit Genehmigung des vorerwähnten hohen Ministeriums ist bereits in der gedachten theologischen Facultät vorläufig ein Repetent angestellt worden.

Bei den Universitäten zu *Berlin* und *Greifswald* sind (wie bereits früher zu *Bonn*) Vereine zu Pflege kranker Studirender gebildet worden. Das vorgesetzte hohe Ministerium hat den Statuten dieser wohlthätigen Vereine, bereitwillig die nachgesuchte Bestätigung ertheilt.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 23. Dec. v. J. den Curatoren der Ritteracademie zu Brandenburg zu Erweiterung und Einrichtung der Locale dieser Anstalt aus Allerhöchstdero Schatulle eine Summe von 4000 Thl. zu überweisen und zugleich auf deren Antrag eine verhältnifsmäfsige Vermehrung der Zöglinge zu gestatten geruht.

Das hohe Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten hat dem Consistorio und Provinzial-Schulcollegio zu Magdeburg, in einer Verfügung vom 24. Dec. v. J. zu erkennen gegeben, wie dasselbe mit lebhaftem Interesse von dem guten Fortgang der in Magdeburg bestehenden gymnastischen Uebungsanstalt nähere Kenntnifs genommen habe und es gern sehen werde, wenn die gedachte Behörde die Errichtung ähnlicher Anstalten in den übrigen hierzu geeigneten Städten der Provinz Sachsen auch ihrerseits zu befördern suchen würde.

Für die Königliche Bibliothek zu Berlin ist auf Befehl Sr. Majestät des Königs vom Kunsthändler Jacoby eine auf den Doctor Martin *Luther* und die andern Reformatoren sich beziehende sehr reichhaltige Kupferstichsammlung angekauft worden.

Frequenz der Berliner Universität im Sommersemester 1830.

	Theologen	Juristen	Mediciner	Philologen	Cameralist. etc.	Summa
Inländer	478	499	176	110	38	1301
Ausländer	74	96	89	43	12	314
	552	595	265	153	51	1615

Unter den *Inländern* befanden sich: 477 Brandenburger, 182 Pommern, 74 Ost- und Westpreufsen, 62 Posener, 103 Schlesier, 220 Sachsen, 114 Westphalen, 64 Rheinländer, 5 Neufchateler. — Unter den *Ausländern* befinden sich: 2 Oestreicher, 2 Baiern, 7 Würtemberger, 7 Sachsen, 50 Hannoveraner, 30 Hamburger, 16 Bremer, 13 Lübecker, 9 Frankfurter, 103 Mecklenburger, 87 aus den übrigen deutschen Bundesstaaten, 51 Dänen (Holsteiner, Schleswiger u. s. w.), 3 Niederländer, 2 Franzosen, 3 Engländer, 1 Schotte, 1 Norweger, 1 Schwede, 17 Pohlen, 3 Krakauer, 22 Russen, 30 Schweizer, 1 Grieche, 2 Westindier und 1 aus den vereinigten Staaten von Nordamerica.

Vom 1sten Januar bis ult. Juny v. J. wurden auf derselben Universität immatriculirt: *A.* von andern *Universitäten* 262: darunter von *inländischen* Universitäten: 131 und zwar: von Bonn 41, von Breslau 20, von Greifswald 10, von Halle 53, von Königsberg 7, — *b*) von Universitäten in deutschen Bundesstaaten aufser Oestreich: 126 (worunter 50 Inländer) und *c*) von andern fremden Universitäten: 5. — *B.* Von *Gymnasien* 176; darunter *a*) von *inländischen* 144 (48 von Berliner Gymnasien); *b*) von ausländischen 32. — *C.* Aus *andern Lebensverhältnissen* 29: darunter 13 von andern höhern Lehranstalten, 8 Chirurgen, 1 Beamter, aus Privatverhältnissen 7.

Dem Präsidenten der Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher, Professor *Nees von Esenbeck* ist mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 24. Nov. v. J. die bisherige Unterstützung von 600 Thaler jährlich für die Jahre 1831—33. anderweit unter den bisherigen Bedingungen für die Zwecke der Akademie bewilligt worden.

Litterarische Notizen.

Von dem Herrn Verfasser der im Decemberheft der Jahrbücher (S. 801.) recensirten Schrift: *Ursprung der Besitzlosigkeit der Colonen im neuern Toscana*, ist nachstehende Erklärung eingegangen:

In einer Recension, welche durch klare Entwickelung und genaues Verständnifs des Gegenstandes so ausgezeichnet ist, als sie durch nachsichtige Beurtheilung meinen Dank in Anspruch nimmt, begegnete ich einer Mifsdeutung, zu welcher ich unstreitig selbst Veranlassung gegeben, und in der Anmerkung der Aufforderung, mich näher zu erklären, der ich nachkommen will.

Rec. sieht in einem Project, welches ich nicht ohne Ironie hingeworfen, doch, wie es geschieht, gleichsam im Ernste durchgeführt habe, den Vorschlag, den Adel in den Besitz aller fetten Ländereien zu setzen, den Bauern hingegen in unfruchtbare Gegenden zu verdrängen.

Er zwingt mich hiedurch nicht mein Project, an dem mir wenig liegt, sondern meine Intention zu vertheidigen; denn nicht einmal im Scherz möchte ich etwas Ungerechtes und Schädliches in Vorschlag gebracht haben.

Rec. irrt zunächst, indem er die projectirte Sonderung der gröfseren von den kleineren Ackerwirthschaften als eine Theilung des Bodens zwischen dem Adel und den Bauern auffafst, was, nach den Zeitumständen, hier nimmer gemeint seyn konnte. Denn, grofse, auf einer neuen Basis anzulegende Culturunternehmungen erfordern Capital; die Abkömmlinge des alten Adels haben aber, im Ganzen genommen, nicht einmal das zur Erhaltung ihres angeerbten Besitzstandes unumgänglich nöthige, viel weniger also ein disponibles, überflüssiges Capital. Bei den Städtern würde es sich anfinden, also diesen das Project vornehmlich Nutzen bringen könnnen. —

Wie Rec. hier die Zeitumstände nicht hinreichend berücksichtigt, so läfst er die localen ganz aus den Augen, wo er das

Digitized by Google

Project als dem Bauernstande nachtheilig oder verderblich auffaſst. Ganz bin ich mit ihm einverstanden, daſs kein staatswirthschaftliches Project zulässig ist, welches den Nachtheil irgend eines, besonders eines so wichtigen Theiles der Population herbeiführen könnte. Allein bei Realisirung jenes Projekts würde der Bauer weder in der Quantität, noch in der Qualität verlieren. Nicht in der Quantität, weil beiweitem mehr Ländereien, als entlegen, oder durchschnitten, in meine Qualificirung bäuerlich zu bestellender Ländereien einfallen, als in jene andere von Ländereien, welche für speculative Cultur geeignet sind. Nicht in der Qualität, weil unebene, oder entlegene Ländereien nicht nothwendig auch unfruchtbare, ebene, der Speculation angemessene, nicht nothwendig auch fruchtbare sind. Die Entfernung des Marktes, der Mangel an Absatz für, den Transport nicht deckende Producte (z. B. Getraide bei niedrigen Preisen) würde aber, bei vermehrter bäuerlicher Bevölkerung sich in sich selbst aufheben, das wohlfeile Product an der Stelle consumirt werden; Vieh, Fettwaaren, Häute, Fabricationsartikel aller Art ertragen bekanntlich die Versendung in die Weite, kommen also hier nicht in Anschlag.

Es hätte dem Rec. an dieser Stelle die Frage sich darbieten können: ob die menschliche, ob die bürgerliche Entwickelung der Landwirthe auf beschränktem, bäuerlichem Eigenthume bei Ausführung meines Projects einbüſsen, oder gewinnen werde. Erfahrungen und Gründe sprechen für das letzte.

Als Mensch erhebt sich der Bauer nur in den durchschnittenen, unebenen Landstrichen zu einer eigenthümlich vollendeten Bildung. Die Mannichfaltigkeit der Culturfälle übt seinen Verstand, macht ihn erfinderisch; die landschaftlichen Reize erhalten seine Phantasie, sein Gefühl lebendig und geben seinem Daseyn eine poetische Färbung. Wer hätte nicht schon einmal die Bemerkung gemacht, daſs Volkspoesie und Musik, sinnvolle Wahl und Anlage der Hof- und Gartenstelle, mancherlei technische Geschicklichkeit und Gewandtheit, nur bei den Bauern des Gebürges und anmuthvoller Hügelländer vorkommt. Dieses Alles verliert sich in der Ebene; die Eintönigkeit gemeinsamer Cultursysteme, der ruhige, meist sehr materielle Genuſs eines scheinbar gesicherten Einkommens, führt den Bauern dort zur Gewöhnlichkeit und Gemeinheit, wenn nicht weiter.

Als Bürger hingegen entwickelt sich der Bauer nur in volkreichen Gemeinden und durch thätigen, vielseitigen Verkehr mit seines Gleichen. Achtung vor dem Besitze, dem strengen Rechte, erwirbt er nur durch tägliche Reibung mit ihm Gleichstehenden: der groſse Besitzer ist, weil er unter Vielen der einzige Reiche ist, dem Neide, der Nichtachtung seines Eigenthumes, mehr ausgesetzt als der Städter; hieraus entwickelt sich überall, wo bäuerliche Gemeinden ohne innere Consistenz neben vereinzelten Gütern, oder auch innerhalb derselben, belegen sind, ein gefährlicher Leichtsinn in der Disposition über fremdes Eigenthum. Ich weiſs sehr wohl, daſs dem Reichen an kleinen Entwendungen, welche meist auch ungerügt bleiben, sehr wenig gelegen ist. Wichtig aber ist die Verwilderung der Begriffe und Sitten, welche aus diesen kleinen Vorübungen nothwendig hervorgeht. Schon daher wünsche ich herzlich, daſs die unausgestatteten Gemeinden, welche in den letzten Zeiten aus alten Pertinenzverhältnissen sich hervorzubilden beginnen, nach den Umständen, entweder an ihrer gegenwärtigen Stelle mehr Consistenz gewinnen, oder durch Versetzung in ganz bäuerliche Gegenden einmal eine ächt bäuerliche Bildung der Gesinnung und des practischen Verstandes erlangen mögen. — Also auch in dieser Beziehung würde der Bauer durch Verwürklichung meines Projects nur gewinnen können.

In den Gebürg- und Hügelländern erhielt sich der kleine Besitz auch gegen die Ackerspeculationen reicher Römer. Ein Blick auf das neuere Europa lehrt, daſs nur in den Ebenen moderne Latifundien vorkommen, in den durchschnittenen Ländern die bäuerliche Bevölkerung überall zahlreicher ist. Es liegt in einer Vorausbestimmung der Natur, welchen die historischen Verhältnisse um so widerstandloser nachgeben werden, als sie bereits mannichfach untergraben und zum Theil schon gebrochen sind. v. Rumohr.

Rothenhausen, d. 18. Januar 1831.

Literarische Anzeige.

In unterzeichnetem Verlag ist erschienen und wird nächstens versendet:

Ritual

nach dem

Geist und den Anordnungen der katholischen Kirche,

oder

Praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amtes.

Zugleich ein Erbauungsbuch für die Gläubigen.

gr. 8. Preis 2 fl.

In einer Menge von werthvollen Schriften achtbarer katholischer Schriftsteller hat sich das Bedürfniſs ausgesprochen, daſs den ehrwürdigen Formen nicht nur jener öffentlichen Gottesverehrung, woran das gesammte Volk unmittelbar Antheil nimmt, sondern auch der feierlichen Ausspendung der Sakramente und anderen feierlichen Kirchenverrichtungen nach dem Sinne der ältesten kirchlichen Anordnungen, durch ihre Belebung mit dem Geiste der heiligen Schriften mehr und mehr der ihnen gebührende Einfluſs auf die Erbauung und Belehrung der Christengemeinden nach ihrem dermaligen Grade religiöser Bildung verschafft werde.

Diesem Bedürfnisse sucht das angekündigte Werk in einer Weise abzuhelfen, in welcher es bisher noch nicht geschehen ist.

Mit Ausschlieſsung dessen, was entweder in ein Gesang- und Andachtsbuch der Gläubigen, oder in das bischöfliche Pontifikal gehört, beschränkt sich dieses Werk auf die liturgischen Formen bei der Ausspendung der Sakramente, bei den Begräbnissen, bei feierlichen Bittgängen, und bei einfachen Einweihungen, und auf die öffentlichen Kirchengebete bei besondern Anlässen.

Man hat sich beflissen, überall die passendsten Stellen der heiligen Schriften in Anwendung zu bringen, so, daſs Alles so viel möglich mit ihren erhabenen, licht- und gehaltvollen Worten ausgedrückt ist; auch ist überall der Geist des kirchlichen Alterthums und der ehrwürdigsten Kirchensatzungen mit genauer Achtsamkeit berücksichtigt worden; man hat sich dabei die edle Einfachheit der alten Kirchensprache zum Vorbild gewählt; zugleich unterlieſs man aber auch nicht, mit sorgsamer Auswahl alles Werthvolle zu benutzen, was bereits für eine Verbesserung im Fache der Liturgie war vorgearbeitet worden. Das Werk ist ganz eigentlich das Gesammt-Ergebniſs der Arbeiten verschiedener Verfasser, die alle den Einen Zweck im Auge hatten.

Der Herausgeber war auf Vollständigkeit und auf Mannigfaltigkeit, mit Rücksicht auf verschiedene Umstände und Verhältnisse, bedacht, und ist sich bewuſst, Alles aufgeboten zu haben, um den frommgesinnten, von reinem Eifer durchdrungenen Seelenhirten ein Werk in die Hände zu liefern, das ihnen die fruchtbare Verwaltung des liturgischen Amtes sehr erleichtern wird.

Zugleich ist Alles so eingerichtet, daſs das Werk auch von jedem Gläubigen mit Nutzen zur Privaterbauung gebraucht werden kann.

Das Werk ist den sämmtlichen Erz- und Bischöfen Deutschlands und den künftig von ihnen abzuhaltenden Synoden gewidmet, mit dem ehrerbietigen Wunsche, daſs sie Alles prüfen mögen und das Gute behalten.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Januar 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Versuch einer Statistik des Preufsischen Staats von Dr. T. G. Voigtel.

(Schlufs.)

Dafs die letzte Angabe irrig sei, erhellt aus Folgendem: Im Jahre 1816 bestanden bereits im Preufsischen Staate 18,986 öffentliche Elementarschulen mit 20,172 Lehrern und 1,096,737 Schulkindern. Da sich die Bevölkerung damals auf 10,349,031 Seelen belief, so machte die schulbesuchende Jugend schon zu jener Zeit mehr als den zehnten Theil des gesammten Volks aus, und sind Dupin's Nachrichten hinsichtlich der übrigen Länder zuverläfsig und wahr, so ist das gedachte Verhältnifs unter den angeführten Staaten das vortheilhafteste für Preufsen gewesen. Seither aber hat sich die Anzahl der Landschulen und aller übrigen Bildungs-Anstalten der Monarchie beträchtlich vermehrt, und ohnstreitig hat der Schulbesuch in einem weit günstigern Verhältnisse als die Bevölkerung zugenommen, so dafs nach Ferber (s. d. Beitr. S. 216.) die Schulkinder gegenwärtig den siebenten Theil des ganzen Volks ausmachen. Ueber den Zustand, die Methode und den Zweck der gelehrten Bildungsanstalten, namentlich der Gymnasien, ist ebenso wenig wie ihre Entwickelungsgeschichte etwas gesagt. Die sämmtlichen übrigen Lehranstalten hat der Vf. auf eine halbe Seite geschrieben, und sie unter einer Rubrik versammelt, ohne ihren Beruf und ihren Erfolg im Mindesten zu beleuchten. Entgangen sind ihm dabei die Sontags-Schulen, welche in verschiedenen Theilen der Monarchie bereits erfreuliche Früchte tragen, und selbst in den steilen Gebirgen der rauhen Eifel erbaulich gedeihen. Die Soldatenschulen, (nicht Militairschulen), wovon Dupin *(introd. p. XXII.* d. a. W.) behauptet, dafs sie ein schätzbares Element der Civilisation, ein tüchtiges Werkzeug zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in den rohesten Theilen eines Staats seien, und welche im Preufsischen Heere mit Ernst und Nachdruck gehandhabt werden, sind auf gleiche Weise unangeführt geblieben. Mehr Aufmerksamkeit für die wohlthätigsten und nützlichsten Lehrer des Menschengeschlechts, die Landschullehrer, hätte den Verfasser veranlassen sollen, der besonderen für sie in der Monarchie bestehenden Bildungsmittel, namentlich der Landschullehrer-Bibliotheken, als einer Einrichtung zu gedenken, deren Nutzen sich bereits mannigfaltig bewährte, und welche daher nicht nur in dem gesammten Königreiche, sondern auch in den übrigen gebildeten Europäischen Staaten eingeführt zu werden verdient. Die Elementarschulinspectionen, eine Einrichtung, welche die einsichtsvollsten und tüchtigsten Männer jeden Kreises zur Mitwirkung und Theilnahme an der Verbesserung des vaterländischen Schulwesens beruft, ohne dem Staate Kosten zu verursachen, sind ebenfalls mit Stillschweigen übergangen worden; nicht einmal wurde derselben in dem mit „Schulwesen" bezeichneten Zweige der Verwaltung erwähnt. Unerwähnt blieben ferner die Anstalten zur Erziehung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts, die Ritterakademien, die Schulen für die Bekenner besonderer Confessionen, und die Anstalten zur Erziehung sittlich verwahrloseter Kinder. —

Hätte aber der Verfasser alle von uns gerügte Mängel vermieden und sämmtlichen bis jetzt angedeuteten Anforderungen entsprochen; er würde dennoch die Erwartung nicht befriedigt haben, und uns nicht zu der Anerkennung bewegen können, dafs sein Werk das Nöthige leiste. Das schwerste Problem, dessen Lösung einem Statistiker der Preufsischen Monarchie die besondern innern und äufsern Verhältnisse des Staats auferlegen ist, *die Beziehungen der Intelligenz zur materiellen Production, ihren innern lebendigen fühlbaren Zusammenhang mit den Fortschritten der Industrie und ihren unläugbaren und unverkennbaren Einflufs auf den moralischen Zustand des Volks in einem lichtvollen, durch statistische Nachweisungen unter-*

Digitized by Google

stützten Vortrage unbestreitbar darzulegen. Der Verfasser aber scheint nicht einmal eine Ahnung von diesem wichtigen Probleme gehabt zu haben.

Stiefmütterlich, wie die Wissenschaften, werden in der vorliegenden Schrift die schönen Künste behandelt. Der zu ihrer Ermunterung und Beförderung namentlich in der Hauptstadt und in Rheinpreufsen bestehenden Vereine hat er ebenso wenig gedacht, wie der Kunstakademie zu Düsseldorf, an deren Spitze früher der treffliche Cornelius stand, und welche gegenwärtig Schadow mit so glücklichem Erfolge leitet. Die letztere Anstalt ist mit so gröfserer Schuld des Verfassers übergangen, als nicht nur dadurch enthusiastischer Kunstsinn in einer beträchtlichen Zahl talentvoller Jünglinge erwacht ist, welcher zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, sondern auch die Hervorbringungen mehrerer in derselben gebildeten Künstler, wie Lessing, Sohn, Hildebrandt, die kühnsten Erwartungen erreicht haben und als Morgenröthe malerischer Schöpfungen der vaterländischen Kunst die grofsen Tage unsterblicher Werke verkünden.

Im dritten Abschnitte trägt der Verf. den Staatsorganismus der Monarchie, oder, nach seinem Ausdrucke die Regierungsverwaltung vor. Wir vermissen auch hier Manches. Das staatswirthschaftliche System des Reichs und der durch thatsächliche Verhältnisse modificirte Einflufs der Wissenschaft auf dasselbe, welcher freilich nur mittelst eines sorgfältigen Studiums und einer genauen Vergleichung ihrer Postulate mit den bestehenden Einrichtungen genügend erkannt und gewürdigt werden kann, boten einen Gegenstand dar, in dessen verständiger Bearbeitung der Verfasser vorzüglichen Ruhm erwerben konnte; um so mehr, als seine Vorgänger, die frühern Urheber ganzer Statistiken unsers Staats, nur eine Ahnung von dieser Aufgabe hatten, eine Andeutung davon ohne Rücksicht auf den Zustand der polit. Oekonomie gaben, und in einer dürftigen Ausführung die Fülle der dazu erforderlichen scientifischen Kräfte verläugneten.

Wenn der Verfasser der zur Regulirung der gutsherrlichen Verhältnisse bestehenden Gesetze erwähnt, so hat er doch sowohl den gegenwärtigen Zustand der erstern als die Folgen der letztern unerörtert gelassen. Kein Staat hat in diesem Betrachte auf gesetzlichem Wege gröfsere Fortschritte gemacht, als der Preufsische. Bis zum Jahre 1819 war die Regulirung der erwähnten gutsherrlichen Verhältnisse bereits in 1328. Dörfern ausgeführt, und die Zahl der dadurch entstandenen neuen Wirthe betrug 12,052. Seit dieser Zeit erfolgten die Auseinandersetzungen noch schneller. Im Jahre 1828 allein wurden 1437 Bauern zu freien Eigenthümern von 58,930 Morgen Land gemacht.

Obgleich wir diese und andere weniger bedeutende Unvollkommenheiten z. B. die Uebergehung des Unterschieds zwischen den im Staate bestehenden wechselseitigen und Prämien-Feuerassecuranzen, den Mangel einer nähern Ausführung des in staatswirthschaftlicher Hinsicht so wichtigen Armenwesens u. s. w. rügen müssen, halten wir doch diesen letzten Abschnitt für den vollständigsten und gelungensten, wovon aber die Ursache grofsentheils in der Natur des Objects selbst liegt.

Pet. Kaufmann.

XVIII.

J. R. Rengger, Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay. Basel 1830. 8.

Da Felix d'Azara bei seinem zwanzigjährigen Aufenthalte in Buenos-Ayres reichliche Mufsestunden der genauern Kenntnifs von Paraguay und Laplata und deren Fauna gewidmet, da ferner Brasilien, mit dessen Thierwelt vorgenannte Länder sich so übereinstimmend gezeigt haben, von eifrigen Naturforschern und Sammlern nach verschiedenen Richtungen durchstreift ist, möchte man kaum von einem Werke, welches die Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay zum Gegenstande hat, bedeutende Resultate für die Wissenschaft erwarten. Allerdings ist, wenn es dabei nur auf die Zahl neu entdeckter Arten ankäme, durch vorliegendes Werk der Wissenschaft kein grofser extensiver Zuwachs geworden, indem es aber die Mängel in den Leistungen der Vorgänger auf das Befriedigendste ergänzt, und die einzelnen Thierarten in der möglichsten Vollständigkeit behandelt, gewinnt die Wissenschaft dadurch um so mehr an Intensität. Auch darf der Umstand, dafs die Zahl der bekannten Arten nicht bedeutend durch dieses Werk vermehrt wird, nicht etwa dem Verfasser zum Vorwurfe angerechnet werden, sondern es hat dies vielmehr darin seinen Grund, dafs theils die Fauna des Landes im Vergleiche zum tropischen Südamerika ärmer ist, theils nur wenige Thierarten der vieljährigen Forschung des trefflichen Azara

Digitized by Google

entgangen sind. Trotz dem, dafs der Verf. während seines sechsjährigen Aufenthalts in Assumcion von dort aus das Land nach allen Richtungen durchstreifte, während indessen sein Reisegefährte, Dr. Longchamp, seine Geschäfte als Arzt wahrnahm, konnte er doch nur wenige neue, von Azara nicht getroffene Arten entdecken und auch diese wenigen sind nur solche Thiere, die sich durch ihre Lebensweise und Kleinheit dem Auge des Beobachters leichter entziehen. Er endeckte nämlich nur zwei von Azara nicht gekannte Fledermäuse (*Phyllostoma infundibuliforme* und *Glossophaga villosa*) und 3 kleinere Nagethiere (*Mus callosus*, *longitarsus* und *Echimys longicaudatus*), während ihm selbst dagegen bei seinem ungleich kürzern Aufenthalte nur 8 von Azara beobachtete Thierarten nicht zu Gesichte kamen. Gewifs der sprechendste Beweis für die Thätigkeit beider Naturforscher, der uns nebenbei zu der Annahme berechtigt, dafs uns die Säugethiere von Paraguay, vielleicht wenige kleinere Arten ausgenommen, nun wohl vollständig bekannt sind. — So wenig es dem Spanischen Naturforscher an Eifer und Ausdauer fehlte, ebenso wenig mangelte ihm auch das nöthige Talent, um die Lebensweise dessen, was ihm vorkam, gehörig zu beobachten; allein Azara ward erst durch die Neuheit der ihn umgebenden Natur zu deren Studium hingezogen, und arbeitete sich mit einer dürftigen Spanischen Uebersetzung von Buffons Naturgeschichte in ein Fach hinein, welches ihm früherhin durchaus fremd gewesen war. Kein Wunder also, wenn ihm manches weniger wesentlich und wichtig erscheinen mufste, was wir als Mangel seines Werkes erkennen; wenn ihm, wo er nicht mit eigenen Augen sah, die Ungereimtheit fremder Mittheilungen nicht einleuchtete; kein Wunder endlich, dafs seinen Beschreibungen hin und wieder die wissenschaftliche Strenge abgehen mufste, deren es zur Unterscheidung verwandter Thierarten nothwendig bedarf. Freilich sind nun bei der grofsen Uebereinstimmung Brasiliens und Paraguays viele der von Azara erwähnten Thiere vom Prinzen Maximilian von Neuwied in Brasilien angetroffen und nach den Eigenthümlichkeiten ihres Naturells vortrefflich beobachtet, allein dessen kurzer Aufenthalt im südöstlichen Theile dieses Landes gestattete ihm nicht die Beobachtungen des Spanischen Naturforschers sämmtlich zu wiederholen und zu prüfen, auch konnte, wo in Azara's Beschreibungen die nöthige Schärfe vermifst wird, hin und wieder ein Zweifel über die Identität der Thierarten übrig bleiben. Es mufste demnach von Wichtigkeit sein, dafs ein genauer, mit tüchtigen Vorkenntnissen ausgerüsteter Zoologe an Ort und Stelle Azara's Beobachtungen wiederholte, wo die von diesem gebrauchten, von Generation zu Generation sich erhaltenden Volksnamen über die Identität der Arten keinen Zweifel lassen. Durch die Bemühungen des kenntnifsreichen und mit Sorgfalt und Umsicht beobachtenden Verfassers ist diesem Bedürfnisse auf das befriedigendste abgeholfen worden. Es ergiebt sich nach seinen Untersuchungen, dafs allerdings die Mehrzahl der von Azara erwähnten Thiere richtig erkannt war, manche jedoch in den systematischen Werken irrig auf bekannte bezogen, oder (wie z. B. einige Chiropteren) freilich richtig als neu erkannt aber unter Geschlechter gestellt waren, denen sie nicht angehören. Ueberall werden Azara's Angaben über die Lebensweise der einzelnen Arten berichtigt, erweitert und zu einem Grade der Vollständigkeit gebracht, der allen künftigen Reisenden zum Muster dienen kann. Die grofse Anzahl von Individuen, welche sich der Verf. zu verschaffen wufste, setzte ihn in den Stand die Veränderungen, welchen dieselbe Thierart nach Geschlecht, Alter und Jahreszeit unterworfen ist, vollständig kennen zu lernen, und danach die charakteristischen Merkmale der Art festzustellen. Daher lassen die gegebenen Beschreibungen in Ausführlichkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Besonders dankenswerth ist, dafs der Verf. auch dem Zahnwechsel, einem so vielfach vernachlässigten Gegenstande, seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt, und fleifsig Zergliederungen der verschiedenen Thiere angestellt hat. Besonders anziehend wird aber das Werk durch die trefflichen Schilderungen von der Lebensweise und dem Naturelle der Thiere, die selbst der Laie nicht ohne Vergnügen lesen kann. Ausgezeichnet ist die Naturgeschichte des Cay's (*Cebus Azarae*) und des Jaguars. Tagelang ging der Verf. den Thieren in den Wäldern nach, um ihren Haushalt im Zustande der Freiheit zu erforschen, und scheuete weder Mühe noch Kosten, um sich lebende Thiere zu verschaffen, und bei sich zu erhalten, deren Sitten und Intelligenz er in der Gefangenschaft weiter beobachten wollte. Ausgebreitete Bekanntschaften boten ihm mannigfache Unterstützung. Erfahrene, zuverlässige Jäger waren häufig seine Begleiter auf den Streifereien und machten ihm Mittheilungen über man-

Digitized by Google

che ihm entgangene Thatsachen. Doch während sich so in den Verhältnissen und der Individualität des Verfassers Vieles vereinigte, was die günstigsten Resultate herbeiführen mufste, erwuchs ihm dagegen ein grofses Hindernifs, und ihm und der Wissenschaft ein empfindlicher Verlust aus dem despotischen Argwohne des Dr. Francia. Nicht immer durfte der Verf. die für seine Zwecke ergiebigsten Gegenden bereisen, nicht immer konnte er die ihm günstigste Jahreszeit benutzen, wenn er den Argwohn des Dictators nicht auf sich lenken wollte. Bei der Sperrung des Handels ohne Gelegenheit die gesammelten Naturalien nach Europa senden zu können und zugleich aller Mittel beraubt, sie gegen die Verderbnisse eines ungünstigen Klimas zu schützen, mufste er seine mühsam erworbenen Schätze zu Grunde gehen sehen. Er beschränkte sich daher, des steten Ersatzes überdrüfsig und selbst für seine Person jeder Aussicht auf eine nahe Rückkehr beraubt, nur auf Skelette und im Weingeiste erhaltbare Thiere. Auch von diesen hatte sein Fleifs eine bedeutende Sammlung angelegt, so dafs er fast von allen in Paraguay vorkommenden Säugethieren, von vielen Vögeln und Amphibien die Skelette, und viele Amphibien und Fische in Weingeist besafs, als er und sein Begleiter unverhofft die Erlaubnifs erhielten, Paraguay zu verlassen; aber in 2 Stunden mufste auch das Schiff bereits unter Segel gehen, und aus Mangel an Zeit zum Einpacken und Wegschaffen mufste der gröfste Theil seiner Sammlung zurückgelassen werden, von dem ihm später keine Nachrichten zugekommen sind. So war der Verf. bei Ausarbeitung seines Werkes fast einzig auf seine schriftlichen Notizen beschränkt, die, bei den vielen Geschäften, welche ihm bei seinen Reisen oblagen, mit einem ungewöhnlichen Fleifse entworfen seyn müssen, da sie allein als Material zu den musterhaften Beschreibungen dienen konnten, welche an Vollständigkeit und Sorgfalt ihres Gleichen suchen. Das Werk beginnt mit einer zoologischen Schilderung der Urbewohner des Landes. Vier Nationen bewohnen es. Zwei derselben von lichter, mehr gelblich brauner Farbe, die Guarani's und Payaguas bewohnten das Land bei dessen Entdeckung durch die Spanier; zwei andre, von mehr kupferrother Farbe, die Mbayas und Guanas, früher in Grofs-Chako ansäfsig, siedelten sich 130 Jahr später an. Die Eigenthümlichkeiten dieser Volksstämme werden genau angegeben; dem Beobachter soll es ein Leichtes seyn, sie von einander zu unterscheiden, was auch aus des Verf. Angaben hervorleuchtet. Nur die beiden letztgenannten Volksstämme scheinen weniger scharf vom Verf. unterschieden.

Es folgt dann die Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Säugethier-Arten, sowohl der eingeführten Hausthiere, als auch der einheimischen, nach Cuvier's Systeme. Ueberall sind die Indischen Benennungen angeführt und es ist sehr dankenswerth, dafs der Verf. wo es möglich war, die Bedeutung dieser Namen beigefügt hat. Sie beziehen sich meist auf Eigenschaften oder Aehnlichkeiten und sind interessante Belege für die Auffassungsweise dieser rohen Naturmenschen. Deshalb hätte auch die Obscoenität der Benennung des Tapirs, Mborevi, den Verf. nicht abhalten sollen, uns mit deren eigentlicher Bedeutung bekannt zu machen. Alle von den Europäern eingeführten Thiere werden von den Indianern mit ihren Spanischen Namen benannt; der Hund allein hat einen eigenen Namen in den verschiedenen dem Verf. bekannt gewordenen Indianischen Sprachen, der sich aufserdem in mehreren Compositis vorfindet. Der Verf. schliefst daraus, dafs Amerika vor seiner Eroberung eine eigene Race des Haushundes besessen habe, wie dies bereits, nach schriftlichen Ueberlieferungen und aus den ursprünglichen Indianischen Benennungen von Herrn von Humboldt vermuthet ist. Die vom Verf. angeführten Gründe setzen es fast aufser allem Zweifel, dafs die jetzt noch in grofser Menge vorhandenen nackten Hunde jene bei der Entdeckung vorgefundene Hunderace sei, deren von ältern Schriftstellern Erwähnung geschieht. Die Spanische Benennung für diese Race: *perro chino* — hat nach des Verfs. Bemerkung einen Doppelsinn, dessen Unbekanntschaft Herrn v. Humboldt über das eigentliche Vaterland dieser Race im Zweifel liefs. *Chino* heifst nämlich in der reinen Spanischen Sprache *chinesisch;* in einigen Theilen von Südamerika aber gebraucht es der Creole für *Indianer*, *Indianisch*, so dafs also *perro chino* so viel als *Indischer*, *einheimischer* Hund bedeuten kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

J. R. Rengger, Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay.

(Schlufs.)

Von den Europäern sind der *Haushund*, die *Katze*, das *Schwein*, das *Pferd*, der *Esel*, das *Rind*, die *Ziege* und das *Schaaf* eingeführt. Jedes derselben wird an seiner systematischen Stelle ausführlich abgehandelt. Im Allgemeinen kann man sagen, dafs den meisten dieser Thiere die Versetzung in dies fremde Klima nicht günstig gewesen ist. Der *Haushund*, von welchem mehrere Raçen eingeführt wurden, die sich unter einander sehr vermischt haben, zeigt wenig Gelehrigkeit, und weder die Stärke, noch die Schönheit des Europäischen Hundes; aber er besitzt einen grofsen Muth und eine ungemeine Schärfe der Sinne. Die *Katze* ist ebenfalls viel häfslicher geworden, hat einen fast kahlen Schwanz, ist kleiner und schmächtiger, und sehr dünn behaart, daher empfindlicher gegen den Wechsel der Temperatur, als bei uns. Das *Schwein* steht dem Europäischen in Gröfse, Fettigkeit und Fruchtbarkeit um vieles nach; auch hat sein Fleisch viel von seiner Schmackhaftigkeit verloren. Das *Pferd* ist theils durch die Schlechtigkeit der Weiden, theils durch die geringe Pflege, welche man ihm angedeihen läfst, so entartet, dafs man den edlen Spanischen Stamm in ihm nicht wieder erkennt. Der *Esel* ist noch mehr verändert; so klein und schwächlich, dafs er nur von den Indianern der Missionen benutzt wird. Auch die *Ziege* bleibt klein und mager; ihr Fleisch ist zähe und stinkend. Bei dem *Schaafe* endlich ist jede Spur seiner Spanischen Abstammung verschwunden; seine Wolle ist kurz und äufserst rauh geworden. Nur das *Rind*, dessen ungeheuere Heerden einen Hauptreichthum des Landes ausmachen, hat sich, obwohl es das ganze Jahr unter freiem Himmel lebt, in seiner Güte erhalten, weil es weniger einer ausgesuchten Nahrung und Pflege bedarf, als das Pferd. — Bei den beiden erstgenannten Thieren, dem Hunde und der Katze, kommt die Wuthkrankheit nicht vor; einzelne Fälle, die man dafür hielt, erkannte der Vf. stets als aus andern Ursachen hervorgegangen. Merkwürdig ist, dafs beide, bei uns so sehr an den Menschen sich anschliefsende Thiere dort weniger Anhänglichkeit und einen auffallenden Hang zur Verwilderung zeigen. Der Hund verläfst nicht selten seinen Herrn, und zieht in unbewohnte Gegenden, wo er ganz verwildert sich Höhlen gräbt und von der Jagd kleinerer Säugethiere lebt. Auch die Katze streift Tage lang in Wäldern und Feldern umher, und würde, da sie oft die ganze Sommerzeit in den Wildnissen zubringt, und selbst dort ihre Jungen erzieht, gewifs völlig verwildern, wenn nicht die ihr nachtheilige Regenzeit sie zwänge, mit ihren Jungen in den Wohnungen Schutz zu suchen. —

Die Hausmaus und die schwarze Ratte (*Mus rattus*), welche durch die Spanischen Schiffe nach Paraguay gekommen sind, haben sich dort so einheimisch gemacht, dafs sie die inländischen Mäuse bei weitem an Menge übertreffen.

Von einheimischen Säugthieren wurden 54 Arten vom Verf. beobachtet. Es möchte sich demnach die Anzahl der Säugethiere von Paraguay mit Einschlufs der aufserdem von Azara beobachteten Arten etwa auf 62 belaufen. Sonach würde sie sich, wie mir scheint, zu der Zahl des westlichen Küstenstriches der freilich unvollständig durchforschten Andeskette wie 3 : 1, und zu der des übrigen Theiles vom östlichen Südamerika wie 1 : 3 verhalten. Sehen wir auf den Character der Fauna, so finden wir die gröfste Uebereinstimmung mit Brasilien, namentlich mit dem südlichen Theile dieses Landes. Affen, Raubthiere, Pachydermen, desgleichen die gröfsern Nagethiere und die Wiederkäuer sind durchaus dieselben. An zahnlosen Thieren, besonders Gürtelthieren ist Paraguay verhältnifsmäfsig reicher; aber die kletternden Baumbewohner dieser Ordnung, die Faulthiere,

Digitized by Google

fehlen gänzlich. Hiemit steht auch wohl die grofse Armuth an Quadrumanen in einiger Beziehung, denn es finden sich hier nur 3 Affen-Arten, während Brasilien in seinen Waldungen fast ebenso viele Affen-Arten nährt, als Paraguay Säugethiere zusammengenommen. Mehr Eigenthümliches, als die vorgenannten Ordnungen zeigen die Chiropteren, die kleinen Nagethiere, die Beutelthiere und Gürtelthiere; aber die Gesammtzahl dieser eigenthümlichen, nicht auch in Brasilien vorkommenden Arten ist nur klein. Diese Armuth der Fauna Paraguay's im Vergleiche mit Brasilien entspringt theils aus dem Umstande, dafs die Zahl der Geschlechter und Arten nach dem Aequator hin zunimmt, mithin in Brasilien mit jedem Breitegrade neue Arten zu den auch in Paraguay lebenden hinzutreten, theils scheinen manche unter gleicher Breite in Brasilien vorkommende Geschlechter durch weniger günstige Localverhältnisse an Arten weniger reich oder völlig ausgeschlossen.

Aus der Ordnung der Quadrumanen giebt es nur drei Arten: den Caraya (*Mycetes Caraya. Desm. Myc. barbatus Spix*), den Cay (*Cebus Azarae Rengg.*) und den Miriquina (*Nyctipithecus trivirgatus*). Ersterer besitzt nach des Verfs. Erfahrung in dem nackten Theile seines Schwanzes ein ziemlich entwickeltes Tastorgan, so dafs er, abgewandt, Gegenstände damit zu unterscheiden weifs. Den Cay hielt Azara für *Cebus capucina;* der Verf. ist hierüber noch unschlüssig. Die Alterverschiedenheiten der Individuen in Färbung, Behaarung und selbst in den Körperverhältnissen fand der Verf. so bedeutend, dafs er mehrere der von andern Schriftstellern aufgestellten Arten auf entsprechende Abänderungen seines Cay zurückführen zu können glaubt. Er verdient hierin um so mehr Vertrauen, als er die Altersveränderungen an jung aufgezogenen Individuen vom ersten Monate bis zum 7ten Jahre verfolgte. Nach den Erfahrungen des Prinzen von Neuwied ändern die Brasilianischen Affen in der Regel nur wenig ab, und die Jungen gleichen den Alten gleich anfangs; welches auch Boje an den Jungen von *Cebus apella* und *capucina* beobachtete. Gerade wegen dieser letzteren Erfahrung möchte Ref. die Identität des Cay mit *C. capucina* in Zweifel ziehen und die an diesem beobachtete Wandelbarkeit mehr als Eigenthümlichkeit dieser Art ansehen. — Nach des Verfs. Angabe ist auch der Zahnwechsel bei beiden Affen nicht dem menschlichen ähnlich, wie Fr. Cuvier (*dents de Mammif. p.* 42.) sagt, sondern im frühen Erscheinen falscher Backzähne mehr dem der Raubthiere. Die zwei vordern Milch-Backzähne sind nämlich zweihöckerige (falsche) Backenzähne, nur der dritte, vierhöckerige, wird durch einen falschen ersetzt. Gleiches fand Ref. auch bei Ateles.

Der Miriquina Azara's, den man für eine Pithecia hielt, ist ein Nachtaffe (*Nyctipithecus*), und es ist nicht in Abrede zu stellen, dafs, wie der Vf. richtig erkennt, Fr. Cuvier's Douroucouli und Azara's Miriquina zu einer Art gehören, ja dieselbe Art ist von Spix als *Nyctipithecus vociferans*, und früher von Lichtenstein als *Callithrix infulata* beschrieben, allein sicherlich ist sie von dem am Orenoco lebenden Douroucouli Humboldt's (*Aotus Humboldtii*) verschieden, mit welcher sie der Verf. verbinden will. Es fehlt ihr der braune Rückenstreif, der weifse Mittelstrich auf der schwarzen Nase; die Ohren sind gröfser, und der Schwanz im Verhältnisse kürzer. Der Douroucouli mufs, bis er von neuem aufgefunden wird, als eine von dem Miriquina verschiedene Art gelten; dieser findet sich auch in Brasilien und scheint sich dort bis zum Amazonen-Strome zu verbreiten; dafs er darüber hinaus vorkomme, ist kaum glaublich.

Aus der Ordnung der Chiropteren werden 13 Arten beschrieben. Dunkle oder verkannte Arten Azara's werden genau bestimmt. Dessen *Chauve-souris IX.* ist ein *Molossus*, seine *Chauve-souris XI.* ein *Noctilio* (*N. ruber*). Der Verf. irrt aber, wenn er Azara's *Ch. sour. I.* auf *Phyllostoma superciliatum Neuw. (P. lituratum Lichtenst.)* bezieht. Gewifs würde er in diesen Irrthum nicht verfallen seyn, wenn der Prinz v. Neuwied das Gebifs des Thieres, welches zur Gattung *Madataeus Leach.* gehört, näher beschrieben hätte. Die vom Prinzen erwähnte Färbung des Ohrdeckels und der Flügelspitzen ist übrigens für diese Art characteristisch.— Interessant sind des Verfs. Beobachtungen über die Lebensweise der dortigen Fledermäuse. In der kalten Jahreszeit bei anhaltendem Südwinde verfallen sie in Erstarrung, erwachen aber sogleich, wenn der warme Nordwind eintritt. Die häutigen Aufsätze der Phyllostomen erkannte der Verf. als ein feines Gefühlsorgan. Wurden sie ihnen abgeschnitten, so stiefsen sie, geblendet, überall an. Bei ihrer Lebensweise bedurften sie dieser Organe mehr, als die andern Geschlechter, da sie am spätesten erscheinen und die Insecten sehr geschickt zwischen den Aesten der Bäume in lichtern Waldungen

Digitized by Google

verfolgen, während andre Geschlechter mehr in offenen Gegenden oder an dem Ufer der Gewässer ihre Nahrung suchen.

Aus der Ordnung der eigentlichen Raubthiere besitzt Paraguay 5 Plantigraden aus den Geschlechtern: *Nasua*, *Procyon* und *Gulo*, und 10 Digitigraden aus den Geschlechtern: *Lutra*, *Canis* und *Felis*. Sämmtliche Arten mit Ausnahme der Fischotter (*Lutra paranensis Rengg.*), welche bis dahin mit der Brasilianischen verwechselt wurde, kommen auch in Brasilien vor. Die Vermuthung des Prinzen von Neuwied, dafs der einsame *Cuati*, *Cuati Monde* oder *Haegno*, den Azara für ein verjagtes Männchen der geselligen *Nasua* hielt, eine eigne Art sei, wird vom Verf., der sowohl Männchen, als Weibchen dieser Art erlegte, und Junge beider, schon in erster Jugend verschiedenen Arten neben einander aufzog, bestätigt. Von dieser früherhin nur dem Namen nach gekannten *Nasua solitaria* wird eine vollständige Beschreibung, sowohl von ihrer äufseren Gestalt, als auch von ihrer Lebensweise und ihrem Naturelle gegeben. Die früher unterschiedenen Arten (*Nasua rufa*, *narica*, *pusilla*) erkannte auch der Verf. als blofse Abänderungen der *N. socialis Neuw.* Die 3 andern Plantigraden Paraguay's sind der *Procyon cancrivorus Geoffr.*, *Gulo barbarus Desm.* und *Gulo vittatus Desm.*, letzterer aber so selten, dafs der Verf. ihn nur aus einer Mittheilung des Dr. Parlet kennt.

Die in Paraguay lebenden Digitigraden sind sämmtlich Brasilisch, nämlich der Rothwolf (*C. rubatus*), der Südamerikanische Fuchs (*C. Azarae*), der Jaguar (*Felis onca*), der Cuguar (*F. concolor*), der Chibiguasu (*F. Pardalis*) *), die *Felis macrura Neuw.*, der Yaguarundi und der Eyra. Von den 6 Beutelthieren (*Didelphys Azarae*, *lanigera*, *crassicaudata*, *murina?*, *tricolor?*, *pusilla*) konnte der Verf. nur die drei ersten sich verschaffen. Die meisten der Arten scheinen Paraguay eigenthümlich; wenigstens hält Ref. die Prüfung der auf Brasilische Arten bezogenen Beutelthiere Azara's für durchaus nöthig, ehe mit Bestimmtheit über die Identität derselben geurtheilt werden kann. Dem Verf. war es trotz aller Sorgfalt nicht möglich, zu erforschen, wie die aller Bewegung unfähigen Embryonen in den Beutel und an die Zitzen gelangen. Er vermuthet, dafs sie von der Mutter angelegt würden und dafs dieser dazu der freie Daumen an den Hinterfüfsen besonders dienlich sei; allein einen freien Daumen finden wir bei allen kletternden Marsupialen, dagegen die Hinterfüfse bei mehrern Geschlechtern Neuhollands sehr unvollkommen und zum Ergreifen untauglich, während dagegen die Vorderfüfse ungleich vollkommner sind, und zu diesem Gebrauche, obwohl sie keinen freien Daumen haben, tauglicher erscheinen. Nach des Verfs. Beobachtungen gelangen die Jungen durch die henkelförmigen Fortsätze des *Uterus* in die Scheide, nicht, wie bei *Halmaturus* durch das dem Muttermunde entsprechende blinde Ende.

*) Diese Art ist allerdings mit *F. mitis Cuv.* identisch, aber *F. tigrina L.*, welche der Verf. als Synonym hieher zieht, gewifs verschieden.

Aus der Ordnung der Nagethiere scheinen die kleinern Arten aus den Gattungen *Mus* und *Echinys* meist Paraguay eigenthümlich zu seyn; die gröfsern Nagethiere, der Quaiya (*Myopotamus bonariensis s. coypus*) der Cuiy (*Hystrix insidiosa Lichtenst.*), der Tapiti (*Lepus brasiliensis*), der Paka (*Coelogenys Paca*), der Acuti (*Chloromys s. Dasyprocta Acuti*), der Capiygua (*Hydrochoerus Capybara*) und der Aperea (*Cavia aperea L.*) sind ihm mit Brasilien gemein. Das letzte Thier hat man bis dahin immer gegen alle Wahrscheinlichkeit als den Stammvater des gem. Meerschweinchens angenommen. Der Verf. hat das Verdienst, die Unrichtigkeit dieser Annahme vollständig dargethan zu haben. Vierzehn zahme Aperea's, die in der 5ten und 6ten Generation von einem, vor 7 Jahren jung gefangenen Pärchen abstammten, stimmten in Färbung und Lebensweise vollkommen mit dem wildlebenden überein. Die Weibchen warfen nur einmal im Jahre, und nie mehr, als 2 Junge. Dagegen warfen die im Jahre 1820 eingeführten, früher in Paraguay durchaus unbekannten Meerschweinchen dreimal jährlich und jedesmal 3 — 7 Junge; sie blieben 5 Jahre hindurch in ihrer bunten Färbung constant; und jeder Versuch, sie mit dem zahmen Aperea zu paaren, mifslang. Bedenkt man nun noch, dafs, wie der Verf. umständlich zeigt, Gebifs und Schädelbildung beider Thierarten verschieden sind, dafs ferner beide im Naturelle sehr von einander abweichen, so wird man dem Verf. vollkommen beipflichten.

Aus der Ordnung der Edentaten finden sich in Paraguay 7 Arten, 5 Gürtelthiere (*Dasypus*) und 2 Ameisenfresser (*Myrmecophaga*), sämmtlich Thiere, welche die offenen Gegenden, Felder und Gebüsch, dem Innern der Wälder vorziehen. Die Ameisenfresser sind die Brasilianischen, *Myrmecophaga tubata* und *tetradactyla*; von den Gürtelthieren hat Paraguay die meisten mit Brasilien gemein, eine Art, der *Das. hybridus* scheint ihm bereits eigenthümlich, indem dies Geschlecht in andern sich ausschliefsenden Arten weit nach Süden hinabreicht. Der Vf. fand die nach Azara von allen Schriftstellern wiederholte Angabe, dafs die Gürtelthiere sich von kleinen Vögeln und Amphibien nährten, unrichtig; so wie er auch vermuthet, dafs sie nur der darin lebenden Insecten und Würmer wegen an Aas gehen; denn Insecten und Würmer sind nach ihm ihre Hauptnahrung.

Die Pachydermen, den Tapir und die beiden Nabelschweine (*Dicotyles labiatus* und *torquatus*) hat Paraguay mit Brasilien gemein. Von Wiederkäuern finden sich nur Hirsche, und zwar die 4 auch in Brasilien einheimischen Arten, der *Guazu-puca (Cervus paludosus)*, der *Guazu-y (C. campestris)*, der *Guazu-pyla (C. rufus)* und der *Guazuvira (C. simplicornis)*. Der Verf. bestätigt die, neuerdings vom Prinzen v. Neuwied in Zweifel gezogene Beobachtung Azara's, dafs diese Hirscharten nicht, wie die unsrigen, zu einer bestimmten Zeit ihr Geweih abwerfen, indem er zugleich den Grund dieser Erscheinung in der Unregelmäfsigkeit ihrer Brunstzeit entdeckte. Säuglinge aller 4 Arten traf er sowohl im Herbste, als im Frühlinge. Dieselbe Er-

Digitized by Google

fahrung ist bereits schon am Axishirsche gemacht und wahrscheinlich findet auch bei den Hirschen der Sunda-Inseln, von denen Raffles behauptet, dafs sie nie ihr Geweih abwürfen, ein Gleiches statt; so dafs jene Unregelmäfsigkeit im Wechsel des Geweihs und der Brunstzeit den Hirschen der Tropenzone im Allgemeinen eigen sein möchte. —

Aufser der speciellen Naturgeschichte der verschiedenen Arten enthält das Werk noch 3 Aufsätze über *die geographische Verbreitung der Säugethiere in Südamerika*, *über das Leuchten der Augen bei einigen Säugethieren* und *über die Ausmessung der Säugethiere*. Der erste dieser Aufsätze ist besonders schätzbar durch die genaue Angabe der Gränzen der Breite, innerhalb welcher sich die verschiedenen Geschlechter *(Genera)* vom Aequator gegen den Südpol in Südamerika ausbreiten. Ferner zeigt er, wie die ungleichmäfsige Verbreitung derselben innerhalb dieser Zone theils von der Vegetation, sofern diese unmittelbar oder mittelbar das Vorhandensein ihrer Nahrung bedingt, theils von der Beschaffenheit der Bewegungsorgane abhange. Auch die temporären Wanderungen und die sie bedingenden Ursachen, so wie das gegenseitige quantitative Verhältnifs der Ordnungen werden in Untersuchung gezogen. Der Aufsatz zeugt sowohl von grofser Umsicht in Berücksichtigung der verschiedenen Bedingungen, als auch von tüchtigen Kenntnissen und grofsem Fleifse im Sammeln der nöthigen Materialien, und erweckt deshalb um so mehr den Wunsch, dafs der Verf., welcher mehr als jeder Andre dazu befähigt war, sich noch ausführlicher und specieller über diesen Gegenstand verbreitet haben möchte. Er würde sich sehr verdient gemacht haben, wenn er auch, so viel es sich thun liefs, die Gränzen in der geographischen Verbreitung der einzelnen Arten angedeutet, und die Gründe für das Vorhandensein oder Fehlen der einzelnen Geschlechter unter gleichen Breitegraden umständlicher aus den Localverhältnissen entwickelt hätte. Insofern möchte es vielleicht zweckmäfsiger gewesen sein, wenn er die von ihm allgemein angedeuteten Verhältnisse der Oberfläche und Vegetation zur Fauna specieller auf Paraguay angewandt, und nach einer dazu nothwendigen topographischen Schilderung dieses Landes, die im übrigen Südamerika obwaltenden Verhältnisse, damit in Vergleich gebracht hätte, um aus den sich daraus ergebenden Verschiedenheiten weiter die Gründe für den verschiedenen Charakter der Faunen zu folgern. Die zweite Abhandlung *über das Leuchten der Augen bei einigen Säugethieren*, verdient um so mehr Interesse, als dadurch die eigentliche Natur jener Lichtentwicklung dargethan und deren von den Alten angenommenes, in neuern Zeiten wieder angeregtes Verhältnifs zum Processe des Sehens *zum Theil* darin eine Bestätigung finden würde. Der Verfasser beobachtete diese Lichterscheinung am Nachtaffen, Jaguar, Cuguar, am Chibiguazu oder der Parderkatze *(F. pardalis)*, beim südamerikanischen Fuchse, beim Tapiti *(Lepus brasiliensis)* und dem wilden Meerschweinchen? *(Cavia aperea?)*, also nur bei Thieren die Nachts auf ihre Nahrung ausgehen, bei denen jedoch der innere Bau des Auges keine abweichende Bildung zeigte, der jene Lichtentwicklung beigemessen werden könnte. Diese erscheint momentan und nur bei Aufregung des Thieres durch Leidenschaften oder irgend einen seine Aufmerksamkeit erweckenden Gegenstand. Alsdann sind beide Augenkammern erleuchtet und das Licht strahlt bei weit geöffneter Pupille in der Richtung aus, in welcher sich der das Thier anregende Gegenstand befindet. Das Leuchten konnte vom Verf. in einer Entfernung von 10—30 Schritten wahrgenommen werden, und Gegenstände, welche $1\frac{1}{2}$ Fufs vom Auge des Thieres entfernt lagen, wurden dadurch erhellt, wobei man deutlich sah, dafs das Thier erst die durch dasselbe erhellten Gegenstände erblickte. Verletzungen der Hornhaut und Iris hatten auf die Lichterscheinung keinen Einflufs, aber bei Verletzung oder Durchschneidung des Sehenerven und bei Amaurose hörte sie ganz auf. Es steht zu hoffen, dafs die vom Verf. aufser den genannten Thieren, auch bei der Hauskatze, bei der Eule, und, wiewohl seltener auch beim Hunde und Fuchse gemachten Beobachtungen von Andern wiederholt werden. Sind sie, woran man bei des Verf. Sorgfalt im Beobachten, kaum zweifeln mag, gegründet, so ergiebt sich daraus, dafs diese an den Augen der Hauskatze seit den ältesten Zeiten beobachtete Lichterscheinung, welche Gruithuisen u. A. für ein Zurückstrahlen erklären, von dem hinter durchsichtigen Medien ausgebreiteten Sehenerven ausgeht, und in dessen gesteigerter Activität ihren Grund hat. Sie möchte dann einerseits mit der im menschlichen Auge nur auf Nervenreiz, Schlag oder Druck, wahrnehmbaren Lichtempfindung, andrerseits mit den durch die willkührliche Thätigkeit eines starken Nervenapparates hervorgerufenen animalisch-electrischen Entladungen bei gewissen Fischen, bei denen selbst einige Beobachter einen Lichtfunken wahrgenommen haben wollen, in Verbindung zu setzen sein. Was im menschlichen Auge nur schwach auf äufsern Reiz beobachtet wird, wurde hier als eine immanente Fähigkeit zum Hülfsmittel für nächtliches Sehen. Es ist aber diese nicht allen nächtlichen Thieren eigen, denn sie geht, nach des Verfs. Beobachtungen, den Fledermäusen und andern nächtlichen Thieren ab; ja kommt nicht einmal allen Arten des Katzengeschlechtes zu, indem der Verf. sie nicht am Jaguarundi und Eyra (zwei weniger nächtlichen Thieren) bemerkte. Eine weitere Berücksichtigung dieses Gegenstandes mufs Ref. den Physiologen überlassen.

Der dritte Aufsatz handelt von der Ausmessung der Säugethiere. Da er mehr den Zoologen vom Fache angeht, und zu erwarten steht, dafs keiner derselben das Werk unbenutzt lassen wird, so kann Ref. auf dieses hinsichtlich der vom Verf. gemachten Bemerkungen verweisen und erlaubt sich nur schliefslich noch den Wunsch auszusprechen, dafs der ausgezeichnete Verf. sich im Stande sehen möchte, noch andere Zweige von Paraguays Thierwelt zu bearbeiten, so wie er mit gespannter Erwartung der vom Verf. versprochenen Beschreibung seiner Reise entgegensieht.

Wiegmann.

Digitized by Google

Nro. 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

XIX.

Plan zu einem neuen Katechismus für kathol. Elementarschulen und Gymnasien nebst Würdigung der Katechismen, welche sich seit Canisius in der kathol. Kirche besonders geltend gemacht haben, von J. Sengler. 1829.

Diese Schrift hat einen doppelten Charakter. In Beziehung auf die zugleich *aufklärerische* und kirchlich-revolutionaire Tendenz, welcher die früher von uns angezeigte Schrift: des „kath. Kirche" zweiter Theil *) angehört, ist sie als *Reaktion* anzusehen, indem sie von dem, was jene zu beseitigen, auszuklären oder willkührlich zu modifiziren beabsichtigt, — manches der kirchlichen Lehre zu bewahren oder wieder zuzueignen strebt. In Beziehung aber auf die *wirkliche* Röm. kath. Kirche verfährt sie, — offenbar jedoch ohne es zu wissen und zu wollen, — zum wenigsten ebenso, nicht nur *reformatorisch* sondern auch *revolutionair* als die eben angeführte Schrift, wie dies im Verlauf der näheren Beurtheilung derselben klar wird dargethan werden. Im Ganzen genommen — gehört sie, *objektiv* betrachtet, dem *letzten Stadium* eines *bestimmten* kirchlichen Lebens an, welches die Kraft des Selbstbestandes und das Vermögen zur freien Fortbewegung verloren, nun auf einer Seite sich auf die Krücke der angeerbten Ueberlieferung stützen, auf der anderen sich von der jugendlichen Hand eines neuen Lebensgeistes führen lassen muss. Wie Philo, wie die Essäer — noch Mosaïsten zu seyn wähnten, weil sie an Jehovah und seine Regierung über das vorerwählte Volk glaubten, weil sie Beschneidung und Osterfeier beibehielten und sämmtliche Ueberlieferungen zu spiritualisiren und, wir möchten sagen, sie zu sentimentalisiren suchten, während sie ihren Bestand doch vorzugsweise in fremden Philosophemen und in Prinzipien die schon ganz christlich waren, fanden, so zeigt sich dieselbe Eigenthümlichkeit auch in den Schriften der kath. Parthei, welcher der Hr. Verf. des „*Planes*" angehört. Der substanzielle Inhalt der Kirchenlehre wird hier zwar grossentheils unverändert reproduzirt; dabei aber auf eine Weise geltend gemacht, welche wesentlich aus einem Geiste hervorgeht, der jener Kirche nicht nur fremd, sondern selbst ihm diametral entgegengesetzt ist. Muss es in dieser Hinsicht uns befremden, dass der Hr. Verf. nicht zum Bewusstseyn der Unvereinbarkeit jener Elemente gekommen ist, so können wir doch anderseits nicht umhin, die tüchtige Gesinnung und das schöne Gemüth freudig anzuerkennen, aus welchen jene Arbeit unverkennbar hervorgegangen ist, und die Strenge, mit welcher wir das Geleistete prüfen werden, möge Hrn. S. als ein Beweis der Achtung gelten, welche seinem Streben zu zollen wir uns gerne genöthigt anerkennen.

Die vorliegende Schrift ist die erste, mit welcher Hr. S., nach Beendigung seiner Studien zu Tübingen und München, öffentlich aufgetreten, und es ist nicht zu verkennen, dass die Humanität, welche die theologischen Fakultäten zu Tübingen charakterisirt und besonders die geistreiche Gemüthlichkeit des Herrn Möhler tiefer auf ihn eingewirkt haben, als die hochfahrende Intoleranz und das Tantalische Bemühen Anderer, den Katholizismus, der wesentlich auf dem Prinzip der *Autorität* beruht, mit der Philosophie zu verschmelzen, die ebenso wesentlich der individuellen Ueberzeugung das Supremat zuerkennt, wie sie aus der Opposition gegen die Autorität hervorgegangen ist, und allerdings immer darauf ausgehen wird, den von der Autorität dargebotenen Inhalt zu prüfen und ihn nicht um der Autorität willen, sondern betreffenden Falles umgekehrt diese um des von ihr dargebotenen willen anzuerkennen *). Der eben erwähnten Schrift des Hrn. S. liess

*) Jahrgang 1830. Nov. Heft S. 641.

*) So eben kömmt uns eine Schrift des Hrn. Dr. C. Seebold zu Gesicht, welche, unter dem Titel „*Philosophie und reli-*

Digitized by Google

derselbe im Laufe dieses Jahres eine, von der Tübinger kath. theol. Fakultät gekrönte, Preisschrift folgen, welche den Titel führt: „*Würdigung der Schrift* von „Dr. D. Schulz *über die Lehre vom heil. Abendmahl*" u. s. w. (Mainz bei Müller 1830), und zeigte hierdurch, dafs er sowohl im Theoretischen als im Praktischen gleich das Wichtigste, den eigentlichen Herzpunkt, — nämlich: die *Erziehung* und das täglich sich wiederholende Röm. kath. *Wunder*, — zu ergreifen und nicht ohne Erfolg zu bearbeiten gewufst.

Was nun die erste dieser beiden Schriften, die allein für jetzt hier zu besprechen ist, betrifft, so müssen wir vor Allem bedauern und — rügen, dafs Hr. S., den Verfügungen des Tridentinums zuwider, dieselbe nicht der Approbation des Ordinariats unterworfen *), oder, falls dies geschehen, nicht die Gründe angegeben, um welcher willen dieselbe möchte verweigert worden seyn. Die Katechismen, über welche seine Schrift sich verbreitet, sind unseres Wissens alle von der legitimen Kirchenbehörde approbirt, wie unter andern Hr. Kopp (S. 253. seiner Schrift) bemerkt: „der Hr. Bischof von „Würzburg habe keinen Anstand gefunden, den bisch. „Diözesan-Katechismus der *Röm. Censur* zu überlassen." Durch eine gleiche Unterwürfigkeit würde Hr. S. besser, als durch blofse Versicherungen, den Respekt erhärtet haben, den jeder rechtgläubige Katholik vor den Verordnungen *der Kirche* haben mufs, in welcher, nach Hrn. S. (Vorr. VII.) „der heil. Geist seinen *bleibenden* „Ausdruck gefunden," — welchem „zu nahe zu treten — keinem kathol. Katecheten von ferne einfallen werde." Nichts aber scheint uns eben diesem heil. Geiste, wie er sich noch im letzten ökumenischen Conzilium, und namentlich über Privatdeutungen der heil. Schrift und des Tridentinums selbst, ausgesprochen *) näher zu treten, als wenn ein Mitglied der „untergebenen, — regierten, — lernenden Kirche," welches, selbst noch nach Hrn. Brenner's sehr moderner Dogmatik, „verbunden „ist, nur zu hören, was die Kirche lehrt, keineswegs „aber selbst zu lehren" **), nicht nur ohne obrigkeitliche Erlaubnifs zu lehren, sondern sogar kirchlich genehmigte Lehrbücher einer Kritik zu unterwerfen sich vermifst, welche nicht blos auf die Form, sondern vielfach auch auf den Inhalt derselben gerichtet ist. Der sichere Fortbestand der Röm. kath. Kirche beruht aber grade auf der, jeden, ihre Autorität und Einheit bedrohenden Angriff abwendenden *Disciplin;* diese Disciplin, ebenso wie die militärische, auf strenger Beobachtung aller Verordnungen, welche darauf ausgehen, die Verbreitung ansteckender Irrthümer und verführerischer Beispiele von Insubordination zu verhindern. Auch die *beste* Absicht kann vor den Formen des Kirchengesetzes

„*giöse Philosophen*," — eine „Prüfung des neuen Problems „einer Restauration der Philosophie durch die Religion" — enthält. Sie ironisirt mit scharfen Spottpfeilen die Lehre des Hrn. v. Baader, und giebt in dem thetischen Theile des Buches, neben manchen unhaltbaren Behauptungen, doch auch viele, sehr zu beachtende Winke für die Ausbildung der Natur- und der Geisteswissenschaft. Druck und Papier verdienen, wie bei allen aus der Brönnerschen Offizin und Verlagshandlung hervorgehenden Werken, rühmlichste Anerkennung, da sie einen sehr erfreulichen Beitrag zu dem Streben liefern, die Deutschen Druckwerke den Französischen und Englischen an Werth und Gefälligkeit gleichzustellen.

*) S. 12. der Probeblätter der „*Kirchenzeitung für das kath. Deutschland*, herausgegeben v. J. Sengler," die dem Refer. nach Beendigung dieses Berichtes zugekommen, steht, dafs die kathol. Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher in Baiern „*kein Buch ohne Approbation des bisch. Ordinariats wird drucken lassen.*

*) *Vierte Sitzung, Beschlufs von der Ausgabe und dem Gebrauche der heil. Bücher.*

**) Brenners Dogmatik 1826. I. 208 u. 228. Wir rathen bei dieser Gelegenheit Hrn. Br. sich aller raisonnirenden Polemik zu enthalten und sich auf *Aneinanderreihung kirchlicher Autoritäten* zu beschränken. Wie unglücklich das von ihm gehaltene *jüngste* „*Gericht*" ausgefallen, ist in den Literaturzeitungen zu ersehen. Mit welchen Waffen er aber im 2. Bande seiner *Dogmatik* S. 481 ff. sich zum Vertheidiger der *ewigen* Höllenstrafen aufwirft, mag durch Angabe einiger seiner Gründe anschaulich gemacht werden. Die Einwendung: „eine *ewige Strafe* hat keinen Zweck," schlägt er bündig mit der Versicherung zurück: „Solche ist *sich* „*selbst Zweck*, wie hienieden das Köpfen oder lebenslänglliche Einkerkern." Dagegen, dafs „die Vernunft einen „*langsamen qualvollen* Tod miebillige, wie vielmehr einen „ewigen," bemerkt Hr. Br.: „dictirt nicht zuweilen (? bei „einem *auto da fé*) die Gerechtigkeit aus Gründen, *somit* „vernünftiger Weise einen solchen Tod? — Nebstdem ist die „Ewigkeit mit einer Zeitdauer in gar keinen Vergleich zu „setzen." Ueber die Zahllosigkeit der Verdammten beruhigt er sich u. a. mit den Fragen: „Uebersteigen nicht schon „jetzt die Bösen in unendlicher Anzahl die Guten? Sind „nicht die Millionen die Unglücklichen, dagegen nur wenige die Zufriedenen?" — „Röm. 11 und 1 Cor. 15. sind „„*Alle*" so *Viele*, als der Erbarmung und Belebung gewürdigt werden!" *Eheu! jam satis.*

Digitized by Google

einen solchen Ungehorsam nicht entschuldigen, da besonders ein theologisch schriftstellernder Katholik wissen muſs, daſs die Heilighewahrung der kirchlichen *Autorität*, Einheit und Hierarchie eben das *Beste* ist, was der Einzelne für die Kirche vor allem Anderen zu erstreben habe. Indeſs, auch abgesehen hiervon, was bürgt Hrn. S. dafür, daſs alle diejenigen, welchen die etwa in seinem Buche enthaltenen Irrlehren annehmbar geschienen, auch von den Censuren Kenntniſs erhalten werden, welche die kirchliche Behörde darüber auszusprechen sich veranlaſst finden mag? Daſs aber die vorliegende Schrift des Unkirchlichen, des Akatholischen gar Manches enthalte, wird sich aus dem folgenden zur Genüge ergeben.

Der Hr. Verf. knüpft seine Arbeit zunächst an die erfreuliche Thatsache an, daſs die kath. Oberhirten Deutschlands jetzt „insbesondre das Katechismuswesen „zu ihrer Hauptangelegenheit machen; veranlaſst aber „erklärt er sie durch den traurigen Umstand, daſs in „*jedem Zeitabschnitt*" *vergeblich* die Bemühungen sich wiederholt haben, „einen vollkommenen Katechismus der „Jugend in die Hände zu geben." Er eifert dann gegen die „ebenso fade als vage Aufklärerei" und findet in dieser den Grund, „warum *gottinnige* Seelen „gerade „in unserer Zeit *ausschlieſslich Canisius* *) hervorriefen „und in ihm gegen den Unglauben Heil für unsere Jugend suchten". Er meint aber, weil die *Katecheten* „das Christenthum *meist* nur in *dürren, abstrakten Begriffen* ohne innere Fülle und Leben besitzen", — darum habe diese Reaktion „*heillos* auf die Jugendbildung „unserer Zeit eingewirkt". Dagegen wünscht er, die „reiche Erfahrung", welche die Theologie seit drei Jahrhunderten, „als Produkt des Einen, in *Allem* beständig „wirksamen heiligen Geistes" gemacht, benutzt zu sehen. Der Canisische Katechismus, meint der Hr. Verf., sey ganz aus den individuellsten Zeitbedürfnissen hervorgegangen **); aber „unsere Zeit sey eine ganz andere und habe ganz andere Bedürfnisse". — Luther „habe den *Pabst* verworfen, der uns von *Christus* gegeben; — jetzt verwerfe man Christus. — *Darauf* „komme es jetzt an, das vor der Welt Grundlegung „vorhandene, sich in der Zeit durch den ganzen alten „Bund entwickelnde und in der Fülle der Zeiten im „Gottmenschen J. C. zu uns herabgekommene Reich „Gottes in seinem Kommen, Wirken und Walten in einer Totalanschauung aller seiner Momente darzustellen, und zwar alle diese Momente als wesentliche, integrirende Theile des Einen groſen Ganzen zu begreifen". (Vorr. III—VII.) „Gewiſs (nämlich) liege es „*gröſstentheils* an den *Katechismen*, daſs der Religionsunterricht, — *wie man allgemein klagt*, so wenig Interesse finde". (S. 60.) Daſs man aber „*nicht schon „längst*" mit den jetzigen „Anforderungen an den Katechismus so allgemein aufgetreten", davon findet Hr. S. den Grund theils „in den *Katecheten* selbst, — die „ihr ganzes Christenthum in einigen allgemeinen Begriffen und Formeln, scholastischen und casuistischen „Spitzfindigkeiten getragen", theils in der „*Vernachlässigung* der Lesung und tieferen Eindringung in den „Geist der heiligen Schrift, da man bei dem *Examen „der Candidaten meist* nur auf die Kenntniſs der kirchlichen Dogmen und Moralsätze in der einmal gebräuchlichen Schulform Rücksicht genommen". (S. 70. 71.) Jetzt dagegen sey „eine *allgemeine* Stimme der Zeit", daſs „die *Scholastik* wieder aus den Katechismen heraus solle". (71.) Hr. S. bezeichnet dann die Hauptschwierigkeit, die sich hierbei ergebe, durch die Frage: „ob die Dogmen der Kirche nicht auſser dem Gewande „der Schule für Herz und Leben und deren vielseitige „Bedürfnisse umgesetzt werden können, ohne daſs man „den *Verdacht der Heterodoxie* auf sich lade"? Hierauf antwortet er mit einer zweiten Frage: „Ist die „Kirche nicht die ächte Interpretin, die in *lebendigem* „Bewustseyn in sich trägt, was sie glaubt, — und kann „die Kirche nicht ebenfalls, vom heiligen Geiste geleitet, nicht ebenso ein *untrügliches* Urtheil über die „Uebersetzung abgeben, als sie es bei der Bestimmung „der Dogmen in der scholastischen Form abgab"? Er meint dann: die Kirche „trage in unmittelbarem Bewustseyn das Christenthum in sich durch *alle Jahrhunderte*, geleitet von göttlichem Geiste. Wer könne „also besser entscheiden, als sie mit eben diesem Geiste"? Die Beantwortung der näheren Frage aber, „*wer*

*) Geb. 1520, trat er in den Jesuitenorden, wohnte dem Concil. v. Trient bei, gab auf Kaiser Ferdinand's Geheiſs 1556 zu Wien zuerst seinen Katechismus heraus, wie er selbst in einer Vorr. sagt: *communem ecclesiae catholicae sensum et consensum secutus.* Wirklich hat dieser Kat. in der kath. Kirche fast kanonisches Ansehen erhalten und bis auf heute behalten. Canisius starb 1597.

**) Canis. selbst behauptet dagegen von sich: *non hominis odio etc., sed, quod sancte jurare possumus, religionis et veritatis illustrandae studio permoti etc.*

Digitized by Google

„soll hier entscheiden"? hält er für abhängig von der: „Soll ein Katechismus eingeführt werden für die *ge-„sammte* katholische Kirche, oder nur für einzelne oder „eine bestimmte Diözese? Im ersteren Falle müsse die „ganze Kirche, — *sämmtliche Bischöfe mit ihrem Ober-„haupte*, — entscheiden, im letzteren — der Bischof „oder die Bischöfe der bestimmten Diözese mit *ihrer „ganzen* unter ihm stehenden *Klerisei*, wobei er sich *an „den ganzen Episkopat und das Oberhaupt* desselben „wendet, und *sein Bewustseyn* durch das Ganze *modi-„fizirt*". (72.) Gleich darauf findet zwar Hr. S. „den „Grund des Indifferentismus und der *Flachheit* und des „*Schwankens im Glauben*", der heutzutage statt finde, darin, dafs „die *katholische Kirche ihren Gliedern* die „Kirchenlehren nach der Schulform in's Gedächtnifs „prägt"; (73.) dennoch verlangt er schon auf der nachfolgenden Seite: „dafs *vor Allem* recht tief und ein-„dringlich der Begriff der *katholischen Kirche* — dar-„gestellt werde, — die nicht *fehlen* und *wanken* könne, „weil sie unter den *besonderen* Schutz des heiligen „Geistes gestellt — und ihr dieser Schutz bis an's Welt-„ende von Christo zugesichert sey". Demungeachtet wird noch auf derselben Seite der *katholischen Kirche* abermals vorgeworfen: „*sie* handle ihrem *Interesse entge-„gen*, wenn sie ihre Lehren in der Schulform gebe", und gleich darauf (S. 75.) gefragt: „was hilft es, wenn „ich z. B. sage: man mufs beichten, *denn* die *Kirche* „fordert es". *Sieht* der Mensch nicht „den Zusammen-„hang der Beichte mit der ganzen Heilsanstalt ein, so „kann ihm *leicht die Kirche* als eine willkührliche Des-„potie vorkommen, die blos *ihr Interesse* bei der Beichte „sieht". —

Es kann nun wohl nicht in Abrede gestellt werden, dafs Hr. S. im Vorhergehenden sowohl die Hauptmängel des katholischen Katechismuswesens, als den kirchlichen Begriff der Kirche und ihrer Hierarchie richtig angedeutet habe. Ebenso unläugbar scheint uns aber auch, dafs er sich hierdurch fortlaufend in die Widersprüche verwickelt hat, in deren Unauflösbarkeit eben die tödtliche Krankheit des katholischen Kirchenwesens besteht. *Einerseits* nämlich soll die *Kirche*, oder wie Hr. S. selbst es gelegentlich andeutet, *das mit seinem Oberhaupt einige Episkopat*, durch alle Jahrhunderte hindurch unter *besonderem* Schutze des heiligen Geistes stehen, das *unmittelbare* Bewustseyn des Christenthums immer *lebendig* in sich haben, und *untrüglich* entscheiden bei Aufstellung des jenem Bewustseyn entsprechenden Ausdrucks, welche Entscheidung dann doch wohl sämmtliche Gläubige, eben *weil* es die Kirche fordert, unbedingt anzuerkennen und zu befolgen haben müssen. *Anderseits* werden doch so gut wie *alle Katechismen* der drei letzten Jahrhunderte nicht blos als unzweckmäfsig, sondern sogar als Indifferentismus und Schwanken im Glauben verunlassend, verworfen, — da doch in den *Katechismen*, mehr als in irgend einer anderen kirchlichen Schrift, das „unmittelbare Bewustseyn „des Christenthums" nicht blos materiell enthalten, sondern auch *so* ausgesprochen seyn sollte, dafs sie dasselbe Bewustseyn in der gesammten lernenden Kirche erwecken, verlebendigen und vor jedem Schwanken bewahren müfsten? Verwerfliche, heillos wirkende *Scholastik* soll in die Katechismen eingedrungen seyn. Aber sind es denn nicht ökumenische Glaubenssymbole, Lehrsätze aus den Kirchenvätern, allgemein geltende Entscheidungen der *Kirche*, welche fast den ganzen Inhalt der Katech. ausmachen? Sind die Katech. selbst nicht immer wiederholt von der vom heiligen Geist angeblich besonders geleiteten Kirche genehmigt und somit für hinreichend zur Erwerbung der ewigen Seligkeit erklärt worden? Mufs nicht der *Canisische* Kat. wegen seiner allgemeinen Verbreitung, der *Römische* wegen seines Ursprungs, — er wurde dem Beschlufs des Tridentinums zu Folge von der Römischen Mutter- und Meisterkirche angefertigt, — als bisher völlig zureichend, und somit als relativ „vollkommen" von jedem kirchgläubigen Katholiken anerkannt werden? Von wem ferner wurden bisher die *Katecheten*, welche „das Chri-„stenthum *meist* nur in dürren abstrakten Begriffen be-„sitzen" sollen, gebildet und berufen, von wem die *Candidaten* so unzureichend examinirt, als von den kirchlichen Organen des „in *Allem* beständig wirksamen Gei-„stes"? Worin besteht denn die Unfehlbarkeit der Kirche, wenn sie in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten nicht einmal *einen* Katechismus produziren konnte, welcher ihr alleinwahres Bewustseyn vom Christenthum unfehlbar in die ihr anbefohlene Heerde übertragen konnte? Wozu das Episkopat mit seinem „von Christus „gegebenen Pabst", wenn es nach so vielen Jahrhunderten von einem Laien mufs zurechtgewiesen werden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Plan zu einem neuen Katechismus für katholische Elementarschulen und Gymnasien nebst Würdigung der Catechismen, welche sich seit Canisius in der kath. Kirche besonders geltend gemacht haben, v. J. Sengler.

(Fortsetzung.)

Ref. gesteht unverhohlen sein Unvermögen ein, sich diese Fragen so zu beantworten, dafs hierdurch der Widerspruch gelöst werde, in welchen ihm Hr. S. mit sich selbst gerathen zu seyn scheint, und da wohl noch mehrere ein solches Unvermögen in sich vorfinden möchten, so dürfte dies wohl Hrn. S., dessen unbedingte Wahrheitsliebe, dessen Streben, die Wahrheit zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, wir nicht bezweifeln, Veranlassung geben, sich näher über die Weise zu erklären, auf welche er die *fortwährende Begeisterung der lehrenden Kirche* mit der *fortwährenden Geistlosigkeit* und Zweckwidrigkeit *ihrer Lehrbücher* vereinigen zu können glaubt? Die Abhandlung selbst zerfällt in einen vorzugsweise *thetischen*, und einen *kritischen* Theil, sucht zuerst „die *Nothwendigkeit* der religiö„sen Erziehung" darzuthun (1—7), stellt demnächst „all„gemeine *Grundsätze* für den katech. und homilet. Un„terricht" auf, (8 ff.) und giebt die „*Prinzipien* der re„lig. Erziehung" (17 ff.) auf welche dann der „*Plan* zu „einem neuen Katech. für Elementarschulen" (S. 43ff.) gegründet wird. Der zweite, bei weitem ausführlichere, Theil geht, nach einer, sehr allgemein gehaltenen, *Einleitung* (von S. 63—78.) zur „*Beurtheilung der Kate„chismen*" über, „welche von Canisius an bisjetzt am „meisten auf die religiöse Bildung Einflufs hatten und „haben". Hier werden folgende Katechismen rezensirt:

1) Der *Canisische* (78 ff.) 2) Der sg. *Mainzer* (98 ff.) 3) Die beiden *Münchner* von 1814 und 1828, (118 ff.) 4) Der *Würzburger* v. 1823. (132 ff.) 5) Der *Bamberger* v. 1824. (135 ff.) 6) Die beiden v. *Overberg*, Münster 1826. (141 ff.) 7) Der v. Kühn herausgegebene Kat. *Felbiger's* 1828. (237 ff.). An diese schliefst sich dann noch die Beurtheilung einiger Katechismen für *Gymnasien* und *Sonntagsschulen* an, nämlich des grofsen *Münchner* Kat. v. 1828. (246 ff.), des Kat. v. Joseph *Weber*. Sulzbach 1819. (294 ff.) und des Handbuchs v. *Püllenberg*. Paderborn und Arnsberg 1827. (310 ff.) —

Die hier verzeichnete Anordnung der vorliegenden Schrift kann im Allgemeinen nur gebilligt, hinsichtlich der Ausführung aber kann nur bedauert werden, dafs der Hr. Vf. seine sehr wohlgemeinte, aber jugendlich übereilte Arbeit nicht einer nochmaligen Umarbeitung zu unterwerfen sich ermüfsigt gesehen. Er würde dann vor Allem auf die vielfachen Widersprüche aufmerksam geworden seyn, in welche sein feuriger Besserungseifer einerseits mit den von ihm selbst anerkannten *katholischen* Lehren und Grundsätzen, anderseits wieder mit den von ihm selbst aufgestellten *rationellen* Prinzipien sich verwickelt hat. Er würde dann entweder einen streng Röm. *katholischen*, oder, worauf er unverkennbar, aber unbewufst, hingestrebt, einen wahrhaft *vernünftigen* Katechismus aufgestellt haben, indem er seine Vorstellungen von Gott, der Natur, dem Menschen und seiner Geschichte entweder ausschliefslich aus den von der Kirche anerkannten Lehren der Kirchenväter, der ökumenischen Conzilien und des mit Rom einigen Episkopats, oder aber aus den unverstümmelten Urkunden der Geschichte und aus den vorurtheilsfreien, *wissenschaftlichen* Werken der neuesten Zeit geschöpft hätte. Im ersten Falle würde er vor Allem gesucht haben, die Unfehlbarkeit der *lehrenden* Kirche und die bisherige *Zweckmäfsigkeit* ihrer Katechismen darzuthun, und dann erst seine Vorschläge zu einer noch *förderlicheren Abfassung* derjenigen Diözesen gemacht haben, deren Bedürfnisse genau kennen zu lernen er Gelegenheit gehabt. Im anderen Falle würde er eben — *keinen* Plan zu einem *katholischen* Katechismus haben

Digitized by Google

schreiben können. Eher würde er dann vielleicht sich eine möglichst vollständige Sammlung der Katechismen, durch welche in den letzten drei Jahrhunderten in den verschiedenen katholischen Ländern die Volksbildung bestimmt worden, zu verschaffen, hieraus den beklagenswerthen Zustand der streng-katholisch erzogenen, und den minder traurigen der, von der Reformation influenzirten, Bevölkerungen zu begreifen gesucht und hieraus die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Läuterung der katholischen Kirchenlehre abgeleitet haben. Hiermit hätte er sich bleibenden Anspruch auf den Dank sowohl der Wissenschaft als der unmündigen katholischen Laienwelt erworben; während seiner jetzigen Leistung nur Heterodoxie von den Rechtgläubigen und Inconsequenz von den wahrhaft Aufgeklärten vorgeworfen, und sie nur etwa von den unentschiedenen Halblingen gebilligt oder gelobt werden dürfte. Ref. aber sieht als den Hauptnutzen des vorliegenden Werkes an, dafs durch dasselbe sehr viele gesunde Ansichten über Katechetik und manche schöne Gedanken über einzelne Kirchenlehren verbreitet, und zugleich gewifs Viele die Unverträglichkeit der beiden hier ineinander gemischten Weltansichten zur Anschauung und Einsicht erhalten werden.

Indem wir uns aber anschicken, das hier vorangesendete allgemeine Urtheil durch Beleuchtung des Einzelnen zu rechtfertigen, müssen wir bemerken, dafs die uns nothwendig gesteckten Grenzen uns nicht erlauben, weder auf alles Treffliche dieser Schrift, noch auf alle Widersprüche aufmerksam zu machen, in welche der Hr. Verf. mit sich selbst, mit Rom, mit der Geschichte und Wissenschaft gerathen. Wir werden uns vielmehr damit begnügen müssen, nur die Hauptpunkte, und auch diese nur sehr flüchtig zu berühren. —

Wir beginnen mit des Hrn. Verfs. einleitenden Bemerkungen „*über die Nothwendigkeit der religiösen Er„ziehung*. *Gleiches* wird nur von Gleichem hervorge„rufen und geweckt und erregt; — Geist entzündet „sich nur an Geist; — ein *über der Natur* erhabenes „mit Selbstbewufstseyn existirendes Wesen mufs der „*unmittelbare*, primitive Erzieher der Menschen seyn. — „Gott ist dieser prim. und fortwährendbleibende Er„zieher unseres *Geschlechtes*". (Die Bramaïsten, Sintoïsten u. s. w. gehören doch wohl auch zum Menschengeschlecht?) Diese Erziehung ist „fortwährende *Erlö„sung*", diese *setzt* „einen *gefallenen* Menschen *voraus*" und dies ist „der 2te Hauptsatz: Gott erlöst die Crea„tur aus ihrem gefallenen Zustand". (Hiernach wäre also *vor* dem Falle Gott noch nicht Erzieher des Menschen gewesen? Obgleich dies der Genesis widerspricht, so müfste man es doch für richtig halten, wenn man die katholische Lehre von der Erbsünde annimmt; denn was wäre von einem Erzieher zu halten, der seinen Zögling nicht vor einem Falle bewahrt, welcher den übergröfsten Theil seiner Nachkommenschaft zeitlich verdorben und demnächst auf ewig unselig gemacht hätte?) Jenes Gefallenseyn heifst aber, Hrn. S. zufolge, nichts anders, als „des Menschen *Grundkräfte* — Ver„stand, Vernunft, Gemüth und Wille, — haben eine „*abnorme Richtung* genommen; — die Creatur rotirt „um ihr Ich, statt um ihre *Lebenssonne*, das ist der „Charakter der *Erbsünde*". (Dem Tridentinum zufolge ist nicht blos die *Richtung* abnorm geworden; sondern „der *ganze* Adam, dem Leibe und der Seele nach zum „Bösern *umgeändert* worden". ((Sess.. V. v. der Erbsünde. §. 1.)) „Diese *Entzweiung* des Geschöpfes mit „dem Schöpfer *und* der gesammten *Schöpfung* (von die„ser war bisher nicht die Rede; auch die Genesis spricht „nicht davon), soll und mufs aufgehoben werden. Da„her ist alle Erziehung Gottes nichts anders, als ein „beständiges Ziehen der Creatur zu sich, zum Schöpfer; „ein Losmachen aus dem *Egoïsm*. *Alle Erziehung*, *die* „*Gott in seinem Erziehungsplane nachahmt*, ist also „nichts anders, als ein Ziehen zu Gott, ein Hinziehen „und Hinbilden des *ganzen* Menschen mit allen seinen „Kräften zu dem *höchsten Ideale*", daher soll auch jede „Erziehung — eine *religiöse* seyn. „Da uns aber das „Ideal — in seiner höchsten Höhe und Vollendung erst „in Christus aufgegangen, — so mufs *jede wahre* Er„ziehung eine *christlich*-religiöse seyn". Hierzu ist ein Katechismus Haupterfordernifs; „da (aber) *alle vorhan„dene* diesem Erfordernisse *nicht entsprechen*", so will der Hr. Verf. diesem wesentlichen Bedürfnifs abzuhelfen sein Schärflein beitragen. (S. 1—7.) Es wäre nun über diese Deduktion noch gar Manches zu bemerken; wir werden nur das Grundsächlichste hervorheben. Als solches sehen wir den Umstand an, dafs Hr. S. selbst im dritten Abschnitt, der die Prinzipien der religiösen Erziehung darlegt, die im ersten entwickelte Ansicht aufhebt. Ging er hier von dem katholischen *Fall*-Dogma, so geht er im dritten Abschnitt von der naturphilosophischen Ansicht aus, welche „den einzelnen Menschen

Digitized by Google

„ästhetische Erscheinung nach seiner genetischen, *pro-*„*gressiven Entwicklung* auffafst," wonach „er in seinen „verschiedenen *Altern* verschiedene *Stufen* der *Bildung* „durchlaufen *mufs*;" welche dann ebenwohl „die Menschheit im grofsen als ein *Ganzes* auffassend," die Ueberzeugung giebt, „dafs sich an dem Einzelnen wieder„holt, was an dem Ganzen geschieht." (S. 17.) Diese naturgemäfse Ansicht herrscht in dem ganzen Werke vor. So wird S. 15 zugestanden: „dafs die σαρξ sich „vor dem πνευμα *entwickelt* und eine gewisse Herrschaft erlangt;" — und dafs „für alle erhabene Vernunftgründe „der Zögling noch keine *Organe* habe." Dafür werden nun allerdings nicht nur von dem ersten Sündenfalle, sondern von der ganzen Geschichte die schlagendsten Beweise gegeben, womit dann aber auch ebendamit die katholischen Lehren vom *vollkommenen* ersten Menschen, von der *Erlösung* u. s. w. als unhaltbar erwiesen werden; denn Evolution ist wesentlich von Restauration verschieden. Von derselben Grundanschauung aus wird S. 8. dem Pädagogen eingeschärft: „*Ge-*„*winne* des Zöglings Gemüth für die Religion, und du „hast den ganzen Menschen gewonnen," — und ihm als Aufgabe gestellt: „dafs er das höchste Ideal, das *Göttliche* in seines Zöglings Gemüthe *zum Bewufstsein* und „zur Herrschaft zu bringen habe; aber „*nicht von au-*„*fsen* soll es in ihn hineingetragen, — sondern aus dem „Zögling *herausgebildet*" werden. Ebenso heifst es S. 17. 18.: „das *freie* Emporrichten der Liebe zu ihrer „Lebenssonne, das Bleiben in ihr mit *Freiheit* — und „*nur* die Liebe macht *frei* — ist Zweck aller Erzie„hung. Die *Liebe* werde also in dem Kinde *geweckt*." (Wie vereinigt sich dies mit der von Hrn. S. selbst S. 81 vorgetragenen kathol. Lehre, dafs der nach S. 49. der *Kirche* „*gesendete*" — heil. Geist *Bringer* und Träger aller Gnaden, Urheber alles Guten, was wir *denken*, reden, thun u. s. w.? Wie mit der ebenso kath. Lehre auf S. 15., wonach „in dem Menschen das *göttliche Princip gesetzt* werden soll, damit es göttliche „Thaten treibe?" Wie endlich mit der kathol. Lehre, dafs Liebe wie Glaube vom heil. Geiste *infundirte* Tugenden sind?) Derselben naturphilosophischen Ansicht gemäfs wird ferner S. 17. behauptet, die „Offenbarung „Gottes sey nichts anders, als die Entfaltung der ewi„gen Liebe in allen ihren unendlichen Formen *nach* „*den Gesetzen der menschlichen Entwick*„*lung*;" dann S. 27: erst zur Zeit von Christi Geburt sey „die Menschheit für die grofse Idee — *Liebe* — „*empfänglich* gewesen, und S. 31. die freie *Kraft* „müsse blos *geleitet* werden nach einem höhern idealen „Standpuncte." Diese Anführungen die leicht verzehnfacht werden könnten, werden hinreichen, die Richtigkeit der von uns gemachten Bemerkung zu erweisen. Die Kirchenlehren vom Fall, von der Erbsünde und so viele andre werden hierdurch völlig müfsig, da es, jener Grundansicht zufolge, allein darauf ankömmt, die (doch wohl auch von Gott gegebenen) „*Gesetze* der „menschlichen Entwicklung", die verschiedenen (doch nur von Gott verliehenen) „*Grundkräfte*" des Menschen, ihre verschiedenartige (wohl auch von Gott vorbestimmte) „*Empfänglichkeit*" zu erkennen, das in ihm schlummernde „*Göttliche* zum Bewustseyn zu bringen", die „Liebe zu *wecken*", kurz, jedem constitutiven Momente des Menschen, dem σαρξ wie dem πνευμα *sein* ihm vom Schöpfer angewiesenes *Recht* angedeihen zu lassen. —

Im 2. *Abschnitt* bemerkt Hr. S. sehr richtig: das *Ehrgefühl* sey „vom Erzieher zu benutzen;" aber die Erziehung nicht darauf zu basiren, da dieses Motiv, „wenn nicht durch den Hinblick auf Gott geregelt, „durchaus egoïstisch sey." (10) Nicht so gerecht ist er gegen das *ästhetische* Gefühl, welches er, ohne es zu definiren, als Basis der Erziehung verwirft. Die Freude am Schönen, am Vollkommenen ist eine heilige Macht in uns; denn das Schlechte kann nie schön seyn. Wie gegen das Moralisch-Schändliche, gegen das Erniedrigende zweckmäfsig das Ehrgefühl, so wird gegen das Moralisch-Häfsliche gleich zweckmäfsig das Gefühl für das Schöne *zu Hülfe* gerufen; denn am sichersten wird doch das Ich durch sein besseres Selbst überwunden, und wo, dem Hrn. Verf. zufolge, „für erhabene Ver„nunftgründe noch keine *Organe* vorhanden sind," da darf man den höheren Pathos nicht verschmähen, um den niederen zu überwinden. Völlig ungerecht ist Hr. S. gegen das *moralische Gefühl*. Er behauptet S. 10. „*die Imperative helfen Nichts*." Diese, heutzutage, leider! fast banal gewordene Phrase, ist nur ein Rückschlag gegen die, nach dem Alleinregiment strebende, gewöhnliche Moral. Dafs sie aber nur eine Phrase ist, wird eben durch die unläugbare Sittenstrenge der alten (röm.) und der neuen (kantischen) Stoïker, wird durch mannigfache sonstige Erfahrungen erwiesen. Verlangt doch der Hr. Verf. selbst S. 13. man solle die Kinder gewöhnen, sich „mehr durch *Autorität*, als durch aus-

Digitized by Google

„führliche Vorstellungen von Gründen regieren zu las„sen." Gewiſs eine mächtige Autorität ist aber doch wohl für den Menschen aufgestellt, wenn das eigne *Gewissen*, welches Hrn. S. zufolge „dem Kind als *Gottes„stimme* erklärt werden soll" (S. 22) als strenger, unerbittlicher Gebieter, als Imperator, und seine Gebote als Imperative, oder diese als seine Gebote zum Bewuſstseyn gebracht werden. Das einfache: „*du sollst*" und „*du darfst nicht*" ist in vielen Augenblicken entscheidend. — Sehr richtig wird dann S. 12. bemerkt: „das Gefühl sey *nie* vom *Verstande* zu trennen; — der Verstand verbreite *Licht* über unser Gefühl, — er *enttäusche* den Menschen." Wenn es aber gleich darauf (S. 14) heiſst: „Nur der *vernünftige Verstand* ist im Stande, „von der *Erbsünde zu befreien;* denn er erhebt uns „den Inhalt der Gefühle des Göttlichen zur Klarheit des „Bewuſstseyns, und befestigt es," — so setzt Hr. S. sich hiermit in offenen Widerspruch mit dem Cap. 3. des Beschlusses des Tridentinums über die *Erbsünde*, wo es heiſst: „Wenn Jemand behauptet, diese Sünde Adams — „könne entweder durch die Kräfte der Natur, oder „durch ein anderes Mittel getilgt werden, als durch das „Verdienst des Einen Mittlers, — (welches den Men„schen) durch das Sakr. der Taufe angeeignet wird, — „der sey im Banne." —

Die *Religion* selbst findet der Hr. Verf. weder von den alten Kirchenvätern, noch von den neuen Philososophen, zweckmäſsig für Kinder definirt, sondern nur von — *Pestalozzi*, der sie als „*vertrauenden Kinder„sinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit*" bestimmte. Hr. S. setzt hinzu: „Gott wollte *über„all* nichts anders, als seinen Vatersinn recht tief in „*aller* Menschen Herzen niederlegen. Dies that er nach „den verschiedenen Stufen der menschl. Entwicklung." (S. 18. 19.) Wollte man nun diese schönen Worte für etwas mehr als bloſse Worte nehmen, dann würde damit — freilich alles *Exclusive* und Gewaltsame, was der Lehre, Verfassung und Disziplin der kath. Kirche einen irreligiösen Beigeschmack giebt, verworfen. Es ergiebt sich aber, leider aus anderweitigen kath. Aeuſserungen des Hrn. Verfs., daſs, wenn von allen Menschen, d. h. von der Menschheit, die Rede, damit eigentlich immer nur die *Juden* bis auf Christum dann, bis zur Abscheidung der Häretiker und Schismatiker, die *Christen*, und zuletzt nur noch die *Katholiken* darunter verstanden werden! —

Bei Angabe der „*Gradationen und Epigenesis un„seres Geschlechtes in Gottes Erziehung*" (S. 19 ff.) wird namentlich die göttliche Erziehung der Menschheit in ihrer Kindheit im allgemeinen gut charakterisirt; auch werden gute Verhaltungsregeln für die Erziehung des Kindes daraus abgeleitet. Je weiter aber der Hr. Verf. bei Bestimmung der Entwickelungs-Stufen sich von der Kindheit entfernt, um so weiter entfernt er sich auch von der geschichtlichen Thatsächlichkeit. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns hier aufs Einzelne einlassen; wir bemerken nur, daſs er 1) unrichtig als zweite Stufe die Entwicklung der *Intelligenz* bezeichnet, wie er selbst gleich darauf bemerkt, daſs auf der 2ten Stufe „der *Wille* sich zur Selbstherrschaft „erhebt," dann daſs sich „der Begriff von *Pflichten „und Rechten* entwickle," — dann wieder, daſs die Intelligenz „gefangen sey durch die *Sinnlichkeit*" (23. 24.) 2) daſs er einmal jenem Willen — „einen allgewalti„gen Willen mit *eiserner* Consequenz von auſsen entgegentreten" läſst, dann „das Gemüth von der *Liebe*, der Milde, dem Erbarmen Gottes überwältigen lassen will, dann wieder das jüdische Volk „alle *Schulen* des „Elendes und Leidens durchwandern läſst." (24) 3) daſs er erst mit der Erscheinung des Christenthums, und entsprechend bei dem Zögling zwischen dem 14. und 21. Jahre das *Gemüthsleben* seine Entwicklung beginnen läſst; da doch nicht nur die Geschichte dieser Meinung widerspricht, sondern Hr. S. selbst S. 21 verlangt, daſs „schon beim Kinde — an der Liebe der El„tern die Liebe Gottes gebildet werden soll." 4) daſs bei den angegebenen Gradationen nicht nur die Mittel- und Ost-asiatischen Völker, sondern auch die Griechen und Römer völlig unbeachtet geblieben sind; wie denn auch der seit der Reformation erstiegenen Stufen mit keinem Worte gedacht wird. Endlich 5) daſs die vorausgesetzte *Stufenreihe* der Bildung, als des „*sinnlichen*, — *intellectuellen*, — *gemüthlichen*, — *sittlichen*, — und *religiösen* Lebens" (S. 17) weder historisch richtig, noch vollständig, noch katholisch, noch mit den eigenen bereits angeführten Behauptungen des Hrn. Verfs. übereinstimmt.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

Plan zu einem neuen Katechismus für kathol. Elementarschulen und Gymnasien nebst Würdigung der Katechismen, welche sich seit Canisius in der kathol. Kirche besonders geltend gemacht haben, von J. Sengler.

(Schluſs.)

Wir erwähnen hier nur, daſs z. B. der artistische Trieb und das Phantasieleben, das eigentliche Geistleben und der Trieb nach wissenschaftlicher Erkenntniſs in jener Reihe übergangen sind; daſs die *Geschichte* keine *gerade* Reihe bildet, sondern, wie die Natur, deren Darlebung sie ist, immer auf den *ganzen* Menschen gerichtet ist, immer *mehrere* Momente des menschlichen Wesens *zugleich* theils zur Entwicklung theils zur Vorherrschaft gelangen läſst; daſs der *katholischen* Ansicht nach — die Geschichte nicht ein einiger stufenweiser Aufschritt, sondern ein allmähliges Reif- oder vielmehr Faul-Werden zum jüngsten Gerichte, — näher ein dreimal sich wiederholender, immer tieferer Abfall ist; — eine Katastrophe von Adam bis Noah, die zweite von Noah bis auf Christum, die dritte, über welche die Trienter Väter, und noch lauter die letztlebenden Päbste Klage geführt haben, bis zum Antichrist und letzten Gericht. — Diese Andeutungen, wohl genügend zur Erhärtung des Vorgeurtheilten, enthalten zugleich auch schon einige der Haupteinwendungen, welche wir dem Lieblingsgedanken des Hrn. Verf. zu machen haben. Daſs nämlich die Erziehung des einzelnen Menschen „*eine Nachahmung Gottes in seinem gro„ſsen Erziehungsplan mit unserem Geschlechte*" seyn soll. (S. 7. 250 u. m. a.)

Dieser, schon von Mehreren aufgestellte, Grundsatz ist allerdings groſsartig, reichhaltig und beherzenswerth, und es ist zu wünschen, daſs besonders die Römischen Katholiken sich ihn zu Gemüthe nehmen möchten. Er würde sie veranlassen, die Weltgeschichte gründlich zu studiren, und schon der Gedanke, daſs Gott als der Erzieher des *ganzen* Menschengeschlechtes, mithin auch als Vater aller *Nichtkatholiken* anzusehen sey, würde die, leider! nicht blos dogmatische, Scheidewand auflösen, welche sie von diesen für Zeit und Ewigkeit trennt. So ist dann auch nicht zu läugnen, daſs aus der wohlverstandenen Welt-Geschichte sich manche wesentliche Grundsätze für die Erziehung des Einzelnen ableiten lassen, wie namentlich daſs jedes constitutive Element der menschlichen Natur *sein Recht* erhalten müsse, daſs keine Entwicklungsstufe *übersprungen* werden dürfe, daſs der Erziehungsgang bedingt ist durch die verschiedenen Naturbestimmtheiten, durch Zeit- und Oertlichkeiten u. s. w. Demungeachtet ist jener Grundsatz nicht geeignet, einer Erziehungslehre zum Prinzip zu dienen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil der einzelne Mensch selbst nur ein Moment der Menschheit, und die — gerade für ihn in dieser Zeit und an diesem Ort erforderliche Erziehung ebenso nur ein Moment ist der weit übergreifenden Erziehung des ganzen Menschengeschlechtes. Ist schon der providenzielle Erziehungsgang bei den einzelnen *Völker*-Individuen nicht mehr ganz anwendbar auf alle einzelnen Glieder des Volkes, wie viel weniger das Erziehungsschema für die ganze Menschheit bei jedem einzelnen Menschen. Ebenso unterscheiden sich auch die zweckmäſsigen Erziehungsweisen in den verschiedenen geschichtlichen Zeiten dadurch von der einen groſsen Menschheitserziehung, daſs in jenen die *ganze Vorgeschichte* auf eine zum Theil *andere* Weise in die Bildung aufgenommen wird und werden muſs, als sie ursprünglich bei ihrem unmittelbaren Hervorgang sich hingestellt hat. Wohl kann die Menschheit als *ein* Groſser Mensch, der Mensch als eine Menschheit im Kleinen angesehen werden; die Hauptfrage bleibt aber immer, wo die Analogie anfängt und wo sie aufhört, und ebenso gewiſs, als leider noch von Wenigen eingesehen ist es, daſs der Erkenntniſs der

Digitized by Google

Wahrheit nichts hinderlicher ist, als das Spiel mit solchen Analogien, deren prunkender Anschein so leicht über ihre innere Hohlheit täuscht. Jeder Stand hat in jedem Volk in jeder Zeit ein eigenes Musterbild, und nur darin ist *irgend* ein wirklicher Mensch als allgemeines Menschheitsideal anzusehen, dafs er gerade sein zeit- und ortgemäfses Standes- oder Berufs-Ideal vollständig realisirt. Sein *Idealseyn* für andere Völker und spätere Zeiten besteht dann nicht in der ganzen historisch bedingten Eigenthümlichkeit, sondern nur in dem wenigen *Allgemeinmenschlichen*, was durch alle Zeiten hindurchgeht und in der *Treue*, mit welcher er das ihm vorschwebende Ideal zur Ausführung gebracht hat. Behauptet doch Herr S. selbst S. 182: „es leuchte auf „das Evidenteste ein, wie es allen pädagogischen Prinzipien ganz entgegen sey, wenn der Katechet das, was Gott in einer bestimmten *Form* für eine bestimmte *Zeit* und für ein bestimmtes *Alter* gegeben hat, — nun für alle Zeiten und Alter *festhalte* und es jedem *aufnöthi-„gen* wolle." Hat aber Gott jemals *irgend etwas* auf andere, als auf die bezeichnete Weise gegeben? Und ist nicht gerade dies die Quelle aller alten und neuesten redlichen Intoleranzen, dafs jene tiefe Wahrheit nicht erkannt — oder nicht gehörig angewendet wird? —

Uebersehen wir nunmehr dasjenige, was Hr. S. uns von S. 43 bis 63 als „*Plan zu einem neuen Katechis-„mus für Elementarschulen*" gegeben, was aber eigentlich kein Plan ist, sondern nur einzelne Gedanken zur Aufstellung eines solchen enthält, — so finden wir auch hier wieder das milde Oel des wahrhaft allgemein Vernünftigen und den scharfen Essig des partikularistisch Katholischen nur schwach durcheinander gerüttelt wieder. Zu Jenem rechnen wir die Vorschriften, dafs der Katech. „die Religion als ein Ganzes, den *Fassungs-„kräften* der Katechumenen angemessen" darstellen, dafs er nur das praktisch Dienliche enthalten, dafs er sich nach dem Gesichtskreis der Kinder erweitern, dafs es deshalb mehrere Katech. nach den verschiedenen Altersklassen geben müsse; dafs darin „jedes durch das „Vorhergehende *bestimmt* und *bedingt* seyn," eines aus dem anderen „nach *natürlichen Denkgesetzen*" hervorgehen soll u. s. w. Zur katholischen Gedankenreihe des Hrn. Verfs. gehört dagegen die Eintheilung des Kat. in die vier Abschnitte: 1) Erschaffung (und Erlösung?) der Menschen im alten Bunde, 2) Erlösung durch J. C. 3) Heiligung durch den heil. Geist in der Kirche, 4) Erlösung durch den Tod, oder Heimkehr zum Vater. Dazu gehört ferner die, hier *tridentinisch* gewordene „Abnormität des Menschen in seinem ganzen Wesen „und Leben," — das „von Gott gestiftete *Priesteramt*, „um den Menschen *fortwährend* mit Gott *auszusöh-„nen*;" — dann die Behauptung, „der Mensch müsse, „um des Erlösungs- und Heiligungswerkes Christi theilhaftig zu werden, ein Glied der *Kirche* (natürlich der „katholischen) seyn;" ferner die Vorschrift: „überall soll „der Charakter und das Leben des *Satanischen* Rei-„ches, als Gegensatz des Reiches Gottes betrachtet und „gewürdigt werden", (43 — 52.) womit zu verbinden, dafs man, nach S. 96., „das tiefe Elend, in dem die „*Menschheit unter der Herrschaft des bösen Reiches* „nach Erlösung *schmachtet*, wahr und lebendig vor die „Seele stellen soll"; — endlich dafs, nach S. 304. „*Erb-„sünde, Gnade, heil. Geist, Kirche, Sakramente* die „Hauptpunkte in einem christlichen Katechismus" sind, unter welchen dann wieder die Sakramente (S. 93.) als der „wichtigste Gegenstand in der christlichen Religions-„lehre" bezeichnet werden, da „wir *durch sie* fortwährend in die *Verbindung „mit Gott* kommen". — Die Weise, wie die hier aufgeführten zwei Gedankenreihen zu einem einträchtigen Ganzen zu vereinigen seyn möchten, hat Hr. S. anzudeuten nicht für nöthig gefunden. Und dennoch fordert er selbst, dafs in den Katechismen Eines aus dem Andern „nach *natürlichen* Denkgesetzen „hervorgehn soll". Wie will er aber, diesen Gesetzen nach aus dem Einen Schöpfer Himmels und der Erde ein fortewiges Satanisches Reich, wie will er aus der allgemeinen Vaterliebe Gottes die Glaubenslehre ableiten, dafs der Mensch nur durch den der katholischen Kirche gesendeten heiligen Geist mit Gott in *Gemeinschaft* kommen, und nur durch die katholischen *Priester* mit ihm ausgesöhnt werden könne? — Wozu überhaupt das Denken, Fassen, Begreifen u. dgl. mehr, — da doch nur „*Glaube*, Liebe und Hoffnung die *Wurzeln* „des Eintritts in das Reich Gottes und der fortwähren-„den Gottesgemeinschaft", — da eben diese *Wurzeln* oder „Lebenselemente" nach S. 323. „*Früchte* des *hei-„ligen Geistes*" sind, — dieses „neuen Lebensprinzips, „welches wir in der *heiligen Taufe* erhalten", (S. 189.), von der katholischen Kirche, welcher der heilige Geist gegeben ist (S. 209.)? *Glauben* soll der Mensch, *was* und *weil* die Kirche lehrt, — das ist römisch-katholischer Grundsatz; dafs er aber *so* zu glauben vermag, das ist

Digitized by Google

der Kirche zufolge, unbegreifliche, selbst wieder nur zu glaubende, Gnadenwirkung des ihr verliehenen Geistes. Wohin dagegen das Begreifen- das Fasslich- und annehmlich-machen-Wollen führe, davon hat Hr. S. zahlreiche, für jeden Katholiken abschreckende, Beispiele gegeben, von welchen wir als das Auffallendste anführen, dass er S. 128., im entschiedensten Widerspruch gegen die Grundlehre der katholischen Kirche von ihrer alleinseligmachenden Eigenschaft — und gegen seine eigenen Behauptungen, — die aus der natürlichen Vernunft und dem unverdorbenen Menschenherzen geschöpfte Wahrheit ausspricht: „*Wer Gott fürchtet und Recht „thut*, — hat sein Wohlgefallen. Was ist *Jude* oder „*Heide*, — Naher oder Ferner? Kinder sind sie Eines „Vaters, *geknüpft* alle an das eine zärtliche Vaterherz „Gottes; alle Brüder, Ein Volk, Eine Familie, Bürger „Eines Reichs, des himmlischen, Erben Gottes und Mit„erben Christi"! —

Nach diesen, vielleicht schon zu ausführlichen, Erörterungen über den ersten Theil des vorliegenden Werkes wird es wohl erlaubt seyn, — uns über den zweiten kritischen Theil auf wenige Bemerkungen zu beschränken.

In einer kurzen Einleitung (v. S. 63—78.) wird sehr richtig, aber wieder sehr unkatholisch, bemerkt: „in den „*ersten Zeiten* des Christenthums — war der Strahl des „göttlichen Lebens in ungebrochener Einheit in dem „Herzen Aller". „Es ward aber anders. — Der Strahl „brach sich in verschiedene Reflexe, sobald der *Ver„stand* seine *Rechte* geltend machte" Dies habe zur Aufstellung des *Symbols* genöthigt, — (S. 82. wird das *apostolische* Symbolum ein abstraktes, dürres Gerippe „der christlichen Wahrheiten" genannt; welche Kategorien bleiben hiernach für das Athanasische Symbolum übrig!) — „Man hielt sich jetzt nur *meist* an die Form „des Symbols; — es war ein Mechanismus für träge, „schwächliche Seelen gegeben"; „Man setzte das histo„rische Christenthum, wie es in der heiligen Schrift er„schien, aus den Augen"; — „Es wurde nun *leicht* — „Symbol und Sache identifizirt, und der Aufschwung „zum Göttlichen *gelähmt*, und die innere Vollkommenheit „im Glauben, der Liebe und der Hoffnung darnieder ge„halten". — „Nachdem im Trident. Conc. der Katho„lizismus sein System als ein geschlossenes Ganze *fest* „*markirt* und in bestimmte Formen- und Symbole ge„bracht hatte, verfertigte man *nach den Beschlüssen* des „Concils einen Katechismus. Den *Cat. rom.* betrachtete „*man* nun als *Muster* für jeden anderen Kat." Herr S. meint dann, das Trid. Conc., der *Cat. rom.* und Canisius — seyen in ihren „Bestimmungen gar *oft* (nur) „aus dem Gegensatz und der durch ihn bedingten pole„mischen Richtung begriffen". — „So erforderte es die „damalige Zeit. *Aber* die folgenden *Zeiten* haben Ca„nisius nicht aufgegeben, sondern wiederholt neu her„ausgegeben in derselben Form und mit *allen Mängeln*, „die jeder sacherfahrne Katechet mit Recht an ihm aus„stellt. Es liegt *fast allen* nach ihm erschienenen Ka„techismen der eine Hauptfehler zu Grunde, die *dürre* „*Scholastik*, die das Christenthum in todte erstarrte Be„griffe auflöst, ohne *organisches Leben* und ohne leben„digen Zusammenhang und ohne ein lebendiges Alles „durchdringendes Bildungsprinzip, ohne Tiefe und Frucht„barkeit der Darstellung, ohne tiefe pragmatische Dar„stellung der Heilsökonomie in ihrer Einheit". (S. 63—68.). Nicht leicht kann wohl die negative Seite des gesammten katholischen Kirchenwesens, — es beginnt, Hrn. S. zu Folge, schon mit Aufstellung des *apost.* Symbolums und setzt sich ununterbrochen fort bis auf den heutigen Tag, — in allgemeinen Zügen schärfer und vernichtender charakterisirt werden, als es in den angeführten Stellen geschehen. Einen ebenso richtigen Blick zeigt der Verf. S. 68 ff. bei Angabe der Anforderungen, welche unsere Zeit „mit Recht" an einen Kat. für Elementarschulen macht, und auch bei Beurtheilung der bereits genannten kath. Katechismen werden fast durchgängig die *Mängel* derselben richtig aufgefasst und mit achtbarer Offenherzigkeit gerügt. Dahingegen, wo Hr. S. das Getadelte zu ersetzen sich angelegen seyn lässt, verfällt er selbst zuweilen in dieselben Fehler, die er gerügt; mitunter entfernt er sich aber auch von der katholischen Kirchenlehre, und zuweilen sogar verletzt er noch tiefer die katechetische Zweckmässigkeit, als die von ihm rezensirten Katechismen. —

Wie ist, um nur Einiges hier zur Begründung unseres Urtheils anzuführen, wie ist 1) miteinander zu reimen, dass Hr. S. gegen Canisius behauptet: Gott habe den Menschen gemacht „*als* sein *Ebenbild*", (S. 86.) wonach also der Mensch Gottes Ebenbild, wie auch, nach S. 137. Gott den Leib des ersten Menschen von der Erde genommen, „die *Seele* ging aber von *Gott* „selber aus"; — dagegen gleich darauf behauptet, der Mensch (Gottes Ebenbild) habe durch die *Sünde* Gottes Ebenbild entstellt. Wie konnte Gottes Ebenbild das Ebenbild Gottes entstellen? — 2) Nach S. 79. kann der Sünder nicht „sich ganz zu Gott wenden, — wenn „Gott nicht *zuvor* sich zu ihm wendet mit *all* seiner „Liebe", und nach S. 81. soll Gott begriffen werden, als der getreue — liebevolle Vater, der Jahrtausende „hindurch seine Vaterliebe an den Menschen bewiesen". Nach S. 86. u. 87. hingegen war „Sinaï's Gott" ein solcher, der nicht „mit der christl. Liebe in allen Herzen und Geistern herrscht, sondern mit Donner und Blitz „erschüttert, dass man seinen Willen erfülle". 3) S. 95. dringt Hr. S. auf Darstellung des Reiches des *Satans*, und fragt: „was in aller Welt das Kind mit der Be„griffsbestimmung thue", die von Canisius und Andern gegeben, dass „die *Sünde* ein freiwilliges Uebertreten „des Gebotes Gottes oder Abirren von dem Wege des „Gesetzes"? Hr. S. will dagegen, der Mensch soll „in „sich das *Erbübel* in verschiedener Form schauen u. „s. w." — 4) S. 142. wird am Katech. v. *Overberg* und überhaupt getadelt, dass „so viel vom Verdienen des „*Himmels* gesprochen werde". „Man bilde doch nicht, „heisst es ferner, schon das zarte Alter zum *Egoïsmus* „heran u. s. w." Und doch hat Christus selbst fast an jedes seiner Gebote und Verbote eine Verheissung oder

Digitized by Google

eine Drohung angeknüpft, und Hr. S. antwortet selbst S. 16. auf die Frage: „woher Heil? — Aus der Religion; der Gedanke: Gott wird mich *strafen*, — mit „der *Hölle*, mit dem Fegfeuer, — wenn ich aber siege, — *Friede* im Herzen, — ich kann *frok* zu Gott „aufblicken, — werde einst zum lieben Gott kommen „u. s. w." 5) S. 154 ff. wird Overbergs Unterricht über Gottes Heiligkeit getadelt, und soll derselbe u. a durch Folgendes ersetzt werden: „Gott *verstiefs* den Obersten „der Geister — auf *immer;* — als die ersten Menschen „seinen Willen übertraten, verstiefs er sie sogleich aus „dem Paradies, und gab sie Preis *allem Elende* — des „Lebens; als die *ganze* Menschheit seinen Willen über„treten, mufste der eingeborne Sohn Gottes kommen, „um den *verletzten* Willen Gottes zu erfüllen *für die „Menschen*"; — „Alles beweist, dafs nur Ein Wille „ist — der Alles *erdrückt* und zermalmt, das ihn beugen will; — dafs jeder Ungehorsam — uns, wenn wir „fortfahren, über kurz oder lang *vernichten* wird". Und gleich auf diese Schilderung eines Tamerlans — oder etwa eines Schiwa — folgt die rein rationalistische Mahnung: „dafs uns nichts rettet, als Besserung". — 6) Durchaus irrig parallelisirt S. 296 ff. Hr. S. das im *a.* 7. in Eine Organisation zusammengehende Lehr-, Mittler-, (Priester-) Amt und Königthum mit dem Lehr-, Priester-Amt und der Kirchenordnung im N. T. Besteht doch gerade darin der Hauptunterschied der alten, mittleren und neueren Zeit, dafs in der 1sten die drei Funktionen sich in eine Theokratie vereinigt fanden; in der 2ten der Staat sich ablöste von den beiden Anderen; in der 3ten, seit der Reformation, auch das eigentliche *Lehramt* sich durch den Gelehrtenstand der Laien von der Kirche abgesondert, wie dann auch das Mittleramt sich spezifisch verändert hat in jenen drei grofsen Weltepochen.

So wäre noch gar Manches zu rügen; gar Manches aber auch lobend anzuerkennen, wie z. B. was über die Lehren von der Hoffnung, der Liebe, den Pflichten, der Gnade (S. 163—188.) vom Gebet (232 ff.) gesagt wird, wenn wir nicht schon fürchten müfsten, zu weitläuftig geworden zu seyn. Wir bemerken nur noch, dafs nach Hrn. S. der Katech. v. *Ioseph Weber* (Sulzbach 1819.) „unstreitig zu den besten gehöre, die er „kenne; — Salbung, Fülle und Leben trete uns hier „entgegen"; ja Hr. S. glaubt sogar „im Allgemeinen „in Webers katechetischen Prinzipien und Grundsätzen geschrieben zu haben". (S. 294. 310.) Dagegen wird der von Kuhn herausgegebene Kat. Felbigers (1828) als „Muster, wie man nicht katechisiren soll" (S. 255) und das Handbuch v. Püllenberg (Paderborn 1827) als ein „Knochengebäude — ohne Fleisch und Leben," — und auch als „Ideal eines Kat., wie er nicht seyn soll" (313. 315.) charakterisirt. — Warum aber in die Reihe der beurtheilten Katechismen das „Lehrbuch der christkatholischen Religion von J. F. Batz," welches *schon* 1822 *zum* 18. *mal* aufgelegt werden mufste, nicht aufgenommen worden, dafür, wie für manche andere Auslassung, hat Hr. S. seine Gründe uns mitzutheilen nicht für gut gefunden.

Wir zweifeln nun nicht, dafs die vorliegende Schrift vielfachen Nutzen stiften wird, und zwar besonders dadurch dafs sie auf die verschiedensten Weisen, absichtlich und unabsichtlich, so viele Widersprüche augenscheinlich gemacht hat, in welche der Katholizismus mit dem besseren Geist der neueren Zeit gerathen ist. Offenbar haben gerade diese Widersprüche das kinderfreundliche Gemüth des Hrn. Verfs. zur Entwerfung seines Planes hingetrieben; da er aber seinen Gegenstand mehr gemüthlich als wissenschaftlich ergriffen, so hat er zwar die einzelnen Widersprüche äufserlich wahrgenommen und sie auszugleichen gesucht, nicht aber den Radikalwiderspruch gesehen, aus welchem jene selbst hervorgegangen, — den Widerspruch, in welchem einestheils das Röm. kath. System der historisch gegebenen, immer und überall gegenwärtigen, absoluten *Autorität* sich findet mit dem Grundsatz unbedingt freier Forschung und *Prüfung* des Gegebenen, anderntheils — das System des Falles des beschränkten Gottes- und des ungeheuren und *ewigen Satans*-Reiches mit dem Systeme allmähliger Entwicklung, unendlicher Perfektibilität und der *Endlichkeit alles Bösen*. So hat Hr. S., statt den Widerspruch zu versöhnen, nur die auseinanderliegenden Momente desselben unbedachtsam conglomerirt. Lassen wir daher seinem wohlwollenden Streben volle Gerechtigkeit widerfahren, so können wir die Arbeit selbst doch nur als einen nothwendig mislungenen Versuch einer *concordantia discordantium* — ansehen, und dürfen ebenso wenig verschweigen, dafs sehr Vieles und Hauptsächliches, was darin Treffendes gegen die gewöhnlichen kath. Katechismen vorgebracht wird, bereits in der, von Hrn. S. wahrscheinlich nicht gekannten, sehr schätzbaren Abhandlung „*über den neuen „kath. Katechismus*" (Frankf. a. M. bei Varrentrapp und Wenner 1789) und in den noch früheren Frankfurter „*Beiträgen zur Verbesserung des kath. Gottesdienstes*" sich kräftig ausgesprochen findet. —

F. W. Carové. Dr.

Digitized by Google

Nro. 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

XX.

The life of Leonardo da Vinci by John William Brown. London 1828. 8. S. 256.

Leonardo da Vinci ist ein solcher Namen in der Geschichte, dafs der Forscher gern nach allem greift, was nähere Aufklärung über die Lebensumstände und die Studien dieses seltenen Mannes hoffen läfst. Vasari spricht in den Ausdrücken der höchsten Bewunderung nicht nur von seinen umfassenden Geistesgaben, sondern auch von seiner Körperschönheit, Stärke, Gewandtheit und Handgeschick für jedes, was er unternahm und angriff. Nie hat ein so mächtiger und grofsartiger Geist in einem schönern und kraftvollern Körper gewohnt. Aber die Nachrichten Vasari's über die Lebensumstände und Studien des Leonardo genügen wenig, und noch weniger die von Lomazzo, den J. W. Brown einen Schüler Leonardo's nennt, obwohl er erst 20 Jahre nach seinem Tode geboren ward. Die vielen Biographen, die Leonardo später fand, bis auf Fiorillo, und die ersten Ausgaben des Mahlerwerkes von Lanzi, halten sich alle wesentlich an Vasari. Erst durch die *memorie storiche su la vita, gli studii, e le opere di Leonardo da Vinci*, welche Carlo Amoretti dem *trattato della pittura di Leonardo da Vinci* vorsetzte, und die er 1804 in Mailand herausgab, haben sich die Kenntnisse über die Lebensumstände des grofsen Mannes wesentlich erweitert.

Ehe wir über vorliegende Schrift des J. W. Brown Anzeige machen, sei es uns erlaubt, einen Ueberblick von dem Werk des C. Amoretti zu geben, theils weil es unter uns noch wenig verbreitet zu seyn scheint, theils weil wir dann desto kürzer über die Arbeit des Englischen Biographen sprechen können. Carlo Amoretti bediente sich aufser den bekannten ältern Nachrichten hauptsächlich der ungedruckten Auszüge des Baldassar Oltrocchi aus den zwölf Codices des Leonardo selbst, welche in der Ambrosiana niedergelegt sind.

Leonardo lebte 67 Jahre von 1452 bis 1519. Er war der natürliche Sohn eines Pietro da Vinci, der aber, wie es scheint, vom Vater legitimirt ward, ehe er sich verheurathete, denn Leonardo wuchs im väterlichen Hause mit den andern Brüdern heran. Die Kunst, in vielen Beziehungen noch unbeholfen und roh, strebte damals nach allen Seiten hin sich zu vervollkommnen. Der junge Leonardo kam in die Schule eines ausgezeichneten Meisters, des Andrea Verocchio. Bildend und zeichnend übte er sich in der menschlichen Figur und im Pferd; und im Mahlen zeigte er ein so überwiegendes Talent, dafs er in dem ersten Gemälde, worin der Meister seine Hand zur Hülfe nahm, denselben übertraf. Die Perspektiv, die man damals für jeden Anfänger als unentbehrlich betrachtete, förderte er durch seine optischen Studien. Er strebte durch stärkere Angabe von Licht und Schatten einen kräftigern Ton in seine Gemälde zu bringen, und die Luftperspektiv zu vervollkommnen. (Wahrscheinlich nach dem Vorgang der Van Eyckischen Schule, von welcher Gemälde in Italien bekannt worden waren. Selbst Eyckische Schüler wanderten damals schon in dem Lande. Rüdiger van der Weyde war 1450 in Rom, und Justus von Gent malte nicht blofs in Genua, sondern auch in Urbino für den Herzog Friederich).

Damals hatte Lorenzo Medici unter der Leitung des Bildners Bertoldo seinen Garten eröffnet, wo er für das Studium eine grofse Anzahl Antiken, theils in Marmor, theils in Gips aufgestellt, und zugleich den jungen Künstlern die Gelegenheit verschafft hatte, die Zergliederkunst zu üben. Man darf nicht zweifeln, dafs der junge Leonardo an solchen Studien Antheil nahm.

Unter den wenigen Arbeiten, die aus dieser frühern Periode des Leonardo bekannt sind, verdienen

Digitized by Google

aufser der berühmten Rotella, die dann Galeazzo Sforza um 300 Scudi an sich brachte, besondere Bemerkung: der Carton von Adam und Eva, und die Zeichnung Neptun's, der mit Seethieren fahrend, das von Winden aufgeregte Meer beruhigt.

Zum Studium der Kriegswissenschaften und zur eigenen Geschicklichkeit in den Waffenübungen und in der Reitkunst mochte er als Bürger einer Republick, der jeden Augenblick zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen werden durfte, angeregt seyn. Zum Canal — Mühlen — und zum Wasserbau überhaupt gaben die vielen Baue am Arno Anlafs; und die Civilbaukunst, die damals durch Brunelleschi aufs neue belebt worden war, wo auch das Studium Vitruv's wieder begann, ward nicht leicht von dem Studium des tüchtigen Bildners und Mahlers getrennt. — Zur Poesie und Musik scheint ihn hauptsächlich gesellige Unterhaltung geleitet zu haben.

So ausgerüstet beginnt Leonardo 1483 im 31. Jahre die zweite Periode seines Lebens, allerdings seine kräftigste und thatenreichste. Ludovico il Moro ruft ihn nach Mailand. Nach dem eigenen Brief des Leonardo bietet er sich an, als erfahren: *a)* in der Kriegs- Civil- und Wasserbaukunst, *b)* in der Bildnerei in Thon, in Marmor und im Erzgufs, und *c)* in der Mahlerei; und zwar so, dafs er in jedem einzelnen der genannten Fächer seines Gleichen suche. — Vasari giebt vor: dafs Leonardo nach Mailand hauptsächlich seines musikalischen Talentes wegen gerufen worden sey. Allein in seinem Briefe kommt von Musik auch nicht ein Wort vor.

Die Hauptaufgabe, die der Künstler von Moro erhielt, war die colofsale Reiterstatue seines Vaters, Francesco Sforza, an welcher er mit grofsen Unterbrechungen 16 Jahre arbeitete. Die Anatomie des Pferdes beschäftigte ihn hiebei sehr viel, so wie auch die Anatomie des Menschen, welche er mit Hülfe des Professors in Pavia, Marcantonio della Torre, trieb.

Die Academie, die Leonardo in Mailand stiftete, mag anfänglich nur eine Schule für Einzelne gewesen seyn, wo sich junge Talente um den grofsen Meister sammelten, und die sich dann durch Beihülfe des Herzogs erweiterte. Unter seine frühern Schüler gehört sein Liebling Andrea Salai von Mailand; denn von ihm giebt es ein Meisterwerk, eine Madonna mit dem Kinde und Joseph, mit Namen und Jahrzahl: Andreas Mediolanensis 1494., früher in der Kirche S. Pietro zu Murano in Venedig, und jetzt in der Academie zu Mailand. Das Gemälde ist so vortrefflich, dafs wohl der Meister selbst daran Antheil haben mochte, so wie an vielen noch vorhandenen Werken, wo es zweifelhaft ist, ob man sie dem Meister oder seiner Schule zuschreiben soll. Die trefflichsten Köpfe besuchten die Akademie; und keine Schule, wie die Mailändisch-Leonardische hat ihren guten Geist so lange bewahrt, denn sie war nicht blofs auf Uebungen, sondern auf Principien gegründet, wie die Fragmente auf jedem Blatte erweisen, die später unter dem Titel: *Trattato della pittura*, gesammelt und im Druck erschienen sind. Jedes Fragment bleibt für den Denkenden ein Lehrsatz.

Der Canal- und die Wasserbaue überhaupt, die jetzt noch eine Wohlthat für jene Gegenden sind, nahmen seine Zeit vielfältig in Anspruch, so wie auch die Erfindungen, Angaben und Leitungen der Hoffeste bei Vermählungen und bei andern fröhlichen und traurigen Ereignissen. Auch Civilbauwerke beschäftigten den Meister: die Auszierung des Schlosses, das Badehaus für Beatrice, und der berühmte Stall des Galeazzo Sanseverino. Zu bemerken ist ferner, dafs unter seinen Zeichnungen das Vorbild der berühmten Rotonda sich befindet, welche Palladio in der Villa Capra bei Vicenza erbaut hat.

Unter den Gemälden der Zeit werden gepriesen: die Bildnisse der Cecilia Gallerani und der Lucrezia Crivelli, beide Freundinnen des Moro, dann eine Madonna, wo das Jesuskind die Rose einsegnet, die noch im Privatbesitz in Mailand seyn soll. Auch findet sich eine heil. Familie mit dem Erzengel Michael in dem Hause Sanvitale zu Parma mit der Beischrift: Leonardo Vinci fece 1492. — Dann wird eine Geburt Christi genannt, als ein Geschenk des Moro an den Kaiser Maximilian, die aber unseres Wissens nicht mehr vorhanden ist. Vom J. 1497 bis 1499 malte der Meister das Abendmal in dem Speisesaal des Dominikanerklosters der Madonna delle Grazie. Dies ist das unsterbliche Werk (obwohl jetzt in einem kläglichen Zustande), worin man zuerst die vollendete Kunst nach allen Richtungen hin bewunderte, und kurz zuvor mufs der Meister auch das Gemälde mit den Bildnissen des Ludovico il Moro, seiner Gemahlin Beatrice und ihrer zwei Söhne, Max und Francesco Sforza, gemalt haben. Vasari deutet diese vier Bildnisse so an, als wenn sie

Digitized by Google

auch in demselben Efssaale gewesen wären; und da man sie später nicht mehr fand, so wähnte man, sie seyen, in Oel auf die Mauer gemalt, zu Grunde gegangen. Allein dies ist falsch. Das Gemälde existirt noch, und zwar in der besten Erhaltung. Das Werk besteht jedoch nicht blofs in den vier Porträten, sondern es ist eine grofse Altartafel mit der thronenden Maria und dem Kinde auf dem Schoofs, gekrönt von zwei schwebenden Engeln, und umgeben rechts und links von den vier Lateinischen Kirchenvätern. Auf dem Vorgrunde erscheinen die Bildnisse auf den Knien zur Himmelskönigin gewandt, rechts Ludovico mit dem ältern, und links Beatrice mit dem jüngern Sohne. — Referent sah dieses wundervolle Gemälde zuerst in der Kirche S. Ambrogio ad Nemus, wo die Patres des Klosters ihm eine alte Schrift zeigten, wornach man bei der ersten Einnahme der Stadt durch Ludwig XII. das Gemälde in das einsam gelegene Kloster flüchtete, und später an einem Altar der Kirche aufstellte. Jetzt ist das Werk in der Sammlung der Kön. Kunstakademie in Mailand *).

Bei diesen vielen und mächtigen Arbeiten blieb aber immer das Hauptaugenmerk die Reiterstatue des Francesco Sforza. Die Arbeit hatte ihre Vollendung erreicht und sollte eben gegossen werden, als die Franzosen 1499 die Stadt einnahmen, und die Gascogner den Kolossen zum Ziel ihrer Schiefsübungen machten. Das kleinere Modell und die gezeichneten Studien dazu gingen bei dieser Gelegenheit gleichfalls zu Grunde. Auch mufste Leonardo damals seinen berühmten Stallbau vernichten sehen.

Mit der Flucht beginnt die dritte und letzte Periode des Künstlers. Nicht nur seine Reiterstatue, vielleicht das vollkommenste Werk, was in neuern Zeiten gemacht ward, sondern auch sein Glücksstand lag zertrümmert, bis auf ein, wie es scheint, nicht grofses Gut, welches ihm der Herzog noch im Jahre 1499 geschenkt hatte. Die Franzosen scheinen sich damals nicht um den grofsen Meister bekümmert zu haben. In Florenz 1500 mit seinem Schüler Salai zeichnete Leonardo den berühmten Carton der heil. Anna, den ganz Florenz mit Begierde zu sehen lief *). In diese Zeit setzt man die Bildnisse der beiden schönen Florentinerinnen, der Mona Lisa del Giocondo, und der Ginevra Benci, wovon das eine noch in der Pariser Sammlung seyn soll.

Im J. 1502 reiste Leonardo, mit dem Diplom eines Architekten und Ingenieurs des Duca Valentino in mehrern Gegenden von Italien. Er war in Urbino, Pesaro, Rimini, Cesena, Faenza, Forli, Imola; dann in Chiusi, Perugia, Foligno, Orvietto, Aquapendente, Piombino, Buonconvento und im Senesischen. Diese Reise scheint aber keine Folge gehabt zu haben, da durch den Tod Alexander des VI. der Glückstern dieses übermüthigen Borgia unterging. — Im J. 1503 sieht man den Meister schon wieder in Florenz mit dem berühmten Carton für das Stadthaus beschäftigt, wo er auch die Jahre 1504 und 1505 zugebracht zu haben scheint. Viele Künstler, worunter auch Raphael, kamen nach Florenz, um nach diesem Carton zu studiren. In Mahlerei ward er nicht ausgeführt, und man hat nur Ueberreste von den Studien hiezu.

Im J. 1506 scheint er seine Mailändischen Verhältnisse wieder angeknüpft zu haben. Man vermeint daher nicht ohne Grund, dafs er hierwegen eine Reise nach Blois in Frankreich unternahm. Gewifs ist, dafs er im J. 1507 sich in der Lombardey mit Schiffbarmachung des Canals der Martesana beschäftigte. (Er lebte mit seinem Schüler Salai in Vaprio, dem Familiengute seines Schülers Melzi, und mag damals allda die colossale Madonna gemalt haben, wovon man noch Ueberreste sieht). Auch die Jahre 1508, 9 und 10 brachte Leonardo in Mailand zu. Er ordnete die Triumphfeierlichkeiten für Ludwig XII. wegen des Sieges über die Venezianer, und erhielt vom Könige zur Belohnung das Eigenthum von zwölf Unzen Wasser, und den Titel und Sold als Hofmaler. Damals mag er das Bildnifs des Feldobersten Triulzi gemalt haben, welches man dasjenige zu seyn glaubt, das jetzt die Zierde der Sammlung zu Dresden ist.

*) Wir wollen indessen nicht unbemerkt lassen, dafs der Guido von Mailand 1787 es als eines jener Gemälde bezeichnet, wo der grofse Meister nur an einigen Theilen die Hand angelegt haben soll. So sehr verkannte man damals den Geist des grofsen und unerreichbaren Künstlers.

*) Dieser Carton ward in der Folge von Salai colorirt, und in der Kirche S. Celso zu Mailand aufgestellt. In der letztern Zeit versetzte der Vicekönig Beauharnois das Bild nach München, wo es jetzt in der ausgesuchten Gemäldesammlung des Herzogs von Leuchtenberg zu sehen ist.

Digitized by Google

Im J. 1511. war er wegen Beerbung eines Onkels in Florenz. Er arbeitet allda zwei Madonnenbilder für Ludwig XII., und schickt seinen Schüler Salai an den Französischen Stadthalter in Mailand, theils seines Gehaltes, theils der Benutzung seines ihm geschenkten Wassers wegen.

Im J. 1512. ist Leonardo in Mailand. Die Franzosen waren wieder vertrieben, und Max Sforza, der Sohn des Moro, Herzog, dessen Bildnifs Leonardo im J. 1513. malte.

Am 14ten September 1514. reiset er von Mailand mit fünf seiner Schüler: Melzi, Boltraffio, Salai, Lorenzo (Lotto?) und Fanfoia (Ambrogio da Fossano?) nach Rom, wo er dem Pabst Leo X. durch seinen Bruder Giuliano Medici vorgestellt, und gut aufgenommen wurde. Die Menge Schüler, die er bei sich hatte, scheinen auf eine grofse Arbeit und einen längern Aufenthalt berechnet gewesen zu seyn. Aber aufser zwei Madonnenbildern für den Datario des Pabstes, Baldassar Turini, und einer gröfsern Madonna für den Pabst selbst, worin man im Hintergrunde das Bildnifs der Braut des Giuliano, einer Prinzefs von Savoyen, sah, sind keine Arbeiten bekannt. Er scheint hierbei besonders die Hände seiner Schüler benutzt zu haben *). Denn im J. 1515. ist unser Meister schon wieder in Mailand. Franz I. hatte das Herzogthum wieder erobert. Das Interesse Leonardo's lag seiner Besitzthümer wegen in der Lombardei. Der kurze Aufenthalt in Rom, und die schnelle Abreise scheint daher keinesweges der Ungunst des Pabstes oder der Feindseligkeit des Michel-Angelo zuzuschreiben zu seyn, wie Vasari meint. Der Künstler ward vom Könige aufs Beste aufgenommen, und bei der Zusammenkunft desselben mit Leo X. in Bologna, noch in demselben Jahre war er in dessen Gefolge, wo er den Oberkämmerer Artus zeichnete. Bald darauf im Januar 1516. begleitete er den König nach Frankreich als Hofmaler mit dem Gehalte von 700 Scudi. Dort lebte er bis den 2ten Mai 1519., wo er verschied, zwar nicht in den Armen Franz des ersten, wie Vasari erzählt, denn der König fand sich damals abwesend. Von Arbeiten Leonardo's ist während seines Aufenthaltes in Frankreich nichts bekannt geworden; — nur dafs er damit umging, auch einen Kanalbau alldort zu führen. Der Meister scheint schon früher gekränkelt zu haben, denn das hinterlassene Testament ward schon den 18ten April 1518. aufgesetzt. Hiernach erhielt sein Schüler Melzi alle Handschriften, Zeichnungen und was zur Kunst gehörte, zugleich mit den Baarschaften, um die Unkosten der Beerdigung zu bestreiten. Zwischen dem Salai und seinem vieljährigen Diener de Vilanis, theilte der Erblasser sein Gut bei Mailand, und Vilanis erhielt überdem noch die 12 Unzen Wasser, ein Geschenk an Leonardo von Ludwig XII. — Die Magd Maturina erhielt neue Kleidung und Geld. Seinen Brüdern in Florenz hinterliefs er das Gut in Fiesole und 400 Scudi, die er bei dem Spital S. Maria nuova in Florenz zu Zinsen stehen hatte.

Wir übergehen die berühmten Namen seiner Schüler und Nachahmer. Wir übergehen die Werke des Meisters, die jetzt da und dort in den Sammlungen vorhanden sind, denen man aber keine bestimmte Zeit ihrer Anfertigung anweisen kann, und woran seine Schüler vielfältig Theil haben mochten. Auch nennen wir nicht die vielen wichtigen Gegenstände, worüber sich seine Anmerkungen in den zwölf Codices in der Ambrosiana verbreiten.

Von der vorliegenden Schrift des Herrn Brown hat Ref. nur zu bemerken, dafs er sie mit keiner neuen Forschung und Thatsache bereicherte, und dafs er hauptsächlich den Amoretti zum Führer nahm; aber auch dieses nicht ohne Nachlässigkeiten. Vergeblich würde man in dem Verfasser den Mann suchen, der von Seiten der Kunstkenntnisse seinem Unternehmen gewachsen war. Doch mag die Schrift seine Landsleute aufmuntern, den Geist des grofsen Mannes näher zu studiren, und sie mit bessern Principien bekannt zu machen, als welche zur Zeit in der Englischen Schule herrschend sind.

A. Hirt.

*) Auch die kleine Madonna, die man noch in San Onofrio sieht, mag damals von einem seiner Schüler gemalt worden seyn.

Digitized by Google

Nro. 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

XXI.

Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Herausgegeben von Dr. C. J. B. Karsten, K. Pr. Geh. Oberbergrathe u. s. w. Berlin (G. Reimer) 1ster Band 1829. 464 *Seiten und* 12 *theils schwarze, theils illuminirte Tafeln. 2ter Band* 1830. 379 *Seiten und* 8 *theils schwarze, theils illum. Tafeln. gr.* 8*vo.*

Das seit dem Jahr 1818 von Hrn. Karsten herausgegebene „Archiv für Bergbau und Hüttenwesen" wird mit dem zwanzigsten Bande geschlossen. Das zweite Heft dieses Bandes ist nur noch rückständig; es wird ein Register über die letzten zehn Bände, so wie eine Uebersicht der auf den Bergbau und das Hüttenwesen sich beziehenden Schriften des Quinquennii von 1826—1830. enthalten und zur Ostermesse 1831. ausgegeben werden. Rec. umgeht eine nähere kritische Anzeige dieser ältern Reihe der Zeitschrift, da ihre grofsartigen Leistungen und ihre vorzügliche Nützlichkeit bereits eine ganz allgemeine Anerkennung im In- und Auslande gefunden haben, und beschränkt sich in seinen Mittheilungen auf dasjenige, was schon von der neuern Reihe nach dem oben angegebenen erweiterten Titel, welcher dem gewonnenen erweiterten Wirkungskreise entspricht, erschienen ist. Wenn eine Zeitschrift dieser Art in Deutschland irgend blühen kann, so mufs es gewifs die gegenwärtige: alle Umstände vereinigen sich auf das Günstigste dafür. Der Herr Herausgeber steht an der Spitze der Deutschen Schriftsteller der berg- und hüttenmännischen Disciplinen; in den verschiedensten Zweigen derselben hat er Tüchtiges geleistet; er ist Mitglied der Königl. Preufs. Chefbehörde für Salz- Berg- und Hüttenwesen und lebt in der Hauptstadt, wodurch die Umsicht und Mittheilung im Gebiete der Wissenschaft bedeutend erleichtert wird — und gerade Herr Karsten, ein Mann von so vieler Einsicht und von dem gediegensten Fleifse, weifs alles dieses für das Beste seiner Zeitschrift günstig zu benutzen. In der That haben auch viele der Aufsätze aus der frühern Reihe des Journals, durch Uebersetzungen, schon eine fast Europäische Verbreitung erhalten; kaum erscheint seit mehrern Jahren ein Heft der Französischen *Annales des mines*, worin nicht Uebersetzungen und Auszüge aus den „Archiv" sich befänden, und die neue Reihe desselben bewährt sich auch schon vollständig in den vorliegenden beiden ersten Bänden, als mindestens der ältern in Wichtigkeit und Auswahl des Inhalts nicht nachstehend, wo nicht dieselbe noch übertreffend. An äufserer Ausstattung hat die neue Reihe bedeutend gewonnen; Druck und Papier sind schöner; ersterer bietet mehr Oekonomie dar; die Bilder, theils Kupferstiche, theils Steindrücke und nach Erfordernifs illuminirt, sind in jeder Beziehung viel sorgfältiger behandelt.

Rec. geht zur Inhalts-Anzeige der beiden Bände über, wovon jeder aus zwei Heften besteht:

Erster Band, erstes Heft. I. Abhandlungen: Das Mineralsystem des Prof. Weifs nebst einer Einleitung über die Bildung des natürlichen Systems, mit besonderer Rücksicht auf das naturhistorische des Professor Mohs. Philosophisch scharfsinnig und praktisch klar durchgeführt bis zur Aufstellung der Familien der Mineralien. Der Raum verstattet einen Auszug nicht, auch ist die Ausführung des System-Entwurfs noch nicht mitgetheilt, obgleich sie für das folgende Heft versprochen war. Ihr sieht Rec. und mit ihm gewifs die meisten Leser sehnsüchtig entgegen. — *Ueber die geognostische Konstitution der Karpathen und der Nordkarpathen-Länder; eine geognostische Skizze vom Prof. Pusch.* Es ist eine kurze Vorlesung, welche der Herr Verf. in der Versammlung der Deutschen Naturforscher und Aerzte von 1828. in Berlin gehalten hat und worin derselbe eine summarische Rechenschaft über seinen

Digitized by Google

bezüglichen geognostischen Atlas und die dazu gehörige umfassende schriftliche Schilderung giebt, welche er bald dem Publico vorzulegen hofft. Nach dieser Ankündigung und mehr noch nach dem günstigen Urtheil, welches Herr A. von Humboldt in jener Versammlung öffentlich über diese Arbeiten fällte, hat man Ursache auf ihr Erscheinen recht sehr gespannt zu seyn. *Die Insel Skye, von v. Oeynhausen und von Decken. Die Insel Egg, von denselben.* Zwei reichhaltige geognostische Abhandlungen von den beiden genannten, innig befreundeten und verschwägerten fleifsigen jungen Naturforschern. Auf Skye sind die Beziehungen des rothen Sandsteins zum Gneus und verwandten Urfelsarten merkwürdig und noch wohl nicht genügend klar ermittelt; deutlich und durch schöne Durchschnitte erläutert erscheinen die Zusammenlagerungen von Gneus, Hypersthenfels, Trapp und Lias. Auch Egg ist für die nähere Kenntnifs der Lagerung des Trapps und des Pechsteinporphyrs sehr wichtig. — *Ueber die allgemeinen geognostischen Verhältnisse des nordwestlichen Deutschlands; eine geognostische Skizze vom Prof. Fr. Hoffmann.* Auch dieses ist eine Vorlesung in der Versammlung der Deutschen Naturforscher und Aerzte von 1828. in Berlin, wodurch der Verf. auf die von ihm bearbeiteten Karten und Beschreibungen aufmerksam macht, welche jetzt schon beinahe ganz vollendet dem geognostischen Publikum vorliegen und sicherlich mit vieler Anerkennung aufgenommen werden. — *Zur Erläuterung der beiden Abbildungen des Steinbruchs von Weinböhla bei Meissen, Taf. VI. und VII. vom Prof. Weifs.* Die interessanten Verhältnisse der Auflagerung des Syenits auf dem Plauerkalkstein, bei welchen alle Umstände darauf hinweisen, dafs ersterer von unten herauf auf die Oberfläche des Kalksteins mit Gewalt hingeschoben seyn müsse: diese Verhältnisse, welche der Herr Prof. bereits umständlich in XVIten Bande des Archivs beschrieben hat, erhalten hierdurch genaue und nützliche Erläuterung durch Bilder und wörtliche Erklärung derselben. — *Der Amalgamations-Procefs, vom Herausgeber.* In einer Abhandlung, welche von dem Hrn. Verf. der Königl. Akademie vorgelegt worden ist, hat derselbe die Gründe entwickelt, auf welchen der Erfolg der Amerikanischen Amalgamation beruhet. Diese Untersuchungen haben zugleich zu dem unerwarteten Resultat geführt, dafs auch der Deutsche Amalgamations-Procefs wesentliche Abänderungen in der Verfahrungsart bedürfen wird, um mit einem günstigern Erfolge, als es jetzt geschieht, ausgeübt zu werden. Der wesentliche Theil jener wichtigen, scharfsinnigen Abhandlung wird hier mitgetheilt; ein Auszug davon ist nicht wohl zu geben, — aber den Wunsch fügt Rec. noch gerne bei, dafs die praktische Controlle der mitgetheilten Ansichten recht bald und im Grofsen zur Ausführung kommen möge. — *Uebersicht der Berg- und Hüttenmännischen Produktion in der Preufsischen Monarchie in dem Jahre* 1826. Aehnlich aufgestellt wie die Mittheilungen von frühern Jahren, welche die ältere Reihe des Archivs schon enthält. — *Uebersicht der Mineral-Erzeugnisse des Königreichs Frankreich in dem Jahr* 1826. Nach *Herrn de Villefosse.* — *Uebersicht der Berg- und Hüttenmännischen Produktion des Königreichs Sachsen für die Jahre* 1825 *und* 1826. Nach officiellen Mittheilungen.

II. Notizen: Unter anderen: *Ueber den Berg S. Salvadere; ein Schreiben an den Herausgeber von H. C. Link.* Zur Bestätigung von L. von Buch's Ansichten über die Dolomit-Bildung. —

Zweites Heft. I. Abhandlungen: Geognostische Beobachtungen angestellt auf einer Reise um die Welt, in den Jahren 1823 *bis* 1826, *unter dem Befehl des Kaiserl. Russ. Kapitains Otto von Kotzebue, von Ernst Hofmann.* Die reichhaltigen und in einer blühenden Schreibart mitgetheilten Beobachtungen erstrecken sich über die Umgebungen von Rio de Janeiro, die Bay von Conception, O-Tahiti (hier fand der Verf. grofse Uebereinstimmung in den geognostischen Verhältnissen mit denen der Insel Palma, wie L. von Buch sie schilderte. „Sind", sagte der Verf. „die beiden Kessel — nämlich der des Wahira und ein angrenzender —: Erhebungskrater, wie sie Herr L. von Buch auf den Canarischen Inseln und besonders deutlich auf Palma sah? Es scheint mir aufser Zweifel"!) Kamtschatka (anstehend fand der Verf. Thonschiefer, Wetzschiefer, Jaspis, Grünstein, Porphyrschiefer u. s. w. auch Glimmerschiefer. Die Besteigung des Choräka-Vulkans mifslang; in seiner Nähe Porphyr, Trachit und Porphyrschiefer. Der rauchende mit losen Brocken von Bimstein, Trachyt, Trachytporphyr, Schwefel, Trafs und Graustein bedeckte, 7664 Fufs hohe Awatscha-Vulkan ward bestiegen) Californien (die Berge *St. Francisco Solano* bestehen aus Perlstein, Basaltporphyr, Porphyrschiefer, porösem Basalt und rother Lava mit schwarzen schlacki-

Digitized by Google

gen Meere) die Sandwich-Inseln (überall vulkanische Spuren) und Luzon (auf dieser Insel der interessante Vulkan von Taal, dessen Schilderung besonders hervorgehoben zu werden verdient.) — *Die Insel Arran von von Oeynhausen und von Dechen.* Die Schottische Insel Arran bietet eine solche Fülle der wichtigsten geognostischen Erscheinungen dar, dafs man sich in der That über einen solchen Reichthum verwundern kann. Durch die sehr gedrängte, aber doch ebenso klare Darstellungsweise der Hrn. Vf. liefert der Aufsatz auf 50 Seiten mehr genau beobachtete Thatsachen, als manches gröfsere geognostische Buch in sich fafst. Sehr einleuchtend daher, dafs hier kein Auszug gegeben werden kann. — *Ueber den Brand in Steinkohlengruben, besonders über den, welcher neuerlich in den Whitehill- und Polton-Gruben in Mid-Lothian und in der South Sauchin-Grube in Clackmannanshire statt gefunden, von Robert Bald.* Uebersetzung aus *Jameson Edinburgh new philosophical Journal* vom Herrn Berghauptmann von Charpentier, von diesem auch mit Anmerkungen begleitet. Die Erzählung von vielen Grubenbränden und der angewendeten Methoden der Dämpfung ist sehr belehrend sowohl für die nähere Kenntnifs der Ursachen, wodurch Grubenbrände veranlafst werden können, als auch in Hinsicht der Sicherungsmittel, deren sich der praktische Bergmann mit Erfolg bedienen kann. — *Ueber das Vorkommen von Ueberresten des fossilen Elephanten oder Mammuths in den Umgebungen von Berlin, vom Prof. Weifs.* Von Interesse sowohl in Rücksicht des speciellen Fundes, als durch die beigefügten allgemeinen Reflexionen. — *Mittheilung einiger Erfahrungen, welche bei der Niederbringung eines Bohrlochs im Hauptschacht zu Kötschau gemacht worden sind, von Hälse.* Die genaue Schilderung des angewendeten Verfahrens ist für den Praktiker von Werth. — *Beschreibung der Kadmium-Bereitung auf der Zinkhütte Lydognia in Oberschlesien, von Mentzel.* Die erste und zwar sehr genaue Schilderung des Verfahrens und der Vorrichtungen, diese durch Zeichnungen erläutert, zur Ausbringung des Kadmiums im Grofsen.

II. Notizen. Unter anderen: *Nachrichten über den Spanischen Berg- und Hüttenbetrieb.* Nach der *Gaceta de Bayona* von 1829. Allein im Alpujarras-Gebirge werden 4—500,000 Centner Blei von der ersten Qualität gewonnen.

Zweiter Band, erstes Heft. Abhandlungen: Antwort des Prof. Weifs auf des Hrn. Prof. Mohs in der Zeitschrift für Physik und Mathematik, VI Bds. 4., und VII Bds. 1. Heft erschienenen Aufsatz. Eine lehrreiche, scharfsinnige Entgegnung, bei welcher nur bedauert werden mufs, dafs der Hr. Verf. in die Nothwendigkeit versetzt worden ist, sie in so scharfer Lauge aufzutischen. Möge der Streit nicht Ursache abgeben, dafs der Schlufs der Abhandlung, womit dieses Journal begonnen hat, den Lesern länger vorenthalten bleibe! — *Der Bein Nevis am Loch Eil von v. Oeynhausen und von Dechen.* Abermals eine recht interessante geognostische Schilderung einer wichtigen Gebirgsgegend Schottlands. Der Präsident der geologischen Gesellschaft zu London Dr. Titton erwähnte in seiner Rede bei der General-Versammlung der Gesellschaft von 1829 diese Arbeit und einige andere der Herren Verf. mehrmals, unter andern sagte er davon: „Die Spitze des Ben Nevis, des höchsten Berges in Schottland besteht aus Porphyr; die Gehänge sind Granit, auf den Glimmerschiefer folgt. Die Herren v. O. und v. D. haben gefunden, dafs der Porphyr, anstatt, wie in ähnlichen Fällen versichert worden ist, eine aufliegende Masse zu bilden, durch den Granit in die Höhe kommt, und dafs ebenso wie Gänge von Granit in den aufliegenden Glimmerschiefer hineindringen, so auch Porphyrgänge in den Granit, auf welche Weise sie das jüngere Hervorbrechen des Porphyrs nachweisen. Es ist lange bekannt gewesen, dafs der Granit auf der Insel Arran und bei Newry in Irland von Pechstein-Gängen durchsetzt wird, welcher nur eine Abänderung von Porphyr ist, und des Hrn. Knox Entdeckung von Bitumen im Pechstein jeder Formation, so wie auch in andern Trappgebirgsarten, trifft hier zusammen, um den feurigen Ursprung dieser ganzen Reihe von Massen darzuthun." — *Geognostische Bemerkungen über die Umgebungen des Kaspischen Meeres, von Eichwald.* Die Untersuchungen über das Kalkgebirge von Tjukkaragan an der Ostküste — tertiärer Kalk- und Sandstein — sind in Hinsicht auf Petrefaktenkunde wichtig; Baku und die Inseln im Baku'schen Meerbusen zeigen denselben Kalkstein; nähere Nachrichten über die Naphta-Quellen werden gegeben; das ewige Feuer von Baku wird nicht durch brennende Naphta, sondern durch (vielleicht gekohltes) Wasserstoffgas unterhalten; Naphta-Vulkane bei Baku; der Balchanische Meerbusen aus sehr grobkörnigem Granit gebildet, tiefer landeinwärts

Digitized by Google

ein steiles schroffes Porphyrgebirge, unfern der Porphyrkuppen unverkennbare Laven, denen der heutigen Vulkane ähnlich u. s. w. — *Umrifs der Kalkstructur Ehstlands und Livlands, von M. v. Engelhardt und E. Ulprecht.* Geognostische Karten und Profile erläutern den kurzen Aufsatz. Beigefügt ist eine „Nachweisung des Bernsteins im Sandstein von Ehstland von Dr. Göbel." — *Geognostische Bemerkungen während einer Reise durch Litthauen, Wolhynien und Podolien, im Jahr* 1829 *von Eichwald.* Besonders wichtig für die Versteinerungen des Tertiär-Gebirges, und in dieser Hinsicht gewinnt der Aufsatz noch ein ganz vorzügliches Relief durch eine beigefügte Nachschrift des Herrn L. von Buch. — *Geognostische Bemerkungen über Litthauen, von Fr. Dubois.* Auch diesem kurzen, aber nicht uninteressanten Aufsatz, hat Herr L. von Buch nähere Bestimmungen der Petrefakten aus dem Litthauischen Transitions-Kalk beigefügt und dadurch seinen Werth erhöhet. —

Zweites Heft. Abhandlungen: Ueber die Veränderungen des Zustandes der Mischung durch die Temperatur-Verschiedenheiten, vom Herausgeber. Geistreiche Andeutungen, die zu ferneren Forschungen Anlafs geben werden. — *Arthur Seat bei Edinburgh, von v. Oeynhausen und v. Dechen.* Wegen der Beziehungen des Grünsteins zum Sandstein in ihren wechselseitigen Lagerungsverhältnissen lehrreich. *Ueber die geognostische Beschaffenheit der Färöer,* von Forchhammer. Eine kurze interessante Schilderung dieser merkwürdigen Inselgruppe. *Ueber das Vorkommen des Goldes in Niederschlesien, von v. Dechen.* Gesammelte Nachrichten über den ehemaligen Goldbergbau jenes Landes in den aufgeschwemmten Schichten und Resultate eigener Beobachtungen; die Wahrscheinlichkeit, dafs dort noch gegenwärtig mit Vortheil auf Goldsand gebaut werden kann, hält der Hr. Verf. nicht für abgeschnitten. — *Ueber die Veranlassung des Brandes in den Steinkohlengruben durch Selbstentzündung von v. Kummer.* Der Verf. stellt in Abrede, was aber Bald annimmt, dafs der Grubenbrand durch Anlegung oder Verwahrlosung des Feuers in der Grube entstehen könne. Im Praktischen wird der Bald'sche Aufsatz durch den gegenwärtigen theilweise vervollständiget. — *Ueber den Betrieb der Hohl- und Fensterglashütten im Böhmer Waldgebirge, in den Vogesen und einigen Gegenden von Süddeutschland, von Kirn.* Von praktischem Interesse.

II. Notizen. Unter anderen: *Ueber die Graphitgrube zu Borrowdale.* Von *v. Oeynhausen* und *v. Dechen* mitgetheilt. Der Graphit kömmt, vorzüglich in Gängen von Kalkspath in grünsteinartigem und in Feldstein-Porphyr vor. Man hat Nester angehauen, die für mehr als 3000 Pfund Sterling Graphit lieferten.

Reichhaltige Fortsetzungen dieses bewährten Journals sind gewifs bald und oft zu erwarten, — zu erwarten zur wahrhaften und tüchtigen Erweiterung der reinen Wissenschaft und der scientifischen Technik!

Nöggerath.

XXII.

C. Corn. Taciti opera recensuit et Commentarios suos adiecit G. H. Walther. - Halis Saxonum apud C. A. Schwetschke et filium. 1831. *V. I. p. XLIV et* 432. *V. II. p.* 464.

Zu den vielen erfreulichen Erscheinungen der neuern Zeit in der Bearbeitung der alten klassischen Literatur mufs man nothwendig auch die rege Beschäftigung mit den herrlichen und lehrreichen Nachlässen eines Schriftstellers rechnen, der sowohl als solcher wie auch als Mensch nicht nur über seine freilich in beiden Rücksichten schon ziemlich erniedrigte Zeit so weit hervorragte, dafs seine Gröfse gar nicht von derselben konnte gewürdiget werden, sondern auch an sich einer von den gröfsern und erhabnern Geistern war, und als einer frühern bessern Zeit angehörig *mit seiner Erscheinung in der Welt sich gleichsam verspätet hatte.* Wie nun T. nebst wenigen verwandten grofsen Seelen dieser gesunkenen Zeit noch die moralische, geistige Stütze in sich erhalten hatte, so mufste auch seine Sprache, obgleich die äufsere Form im Allgemeinen schon bleibende Veränderungen erlitten hatte, doch durch alterthümliche Würde und durch kernhafte, lebendige Darstellung sich auszeichnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

C. Corn. Taciti opera recensuit et Commentarios suos adiecit G. H. Walther.

(Fortsetzung.)

Aber seine Zeit war nicht mehr empfänglich dafür, und die meiste Achtung, die ihm bei seinen Zeitgenossen zu Theil wurde, hatte er mehr seinen andern damals gangbaren Talenten zu danken; der grofse Geschichtschreiber ist von seinen Zeitgenossen so wenig wie im Mittelalter geehrt worden, und es ist fürwahr ein günstiges Zeugnifs für die Bildung der neuern Zeit, dafs T. jetzt in seiner wahren Gröfse so allgemein anerkannt wird. Das Bild schlechter Zeiten von einem scharfsichtigen, geübten und treuen Künstler gezeichnet, ist wenn auch weniger angenehm, doch ebenso interessant und belehrend, wie das guter Zeiten von gleichem Meister, und wir müssen es Allen Dank wissen, die zur Aufklärung eines so erhabenen Bildes, wie das von T. gezeichnete ist, das Ihrige beitragen.

Jeder der neuern Bearbeiter des T. von Oberlin an hat seine gröfsern oder geringern Verdienste, obgleich die meisten derselben ihren Arbeiten kein sehr weites Ziel gesteckt und sich daher nicht um genaue Vergleichung der handschriftlichen Hülfsmittel bemüht haben. Die ältesten und vorzüglichsten Urkunden der Werke des T., die *Codd. Flor.*, sind zuletzt von Pichena und Gronov., und der eine derselben, der die sechs letzten B. der Annalen, die Historien und kleinern Schriften des T. enthält, aufserdem noch von Victorius verglichen und diese Vergleichung noch von keinem neuern Herausgeber benutzt worden. So lange nun jene *Codd.* selbst nicht aufs Neue verglichen wurden, konnte nichts wünschenswerther sein, als doch einmal *die* Collation des Victorius in seinem Exemplar der Ed. Beroald. ans Licht gefördert zu sehen, besonders da die beiden Coll. des Pich. und Gron. sehr oft von einander abweichen. Dieser Wunsch der gelehrten Welt ist endlich erfüllt.

Hr. W., der sich schon durch zwei *Specimina obss. in T. opp.* 1819 und 1827 als einen eifrigen Verehrer des grofsen Historikers vortheilhaft bekannt gemacht hatte, hat die Resultate seiner durch diese Reihe von Jahren fortgesetzten Studien des T. in 2 Bänden mit den Annalen und seinem Commentare dazu dem gelehrten Publikum übergeben. Zur Bearbeitung dieser Ausgabe hat Hr. W. die Coll. von Victorius und dessen Anmerkungen zu den sämmtlichen Schriften des T., dann die Coll. des *Cod. Guelf.* von Ernesti und Strombeck benutzt, so wie auch den Cod. selbst aufs Genaueste verglichen, wobei sich viele Abweichungen von frühern Ausgaben aus diesem Cod. und von jenen beiden Coll. gefunden haben; ferner die vorzüglichsten der alten Ausgaben so genau mit den Codd. verglichen, dafs eine jede mit möglichster Gewifsheit sich auf ihre Quelle zurückführen läfst, und was die neuern Herausgeber fast alle versäumt haben, alle Coll. der verschiedenen Codd. in den Ausgaben des Broterius aufs Sorgsamste verglichen, endlich mit sehr wenigen und unbedeutenden Ausnahmen alle ältern und neuern Ausgaben und Uebersetzungen benutzt; nur wunderte sich Ref. nicht auch die vortreffliche Uebersetzung der Annalen von Schlüter darunter zu finden. Wir haben also in dieser Ausgabe einen Schatz von krit. Apparat, wie er bis dahin noch in keiner gegeben war, dessen fleifsige und genaue Zusammenstellung schon vorab unsere dankbarste Anerkennung verdient; durch eine gewähltere Anordnung des unter dem Texte gegebenen krit. Materials hätte die versprochene Uebersicht des krit. Apparats vielleicht unnöthig gemacht werden können. Auch die besondern für einen Bearbeiter des T. erforderlichen Eigenschaften und die nöthige Liebe zur Sache scheinen nicht dem Hrn. W. gefehlt zu haben.

Hr. W. giebt in der Präf. zuerst eine Vita des T., die sich durch einige genauere Bestimmungen und festere Begründungen vor der von Lipsius auszeichnet,

Digitized by Google

in folgender Ordnung: 1) *de nomine viri*, 2) *de aetate*, 3) *de patre*, 4) *de patria*, 5) *de adolescentia et studiis*, 6) *de matrimonio*, 7) *de honoribus*, 8) *de obitu*. Wenn *Plinius*, 814. *U.C.* geb., sich und den T. *aetate et dignitate propemodum aequales* nennt, so sieht Hr. W. in dem *propemodum* einen Unterschied von 6—8 J. und schliefst, dafs T. geb. sei 805—807 (genauer wäre es 806—808); Ref. nimmt höchstens 6 J. als Unterschied an, und setzt das Geburtsjahr nicht früher als 808, was auch Lips. thut in seiner *Vita T.: ergo natus extremo imperio Claudii, vel potius initio Neronis.* Die von Hrn. W. angeführte Stelle *Hist. I.* 1. *(dignitatem nostram a Vespasiano inchoatam)* läfst für die Geburtszeit gar nichts Genaueres vermuthen. Ob unser Corn. T. zu jener berühmten Patriz. *gens Corn.*, oder wie Lips. wahrscheinlich wegen *Pl. H. N. VII.* 16. meint, zu einer andern weniger berühmten *gens Corn.* gehörte, hätte Hr. W. nicht unberührt lassen sollen. Dafs bei *Pl. l. l.* — *in filio Corn. Taciti equitis Rom.* — weder mit dem verstümmelten Sohne, noch was Lips. scheint angenommen zu haben, mit dem Vater *Corn. T.* unser T. gemeint ist, hat H. W. richtig gezeigt. Ref. glaubt aus jener Stelle doch folgern zu dürfen, dafs von der Patriz. *gens Corn.* einmal ein Zweig, und zwar *Corn. Taciti*, in den Ritterstand übergegangen sei, aus welchem Zweige unser T. und später der Kaiser T. stammte, der sich in ehrfurchtsvollem Andenken seiner Abkunft von dem Geschichtschreiber freute und rühmte. — Nach der *Vita* giebt H. W. genauen und richtigen Aufschlufs über das Verhältnifs und die Zeitfolge der einzelnen Werke des T. Mit dem Agricola hat T. die Reihe seiner historischen Schriften begonnen, unter der Reg. des Nerva; dann folgt die Germania unter Traians 2tem Consulate; hierauf die Historien: dafs diese später als die Germ. geschrieben sind, nimmt H. W. stillschweigend an. Da T. Hist. I. 1. sagt, er wolle die Reg. des Nerva und Traianus, *uberiorem securioremque materiam*, für sein höheres Alter versparen, so hat er dieses gewifs später als unter Tr. 2tem Consulate geschrieben. Den Schlufs bilden die Annalen, die wenigstens vom 2. B. an erst nach 868 geschrieben sein können. Die Vollendung derselben hat also gewifs bis zu Hadrian's Reg. (870) gedauert, und T., geb. 806—808, ein Alter von mehr als 60 J. erreicht. Schade, dafs zur Ausführung seines Vorhabens die Reg. des Nerva und des Traianus besonders zu schreiben, doch wahrscheinlich sein Leben nicht hingereicht hat. Das ausdrückliche Zeugnifs des Hieronymus, dafs T. das Leben der Kaiser nach Aug. bis zum Tode Domitian's in 30 B. geschrieben habe, ist mit Unrecht von Neuern bestritten und sogar blofs auf die Historien bezogen worden, als wenn Hier. in seiner Zerstreuung diese Zahl richtig angegeben, aber irrig auf beide Werke angewandt hätte. Sein Zeugnifs steht fest: die beiden Werke haben zusammen 30 B. enthalten, 16 Ann., also 14 Hist.; das 16. B. der Ann. geht in seiner Verstümmelung bis zum J. 67 n. Chr., und kann vollständig bequem den ganzen Zeitraum bis zum Tode des Nero umfafst haben, worüber T. nicht weitläuftig zu handeln brauchte, da er schon in den Hist. einleitend darüber gesprochen hatte. In den erhaltenen 4—5 B. Hist. ist ein Zeitraum von 3 J. behandelt, 69—71; wollte man darnach die nöthige Anzahl B. für die 28 J. von 69. bis zum Tode Domitian's bestimmen, so hätten die Hist. wenigstens 30 B. enthalten. Aber nicht die Dauer der Zeit, nur die Masse und Wichtigkeit der Begebenheiten kann für das Volumen eines Werks den Mafsstab geben, und wenn wir in dieser Hinsicht die 3 J. von 69—74. mit den 25 von 72—96 vergleichen, so konnten letztere ebenso genau und umständlich in 9—10, wie jene 3 J. in 4—5 B. behandelt werden. Den Unterschied der Ann. und Hist. des T. hat H. W. kurz und richtig bezeichnet. Ueber den Unterschied überhaupt begnügt sich H. W. mit Recht auf Niebuhr's Aufsatz im Rh. Mus. II. 2. und über den Kunstcharakter des T. auf Süvern's Abhandlung aufmerksam zu machen. Dafs H. W. den *dialogus de or.* in der Reihe der Werke, die doch nach der Zeit der Abfassung geordnet sind, den letzten Platz angewiesen hat, ist wohl nur einer kleinen Ungenauigkeit beizumessen. Ref. hofft, in der darüber versprochenen Vorrede denselben der Zeit nach allen histor. Werken des T. vorangestellt zu sehen. Das H. W. ihn für ein Werk des T. hält, geht p. VIII. aus einem Citate hervor. — Hierauf folgt ein sehr ausführlicher Bericht über alle *Mss.* und *Edd.* des T. bis auf die neueste Zeit. Der *Cod. Flor. Langob. Litt. ser.*, der vorzüglichste von allen, scheint auch die Quelle aller andern gewesen zu sein. H. W. scheidet diese Abkömmlinge in 2 Familien, in die Genuesische und Römische: zur 1. gehört der *Cod. Vat.* 1958, die 3 *Cod. Oxon.*, der *Cod. Guelf.*, auf dessen grofse Uebereinstimmung mit den *Codd. Oxon.* H. W. zuerst aufmerk-

Digitized by Google

sam gemacht hat, und die *Edd. Puteolani*; zur Röm. gehören 2 *Codd. Vat.* 1863 und 1864, der *Cod. Reg. Paris.*, der *Cod. Corbinelli*, die *Ed. Spirensis*, und wahrscheinlich auch der *Cod. Agricolae.* — Endlich spricht H. W. sich aus über den Plan seiner eigenen Arbeit, welchem Abschnitte kurze Notizen über des Victorius Leben beigefügt sind. Dem Grundsatze des H. W., §. 38., dafs die Richtigkeit der Lesarten und die Verwerflichkeit der Conjekt. nicht von der *chartacea vel membranacea veteris scripturae auctoritas*, sondern von der *interna praestantia et veritas* abhänge, kann Ref. nur beistimmen. Aber etwas auffallend ist es, wenn H. W. in dem zur Probe angeführten Beispiel als Schlufsstein seines Beweises hinzufügt, *sed maneat vetusto libro sua auctoritas*, da er wohl sagen wollte, *s. m. veteri scripturae s. a.* Ueber die Annehmbarkeit einer Verbesserung spricht sich H. W. zu L. 56. *transiserit* aus, dafs er nämlich die Conjekt. *transiserat* annehmen wolle, wenn man im T. das nachgewiesen habe, was ihm an derselben mifsfalle: er hätte sich erst dann dazu verstehen sollen, wenn zugleich auch die Nothwendigkeit einer Verbesserung gezeigt würde. Die wirklichen Leistungen des H. W. in krit. Hinsicht werden wir bald an Einzelnem prüfen.

Was die Erklärungen betrifft, worin H. W. vorgiebt, das Leichtere dem gelehrten Leser überlassen und nur die schwierigern Punkte erörtert zu haben, so mufs Ref. 1) bemerken, dafs Beides nicht immer geschehen ist, wie später gezeigt werden soll, und 2) dafs man gewifs gern gesehn haben würde, wenn H. W. seinen Plan dahin ausgedehnt hätte, sich mehr einzulassen auf antiquar. und histor. Erörterungen, auch an kritisch sichern Stellen (bei krit. Schwierigkeiten ist dieses hinlänglich geschehen) besonders wo solche Untersuchungen von Lips. und A. angeregt sind; in dieser Hinsicht also möchte der Commentar etwas dürftig erscheinen. Wenn H. W. überall Stellen aus *Dio C.*, *Sueton.* und *Vell.* anführt, so hält Ref. dieses für eine überflüssige Arbeit, da der gelehrte Leser, der es auf histor. Vergleichung anlegt, bei jeder einzelnen Stelle des T. auch in jenen Schriftstellern sich sehr wohl zu finden weifs, der weniger gelehrte darin immer nur unbrauchbare Citate sieht, und H. W. hat ja auch nur für gelehrte Leser geschrieben. Ref. würde nur solche Stellen daraus angeführt haben, die ein wichtiges histor. Zeugnifs abgeben könnten. —

H. W. zeichnet sich in seiner Kritik durch klaren Verstand, Scharfsinn und unbefangenes Urtheil aus, mittelst welcher Talente es demselben durch strenge Prüfung gelungen ist, viele in den Handschr. unverdorbene Stellen gegen Angriffe und Verfälschungen zu sichern, viele schon alt gewordene Conjekt. aus dem Text zu entfernen, an vielen zweifelhaften Stellen die Fehlerhaftigkeit derselben deutlich nachzuweisen, oder das Wahre gegen das Falsche durch Gründe festzustellen und das Dunkele in helleres Licht zu bringen. H. W. beweist sich frei von allem Neuerungsgeiste, wodurch so viel Unheil in die Schriften der Alten gebracht worden ist. Dieses Urtheil an einer Reihe von Beispielen zu beweisen ist weder nöthig, noch mit dem Zweck dieser Anzeige vereinbar. Dagegen hat Ref. auch leider an sehr vielen Stellen bemerkt, dafs H. W. wahrscheinlich durch seine an sich lobenswerthe Abneigung gegen unnöthige Verbesserungsversuche zu weit geführt worden ist und mit seinem Scharfsinn Unerklärbares zu erklären gesucht hat, ja selbst zuweilen in Spitzfindigkeiten verfallen ist, um Ungereimtes zu vertheidigen, wodurch wieder viel Verkehrtes in den Text gekommen ist, das längst aus demselben verbannt war. Dieses eifrige Streben, das Ref. beinahe eine Sucht nennen möchte, alles Gegebene als richtig zu erweisen, um nicht ändern zu müssen, hat H. W. auch zuweilen zu Ungerechtigkeiten gegen die Gesetze der Sprache verleitet, und sogar neue Regeln erfinden lassen, die zur Rechtfertigung einzelner Stellen erforderlich schienen, die aber andere sichere Stellen gegen sich haben; ja selbst Abweichungen des Schriftstellers von den Regeln der goldenen Latinität, die wir allgemein durch den schon entarteten Geist der Sprache zu entschuldigen suchen, hat H. W. rechtfertigen und auf strenge Gesetze zurückführen wollen, die aber meist aus der Griech. Sprache entlehnt sind. Aber auch da, wo H. W. nach des Ref. Urtheil Falsches zu vertheidigen sucht, sehen die Irrthümer meist der Wahrheit so ähnlich, dafs wenn man letztere erkannt und sich nicht durch den Schein jener hat blenden lassen, man doch fast immer selbst durch seine verkehrte Argumentation belehrt worden ist. Es wird daher nöthig seyn, sowohl um diese Seite unseres Urtheils zu rechtfertigen, als auch hin und wieder das Falsche genau von dem Wahren zu sondern, dafs wir einige solcher Beispiele herausheben, welche die Argumentationsweise des Hrn. W. charakterisiren, und wo es sich nicht sowohl um subjektive Ansichten von den

Digitized by Google

einzelnen Stellen, als um allgemeine Grundsätze oder um Historisches handelt.

Lib. I. 3. *appellari, destinare — cupiverat:* die von Hrn. W. angeführten Beispiele von einem Wechsel des *act.* und *pass.* rechtfertigen denselben an unserer Stelle nicht: in jenen ist nichts Auffallendes, hier aber wäre ein *acc. c. inf.* und zugleich ein blofser *inf.* d. h. ein *nom. c. inf.* mit *cupere* verbunden. Aug. sagt selbst (*mon. Ancyr.*), der Senat und das Volk hätten C. und L. zu *Coss.* bestimmt: warum sollen wir nun wegen eines *e* für *i* annehmen, dafs A. dieselben bestimmt habe? Die Vorzüge, die A. für seine Familie wünschte, hat er um den Schein zu ehren gewifs nicht eigenmächtig verliehen (*III.* 29. *sibi atque fratri decreta eadem petente Augusto*), wenn auch in der That nichts gegen seinen Willen und Alles nur nach seinem Willen geschah. Wollte A. selbst sie zu *Coss.* bestimmen, wie konnte er die brennendste Begierde dazu in sich fühlen und zugleich den Schein der Weigerung annehmen? Niemand schlug sie ihm vor, also hat er es auch nicht scheinbar verweigern wollen; wahrscheinlich hat A. gesagt, *Ihr werdet doch wohl nicht meine Neffen zu Coss. bestimmen*, was dann Senat und Volk wohl zu deuten und zu erfüllen gewufst haben. T. führt die Begebenheiten und Thatsachen auf, die als Einleitung zur Regierung des Tib. dienen: hätte A. selbst die beiden *Coss.* bestimmt, so wäre sein Wunsch dieses zu thun für den angegebenen Zweck des T. eine nutzlose Nebensache gewesen, es mufste die wirkliche Thatsache erwähnt werden, etwa mit dem Zusatze, dafs A. doch den Schein angenommen habe, es nicht thun zu wollen, *destinaverat Coss. simulata specie recusantis;* nun aber A. gewünscht hatte, dafs es geschehe, natürlich durch die Comitien, und es auch wirklich geschehen ist, so wird dieser Wunsch mit der wirklichen Thatsache als identisch betrachtet, und *destinari Coss. cupiverat* heifst so viel wie *destinati erant Coss. cupiente A.* — II. 22. hat H. W. *conscientiam factis satis esse* gegen die Conjekt. *c. facti s. e.* vertheidigen wollen, weil hier von *Thaten*, nicht von einer *That* die Rede sei. *Factum* heifst hier nicht *That*, sondern *das Geschehene*, und *consc. facti das Bewufstseyn, dafs es geschehen sei;* auch kann das Bewufstsein nicht der *That* genügen, sondern dem *Thäter.* Das von Hrn. W. angeführte *honeste factis veritas sufficit* beweist nichts, denn die Wahrheit gehört der That, aber das Bewufstsein der Person. *Factis* ist durch das *s* des folgenden *satis* entstanden. — II. 26. schreibt H. W. mit Recht *consultum est* statt *c. esset;* aber die Behauptung, dafs *esset* gegen den Sprachgebrauch sei, beruht auf einer falschen Kritik: *esset* würde, wenn auch eine bestimmte Thatsache ausgedrückt werden soll, doch der indirekten Rede ganz angemessen sein; auch übersetzt H. W. *esset* unrichtig, *wann der Römer Rache befriedigt seyn würde*, vielmehr *da der R. R. befriedigt wäre.* — II. 77. *quem iustius oppositurum, qui:* H. W. bezieht ganz sprachwidrig das *qui* auf den beim Compar. ausgelassenen *Abl. Pisone.* Ref. möchte in der von Pich. vor *qui* bemerkten Lücke am Liebsten *quam* restituiren. — III. 14. *traxerant in gemonias ac divellebant:* Ernesti hat freilich seine Conjekt. *devellebant* falsch interpretirt, als wären sie erst im Begriff gewesen die Standbilder von ihrer Basis herunterzureifsen, sie hatten ja dieselben schon nach den Gemonien geschleppt. Aber ebenso falsch hat Hr. W. *divellebant* erklärt durch *κατέκοπτον, discerpebant.* Denn 1) ist *divellere, zerreifsen*, für die Zerstörung von Standbildern ein ganz unpassender Ausdruck; 2) brauchte man sie dazu nicht nach den G. zu schleppen. Aber sie hatten dieselben dahin geschleppt um sie in die Tiber hinabzuziehen, *devellebant: cf. Suet. Vitell. c.* 17. *apud gemonias ictibus confectus est et inde unco tractus in Tiberim.* — III. 16. *Caesar — apud senatum:* in seinem *Spec. I.* bezog H. W. *apud sen.* auf ein hinzuzudenkendes Zeitwort, wovon *invidiam quaesitam* regiert werde; nun behauptet H. W., *apud sen.* könne nur zu *quaesitam* gehören, weil, wenn es zu jenem ausgelassenen Zeitworte gehören sollte, es dann sogleich nach *Caesar* gesetzt werden müfste. Wenn hier das Zeitwort ausgelassen werden dürfte, so hätte H. W. Recht; aber eine solche Ellipse möchte sich selbst im T. schwerlich nachweisen lassen: jede Ell. mufs aus dem Frühern ergänzt werden können, also dadurch vorbereitet sein; hier geht aber nichts dgl. vorher. H. W. sagt zwar, aus dem *flexo in maest. ore* sehe man, dafs Tib. dieses (*suam etc.*) gesagt habe: aber darin liegt ja eben die angebliche Ell. (im *acc. c. inf.* kann sie nicht liegen), kann also nicht daraus ergänzt werden; auch kann *crebrisque — exquirit* nicht mit einem ausgelassenen Zeitwort verbunden werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

C. Corn. Taciti opera recensuit et Commentariis suis adiecit G. H. Walther.

(Schluſs.)

Was die Beziehung von *ap. sen.* betrifft, so hätte Tib. vielmehr vermuthen sollen, daſs man durch die Ermordung des P. den Haſs des Volkes als den des Senates gegen ihn habe erregen wollen. Ref. vermuthet, daſs *queritur* nach *quaesitam* durch die Aehnlichkeit dieser Wörter ausgefallen sei, *cf. c.* 31. *questus est ap. sen.*; alsdann wird klar, daſs vom Hasse des Volkes im Allgemeinen die Rede ist. — III. 29. will H. W. durch eine gelehrte Erkl. den *pl. videbantur* statt des *sing.* vertheidigen, *familiae* nämlich als *nomin.* für die Claudier und Julier nehmen, weil diese beiden Familien so eng verbunden wären, daſs wenn die eine genannt würde, man die andere zugleich mitverstehen müſste. Aber es ist hier nur von den Claudiern die Rede; ferner haben *polluisse* und *extulisse* dasselbe Subj.: daſs aber Seianus so hoch erhoben war, hatten ja nicht jene beiden Familien, sondern einzig Tib. bewirkt, und dieser hat auch durch die Verheirathung des Sohnes des Claudius mit der Tochter des Seianus den Adel der Cl. Familie befleckt. — III. 55. *haec nobis maiores certamina — maneant:* H. W. erklärt ganz sprachwidrig *certamina* für *Gegenstände des Wetteifers*, als Prädik. von *maiores*. Ref. liest *in maiores*. — III. 58. hat H. W., um *aemulatione — obnoxium* zu rechtfertigen, eine dreifache Constr. von *obnoxium* statuirt. Aber es wird sich nie allein mit dem *Abl.* finden, sondern auſser dem *Abl. causae* steht auch immer noch ein Dativ dabei, und XV. 38. muſs zu *obnoxia urbe* der Dat. *incendio* aus dem eben vorhergehenden *incendium* supplirt werden; auch ist hier nicht von Befangenheit die Rede, und *aemulationi obnoxius* heiſst nicht bloſs so viel wie *aemulis obn.*, sondern auch *der Eifersucht gegen Andre unterworfen.* — III. 67. hat H. W. mit Recht *interrogentur* gesetzt; daſs aber *interrogarentur* falsch sei, kann Ref. nicht zugeben: das *imperf*, von *acceperat* abhängig, wäre die gewöhnliche Constr., und der aus der Griech. Sprache entlehnte Unterschied zwischen dem *praes.* und *imperf.*, daſs dieses das *Können*, jenes das *Sollen* bedeute, ist 1) zu fein und willkührlich, und würde 2) an unserer Stelle vielmehr das *imperf.* fordern, weil hier ja Sclaven dem *actor publ.* verkauft werden, damit sie auf die Folter gebracht werden können: *cf. II.* 30. *mancipari singulos actori p. iubet, sc. ut in L. ex servis quaereretur.* Herr W. hat also hier gegen seine eigene Regel gefehlt. Aber die Ungebundenheit des T. an die strenge *consec. tempp. et modd.* ist eine allgemein bekannte Sache, und Hr. W. thut ebenso Unrecht nach Bedürfniſs der Stellen neue Regeln zu statuiren, wie diejenigen thun, welche alle Stellen nach der strengen *cons. temp. et modd.* verbessern wollen. — XI. 1. *moneret Claudium, caveri vim atque opes.* Hr. W. sagt, die läsen *cavere*, welche das *pass.* nicht hätten verdauen können. Dann hätte auch Hr. W. das *act.* setzen sollen, weil das *pass.* noch gar nicht verdaut ist. Hr. W. sagt, wie *moneret cavere* stehe für *m. ut caveret*, so stehe *m. caveri* für *m. ut caverentur vis atque opes.* Aber dann müſste dieses offenbar heiſsen, *m. vim atque opes, ut caverentur*, und ein anderes Obj., *Claudium*, dürfte gar nicht dabei stehen. Sobald der Gedanke ist *ut caverentur v. a. o.*, was Hr. W. selbst sagt, kann der *acc. c. inf.* nicht stehn, sondern nur *cavere* als Objektsinfinitiv; wenn aber auf *monere aliquem* ein *pass.* folgt, steht *ut* oder *ne* dabei, I. 6. *monuit Liviam, ne vulgarentur.* — XI. 2. Hr. W. liest *festinat subditos* für *f., subditis*: warum jenes *elegantius et hoc loco dignius* sei, kann Ref. nicht erkennen; für *festinare aliquid* bedurfte es keiner Beispiele, ab. *fest. aliquem (ad aliquid)* ist damit noch gar nicht erwiesen. — XII. 17. *ut belli potius jure caderent.* Hr. W. hat das *ut* sehr spitzfindig zu

Digitized by Google

rechtfertigen gesucht; wäre *ut* hier gleich *ita ut*, so müfste 1) *potius* ebenso wegfallen, wie beim 2. *ut* nach *tantum abest*, und 2) *ceciderint* statt *caderent* stehen. Als Grund, warum die Sieger das Anerbieten verschmäht haben, kann es nicht gelten, weil dieser schon in *quia* enthalten ist; *belli p. i. caderent* ist indirekter Gedanke der Sieger; *ut* konnte aus dem folg. *arduū* entstehn, besonders da es dem Abschreiber zu *caderent* gut zu passen schien. — XII. 31. *cunctaque castris — fluvios cohibere parat* ist ganz unlateinisch: wenn *cohibere fluvios* wirklich so viel wäre wie *cavere ne transeant fluvios*, was wäre dann *castris*? und wenn *cuncta* hiefse πάντη, *überall*, wo wäre dann das εἴργειν τινά τι? Eben so unlateinisch ist XII. 38. *ni cito nuntiis et castellis proximis subventum foret*, auch als ἓν διὰ δυοῖν, wie es Hr. W. nimmt, für *nuntiis missis ut appellarent auxilia apud praesidia p., et praesidiis p., quae auxilia mittebant nuntio accepto.* Ref. liest *ni cito e vicis et cast. etc.* (Refer. hat durch flüchtige Zählung 39 mal das ἓν διὰ δυοῖν, und I. 49. sogar ein ἓν διὰ τριῶν von Hrn. W. statuirt gefunden, wo aber meist die Bed. des einen Wortes dadurch geschwächt wird.) — XII. 39. *cohortes expeditas exposuit: exponere s.* ἐκτάσσειν, *in Schlachtordnung stellen*, wie es Hr. W. erklärt, möchte nicht leicht ein Beispiel haben; *opposuit* ist unbezweifelbar, und *ex* gewifs aus *expeditas* entstanden. — XII. 40. Hr. W. sucht wieder *maior laus compositi* zu vertheidigen durch die Erklärung, *ut compositi essent maior laus h. e. maiori laudi.* Diese Verdrehung ist jeder Sprache zuwider und mit dem angeführten *rubor inter comites* und *documentum sint necessitudines* nicht zu vergleichen. Vielleicht ist *compositis et* zu lesen, woraus leicht *compositi vel* werden konnte. — XIII. 7. will Hr. W. gegen alle Grammatik *iuventutem admovere iubet* vertheidigen durch die spitzfindige Behauptung, *iuventutem admoveri iubet* bedeute, die Jugend habe selbst unmittelbar den Befehl erhalten: also hat c. 15. *parari venenum iubet* auch das Gift selbst den Befehl erhalten, bereitet zu werden! *cf.* XV. 55. *accirique reum iussit.* — XIII. 19. *nemo — incertas.* Hr. W. will *incertas* rechtfertigen durch die falsche Erklärung, *de quibus non satis certe dici potest, utrum etc; incertus* ist vielmehr, *qui ipse dubitat.* Hr. W. meint, *incertum* mache den Satz zweideutig, weil dieses sich sowohl auf *nemo — adire*, wie auf *paucas feminas* beziehen könne. Das Vorhergehende zeigt deutlich, dafs der Zweifel *amore an odio* gewifs nicht auf *nemo — adire* geht; warum es aber von den wenigen Frauen zweifelhaft war, wird ja sogleich auseinandergesetzt. — XIV. 21. für *efflagitare magistratibus (dativ.), einem etwas abfordern*, hätte Hr. W. Beispiele anführen sollen; die *praep. a* ist durch *certamina* untergegangen. — XV. 28. liest Hr. W. *nec cum hostili odio — nomen habebatur: cum odio habere* ist unlateinisch; *nedum* ist der Steigerung von *infensum* zu *hostili odio* ganz angemessen. — XV. 46. *militis qui custos adesset.* Hr. W. sagt, *adesset* sei *sapienter* gesetzt statt *aderat*, weil *miles qui aderat* ein bestimmter anderswoher bekannter, und *m. q. adesset* ein unbekannter jetzt zuerst angeführter Soldat sei. Wäre das wahr, so müfsten wir viele Indikative in Conjunktive verwandeln, schon I. 7. *ne edictum quidem* (ein vorher noch nicht genanntes, also unbekanntes Edikt), *quo p. i. c. vocabat, — posuit*, wo Hr. W. *vocabat* unangetastet gelassen hat; *cf.* I. 24. *additur m. pars Germanorum, qui tum custodes aderant.* Ganz widersprechend sagt Hr. W. XII. 32., *paucis qui arma coeptabant* seien nicht bestimmte anderswoher bekannte Menschen, sondern etwa solche, *qui coeptarent.*

Einige zwar meist unbedeutende Conjekt., die aber zur Vervollständigung des krit. Apparates nicht fehlen durften, hat Hr. W. unbeachtet gelassen.

Indem wir durch diese Proben unser Urtheil so ziemlich gerechtfertigt glauben, wollen wir die Reihe abbrechen und auf gleiche Weise den Commentar des Hrn. W. beleuchten, gegen welchen wir, obgleich durch denselben wirklich zur Erklärung des T. ein reeller Beitrag geliefert ist, doch an vielen Stellen beinahe denselben Tadel, wie früher gegen die Kritik des Hrn. W. erheben müssen.

L. I. 4. *quibus Rhodi exulem egerit.* Hr. W. erklärt dieses durch *exul fuerit.* Aber eben die von Hrn. W. angeführten Stellen beweisen, dafs Tib. nicht verbannt war, sondern sogar um die Erlaubnifs gebeten hatte, sich von Rom zu entfernen, also nur den Verbannten gespielt hat. — I. 7. *coss. primi in verba Tib. Caesaris iuravere.* Hr. W. hat diesen Eid mit Ern. richtig erklärt und von dem *in acta* unterschieden, aber mit Unrecht die Worte des Ern., *in verba Tiberii iurarunt ut imperatoris* getadelt, in der Meinung, Tib. habe als *imperator* nicht diesen Eid zulassen und zugleich *ambiguus imperandi* scheinen können, sondern den Eid nur

Digitized by Google

vermöge seiner *trib. pot.* sich abdingen lassen, was ja auch aus den Worten *ne edictum quidem nisi trib. pot. praescriptione posuit* hervorgehe. Aber 1. kann *Caesari* nicht ohne alle Bedeutung hinzugefügt sein, was Ern. auch durch *ut imperatoris* erklären wollte. Die Coss. u. s. w. schworen dem Kaiser Treue und Gehorsam, und Tib. liefs dieses geschehen, gerirte sich aber in der Ausübung seiner Gewalt nur als Tribun. Dann hätte er auch als blofser Tribun das Recht nicht gehabt diesen Eid sich schwören zu lassen: denn dafs je Consulen, Senat, Soldaten und Volk, und später noch der *praef. praet.* und der *praef. annonae* geschworen haben *in verba tribuni*, hätte Hr. W. nachweisen sollen, und geht nicht aus den angeführten Stellen des Liv. und Dionys. hervor. Das folgende *nam — tanquam — ambiguus imp.* knüpft sich nicht an die Sache des Eides selbst, sondern daran, dafs die Coss. den Anfang machten, wie zur Zeit der Rep. Alles durch sie als die Häupter des Staates angefangen wurde, und dadurch konnte Tib. scheinen *ambiguus imp.* und mit der *trib. pot.* zufrieden, und daran schliefst sich, dafs er selbst jenes Edikt nur als Tribun unterzeichnete. — I. 26. *nunquam nisi ad se filios f. venturos.* Lipsius hat umgestellt *numqu. ad se n. f. f. v.*, Wolf das *nisi* auf den ganzen Gedanken bezogen; Hr. W. hält es überflüssig zu bemerken, dafs die Wolf. Erklärung eine *vana ratio* sei, und erklärt, *die Pannon. Legionen beklagten sich, dafs die Prinzen immer zu ihnen mit abschlägigen Antworten kämen und nicht auch zu andern Heeren.* Aber von einer Vergleichung mit andern Heeren ist gar nicht die Rede. Sie beschweren sich blofs, dafs ihnen alle Bitten abgeschlagen wurden, indem Keiner Befugnifs hätte ihnen Wohlthaten zu erweisen, sondern dieses nur vom Senat abhinge, aber Schläge und Tod über sie zu verhängen, einem Jeden gestattet sei. Tib. habe immer im Namen des Aug. ihre Bitten verweigert, nun mache Drus. es ebenso im Namen des Tib. Der Gedanke der folgenden Frage mufs sein, *wird nie Einer zu uns kommen, der uns unsre Bitten gewähren kann?* Daher vermuthet Ref., dafs *sic* nach *nisi* ausgefallen sei. — II. 42. *ut versa Caesarum subole* hat Hr. W. sehr spitzfindig erklärt, *nachdem der Stamm der Cäsaren ein anderer geworden war*, *vertere* durch *umkehren, ut adversa fiant aversa, atque altera pars cum altera commutetur*, nämlich die Cäsaren Caius und Lucius und Agrippa P. seien den Sprofsen der Claudier gewichen, die sich nun selbst gerühmt hätten, Cäsaren zu sein. Aber davon findet sich nirgend etwas. Tib. ist nicht Kaiser geworden, etwa weil sich das Blättchen gewendet hätte, sondern weil die Cäsaren alle gestorben und er allein übrig geblieben war (I. 3.). Wenn Hr. W. die Erklärung durch *eversa* darum verwirft, weil T. das *e* nicht würde gespart haben, so will das nichts sagen; *vertere* wird in der Bedeutung von *evertere* gebraucht, III. 36. *abolitae leges et funditus versae;* III. 54. *civitatem verti, sp. cuique exitium parari;* XII. 45. *ne s. rex, ne Armenia scelere et pecunia verterentur.* — VI. 35. *quos super — adflictabant:* hier hat Hr. W. etwas herausgeklügelt, das wohl nicht realisirt worden ist, nämlich dafs die Reiter über die Albaner und Iberer hinweg die Feinde geschlagen hätten. Wie könnte das in einer Schlacht geschehn, *in qua vir viro, armis arma conserta sunt?* Ferner würde *adfl.* ohne Obj. stehn, und *et — pedites* der Constr., aber nicht dem Gedanken nach mit *super quos* zusammen gehören. Aber so wie I. 68. und III. 46. *super* allein steht in der Bedeutung *darüber*, ebenso hier in der Bedeutung *aufser*, wozu man *eos (Alb. Iberosque)*, so wie an jenen Stellen *iis* suppliren kann, und *quos* bezieht sich auf *hostibus.*

Wir müssen auch hier vor dem Ende abbrechen um noch Einiges erwähnen zu können, was uns theils an der innern, theils an der äufsern Einrichtung des Commentars mangelhaft schien. Zuerst bedauern wir, dafs Hr. W. seinen Grundsatz, das Leichtere dem gelehrten Leser zu überlassen, und nur das Schwerere zu erörtern, nicht immer befolgt hat. L. I. 2. *Bruto et Cassio caesis;* dafs B. und C. freiwilligen Todes gestorben sind, und wie daher *caesis* zu nehmen ist, und dafs I. 9. mit der *dictatura* die des Sulla und des J. Cäsar gemeint wird, weifs Jeder. Dagegen I. 3. *defuncto Marcello*, wo M. gestorben sei, zu Baiae oder auf seinem Stabianum, hätte, da dieses von Jos. Scal. und Lips. einmal angeregt war, nicht unberührt bleiben dürfen. Wenn Hr. W. I. 3. das Todesjahr des Agrippa (742) bemerkte, so mufste diefs um so mehr beim Drusus geschehn, da diese Zeitbestimmung noch durch eine Lücke bei *Dio C.* zweifelhaft sein kann. Ueber *nam verba, vultus in crimen detorquens recondebat* hätte gewifs auch der gelehrte Leser gern die Meinung des Hrn. W. vernommen; ebenso I. 10. über die von Lips. erwähnte ὑστερολογία des *foedus Tarent.* gegen das

Digitized by Google

Brundisinum. Unnöthige Scholienerklärungen selbst für den weniger gelehrten Leser sind, zu I. 17. dafs *si quis* gleich *omnes* steht, und daher auf *superaverit* folgt *accipiant*; I. 23. zu *aberant*, *ni pernotuisset*, und I. 35. zu *deferebat*, *ni attinuisset*, in welchem letztern Falle überdiefs jede Ergänzung überflüssig ist; I. 33. über die Construction von *potiri*, wo wieder Ramshorn zitirt ist; I. 53. über den Unterschied von *speraverit* und *speraverat*, wo es vielmehr darauf ankam zu zeigen, welches da das Richtigere sei. Ebenso unnütz ist II. 17. die Erklärung von *alios arbores affixere* durch *alii arboribus adfixi sunt*, und II. 82. die 2 ganze Notenkolonnen breite Unterscheidung von *hic* und *ille*, so wie, dafs *interpretari* zuweilen *pass.* steht (XI. 4.) und dafs *prensare manu* heifst *mit der Hand erfassen*, *p. manum Jemand bei der Hand fassen*, und wozu II. 69. auf einmal die Psalmen Davids zur Erkl. des W. *rimantes!* Dagegen hat Hr. W. I. 39. die Beziehung der *fausta omnia* zu der Forderung des von A. vermachten Geldes, wozu Ern. gleichsam auffordert durch seine Frage, doch nicht erklärt. — In den Citaten ist Hr. W. zuweilen sehr ungenau: wie z. B. I. 2. zu *munia — in se trahere* Hr. W. die Stelle des Dio C. mit den Worten *quare A. apud D. rem p. redditurus ad sen. dicit etc.* hat anführen können, ist Ref. unerklärlich, da die Stelle des D. C. der des T. gerade widerspricht, also gar kein *quare* erwartet wird. Ref. vermuthet, dafs Hr. W. irrthümlich *pellexit — in se trahere* verbunden hat. Zu I. 3. sagt Hr. W., *Tiberium imperatorio nomine auctum vide ap. Dion.* 55, 28. 56, 17. *Vell.* 2, 96. 97. 121. 125. *Suet. Tib. c.* 9. 17. 20.: aber bei *Suet. l. l.* und *Vell.* 2, 96. 97. steht auch nicht eine Sylbe von *imp. nom.*, *c.* 121. ist *imperatoris Tiberii* wahrscheinlich Tib. als Kaiser, und *c.* 125. von der *appellatio imperatoria* des Blaesus die Rede. — I. 23. für die Bed. von *incendebat* an dieser Stelle pafst sehr gut die schon von Wolf angeführte Stelle I. 69., aber an den von Hrn. W. angeführten II. 13. 82. hat *incendere* seine gewöhnliche Bed. des *ersten Entzündens*. Zu II. 18. *Tib. imperatorem salutavit* bemerkt Hr. W., *prisco more; cf. not. ad* 1, 2. Aber da findet man von einer *salutatio* nichts. — Auch hätten wir gern gesehn, was nur sehr selten geschehn ist, wenn Hr. W. bei schon von Frühern gegebenen Citaten, oft auch Erkll., die Urheber derselben kurz nahmhaft gemacht hätte. So glaubt man z. B. I. 19. die Abtheilung nach *promptum* habe Hr. W. zuerst hergestellt, aber diese und auch die meisten dazu angeführten Stellen hat schon Gron. gegeben; I. 24. ist die ganze Erkl. von *ostentator* beinahe wörtlich von Wolf; I. 39. giebt Hr. W. zu *ex duce vietus* nichts als 3 Beispiele von Wolf ohne Namen, I. 53. zu *ut imparem* Erkl. und Stellen von Wolf mit denselben Worten, III. 59. zu *auspicia* ebenso von Ern., und II. 33. zu *praetura functo* die ganze Note von Freinshem. ohne Namen.

Was die Sprache des Hrn. W. betrifft, so findet man in Stil und Ausdruck viel Wiederhohlung, obgleich Beides an sich im Allgemeinen untadelhaft ist. Etwas gesucht scheint das häufige *quis* für *quibus*, 4mal auf wenigen Seiten, *praef.* §. 4. 5. 9. 31., das auch bei T. nicht selten vorkommt. Ein schlechter Ausdruck ist *V. I. p.* 7. *eadem plane ratione utitur forma destinari*, und grammatisch *utitur* zu *quodsi inesset* gefehlt; *V. I. p.* 135. zu *ut ordo* u. a. ist *bonum sensum fundere* unlateinisch. Auch *uterque* ist mehrmals unrichtig gebraucht, *V. I. p.* 332. zu *vera potentia: utrumque verbum permutari constat*. *Uterque* kann nur so gebraucht werden wie das Deutsche *ein jeder von beiden*, wo nämlich beide Gegenstände im Prädikate von einander unabhängig sind; wenn aber wie beim Vermischen, Verwechseln, der eine ohne den andern nicht sein kann, so darf *uterque* nicht stehen. Auch haben wir oft, z. B. *V. I. p.* 74. zu *immotum*, die gezwungene Aushülfe durch τό für den Lat. Artikel gefunden, was gewifs kein Römer je sich erlaubt hat: einige Gewandtheit der Rede weifs leicht ein anderes Mittel zu finden.

Wir schliefsen diese Anzeige mit dem gerechten Wunsche, dafs dieser neuen Bearbeitung des grofsen Historikers, die für Text und Erklärung selbst in ihren weniger gelungenen Theilen so viel Ersprieſsliches liefert, die verdiente Anerkennung und Aufnahme zu Theil werden möge; aber zugleich mit dem innigsten Bedauern, dafs Hr. W., den bald nach dem Erscheinen dieser Arbeit der Tod dahin gerafft hat, nicht die Freude der Anerkennung seiner Verdienste hat geniefsen, und der gelehrten Welt nicht länger hat wohlthätig sein können. Das Ms. für die versprochenen folgenden Bände ist, wie wir vernommen haben, von ihm noch glücklich vollendet worden.

Al. Capellmann.

Digitized by Google

Nro. 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1831.

XXIII.

Geschiedenis der Leidsche Hoogeschool, van hare oprigting in den jare 1575 *tot het jaar* 1825, *door Matthys Siegenbeek. Met Portretten. I. Deel. Te Leiden by S. en J. Luchtmans.* 1829. *p. XVI.* 448. 8.

Da der zweite Band dieses Werkes bestimmt ist, die Geschichte der einzelnen wissenschaftlichen Institute der Universität, als da sind Bibliothek, botanischer Garten u. s. w. zu liefern, so liegt in diesem ersten die Geschichte der Universität als Corporation und als Lehranstalt im Ganzen bereits vor, und dieser erste Band erlaubt ein Urtheil, was für sich besteht und des zweiten Bandes zu seiner Begründung nicht bedarf.

Eine Hochschule, welche eine solche Reihe von Alterthumskündigern aufzuweisen hat wie J. Lipsius, J. J. Scaliger, G. J. Vossius, J. Meursius, D. Heinsius, C. Salmasius, J. F. Gronovius, J. Gronovius, J. Perizonius, P. Burmannus, T. Hemsterhuis, L. C. Valckenaer, Fr. Oudendorp, D. Ruhnken, dazu Männer, deren Namen in verwandten Wissenschaften glänzen wie der des Ph. Cluverius, T. Erpenius, J. Golius und A. Schultens, — eine Hochschule, welche aufserdem einen G. de Groot und H. Boerhaave erzog und letzteren und P. van Muschenbroek unter ihren Lehrern zählte — eine solche Hochschule sollte billiger Weise eine Geschichte in der Art erlebt haben, dafs von ihr aus über ganze Reiche des höheren menschlichen Wissens ein neues Licht hereingebrochen wäre, und dennoch, möchte man sich fast zu sagen entschliefsen, verkriecht sich beinahe die Hauptwirkung dieser Hochschule von Leiden hinter Bücherregale, auf welchen in glänzender Reihe freilich, preifswürdige Ausgaben der classischen Schriftsteller stehen, von den berühmtesten Philologen ihrer Zeit mit mühsamstem Fleifse besorgt; und wenn auch Männer wie Scaliger, de Groot, Boerhaave, van Muschenbroek und so manche andere noch im höheren Sinne und in weiteren Kreisen eine wissenschaftliche Wirkung gehabt haben, so erinnern dennoch fast nur die Streitigkeiten von F. Gomarus und J. Arminius, obschon von der ödesten und abstractesten Art, daran, dafs auch einige Nahrung für die *Speculation* auf Leidens Boden zu finden war; aber kein einziger *namhafter* Philosoph, kein einziger *namhafter* Historiker ist auf diesem Boden gediehen. So kann man sich bewogen finden, auch einmal diesen Charakter der berühmten Hochschule mit schärferen Schlaglichtern als es sonst geschieht zu beleuchten. Freilich steht es mit manchen Deutschen Universitäten um nichts besser; desto interessanter aber ist es in dem Ueberblick der Geschichte einer Universität zu sehen, *wer* denn nun eigentlich die Schuld solcher Erscheinungen trägt. Die Universitäten sicherlich nicht selbst.

Zunächst als die Universität Leiden errichtet wurde, nachdem die Stadt am 3. October 1574 von einer schweren Belagerung, bei welcher sich die Bürger auf das tapferste gehalten hatten, erlöst worden war, hatte Wilhelm der Oranier nur dies beides im Auge, *einmal* eine Bildungsanstalt für tüchtige protestantische Geistliche und für brauchbare Rechtsgelehrte für die vereinigten Niederlande und zunächst für Holland zu gewinnen, und *zweitens* der Stadt selbst in dem Geschenk einer Universität eine Belohnung zu gewähren für die bewiesene Bravheit. Noch gegen Ende des Jahres 1574 schrieb Wilhelm an die Staaten von Holland, sie sollten eine Hochschule gründen: „*ten nutte, niet slechts van de Godsdienst maar ok van de burgerlyke regering*" (p. 5), — und da er früher, als er selbst zwei Tage nach dem Entsatz der Stadt in Leiden war, den Bürgern zugesagt hatte, ihre Tapferkeit Kindern und Kindeskindern belohnen zu wollen, liefs er den Staaten besonders Leiden zu Gründung der Universität empfehlen. Für den Anfang also hatte Leiden eine durchaus praktische Bestimmung, und es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs

Digitized by Google

die Universität Leiden dieser Bestimmung stets und bis auf die neuesten Zeiten entsprochen, und den Niederlanden eine unberechenbare Anzahl brauchbarer Pfarrer, Juristen und Aerzte gebildet hat. Allein das ist das Geringste, was man von einer Universität sagen kann, was man dagegen von ihr fordert, wenn man sie loben soll, ist, dafs sie die innere Gestaltung der Wissenschaft im Grofsen bedeutend gefördert, dafs sie diese Förderung durch ihre Zuhörer und durch ihre literarische Wirksamkeit zu allgemeiner Anerkennung geführt habe. Von *dieser* Art der Wirksamkeit findet sich dann in der That in Leiden wenig, und in gewisser Rücksicht gleicht das Werk des Geistes dieser Universität jenen kunstreichen Stickereien von Seidenfäden, Perlen und Metallfäden, wie sie zu Ende des 17. Jahrhunderts Mode waren, und Ludwig den Vierzehnten in steifer Damenumgebung oder irgend einen anderen vornehmen Herrn auf der Jagd zeigen, so steif, breitspurig und geschmacklos, dafs uns nur die Betrachtung, wie sich in solchen Zeichnungen und Arbeiten doch eine grofse Masse bewundernswerther technischer Fertigkeit fortgepflanzt und erhalten haben, nebst der Pietät, die uns bei der Erinnerung an unserer Urgrofsmutter Putzstube durchdringt, mit dem Gegenstand aussöhnen. Gleich die Einweihung der Universität ist durch das prunkvolle Auftreten allegorischer Figuren zu Rofs und Wagen festlich ausgezeichnet, als da sind *die heilige Schrift* mit den vier Evangelisten als Begleitern zu Fufs, wie sie der heilige Geist treibt; die *Justitia* auf einem Einhorn reitend und von Julian, Papinian, Ulpian und Tribonian, zwei Lakaien und vier Hellebardierern umgeben; die *Medicina* zu Pferd von Hippocrates, Galenus, Dioscorides und Theophrast, zwei Lakaien und vier Hellebardierern geleitet; *Minerva* als Repräsentantin der philosophischen Facultät und in ihrem Gefolge Plato, Aristoteles, Cicero und Virgil, denen von allen Ehrenbegleitern allein die Gnade erzeigt worden war, dafs auch sie reiten durften, während die beiden Lakaien und vier Hellebardierer neben her liefen; dann zu Schiffe oder Kahne Neptun mit Nymphen, den Musen und Apollo, welcher auf einem *Positivchen* spielte (Leute die in Nürnberg gewesen sind, werden wissen, dafs man so kleine Orgeln nennt, zu denen der gute Familienvater sein Sonntagsnachtischlied und dergleichen singt) — durch alle dergleichen ist die Einweihung der Universität Leiden stattlich ausgerüstet und könnte selbst einen pafslichen Gegenstand zu einer der oben erwähnten Stickereien abgeben, wenn man sich die angemessene Anzahl Rathsherren, Professoren, Bürgermeister, Superintendenten *„en liefhebbers der vrye kunsten"* in gehöriger Steifheit und Würde hinzudenkt.

Dafs man die Streitigkeiten der Gomaristen und Arminianer zu einer Zeit, in welcher die kirchlichen Angelegenheiten mit der Politik in engstem Verbande waren, anders denn als rein wissenschaftliche Zwiste behandelte ist natürlich; auch geben wir zu, dafs man von den Schranken, welche die mit der politischen Sorge Beauftragten, hier zu setzen suchten, nicht als von Schranken, die gegen die wissenschaftliche Bewegung überhaupt gerichtet waren, sprechen kann; besonders da sich auch damals die fungirende Geistlichkeit gern in die Angelegenheiten der docirenden Geistlichkeit mischte, und im J. 1616 der Prädikant Festus Hommius Nachrichten über den Heftinhalt des zweiten Professors der Theologie Simon Episcopius, eines erklärten Arminianers, den er gern zum Socinianer verketzert hätte, an den Amsterdamer Schöffen Jan Grootehuysen sandte, und den Curatoren viel Plage und Noth, und der Universität erst manche unbequeme moralische Spannung und Unruhe brachte, und jene dann unter dem Vorwand, er sei durch seiner Frauen Krankheit abgehalten worden, lang auf gehörige Auskunft warten liefs, welche er am Ende ganz schuldig geblieben zu seyn scheint.

Aber was soll man von einer Hochschule sagen, die selbst da, wo ihr speculative Richtungen und philosophische Bewegungen so nahe gelegt werden, wie der von Leiden die Cartesianische und Spinozistische, — die selbst da sich so zu sagen intact dadurch erhalten. Zwar Cartesius schien anfangs die wohl gemessenen Fugen der Universität mit seinen Werken etwas verunfugen zu wollen, aber die Mehrzahl der Theologen war gegen diese Richtung der Philosophie, und glaubte, dafs das ächte Christenthum, Gott weifs, welchen Schaden daraus nähme. Vor allen Dingen waren sie also besorgt, dafs die Hochschule nicht von dem Gift einer so verderblichen Lehre befleckt werden möchte, und so oft Stellen in der philosophischen Facultät zu besetzen waren, sah man vor allen Dingen darauf, ob die dazu empfohlenen Männer *„van de Gereformeerde religie en niet suspect van nieuwigheden"* wären. Mehrere erhielten die *ausdrückliche Weisung*, sich innerhalb der Grenzen der *hergebrachten* Philosophie zu halten, namentlich Albert Kyperus im J. 1643, Johann Klenck im J. 1644; und

Digitized by Google

ein bekannter Gegner der Cartesianischen Lehre Adam Stuartus ward 1648 berufen. Hätte man nun den Eifer *gegen* Cartesius geduldet und genährt, so wäre noch einerseits Menschenverstand in der Sache und der Geist des Cartesius eben durch den Gegensatz doch auch auf der Universität lebendig gewesen, aber nein! als es der Prof. de Bacy 1655 wagte, den Curatoren ein Buch zu dediciren unter dem Titel: *Clavis philosophiae naturalis seu introductio ad naturae contemplationem Aristotelico-Cartesiana*, lehnten sie die Dedication ab, und liefsen (durch den damaligen Rector Magnificus, den Prof. Kyperus veranlafst) dem Senate erklären: „dafs die Professoren in ihren Disputationen, Vorträgen und anderen öffentlichen Handlungen, *so wie in ihren Schriften, die Cartesianische Philosophie zu ignoriren*, und sich innerhalb der hergebrachten Aristotelischen zu halten hätten. Diese Erklärung setzt nun noch nicht so sehr in Verwunderung, denn hat doch auch der Kaiser Caligula bekanntermafsen sein Pferd einmal zum Römischen Bürgermeister gemacht, und sodann kommen einem ja doch auch in der heutigen academischen Praxis Leute vor, die der glücklichen Meinung sind, ganze Richtungen der speculativen Wissenschaft liefsen sich ignoriren. Aber dafs die Universität Leiden nun wirklich der Erklärung ihrer Curatoren männiglich nachgekommen ist, und dafs sie sich wie ein geduldiges Thierlein den Kappzaum hat anlegen lassen, welchen ihr die Staaten von Holland im folgenden 1656. Jahre in einem Decret zurecht näheten, dem zu Folge sich die Professoren *eidlich* in philosophischen Dingen verpflichten mufsten — dafs dies möglich war, ohne nach Anlegung dieser Zäumung in Geist und Wesen der Universität die mindeste Alteration bemerklich werden zu lassen, dies ist ein historisches Attestat, was sich die Hochschule selbst ausgestellt hat, und was in der entgegengesetzten Wagschaale schwerer wiegt als alle Verdienste Scaligers und Boerhaves u. s. w. zusammengenommen in der einen.

Nach solchen Vorgängen war es leichter mit Spinoza fertig zu werden, und die Curatoren der Universität konnten ohne weder bei sich noch aufser sich grofse Schwierigkeiten zu finden, daran denken, es mit Hülfe der Leidener Bürgermeister bei den Staaten von Holland durchzusetzen: „*dat de opera posthuma van den in kwaden reuk staanden Joodschen wysgeer B. de Spinoza voor verderfelyk verklaard en verbrand mogten worden*". (Dafs die *opera posthuma* des in übelm Geruch stehenden jüdischen Philosophen B. de Spinoza für verderblich erklärt und verbrannt werden möchten.)

Bei der Geschicklichkeit und Macht, welche die Curatoren in Fernhaltung aller neuen Elemente entwickelten, brauchten sie nun nur auch die inneren Formen der Universität so eingerichtet zu erhalten, dafs sich da wissenschaftlicher Gährungsstoff nicht von selbst erzeugen konnte. Auch dies verstanden sie meisterlich, denn jene Einrichtung, welche die meisten und oft kleine Deutsche Universitäten von Zeit zu Zeit in sich ein Leben und Ringen, ein wissenschaftliches Streben hat erzeugen lassen, von denen das Ausland kaum eine Vorstellung hat, die Einrichtung, dafs jeder, der sich als wissenschaftlich tüchtig ausweist, sich die Erlaubnifs Vorlesungen zu halten gewissermafsen *nehmen* kann, dafs das Privatdocentwerden blos von persönlicher Tüchtigkeit abhängt — diese Einrichtung scheint Holland gar nicht gekannt zu haben. Zwar erlaubten die Curatoren (p. 76.) dann und wann tüchtigen jungen Männern, oder solchen die sie für tüchtig hielten, gewissermafsen auf Probe (*by wyze van proeve*) Vorlesungen zu halten, ohne Professoren zu seyn, aber es scheint, dafs sowohl das Zugeständnifs, als das Entziehen der Erlaubnifs lediglich von dem Willen der Curatoren abhing. In der Regel wurde denn auch die Erlaubnifs immer nach kurzer Zeit, wenn nicht die Ertheilung einer Professur erfolgte, zurückgenommen, und hiedurch jeder freie Aufflug von vorn herein gelähmt, und die Thätigkeit der Privatdocenten auf ein Minimum von Wirksamkeit herabgesetzt, da diese Wirksamkeit vorzüglich darin ihren Werth hat, dafs von den Privatdocenten immer neue, jugendliche Elemente in den Lehrkreis hereingeführt und durch ihre Rivalität mit den angestellten Lehrern diese selbst gehindert werden, gleich faulen Reitbahnpferden in glattem Sand über ihre eigenen Beine zu stürzen.

Durch solche Mittel gelang es nun freilich den Curatoren, das Personal ihrer Professoren immer in leidlicher, zinnblanker Ordnung, gebohnt und gefegt wie eine Holländische Paradeküche, zu erhalten; um so mehr Noth machte ihnen aber das jugendliche Element theils der Studenten überhaupt, und theils insbesondere der Deutschen und Polen, welche die Universität besuchten, und die es sich zuweilen herausnahmen Fenster einzuwerfen, ja sogar die Häscher der Stadt thätlich anzugreifen oder sich unter einander zu duelliren. Die stete Wiederkehr solcher Bewegungen, seit sich in den 1590er

Digitized by Google

Jahren die Anzahl der Studenten ansehnlich vermehrt hatte, zeigt, wie die einzelnen dagegen wirklich ergriffenen Mittel, ebenso sehr die Unfähigkeit des Senats und der Curatoren mit solcher Substanz jugendlicher Studentenlust umzugehen, als ihre Ungeschicktheit in Beziehung auf rein geistige Elemente philosophischer Substanzen und Substanz uns aus obigen Betrachtungen einleuchtete. Ueberall, so lange die Welt steht, ist das rascheste, geistig-munterste Leben da geführt worden, wo das polizeiliche Verfahren es über die Justiz entweder davon trug, oder die Justiz selbst einen polizeilicheren Character annahm. Man könnte an und für sich der Meinung seyn, dafs wenn die langsamen Formen, die nothwendig sicheren Schrittes einherschreitende Verfahrungsweise eines Gerichtes gegen Vergehen die Raschheit und dabei doch Geregeltheit eines Lebenszustandes gefährdet, das an die Stelle setzen polizeilicher Verfahrungsweise selbst auf das Risiko hin vorzüglicher wäre, dafs einmal ein Unschuldiger darunter litte, — wo es sich nun aber, wenn Rector und Behörden vigilanter Art sind, gar nicht um hohe Criminal-Vergehen handeln kann, sondern nur von einem unablässigen Ausmärzen und sofortigen Entfernen aller derjenigen, welche sich dem wachsamen Auge der Behörde als Böcke unter der Heerde kund geben, da kann man die Vortheile eines solchen Verfahrens unmöglich aufgeben, um dem oder jenem nicht unmittelbar betheiligten und doch getroffenen das Einpacken seiner Effecten, und Beziehen einer anderen Universität, zu ersparen, oder den Entschlufs sich zu besinnen, ob er nicht besser thäte, überhaupt *nicht* zu studiren. Von den Vortheilen eines solchen disciplinarisch-polizeilichen Verfahrens, was natürlich den Raum, der jugendlichem Begehen und Gehenlassen in der Welt *gehört*, nicht berühren, und die Art Geselligkeit, wie sie einmal zu einem academisch gedeihlichen Leben nothwendig ist, nicht aufheben darf, — davon scheinen die Leidener so wenig gewufst zu haben, wie in den früheren Zeiten die Deutschen Professoren. Mit breiten Senatsbeschlüssen, und salbungsvollen Verwarnungen, mit langweiligen Anschlägen und unendlichen Untersuchungen, die durch die Streitigkeiten des academischen Gerichts mit den städtischen Gerichten über Befugnifsgrenzen in eben dem Grade noch unendlicher werden, als sie, wie sich von selbst versteht, durch ganze Ladungen von Lügen der betheiligten Angeklagten sich anwachsend vermehren, läfst sich solches Studentenunwesen, wie es in der vorliegenden Geschichte von Leiden fast auf jedem zehnten Blatte wiederkehrt, freilich nicht zügeln; am wenigsten, wenn arme Soldaten, die ihre Pflicht thun und einmal, wo sie in Vollbringung derselben grob und höhnend von Musensöhnen behandelt, vielleicht gar geschlagen werden, einen derselben niederschiefsen, nun ein Opfer werden des breiten Gerichtsganges und Streites über die Befugnifs dies oder jenes Gerichtes, wie es im Winter 1607 in Leiden mit einem der gegen tobende Studenten geschickten Soldaten der Fall war. Wir lassen diesen, an sich unerquicklichen Theil des Inhalts des vorliegenden Buches fallen, so breit er sich auch in demselben macht.

Aufser den schon besprochenen Dingen enthält nun aber das Buch fast nur die äufseren Schicksale der Stadt, in wie weit dieselben die Universität berührten, Berichte über die Zunahme der Frequenz, über den Wechsel und die Personen der Curatoren und Professoren, wobei dann von Gehalten, Gehaltszulagen, auswärtigen Rufen und Berufungen, Professorenauctionen und Absetzungen, Vermahnungen vor dem Senat u. dgl. des Breiten die Rede ist, so dafs das Hauptverdienst des Buches in dem Notiren dieser Einzelnheiten aus den Universitätsacten besteht.

Wer biographische Notizen sucht, wird diese, zum Theil auch literarische, in grofser Menge in dieser Geschichte der Universität Leiden nicht vermissen; wer die Universitätspolitik studiren will, wird wenigstens vieles finden, was er sich als nicht nachahmenswerth notiren kann; unter dem nachahmenswerthen läfst sich allenfalls Einzelnes auszeichnen, wie z. B. die Einrichtung, dafs Mittwoch und Sonnabend von den Vorlesungen der Professoren frei, und für die, freilich wie schon bemerkt, in eigner Weise angesetzten, Privatdocenten bestimmt blieben, wozu man als Analogon noch die ältere Deutsche Universitätseinrichtung erwähnen kann, dafs kein Prof. aus den drei oberen Facultäten nach Mittag 12 Uhr, keiner der philosophischen Facultät vor Mittag 12 Uhr lesen durfte, was sowohl die Concurrenz in den Stunden zweckmäfsig beschränkte, als Leute, die in ihrem Vortrag auseinander fliefsen, zu bedachterer, gediegenerer Kürze anhielt. Auch dies scheint Refer. eine wohlbedachte und zweckmäfsige Einrichtung der Leidener Universität, dafs die Curatoren, welche gewifsermaafsen die Thätigkeit eines Unterrichtsministerii repräsentirten, einem tüchtigen Rector seine Amtsthätigkeit von Jahr zu Jahr verlängern konnten, ohne der Einrichtung der Corporation zu nahe zu treten, da zu einer tüchtigen Rectoratsthätigkeit nicht eben viel Professoren von Natur ausgestattet sind, und Personalkenntnifs, wie sie erst während der Amtsthätigkeit erworben wird, dabei goldeswerth ist.

Auch diese Einrichtung ist nicht ganz unzweckmäfsig, dafs, einem Beschlusse von 1670 zu Folge, kein Student zu den Vorlesungen der drei höheren Facultäten zugelassen werden sollte, der nicht durch Zeugnisse und durch eine Disputation oder sonstige öffentliche Prüfung sich als wohlbewandert in denjenigen zur philosophischen Facultät gerechneten Disciplinen ausgewiesen hatte, welche mit den Disciplinen der s. g. höheren Facultät, der er sich widmen wollte, einen nothwendigen, wissenschaftlichen Zusammenhang haben. Zuweit getrieben, und weder in ihrer Strenge haltbar, noch (wie Ref. aus eigner Erfahrung als academischer Lehrer an einer Bairischen Universität, wo damals ähnliches bestand, sich überzeugt hat) überhaupt von einem Nutzen sind aber öfter wiederkehrende Examina der academischen Lehrer, die sie mit den Zuhörern anzustellen haben, wie in Leiden in derselben Zeit angeordnet wurden.

Heinrich Leo.

Digitized by Google

Nro. 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

XXIV.

Geschichte der Bildung des Preufsischen Staates von Dr. Carl Wilhelm von Lancizolle, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Berlin. Berlin und Stettin 1828. *1ster Theil. 1ste Abtheilung p.* 1—370; *2te Abtheilung p.* 371—674.

Die Geschichte des *Preufsischen Staates* in einem zusammenhängenden und dem Stoffe nach gleichförmigen Gemälde zu liefern, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der heutigen Geschichtschreibung. Denn es giebt keinen Staat in Europa, der aus so vielen und so heterogenen Theilen gebildet wäre, wie der Preufsische, und diese Bildung geschah zu einer Zeit, als die einzelnen Theile des Staates schon achthundert bis tausend Jahre in festen politischen Formen und Verhältnissen sich bewegt hatten, in diesen zu einer eigenthümlichen Entwicklung gereift waren und dann auf einmal, anfänglich selbst in fast gleich grofsen Massen, zu einem in den Gränzen unzusammenhängenden, nur durch das regierende Haupt verbundenen, Staatskörper vereinigt wurden. Anders war hierin das Schicksal der übrigen vier grofsen Reiche Europa's und ebenso der meisten kleineren Staaten zweiten oder dritten Ranges. Frankreich und England standen gleich nach der ersten politischen Entwicklung der Germanischen Reiche im Mittelalter in dem Hauptkerne ihrer Macht als abgerundete Staaten da, deren politische Gestaltung mehr nach innen als nach aufsen gerichtet war; ihre Erwerbungen, selbst die ausgedehntesten, wie Irland und Schottland, verhalten sich in dem Momente der Vereinigung zur selbständigen Kraft des Hauptstaates, die durch die Bevölkerung und sämmtliche politische Hülfsquellen bedingt ist, höchstens wie ein Fünftheil zum Ganzen. Nicht anders, wenn wir auf Rufsland und die Hauptmasse seiner Staaten sehen und damit die allmählich anwachsende Erweiterung dieses ungeheuern Reiches vergleichen. Am nächsten steht noch dem Preufsischen Staate in der Bildung der Oestreichische, wiewohl auch dieser unbestritten seine Gröfse, sein Ansehen und die Behauptung der durch Heirathen gewonnenen Ansprüche auf benachbarte Staaten dem schon politisch entwickelten und als bedeutende Macht hervorragenden Deutschen Reiche verdankt, und durch dieses Herüberziehen der Kräfte des gesammten Deutschen Volkes, in dem beschränkten Raume eines nicht vollen Jahrhunderts, aus wenigen an und für sich schon dem Umfange nach grofsen Ländern ein bedeutendes Reich auf einmal mit geringer Anstrengung aufgebaut hat.

Der Preufsische Staat dagegen bestand noch gar nicht als selbständige Macht, wie jene schon als Hauptlenker aller politischen Angelegenheiten Europa's vorzugsweise anerkannt waren, und in heftigem Kampfe mit einander um die Palme des entschiednen Uebergewichtes rangen. Er bildete sich nicht an den äufsersten Gränzen Europa's, gegen rohe leicht besiegbare Völker auf ungemessenem Boden; sein Kern wurde fast in die Mitte unseres Erdtheils gepflanzt, und nur auf dem Grund und Boden politisch gebildeter und in alle Europäische Angelegenheiten eingreifender Staaten konnte er weiter Wurzel schlagen. Aber eben dies verflicht so mannichfach die Geschichte aller umgebenden Staaten mit den Jahrbüchern von mehr als hundert dem Königreiche Preufsen einverleibten Kurfürstenthümern, Herzogthümern, Fürstenthümern, Reichsgrafschaften, Bisthümern, Reichsabteien, Reichsstädten u. s. w., die alle zu ihrer Zeit ein eigenthümliches, abgesondertes Staatsleben gehabt haben, dafs man nicht umhin kann, *in der Geschichte der Bildung dieses Staates*, wie das vorliegende Werk sie zu liefern beabsichtigt, alle diese verschiedenen Provinzialgeschichten und deren einzelne Theile sorgfältig aufzunehmen. Doch dadurch entsteht eine so grofse Anhäufung von Materialien, dafs man eher

Digitized by Google

in dem überreichen Vorrath einen Nachtheil, als eine erfreuliche Unterstützung zu finden sich versucht fühlen dürfte. Vor allen Dingen aber tritt zuerst die Prüfung hervor, wie viel von den Begebenheiten und Thatsachen der einzelnen Theile *vor Einverleibung in den Preufsischen Staat* der Geschichte desselben als nothwendiger Bestandtheil zugehören, und wie viel der blofsen Particulargeschichte dieser Landestheile vorbehalten bleibt. Es scheint unumgänglich nöthig, diese Frage hier zu erörtern, da von ihrer Beantwortung das Urtheil abhängt, ob von Lancizolle zu viel oder zu wenig in dem zu beurtheilenden Werke dargeboten habe. Zuvörderst ist wohl ganz klar, dafs für jeden einzelnen Theil des Preufsischen Staates nur der Zustand, in welchem er selbst zum Staate kam, berücksichtigt werden mufs. Denn würden wir auch die Besitzungen dazu rechnen, die in irgend einem früheren Zeitpuncte mit diesen Theilen des Staates verbunden gewesen sind, aber auch schon lange vor der Vereinigung der letzteren mit Preufsen wieder getrennt waren, so fiele die ganze Norddeutsche und ein grofser Theil der Mittel- und Süddeutschen, Polnischen und Russischen Geschichte mit der Preufsischen zusammen. Wie könnte man unter diesen Umständen anders, als die gesammte Sächsische Geschichte bis 1815, die Geschichte Polens bis 1795, die Geschichte der Russischen Ostseeprovinzen bis 1525, die Geschichte Böhmens wegen Schlesien bis 1740. u. s. w. in die Preufsische mit einzuschliefsen. Allerdings gehören sie als Ergänzungen zum genaueren Verständnisse der Preufsischen Staatsgeschichte, und ohne sie würde man ebenso wenig, wie ohne Kenntnifs der allgemeinen Geschichte eine tiefere Einsicht in die vaterländische gewinnen können: aber als innig verbundene zu ihr gehörige Theile dürfen wir sie für die Preufsische Geschichte nicht ansehen. Dafs diese Regel vom Prof. von Lancizolle, wenn er ihr auch im Allgemeinen gefolgt ist, nicht immer consequent beobachtet worden ist, werden wir unten näher zu zeigen Gelegenheit haben.

Sodann kömmt es auf den Mittelpunct an, den der Historiker für die Darstellung der Geschichte des jetzigen Preufsischen Staates wählt, ob er ihn in dem Lande Preufsen, welches dem gesammten Staate den Namen gegeben hat, und für welches zuerst politische Selbständigkeit behauptet werden konnte, oder ob er ihn in der Mark Brandenburg oder endlich in dem erlauchten Herrscherhause Hohenzollern sucht, dessen edle Regenten in der That durch ihre persönliche Gröfse diesen Staat erst gebildet und ihm Macht und Ansehen gegeben haben. Unbezweifelt läfst nun eine genaue Beobachtung der Bildung des Staates keinen Augenblick die Entscheidung anstehen, in dem Hause Hohenzollern allein den einzig richtigen Hauptfaden für die Geschichte dieses Reiches zu sehen *). Aber in *dem Lande Preufsen* fand von Baczko den Anfang und knüpfte vom grofsen Kurfürsten ab die ganze Staatsgeschichte an dasselbe, so wie Pauli ein Gleiches mit *der Mark Brandenburg* that, und auch unter mehreren anderen Versuchen dieser Behandlung noch in diesem Jahre in dem Legationsrath Panse seinen Nachfolger gefunden hat, von dessen Geschichte des Preufsischen Staates für das gröfsere Lesepublicum bereits vier Bände erschienen sind. *Das Haus Hohenzollern* wurde nur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Caspar Abel in seiner Preufsischen und Brandenburgischen Reichs- und Staatshistorie (Leipzig 1735. 8vo) zweckmäfsig gewählt, und erst nach hundert Jahren fafste diesen ganz richtigen Gesichtspunct wieder von Lancizolle auf. Aber darum hätte er auch seinem Buche einen andern Titel geben müssen, und die *Macht des Hauses Hohenzollern* konnte von demselben durchaus nicht wegbleiben, weil nur durch dieses der ganze erste Abschnitt, die Geschichte der Territorialmacht der Burggrafen von Nürnberg von der Erwerbung der Mark Brandenburg auf 231 Seiten enthaltend, also über ein Drittheil dieses ersten Bandes, seinen Platz in der Geschichte der Bildung des Preufsischen Staates einnehmen konnte, sonst aber als ein hieher nicht gehöriger, völlig überflüssiger Theil sich eingedrängt hat. Dies scheint auch der Verf. selbst gefühlt zu haben, indem er Seite 2. als Zweck seines Werks aufstellt: „es soll die Geschichte des Länderbesitzes oder der Territorialmacht unseres Königlichen Hauses von der frühesten Zeit an, wo dasselbe in der Geschichte erscheint, liefern. Dabei ist es auf eine soviel möglich diplomatisch-genaue Darstellung der allmählichen Gebietserwerbungen und der wichtigsten Ereignisse, die hemmend oder fördernd darauf eingewirkt haben, abgesehen". Aber damit fällt auch die Entschuldigung weg, dafs sich kein passenderer Titel finden liefs.

*) Vgl. die ausführliche Darlegung in der zweiten der von mir herausgegebenen historisch-literärischen Abhandlungen der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, 1830. Band 1.

Digitized by Google

Fassen wir nun den ganzen Character des Werkes genauer ins Auge, so tritt uns von selbst die Frage entgegen, ob eine blos diplomatisch abgefasste Geschichte über die Gebietsveränderungen unseres Staates, sie mag auch noch so sorgfältig, was das Material der Urkunden und anderer officieller Actenstücke betrifft, gearbeitet sein, wirklich ein Bedürfniss unsrer historischen Literatur erfülle und einen klaren Aufschluss über die Bildung des Preussischen Staates zu liefern im Stande sey? Die Antwort ergiebt sich von selbst, dass auch mit der vollständigen Lösung einer solchen Aufgabe nur ein Theil eines nackten Gerüstes für den Historiker aufgebaut ist, welches er überdies dem Publicum in dieser Gestalt zu zeigen nicht gewohnt ist, sondern gemeinhin erst mit dem vollendeten Gebäude, wie auch der Bau ausgefallen sein mag, zu überraschen wünscht. Aber unser Verfasser scheint auch auf diesen Vorwurf im voraus gerechnet zu haben, und seine Bescheidenheit giebt ihm sogleich eine kaum abzuweisende Entschuldigung zur Hand, er wolle uns, nach seiner eignen Aeusserung, einen in seiner beschränkten Sphäre wo möglich nicht ganz unbedeutenden Beitrag, oder eine nützliche Vorarbeit zur Geschichte der Bildung des Preussischen Staates liefern. Und als solche heissen wir sie mit Freuden in unserer Literatur willkommen. Nur ist der geehrte Verf. dem Plane, allein auf die Erweiterung und Verminderung des Territorialbesitzes sein Augenmerk zu richten, nicht treu geblieben, vielmehr lässt er sich in dem Fortgange seines Werkes ganz durch den Gehalt der schon vorhandenen Vorarbeiten leiten, bald mehr, bald weniger auf die persönlichen Verhältnisse der Landesfürsten und auf den inneren Zustand des Landes einzugehen, wie dies vornemlich als ungleichförmig in der zweiten Abtheilung bei der Erwerbung des Herzogthums Preussen erscheint, dann aber auch wieder ausschliesslich sich nur auf nackte Auszüge aus den einzelnen Urkunden zu beschränken.

Das Hauptverdienst einer solchen Vorarbeit beruht nun ohne Zweifel auf möglichst grosser Vollständigkeit des Materials, und es lässt sich nicht verkennen, dass von Lancizolle der Pflicht für sorgsame Herbeischaffung desselben eifrig obgelegen hat; nur freilich ist er nicht weiter als bis zu den bekannteren gedruckten Quellen und Hülfsmitteln gegangen: aber Benutzung archivalischer Nachrichten oder ausführlicherer historischer Handschriften geht ihm völlig ab, die indess in der Bearbeitung nicht selten vermisst wird und doch von seinem Standpunkte aus, wenn auch mit verzögerter Erscheinung des Werkes, erwartet und sicher gewährt werden konnte. Demnach ist die Arbeit nicht als eine Bereicherung unsrer historischen Kenntniss mit neuen bis dahin unbekannten Thatsachen zu betrachten; aber sie verdient als ein wohl geordnetes, mit Fleiss und Liebe gearbeitetes, als ein das Studium erleichterndes Hülfsmittel für den künftigen Geschichtschreiber des Preussischen Staats volle Anerkennung. Man kann ihm im Allgemeinen für die Nachweisungen sich sicher anvertrauen, ohne dass doch der Historiker, wie sich von selbst versteht, im Einzelnen sich die Mühe des eignen Forschens erspart zu sehen hoffen darf. Nach diesem allgemeinen Urtheile gehen wir zur Würdigung des Einzelnen über.

In der Einleitung (S. 1—25) lässt sich der Verf. über den Gang seiner Untersuchung vernehmen und spricht sich geradezu (S. 4) aus, dass in seinem Werke nur die Rede von dem wechselnden Umfange des Gebiets sein solle, worüber sich die landesfürstliche Obrigkeit oder die Landeshoheit des königlichen Hauses erstreckte, nicht aber von der Vermehrung und Verminderung des unmittelbaren Grundbesitzes innerhalb der Gränze des Territorialbezirks, nicht von der Erweiterung und Verminderung der Domainen. Dann aber fällt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Angaben aus dem ersten Zeitraume, namentlich viele Lehnsaufträge, kleinere Gebiets-Erweiterungen und Verminderungen, wie sie S. 146—149, S. 176—192 aufgezählt werden, als nicht passendes und überflüssiges Material weg, das nur bei dieser Beschränkung des Planes dazu dienen würde, die Uebersicht des Ganzen zu verwirren, ohne irgend einen wesentlichen Aufschluss über die Territorialmacht der Burggrafen *zu einer bestimmten Zeit* zu geben. Dennoch setzt v. L. hinzu, dass er bei der Dürftigkeit der zugänglichen Quellen und Hülfsmittel für die Geschichte von Franken überhaupt, und bei der eigenthümlichen Schwierigkeit derselben für diese innere Geschichte der Landeshoheit der Burggrafen zu Nürnberg nur wenig leisten konnte. Wir müssen dagegen behaupten, dass im Ganzen sich nur sehr wenige Deutsche Länder einer durch Urkunden so beglaubigten Geschichte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, der Zeiten der Bildung der Territorialmacht der Burggrafen rühmen können, als gerade Franken, und wenn in Berlin für die Fränkische Geschichte nicht al-

Digitized by Google

les Erforderliche gefunden wurde, so bot neben, und in diesem Falle wohl auch noch über, Göttingen's Bibliothek die Dresdener einen leicht zu erreichenden Schatz. Die uns vom Verf. gegebene wünschenswerthe Aussicht, für die neueren Zeiten von 1618 ab vielleicht mehr ungedruckte Hülfsmittel benutzen zu können, dürfte schwerer zu erfüllen sein, da aus bekannten Gründen die Staatsarchive für diese Zeiten fast unzugänglich gefunden werden, aber auch in Bezug auf die Bildung der Territorialmacht des Preufsischen Staates bei der Vollständigkeit der in den beiden letzten Jahrhunderten bereits öffentlich bekannt gemachten Actenstücken schwerlich neue bedeutende Thatsachen liefern dürften.

Bei der Eintheilung des ganzen Werkes in vier Zeiträume, wo die Trennungspuncte ganz richtig in die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Haus Hohenzollern, die Regierung des Kurfürsten Johann Siegismund und den Regierungsantritt Friedrichs des Grofsen gesetzt werden, nimmt sich höchst sonderbar die Entschuldigung für den zweiten aus. Der historische Tact konnte dem Verfasser keinen anderen Trennungspunct im siebenzehnten Jahrhunderte angeben, nur warum er gerade bei dem Kurfürsten Johann Siegismund nothwendig zu suchen ist, scheint ihm völlig entgangen zu sein, oder wird doch wenigstens von ihm falsch erläutert. Sicher ist es, dafs eben so wenig die nicht bedeutende Persönlichkeit dieses Fürsten einen Einschnitt in die Preufsisch-Brandenburgische Geschichte macht, als dies durch den Heimfall der Fränkischen Fürstenthümer an das Kurhaus 1603, wenige Jahre vor dem Regierungsantritte Johann Siegismunds geschehen kann, weil diese sogleich wieder an zwei neu errichtete Linien für die Brüder des Kurfürsten Joachim Friedrich abgegeben wurden, also die eigentliche Territorialmacht des Kurfürstenthums durchaus nicht vergröfserten. Wenn gleich einflufsreicher, so wirkte doch keinesweges entscheidend auf das Schicksal des ganzen Staates der Erwerb der Hälfte der Jülich-Cleveschen Erbschaft ein. Dagegen tritt mit einem viel bedeutenderen Gewichte die völlige Vereinigung des Herzogthums Preufsen mit der Mark Brandenburg im Jahre 1618 in die vaterländische Geschichte ein, und sie giebt vorzugsweise der Regierung Johann Siegismunds die Bedeutung, dafs man mit derselben eine neue Epoche des Staates beginnen darf. Denn nun wird sofort der Preufsisch-Brandenburgische Staat in die Kriege und politischen Verwickelungen der Nordischen Reiche und der beiden Seemächte mit hineingezogen, wie dies schon die Regierung des folgenden Kurfürsten Georg Wilhelm hinlänglich erweist, und wie in einem noch höheren Grade die Wichtigkeit dieser Verbindung kaum 30 Jahre später in dem Schriftenwechsel des grofsen Kurfürsten mit seinen Gesandten auf dem Westphälischen Friedenscongresse deutlich erkannt wird. Und nur auf diesem Wege konnte das Haus Hohenzollern die Souverainität Preufsens erlangen und in der geschickten Behauptung und Benutzung der Ostseeküstenländer hinlängliche Kräfte erwerben, um aus seinen zerstreuten Besitzungen einen Staat des zweiten und bald darauf einen des ersten Ranges gewichtvoll zu errichten.

Ganz am geeigneten Orte zeigt darauf der Verf. wie die Bildung dieses aus so vielen verschiedenen Gebieten zusammengesetzten Staates ein überaus lehrreiches Beispiel für Staatenbildung überhaupt und für Deutsche Staatenbildung insbesondere darbiete, wie die mannichfaltigsten Erwerbsarten in demselben vorkommen, Kauf, Tausch, Lehnsanwartschaft, Lehnsheimfall, Pfandschaft, die zu vollständigem unwiederruflichem Besitzthum erweitert wird, Succession kraft Blutsverwandtschaft, Erbverträge der verschiedensten Art, Krieg und Eroberung: und er hätte auch noch wegen Neufchatel und Valengin *Wahl der Stände* hinzufügen müssen. Aber auf einmal sieht man den Verf. ganz unerwartet durch den *zufälligen* Gang der Gedanken, die sich ihm in den Stunden der Abfassung dieser Einleitung aufdrängten, in einen salbungsvollen Ton unheimlicher Klage über den Verfall der Menschheit und Mangel ächt christlichen Sinnes gerathen, die, mindestens gesagt, als eine für dieses Werk völlig unpassende Abirrung angesehen werden mufs, doch durch das scheele herabwürdigende Entgegenstellen der „Weisen dieser Welt" und ihrer philosophischen, naturrechtlichen und politischen Theorien und Systeme einer ernsten Rüge nicht entgehen kann. Denn gerade dieses Verdächtigen beziehungsloser Forschung sollte dem wahren Christen stets fremd bleiben, da es ganz unumwunden zu dem Ergebnisse hinführt, dafs der Angeklagte nicht auf den zweideutigen Irrwegen des Klägers prahlend umherschwankt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Geschichte der Bildung des Preufsischen Staates von Dr. Carl Wilhelm v. Lancizolle.

(Fortsetzung.)

Welcher rechtliche Forscher hätte je den Wahn gehegt, dafs Wissenschaft allein ihm den beseeligenden Trost des Lebens verleihen könnte, dafs er nur durch sie über die höchsten und heiligsten Angelegenheiten des Geistes aufgeklärt werden würde? Aber warum verlangen, dafs bei einer rein wissenschaftlichen Forschung die religiöse Ueberzeugung des Gelehrten durch eine Menge von Bibelsprüchen stets zur Schau getragen werden soll, dafs da, wo wissenschaftliche Gründe ausreichen, wo durch Thatsachen und Urkunden der Beweis geführt werden kann, nun auch noch ein allgemeiner Bibelspruch in profaner, nicht einmal zweckmäfsiger Anwendung das Hauptargument geben mufs?! Doch wir würden diese Verirrung gar nicht berührt haben, wenn sie nur einigermaafsen durch den Charakter des vorliegenden Buchs gerechtfertigt würde. Wäre es eine Universal- oder Culturgeschichte, so konnte leicht der Verfasser durch eine solche Auseinandersetzung seiner religiösen Ansicht, Aufschlufs über die ganze Behandlung seines Werkes dem Leser zu geben sich berufen fühlen. Aber in einem Buche, das mehr von Diplomen als von Menschen handeln soll, auf einmal einen ganz unvermutheten Aufschlufs über die nothwendige Beziehung des gesammten historischen Studiums zu erhalten und auf vier Seiten mit Bibelsprüchen sich überschüttet zu sehen (p. 21—25), durfte als eine zeitgemäfse Erscheinung in der Beurtheilung dieses Buches um so weniger übergangen werden, als der nachfolgende Inhalt auch nicht im mindesten merken läfst, weshalb diese Auseinandersetzung an diesem ungeeigneten Orte eingeschaltet werden mufste. — Doch wieder zum Hauptgegenstande.

In des ersten Zeitraums (der bis zur Erwerbung der Mark Brandenburg 1411 reicht) erstem Capitel finden wir die Grundlage der Geschichte des Gebiets der Burggrafen zu Nürnberg nach den Resultaten der neueren Forschungen über die ältere Geschichte Deutschlands zweckmäfsig dargestellt. Nur verstehen wir nicht den Verf., welches Bild er von der Slawischen Bevölkerung in Franken aufgefafst haben will. S. 35. bemerkt er, dafs hier Jahrhunderte lang Slawen *geherrscht* und einen bedeutenden Theil der Bevölkerung gebildet haben, „eine wichtige Thatsache, der nur selten die Aufmerksamkeit gewidmet worden, die sie in Anspruch nimmt, und die namentlich einen grofsen Theil des Territoriums der Burggrafen zu Nürnberg betrifft." Dagegen sagt er S. 38. „Nur ist keinesweges aller Orten, wo Slawen genannt werden, an ausschliefsende oder auch nur überwiegende Slawische Bevölkerung oder gar an Slawische Herrschaft zu denken. Es sind auch gewifs in diesen Gegenden mitunter Slawen mitten im Deutschen Lande angesiedelt worden, auf ähnliche Weise, wie es schon unter Carl dem Grofsen mit Sächsischen Colonisten geschehen ist." Und noch auf derselben Seite heifst es wiederum: „wie weit sich eigentliche Slawische Herrschaft in Franken erstreckt hat und wie lange sie gedauert, darüber giebt uns die Geschichte keine specielle Auskunft." Was ist nun die Meinung unsres Verfassers, war ein bedeutender Theil des heutigen Frankens in irgend einer Zeit den Slawen *unterworfen*, oder nur mit *Slawischen Colonien bevölkert*, oder waren die Slawen nur schaarenweise aus den östlich benachbarten Ländern *als friedliche Bewohner* in Franken aufgenommen? Es liegt nun aufser allem historischen Zweifel, wie dies auch aus den bekannten Quellen dieser Zeit nachgewiesen werden kann, dafs Slawen im Frankenlande niemals auf längere Zeit geherrscht, dafs sie zwar bei dem allgemeinen Vordringen dieses Völkerstammes nach Westen seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts auch über das Fichtelgebirge vorgedrungen, und dafs von ihren Raubzügen

Digitized by Google

viele Individuen als Bewohner in diesen Gegenden zurückgeblieben sein mögen, aber nicht dafs sie das Land in zusammenhängender Masse besetzt haben. Dasselbe kam bekanntlich, zumal in dem Gebiete des Burggrafthums Nürnberg, sogleich mit dem Untergange des Thüringerreiches unter die Gewalt der Ostfränkischen Könige. Die Slawen sind also nur als Zurückgebliebene von den Heereszügen ihrer Volksstämme, oder als Kriegsgefangene, oder als Einwanderer aus dem heutigen Sachsen und Böhmen auf dem Wege des friedlichen Verkehrs Bewohner des Frankenlandes geworden, oder endlich sie sind, was auch v. L. ganz richtig angiebt, als Colonien von den durch ihre Siege nach Osten im Slawenlande weiter vordringenden Fränkischen und Deutschen Königen hier angesiedelt worden.

In sehr übersichtlicher Zusammenstellung sind die folgenden Abschnitte über die Fränkischen Gaue, die Markgrafen des östlichen Frankens, die Entstehung der Landeshoheit daselbst, die Salischen und Hohenstauffischen Besitzungen und Nürnberg als den Mittelpunct ihrer Verwaltung (p. 42—67) geschrieben. Die nachfolgende Abhandlung über das Burggrafenamt zu Nürnberg (p. 68—89) und sein Verhältnifs zu den übrigen dortigen kaiserlichen Beamten, dem Butigler *(buticularius*, Verwalter der Reichsgüter im Nürnberger Gebiet, der bis 1350 in den Urkunden vorkömmt), dem Reichsforstmeister und dem kaiserlichen Landvoigte und Pfleger, welcher nur in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erscheint, hat zwar den Gegenstand nicht erschöpft, wie dies überhaupt nach den hieher gehörigen wenigen Urkunden, die mehr dunkel die Sache berühren und anregen, als deutliche Bestimmungen über diese Aemter enthalten, auch nicht geleistet werden konnte. Doch ist das Material klarer geordnet und wenigstens erwiesen, dafs in Nürnberg die Burg des Burggrafen von der kaiserlichen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte zu unterscheiden ist, dafs ferner der Burggraf der wichtigste und angesehenste unter den dortigen kaiserlichen Beamten war, und dafs die Verwaltung des Landgerichts im Burggrafthum Nürnberg vor ihn gehört habe. Ueber den obersten Kriegsbefehl in diesem Gebiete können wir wohl geradezu mit Gewifsheit aussprechen, was v. L. nur für wahrscheinlich hält, dafs derselbe unbedingt dem Burggrafen zustand, da er eben ursprünglich die Hauptbestimmung dieses Amtes war.

Bei der Aufzählung der ältesten bekannten Burggrafen (p. 89—103) heifst es von Burggraf Friedrich II, dafs er 1209 auf dem Reichstage zu Augsburg gewesen, wobei die Jahrszahl 1208 aus Oetter's Geschichte der Burggrafen zu Nürnberg I. S. 271 nach Häberlin Reichsgeschichte Bd. I. verbessert wird. Häberlin und zumal in den ersten Bänden seiner flüchtigen Compilation, sollte wohl niemals als alleiniger Berichtiger gebraucht werden. Aber hier ist er überdies noch unrichtig angeführt, denn er spricht nur von einem Hoftage Otto's IV. Zu Augsburg ist in diesem Jahre bekanntlich gar kein Reichstag gewesen; nach dem Wahlreichstage zu Frankfurt im November 1208 ward der nächste zu Würzburg im Mai 1209 gehalten, und von diesem trat Otto IV. unmittelbar seinen Römerzug an, aus dem er erst 1212 im Februar nach Deutschland zurückkehrte. Doch war Otto IV. vom Frankfurter Reichstage 1208 im December geradezu nach Augsburg gegangen, und verweilte hier auch noch im Januar 1209, indem er einen glänzenden *Hoftag* hielt; also hat Oetter vollkommen recht, Friedrich's II. Aufenthalt im Dec. 1208 und Jan. 1209 zu Augsburg anzusetzen, weil sämmtliche Oberdeutsche Fürsten hieher an das königliche Hoflager gekommen waren.

Die noch keinesweges völlig aufgehellten verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen den Burggrafen von Nürnberg und den Schwäbischen Grafen von Zollern und den Grafen von Abensberg sind zwar ganz zweckmäfsig angedeutet, aber für ihre geschichtliche Beglaubigung oder im entgegengesetzten Falle für Verstärkung des Bezweifelns der Stammeinheit, ist nichts Wesentliches vom Verfasser geschehen. Wir können diese Jahrbücher nicht für den geeigneten Ort ansehen, das Resultat unsrer Forschungen hier einzuschalten; und verweisen daher auf unsre nächstens erscheinende Geschichte des Hauses Hohenzollern *vor* Erlangung der Mark Brandenburg. Doch hat es uns sehr gewundert, dafs v. L. gar keine Rücksicht auf Leichten's Forschungen (Schwaben unter den Römern, schon 1825 zu Freiburg im Breisgau herausgegeben) genommen hat, der zuerst die Vermuthung der Verwandtschaft der Grafen und Herren von Sulichgau oder Sülchen mit den Schwäbischen Grafen von Zollern aufgestellt, und dadurch zur Aufklärung mehrer hieher gehörigen Ueberlieferungen und geschichtlichen Thatsachen geholfen hat.

In der nun folgenden Darstellung der Territorial-

Digitized by Google

macht der Burggrafen zu Nürnberg bis zum Tode Friedrich's III. 1297 (p. 104—149) erkennen wir den am fleifsigsten gearbeiteten Theil dieses Werkes, und müssen dies um so mehr hervorheben, als der Gegenstand selbst der dürrste ist, und das aufserordentlich zerstreute Material aus einzelnen Lehnsverschreibungen über die verschiedenen Städte, Flecken und Ortschaften in mehreren Jahrhunderten sorgfältig zusammengetragen werden mufste. Ganz richtig wird gezeigt, dafs das Territorium der Burggrafen nicht vorzugsweise aus dem *ursprünglichen Amtssprengel* bestehe, wie dies bei allen Markgrafschaften und den meisten Herzogthümern der Fall ist, sondern dafs die Erwerbung der verschiedenartigsten kleinen Bestandtheile ganz unabhängig von dem burggräflichen Amte allmählig erfolgt sei: dafs daher aber auch verhältnifsmäfsig in dieser Burggrafschaft viel mehr landesherrliche Grundbesitzungen (Domainen) als in jenen vorgefunden werden, mithin den Burggrafen wieder verhältnifsmäfsig viel erheblichere Einkünfte als den übrigen Fürsten zu Gebote standen, woraus die Territorialmacht durch Ankauf nur neue Quellen für Erwerbungen gewann. Besonders verdienstlich ist die Auseinandersetzung der lehnsherrlichen Rechte über viele Besitzungen in Inner-Oestreich, die bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf reichen und doch bis zum Teschner Frieden (1779) sich erhalten haben; ferner über die Meranische Succession (vornehmlich nach Hormayers vorangegangenen Forschungen) und die Verleihungen des Kaisers Rudolf von Habsburg. Nicht auf dieselbe Weise befriedigt wurden wir durch die im vierten Abschnitte des zweiten Capitels gegebne Aufzählung der einzelnen Gebietserweiterungen bis zum J. 1297, die nicht einmal alle vollständig beglaubigt sind und zum grofsen Theile selbst nicht hieher gehören, indem sie als rasch vorübergehende und nicht sichere Besitzungen, oder als höchst unbedeutende Dorfschaften die Territorialmacht der Burggrafen weder durch ihr Hinzutreten vergröfsert, noch durch ihr Abgehen vermindert haben.

Die Geschichte des burggräflichen Territoriums von 1297—1411 im dritten Capitel (pag. 149—231.) beginnt mit der ganz richtigen Bemerkung, dafs auch in diesem Zeitabschnitte fast ununterbrochen das Haus Hohenzollern seinen Besitzstand erweitert habe, namentlich aber unter dem Burggrafen Johann II. dem Erwerber (*conquestor*. 1332—57.), und dafs bis auf das unglückliche Jahr 1806 niemals bedeutende Abtretungen an irgend ein fremdes Fürstenhaus ohne vollständiges Aequivalent gemacht sind; eine Erscheinung, deren sich kaum ein anderer Europäischer Staat erfreuen kann. Die Erwerbungen sind aber nicht nach den einzelnen Burggrafen chronologisch, sondern summarisch aufgezählt. Dadurch geht aber die Uebersicht über den allmählichen Anwachs und die Erweiterung des Besitzstandes durch jeden einzelnen Burggrafen völlig verloren, und mithin wird durch solche registermäfsige Beschreibung dem vorgestellten Zwecke des Werkes entgegen gehandelt, und überdies war das Material auf solche Weise schon in den reichlich vorhandenen Vorarbeiten geordnet. Doch dürfen wir nicht verschweigen, dafs uns in diesem Capitel die Bemerkungen über das Verhältnifs der Burggrafen zur Stadt Nürnberg (p. 192—96.) und noch mehr die Auseinandersetzung (p. 211—31.) der Erbfolge in der burggräflichen Würde und Territorialmacht, des Vorzuges des Mannsstammes und der in diesem Fürstenhause *so frühe* vorkommenden bestimmten Verzichtleistungen der Töchter und Cognaten, so wie des hausgesetzlichen Verbots über Veräufserung und Verpfändung irgend einer burggräflichen Besitzung (v. J. 1341.) recht angesprochen haben und uns hinlänglich belehrende Auskunft über diese Gegenstände zu geben scheinen. Eichhorn's allgemeine Forschungen über die allmähliche Ausbildung des Erb- und Familienrechts des Deutschen hohen Adels erhalten hier oft eine erfreuliche Bestätigung und in einzelnen Puncten auch Erweiterung der Ansicht.

Der zweite Zeitraum reicht von der Erwerbung der Mark Brandenburg im J. 1411 bis zum Regierungsantritte des Kurfürsten Johann Siegismund 1608. Das erste Capitel (p. 232—316.) stellt dar die Geschichte der Erwerbung der Mark durch die drei Häuser Baiern, Luxemburg und Hohenzollern, beschreibt den Umfang der damaligen Gränzen, die endliche Beilegung der Streitigkeiten mit dem Erzbisthume Magdeburg und die Wiedervereinigung der Kurmark mit der Neumark und der Ukermark unter dem Kurfürsten Friedrich II. Dieser Theil des Werkes giebt allerdings eine klare Uebersicht der bekannten Untersuchungen vaterländischer Schriftsteller, aber keinesweges befriedigt er die Forderungen, die unumgänglich nach dem heutigen Standpuncte der Wissenschaft an die Lösung der aufgestellten Aufgabe gerichtet werden mufsten. Es ist eine ei-

Digitized by Google

genthümliche Forschung dabei nicht zu erkennen; wo die Thatsachen schon vollkommen sicher aufgehellt waren, findet man sie auch hier übersichtlich zusammengestellt, bald ausführlicher, bald gedrängter, je nachdem die benutzten Vorarbeiten es gestatteten, ohne einen und denselben Maaßstab in der Behandlung der Begebenheiten consequent anzuwenden. Daher sind aber auch Dunkelheiten und Zweifel, die in diesem Zeitraume noch häufig genug vorkommen, nicht durch neue Forschungen aus dem Wege geräumt, keine Ausgleichung der sich widersprechenden Zeugnisse und Thatsachen ist versucht; nicht einmal die kleine Mühe ist angewandt, Ungewißheiten in der Ortsbestimmung zur Sicherstellung der Gränzen aus irgend einer Specialkarte zu berichtigen. Um nur ein Beispiel und ein recht schlagendes anzuführen, nehme ich die aus einer Urkunde von 1364 und aus dem bekannten Landbuche Kaiser Karl's IV. pag. 287. angeführten Ortschaften der Neumark, (um ihren damaligen Umfang zu bestimmen) die der Verf. sämmtlich nicht kennt und im Gegensatze der ihm bekannten mit einem Fragezeichen bezeichnet. Es sind Freienwalde (?), der Marktflecken nordöstlich von Stargard, Rozow? das heutige Rossow 1 Meile von Freienwalde, Welsikkenberg? Welschenburg südlich von Dramburg, Hochzit? Hochzeit auf dem Wege von Schlippe nach Woldenberg, Macheln und Karzigk? Mellin und Krazig dicht bei einander in der Nähe des obigen Freienwalde nördlich, Uchtenhan? Uchtenhagen südlich von Freienwalde, Drenzig? nicht Driesen wie Lancizolle fragt, sondern das noch heut zu Tage so heißende Dorf Drenzig zwischen Drossen und Reppen, Curtau? Kartow östlich von Arenswalde u. s. w. — Uebrigens ist wohl die Veränderung der Gränze zwischen der Neumark und Polen durch den Frieden zu Brzesc von 1436 dahin verändert worden, daß der Fluß Pleetzen und die Drage die Gränze der Neumark gegen Polen bilden, also Tietz, Krone, Schloppe und Friedland für Polen abschneiden, siehe *Dogiel. Cod. dipl. Polon. IV. p.* 126. gegen Lancizolle p. 288. — Im zweiten Capitel (p. 317—71.) wird die Erwerbung Böhmischer Lehne in der Lausitz, eines Theils des Herzogthums Glogau und der Fürstenthümer Jägerndorf, Oppeln und Ratibor nebst den Herrschaften Beuthen und Oderberg durch den Markgraf Georg, den Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles dargestellt, aber in einer solchen Ausführlichkeit und mit so reichlicher Erwähnung mancher hieher nicht gehörigen Nebenbegebenheiten, daß uns dadurch die Einheit in dem Plane und dem besonderen Zwecke dieses Werkes gestört zu seyn scheint. Uebrigens hat zu diesen beiden Capiteln und dann noch später zu den kaiserlichen Anwartschaften im 16ten Jahrhunderte p. 630. der Assessor von Raumer aus ungedruckten Urkunden des Kurmärkischen Lehnsarchivs recht schätzbare Beiträge in v. Ledebur's Archiv f. d. Geschichtskunde des Preuß. Staats Bd. II. p. 157—88. geliefert.

Das dritte Capitel (p. 371—481.) handelt von der Erwerbung des Herzogthums Preußen. Unter den Hülfsmitteln, die hier angegeben sind, vermissen wir gerade eins der vorzüglichsten, Lengnich's Geschichte Preußens Polnischen Antheils in 9 Foliobänden, das bekanntlich von 1526 ab die vollständigste Sammlung der Urkunden über die Lehnsverhältnisse Preußens zu Polen enthält; späterhin ist es zwar an einigen Stellen citirt, doch wie es scheint, nicht aus eigner Ansicht. Was nun die Entstehung der Lehnsabhängigkeit des Deutschen Ordens in Preußen anbetrifft, so sind weniger das Unglück der großen Niederlage bei Tannenberg und die daraus entspringende Schwächung der Kriegsmacht, wie unser Verfasser meint, als die Verbindung des Königreichs Polen mit dem Großfürstenthume Litthauen durch Jagello und sein Haus — die eine zu große und überwiegende Macht gegen den Orden hervorbrachte — und die innere Zwietracht im Orden bei dem unausgesetzten Zwiste zwischen dem hohen und niederen Adel unter den einzelnen Mitgliedern für die Hauptveranlassungen anzusehen, die Preußens Schicksal im funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte bestimmen mußten. Dazu kam, daß die Annahme des Christenthums in Litthauen die große Hülfe der Deutschen Heerfahrten dem Orden entzog, und ihr Ersatz durch Böhmische und Deutsche Söldnerhaufen war eben so unsicher, als wegen seiner Kostbarkeit bei dem mäßigen Umfange des Deutschen Ordensstaates auf die Dauer nicht auszuhalten: und so mußten der Städtebund und der Abfall der Hälfte Preußens im dreizehnjährigen Kriege die Ohnmacht des Ordens zu sichtbar zeigen, als daß ein anderer Erfolg, wie der unglückliche Thorner Frieden von 1466 daraus hervorgehen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Geschichte der Bildung des Preufsischen Staates von Dr. Carl Wilhelm von Lancizolle.

(Schlufs.)

Diesen Vertrag nimmt von Lancizolle mit Recht bei der Beschreibung des Umfangs des Gebiets von dem Polnischen Lehne Preufsen als Grundlage an (p. 375.); aber er ist nicht immer glücklich in der Deutung der damaligen Ordenshäuser. An und für sich ist es nicht zu billigen, dafs er die Oerter in alphabetischer Reihenfolge giebt und nicht, wie die Urkunde selbst, sie nach der geographischen Lage verzeichnet, wodurch allein ein deutlicheres Bild von dem damaligen Länderbestande in Preufsen gegeben worden wäre. Die Städte Synthen und Zegensborg sind ganz unbezweifelt das heutige Zinten und Sensburg. Die dem Verf. unbekannten Ordenshäuser Pobeton, Wargien und Wynthborg sind die heutigen Kirchdörfer Pobethen und Wargen in Samland und das Dorf Windenburg auf einer Landzunge im Kurischen Haffe. Dagegen kennt er ein Schlofs Kudauen, aber ein solches giebt es gar nicht; es ist nur aus dem leidigen Druckfehler bei Baczko Gesch. Preufs. IV. p. 149. entstanden; der Verf. hätte den Irrthum leicht vermeiden können, wenn er mit dem von ihm angeführten *Codex diplom. Poloniae IV. p.* 166. Rudau las, ein bekanntes Kirchspiel in Samland, das früher ein Ordensschlofs hatte; ebenso ist Narbekten nur ein verstümmelter Name für Norkitten zwischen Wehlau und Insterburg, und die östliche Landschaft Preufsens heifst nicht Nardau, sondern Nadrauen. Dieselbe Ungenauigkeit findet sich bei der Erläuterung des Friedens zu Krakau 1525 p. 426., wo Wintberg, Vensterow und Gardensee als unbekannt angeführt werden; sie sind das obengenannte Windenburg, das ehemalige Ordenshaus Wohnsdorf bei Allenburg und die Stadt Garnsee südlich von Marienwerder. Die Darstellung der Thatsachen ist in diesem Capitel vorzugsweise ausführlich, wiewohl sie bei den vorhandenen schon oftmals bearbeiteten Materialien ohne Kenntnifsnahme handschriftlicher Nachrichten nichts Neues mittheilen konnte, und auch hier zu häufig gegen den Zweck des Werks bei Nebenumständen weitschweifig verweilte.

Im vierten Capitel (p. 481 — 509.) sind die Veränderungen in dem Bestande der Fränkischen Fürstenthümer von 1411 — 1608. im Auszuge aus Lang's neuerer Geschichte des Fürstenthums Baireuth (3 Thle. 798 — 811.) übersichtlich dargestellt. Es sind gröfstentheils Erwerbungen einzelner Landgüter, die durch Kauf oder durch Lehnsanwartschaft gewonnen sind, aber im Verhältnifs zum ganzen Besitzstande nur als unbedeutende Vergröfserung erscheinen können. Die Veränderung des Verhältnisses der Stadt Nürnberg zu den Markgrafen in dieser Zeit erregt hierin noch das meiste Interesse.

Das fünfte Capitel (p. 509 — 45.) handelt von den Landestheilungen und der Hausverfassung, nämlich den früheren Bestimmungen vor der Achillea von 1473., sodann ausführlicher von *diesem* hochwichtigen Grundgesetze unseres Staates und dem dasselbe ergänzenden Geraer Hausvertrage von 1603. Zur besseren Uebersicht wäre es vortheilhaft gewesen, wenn bei den späteren Verträgen besonders das hervorgehoben wäre, welches als Abänderung oder Erweiterung der festgesetzten Bestimmungen hinzugekommen ist. Das letzte Capitel (p. 545 — 658.) giebt in einer Uebersicht der Ansprüche für die spätere Vergröfserung des Staates, der Begründung der Erbfolge in Pommern und Meklenburg, der Erbverbrüderung mit den Häusern Sachsen und Hessen und mit den Herzogen von Liegnitz, endlich der Kaiserlichen Antwartschaften einen passenden Uebergang zum folgenden Theile, dessen baldiger Erscheinung wir gerne entgegensehen. Diese Uebersicht befriedigt vollkommen und setzt klar auseinander die nicht wenig verworrenen Lehnsverhältnisse zwischen Brandenburg und Pommern und die ihrer Entstehung

Digitized by Google

nach völlig ähnlichen zwischen den Markgrafen von Brandenburg und Meklenburg. Gerade hier finden wir, dafs die gedehnten und an Worten überreichen Vorarbeiten sehr zweckmäfsig und sorgfältig benutzt sind, was auch namentlich über den durchaus verschiedenartigen Zustand der Erbverbrüderung zwischen Sachsen und Hessen und beider fürstlichen Häuser mit Brandenburg vor und nach dem Vertrage zu Naumburg von 1587 zu bemerken ist. Zum Schlusse des Bandes sind einige Urkunden (3) abgedruckt, denen das Versprechen beigefügt ist, nach Beendigung des Werkes zu allen drei Theilen ein Urkundenbuch und zwar in diplomatisch genauen Abdrücken (also doch wohl nach neuen aus den Archiven selbst gemachten Abschriften später herauszugeben, woran es sogar bei sehr wichtigen Documenten jetzt noch gewaltig mangelt, wie dies überzeugend genug der hier p. 660—62. mitgetheilte Erb- und Hausvertrag der Burggrafen Johann und Albrecht vom Jahre 1341 beweist. Die darauf folgende Stammtafel der Burggrafen und Markgrafen bis 1608, sowie der geistlichen Fürsten aus diesem Hause, die chronologische Uebersicht der Landestheilungen und der wichtigsten Ereignisse in den beiden ersten Zeiträumen sind recht brauchbare und dem Zwecke des Werks ganz entsprechende Zugaben.

F. W. Schubert, in Königsberg.

XXV.

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830 *von Friedrich von Raumer. Erster Theil X. S.* 290. *Zweiter Theil S.* 334. *Leipzig F. A. Brockhaus* 1831.

Herr von Raumer gehört nicht zu den Deutschen Pedanten, die die Königin Semiramis über die Königin Elisabeth stellen, und für welche die Gegenwart wenigstens etwas vergangen seyn mufs, ehe sie den Muth gewinnen sich um dieselbe zu bekümmern. Der berühmte Verf. der Hohenstaufen verschmäht es nicht diejenigen Briefe, die er im vergangenen Jahre, aus Paris und anderen Französischen Ortschaften, an den engeren Kreis seiner Familie und seiner Freunde richtete, auch dem gröfseren Publicum zu übergeben, und wir dürfen uns nur Glück dazu wünschen, dafs jene unmittelbare Lebendigkeit, welche in Erzeugnissen der eben bezeichneten Art vorzuwalten pflegt, der vorliegenden Bekanntmachung durch den Druck so wenig entzogen worden ist, dafs wir in Erzählung, wie in Betrachtungen, die Farbe des jedesmaligen Eindrucks niemals vermissen. Wenn der unterzeichnete Recensent sich aber der Anzeige dieser Schrift unterzieht, so geschieht es, weil er gleich nach dem Verf. mehrere Monate in Paris zubrachte, und die Nachwehen der grofsen Begebenheit, welche den Inhalt der Raumerschen Briefe hauptsächlich ausmacht, in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, so wie weil er die meisten Personen, mit denen der Verf. in Verbindung stand, selbst zu seinen Freunden oder Bekannten zählen darf.

Eine interessantere Zeit hätte wohl nie ein Geschichtsforscher zu seinem Aufenthalte in Paris wählen können, als die, welche zufällig Herrn von Raumer dort zu leben vergönnt war. Er kommt einen Tag vor dem Votum der Adresse (den 15. März) daselbst an, ist ein täglicher Augenzeuge der grofsen und gewaltigen Vorbereitungen, welche von beiden Seiten für den furchtbaren Kampf getroffen werden: es ist ihm gestattet sich den Hauptmännern der verschiedenen Parteien und ihrer Nüancirungen zu nähern, und in vertrauliche Mittheilungen und Erörterung von Streitfragen mit ihnen einzulassen: endlich sieht er noch das Ende der grofsen Catastrophe, und bereist das weite Frankreich, friedlich und ruhig, unter einer neuen, schnell anerkannten und schneller noch befestigten Herrschaft. Wäre ein Geschichtsschreiber, wie Herr von Raumer, etwa Augenzeuge der Staatsumwälzung von 1688 gewesen, so würden Briefe aus jener Zeit sicherlich einen bedeutenden Beitrag zur Erläuterung der Facta selbst abgegeben haben: in unseren Tagen, wo die Thatsachen bei ihrem unmittelbaren Entstehen jeder Oeffentlichkeit übergeben werden, und die geheimeren Motive selbst nicht lange zu erscheinen säumen; erhält die gegenwärtige Schrift einen vorzüglicheren Werth in Beziehung auf die Subjectivität des Verfassers, welche hier darauf Anspruch machen darf den Eindruck vorzustellen, den die grofse Weltbegebenheit auf so manches Deutsche Gemüth hervorgebracht haben mag.

Aufser den politischen Streitfragen und ihren Erörterungen ist aber freilich ein grofser Theil der Briefe auch anderen Lebensbeziehungen gewidmet. Das Theater in allen seinen Gattungen, namentlich in den Briefen, welche an eine berühmte Deutsche Künstlerin ge-

Digitized by Google

richtet sind, die Musik, die bildenden Künste, die Gesellschaft, die Personalbeschreibung, die Kritik des materielleren Lebens, die Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit, die Stimmung, eine grofse aber glücklich überstandene Krankheit, die gemüthlichen heimischen Verhältnisse, und die Sehnsucht, die bisweilen daraus hervorgeht, machen so sehr eine Hauptseite aus, dafs ohne die Betrachtungen, die sie zu Wege bringen, dem Ganzen leicht ein grofses Interesse genommen werden würde. Aber wie treffend auch die meisten Bemerkungen des Verfassers in dieser Hinsicht sind, wie lebendigen Antheil sie auch in dem Leser erregen werden, so gehören sie, neben der grofsen Weltbegebenheit, deren Darstellung sie einfassen, nicht vor das Forum unserer Kritik, und Referent wird, glaube ich, keiner Entschuldigung bedürfen, wenn er seine ganze Aufmerksamkeit dem politischen Theile zuwendet, welcher allein der wissenschaftlichen Erörterung unterworfen ist.

Die politischen Ansichten eines Mannes im Einzelnen werden eher begriffen, wenn man die Stelle kennt die Jemand einnimmt, und wenn man im Voraus mit der Gedankenrichtung desselben im Ganzen bekannt gemacht worden ist. So bequem es auch jetzt wird durch eine blofs mechanische Bezeichnung von einer tiefer eingehenden Charakteristik sich befreien zu können, indem man die Bank angiebt, auf der jemand in irgend einer bestimmten Kammer sitzen würde, so wenig würde damit gewonnen seyn, wenn man das Wesen eines Individuums beschreiben soll. Was nützte es in der That, wenn wir sagten, Herr von Raumer sey vom rechten oder linken Centrum, oder wie er sich selbst einmal in seinen Briefen bezeichnet, ein *Liberaler*. Besser ist es sicherlich die bestimmten herrschenden Vorstellungen eines Mannes zusammenzustellen und ihn danach beurtheilen zu lassen. Herr von Raumer ist ein abgesagter Feind eines jeden Absolutismus im Staate, er möge sich nun von oben herunter, oder von unten herauf geltend machen, er will, dafs jedem Kreise sein Recht und seine Selbstständigkeit erhalten bleibe, und dafs nicht das Eine das Andere entweder verschlinge, oder als Nebensache behandele. Städte und Kreisordnungen sind ihm nicht etwa erst ein Zweites, was gegen die Reichsverfassung gehalten von minderer Wichtigkeit ist, sondern er giebt ihnen wo möglich noch den Vorzug, indem sie mehr mit dem unmittelbaren Treiben der Bürger zusammenhängen. Herr von Raumer ist ferner ein Freund von Genossenschaften und Corporationen, ohne gerade dem Zunftzwange, und den dumpferen mittelaltrigen Institutionen hold zu seyn: er wünscht mehr eine Vertretung nach Ständen und Beschäftigungen wie nach dem blofsen Maafsstabe der Seelenzahl und des Geldes: er erklärt sich oft und laut gegen die leichte und ungewissenhafte Absetzung und Absetzbarkeit der Beamten, wie er denn überhaupt der Centralisation, der Präfectenherrschaft und den Conflicten auf keine Weise gewogen ist. Die Kämpfe, in die ein Volk mit seinem Fürsten wegen der Erhaltung der theuersten Freiheiten zu treten genöthigt wird, ist er zwar weit entfernt zu verdammen, oder auch nur zu tadeln, aber er sieht in dieser Nothwendigkeit, die er anerkennt, nur ein grofses Unglück, und neigt sich mehr zu der Betrachtung hin, den Staat unter dem Gesichtspunct der Familieneinigkeit aufzufassen, wo denn freilich weniger die Frage nach Gesetzen und Garantien, wie nach Liebe, Wohlwollen und Anhänglichkeit sich aufwirft. Aus allem dem geht hervor, dafs Herr von Raumer den Franzosen und ihrer bewegten Geschichte gegenüber in Empfindungen und Reflexionen, wesentlich ein Deutscher ist und bleibt: seine Ueberzeugungen und Meinungen werden selbst durch die grofsen Begebenheiten nicht erschüttert, deren Augenzeuge er ist, und er kehrt gern in die friedliche Heimath zurück, ihr Glück wünschend, dafs in ihr keine Ursache jener furchtbaren Kämpfe zu finden sey, die nun seit etlichen vierzig Jahren die Eingeweide Frankreichs durchwühlen. Dieser Rückblick in die Heimath, der meist in den Berichten an die nächsten Verwandten zum Vorschein kommt, dieses Gefühl sich trotz allem weltgeschichtlichen Inhalt isolirt zu finden, und die engeren Kreise zurückzuwünschen, giebt den Raumerschen Briefen eine elegische Seite, die nicht wenig dazu beiträgt, das Interesse, das sie auch sonst erwecken, zu erhöhen.

Schon auf der Reise nach Paris macht der Verf. treffende, (und späterhin auch eingetroffene) Bemerkungen über die Verbindung Belgiens und Hollands, er findet schon damals (am 13. März 1830) den Stand der Parteien im Königreiche der Niederlande *viel verwickelter*, als etwa in Frankreich, obgleich er mit geringerer Aufmerksamkeit verfolgt werde. Die grofsen Gegensätze der vereinigten und Spanischen Landschaften, des Protestantismus und Katholicismus, des Ackerbaus und

Digitized by Google

Handels, der Priester und Laien, der Regierung und der Stände wirken ihm hier so mächtig und vielfach durcheinander, dafs eine einfache und allen genehme Richtung unmöglich erscheint. Er findet, dafs die Holländer, als ein Volk mit einer gleichsam abgeschlossenen Geschichte, die Freiheit vorzugsweise in die Fortdauer dessen setzen, was sie schon besitzen, und mit dem Besitzthum auch das monarchische Element für verträglich halten. Die Belgier hingegen, jetzt erst emancipirt, nähmen einen Anlauf zu neuen Bahnen, wollen ein politisches Daseyn erst erringen, aber sich am wenigsten von den Holländern ein solches vorzeichnen oder verkürzen lassen, und während diese letzteren ihren Werth und ihre Forderungen auf das gründen, was sie bereits gethan haben, findet sie der Belgier in dem, was er erst thun will. Niemandem wird die Richtigkeit dieser Bemerkungen entgehen, selbst denen vielleicht nicht die heutzutage die Belgische Staatsumwälzung nur aus dem ästhetischen oder juridischen Gesichtspunkt betrachten, und sie demzufolge blofs danach beurtheilen, wie sie ihnen gefällt, oder wie sie ihnen als recht erscheint. Ein solcher Maafsstab darf aber nicht an eine furchtbare historische Thatsache gelegt werden. Diese findet gar nicht in staats- oder gar privatrechtlichen Gründen ihre Erledigung: sie kann nur nach den Forderungen grofser geschichtlicher Zusammenhänge gemessen werden. Die Wahlverwandtschaft, die ein Volk zu einem anderen Volke hat, oder doch zu fühlen glaubt, die wahre oder eingebildete Abneigung gegen ein anderes, das Nachdröhnende eines grofsen weltgeschichtlichen Anstofses, die Beschwerden, die nicht immer aufzählbar und sagbar sind, sondern in Gemüthsrichtung, Character, Freuden und Leiden des Geistes ihre tiefere Begründung haben, sind ganz andere Categorien zur Beurtheilung einer Revolution, als jemals das Mein und Dein, das verletzte Recht, die verlorne Blüthe, das unsägliche Unglück, die beständige nie befriedigte Unruhe, zu seyn vermögen. Meistens ist es die Befangenheit der Gegenwart, welche das Recht des Vorwurfs gegen die Geschichte übt, die zu begreifen der späteren Zukunft überlassen bleibt. Herr von Raumer meint, man könne fragen, ob der König der Niederlande es nicht leichter gehabt hätte, wenn gleich bei Gründung des Reiches ein Doppelstaat, etwa wie Schweden und Norwegen, wäre organisirt worden. Aber abgesehen davon, dafs eben dieses nicht eingetreten ist, und also kaum darauf geantwortet werden kann, dürfte hier die von Hause aus eingeleitete Trennung noch schwieriger als die versuchte Verschmelzung gewesen seyn: auf jeden Fall aber darf der scharfsinnige Blick unseres Verfassers nicht unerwähnt bleiben, der fünf Monate vor den wichtigen Brüsseler Ereignissen den schadhaften Punkt erkannte, auf den es ankam. Wir wissen nicht, ob Hr. von Raumer späterhin von dieser Ansicht, dafs ein Doppelstaat besser gewesen wäre, abgegangen ist, aber in einem Briefe aus Lyon vom 23. September (II. 293.) klagt er über die Unbestimmtheit der Begriffe bei den Belgiern und setzt hinzu, *denn was heifst Trennung des Reichs in zwei Theile?* Wahrscheinlich fand er, und wir können ihm hierin nicht widersprechen, im J. 1830 unpassend, was man vielleicht funfzehn Jahre früher hätte versuchen dürfen.

Der fünfmonatliche Aufenthalt des Herrn von Raumer in Paris zerfällt eigentlich in vier Perioden, wenigstens würde Referent, wenn er ihn geschichtlich zu ordnen hätte, so viele Abschnitte annehmen. Die erste Periode ginge bis zur Prorogation der Kammern (19. März) und diese ist die kürzeste, denn sie dauert nur ganzer vier Tage. Die zweite würde sich bis zur Auflösung der Kammer, und der Ernennung des Ministers Peyronnet erstrecken, (19. May) die dritte die Vorbereitungen zum Wahlkampfe, so wie dessen Ausfall umfassen, (19. July) und die vierte endlich die Ordonanzen, die Revolution, und die Thronbesteigung König Ludwig Philipps enthalten. Es ist natürlich, dafs Hr. von Raumer in fortlaufenden Briefen diese Abschnitte nicht macht, dafs er sich und seinen Aufenthalt als ein Ganzes empfindet, auf das die verschiedenen Stadien selbst nur einwirken: uns aber mag es vergönnt seyn zu sehen, ob in der Betrachtungsweise des Verfassers nicht die steigende Kraft der Begebenheiten doch eine vermehrte Bedeutung übt, und ob nicht am Ende, trotz dem, dafs er sich augenscheinlich dagegen zur Wehre setzt, der Sieg des weltgeschichtlichen Fortschritts auch einen nicht unerheblichen Vortheil über die ruhige Ansicht davonträgt, die oft mit grofser Schärfe nur das Unheillvolle der Begebenheit erblickt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830 *von Friedrich von Raumer.*

(Schluſs.)

In den wenigen Briefen der vom Referenten angenommenen ersten Periode spricht der Verfasser noch nicht viel von Politik, sondern mehr vom Theater, Leben und den verschiedenartigen äuſseren Eindrücken, die Paris zum Anderenmale auf ihn gemacht hat, er bemerkt nur, daſs er keinen einzigen Menschen gefunden habe, der das Ministerium Polignac vertheidige, daſs sich die politische Unfähigkeit dieser Männer schon in den ersten Sitzungen der Kammer in weit gröſserem Maaſse gezeigt habe, als selbst die Gegner erwarteten, daſs Polignac leichenblaſs auf der Rednerbühne erschienen, und gradehin Nichts zum Vorschein bringen konnte; eine vorbereitete Rede habe er durch einige Einwendungen auſser Fassung kommend, in der Tasche behalten. Vielfach dagegen bewegt sich Herr von Raumer in der zweiten Periode auf dem Gebiete der Politik, und zwar ist er hier am polemischsten gegen beide Richtungen des Französischen Staatslebens. Mit entschiedener Abneigung gegen das *ancien régime*, gegen die abgelebten Sitten Ludwig des Vierzehnten und Funfzehnten, gegen den Hof, und gegen die Bemühungen die sogenannte gute alte Zeit *(le bon vieux temps)* wieder hervorzuzaubern, kann er sich doch auch weder mit den Liberalen noch mit den Doctrinairs befreunden, und hebt an ihnen Einseitigkeit, Schroffheit, Festhalten an wenigen und unwichtigeren Categorien, Ueberschreiten der Mitte oder des Maaſses, so wie bei den Doctrinairs einen gewissen mathematischen Formalismus hervor, der in Steifheit ausarte. Wir wollen den Verfasser in einigen seiner Hauptäuſserungen selbst reden lassen, er sagt (I. 55) „Ist da wirklich eine genügende Bürgschaft „der Freiheit vorhanden, wo man Sonntags noch nicht „weiſs, ob die Majorität von ein Paar Stimmen Montags vorschreiben wird, nach Norden, oder nach Süden zu segeln? Wenn alles von unten auf gehörig „angeordnet ist, so muſs allerdings das Plus und Minus „in der letzten höchsten Stelle das richtige Facit nachweisen: addire ich aber nur gewisse Titel der Einnahme und Ausgabe, so kann von einem vollständigen „und richtigen Abschlusse kaum die Rede seyn. Seit „der Revolution ward Frankreich lange Zeit abwechselnd von einer tyrannisirenden Minorität und einer „thörigten Majorität beherrscht; es ist eine höchst „schwierige Aufgabe, jener die Mäſsigung, dieser die „Weisheit beizubringen." — Und (I. 93) „Die Partei, welche das alte nichtsnutzige *regime* (wie zur Zeit Ludwig's XV) herstellen und auch alle *heilsamen* Folgen „der Revolution wegwerfen möchte, ist der Zahl nach „so klein, und dem Geiste nach so schwach, daſs sie „nichts Wesentliches anrichten kann." — „Sieht man „im *Bulletin des lois*, wie seit sechszehn Jahren fast „gar keine wahrhaft förderlichen Gesetze gegeben sind, „Frankreich aber doch, wenigstens an Reichthum und „Wohlstand fortgeschritten ist, so möchte man die Gesetzgeberei überhaupt nur für Nebensache halten. Andererseits aber mangeln so groſse Grundeinrichtungen, „daſs der Wahlspruch des jetzigen Ministeriums „keine „Zugeständnisse" wahrhaft einfältig erscheint. Die ganze „Geschichte besteht ja aus Zugeständnissen und Reactionen; wer beide verwirft, spricht vom jüngsten Tage." — „Die Zahl der sogenannten *royalistes purs* „(Gegner der Charte und aller constitutionellen Einrichtungen) nimmt täglich ab, *und ein coup d'etat in diesem Sinne versucht würde auf jeden Fall ganz und gar mislingen.* Ferner (I. 116). Das hitzige Fieber politischen Wahnsinns, wie er aus übertriebener und mißverstandener Freiheitslust entsteht, ist ein schneller „vorübergehendes, minder verderbliches Uebel, als das „schleichende Gift der Knochenfraſs und Krebsschaden „langer angewöhnter Sclaverey. Frankreich und Eng-

Digitized by Google

„land sind nach dreifsig bis vierzig Jahren gesunder „aus jener Krankheit hervorgegangen: was will die „Jahrhunderte Römischer oder Asiatischer Kaisertyran„nei vorziehen? Ich verkenne keineswegs, wie unge„mein viel in Frankreich noch tadelnswerth und unge„sund ist, darf aber doch behaupten, Paris sey jetzt „keuscher, züchtiger, thätiger, gescheidter, philosophi„scher, religiöser, als zur Zeit der verwerflichen Mai„tressen- und Ministerherrschaft, unter Ludwig XV." Ferner (I. 125) „Aber freilich giebts einzelne Thoren „die nach dem Schlechten und Geringen greifen, und „das Grofse gern fahren lassen, so wie bei uns, *Man„che alle politische Erneuung, Aussicht und Wieder„geburt willig daran gäben, wenn man ihnen Zwangs„hier, Zwangsgemahl und Zwangsgesinde wieder zu„wiese. Und diese auf dem schmutzigen Boden kurz„sichtigen, irrigen Eigennutzes hinkriechenden Leute „stellen sich an, als lebten sie auf der Menschheit Hö„hen, und als wären sie die Chorführer der höchsten „Bildung und Gesinnung.*" Diese Stellen werden hinreichend seyn, um zu beweisen, wie sehr der Verfasser jenen Rückschritten abhold ist, die überall in der letzten Zeit als pfäffische oder junkerliche Bemühungen hervorgetreten sind, wie er keineswegs gleich bei der Hand ist, um über seine eigene Zeit in egoistischer Verblendung, als sey sie eine Periode der Entsittlichung, abzusprechen, sondern, wie er das Grofse, Gute, das freilich oft erst auf dem Umwege des Uebels gewonnen wird, in derselben anzuerkennen weifs. Die Schroffheit Gott nur immer in den vergangenen Zeiten, niemals aber in der Gegenwart und Zukunft zu suchen, ruft natürlich auch eine entgegengesetzte Einseitigkeit herbei, welche doch aber immer das Wünschenswerthere ist, was der Verfasser auch anerkennt, weil sie eine Hervorbringung ihrer Zeit bleibt. Uns scheint, als greife Herr von Raumer zuweilen diese Einseitigkeit, dieses ewige Zurückkommen auf denselben Gegenstand, dieses Verkennen fremder Standpunkte, das Nichtwürdigen der Gegner u. s. w. zu sehr an, denn es handelt sich hier um einen Kampf, und um einen gar ernsten der ganzen Menschheit zu Gute kommenden; was sonst ein Fehler wäre, wird aus dem Gesichtspunkte des Kampfes betrachtet eine Tugend. Welcher nicht einseitige Kämpfer hat jemals gesiegt? Wir Deutschen haben gut sprechen, wenn die Franzosen das, was bei uns höchstens Gedankenentgegensetzungen bleiben, zu oft blutiger Wirklichkeit zu vollführen berufen sind. Der Geschichtsforscher, der von seiner Höhe vergangene Zeiten mifst, darf wohl mit scharfem Blicke diese Einseitigkeiten erkennen; aber wenn er sie wiederum ebenso scharf zusammen bringt, so kommt das Ganze heraus, das er sucht. Was würde auch ein Verdammen derselben frommen, da ihm sonst sein ganzer Stoff und seine ganze Wissenschaft entschwände, die eben die grofse Harmonie aller Entgegensetzungen, Einseitigkeiten und Kämpfe ist? Die einzelnen brauchen nicht harmonisch zu seyn, denn was wäre sonst das Ganze? Referent mufs hier ein Geständnifs ablegen, das jeder vornehmen Gelehrsamkeit vielleicht sonderbar vorkommen mag: er hat seit Jahren die meisten Französischen Journale in ihrem publicistischen Theile verfolgt, und wiewohl jedes, je nach seiner Farbe sich der schroffsten Einseitigkeit beflifs, so hat grade dieses abstracte Verhalten ihm jede Seite so klar aufgedeckt, dafs es ihm nachher gar nicht schwer wurde, den vernünftigen und vereinigenden Zusammenhang aufzufinden: wollte er diese Journale der Einseitigkeit anklagen, so würde er nicht Unrecht haben, aber damit auch nur sagen, dafs sie dem, was sie seyn sollen, getreu bleiben. Uebrigens, wie sehr auch Herrn von Raumer das ewige Sprechen von Politik lästig wird, kann er dennoch nicht umhin, selbst zu gestehen, wie viel würdiger solche Gegenstände sind, als diejenigen, die bei uns gäng und gäbe bleiben, und wie viel ehrenwerther in dieser Beziehung die jungen Französischen Schriftsteller, als die unsrigen wären. „Wenn ich sehe" sagt der Verfasser, „mit „wie jämmerlichen Zänkereien manche jüngere Deut„sche Schriftsteller, ihr Leben, wo nicht ausfüllen, doch „verkümmern, wie andere es für ein Glück und eine „Ehre halten als litterarische Marqueurs Jahr aus Jahr „ein eine Klatschbude für das ordinairste Lesepublikum „offen zu halten — möchte ich die jungen Franzosen „rühmen. Denn so elendes Zeug, wie bei uns für voll „ausgespielt wird, dürfte hier doch keiner im Globe „oder einem anderen nahmhaften Blatte zu Tage för„dern, ohne litterarisch getäuft zu werden. Auch ist „die politische Richtung, in welche fast alle mit oder „ohne Talent und Einsicht hineingerathen, nicht ohne „Würde und Wichtigkeit. Ein Kampf gegen das Mi„nisterium Polignac ist doch etwas anderes, als ein „Kampf gegen Saphir" (I. 84).

In der von mir angenommenen dritten Periode, vom

Digitized by Google

19. Mai bis zum 19. July, wird in den Briefen freilich noch mehr von Politik, als in den vorangehenden gehandelt, denn die grofse Catastrophe tritt immer näher heran. Herr von Peyronnet wird in das Ministerium berufen, und dieser Name ist ein System. Der Verfasser findet, dafs dadurch der öffentlichen Meinung mit der Faust ins Gesicht geschlagen sey, dafs Frankreich am Schlufs und im Ueberdrufs der Revolution keine neue wolle, aber dafs es mit Recht verlange die Früchte derselben festzuhalten: er wünscht dafs das Ministerium Polignac wenigstens an seinem Geburtstage am achten August sterbe, und dieser Wunsch oder diese Weissagung ist noch früher eingetroffen. Ueberhaupt ist jetzt Herr von Raumer so sehr in die Politik hineingekommen, dafs diese den Hauptkern aller seiner Mittheilungen ausmacht; so sehr grofs ist der Einflufs des Beispiels, man mag ihm folgen wollen, oder nicht. Auch bemerken wir jetzt keine so starke Polemik mehr, als wohl in den früheren Briefen sichtbar war: vielmehr hat sich der Verfasser nun vollkommen der Meinung des linken Centrums angeschlossen und Herr von Haller, den er besucht, erhält eine geistreiche und verdiente Abfertigung. In den Gesprächen, die Herr von Raumer mit Mignet im Anfange des Juniusmonats hat, wird schon von den Vortheilen geredet, welche die Linie Orleans Frankreich darbiete: sie sey auf die Ansichten der Revolution eingegangen, der Herzog habe für dieselbe gekämpft, und seine Kinder seyen im Sinne des heutigen Frankreichs erzogen: es sey eine gegründete Hoffnung vorhanden, diese Linie werde angemessen und zeitgemäfs herrschen, und wenn sie einst diese Herrschaft aus den Händen Frankreichs annehme, so gebe die nun wechselseitige Stellung eine hinreichende Bürgschaft, und die in der andern Richtung ohne Ende fortdauernde Unruhe, Mifsstimmung, Argwohn, sey für immer beseitigt. In der That, mufs Referent hinzufügen, haben Mignet und Thiers, die beiden Geschichtsschreiber der Revolution, mehr als sonst wohl irgend bekannt ist, die Herrschaft Ludwig Philipps vorbereitet. In dem von ihnen gestifteten und vor der Revolution redigirten Blatte, dem National, ist diese Farbe auf keine Weise zu verkennen; sie waren ihrer Sache mathematisch gewifs, und haben in Privatgesprächen nie den geringsten Hehl gehabt, diesen Ausgang des Kampfes zu verkünden, lange, ehe er eigentlich begonnen hatte.

Doch, wir würden kaum ein Ziel vor uns sehen, wenn wir die vielen treffenden und interessanten Bemerkungen mittheilen wollten, die sich im zweiten Bande der Raumerschen Briefe vorfinden, und wir möchten sagen, häufen. Daher mag es uns vergönnt seyn zu der bedeutenden und letzten Catastrophe überzugehen, über die nicht wenige Betrachtungen angestellt sind. Herr von Raumer reiste denselben Tag, an dem die Ordonanzen erschienen, in Begleitung seines Sohnes, der ihm nachgekommen war, nach Rouen und Havre: die Ordonannzen vermochten ihn nicht seine Reise aufzuschieben, weil er, obgleich Augenzeuge einiger weniger Unruhen, die schon am Tage des 26. Julius vorfielen, dennoch an keinen so schnellen Ausgang glaubte: er war daher abwesend während der dreitägigen Schlacht, und was er darüber berichtet, ist selbst aus anderen Quellen geschöpft, und stimmt mit dem sonst schon bekannten überein *). Die Begebenheiten bringen ihn aber am 31. Julius schon wieder nach Paris zurück, und hier hat er noch, während eines vierzehntägigen Aufenthalts Gelegenheit genug, seine Ansichten über die grofse Staatsumwälzung auszusprechen. Es versteht sich aus allem, was wir bereits von Herrn von Raumer mitgetheilt haben, von selbst, dafs er über die Ordonnanzen, wie über das Benehmen einer Dynastie ergrimmt ist, die in der Vernichtung der Charte den letzten Nothanker zerstörte, der sie noch mit dem Lande verbinden konnte. Seit mehr als zwanzig Jahren tragen sich gewisse Leute, die nur das Aeufserliche und Abstracte betrachten, mit der Vorstellung, dafs Ludwig XVI. an seiner nachgiebigen Schwäche zu Grunde gegangen sey: diese können nun lernen, dafs der andre Satz, ein König dürfe nie nachgeben, auf andre Weise ins Verderben führt. Herr von Raumer läfst aufserdem der Mäfsigung die in dem Siege der Franzosen vorwaltete, dem Benehmen, das edler, wie früher, dem Zwecke, der gröfser und preiswürdiger, der Aussicht, die günstiger sey (II. 156) vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und weil er überhaupt niemals in den Fehler eines leeren Formalismus verfällt, so weifs er wohl, wie sehr staatsrechtliche Sätze, die an sich ihre volle

*) Eine Berichtigung verdient die Anführung II. 147, dafs der König am Donnerstag (29. July) die Minister entlassen und die Ordonnanzen erhalten wollte. Nach dem was späterhin bekannt geworden, nahm Karl X. am 29. Julius zugleich mit der Ernennung des Ministeriums Mortemart auch die Ordonnanzen zurück.

Digitized by Google

Richtigkeit haben, der gröfseren Macht der Geschichte weichen müssen. „Sehr richtig" sagt er II. 157. „führt „jede tiefere staatsrechtliche Untersuchung auf den Satz „der Unverletzbarkeit des Königs, aber dieser Satz hält „gegen die Kraft der Gefühle und Leidenschaften nur „Stich, wenn der König nicht vorsätzlich und eigenwil„lig in die verantwortlichen Kreise hinabsteigt, oder „unhaltbare Sätze mit jenem richtigen in falsche Ver„bindung setzt." Doch ist unser Verfasser weit entfernt, über den Ausgang der grofsen Begebenheit jene enthusiastische Freude zu empfinden, die sich nicht blofs den Franzosen, sondern auch andern Völkern mittheilte, und Englische wie Nordamerikanische Adressen hervorrief: er fürchtet das Ernste und Unglückliche dieses Ausgangs, das Dunkel, das dadurch über die nächste Zukunft geworfen worden, die möglichen Kämpfe in die unser Welttheil verwickelt werden könnte, und wünscht nur den Machthabern Mäfsigung, und der neuen Regierung hinreichende Stärke. Wenn er, wie er sich einmal selbst darüber ausspricht (II. 203.) nicht mit voller Seele und allen Sinnen in den Pariser Jubel einstimmen kann, so sey dies nicht die Folge eines erkälteten, oder abgestorbenen oder furchtsamen, oder neidischen Gemüths, oder blofser Widerspruchsgeist, sondern weil ihm das Ganze wie eine grofse Tragödie erscheint, die zunächst die Aufgabe hat, die Leidenschaften zu reinigen, und dem Selbstvertrauen und der Siegesfreude Dehmuth zuzugesellen. Was namentlich inmitten dieser, nicht blofs Französischen Begebenheit unsre Aufgabe sey, spricht er (II. 202) ebenso entschieden als würdig aus. „Unzählige Hindernisse „verschwinden, unermefsliche Kräfte entwickeln sich, „und mit verdreifachter Kraft wird Frankreich seine „Stellung in Europa geltend machen. Man mufs sich „(je nachdem die Dinge sich gestalten) ihm in Freund„schaft anschliefsen, oder durch mächtige Verbindungen „widerstehen, oder daheim in preiswürdigen Bahnen „rastlos vorschreiten, damit man Frankreich gegenüber „nicht in ein nachtheiliges und geringeres Verhältnifs „gerathe. Auf keinen Fall genügt, wie seit 1815, eine „Politik, welche wesentlich darauf hinausging, sich von „frühern Anstrengungen auszuruhn. Der Frieden kann „nicht mehr durch blofse Unlust am Kriege, er mufs „durch feste Willenskraft erhalten werden."

Am 15. August tritt Herr von Raumer in Begleitung seines Sohnes eine Reise durch das mittlere und mittägige Frankreich an, welche ihn über Orleans, Tours, Nantes, nach Bordeaux, Pau, Perpignan, Montpellier, Avignon, Marseille, Aix, Grenoble, Lyon und Besançon führt. Die Absicht einen Ausflug nach Catalonien zu machen, wird durch die Umstände verhindert; dagegen halten sich die Reisenden von Lyon aus, an Genf und Lausanne schadlos. Wiewohl Naturschilderung namentlich der Pyrenäen, Erzählung von Reiseabenteuern, hier den wesentlichen Inhalt der Briefe ausmachen, so kann sich die Betrachtung doch nicht ganz von politischen Gegenständen abwenden, nur dafs sie nicht durch die Kenntnifs unmittelbarer Vorgänge bereichert ist. Doch wird man auf keinen Fall deshalb weniger befriedigt bei diesem Theile verweilen, da eine grofse und frische Lebendigkeit, ein liebenswürdiges Sichgehenlassen auch in diesen Briefen anzieht und reizt.

Wir können überhaupt das vorliegende Buch nicht verlassen, ohne abgesehen von den anderen Vorzügen, die wir bereits an ihm hervorgehoben haben, auch die durchgängige Aufrichtigkeit hochzupreisen, die fortwährend in allem Behandelten sichtbar ist. Das Persönliche, so weit Referent es kennt, ist ohne Uebertreibung und ohne Geringschätzung gewürdigt. Die Aufnahme, der der Verfasser, wie es nicht anders zu erwarten stand, sich in Paris zu erfreuen hatte, wird dankbarlichst erwähnt: namentlich wird des Herzogs und der Herzogin von Broglie, des Grafen und der Gräfin von St. Aulaire, mit aller der Freundlichkeit gedacht, die diese ausgezeichneten, und jedem Deutschen geistig so nahe verwandten Personen im höchsten Maafse verdienen. Zum Schlusse aber wollen wir die Hoffnung aussprechen, dafs das Wichtigere der vielen Untersuchungen, die Herr von Raumer mit Hülfe der Königlichen Bibliothek zu Paris anstellte, recht bald zur Bereicherung der Wissenschaft bekannt gemacht werden möge.

Eduard Gans.

Digitized by Google

Nro. 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

XXVI.

1) *Commentar über die Psalmen, in Beziehung auf seine Uebersetzung derselben, von Dr. W. M. L. de Wette. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg, bei J. C. B. Mohr* 1829. 574 S. *in* 8.

2) *Kritische Geschichte der Religionsideen des alten Testaments. Von Dr. C. P. W. Gramberg, Oberlehrer am Königlich Preussischen Pädagogium zu Züllichau. Mit einer Vorrede von Dr. W. Gesenius. Erster Theil. Hierarchie und Cultus.* 565 S. *Zweiter Theil. Theokratie und Prophetismus.* 676 S. *in* 8. *Berlin, Verlag von Duncker und Humblot.* 1829. 1830.

Unter den mannichfachen Gebieten der Theologie, in welche de Wette's Scharfsinn und Fleiss eingewirkt hat, ist die Exegese, und noch besonderer die Exegese des Alten Testaments dasjenige Gebiet, welches nicht bloss am frühesten, sondern auch, wenn man nach dem jetzigen Stande der theologischen Wissenschaften urtheilen kann, am wirksamsten und dauerndsten diesen Einfluss erfahren hat. Wenn dieses die Geschichte der letzten zwanzig Jahre gelehrt hat, so liegt es von der andern Seite der wissenschaftlichen Kritik ob, die Gründe und Wirkungen dieses Einflusses zu zeigen, das ist aber, das innere Wesen und Treiben der de Wette'schen Behandlung dieser Wissenschaft zu erfassen, woraus dann leicht deutlich wird, wie diese Behandlung theils höchst fruchtbar und heilsam, theils minder heilsam und möglicherweise selbst gefährlich und verderblich wirken musste. Und zu dieser Untersuchung fordert die Recension der beiden oben genannten Schriften auf, wovon die erste eine mit Liebe und Fleiss unternommene neue Bearbeitung einer Schrift de Wette's ist, welche auf die Umgestaltung der alttestamentlichen Exegese einen sehr wichtigen Einfluss gehabt hat; die zweite das ausführliche Werk eines Gelehrten, der wohl am folgsamsten und treuesten de Wette's Ansichten aufgefasst und in der gegebenen Richtung weiter ausgeführt hat.

Hier springt zunächst in die Augen, dass jene Umgestaltung der zuvor herrschenden Exegese nicht eine *grammatische* war, oder dass sie nicht von einer genauern und sichern Kenntniss der Grammatik und einer Verbesserung der frühern grammatischen Methode ausging. Unbefangenheit und gesunder Sinn bewahrte zwar vor mancher verfehlten Auffassung schwerer Stellen aber zur grammatischen Sicherheit in der Erklärung der Reste der Hebräischen Sprache im A. T. gehört mehr als dieses. Wissenschaftliche Erklärung und Gewissheit in dieser Grundlage der Exegese lag noch nicht in dem Bedürfniss und Streben der Zeit, in welcher die erste Ausgabe des Commentars mit ähnlichen Werken erschien; denn man wusste weder deutlich, auf wie unsicherem Grunde die traditionelle Erklärung und Erklärungsart beruhe, noch ahnete man, dass durch tiefere Forschung eine von der trüglichen Tradition unabhängige, ihrer innern Gründe bewusste grammatische Sicherheit sich erreichen lasse. So kam es, dass oft aus der grammatisch unrichtigen Auffassung eines einzigen Wortes oder Satzes die verfehlte Ansicht eines ganzen Liedes oder andern grössern Abschnitts hervorging; denn nur aus der richtigen Einsicht in alles Einzelne und der genauen Uebersicht aller Theile eines Ganzen, auch der geringsten, kann eine sichere Totalansicht entstehen.

Dagegen besteht das eigentliche Verdienst de Wette's in der *historischen* Behandlung; denn diese hat der historischen Ansicht des A. T., welche am Ende des vorigen Jahrhunderts herrschend geworden war, eine neue Richtung und in vieler Rücksicht eine heilsame Wendung gegeben. Die historische Erklärung des A. T. hatte sich zwar zuvor ihr gutes Recht erstritten und

Digitized by Google

manche sichere Resultate gewonnen: aber in der Anwendung war sie meist noch unsicher und schwankend, und baute auf Voraussetzungen, deren Inhalt durch das Feuer einer eindringenden Kritik noch nicht erprobt war. So galt bei den Psalmen, um bei diesen jetzt stehen zu bleiben, aus der vorigen Herrschaft der Unkritik die Meinung, dafs die meisten Psalmen von David gesungen sein müfsten, und so zunächst immer David als Dichter festhaltend suchte man so viel nur möglich aus dem Leben Davids alle Worte zu erklären und kam zu den gezwungensten und willkührlichsten Deutungen. Auch lag es nahe, bei dem einseitig historischen Erklären, da man zunächst nur alles aus der Geschichte Davids und aus Zeitvorstellungen zu erklären suchte, das Erhabene und Ewige der Gedanken zu verkleinern und zu verflüchtigen, und bei dem Haschen nach Aeufserm den Kern zu verlieren. Gegen diese mehr äufsere Behandlung stritt de Wette mit tieferer Kritik und Scharfsinn; er machte die Grundfesten, auf welche die historische Ansicht der frühern Zeit gebaut war, wankend, und unter andern Schriften wirkte auch dieser Commentar sehr heilsam zur Erweckung eines gründlichern Studiums.

Indefs, so nothwendig und wohlthätig auch diese Wendung war, läugnen läfst sich doch nicht, dafs die neue und scharfe Kritik oft in einer historischen Skepsis endete, welche das sichere Resultat nicht erreichen konnte und die Forschung von der entgegengesetzten Seite wieder vom Richtigen ablenkte. Nachdem die ungeprüfte oder irrig benutzte Tradition so lange geherrscht hatte, drängte sich der strenge und schroffe Gegensatz mit seiner verneinenden und zerstörenden Kraft desto schärfer hervor; ein solcher Gegensatz, einseitig werdend und auf die Spitze getrieben, läuft leicht Gefahr die wahre Mitte und Versöhnung der streitenden Elemente zu verkennen, und stellt Ansichten auf, die von ihrer Seite ebenso wenig die Wahrheit treffen als von der andern die mit Recht bestrittene Tradition. Ja man kann behaupten, dafs, solange diese erste Kraft des blofsen Gegensatzes bleibt, die Kritik bei allem Streben nach Freiheit von Vorurtheilen sich noch nicht auf den umsichtigen und wahrhaft freien Standpunct erhoben hat, von welchem alle einzelne Erscheinungen in ihren innern Gründen zusammengefafst und, wie Strahlen auf einen Brennpunct, zu einer hellen und sichern Totalansicht gesammelt werden können. Zu dieser aber konnte die Forschung oft um so weniger gelangen, da das grammatische Element, wovon doch alles ausgeht, wie schon oben gesagt, so geringe wissenschaftliche Sicherheit bot und sich wohl auch einer nach dem genauern Wortsinn unbegründeten Erklärung willig fügte. Dieser Charakter der in blofse Skepsis ausartenden Kritik mag jetzt an einigen Fällen gezeigt werden, worin der Verf. das Wesen einer frühern Ansicht ohne tiefere Gründe bestritten und verlassen zu haben scheint; ohne zu läugnen, dafs in andern Fällen selbst da eine noch gröfsere Abweichung von der Tradition gerechtfertigt werden könne, wo der Verfasser an ihr noch nicht zweifelt.

Eine Hauptsache in der historischen Kritik der Psalmen, welche der Verf. ausführt und vertheidigt, betrifft die Klagpsalmen. Wenn die frühern Erklärer Davids Leiden und Klagen in allen diesen sahen, so zweifelt der Verf. nicht blofs mit dem gröfsten Rechte, ob David alle diese in sein Leben oft sehr wenig oder gar nicht passenden Lieder gesungen haben könne: sondern er stellt auch über alle solche Lieder ohne Ausnahme eine Grundansicht auf, welche nach dem innigsten Gefühl des Rec. der Wahrheit fast ebenso fern steht als die ältere. Die Psalmen sollten als Nationalklagpsalmen alle in die spätern Unglückszeiten des Volks gehören, besonders in das Exil, und die Frevler, Missethäter u. s. w. über welche geklagt werde, sollten die Nationalfeinde, die Heiden sein. Durch diese sich überall geltend machende oder wenigstens als die wahrscheinlichste bezeichnete Ansicht wird nur zu leicht das Mannichfache und Individuelle oder der eigentliche Kern und wahre Sinn und Zweck der vielen Lieder verkannt; denn es ist doch an sich schon wahrscheinlich und wird durch genauere Einsicht in das Einzelne bestätigt, dafs die Veranlassung zu Elegien viel mannichfacher und verschiedenartiger war. Dafs viele Elegien aus der Trauer über die mächtigen und rohen Nationalfeinde hervorgegangen sind und unter den Frevlern (רשעים) dann eben diese Feinde Jehovas und des Guten verstanden werden müssen, ist freilich sicher: aber waren, in den spätern gesunkenen Zeiten besonders, nicht auch unter dem Volke selbst grofse Spaltungen und Verfolgungen? Zeigt nicht das Beispiel Jeremia's und anderer Propheten dieser Zeit, wie die Gerechten und Treuen im Lande von der herrschenden Partei bedrängt und verfolgt wurden, und wie sie so

Digitized by Google

es bitter klagen über Frevel? Rec. ist überzeugt, dafs viele Psalme (wie Ps. 12. 22.) aus diesem innern Leiden des Volks entsprungen sind, und ihre beste Erklärung in dem fleifsigen Studium der Bücher Jeremia's und Ezechiel's finden.

Noch gefährlicher aber wird jene Ansicht, wenn sie auch in Psalmen, welche die Gefühle und Klagen *einzelner* Israeliten über sie allein betreffendes Unglück (wie schwere Krankheit) aussprechen, jene Beziehung auf Nationalfeinde findet; denn durch das Streben diese Beziehung überall zu finden, wird selbst das Klare und Schöne oft gezwungen und unzart erklärt. In Psalm 6. Ps. 38. vergl. Ps. 13. und andern wird auch die genaueste und schärfeste Erklärung nichts finden können als den Erguſs der wehmüthigen und verzweifelnden Empfindungen eines mit heftigen Krankheitsschmerzen und der Todesfurcht Ringenden, der seine innere Angst eben durch den freien Erguſs seiner Klagen und seiner Hoffnung auf Jehova lindert; daſs in einer solchen Elegie auch die Furcht vor dem Triumph der Feinde und Frevler oft wiederkehrt, wird nicht auffallen, wenn man bedenkt, daſs nach altem Glauben der Aussatz und ähnliche furchtbare Krankheiten für Strafe Gottes gehalten, ein daran leidender also von dem groſsen Haufen der Leichtsinnigen nicht bemitleidet, sondern als von Gott gezeichnet, verachtet und verhöhnt wurde. Sucht man für diese Ansicht von der Entstehung und dem Sinn solcher Elegieen einen Beweis auſser den Psalmen, so bietet das Lied des Königs Hiskia Jes. 38. den deutlichsten; auch die solchen Elegieen entsprechenden Danklieder für Rettung aus solchen Krankheiten führen auf dasselbe, wie Ps. 30. Doch der Verf. muſs nach seiner Totalansicht auch in diesen Psalmen eine Beziehung auf die Nationalfeinde finden, und so zwingt ihn die Consequenz, die Schilderung der Krankheitsschmerzen für *bildlich* oder *allegorisch* zu halten, und die in der ersten Person von sich redende, einzelne Person von dem ganzen durch Nationalfeinde leidenden *Volke* zu verstehen. Wohl ist beides an sich erlaubt, die Leiden und Schäden eines Volks im Bilde von Wunden und Schmerzen zu schildern, und das ganze Volk in der ersten Person Singularis von sich redend einzuführen: aber das Bild muſs dann immer aus dem ganzen Zusammenhange von selbst deutlich und jedem nicht ganz stumpfen Leser sofort gewiſs sein: in jenen kurzen Elegieen aber wird niemand eine bildliche Schilderung und das ganze Volk redend finden, als wer von jener ungegründeten Voraussetzung ausgeht; so klar ist alles ohne Bild und Andeutung eines bildlichen Sinnes, und so fühlbar alles der Erguſs der Empfindungen eines Einzelnen. Ueberhaupt hat die Bibelerklärung immer an dem Uebel gelitten, daſs sie sich der wahren Natur und der Grenzen der bildlichen Schilderungen und Erklärungen nicht wissenschaftlich bewuſst war, und so manches für bildlich hielt, was eigentlich sein muſs, und dagegen anderes für eigentliche und prosaische Wahrheit, was wenigstens seinem Ursprunge nach nur aus Bild und Ahnung hervorging. So kann es, um jetzt bei vorliegendem Falle zu bleiben, kein irgend denkbarer Grundsatz sein, die poetische Schilderung einer Krankheit deswegen für bildlich zu halten, weil sie an andern Dichterstellen bildlich ist; vielmehr muſs das Wahre und Passende aus jeder einzelnen Stelle erkannt, und die *Nothwendigkeit* der bildlichen Auffassung einer solchen Schilderung in jedem Liede aus innern Gründen bewiesen werden; am wenigsten nützt so ein halbes Meinen und Fühlen, ohne Bewuſstsein der innern Nothwendigkeit. Wenn der Verf. zum Beweise für die wenigstens *mögliche* bildliche Erklärung auf Klagl. Cap. 3. als die ähnlichste Schilderung sich beruft: so leuchtet bei genauerer Betrachtung der groſse Unterschied beider hervor. Denn die Schilderung des Leidenden in den Klagliedern enthält die verschiedenartigsten Züge, die in Einer Person wirklich vereint zu denken unmöglich ist; hier wechselt die erste Person Singularis mit der ersten Pluralis; und wenn die Farbe und Art der Schilderung selbst nicht schon auf eine bildliche Auffassung führte, müſste der Zusammenhang aller Gedanken in diesem Capitel, und aufsteigend dieses Capitels mit dem ganzen Buche darauf leiten. In jenen kurzen und originellen Elegieen ist aber alles dieses verschieden; und so finden wir zwischen beiden Schilderungen keine andre Aehnlichkeit als die äuſsere einiger ähnlichen Phrasen. Wollte man sich ferner auf die Leiden und Klagen Hiobs berufen, als ob diese nach einer jetzt wieder mehr verbreiteten Ansicht allegorisch die Leiden und Klagen Israels im Exil schilderten: so fürchte ich, daſs auch hier die Aehnlichkeit nichts beweist. Es scheint mir zwar eine richtige Ansicht zu sein, daſs das Buch Hiob nicht ohne eine Zeitveranlassung geschrieben ist, und auf die Leiden und die Verzweiflung der Israeliten blickt, obgleich eine

Digitized by Google

solche Zeit schon längst vor dem Babylonischen Exil war: aber etwas anderes ist der Zweck und die Idee der ganzen Dichtung, etwas anderes die Schilderung des Einzelnen nach dem Faden einer alten Sage. Die Leiden Hiobs empfing der Dichter aus der Sage vom Alterthum und in ihrer Schilderung hat er zunächst immer nur den historischen Hiob vor Augen, auf den alles gesagte vollkommen paſst. In der Schilderung der Krankheit und Schmerzen Hiobs eine allegorische Beschreibung der Leiden des Volks finden, scheint uns so viel als die Würde und Idee der erhabenen Dichtung verkennen, denn die Idee und Lehre der Dichtung folgt erst aus dem schönen Ganzen. — Der letzte Grund für die allegorische Erklärung, den der Verf. von Rosenmüller entlehnt hat, die Berufung auf ähnliche Auffassung der Rabbinen, ruht auf einem ganz andern Grunde als man bei dem äuſsern Anschein vermuthen sollte, wie denn überhaupt die Benutzung der Rabbinen des Mittelalters die höchste Vorsicht fordert, um ihre Ansichten in ihrem wahren Wesen zu fassen. Der Grund aber, aus dem diese Erklärung der Rabbinen hervorging, liegt in der Totalansicht der Rabbinen vom Psalter. Indem nämlich die scharfsichtigern unter ihnen, wie Aben-Esra, die Unmöglichkeit, solche Elegieen aus Davids Leben zu erklären, in aller Schärfe fühlten, und eine andre Beziehung solcher Psalmen suchten: konnten sie bei dem strengen Halten an David als Verfasser aller Psalmen nicht wohl auf eine andre Ansicht kommen, als daſs David in solchen Elegieen nicht von sich selbst, sondern von den Leiden des künftigen Volks im Exil prophetisch rede; und David auch als Propheten zu verehren wird nach dem Exil schon frühe herrschend. In diesem Zusammenhange von Gedanken findet Aben-Esra in Ps. 6. und andern bildliche oder vielmehr allegorische Schilderungen der Leiden des Volks: wenn uns aber dieser Zusammenhang mit den Voraussetzungen der Rabbinen entschwindet, können wir dann noch ihre darauf gebaute Vermuthung billigen oder gar aus ihr etwas beweisen?

Es ist schon oben rühmend erwähnt, wie der Verf. die ungeprüfte Tradition über David als den Dichter der meisten Psalmen erschüttert und widerlegt hat. Im Einzelnen aber muſs man zweifeln, ob die Kritik ihre Aufgaben schon an allen Psalmen gelöst hat. Denn man vermiſst schon das Nächste, was bei der Frage über Davids Antheil am Psalter bestimmt werden muſs: eine so viel als möglich sichere Feststellung des Characters Davidischer Lieder. Dieser leuchtet nach des Rec. Ueberzeugung in mehrern Liedern (vergl. auch 2 Sam. 23) so hell hervor und stimmt so vollkommen zu den in den historischen Büchern überlieferten Zügen, daſs man an einer solchen Feststellung nicht verzweifeln darf. In allen Liedern, die ohne Schwierigkeit von dem königlichen Sänger sein können und nur, wenn man David als Dichter festhält, vollkommen verstanden werden, zeigt der Dichter von der einen Seite ein hohes und fast stolzes Gefühl seiner Würde und Erhebung vom Hirten der Heerde zum Hirten der Völker, so wie seines Schutzes und Glückes durch Jehova; von der andern Seite aber auch das lebendigste und reinste Bewuſstsein, diese Würde und Erhebung nur durch des treu verehrten Jehovas Leitung erhalten zu haben, und so das festeste Vertrauen auf Jehova und das Gute. Hiernach kann Rec. am wenigsten zweifeln, daſs Lieder wie Ps. 3. Ps. 7. von David sind; was der Verf. gegen David zweifelnd einwendet, flieſst mehr aus seiner Voraussetzung, daſs jedes Lied, worin ein Anklang von Klage und Trauer, sich auf spätere Nationalfeinde beziehe, als aus innern Gründen. Bei andern Psalmen hingegen, wo der Verf. wie gewöhnlich über David nur zweifelt und nicht entscheidet, scheinen innere Gründe überwiegend und entscheidend gegen jeden Gedanken an Davids mögliche Autorschaft, wie gegen Ps. 22. schon entschieden die Ahnung einer Verbreitung der Religion Jehovas unter den Heiden spricht, denn eine solche Hoffnung gehört nicht in die Sphäre der Davidischen Zeiten und Ideen.

Das ganze Werk aber des geistreichen Verfs. gehört ohne Zweifel zu den besten Erzeugnissen der alttestamentlichen Exegese und übertrifft alle frühern Commentare über die Psalmen. Wie eifrig auch der verehrte Verf. über die Vervollkommnung seiner Arbeit fortan wache, zeigt auf die erfreulichste Art diese dritte sehr vermehrte Auflage, worin zwar nicht die Hauptseite der vorigen Bearbeitungen, die historische Erklärung, eine Veränderung erfahren hat, aber desto mehr die grammatische, über welche wir uns jedoch hier Bemerkungen hinzuzufügen versagen, da es unser Zweck sein muſste vielmehr die originelle Seite des Werks zu berühren.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

1) *Commentar über die Psalmen, in Beziehung auf seine Uebersetzung derselben, von Dr. W. M. L. de Wette.*

2) *Kritische Geschichte der Religionsideen des alten Testaments. Von Dr. C. P. W. Gramberg.*

(Schluss.)

Wie viel höher steht so dieser kurze Commentar in seiner ersten Anlage wie in seiner nie rastenden Vollendung über den ausführlichen Scholien Rosenmüllers, die weder von der historischen noch von der grammatischen Seite Erfreuliches bieten, und im unwissenschaftlichen kahlen Empirismus befangen, die Ansprüche unserer Zeit nicht achtend, nie heilsam und fruchtbar wirken werden; denn auch in den neuen Bearbeitungen ist der alte Geist der Unwissenschaftlichkeit geblieben.

Mit ganz andern Empfindungen geht Rec. an die Kritik des zweiten Werks, welches vorzüglich deswegen hier angeschlossen wurde, um an einem grossen Beispiele die Wirkungen der de Wette'schen Kritik auf Andere zu zeigen. Denn dies ist die kurze Characteristik der ausführlichen Arbeit Gramberg's, dass sie die Resultate der de Wette'schen Kritik als vollkommen unbezweifelt und richtig voraussetzt und auf diesem Grunde weiter schreitet. Was de Wette in seinen Untersuchungen über den Pentateuch und andere Schriften des A. T. nur angedeutet und hingeworfen hatte, wird hier als sicherer Grund genommen und weiter geführt und ins Einzelne angewandt. Aber wir sahen schon oben an dem Commentar über die Psalmen und es ist auch bei den andern Schriften de Wette's gewiss, dass die Resultate seiner zweifelnden Kritik nicht ohne weiteres als feste Grundlagen gelten können, und dass sie mehr anregen und zur Gewinnung eines höhern und festern Standpuncts auffordern, als vollkommen geschlossen und sicher sind. Wenn sie aber dennoch jemand als sichere Grundlage zu weiterm Forschen nimmt, wie Hr. Gramberg, so muss er ja wohl von dem Einseitigen und Unbegründeten, das dieser Kritik bei ihren sonstigen Vorzügen noch beigemischt ist, immer mehr befangen und beschränkt, und zu Ansichten geführt werden, die das Wahre noch mehr verfehlen. Und so sind auch die wenigen Abweichungen von de Wette, über die der Verf. in der Vorrede zum zweiten Theile spricht, nur folgerecht aus der einseitigen Verfolgung dieser ungeprüften Kritik geflossen.

Die Religionsideen des A. T. historisch zu schildern, ist an sich ein ebenso nützliches als schwieriges Unternehmen, weil bei einzelnen guten Vorarbeiten, worunter den de Wetteschen der Vorrang gebührt, doch noch kein ausgezeichneter Forscher der neuern Zeit das ganze Gebiet mit sicherm Schritt durchwandert hat und den Spätern ein zuverlässiger Führer geworden ist. Die unkritische Ansicht des religiösen Alterthums der Hebräer, welche aus den frühern Jahrhunderten uns vererbt war, konnte zwar unserer fortgeschrittenen Zeit nicht mehr genügen; aber die vorherrschend werdende Richtung der Kritik, die sich in demjenigen theologischen Rationalismus aussprach, der historisch diesen Namen sich erworben hat, war zunächst nur auf den blossen Gegensatz, auf die inhaltsleere Negation gerichtet, und konnte sich in diesem Kreise nicht zu der wahrhaft freien und allseitigen ruhigen Forschung erheben, welche allein das Alterthum in seinem wahren Geiste wiederfinden kann. Diese rein gegensätzliche Betrachtung und Forschung ist in diesem ausführlichen Werke Herrn Grambergs bis zu einer Spitze getrieben, welche von dieser Seite schwerlich übertroffen werden kann, und den grössten Werth dieses Werks setzt Rec. eben darin, dass hier diese Richtung unserer Zeit am consequentesten und weitläuftigsten durchgeführt worden ist, so dass sie nun auch desto leichter richtig erkannt und beurtheilt werden kann. Es kann nicht unsre Absicht sein, hier die Ansichten des Verf. im Einzelnen zu be-

Digitized by Google

sprechen und zu zeigen, wie eine solche Richtung der Kritik sehr oft da das wahre Wesen, die innern Gründe und das Erhabene und Grofsartige des Alterthums verkennt, wo sie am sichersten und wichtigsten zu sein glaubt. Passender scheint es, hier nur die Manier und Ordnung des Werks näher zu betrachten, woraus schon die Behandlung des Einzelnen klar sein wird.

Hier fällt zunächst auf, dafs schon die Anordnung des Ganzen nicht von einer tüchtigen Durchdringung des gesammten Stoffs zeugt. Man könnte schon streiten, ob die ausführliche Schilderung der heiligen Alterthümer, oder wie es der Verf. nennt, der Hierarchie und des Cultus, in ein Werk über die Religions*ideen* des A. T. gehöre; aber gewifs wären doch zuerst diese Ideen selbst zu erläutern gewesen, und dann später das aus ihnen fliefsende und sie im Leben darstellende, die Gebräuche der Religion. Wir glauben also, der Verf. hätte den zweiten Theil zum ersten, und den ersten zum zweiten machen müssen. Diese Gebräuche aber hätten nicht nach den stehenden Rubriken, in denen sie gewöhnlich in den Antiquitäten, wie in de Wette's Archäologie, abgehandelt worden, sondern so beschrieben werden müssen, dafs ihr Zusammenhang in den Ideen der Religion durchleuchtete. Indefs liegt der Grund der Anordnung des Verfs. doch etwas tiefer in seiner Ansicht des Alterthums begründet. Denn ihm ist der Cultus ganz unabhängig von den Religionsideen das blofse Werk selbstsüchtiger und eigennütziger Priester, und die Hierarchie von Anfang an begründet. Rec. kann zwar nicht behaupten, dafs der ganze glänzende Cultus, wie sein Vorbild und Muster im Pentateuch aufgestellt ist, vollkommen von Mosis eigner Anordnung oder Beschreibung stammt; aber er sieht nicht ein, wie die Theokratie Mosis von Anfang an ohne Cultus, den nothwendigen Ausdruck der Religion, sein konnte, und warum der spätere Cultus nicht unmittelbar aus dem etwas einfachern zu Mosis Zeit sich herausgebildet haben sollte. Eine Hierarchie, das heifst die Ausartung der Theokratie durch den Irrthum und die Herrschsucht der Priester als der äufseren Träger und Diener der Theokratie, kann aber nach des Rec. Ueberzeugung nicht dem Moses und überhaupt nicht der frühern Zeit zugeschrieben werden: sondern sie entstand erst nach dem Exil und wuchs in dieser ihr günstigen Zeit zu einer unendlichen Höhe bis zur Zerstörung Jerusalems, welche sie selbst herbeiführte. Erst in Esra, dem Gesetzeskundigen, zeigt sich die Idee der Hierarchie ausgebildet, und die Pharisäer sind seine weiterschreitenden und verblendetern Nachfolger, so wie später in der Römischen Kirche diese Idee wieder erwachte und noch tiefere Wurzeln schlug. Aber so wie die Hierarchie im Christenthum eine Ausartung ist, ebenso im Mosesthum; und in dem alten Cultus nichts zu finden als selbstsüchtige Absichten hierarchischer Priester, wie der Verfasser es darstellt, kann wohl am wenigsten die Wahrheit treffen.

Sehen wir dann weiter, wie der Verf. den Stoff im Einzelnen behandelt, so schildert er das Einzelne unter stehenden Rubriken so, dafs er die dahin gehörigen Stellen der biblischen Bücher in streng chronologischer Folge aufzählt und weitläufig bespricht. Aber der so zersplitterte und verflüchtigte Stoff konnte unmöglich eine Einheit und klare Uebersicht des Ganzen hervorbringen; die Betrachtung und Untersuchung klebt an den einzelnen, oft willkührlich gewählten Stellen und Gedanken, ohne sich zu der Höhe und Umsicht zu erheben, welche allein das Einzelne wie das Ganze durchdringt und alles in sich versöhnend aufnimmt; und da sich die Kritik zu allgemeinen Ansichten nicht erhebt, ist es nicht sehr auffallend dafs sie oft sich an scheinbare Widersprüche stöfst und mehr Zweifel und Unklarheit als Belehrung reicht.

Da so Alles auf die richtige chronologische Folge der Stücke des A. T. gebaut ist, so erwartete man vor allem eine Feststellung der schwankenden Kritik über das Alter mancher Bücher des A. T. Der Verf. giebt jedoch nur eine kurze Uebersicht der nach seiner Meinung richtigen chronologischen Folge (S. XXIV ff. Bd. I.), und theilt die kanonischen Bücher in sieben Perioden, die apokryphischen in sechs. Darin folgt er aber wieder de Wette's Ansichten allein, ohne ihrer Begründung wegen besorgt zu sein. Die Anordnung selbst aber in jene sieben und sechs Perioden ist des Verfs. eigenes Werk, und Rec. darf sie daher etwas genauer prüfen. Man kann bei dem vielen Willkührlichen, welches hier in der schwierigern Zeitbestimmung der Apokryphen durchleuchtet, manches Unrichtige übersehen, wie dafs in die zweite Periode der Apokryphen, die Periode nach Johannes Hyrcanus, das erste Buch der Maccabäer, in die zweite, nach 143 v. Ch., das zweite Buch gehören soll (wo der Widerspruch am Tage liegt, dass Johannes Hyrcanus erst von 143 an herrschte): aber

Digitized by Google

auch in der Bestimmung der sieben grofsen Perioden der kanonischen Bücher finden sich unbegründete, und zum Theil unmögliche Annahmen, welche den Unkundigen leicht täuschen, da sie hier als ausgemacht und sicher hingestellt sind. Manche Bücher sind in eine zu späte Zeit versetzt, wohin sie ihrem ganzen Character nach nicht gehören können, wie wenn das Deuteronomium und die Salomonischen Sprüche in das Ende des Exils versetzt werden, obgleich beide Bücher nach sichern innern Spuren, wenn auch nicht in ihrer jetzigen Gestalt von Moses und Salomo geschrieben, doch vor dem Exil schon vorhanden waren. Es ist aber eine Uebertreibung der Kritik der letzten Jahrzehende, wenn sie Büchern, die man früher nach der ungeprüften Tradition in zu frühe Zeiten verlegte, ein unerweislich spätes Alter zuweiset. Noch weniger aber kann Rec. einsehen, wie der Verf. die zwei ersten Bücher des Pentateuchs in die erste Periode (von David bis Hiskia), die dritte und vierte aber in die vierte (den Anfang des Babylonischen Exils) verlegen konnte, auch hier wieder de Wette's Annahmen buchstäblich folgend. Man kann es der de Wette'schen Kritik vollkommen einräumen, dafs der Pentateuch in seinem ganzen Umfange nicht aus Mosaischer Zeit stamme, ohne doch zu solchen, von der Wahrheit ebenso weit entfernten, entgegengesetzten Ansichten zu gelangen. Eine genauere Betrachtung des Pentateuchs wird sich unmöglich mit dieser nur durch Scheingründe unterstützten Trennung der vier ersten Bücher befreunden, auch schwerlich irgend ein Buch des Pentateuchs in das Exil herabsetzen können. Vielmehr waltet durch den ganzen Pentateuch eine gewisse Einheit, oder um es deutlicher zu sagen, es blickt in den deutlichsten Spuren die Anlage *eines* ursprünglichen Werkes hindurch, welches aber später zweimal vermehrt und neu bearbeitet wurde, so wie in die zum Grunde liegende Schrift schon ältere Documente zum Theil aus Mosis Zeit selbst eingeflochten sind. Die Kritik des Pentateuchs und anderer Bücher steht jetzt nur etwa auf der Stufe, auf welche F. A. Wolf die Homerische Kritik gebracht hatte, wie auch die *Prolegomena in Homerum* eine grofse Wirkung auf die biblischen Kritiker gehabt haben; die Vollendung und Sicherung dieser Kritik ist noch nicht gekommen, und man kann noch einen viel höhern Grad der Gewifsheit erstreben.

Um das Urtheil über dieses Werk zusammenzufassen, so erkennt Rec. gern und gebührend den grofsen Fleifs und die ungemeine Ausdauer an, mit der der Verf. die ihm richtig und sicher scheinenden Ansichten ausgeführt hat, und bedauert nur, dafs die Richtung nicht wissenschaftlich, die Kritik nicht wahrhaft frei und allseitig, und die Ausführung nicht geordnet und klar ist. Und wenn es noch eines Beweises bedürfte, dafs de Wette's Ansichten bei aller ihrer Vortrefflichkeit nicht ohne Selbstständigkeit und Kritik der neuern Forscher heilsam werden können, so würde diese aus ihnen hervorgegangene Schrift den deutlichsten geben.

G. H. A. Ewald.

XXVII.

Vendidad Sadé l'un des livres de Zoroastre, publié d'aprés le manuscrit Zend de la Bibliothéque du Roi. Avec un Commentaire, une traduction nouvelle et un mémoire sur la langue Zende considérée dans ses rapports avec le Sanscrit et les anciens idiomes de l'Europe. Par Eugène Burnouf. Paris, chez l'editeur.

Der *Vendidad Sadé* begreift drei der wichtigsten Bücher des *Zend-Avesta* — den *Izeschné*, *Vispered* und eigentlichen *Vendidad* *) — welche in einer prachtvollen Handschrift der Königl. Bibliothek zu Paris 560 Folio-Seiten füllen, wovon das angezeigte Werk, ein Muster lithographischer Ausführung, ein treues Facsimile darstellen wird. Die Hälfte des Textes liegt in fünf Heften bereits vor uns; der Commentar, die Uebersetzung und vergleichende Abhandlung sollen mit den letzten Heften des Originals erscheinen. Inzwischen hat Hr. Burnouf im *Journal Asiatique* (J. 1829) ein Bruchstück seines Commentars gegeben, das in Bezug auf die Ausführung seines rühmlichen Unternehmens zu den erfreulichsten Erwartungen Anlafs gibt. Wir lernen hieraus eine über drei Jahrhunderte alte, von Neriosengh verfertigte Sanskrit-Uebersetzung des *Izeschne* kennen, die zwar nicht aus dem Original-Texte selbst, sondern aus einer *Pehlvi*-Uebersetzung, mit eingestreuten Scholien, geflossen ist, aber doch, in

*) Von diesem besorgt Olshausen eine besondere Ausgabe, worüber wir uns vorbehalten bei einer anderen Gelegenheit zu berichten.

Digitized by Google

den ausgehobenen Stellen wenigstens, so genau an den Urtext sich anschliefst, dafs jedes Wort, und zwar in derselben Ordnung, durch einen entsprechenden Ausdruck der Uebersetzung vertreten ist. Die eine der bei dieser Gelegenheit von Hrn. B. trefflich erläuterten Stellen findet sich in vorliegendem Werke S. 8. Z. 14—17, und kehrt öfters wieder; die andere steht zum ersten Mal S. 11. und lautet im Original, nach den von Hrn. Burnouf aus anderen Handschriften gezogenen Berichtigungen, wie folgt: *(Nivaêdhayêmi hankârayêmi) stâranm*) mâonghô hûrô anaghranann raotschanghann khadhâtanann.* Das heifst: Ich verehre, verherrliche die Sterne, den Mond, die Sonne, die anfangslosen Lichter, die durch sich selbst gegebenen (unerschaffenen) **). Im Sanskrit könnte man, mit einigen Licenzen gegen Wohllautsregeln und Syntax, nämlich den Genitiv setzend statt des Accus. — dem Zend von Wort zu Wort so folgen; *Nivêdayâmi* (im Verhältnifs zum Zend gleichsam Dorisch für Jonisch) *sankârayâmi târânâm mâsô sûryasya* (von einem Stamme *sûr* würde *sûrô*, euphonisch für *sûras* kommen) ***) *anagrânâm rutschasâm svadattânâm.*

Das Zend setzt, nach Art des Sanskritischen *Guna*, welches ich durch Vortretung eines kurzen *a* erklärt habe, den anderen Vocalen gerne ein kurzes *a* vor, ohne dafs jedoch dieses *a* mit dem folgenden Vocal zu einem dritten zusammenfliefst. Hr. B. belegt dies durch mehrere Beispiele, wie *gairi*, *aêtat* *), statt der Sanskritischen Formen *giri Berg*, *êtat hoc.* So auch steht in unserm Zend-Texte *nivaêdhayêmi* für *nivêdhayêmi.* Hierauf gründet sich auch zum Theil das Verhältnifs von *raotschanghann* zum Sanskritischen *rutschasâm.* Hierbei ist aber noch zu bemerken, dafs kurzes *u* im Zend sehr häufig zu kurzem *o* wird. Wenn daher, wie der Herausg. bemerkt, die Sanskritische Endung *âs* im Zend zu *âo* wird, so ist dies meiner Meinung nach ganz analog der Sanskritischen Vocalisirung des schliefsenden *s* zu *u*, welches dann mit einem vorhergehenden *a* zu *o* zerfliefst. Durch das zendische schliefsende *ô* nach langem *a* sehe ich mich aber in meiner schon früher ausgesprochenen Ueberzeugung *(Grammatica crit. r.* 78) merkwürdig unterstützt, dafs Sanskritische Formen wie *bâlâ atantô* so zu fassen seien, dafs ein *v*, in welches das zu *u* vocalisirte *s* von *bâlâs* hätte übergehen müssen, abgefallen sei. Das Zend mit seiner Endung *âo* für *âs* ist also einerseits vollständiger als das Sanskrit, indem dieses das *s* unter gewissen Umständen ganz aufgiebt; andererseits minder vollständig, weil es nämlich die Endung *âs* niemals in ihrer ursprünglichen Gestalt bewahrt hat.

Das Zend unterstützt auch die durch das Sanskrit nicht deutlich genug aufgeklärte Erscheinung, dafs die *Vriddhi*-Diphthonge *ai* und *au* ein langes *â* zu ihrem ersten Element haben, was wir früher aus einem anderen Grunde gefolgert haben. Den Beweis giebt das Zend unter andern dadurch, dafs die Sanskritischen Pronominal-Dative auf *smai* und die Dual-Endung *au* hier in der Gestalt von *hmâi* und *âo* vorkommen. So steht *a-hmâi diesem* für *a-smai*, *ya-hmâi welchem* für *ya-smai.*

*) Ich behalte für jetzt die Anquetilische Schreibart, um *a* mit einem nachklingenden Nasenlaut zu bezeichnen, was gewöhnlich für ein Sanskritisches langes *a* vor einem schliefsenden *m* steht.

**) Anquetil übersetzt: *J'invoque, je celebre la lune, astre (bienfaisant), le soleil, la lumiere premiere donnée de Dieu.*

***) Hr. B. hält diesen Ausdruck für identisch mit dem Sanskr. *sûrya.* Ich glaube aber in dem zendischen Neutrum *hvarĕ* das Indische *svar*, Himmel, zu erkennen, wovon *sûrya Sonne* eine Ableitung seyn mag. Gewifs ist, dafs *svar* im Zend nur *hvarĕ* werden konnte, da einem Sanskritischen schliefsenden *r* im Zend ein *ĕ* beigefügt wird. Man vergleiche *dâtarĕ Schöpfer!* mit *dâtar Geber!* Die Zusammenziehung von *hvar* zu *hûr*, in den schwachen Casus, gleicht ähnlichen Erscheinungen im Sanskrit, wie z. B. *s'un-as xvrô* von *s'van.* Das Zend zeigt bei diesem Worte *sûnô* als Genitv, dagegen stimmt im Nom. und Acc. *spâ*, *spânĕm* zum Indischen *s'vâ*, *s'vânam*, da palatines *s* mit *v* im Zend zu *sp* wird.

*) Für den schliefsenden *T*-Laut hat die Zendschrift eine eigne Bezeichnung, sowohl von dem reinen als aspirirten *t* am Anfange oder in der Mitte der Wörter abweichend. Rask setzt dafür *th*, und Burnouf *t* mit einem diakritischen Punkt. Ich lasse dieses *t* für jetzt ganz unbezeichnet, da es etymologisch immer dem Sanskritischen unaspirirten dentalen *t* entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Vendidad Sadé l'un des livres de Zoroastre, publié d'après le manuscrit Zend de la Bibliothéque du Roi. Avec un Commentaire, une traduction nouvelle et un mémoire sur la langue Zende considérée dans ses rapports avec le Sanscrit et les anciens idiomes de l'Europe. Par Eugène Burnouf.

(Fortsetzung.)

Die Dual-Endung *âo* folgere ich unter andern aus dem von Rask angeführten *bâzvâo die Arme*; dies würde einen Sanskr. Dual *bâhv-au* für *bâhû* voraussetzen *), nach Analogie von *vadhv-au* aus *vadhû*. Im Plural kann *bâzu* nur *bâzavô* oder *bâzavô* bilden. Die Dual-Endung *âo* findet sich auch in Anquetil's Vocabular, wo *nâerekeyâo* durch *deux femmes* übersetzt ist. Um aber zu unserer Stelle des Zend-Avesta zurückzukehren, so ist in Ansehung des Verhältnisses von *raotschanghanm* zu *rutschasâm* noch zu bemerken, dafs ein Sanskritisches mittleres *s* im Zend in der Regel in *h*, mit vorangehendem gutturalem Nasal, übergeht. Hr. Burnouf vergleicht von *manas* Geist:

	Zend.	Sanskrit.
Instr.	*mananghâ*	*manasâ*
Dat.	*mananghê*	*manasê*
Gen.	*mananghô*	*manasas (manasô)*

Ueber *mâonghô* aus *mâs* bemerkt Hr. B. dafs hier *ngh* vielleicht nicht das Indische *s* vertrete, was schon durch *o* ersetzt sei. Wir glauben aber, dafs auch hier dem *ngh* kein anderer Ursprung zuzuschreiben sei, dafs aber bei diesem und vielleicht bei allen einsylbigen Wörtern, durch eine Verirrung des Sprachgebrauchs, das im Nominativ aus *s* entstandene *o* in den obliquen Casus beibehalten wurde, zugleich mit dem von gleichem Vater abstammenden *ngh*, so dafs unbewufst das alte *s* als doppelt vertreten, und *ngh*, vom Standpunkt der Zend-Sprache aus, als der Flexion angehörend erscheint. Aehnlich verfährt das Zend in der Gestaltung der Sanskritischen Endung *âs* vor der angetretenen Partikel *tscha*. Durch den Einflufs dieser Partikel wird nämlich der Zischlaut in seiner ursprünglichen Gestalt beibehalten, aber auch das einmal angewöhnte *ŏ*, gleichsam wie sein Schatten, ihm zur Seite gestellt. So steht in vorliegendem Werke S. 22. *imâo apastscha zĕmastscha urvarâostscha âyêsê*, d. h. *has aquasque terrasque arboresque celebro*; Sanskritisch: *imâ* (für *imâs*) *apas'tscha urvarâs'tscha vandè*. — *Urvarâ* bedeutet jedoch im Sanskrit nicht *Baum*, sondern, nach Wilson, *fruchtbarer Boden*, und *Land* im Allgemeinen. Das Verbum *âyêsê* scheint mir die im Sanskrit verlorene Wurzel zu *yas'as Ruhm* zu enthalten. — Es ist auffallend, dafs die männlichen Stämme auf *ă*, die im Sanskrit, in Vereinigung mit der Endung *as*, ebenfalls *âs* bilden, im Zend niemals *âo* oder *âos-tscha* zeigen, sondern meistens blos *ă* oder auch, besonders vor der Partikel *tscha*, *â*. So steht *mas'yâstscha* in folgender Stelle des *Vendidad* (S. 128), wovon wir etwas mehr geben als gerade zu besagtem Zwecke nöthig wäre, um zugleich andere Punkte der Grammatik dadurch zu erläutern. Wir setzen dem Zend-Ausdrucke, wo es möglich ist, jedesmal die entsprechende Sanskrit-Form in Parenthese zur Seite: *Yimô imanm zanm (imâm gâm* vgl. γῆν) *visâvayat (vyasâvayat) thribyô (trib'yas, tribyô* vgl. *tribus) thrisvaêibyô ahmât (asmât) masyêhîm yatha (yathâ) para ahmât (asmât) astĕm ithra fratscharènti (pratscharanti) parvastscha (pas'avas'tscha) staôrâtscha* *)

*) Z (nach französischer Aussprache) statt des Sanskritischen *h* ist einer der gewöhnlichsten Laut-Uebergänge.

*) *staôrâ* ist ein Neutrum, gebildet nach Analogie der *Veda*-Formen, wie *vanâ Wälder* für *vanâni*, und *purû multa* für *purûni*. Ein Analogon zu *purû* ist vielleicht das oft vorkommende *vôhû*, was von Anquetil zuweilen durch *les biens* übersetzt wird, und wahrscheinlich aus dem Sanskritischen

Digitized by Google

mas'yâtscha (*manus'yâstscha*) *hvanm anu ustim* (*svâm anu us'tim*) *zaôschĕmtscha* (*g'ôs'amtscha*) *yatha-kathâtscha* (*yathâkathâtscha*) *hê zaôschô* (*g'ôs'ô*). Das heifst: Dschesmchid (im Zend *Yimô*) diese Erde machte zu drei Dritteln *) als das besser wie sie vor dem; dann auf ihr wandelten zahme Thiere und wilde Thiere und Menschen nach seinem Willen und Gefallen, und gerade wie es sein Gefallen. Anquetil übersetzt: *Dschemschit marchant ainsi sur cette terre, en rendit le troisième tiers meilleur qu'il n'étoit auparavant. Alors coururent dessus en foule les animaux domestiques, les bestiaux, et les hommes. (Dschemschit) exécuta ce que son coeur désiroit.*

Es mag passend seyn die wichtigsten Ausdrücke dieser Stelle in genauere Erwägung zu ziehen. *Gô*, im Nominat. *gaus*, bedeutet als Fem. im Sanskrit *Kuh* und *Erde*. Das Zend aber hat diese beiden Bedeutungen in zwei verschiedene Formen gegossen; einmal ist das *g* unverändert geblieben und *gâus* entspricht so genau als möglich dem Indischen Nominativ *gaus*. Für die Bedeutung Erde ist das *g*, wie auch in vielen anderen Wörtern, in *z* übergegangen, und dann lautet der Nominativ *zâo*, was einen Sanskritischen Nominativ *gâ-s* voraussetzen würde. Das Zendische *z* kann nämlich drei Sanskritische Buchstaben vertreten, nämlich aufser dem oben erwähnten *h* und hier bemerkten *g*, noch den 3. Palatinen, das Englische *j* oder Italiänische *g* vor *e* und *i*; so ist *ag'âyata er wurde geboren* im Zend *zâyata* geworden, und in unserer Stelle ist *zaôscha* aus der Sanskrit-Wurzel *g'us'* (*dschusch*) entsprungen. *Vîsâvayat* ist die Sanskritische Causal-Form von *su* oder *sû gebären*, in Verbindung mit der Präposition *vi*, und heifst eigentlich soviel als, *er machte hervorbringen, machte urbar*. Die Form *thri* für *tri*, und weiter unten *fra* für *pra*, stützt sich auf ein von Hrn. Burnouf richtig erkanntes Lautgesetz, wornach die Halbvocale einen vorhergehenden (harten) Consonanten aspiriren. Ich glaube einen ähnlichen Einflufs dem *s* zuschreiben zu dürfen, denn man sagt *âfs Wasser*, *kĕrĕfs Körper*, während doch das Thema dieser Nom. mit *p* schliefst. In Bezug auf das dem *b* in *thrisvêibyô* vorangehende *i* mufs ich mich ebenfalls auf ein Lautgesetz berufen, welches dem Scharfblick unseres Herausgebers nicht entgangen ist, wornach die Attraktionskraft eines *i*, oder seines Halbvocals *y*, auch in die vorhergehende Sylbe ein *i* einführt; so steht z. B. *bavaiti er ist* für *b'avati*. Ich glaube einer ähnlichen Attraktions- oder Assimilationskraft des *u* auf der Spur, aber auch nur auf der Spur zu seyn, und sehe weiterer Bestätigung entgegen. Von dem Thema *atharvan Priester* ist der Nominativ *atharva*, Sanskrit *atharvâ*, und der Accusativ *atharvanĕm*; wenn aber in den schwachen Casus (R. 185. der Lat. Ausg. meiner Gramm.) die Sylbe *van* zu *un* sich zusammenzieht, so geht, wie es scheint, durch den Einflufs dieses *u* auch das *a* der vorhergehenden Sylbe in *u* über. Ich finde wenigstens im Dativ an zwei verschiedenen Stellen des vorliegenden Werkes *athurunê* für *atharunê*.

Sehr interessant ist die weibliche Comparativ-Form *masyêhîm* *). Ihr Verhältnifs zu dem Sanskritischen *masîyasî-m*, was ich nur der Theorie wegen bilde, ist so zu fassen: Erstens ist die Sylbe *ya* von *îyasî* zu *ê* geworden, worauf sich auch unter andern das Verhältnifs der Genitiv-Endung *hê* — z. B. in *pâda-hê des Fufses* — zum Sanskritischen *sya* in *pâda-sya* gründet, und das von *nitê immer* zum Sanskritischen *nitya*. Zweitens ist wegen der Vocalisirung von *ya* der vorhergehende Vocal *î* zum Consonanten *y* (*j*) geworden. Drittens ist, was am wenigsten auffällt, das *s* in der letzten Sylbe ganz regelrecht zu *h* geworden. — Die Lehre von der Verwandlung der Sanskritischen Zischlaute ist der Faden, woran ein grofser Theil der scheinbar eigenthümlichen Zend-Grammatik angeknüpft werden kann. Zuweilen werden durch diese verschiedenartig bedingten Laut-Uebergänge zwei ursprünglich auf gleichem Princip ruhende Formen unter einander ebenso entzweit als sie

---

vasu Ding, Reichthum hervorgegangen ist. Aufser der Verbindung mit *tscha*, und an einsylbigen Wörtern, hat sich der neutrale Ausgang *â* ebenfalls meistens verkürzt; so entspricht S. 195 *tâ vastrâ* (*hae vestes*) dem Vedischen *tâ vastrâ*.

*) Nachdem in zwei vorangehenden Stellen gesagt ist, dafs *Dsch.* die Erde zu einem Drittel, dann zu zwei Dritteln urbar machte, wird nun, mit Beizählung der schon urbar gemachten zwei Drittel, gesagt, dafs er sie zu drei Dritteln urbar machte.

*) Es bedeutet eigentlich *gröfser*. Den Positiv habe ich mehrmals im männlichen Accusativ, in der Gestalt *masanghĕm* gefunden, was ein Sanskritisches *mas'asam* voraussetzt (vgl. *mahatam* und im Zend *mazista*). Das Suffix *angh* (*as*) ist vor dem Comparativsuffix abgeworfen, nach Analogie mit R. 252 meiner Sanskr. Grammatik.

Digitized by Google

zum Theil auch mit dem Sanskrit in scheinbarem Widerspruch stehen. Die im Sanskrit, bei den Pronominen der dritten Person im Singular, und bei den beiden ersten Personen im Plural zwischen Stamm und Endung tretende Sylbe *sma*, hat im Zend, wie zu erwarten stand, das *s* in *h* verwandelt; z. B. *a-hmâi*, *a-hmât a-hmi* für *a-smai huic*, *asmât ab hoc*, *asmin in hoc*. Da aber bei der zweiten Person, durch den Einfluſs des *u* von *yu*, das *s* von *sma* zu *ś* wird, welches im Zend nie verhaucht, sondern Zischlaut bleibt; so steht *yû-ś-mâkĕm* (*vestri*) hierdurch im Widerspruch gegen *a-hmâkĕm* (*nostri*), welches letztere Anquetil in seinem Vocabular sonderbar genug durch *je*, *moi* übersetzt.

Ein merkwürdiger Zwiespalt zeigt sich durch die Schicksale, die dem alten *s* im Zend widerfahren sind, bei der Conjugation der Wurzel *as seyn*, dessen Bildungen mir durch vorliegenden Text gröſstentheils bekannt geworden sind. Das Präsens flectirt *ah-mi*, *a-hi*, *as-ti etc*; im Potentialis oder Optativ steht *kyât* für *syât er möge seyn*. Im Augment-Präteritum steht für *âsam*, oder vielmehr für *ăsam* ohne Augment, *anghĕm* und in der 3. P. pl. *anghĕn* für *âsan* (ἦσαν). Merkwürdig ist mir die Form für das reduplicirte Präteritum *âsa* (aus *ă-asa*), weil im Sanskrit diese Form schon so weit ausgestorben ist, daſs sie nicht mehr selbstständig, sondern nur noch zur Umschreibung anderer Präterita, in Verbindung mit Verbal-Formen auf *âm* vorkommt. Im Izeschne finde ich für *âsa âongha* (vergl. oben *mâonghô* für *mâsô*) selbständig, in folgender Stelle (S. 40): *nôit* (vgl. *nêt wenn nicht*) *aotem âongha nôit garĕmĕm etc.* „Nicht Kälte war noch Hitze." Hierher gehört auch die Form, welche das Part. des reduplicirten Prät. im Zend angenommen hat, wovon ich um so lieber ein Beispiel anführe, als selbst im Sanskrit dieses Part. ziemlich selten ist. Von der Wurzel *dâ geben, schaffen* finde ich S. 245 den participialen Nominativ *dadhvâo* und S. 31 den Acc. *dadhvâonghĕm*. Dies setzt ein Sanskritisches *dadvâs*, *dadvâsam* voraus, ohne den in den starken Casus eingefügten Nasal. An beiden Stellen bezieht sich dieses Part. auf *Ormusd*, und Anquetil übersetzt es durch *grand juste juge*, wie er auch den von derselben Wurzel stammenden Vocativ *dâtarĕ* (Sanskrit *dâtar* Geber,) durch *juste juge* übersetzt. Es bedeutet aber wahrscheinlich *Schöpfer*, und *dadhvâonghĕm den geschaffen habenden*, wie im Anfang des Vendidad, *dadanm* so viel als *ich habe geschaffen* bedeutet.

Die wichtigste, zum Bereiche der hier besprochenen Lautverwechslung gehörende Form, ist eine zweite Passiv-Person auf *angha* für *as-a*, aus dem activen Ausgang *as*, analog dem Griechischen ἐδίδοσ-ο aus ἐδίδως. Da im Sanskrit nach demselben Princip in der 3ten Person *atudat-a* von *atudat*, und im Plural *atudant-a* von *atudan(t)* kommt (vgl. ἔλεγετ-ο von ἔλεγε(τ), und ἔλεγοντ-ο von ἔλεγον(τ)): so war es mir immer auffallend, daſs nicht auch nach demselben Princip aus *atudas* eine Medialform *atudas-a* hervorgegangen ist. Eine solche zeigt nun der Zend-Avesta zu meiner nicht geringen Freude, im 9ten Ha des Izeschné, wo Hom zu Zoroaster sagt: *Hê tûm usazayangha*, ihm Du wurdest geboren. Anquetil übersetzt weitschweifig: *Lui, qui a eu un fils celebre comme Vous.* — Die Form *usazayangha* läſst sich nicht aus dem Zend erklären wie es ist, sondern wie es war, so zu sagen zur Zeit seiner Identität mit dem Sanskrit. Aus dem activen Ausgang auf *ô* — vgl. auf derselben Seite *frasrâvayô du sprachst* mit der Sanskritischen Causal-Form *prâs'-râvayas*, von *s'ru* hören — konnte kein *angha* entspringen, wohl aber aus der Urform *as* ein *asa*, und hieraus ein *angha*.

Unter der Bedingung wo im Sanskrit das dentale *s* des Futurums in das linguale übergeht, ist auch im Zend, wie in ähnlichen Fällen immer, der Zischlaut geblieben. So entspricht, wie ich glaube, S. 83. *vaksyêiti* dem Sanskritischen *vaks'yati er wird tragen*, von der Wurzel *vah*, die im Zend *vaz* lautet. Auf derselben Seite liest man das weibliche Partic. Futur. von der Wurzel *bû seyn*, im Accus., aber fehlerhaft geschrieben, nämlich *bûsyntîm* für *bûsyaintîm*, *futuram*. Vorangehen die ebenfalls weiblichen Participial-Formen, *hailîm die seyende (existentem*, Sanskr. *satîm)* und *bavaintîm* (Sanskr. *b'avantîm)*, was hier *die gewesene* bedeutet, aber der Form nach ebenfalls ein Part. der Gegenwart ist. S. 89 findet man die entsprechenden männlichen Accusative, *hĕntĕm bavaintĕm (bavantĕm?) bûsyantem*, entsprechend den Sanskrit-Formen, *santam* (vergl. *prae-sentem*) *b'avantam*, *b'av-i-s'yantam*.

Um zur weiteren Erörterung der oben angeführten Stelle zurückzukehren, so kann ich über *astĕm* keine genügende Auskunft geben; aber das darauf folgende *ithra* ist aus dem Pronominalstamm *i* gebildet, wie im Sanskrit *a-tra* von *a*, *ta-tra* von *ta*. Für *pasvas-tscha* vom Stamme *pasu* könnte auch *pasavas-tscha*, und au-

Digitized by Google

ſser der Verbindung mit *tscha pasavô* neben *pasvô* erwartet werden, denn von *ratu* findet man ebenso häufig *ratavô* als *ratvô*, sowohl im Nominativ als Acc. Es verdient bemerkt zu werden, daſs der Unterschied zwischen Nominativ und Acc. Pl. bei Zendischen Masculinen mit kurzen Endvocalen fast ganz aufgehoben ist; so bedeutet z. B. *vispê* — Sanskrit *vis'vê cuncti* — sehr häufig *cunctos*. Nur wo, im Einklang mit einer Sanskritischen Wohllautsregel, zwischen *n* und einem folgenden *T*-Laut, ein euphonischer Zischlaut eingeschoben wird, scheint die alte Auszeichnung des Acc. zuweilen geblieben zu seyn. So steht S. 32 und 33. *aêsmans-tscha baoidhîm-tscha* (*lignaque odoremque*); Anquetil giebt aber, gerade umgekehrt, dem Geruch die plurale und dem Holz die singulare Geltung. Dasselbe Wort findet sich unter andern S. 238, wo *huskananm aêsmananm siccorum lignorum* bedeutet (Sanskr. *s'uskânâm id'mânâm*). In Ansehung der im Zend wie im Sanskrit üblichen Einschiebung eines euphonischen *s* ist noch das Wort *vĕrĕthrazanstĕmô* wichtig, welches mich S. 43 angenehm überrascht hat. Es ist der Superlativ von *vĕrĕthrazan*, gebildet durch das Suffix *tĕma* (Sanskr. *tama* Lat. *timus* in *optimus etc.*) mit eingefügtem euphonischem *s*. Dies Wort ist auch in seiner mythologischen Beziehung zu Indien merkwürdig, denn es ist ganz regelrecht das Sanskritische *vritra-han*, *Vritra-Tödter*, ein gewöhnlicher Ehrentitel des Indras, zum Andenken an seine ruhmvolle Erlegung des mächtigen Dämon *Vritras*. Von *han tödten* kommt im Sanskrit auch *ghna* am Schlusse von Compositen gebräuchlich, wie *satru-ghna Feind-Tödter* — und auch dieses Wort hat sich im Zend in Verbindung mit unserem *Vritra* erhalten, und *vĕrĕthraghna* und *vĕrĕthrazan* werden beide von Anquetil durch *victorieux* übersetzt. Sie scheinen auch ihres Ursprungs und ihrer Zusammensetzung sich nicht mehr bewuſst zu seyn. Der uralte Zusammenhang zwischen der Zendischen und Indischen Mythologie bleibt aber darum nicht minder begründet.

Was das Possessivum *hva* anbelangt, so dürfte es vielleicht in obiger Stelle natürlicher scheinen, es auf das Subject zu beziehen, und Thiere und Menschen nach ihrem eignen Willen und Gefallen auf der Erde herumwandeln zu lassen. Ich halte es aber im Sinne der Zend-Avesta-Religion für angemessener, sie ganz dem Willen Dschemschits zu unterwerfen, was auch noch durch den Zusatz bekräftigt wird, und gerade wie es sein Gefallen. Daſs aber *hva* im Zend auch auf einen andern Gegenstand als das Subjekt des Satzes bezogen werde, sieht man deutlich aus einer anderen Stelle des Vend. (S. 708), wo gesagt wird, daſs die Ormuzsd-Anbeter den Todten (*iristĕm*) bei seinen Füſsen (*havaêibya — hvaêibya? — pâdâêibya*) und seinem Kopfe (*khaêpaithyaêtscha*) in einen Sarg tragen sollen. Das Sanskritische *sva* zeigt sich im Zend unter fünf verschiedenen Gestalten. Erstens als *kha* in der von Hrn. Burnouf mitgetheilten Stelle, wo es aber nicht *sein* sondern *selbst* bedeutet (vgl. *sva-b'û* als Name des *Wischnu*, gewöhnlicher ist *svayam-b'û*, *durch sich selbst seyend*). Hr. B. zeigt die Veranlassung zu dem Irrthum, wornach *kha-dâta* von Anquetil immer durch *donné de Dieu* übersetzt wird. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit eine ebenso einleuchtende als sinnige Etymologie des Neupersischen *chodâ Gott*; als eine Verstümmelung unseres *kha-dâta* bedeutet es nämlich *durch sich selbst geschaffen*. An die Form *kha* schlieſst sich zunächst das in obigem Compositum vorkommende *khaê*, was hier als Thema zu stehen scheint, da *paithyaê* schwerlich etwas anders als der Dativ seyn kann von *paiti*, weil nach dem vorhergehenden kein Locativ zu erwarten ist. Ein Zendisches *khaê* setzt ein Sanskritisches *svê* als Modification des Stammes *sva* voraus (vgl. *têna*, *têsu* von *ta*), und woraus das Indeclin. *svayam selbst* entspringt. Ganz regelrecht steht drittens dem Indischen *sva* die Form *hva* gegenüber. Viertens schlieſst sich das Wort, mit der Bedeutung *Theil*, die seiner possessiven Natur ganz angemessen ist, an Zahlwörter an, um Wörter zu bilden wie das obige *thri-sva Drittel* und *tschathru-sva Viertel*, welche, durch den euphonischen Einfluſs der Vocale *i* und *u*, den Zischlaut, und somit die dem Sanskrit völlig identische Form bewahrt haben. Im Accus. zieht sich die Sylbe *va* zu *û* zusammen, und wir finden S. 204. die Formen *thrisûm*, *tschathrusûm*, und daneben *pangtanghûm das Fünftel*, was uns zugleich die fünfte Gestaltung abgiebt, deren das hier behandelte, im Sanskrit immer sich gleich bleibende Wörtchen fähig ist. Weil nämlich ein mittleres *s* nach *a* im Zend vor Vocalen zu *ngh* wird, so kann hier weder *pangta-sûm* noch *pangta-hûm*, sondern nur *pangtanghûm* gesagt werden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Vendidad Sadé l'un des livres de Zoroastre, publié d'après le manuscrit Zend de la Bibliothéque du Roi. Avec un Commentaire, une traduction nouvelle et un mémoire sur la langue Zende considérée dans ses rapports avec le Sanscrit et les anciens idiomes de l'Europe. Par Eugène Burnouf.

(Schluſs.)

Durch den Einfluſs dieses durchgreifenden Lautgesetzes wird auch im Genit. pl. der Pronomina das Fem. den beiden anderen Geschlechtern, dem Anscheine nach, entfremdet. So hat sich das Sanskritische *âtâ-sâm (harum)* zu *aêta-nghanm* umgestaltet, weil der Vocal der vorletzten Sylbe in diesem Casus immer kurz wird (vgl. *nairinanm feminarum* mit *nârînâm)*; während *ètê-sâm horum* zu *aêtaê-sanm* geworden ist *)

Merkwürdig ist noch in obiger Stelle die Form *hê*, welche sowohl *ejus* als *ei* bedeutet und in vorliegendem Werke in beiden Funktionen oft vorkommt. Ein Beispiel seiner dativen Bedeutung haben wir in *hê mraôm ihm sagte ich* (vgl. *abruvam*). Dies Zendische *hê* setzt ein im Sanskrit fehlendes *sê* voraus, als Analogon zu *mê* (*mei* und *mihi*) und *tê* (*tui* und *tibi*). Diese Formen — letzteres eine Verstümmelung von *tvê*, wie ich früher aus der Theorie gefolgert, und seitdem durch Rosens *Vêda-Sp.* S. 26. auch factisch bestätigt gefunden habe — weil sie keine Casus-Endung enthalten, sondern blos eine ganz gewöhnliche Ausdehnung des schlieſsenden *a* des Stammes — sind darum geeignet, zwei sonst ganz verschiedenartig bezeichnete Casus-Verhältnisse zu vertreten. Der volleren *Vêda*-Form *tvê* entspricht der Zendische Dativ *thwôi dir*, indem der Indische Diphthong *ê* (aus *a* + i) im Zend bald *ê* geblieben, bald *ôi* geworden ist, z. B. in *nôit nicht*, Sanskr. *nêt wenn nicht*, *paitôis domini*, Sanskr. *patês*. Da somit das *i* in *thwôi* kein Dativ-Charakter ist — wie überhaupt dieser Casus im Einklang mit dem Sanskrit nur durch *ê* bezeichnet wird — so möchte ich seine Verwandtschaft mit dem Griechischen *σοί* nicht so weit ausdehnen, daſs beide Formen eine gemeinschaftliche Casus-Endung hätten, was Hr. Burnouf im *Journ. As.* (1829. S. 304. u. 308.) annimmt. Auch kann ich Hrn. Rask nicht beistimmen, welcher, in der gewöhnlichen Declination der Stämme auf *a*, die Zendform *âi* dem Griechischen *φ* gegenüberstellt. Die Aehnlichkeit ist zwar sehr groſs, allein, stellt man z. B. *pâdhâi* (*pedi*) mit dem Indischen *pâdâya* zusammen, so erhellt, daſs ersteres aus letzterem so entstanden sei, daſs nach Unterdrückung des schlieſsenden *a* der vorhergehende Consonant *y* sich vocalisirt hat.

Ganz ähnlicher Art, wie das Verhältniſs von *pâdhâi* zu *pâdâya*, ist das des Zendischen Imperativs *nâi führe* zum Sanskritischen *naya*, nur daſs ein durch *Vriddhi* erweitertes *nâya*, statt des gunirten *naya* (aus *ni*) vorausgesetzt wird. Das erwähnte *nâi* finde ich mehrmals am Schlusse des 9ten *Ha* des *Izeschne*, wo *kehrpêm nâsêm nâi* (Sanskr. *nâs'am naya* vgl. *necem*) gewiſs nichts anders bedeutet, als „den Körper zum Untergang führe", während Anquetil übersetzt: *Enseigne moi le moyen d'aneantir son corps.*

Wenn wir aber zwischen *σοί* und *thwôi* keine vollkommene Verwandtschaft können gelten lassen, so erscheint doch in manchen anderen Fällen das Zend, dadurch, daſs es den Sanskritischen, aus *a* und *i* erwachsenen Diphthong *ê*, in *ôi* aufgelöst hat, in ächt Hellenischem Costüm; da es sich zuweilen trifft, daſs gerade an derselben Stelle im Griechischen *οι* steht. Während die männlichen Plural-Nominative der Pronomina im Zend meistens wie im Sanskrit *ê* haben — vgl. *aêtê*

*) Man findet im vorliegenden Werke statt des Sanskr. lingualen *s* gewöhnlich den ersten Zischlaut des Anquetilischen Alphabets, den Rask als das gewöhnliche *s* bezeichnet.

Digitized by Google

diese mit *ôtê* aus *ôta-i* — macht das Relativ keine Ausnahme, und für *yê* steht *yôi* οἵ.

Im Locativ der Stämme auf *a* steht meistens *ê*, wie im Sanskrit; dagegen aber finde ich für *madhyê* (aus *madhya-i*) *maidhyôi* (S. 16. u. 256.), und diese Form entspricht somit genauer als die gewöhnliche den Griechischen Dativen οἴκοι, μοί, σοί *). In derjenigen Sanskrit-Conjugation, welche der Griechischen auf ω entspricht, wird im *Potentialis* (Optativ) das *a* der Conjugations- oder Bindesylbe mit dem Modus-Charakter *î* zu *ê* zusammengezogen. Dieses *ê* aber ist im Zend immer *ôi*, im Griechischen immer οι. Dabei ist merkwürdig, dafs in der 3ten Pluralperson, vor der Endung *ën*, die mir oft vorgekommen ist, die ächte altindische Auflösung des alten *ê* in *ăy* sich zeigt. Man vergleiche von der Wurzel *bar* tragen:

Sanskrit.	Zend.	Griechisch.
1 *b'arêyam*	?	φέροιμι
2 *b'arês*	*barôis*	φέροις
3 *b'arêt*	*barôit*	φέροι(τ)
1 *b'arêma*	*barôima*	φέροιμεν
2 *b'arêta*	*barôita*	φέροιτε
3 *b'arêyus*	*barayën* **)	φέροιεν

Werfen wir nun einen Blick auf die Gestalt der Zend-Grammatik im Allgemeinen, so wie wir sie durch das Studium des vorliegenden Textes in ihren wesentlichsten Grundlagen kennen gelernt haben: so steht dieselbe in jeder Beziehung im innigsten Verhältnifs zum Sanskritischen Sprachbau, während das Neupersische zur Gewinnung der Zend-Grammatik ebenso wenig beitragen kann, als die Griechische Grammatik — wenn ihre Kenntnifs verloren wäre und etwa nur der Text der Ilias mit einer eben so fehlervollen und nirgends treuen Uebersetzung wie die des Zend-Avesta von Anquetil auf uns gekommen wäre — durch das verwandte aber flexionsarme Englische wieder entdeckt werden könnte. Im Ganzen läfst sich das Verhältnifs des Zend zum Sanskrit unter folgenden drei Gesichtspunkten zusammenfassen: Erstens, regelrechte Laut-Uebergänge, wie wir sie in dem Vorangehenden kennen gelernt haben, und die oft dem Zend den äufseren Anschein einer ganz eigenthümlichen Grammatik geben. Zweitens, Verkürzungen und Abschleifungen vieler Endungen, neben gänzlichem Untergang einiger anderen. So ist z. B. die Sylbe *âm* an mehreren Stellen zu *ă* geworden, wie im Dual der Nomina *b'yâm* zu *bya*. Da auch die weibliche Locativ-Endung *âm* zu *ă* geworden ist und zugleich die Instrumental-Endung *â* meistens zu *ă* sich verkürzt hat, so sind auf diesem Wege zwei ursprünglich verschiedene Casus unter einer gleichen Gestalt vereinigt worden. So bedeutet *yahmya* als Instrumentalis *durch welche* und als Locativ *in welcher*. Dies setzt ein Sanskritisches *yasmyâ* und *yasmyâm* voraus, wobei nicht auffallen kann, dafs man gezwungen ist anzunehmen, dafs die im Masculinum und Neutrum der Pronomina zwischen Stamm und Endung tretende Sylbe *sma* sich ursprünglich auch im Femin., unter der weiblichen Gestalt *smi*, gezeigt habe. — Der Dual scheint beim Verbum untergegangen, wenigstens finde ich mehrmals den Plural des Verbums in Construction mit dem Dual des Nomens. Endlich steht — dies ist der dritte und wichtigste Punkt, der bei der Vergleichung des Zend mit dem Sanskrit in Betrachtung kommt — ersteres dem letzteren in einigen Flexionen an Aechtheit und Alterthümlichkeit voran, und das Zend gibt in dieser Beziehung schätzbare Resultate für wissenschaftliche Erforschung der Sanskritischen Sprach-Entwickelung, die natürlich nicht bei den praktischen Anweisungen der einheimischen Grammatiker stehen bleiben darf. Es ist herrschendes, und fast überall befolgtes Princip im Sanskrit und den verwandten Sprachen, die grammatischen Verhältnisse durch antretende, für sich bedeutsame, wenn gleich nicht immer in ihrer Urbedeutung erkennbare Sylben oder Endungen auszudrücken. Zuweilen aber gewinnt die Sprache, auf dem Wege der Zerstörung, durch Abschleifung oder Entartung der Endungen, das Ansehen einer organischen, von aller fremden Zugabe freien, Bezeichnung der grammatischen Beziehung. Ich glaube aber, dafs, wenn z. B. *bâhu* im Dual *bahû* für *bahv-au* bildet, dies eine entartete Form sei, und dafs die abgeschliffene Endung durch die Verlängerung des Endvocals des Stammes ersetzt worden sei; und dies bestätigt sich durch die oben angegebene Zend-Form *bâzvâo*. Der Ablativ sing. wird im erhaltenen Zustand des Sanskrits nur an den Stämmen auf *a* vom

*) Stellt man *maidhyôi* mit dem Plural-Nominativ *yôi* für *yê* zusammen, so mufs man vermuthen, dafs im Zend der Halbconsonante *y* einem schliefsenden *i* die Auflösung *ôi* vorziehe.

**) In der 3. P. pl. findet man häufig *ann* für *ën*, z. B. *nidaithyann* sie mögen niederlegen.

Digitized by Google

Genitiv unterschieden; dafs aber auch die anders ausgehenden Stämme ursprünglich eine eigenthümliche Ablativ-Bezeichnung gehabt haben, und dafs *t*, nicht *ât* wie die Grammatiker lehren, die eigentliche Endung sei, dies habe ich aus theoretischen Gründen und der Vergleichung mit dem Alt-Lateinischen gefolgert, was sich nunmehr auch durch das Zend sehr merkwürdig bestätigt. Herr Burnouf hat den Ablativ-Charakter an Stämmen auf *u* bemerkt (*l. c.* S. 311.) und es war mir sehr wichtig ihn in vorliegendem Text fast bei allen Declinationen, sogar an consonantisch endigenden Stämmen zu finden, wo zur Erleichterung der Anschliefsung *at* statt eines blofsen *t* steht. Von *ap Wasser* (Nom. *âfs*, acc. *âpĕm*, Nom. pl. *âpô* nach der Theorie der starken Casus) findet sich häufig *apat*, in Sätzen wie *apat nischbârayĕn aus dem Wasser mögen sie heraustragen.* Vom Stamme *âtar Feuer* findet man *âthrat* (S. 249.) und von *hudhâongh* (Nom. *hudhâo*) kommt *hudhâonghat* (S. 112.) Von weiblichen Stammen auf *î* und *ĭ* glaube ich S. 242. Ablative zu erkennen, in *dahmyât* *) (nach dem Princip der weiblichen Genitive auf *âs*) und *âfrîtôit* (*âfrîtôit*), welches letztere einen Sanskr. Ablativ *âprîtêt* voraussetzt. Wir haben verwandte Formen in dem ersten von Hrn. B. gegebenen Satze (*dahmayâo âfrîtôis.*) Die Stelle aber, wovon es sich hier handelt, ist nicht ohne Schwierigkeit, und vielleicht ist Etwas ausgelassen: *âtharvanĕm biszyât dahmyât parô-âfrîtôit*; „wenn er einen Priester heilt (so besteht sein Lohn), aus einem vortrefflichen grofsen Segen (?)". Hierauf folgen viele andere Lohnbestimmungen für andere Heilungen, wie: *namânahê namânô-paitim biszyât nitĕm staôrĕm arĕdschô*"; wenn er eines Ortes Orts-Vorstand heilt, ein kleines Thier der Lohn. Anquetil übersetzt: *Si le Médécin rend la santé a un Athorne, (celui ci) recitera pour lui l'Afergan Dahman. S'il guerit un Chef de lieu (de maison) on lui donnera pour recompense un petit animal.*

In Bezug auf das Verbum verdient als Ueberrest eines älteren Sprachbaues die Imperativ-Endung *dhi* an Zeitwörtern der fünften Klasse bemerkt zu werden. So S. 47. *vĕrĕnûidhi* (Sanskr. *vrinu* bedecke), *kerĕnûidhi stache.* Gewöhnlicher aber ist von letzterem die Form *kĕrĕnava* *), wie man S. 132. und auf den vorhergehenden Seiten mehrmals findet, obwohl man nach Anquetil's Uebersetzung an dieser Stelle keine Imperative erwarten sollte, indem er als bereits von Dschemschit vollbracht darstellt, was ihm Ormusd erst zu thun befiehlt. Was hierauf Anquetil (B. 2. S. 276.) übersetzt durch „*Dschemschid s'appliqua à perfectionner le Ver selon l'ordre que je lui en avois donné, moi, qui suis Ormusd*" heifst nach dem Original: „Dann sagte (*manstâ*, eigentlich *dachte*) Dschemschit: wie soll ich dir machen den *Var* (*Kutha tê azĕm varĕm kĕrĕnavânê*) was mir sagte *Ormusd* (*yâ mê aôhta ahurô mazdâo*)".

Bopp.

*) Vielleicht ist *dahmyât* eine unrichtige Lesart für *dahmayât*, was der weiblichen ersten Decl angehören, und somit genau zu dem Genitiv *dahmayâo* stimmen würde.

*) Gebildet durch den Zusatz 1. Kl. an den der 5ten, mit Guna.

XXVIII.

1) *Vorlesungen über speculative Dogmatik von Franz Baader. Erstes Heft. Stuttgard und Tübingen bei Cotta.* 1828. *X.* 113 *S. gr.* 8. — *Zweites Heft. Münster* 1830 *in der Theissingschen Buchhandlung VIII.* 114 *S. gr.* 8.

2) *Philosophie und religiöse Philosophen. Eine Prüfung des neuen Problems einer Restauration der Philosophie durch die Religion. Von Dr. Carl Seebald. Frankfurt a. M. bei Brönner.* 1830. 379 *S.* 8.

Die Theologie der katholischen Kirche scheint sich nicht weniger als die der protestantischen in einer bedeutenden Umgestaltung zu befinden. Sowohl die kirchen- und dogmenhistorischen, als die dogmatischen und ethischen Schriften der jetzigen katholischen Theologie in Frankreich und Deutschland sind ein Beweis dieser Behauptung; am meisten das Streben, die Philosophie in die Dogmatik einzuführen, welches in Deutschland besonders durch Franz von Baader repräsentirt wird.

Die Stellung, welche sich Baader in der Wissenschaft gegeben hat, ist zu bekannt, als dafs lange dabei zu verweilen nothwendig wäre. Er ist der moderne Scholastiker in dem Sinn, dafs er den Lehrbegriff der katholischen Kirche durch die Wissenschaft zu begründen und zu beweisen sucht. Sein System, was er in eine Menge kleiner Schriften zersplittert hat, liefse sich etwa auf folgende Bestimmungen zurückführen, welche

Digitized by Google

auch den Hauptinhalt der vorliegenden Vorlesungen über speculative Dogmatik ausmachen.

1) *Gott* ist die absolute Substanz, die Einheit des Intelligenten und Nichtintelligenten, das Ich und Nichtich. Er ist ohne Grund, weil er selbst der Grund ist. Als Causalität ist ihm das Produciren nothwendig. Er ist also Creator und der Effect seiner Creation ist die Creatur, deren absolutes Centrum er darum bleibt, weil sie ihren Exitus nur von ihm hat, der in dem Subsistiren des Geschaffenen als seine Assistenz und Nutrition sich fortsetzt. Das Geschaffene hat also ein Verhältnifs zu Gott, zu sich und zu anderem Geschaffenen.

2) Die *Creatur* ist zunächst das Gleichbild Gottes, sein Ebenbild. Sie geht rein, unbefleckt und vollkommen aus seinen Händen hervor. In der Creatur als menschlicher ist das Nichtintelligente, die Natur, und das Intelligente, der Geist, so vereinigt, dafs beide Momente als unterschiedene Principien aus der Einfachheit des von Gott selbst in der Creatur gesetzten Unterschiedes zur Spannung und Entzweiung desselben fortgehen können. Dies geschieht, indem die Creatur ihrem wahrhaften Centrum sich entziehen und die Eigenheit ihrer peripherischen Existenz zum Centrum machen will. Hiermit geht ihre Labilität als die Möglichkeit, sich selbst ausschliefslich zu begehren und zu wollen, in wirkliche Corruption, in ein Deficit ihres virtuellen Bestandes über. Die Creatur mifsbraucht ihre Freiheit und wird böse. Aber dieser Descensus in sich selbst ist ein Tantalisches Bestreben, weil der peripherische Punct nie Centrum werden kann. Die ächte, allein conservirende Speise, Gott, wird verschmähet und diese Privation der substantiellen Nahrung hat die Folge, dafs die Creatur, von lauter falscher nicht sättigender Speise hingehalten, in der Suspension ihrer wahrhaften Lebensfunctionen ausgezehrt und in eine unendliche Qual versetzt wird, weil sie sich in ihrer Endlichkeit und Negativität, als absolute Affirmation poniren will. Nun hat jede Creatur ihre Schranke, innerhalb deren Bestimmtheit als ihrem heimathlichen Locus sie ihre Wahrheit und Vollkommenheit findet und für deren Bewahrung sie responsabel ist. Diese ihr von Gott gesetzte und darum legitime Location sucht sie in der Sucht der Negation ihrer individuellen Limitation aufzuheben, verwickelt sich aber damit in eine totale Destruction ihres Daseins. Statt Naturfrei will sie Naturlos, statt secundär und derivirt primitiv und originär, statt subjicirt will sie Substanz, statt Creatur Schöpfer sein. Gott aber hat auf diese Flucht der Creatur von ihm den Fluch des ewigen Siechthums gesetzt; die Speise zieht den Esser dahin, woher sie selbst kommt.

3) Weil also dieser Zustand der durch die Eigenheit ihrer Begier und Willkür böse gewordenen und durch das Böse von Gott geschiedenen, in die Verdammnifs und den bitteren Genufs ihrer eigenen Nichtigkeit gestofsenen Creatur ein finsteres und trübes Angstfeuer, ein umlaufendes Rad bebender Qual, ein Verbrennen in selbstentzündeter Glut ist, so bricht endlich aus dieser Desolation und Abandonnirung der Blitz der Erleuchtung hervor und die Creatur sucht wieder sich und ihre falsche Position zu verlassen und in ihr ursprüngliches, in ihr anerschaffenes Centrum zurückzukehren. Dieser Reditus in den Exitus, diese Elevation aus der Versunkenheit, die *Reintegration* in den von Gott gewiesenen Stand ist aber nicht ein alleiniger Act der Creatur, sondern er ist auch ein Act des Schöpfers. Wenn Er nicht der Producens, der die Restitution Wollende und Wirkende ist, so vermag die Creatur nicht ihre selbstgezeugte Bornirung zu negiren. Allein Gott ist nie, ohne das von ihm abgefallene Geschöpf eben durch den Schmerz, den es in seiner verkehrten Stellung leidet, zur Union mit sich zu sollicitiren. Und so wird er selbst der, welcher die Desunion mit ihm aufhebt und die Wiedereinheit des Geschöpfes mit sich vermittelt. Er lös't es von seiner Absonderung, der Sünde, restituirt es in seine originäre Constitution, die allein als die des Gesetzes gesegnet ist und läfst es durch diesen Ascensus in sich an seiner Erkenntnifs und Seligkeit schlechthin theilnehmen. So wird die menschliche Creatur befähigt, ihren Leib und dessen weitere Fortsetzung, die Natur, dem Willen des Geistes zu subjiciren und, frei von der Gewalt der Natur, sie zu Wirkern und Dienern seiner Intelligenz zu machen, wodurch eben das Nichtintelligente selbst verklärt und zur Participirung an der Freiheit erhoben wird, welche Vermittelung der Welt mit Gott durch den Menschen zu dessen vorzüglicher Thätigkeit gehört. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

1) *Vorlesungen über speculative Dogmatik von Franz Baader.*

2) *Philosophie und religiöse Philosophen. Eine Prüfung des neuen Problems einer Restauration der Philosophie durch die Religion. Von Dr. Carl Seebold.*

(Schluſs.)

Dies scheinen uns die Grundzüge Dessen zu sein, was Herr von Baader seit einer Reihe von Jahren in seinen Schriften vorträgt, welche man als weitere Entwickelung seiner am meisten fundamentalen und systematischen Schrift, über die Begründung der Ethik durch die Physik, ansehen kann. Im engeren Sinn katholisch wird diese Theorie dadurch, daſs Baader sie auf bestimmte Dogmen der Kirche als dieselben erweisend und rechtfertigend anwendet. Hieher gehört bei ihm vornehmlich der Begriff des Opfers und seiner transsubstantiirenden Assimilation in der Eucharistie; ferner die Rechtfertigung der Seelmesse als eines Rapportes des zur völligen Activität noch fähigen und des abgeschiedenen Geistes, der, als der Leiblichkeit entnommen, der Agentien und ministeriellen Wirker entbehrt; ferner die Vertheidigung der Societät in der strengen Sonderung ihrer Stände und in der Suprematie der hierarchischen Aristokratie, weil in dieser die Führer und Leiter der göttlichen Causalität seien u. s. w. Wir müssen gestehen, daſs wir an diesen und ähnlichen Sätzen immer insofern Anstoſs genommen haben, als sie unverkennbar noch eine gewisse Befangenheit, wenigstens Scheu verrathen, die Freiheit als absolute Selbstbestimmung des Geistes der *Form* wie dem Inhalt nach zu begreifen. Baader hat in seiner Entwickelung des Begriffs der Schöpfung und des Verhältnisses zwischen dem Schaffenden und Geschaffenen, auch in diesen Vorlesungen, Groſses geleistet, besonders was die Vorstellung der ursprünglichen Vollkommenheit des Menschen und einer Entzündung des Bösen aus der Selbheit betrifft. Allein über das Verhältniſs der *Wechselwirkung* der Substanz und ihrer Accidenzen ist er zum Begriff des Begriffes, als der die Nothwendigkeit setzenden *Freiheit*, wirklich nicht hinausgekommen und hält sich deswegen immer an die reciproke Beziehung der Immanenz und Dependenz, der *Abhängigkeit* des Zweiten vom Ersten.

Es wäre interessant, Baaders Verhältniſs zu den Quellen, aus denen er schöpft, zu untersuchen. Jedoch verbietet es uns hier der Raum und wir wollen nur die Bemerkung machen, daſs er in seinen *metaphysischen Principien* hauptsächlich durch Jacob Böhme bestimmt wird, wobei uns scheint, als wenn Böhme schon einen freieren Begriff der Freiheit und des Geistes, als Baader, habe, wie es denn auffallend ist, daſs er vorzugsweise von ihm nur die Creationstheorie anzieht. Für das, was mehr in das dämonische Jenseits einer Geisterwelt und in den *Cultus* fällt, recurrirt er am meisten auf *St. Martin*; und hier glauben wir, daſs Baader ohne diese Relation oft noch viel Tieferes und Gehaltreicheres liefern würde, denn zu deutlich sieht man, wie die zwar immer sinnigen, aber vor der unbefangenen Kritik oft nichts weniger als Stich haltenden Abstractionen Martins ihn hemmen. Endlich in seiner Auffassung und Beurtheilung der *Geschichte* ist *Bonald* vornehmlich sein Liebling, dieser Vorfechter der royalistischen und streng kirchlich gesinnten Partei der Französischen Philosophen. Hier ist das Hauptgebrechen, daſs Bonald so wenig als Baader einen Begriff von Dem haben, was *Geist eines Volkes* heiſst, und daſs sie Alles auf den Begriff der *Gesellschaft* reduciren, wodurch sie denn natürlich mit der sich wirklich vollbringenden Geschichte in unzählige Widersprüche gerathen, besonders, was die Deutsche Reformation und die Französische Revolution betrifft. Je nachdem Baader innerlich von dem einen oder anderen dieser Au-

Digitized by Google

toren afficirt wird, ändert sich auch seine Sprache. Hier ist sie mehr Deutsch in Weise unserer alten Mystik; dort mehr Französisch in Form Martins, de Maistre's und Bonalds; das Lateinische endlich und der effectvolle Gebrauch einzelner logischer Regeln stammt aus dem Studium der Scholastik.

So groſs nun Baaders Verdienst um die speculative Theologie ist, so ist es doch immer ein bedeutender Mangel, daſs er es zu keiner recht *systematischen* Form bringt. Allerdings sieht er dieselbe als das Ziel an, aber als ein Ziel, was schwer zu erreichen sei und zu dem es noch immer erst der *Vorarbeit* bedürfte. Wir sind auch weit entfernt, ihm aus jenem Mangel einen bestimmten Vorwurf zu machen. Noch weniger gilt uns ein *a*, *b*, *c*, als die äuſserliche Verkündigung eines systematischen Gedankenganges, über welche formelle Schematisirung der Verf. in der Vorrede zum zweiten Heft mit Fug und Recht sich bitter ausläſst. Dennoch sind wir, da alle Erkenntniſs wie die Idee selbst nur als organische vollendet sein kann, der Meinung, daſs durch das Streben nach einer mehr systematischen Totalität unendlich viel gewonnen würde, besonders eine Vermeidung der vielen *Wiederholungen*, von denen wir den Hrn. Verf. nicht frei sprechen können, wenn gleich er immer mit etwas anderer Wendung und stets geistreichem Ausdruck sich wiederholt. Die aphoristische Form ist ihm durch die lange Uebung zur Gewohnheit geworden und selbst Dobmeyers Compendium der Dogmatik, worüber die Vorlesungen eigentlich gehalten werden sollten, hat ihn nicht zur organischen Gestalt zusammendrängen können. Oder nöthigte ihn hier der Widerspruch der Speculation mit dem traditionellen System zu einer solchen lockeren und freieren Form? —

Das Buch des Herrn Seebold, Philosophie und religiöse Philosophen, können wir nur gleichsam anhangsweise zu den Baaderschen Vorlesungen betrachten. Zuerst fällt der Verf. unmuthig über Baader als über einen geistlichen Erlöser, ritterlichen Kämpen, wissenschaftlichen Scharfrichter her, gibt dann den Grundriſs eines eigenen confusen Systems der Philosophie zum Besten und liefert endlich noch eine Kritik der Kantischen Antinomieen. Schlieſslich ereifert er sich noch einmal über Baaders religiöse Philosophie, die er, beiläufig, nur aus den Vorlesungen desselben zu kennen scheint, da es doch wohl seine Pflicht gewesen wäre, sich mit dem vertraut zu machen, was Baader seit 1797 geleistet hat; allein, ein allseitiges und gründliches *Eingehen* auf seinen Gegner hat er verschmäht und darum auch nur die Oberfläche desselben berührt. Uebrigens ist der gute Wille, die Aufrichtigkeit des Verfassers und der Styl seines Buches sehr zu loben. Er hat eine gefällige Leichtigkeit und ansprechende rhetorische Fülle. Sonst ist aber von eigentlicher Methode und Wissenschaftlichkeit keine Spur, sondern Alles läuft herüber und hinüber, wie der Gott des Zorns und Grolles gegen Baader und der Verehrung für Kant dem Verfasser den Busen bewegen.

Wir wollen zuerst von Hrn. Seebolds *Polemik* gegen religiöse Philosophie und Philosophen, S. 1 — 79. und S. 337 — 79., sodann von seinem eigenen Philosophiren reden. In seiner Bestreitung Baaders geben wir ihm in einigen Puncten vollkommen Recht. Erstlich darin, daſs Baader die historische Entwickelung der Philosophie, besonders der neueren, verkennt. Die Vertheidigung von Cartesius, Leibnitz, Kant, als wenn die philosophische Wissenschaft durch sie von ihrem Ziel abgeirrt und zurückgegangen sei, ist durchaus zu billigen. Im schönen Eifer, die kirchliche Lehre wieder zur Basis des gesammten Lebens zu machen, ist Baader, wie Fr. Schlegel, in seiner Kritik der neueren Philosophie oft bis zu einer Verachtung und Miſskennung fortgegangen, welche leichtsinnig und unbedacht genannt werden muſs. Wenn er z. B. sagt. „In neueren Zeiten soll vollends, wie z. B. Degerando will, beim Sturz der scholastischen Philosophie diese erst durch ihre gänzliche Trennung von der Religion und Tradition sich befähigt haben, sich zu constituiren und Hegel will gar, daſs erst mit dem Eintritt der (*ci-devant*) Lutherischen Reformation die Freiheit und Selbstständigkeit des Denkens aufgekommen sei"; so ist das eine Behauptung, welche Baader nur dadurch rechtfertigen könnte, daſs er die Folge der Systeme, welche seit Cartesius bis auf unsere Tage sich entwickelten, so widerlegte, daſs man sähe, wie die Scholastik, ihre Wiege, über ihnen stände und besser, als sie, die Aufgabe der Philosophie gelöst hätte. Ein bloſses Anspielen auf diese und jene Schwäche, auf dies und jenes Extrem ist völlig unzureichend, eine Arbeit dreier Jahrhunderte für Wahn, Irrthum und Nichtigkeit zu erklären. — Ferner geben wir Hrn. Seebold Recht, wenn er es tadelt, daſs Baader von antisocialen, unphilosophischen und irreligiösen Ansichten, welche, wie ein geheimer Krebs-

Digitized by Google

schaden, vermehrend und corrumpirend in der Gesellschaft umschlichen, fast immer im Allgemeinen, selten mit bestimmterer Bezeichnung dieser verderblichen Richtungen in ihrer gegenwärtigen Existenz spricht. — Endlich stimmen wir dem Verf. auch darin bei, dafs er über Baders Darstellung sein Mifsfallen äufsert, indem von derselben der Vorwurf wirklich nicht hinwegzunehmen ist, dafs sie in ihrer Mosaik von Deutschem, Französischem und Lateinischem Ausdruck oft recht wunderlich aussieht und durch eine Sucht nach einer Identität des realen und etymologischen Zusammenhanges zuweilen spielend und affectirt wird.

Was wir zu Baaders Vertheidigung gegen den Verf. zu sagen hätten, ist zum Theil in unserer eigenen Beurtheilung desselben schon enthalten, weshalb wir nur noch die Bemerkung hinzufügen, dafs, wenn Baader den Protestantismus und seine ewige Nothwendigkeit verkennt, Hr. Seebold nicht minder den *Katholicismus* und dessen Nothwendigkeit, so wie die dadurch *bedingte* Stellung Baaders *verkennt*. Wäre er genauer auf die geschichtliche Entfaltung des katholischen Systems eingegangen, hätte er die Erstarrung und Vollendung desselben im Tridentinum erkannt, hätte er die folgenden Entzweiungen der Jesuitischen Partei mit jeder liberalen Tendenz verfolgt, hätte er überhaupt mit dem dermaligen Zustand der katholischen Dogmatik sich genauer bekannt machen wollen, so sind wir überzeugt, dafs er ein Streben, wie das von Baader, mit Achtung und Lob als eine grofse und bedeutende Erscheinung anerkannt haben würde. Denn der unermefsliche Abstand, die Freiheit, Tiefe und Regsamkeit der Baaderschen Speculation in Verhältnifs zur gewöhnlichen Reproduction des tradirten Systems bei den Katholiken hätte ihm klar werden müssen. Er würde gewifs zu dem Geständnifs gekommen seyn, dafs eine andere Wissenschaft, als durch Baader in der katholischen Theologie beginnt, noch nicht wohl möglich und dafs sie ein unendlicher Fortschritt sei, der sich mit Allem, was die Wissenschaft in den verschiedensten Gebieten leistet, in den fruchtbarsten Contact setzt. Durch die Beachtung dieses Zusammenhanges würde er auch zur Anerkennung der *Ehrlichkeit* Baaders gekommen seyn, statt dafs er jetzt seine Gesinnung als eine servile, rein pfäffische überall verdächtigt und nichts als priesterliche Anmafsung und Pfiffigkeit darin erblickt, welche die blinde Unterwerfung unter das Dogma und Regiment der Kirche verlange.

So viel hiervon. S. 81 — 336. hat der Verf. eine ziemlich bunte Darstellung seines eigenen Systems gegeben. Diese Entwickelung ist ganz positiv. Nur gegen eine Aeufserung Jacobi's, als wenn die Natur der Erkenntnifs unzugänglich sei, gegen einzelne Seiten des Kantischen Idealismus und gegen die *religiöse Philosophie* läuft die Polemik implicite mit durch, in letzterer Beziehung vornehmlich in den Abschnitten Religion, S. 178., Erleuchtung S. 195., Moral der Religiösen S. 202., Geschichte S. 246. Doch hat der Verf. Baaders Bestrebungen hier oft ungerechter Weise mit der geistlosen Richtung jenes dumpfen und süfslichen Pietismus zusammengeworfen, gegen dessen obscurirende Wissensscheue, Naturhafs und lächerliche Weltverachtung Baader selbst mehrfach mit so tüchtigen Waffen zu Felde gezogen ist. Es ist unmöglich, in alles Einzelne einzugehen. Auch wäre es unnütz. Denn wir müfsten alsdann Sachen berühren, welche längst abgethan sind, möge der Verf. dies ignoriren oder wirklich nicht wissen z. B. die Kritik des Kantischen Dinges an sich durch Schelling, die Kritik der Antinomieen der Vernunft durch Schelling und Hegel, der praktischen Autonomie durch Hegel u. s. w. Aber die Schellingsche Epoche, das Niethammer-Fichtesche, das Schelling-Hegelsche Journal und andere mit jenen Aufgaben beschäftigte Leistungen der Philosophie scheinen ihm entgangen zu seyn; sonst hätte er nothwendig hier oder da einmal daran denken müssen. Hr. Seebold theilt die ganze Philosophie in zwei Theile, die nach ihm so wenig innere Einheit haben, „wie zwei Köpfe nicht unter Eine Mütze gehören", in eine *speculative Naturwissenschaft* und in die *Ethik*. Das reale Princip jener ist der *Sinn*, der die gegebenen Objecte der Natur untrüglich auffafst. Seine Anschauungen, die er in vereinzelter Empirie erwirbt, werden von dem regulirenden *Verstande* zusammengeordnet. So entsteht Naturgeschichte, Physik und Metaphysik. Von jeder dieser Wissenschaften gibt der Verf. eine höchst magere und dunkle Skizze, besonders von der Metaphysik, wo man endlich gar nicht weifs, ob er allergnädigst eine statuiren will oder nicht. Von Gott könne darin höchstens als von dem Urgrunde der Natur, als dem höchsten Naturwesen die Rede seyn. Eine *Vereinigung* aller Gegenstände der Natur sei übrigens nicht möglich, nur eine Classification, da Begriffe nur zusammenfassen, nicht vereinigen könnten. Freilich, wenn man die Einheit und den Unterschied des Begriffs als den Objecten äufserlich, als nur in *unserer* Intelligenz befindlich denkt, so kann man in der Natur nichts begreifen, sondern nur das vom Sinn Geschaute wie die Bücher einer Bibliothek in ihre diversen Fächer registriren. Wir sind nicht im Stande, aus dem Buch zu beurtheilen, ob der Verf. die Natur im Einzelnen kennen zu lernen sich die Mühe gegeben habe; aus seinen Skizzen kann man nicht viel Vortheilhaftes entnehmen. Denn wer beginnt wohl die Entwickelung der Natur mit der Naturgeschichte, welche doch die or-

Digitized by Google

ganische Naturwissenschaft in sich fafst, die ohne Erkenntnifs der physikalischen und chemischen Natur, die Hr. Seebold nachfolgen läfst, gar nicht verstanden werden kann? — Die *Ethik* hat mit der Naturwissenschaft oder eigentlich speculativen Philosophie gar nichts zu thun. Ihr reales Princip ist der Mensch mit seinem *guten Herzen*, von dessen Edelsinn, himmelanschwebender Begeisterung und reinem Willen der Verf. mit so wahrhaftem Gefühl und mit so lauterer Wärme spricht, dafs wir im Voraus ihn zu kränken gewifs sind, wenn wir ihm sagen, dafs ein solcher Enthusiasmus keineswegs *Princip* der Ethik seyn könne. Ein gesunder Sinn für das Recht, ein gemüthvolles Gefühl ist unstreitig etwas Herrliches. Aber wenn ich die Gestalten des freien Willens und ihre Nothwendigkeit erkennen will, so reicht für diese unendlich weite Welt das subjective Gefühl des Guten, was mich erhebt, nicht aus. Es mufs sich im Wissen seiner Nothwendigkeit bewähren und sich als das mit dem göttlichen Willen, mit dem freien Gesetz Identische begründen. Der Verf. *versichert* sehr eindringlich, dafs das gute Herz nur das Gesetz empfinde und wolle. Aber wird er in der Entwickelung der Ethik, z. B. in der Lehre vom Gewissen, nicht auf viele Stellen kommen, wo ihm diese Identität ausgeht?

Ueberhaupt hat sich der Verf. gar auf Nichts mit Gründlichkeit eingelassen, sondern springt, wenn er eine kleine, vage Definition gegeben hat, triumphirend zu anderem Stoff über, indem er hofft, dafs nach seinen Tiraden, Andeutungen und witzigen Redensarten dem Leser Alles hinreichend klar geworden sei. Wir zweifeln daran gar nicht, dafs nicht eine Menge Leser diese Klarheit sich einbilden werden, sobald Hr. Seebold sie dazu auffordert; aber wir hoffen auch, dafs trotz der grofsen Gefälligkeit des philosophischen Publicums nicht Wenige seyn werden, die mit diesem halben, immer frisch weg, auch bei den gröfsten Problemen sich leicht befriedigenden Philosophiren und mit dieser als Klarheit gepriesenen Plattheit sich nicht werden befreunden können. — Die Ethik soll die Civilisation, Humanität und sittliche Stärke befördern. Sie soll 1) *Religion* der Ethik seyn, welche vertrauend zu dem unbekannten Unendlichen emporblickt; 2) *Aesthetik* oder Ethik der Natur; 3) *Zwecklehre* als Staats- und Tugendlehre. Diese Wissenschaften werden nicht vom Verstande, sondern von der *Vernunft* bearbeitet, über deren Unterschied vom Verstand S. 236 ff. eine ziemlich confuse Belehrung gegeben wird. Die Oberflächlichkeit und Anmafsung des gefühlvollen Verfassers ist in diesen Partheen oft grenzenlos. Das *Schöne* z. B. ist ihm nichts, als ein Spiel der berauschten, menschlichen Seele. Es ist nicht an sich. Es ist in uns. Denn die *Formen* sind *leer*. „Es ist ein fruchtloses Bemühen, aus Ebenmaafs, Harmonie, Gleichgewicht, oder wie sonst die Verhältnisse der Formen heifsen, das Wesen der Schönheit zu entziffern". Was soll man nun dazu sagen, wenn mit der gröfsten Süffisance nach Winkelmanns, Goethe's und Schillers Arbeiten, nach Kants Kritik der Urtheilskraft, nach Schellings Untersuchungen, nach Solgers Erwin solche Sätzchen ungescheut, ohne weitere Ableitung als die tiefste ästhetische Weisheit vorgetragen werden? Obwohl Hr. Seebold, nachdem er alle Form als leer verworfen hat, S. 221. und öfter auch wieder sagt: „in der Form liegt nicht das Wesen der Schönheit, wohl aber die Bedingung ihres Erscheinens". Hätte er sich doch über die Einheit der Form mit dem Inhalt besser unterrichtet, statt so precär von der Form als Bedingung zu reden. Und selbst die Bedingung ist nicht jene Leerheit, denn geht sie nicht in das über, was durch sie bedingt wird? Am unerträglichsten wird das behagliche Speculiren des Verfassers da, wo er gedrungen ist, das *Böse* zu berühren. Von diesem weifs sein gutes Herz so viel als Nichts und oft scheint er, die religiöse Philosophie ausgenommen, an seinem Daseyn zu zweifeln. Dafs im Christenthum der Mensch von Natur böse genannt und dafs die Moral mit der Religion in Verbindung gesetzt wird, ist ihm besonders ein Greuel. So wenig nach ihm die speculative Naturwissenschaft und die Ethik zu einer concreten Einheit vereinigt werden können, so wenig hat nach ihm die Religion mit der Ethik zu schaffen. Diese Verbindung sei eine nur *künstliche* Stellung für den Despotismus der priesterlichen Gewalt. Wir können, um uns aller Weitläuftigkeit zu überheben (da wir allerdings den *Grund* jeder Moral in der ihr correspondirenden Religion finden, als worin sie für ihre höchste Gewifsheit zurückgreift), die Meinung des Verfassers durch ihn selbst widerlegen. Nicht nur behauptet er, S. 212., dafs Christus selbst seine Moral auf die Autonomie gegründet habe, sondern S. 228. nennt er ja die *Religion der Ethik* als Anfang der ethischen Wissenschaft und beschreibt sie so: „Das Princip der Ethik, von der Last des Irdischen gedrückt, schwingt sich an der Idee der ewigen Vollendung über jede drückende Schranke empor. Hoch über allem Irdischen erhebt sich der Geist siegreich und verklärt, der hier den Kräften der Natur überliefert, ihrer Gunst eine kurze Blüthe verdankt, bald von ihrem raschen Umtrieb dahingerafft wird". Sollte man nach solchen declamatorischen Floskeln noch die philosophische Unverschämtheit erwarten, dafs Hr. Seebold selbst zufrieden fortfährt: „das ist die Idee der natürlichen Religion" und dann weiter kein Wörtchen von ihr sagt?

Wir brechen hiermit unsere Bemerkungen ab und wünschen dem Hrn. Seebold, dafs er zu seinem löblichen Sinn für Freiheit und zu seiner verständigen Klarheit ein gröfseres Studium der Philosophie hinzufügen möge, um sich nicht einzubilden, weder durch einige äufserliche Beobachtungen Hrn. von Baader widerlegt, noch durch das nebulose Modificiren längst bekannter Ansichten eine neue Philosophie geschaffen zu haben.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

Nro. 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

XXIX.

L. F. von Ledebour's Reise durch das Altai-Gebirge und die Soongorische Kirgisen-Steppe, in Begleitung der Herren L. A. Meyer und Alex. v. Bunge. Berlin Th. 1. 1829. Th. 2. 1830. 8. Mit einem Atlas.

Ein wichtiger Beitrag zur geographischen und statistischen Kenntnifs dieser Gegenden. Seit Renovanz seine mineralogischen und geographischen Nachrichten von dem Altaischen Gebirge im Jahre 1788 herausgab, hatten wir keine ausführliche Darstellung dieses Gebirges. Aber Renovanz untersuchte nur die nordwestlichen Ausläufer desselben und seit 1788 hat sich auch gar viel in statistischer Rücksicht verändert. Schangin und andere Naturforscher gaben einzelne aber nur einzelne Notizen. Man ist sogar noch in grofsem Zweifel über die Benennung des Gebirges, welches der Verf. untersuchte und welches hier die Gränze zwischen Sibirien und dem Chinesischen Reiche macht. Viele ausgezeichnete Geographen nennen es den grofsen Altai, andere und mit ihnen die Russische Karte vom Asiatischen Rufsland 1825 nennen es den kleinen Altai. Die letztere versetzt den grofsen Altai in die Chinesische Mongolei, sie läfst ihn unter einem spitzen Winkel sich mit dem kleinen Altai verbinden und indem dieser in einem Bogen sich nach N. O. wendet, läfst sie den grofsen Altai in südöstlicher Richtung weit durch das Land streichen und sich endlich mit einem andern Bogengebirge, dem Changai verbinden. Aber Alex. von Bunge hörte im Lande selbst weder von den eingebornen Russen, noch Kalmücken von einem grofsen und kleinen Altai reden; die Form der Bergzüge in der Chinesischen Mongolei, wie sie die Russische Karte darstellt, ist so ungewöhnlich, dafs man wohl annehmen kann, der grofse Altai sei ein mythisches Gebirge, und nur ein Altai vorhanden. Von diesem Altai, dessen nördlichen Theil die Eingebornen nur Altai nennen, läfst sich nun folgende anschauliche Darstellung geben. Fast unter dem 50° N. B., etwas südlicher, und dem 105° O. L. entspringt die Buchtarma im Gebirge nahe an der Chinesischen Gränze und fliefst unter manchen Windungen, aber doch im Ganzen westlich zum Irtysch, in welchen sie sich bei Buchtarminsk ergiefst. Sie macht auf der ersten Hälfte ihres Laufes die Gränze zwischen Sibirien und China, auf der letzten Hälfte schneidet sie das Stück von Sibirien ab, über welches hinaus man die Gränzlinie bis an den Naryen vorgerückt hat, weil dort die reiche Syränowsche Grube sich befindet. Sie mag einen Schenkel des Dreiecks bestimmen. Nicht gar weit von den Quellen der Buchtarma entspringt die Tschuja, wendet sich aber gegen Nordwesten und fällt in die nach N. N. W. fliefsende Katunja. Dieser Flufs entsteht von dem der Tschuja entgegen, also nach S. W. fliefsenden Koksun, welcher mit einem Seitenflüfschen, dem Kurkulek, die Katunja bildet. Nicht weit von den Quellen des Koksun liegen die Quellen des Tscharysch, welcher wiederum nach N. W. fliefst. So macht also der Lauf der Tschuja abwärts, der Lauf des Koksuns aufwärts und wiederum der Lauf des Tscharysch abwärts den zweiten Schenkel des Dreiecks, welcher von S. O. nach N. W. geht. Die Basis des Dreiecks würde eine Linie von der Festung Buchtarminsk über die Riddersche Grube (Riddersk) nach dem Dorfe Sentelek am Tscharysch sein. In diesem Dreieck nun, dessen Spitze gegen S. W. dessen Basis gegen W. gekehrt ist, liegt das Hochgebirge des Altai, wenn man dazu einen Abschnitt rechnet, den ein Bogen von der Tschuja zum Tscharysch, den Telezkischen See berührend, umgränzt. Auf der Ostseite sind zwar die Berge noch hoch, aber Al. von Bunge fand doch die Gegend auf dem rechten Ufer der Tschuja niedriger und so weiter nach Norden bis zum Telezkischen See. Das Sabinskische Gebirge, welches von den Te-

Digitized by Google

lezkischen Bergen gegen Osten die Gränzen von Sibirien und China macht, kennen wir nicht genau, um das Verhältniss zum Altai genau zu bestimmen, doch wird es von allen als niedriger angegeben. Südwärts um die Buchtarma ist die Gegend flach, doch sah Ledebour, als er einen Besuch bei dem Chinesischen Vorposten Tschingistei machte, ein Gebirge sich nach S. O. und N. W. erstrecken, welches mit frischgefallnem Schnee Ende August bedeckt war, also nicht von ausgezeichneter Höhe für diese Gegend. Westwärts gegen Kolywan und den Schlangenberg fällt das Land rasch ab, und ungeachtet sich die Berge gegen Norden weiter erstrecken, so kommen sie doch bald zu einer geringern Höhe herunter. Die Ausdehnung des Altai von Westen nach Osten beträgt also ungefähr 4 Längengrade; durch die Verkettung aber mit den Sabinskischen Bergen, wie sie die Russische Karte nennt und weiter mit den bekanntern Sajanischen Bergen, auch dann noch mit den Daurischen Gebirgen entsteht ein sehr ausgedehntes Gebirge. Was nun die Höhe betrifft, so hat sich Ledebour grosse Mühe gegeben, überall, wo es ihm wichtig schien, Barometer-Beobachtungen anzustellen, welches in einem unwegsamen, gebirgigten Lande grosse Schwierigkeiten hatte. Sie sind von Hrn. Parrot berechnet worden. Allerdings keine correspondirende Beobachtungen, sondern auf die Barometerhöhe am Meeresufer berechnet, wie sie in v. Lindenau's Tafeln angenommen ist. Parrot glaubt, die meisten Höhen wären überall so bestimmt. Doch wohl nicht in dem bewohntern Europa. Zwischen den Wendezirkeln und selbst im südlichen Europa über dem 39° N. B. hinaus kann dieses auch ohne grosse Fehler geschehen, weil dort die Barometerhöhen sich überhaupt wenig verändern, und hier, die Zeit der Nachtgleichen ausgenommen, die Barometeränderungen ebenfalls nicht sehr beträchtlich sind. Aber in einem Gebirge, wo nach der Schilderung der Reisenden kaum ein Tag vom Morgen bis zum Abend heiter bleibt, wo Regen und Sonnenschein unaufhörlich wechseln, wo die Gewitter im Sommer an der Tagesordnung sind, da müssen die Schwankungen des Barometers so gross seyn, dass die Rechnung nur ungefähr Resultate geben kann. Indessen sind doch auch diese nicht zu verachten. Die grösste Höhe, welche Ledebour mass, war ein Berg bei der Quelle des Tscharysch an dem oben angegebenen nordwestlichen Schenkel des Dreiecks und zwar von 7184 Par. Fuss. In dem Parrotschen Verzeichnisse ist die Höhe bei der Quelle des kleinen Koksun durch einen übeln Schreib- oder Druckfehler 9692 Fuss gesetzt, da sie doch in dem Text nur zu 5692 Fuss angegeben ist. Bunge mass noch eine grössere Höhe an den Quellen des Aigulak, welcher in die Tschuja fällt, nicht weit über ihrer Vereinigung mit der Katunja, von 7317 F. nach dem Parrotschen Verzeichniss. Daselbst ist die Tscheganalpe zu 8531 F. angegeben, aber 1000 F. unter der Spitze beobachtet, also eine sehr unsichere Schätzung. L. wählte Riddersk als den Ort, von dem er seine Reisen in den Altai anstellte. Dieser Ort verdankt seine Entstehung einer im Jahre 1783 von dem Bergbeamten Ridder entdeckten Silber- und Bleigrube. Er liegt 2346 Fuss über der Meeresfläche und ist von Norden, Osten und Süden mit hohen Bergen umgeben. Die Bewohner sind Berg- und Hüttenarbeiter und zugeschriebene Bauern, welche unter einem Schichtmeister stehen. Die zugeschriebenen Bauern verrichten Neben-Arbeiten als Holz fällen, Kohlen brennen, Holz, Kohlen, Erze und Zuschlang herbeifahren u. dgl. Der Bergrath aus den Befehlshabern der wichtigsten Hütten und Gruben bestehend, welche sich unter der Leitung des Oberbefehlshabers der Kolywanschen Hütten jedes Frühjahr in Barnaul versammelt, bestimmt jährlich, wie viel und welche Arbeiten für das laufende Jahr nöthig sind, vertheilt diese Arbeiten dann an die verschiedenen Wolosten und überlässt es diesen, sie auf die einzelnen Individuen zu vertheilen. Viele Bauern verrichten jedoch diese Arbeiten nicht selbst, sondern miethen dazu andere Bauern und Arbeiter. Die Zahl der zugeschriebenen Bauern in den Kolywanschen Berg- und Hüttenwerken betrug 1826 an 87000 Köpfe. Die eigentlichen Berg- und Hüttenarbeiter werden wie Rekruten aus den zugeschriebenen Bauern ausgehoben, wozu noch die Kinder der Arbeiter kommen. Sie müssen wie Militair betrachtet werden und erhalten eben so Löhnung und Proviant, sie müssen 40 Jahre dienen. Ihre Zahl betrug im Jahre 1826. 17514. Diese Einrichtung ist hart und hat die Folgen gehabt, dass die Arbeiter oft entlaufen sind. Unter der Kaiserin Catharina II. war ein grosser Haufen davongegangen und hatte sich als eine Räuberbande in den Gebirgen viele Jahre herumgetrieben, aber endlich des armseligen Lebens müde in einem Lande, wo nicht viel zu rauben ist, überlieferten sie sich selbst, wurden begnadigt und erhielten die Erlaubniss ein Dorf zu bauen. Als unsere Reisenden dort waren, entfloh ebenfalls ein

Digitized by Google

Hanfen-Arbeiter, trieb sich herum, begegnete auch Bunge, den doch sehr gut von ihnen behandelt wurde, griffen endlich die Kornmagazine an, wurden aber bald eingefangen. Es ist wahr, dafs diese Arbeiter für den Wohlstand ihrer Mitbürger arbeiten, welcher selbst in den Gebirgsdörfern herrscht und in dem angränzenden Lande so grofs ist, dafs ein Bauer zum Verf. sagte, ich bin nur ein einzelner Mann, ich habe nur vierzig Pferde. Nach einigen vorläufigen Excursionen in der Gegend von Riddersk trat Ledebour seine erste grofse Reise ins Hochgebirge an. Er nahm seine Richtung auf die Koksunschen Schneeberge, in denen der Koksun entspringt, und zuerst nach N. O. dann nach S. W. fliefst. Sie machen die Wasserscheide zwischen dem Ob und dem Irtysch. Hier kam der Verfasser über die gröfste Höhe, welche er zu messen Gelegenheit hatte. Nachdem er im Ganzen die Richtung gegen N. O. gehalten hatte, wandte er sich an Tscharysh abwärts gegen N. W. nach dem Dorfe Tschetschulicha. Der Vf. rühmt den Wohlstand des Dorfes sehr, welches jedoch dem Ausgange des Gebirges und Kolywan nahe, aber noch zwischen hohen Bergen liegt. Die Bevölkerung nimmt in diesen Gegenden zu, so dafs von Zeit zu Zeit die Anlage eines neuen Dorfes nöthig wird, wozu sich die Bauern die Erlaubnifs von dem Oberbefehlshaber erbitten, auch können sie nach drei Jahren, wenn ihnen der Platz nicht gefällt, ihn mit einem andern wechseln. Um Al. von Bunge im Dorfe Uimon zu treffen kehrte der Verf. ganz zurück, den Tscharysch aufwärts, den Koksun abwärts nach dem Dorfe Abai, welches aber jetzt nur noch aus einem Hause besteht. Das Dorf Uimon hingegen am Koksun, das entfernteste Dorf im Gebirge, gegen O. N. O. von Riddersk besteht aus 14 Bauerhäusern, deren Besitzer äufserst wohlhabend sind, theils durch ihre Heerden, theils durch die Jagd und den Handel mit den Chinesen. Im Frühling jagen sie Hirsche, trocknen das dann noch weiche Geweih und verkaufen es theuer an die Chinesen. Der Verf. rühmt aufserordentlich die Gastfreundschaft in allen diesen Gegenden, wie in Sibirien überhaupt, wo auch noch jetzt keine öffentlichen Gasthäuser sind. Fast nie nahmen sie eine Belohnung. Von den Bauern des Dorfes Uimon sagt der Verf. „Wovon sie nur erfahren hatten, dafs ich es gewünscht, wurde von ihnen herbeigeschafft und für manche Dinge, welche ich in andern Dörfern gekauft hatte, wollten sie durchaus nichts annehmen. Ein Knabe brachte mir ein Birkhuhn, das er gefangen hatte, und verkaufte es mir um eine Kleinigkeit; als dies aber die Bauern erfuhren, waren sie sehr ungehalten, dafs ich Lebensmittel bezahlen müssen, und liefsen sich deshalb sehr bei mir entschuldigen." Von dem Dorfe Uimon ging der Verf. nach Abai und von dort in grader Richtung über die Koksunschen Alpen nach Riddersk zurück. Die zweite Reise ging in derselben Richtung von Riddersk nach N. N. O. dann am Tscharysch hinunter bis Tschetschulicha; nun aber gerade zu über die Hochebene des Korgon südwärts nach Riddersk zurück. Wir wollen hiemit sogleich Alex. v. Bunge's Reise nach dem Hochgebirge verbinden, welche den Anfang des zweiten Theils ausmacht. Er ging von Kolywan aus, wo die ersten Bergwerke und zwar Kupferwerke in dieser Gegend angelegt wurden, die aber auflässlich geworden sind, so dafs nur noch Schleifwerke von Porphyr und Jaspis angetroffen werden. Dann begab er sich zum Dorfe Senteleck am Tscharysch, wo er die Bauern wohlhabend, ja mitunter reich schildert. Von hier ging die Reise über das Dorf Tschetschulicha am Tscharysch aufwärts, denselben Weg, den Ledebour zweimal nahm. Nun aber folgte er nicht dem Koksun sondern er wandte sich mehr gegen Norden um den Ursul zu erreichen, welcher in die Katunja fliefst, verliefs ihn aber vor seinem Einflusse in die Katunja und ging über ein Gebirge, welches noch aus den Zeiten als die Chinesen bis hieher ihre Herrschaft ausdehnten, Jery-kaman (die sieben Vorposten) heifst, zum grofsen Uegumen der in die Katunja fliefst. Er ging über die Katunja folgte ihr aber nicht weit aufwärts, sondern stieg auf zu den Quellen des Aigulak, der von der rechten Seite in die Katunja fällt. Hier war es, wo er die gröfste Höhe mafs. Der Aigulak führte ihn zur Tschuja. Am Sardannaflüfschen, welcher von der rechten Seite in die Tschuja fällt, sah er die schneebedeckte Spitze des höchsten Berges dieser Gegenden, am linken Ufer der Tschuja. Ein bedeutender Theil dieses Gebirges ist den ganzen Sommer hindurch gleichmäfsig mit Schnee bedeckt, und also höher als der damit zusammenhängende Chelsun, welcher am Ende des Junius nur noch an wenigen Stellen mit Schnee bedeckt war. Bunge wollte diese Gebirge besuchen, aber die Kalmücken versagten ihm ihre Hülfe, weil sie behaupteten, es könne sich sogar keiner ihrer Vorfahren erinnern, dafs jemand diese Berge erstiegen habe. Bunge

Digitized by Google

folgte dem rechten Ufer der Tschuja aufwärts und dem linken abwärts bis zum Dorfe Uimon, wo er Ledebour traf. Von hier ging er zum Tscharysch, dann aber zur Tschuja zurück, an ihr aufwärts bis nahe zur Quelle, und weiter über einen Bergrücken zum Baschkaus, einem Flusse der fast parallel mit der Tschuja und ostwärts von ihr bis in die Nähe des Telezkischen Sees fliefst, wo er sich plötzlich gegen Osten wendet um ih einen andern ebenfalls mit der Tschuja parallel fliefsenden Strom, den Tschulyschman zu fallen, der sich in den Telezkischen See ergiefst. In der Nähe des Sees schildert der Verf. wilde Gebirgsgegenden. Der See ist zwar an der Ost- und Westseite mit Felsen eingefafst, doch aber bemerkte man in der Nähe mit Gerste und Weizen, auch Taback angebaute Felder. Vom Telezkischen See ging B. den Baschkaus aufwärts zur Tchuja und dann über das Aigulaksche Gebirge zum Tscharysch und nach dem Dorfe Tschetschulicha zurück. Bunge sowohl als Ledebour schildern die Reisen in diesen Gegenden als äufserst beschwerlich und gefährlich. Nur Pfade für Pferde, aber oft äufserst steile Abhänge, wo jedes Stürzen mit Lebensgefahr verknüpft ist; Sümpfe, worin verborgene Felsen oder Baumstämme liegen, über welche die Pferde stürzen, reifsende Ströme, durch die man zu Pferde setzen mufs und dabei in der Regel schlechtes Wetter. Kalmücken ziehen mit ihren Heerden überall im Gebirge umher und schlagen ihre Jurten von Filz da auf, wo sie gute Weide finden. Westlich von der Katunja sind es die treu ergebnen oder Altaischen (Altaizy) Kalmücken, welche unter Russischem Schutz stehen und allein an Rufsland Tribut zahlen, jenseits der Katunja aber ziehen die doppelt Zinspflichtigen (Dwojedonzy) umher, welche an Rufsland und China Tribut zahlen, auch unter Chinesischem Schutz stehen. Die letztern sind bei weitem die reichsten. Man kennt die Kalmücken schon aus andern Reisen durch das Russische Reich; ein harmloses, gutmüthiges, lustiges, schmutziges Volk. Im Sommer so lange die Stuten Milch geben und sie ihren Milchbranntwein (Araku) bereiten können, sind sie unaufhörlich betrunken. Die Russische Regierung ist hier wahrlich musterhaft. Sie läfst diese Völker in ihrem natürlichen Zustande, sie läfst sie ihr Nomadenleben ungestört führen, sie läfst sie in ihrer Verfassung und ihren Oberhäuptern oder Saisans gehorchen. Nur wenn sie Streit mit den Russen haben, müssen sie sich nach Russischen Gesetzen richten. Sie dürfen ihre Götzenbilder anbeten so viel sie wollen und der Priester kann kamleien (zaubern), den Teufel eifren und austreiben, dadurch Kranke heilen u. dgl. nach Belieben, ganz entgegengesetzt den westlichen Europäern, die ihren Glauben und Unglauben, ihre Verfassung und Nichtverfassung jedem andern Volke aufzwingen möchten. Ledebour machte noch eine Reise von Riddersk südostwärts über die reichste Syränowsche Silbergrube, dann östlich nach dem Dorfe Fykalka und der Chinesischen Gränze bei dem Chinesischen Vorposten Tschingistei in der Provinz Chobdo. Die Berge werden niedriger, die Gegend verflächt sich und ist um die Buchtarma ganz eben. Syränowsk liegt 1473 F. über der Meeresfläche. Die Silbergrube, die reichste im Barnaulschen District, ist 1791 entdeckt worden. Nach der im Jahre 1818 gemachten Berechnung enthält sie über 13000 Pud Silber, sagt der Vf. Da er aber nichts von der Beschaffenheit des Ganges hinzusetzt und wie man zu jenem Resultate gekommen, so ist dieses ganz unverständlich, auch die am Ende beigefügte Tabelle über den Gehalt der Gruben ist es ebenso sehr. Ueberhaupt ist das Geognostische im Ganzen etwas dürftig: wir erfahren nur, dafs die meisten Berge im Altai aus Thonschiefer bestehen und dafs dazwischen einzelne Kuppen von Granit, Grünstein, auch Porphyr hervorragen. Als der Verf. an der Chinesischen Gränze angekommen war, rieth man ihm sich für einen Kaufmann auszugeben, weil man ihm dann leichter den Eintritt erlauben würde. Dieses geschah und der Befehlshaber des Postens an der Gränze nahm ihn freundlich auf, d. h., er bewegte etwas den Kopf, gab ihm aber doch Erlaubnifs nicht allein seine Waaren auszupacken, sondern auch zum nächsten Gebirge zu reisen. Aber plötzlich wurde ein General gemeldet, der die Posten jährlich revidirt; der phlegmatische Officier kam in Bewegung und Ledebour mufste sogleich fort, doch sagte man ihm, er möge sich im Gebüsch mit seiner Begleitung verstecken, bis der General wieder abgereiset sei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

L. F. von Ledebour's Reise durch das Altai-Gebirge und die Soongorische Kirgisen-Steppe, in Begleitung der Herren L. A. Meyer und Al. v. Bunge.

(Schlufs.)

Dieses schien jedoch Ledebour zu bedenklich und er reiste wirklich zurück. Die Chinesen haben allerdings Gränzposten an vielen Orten, aber sie scheinen sich doch den Russen in ihrem Vorrücken nicht ernstlich zu widersetzen. Vormals war, wie schon oben angeführt wurde, Jery-kaman ein Chinesischer Vorposten, jetzt liegt er im Russischen Gebiet. Pallas fand 1771 den Tigeräzkischen Vorposten nahe am Schlangenberge, noch weiter gegen Westen, die Chinesische Gränze ist also bedeutend nach Osten zurückgedrückt worden. An Aufsicht lassen es die Chinesen nicht fehlen, wohl aber an kriegerischem Muth. Die Soldaten am Vorposten waren nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, zogen auch erst bei der Ankunft des Generals rothe Röcke an. Der Chinesische Officier am Saisan-See gerieth bei den Nachrichten von kriegerischen Bewegungen der Kirgisen in solche Angst, dafs er zum Russischen Vorposten flüchten wollte, so dafs die Russen über ihn lachten. Die Reise des Hrn. Meyer durch die Kirgisen-Steppe geht zwar durch sehr einförmige Gegenden, ist aber sehr merkwürdig, weil wir über diesen Landstrich noch gar keine Nachrichten haben. Er ging von Buchtarminsk fast gerade gegen Süden zum Norr Saisan (See Saisan) innerhalb des Chinesischen Gebiets. Aber die Russen haben sich schon seit mehreren Jahren das Recht angemafst auf dem Irtysch, der durch den Saisan fliefst, zu fischen. Man wundert sich diesen See, den man sonst im Hochgebirge glaubte, in einer flachen sandigen Gegend zu finden. Vom Norr Saisan kehrte Meyer nach Buchtarminsk zurück. Dann begab er sich von Buchtarminsk nach Ustkamenogorsk, besah die Ruinen von Ablakit, schon von Pallas beschrieben, dann weiter nach Semipalatinsk. Diese Festungen liegen am Irtysch abwärts. Von Semipalatinsk machte er nun die Reise nach der Kirgisen-Steppe in südsüdwestlicher Richtung, dann wandte er sich gegen N. W. fast gleichlaufend mit der Russischen Gränze, und kam so zu Kar Karali, einer neuen Ansiedelung der Russen. Die Steppe ist meistens eben, oft sandig und mit Bergzügen an vielen Stellen durchzogen, die doch von keiner grofsen Höhe sind, aber die Gegend umher durch die vielen Bäche, denen sie den Ursprung geben, fruchtbar machen. Die Kirgisen der mittleren Horde bewohnen diese Steppe, ein räuberisches Nomadenvolk, welches doch hier und da feste Sitze hat. Sie sind in eine Menge kleiner Stämme getheilt, die fast immer mit einander im Kriege leben, und die bei ihnen übliche Blutrache unterhält die Streitigkeiten. Es ist daher sehr gefährlich durch ihr Land zu reisen, auch kam Meyer nicht ohne Unruhe durch, indem man bei dem Erscheinen eines jeden Haufens sich zum Kampfe fertig macht. Auch sind sie ohne Treu und Glauben im Handel, denn sobald sie merken, dafs jemand mit dem angegebnen Preise zufrieden ist, steigern sie den Preis. Kar Karali von dem Gebirge so benannt, an dessen Fufse es liegt, ist eine neue Besitzung der Russen, seit 1823. Einige der mächtigsten Sultane der Kirgisen vereinigten sich und unterwarfen sich der Russischen Regierung, ohne auf den Widerspruch anderer Stämme zu achten. Sie stehen unter einem Divan, der aus einem Präsidenten, zwei Russischen und drei Kirgisischen Beisitzern und Subalternen besteht. Den Präsidenten wählen die Kirgisen, 200 Kosacken, 40 Mann Infanterie mit einigen Kanonen machen die Besatzung und werden jährlich abgelöst. Die ersten Anlagen bestanden in einem niedrigen Gebäude, zur Wohnung für den Divan und zur Kaserne für das Militair, einigen Magazinen und einer Wassermühle, doch sind schon mehrere Häuser eine halbe Werst ge-

Digitized by Google

gen Norden gebauet, und mehrere Kosackenfamilien haben sich hier angesiedelt, so dafs nun hier bald eine Stadt erscheinen wird. Dies schrieb der Verf. 1826. Das ungeheure Reich! Etwa 100 Werst von Kar Karali liegt der Thonschieferberg Altyn Tubé, worin der Kupfersmaragd sich findet. Der Verf. besuchte es. Da die Botanik ein Hauptgegenstand der Reise war, so sind die gefundenen Pflanzen überall angegeben und Ledebour hat eine so zu sagen statistische Uebersicht der Pflanzenfamilien nach Al. v. Humboldt's Weise geliefert. Die Vegetation in Sibirien bis an den Baikalsee ist sehr europäisch; hier kommen jedoch auf den höchsten Puncten einige der schönen transbaicalischen Formen vor. Ueber die auf der Reise gesammelten Insekten Sibiriens hat Fr. v. Gebler einen Anhang beigefügt.

Wir vereinigen hiermit folgende kurze Anzeigen.

Flora altaica. Scrips. D. C. Fr. a. Ledebour adjutorib. D. C. A. Meyer et D. A. a. Bunge. Berol. T. I. 1829. *T. II.* 1830.

Die Flora ist nach dem Linnéischen System geordnet und der zweite Theil endigt mit *Didynamia*. Ueberall genaue Beschreibung und sorgfältige Symymie. Es kann nicht zweckmäfsig für diese Blätter seyn, ins Einzelne zu gehen. Wir machen auf die treffliche Eintheilung der Chenopodeen in Gattungen aufmerksam, die bis dahin sehr schwankend war. Nur gefällt es Rec. nicht, dafs man die durch den beerenartig sich gestaltenden Kelch sehr natürlich bezeichnete Gattung *Blitum* nicht in ihrem vorigen Zustande gelassen hat. Hiermit stehen in Verbindung die

Icones plantarum Floram rossicam imprimis altaicam illustrantes ed. C. F. Ledebour T. II. Cent. 1. 2. *Rig.* 1830.

welche sehr gute Abbildungen der merkwürdigsten Pflanzen jener Gegenden liefern.

Link.

XXX.

1) *Balbi, la monarchie Française, comparée aux principaux états du globe, ou essai sur la statistique de France, considerée pour les rapports géographique, moral et politique. Paris* 1829. 1 *Bl. gr. Fol.*

2) *Von demselben Verfasser: Statistique comparée de l'état de l'instruction et du nombre des crimes dans les divers arrondissemens des Académies et des cours royales de France. Paris* 1829. 1 *Bl. gr. Fol.*

3) *L'empire Russe comparé aux principaux états du monde, ou essai sur la statistique de la Russie considerée pour les rapports géographique, moral et politique. Paris* 1829. 1 *Bl. gr. Fol.*

Es ist ein erfreuliches Geschäft für einen Deutschen Recensenten, über die Untersuchungen eines Ausländers Bericht zu erstatten, der den engherzigen Sinn seiner Landsleute aufgebend, sich nicht mehr darauf beschränkt, nur für die eng gesteckten Gränzen seines Vaterlandes zu arbeiten, und daher nur die in der vaterländischen Litteratur bereits vorhandenen Vorarbeiten zu benutzen, sondern der nach den bei uns gewöhnlichen Forderungen Deutscher Wissenschaft kein bedeutendes Werk seines Faches in den bekanntesten Europäischen Sprachen unbeachtet gelassen hat. Adrian Balbi, der Geburt nach Italiener, als Schriftsteller aber in Paris, dem Hauptsitze Französischer Litteratur, schon seit mehren Jahren lebend und gewöhnlich Französisch schreibend, wiewohl er auch in der Italienischen und Englischen Litteratur seine Stelle genommen hat, gehört bisjetzt noch zu den wenigen ausländischen Schriftstellern, die vollständige Kenntnifs von den namhafteren Arbeiten der Deutschen in ihrem Fache besitzen, und auch auf eine ausgezeichnete Weise die wesentlichen Vortheile rühmen, die sie für sich aus dem sorgfältigen Studium der Deutschen Werke ihres Faches gezogen haben. So zeigte er sich in seinem *Atlas ethnographique*, einem Werke von grofsem Umfange bei sehr fleifsiger Arbeit, dessen Beendigung wir mit Freude recht bald wünschen. Seine statistische Beschreibung des Reiches Portugal (*Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve*, 2 *tom. Paris* 1822, dem noch als Anhang beigelegt werden mufs *Variétés politico-statistiques, ibid.* 822.) ist unbestritten eine der besten Monographien in diesem Fache überhaupt, und jetzt und wohl auch noch für lange Zeit das Hauptwerk über dieses unglückliche Reich, da Balbi an Ort und Stelle und unter den günstigsten Umständen, die nicht sobald für einen neuen Arbeiter eintreten möchten, die Materialien zu diesem Werke sammelte und sie darauf in Paris zweckmäfsig verarbeitete.

Digitized by Google

In den drei letzten Jahren hat er sich vorzugsweise mit tabellarischen Uebersichten der allgemeinen und der speciellen Statistik beschäftigt, die die Französische Litteratur in einem solchen Umfange und einer so mühsam erstrebten Genauigkeit noch nicht kannte und auch selbst die Deutsche, zwar schon mit ähnlichen Arbeiten mehr als vertraut, doch nicht übertrifft. Mit einer solchen Darstellung des Persischen Reichs, das durch seinen letzten Krieg mit Rufsland gerade die Aufmerksamkeit jedes Politikers fesselte, trat er zuerst 1827 auf und verband damit zugleich die Lieferung einer gelungenen Karte. Darauf liefs er das folgende Jahr *la Balance politique du globe en* 1828 folgen, welche wir hier übergehen wollen, da von ihr schon in vielen Deutschen Blättern und namentlich auch in diesen Jahrbüchern die Rede gewesen ist. Ein halb Jahr später erschien von Balbi die oben unter Nr. 1. genannte statistische Uebersicht auf einem sehr grofsen Folioblatt in kleinster, aber sehr ansprechender Petitschrift gedruckt, das in gewöhnlichem Octavformat und Druck ein Bändchen von 120 Seiten ausmachen würde.

Es enthält zuerst eine vergleichende Zusammenstellung Frankreichs mit allen Staaten auf der Erde in Rücksicht seines Flächeninhaltes (wenn wir auch seine Colonieen hinzurechnen, so nimmt es doch hier erst die 20ste Stelle ein mit 188,000 Quadratlieues) der absoluten Bevölkerung (die 5te Stelle mit 32,602000 Seelen), der relativen Bevölkerung per Quadratlieue (die 6te Stelle mit 173 Seelen), der Einkünfte (die 2te Stelle mit 989,000000 Francs) der Staatsschuld (die 2te Stelle mit 4,624,000000 Frcs.), der Land- und Seemacht und der Gröfse der Hauptstädte. Darauf folgen statistische Vergleichungen der fünf Europäischen Staaten vom ersten Range: 1) in Bezug auf die verschiedene Gröfse der einzelnen Verwaltungsbezirke, wo die Maxima und Minima für jeden Staat angegeben werden, 2) in Bezug aqf den Reichthum der Bergwerke an Gold, Silber, Blei, Kupfer, Eisen und Steinkohlen und überdiefs Salzgewinn (hier sind die Angaben die bekanntesten, erleiden aber eine grofse Berichtigung nach den neuesten officiellen Bekanntmachungen, welche der Preufsische und Russische Staat über ihre Mineral-Producte gemacht haben. 3) Vertheilung der nutzbaren Bodenfläche für Ackerbau, Weide und Wiesen, Weingärten und Waldungen, woran sich eine Vergleichung über den Ausfall der gasammten Körner-Aerndte nach Berliner Scheffel und der Weinärndte nach Berliner Eimer für diese Staaten anschliefst. 4) Anzahl der Hausthiere, wo (mit Ausnahme der Schaafe hinter England und Frankreich zurückstehend) offenbar der Preufsische einen bedeutenden Vorzug für sich hat. 5) Ist Frankreich allein in den einzelnen Departements nach der jährlichen Revenue von *einer* Hectare (etwas über $3\frac{1}{2}$ Magdeb. Morgen) im Durchschnitt des ganzen Ackerbaues betrachtet, wo das Maximum das Depart. der Seine mit 216 Frcs., das Minimum das Depart. der Basses-Alpes mit 5 Frcs. 99 Centimes erreicht. Im gesammten Bodenertrage steht gleichfalls das Dept. d. Seine mit 54,418000 Frcs. oben an, dagegen auf der niedrigsten Stufe Corsika mit 2,635000 Frcs. 6) Die Zahl der eigenen Schiffe ist in den 6 wichtigsten Häfen Frankreichs, des Brittischen Reichs und des Nordamerikanischen Freistaats verglichen, zugleich mit Angabe ihres Tonnengehalts, alles aus dem Jahre 1827. 7) Auf dieselbe Weise ist aus dem Jahre 1826 eine Vergleichung über die einlaufenden heimischen und fremden Schiffe sammt ihrem Tonnengehalte angestellt. 8) Ebenso über die Ein- und Ausfuhren der 3 Staaten in Gesammtsummen, wo das Brittische Reich mehr als das Doppelte gegen Frankreich für sich hat, dagegen der Nordamerikanische Freistaat nur $\frac{2}{5}$ des Ertrags in der Einfuhr und $\frac{3}{4}$ des Ertrags in der Ausfuhr gegen Frankreich hat. Weniger interessant und dabei wie natürlich, sehr ungenau ist, 9) die Vertheilung der Bevölkerung nach den Sprachen in dem Französischen und Brittischen Reiche. Sodann ist 10) die Stärke der Bevölkerung für die einzelnen Verwaltungsbezirke derselben beiden Staaten und Preufsens nach Depts. Shires und Regierungsbezirken in den drei gröfsten und kleinsten angegeben, und 11) wieviel Menschen in jedem Verwaltungsbezirke auf die Quadratlieue im Maximum und Minimum kommen. Darauf folgen 12—16) Vergleichung der wichtigsten Staaten nach Religions- und kirchlichen Verhältnissen, und auf wieviel Menschen ein Geistlicher oder Mönch in denselben zu rechnen ist. Anziehend ist 17) die Zusammenstellung verschiedener constitutioneller Staaten, auf eine wie grofse Seelenzahl das Recht einen Deputirten zu senden bestimmt ist. In Frankreich kommen von den 430 Deputirten 1 auf 74,418 S.; im Nordamerikanischen Freistaate von 187 Repräsentanten 1 auf 60,129 S.; im Königreiche der Niederlande von 110 Deputirten 1 auf 55,845 S.; im Brittischen Reiche von 658 Mitgliedern des Hauses der Gemeinen 1 auf 35,455 Seelen; endlich in Norwegen von 75 Abgeordneten 1 auf 14,000 S. — In der 18ten und 19ten Section findet man eine Vergleichung der ländlichen Bewohner und der Städter, sowie der in den Manufacturen und Handwerken und der in dem Ackerbau ihren Unterhalt findenden Arbeiter für die fünf grofsen Staaten Europas: daran schliefst sich eine Classification der Städte nach der Zahl ihrer Bewohner, und zwar von 100,000 ab in einer Reihenfolge von je 10,000 S. Verminderung. Im 20sten Abschnitte sieht man eine Zusammenstellung der Staatseinkünfte, Staatsschuld des Heeres und der Flotte dieser Staaten in ihren Beziehungen auf die Bevölkerung, kopfweise verglichen. Von 21—25) werden die geistigen Beziehungen derselben nach ihren Schülern in den Knabenschulen, nach den auf Universitäten Studirenden, nach den öffentlichen Bibliotheken, Zeitschriften und Druckereien verglichen. Endlich folgen 26—28) die Vergleichungen der natürlichen und ehelichen Kinder, der Selbstmörder mit der gesammten Bevölkerung im Maximum und Minimum der einzelnen Provinzen und der geringeren Verbrecher und zum Tode verurtheilten in derselben Beziehung. Es sind für diese Vergleichungen aber gemeinhin die Beobachtungen mehrerer, sogar 10 bis 24 hintereinander folgender Jahre benutzt: und wenn natürlich hier auch viele einzelne Berichtigungen angebracht werden könn-

Digitized by Google

ten, so ist doch der Gehalt des Ganzen ein rühmliches Ergebniss eifriger Sorgfalt und umsichtiger Kenntniss. Die Hälfte des Tableau's in der Mitte ist nun nach den meisten der oben in den 28 Sectionen angegebenen und verglichenen Beziehungen für die *Specialstatistik* Frankreichs bestimmt und für jedes einzelne der 86 Departements dieses Staates genau ausgeführt. Wir enthalten uns hier, durch den Raum der Jahrbücher bedrängt, einzelne Angaben beispielsweise anzuführen, weil es uns besonders nur um die allgemeine Characterisirung dieser mit einer in der Französischen Litteratur sehr ungewöhnlichen Genauigkeit und Vielseitigkeit bearbeiteten Uebersichtstabellen zu thun war.

Wir verbinden damit die Anzeige des oben unter Nr. 2. angeführten statistischen Tableau von *demselben Verfasser*, die er aber im Vereine mit dem Advocaten A. M. Guerry gemeinschaftlich bearbeitet hat. Wir finden auf diesem Tableau 3 Karten von Frankreich, in den einzelnen Departements schwarz, weiss und in den verschiedensten Abstufungen zwischen schwarz und weiss gefärbt, je nachdem das Departement durch seinen schlechteren Zustand sich der Schwärze, oder durch seine bessere Beschaffenheit dem weissen Lichte sich nähert. Die erste Karte gewährt eine bildliche Darstellung *von den Verbrechen gegen die Person*. Hier ist der Bezirk des Königl. Gerichtshofes zu Bastia auf Corsika der schwärzeste, weil er auf 2968 Einwohner schon einen Verurtheilten zählt; ihm zunächst der zu Nismes, wiewohl doch schon sechsmal weniger, nemlich 1 Verurtheilter auf 18027 Einw., und fast ebenso in dem zu Bourges bei 1 Verurth. auf 18,468 Einwohner. Die mittlere Zahl für den ganzen Staat ist hier 1 Verurth. auf 32,411 Einw. Die wenigsten Verurtheilten für Verbrechen gegen die Person zeigen die Gerichtshöfe zu Paris, Limoges und Amiens, wo 1 Verurtheilter auf je 57,057, 69,771 und 72,466 Einwohner zu rechnen ist: also ihre Bezirke strahlen fast in reinem Weiss und geben den Beweis, dass eine sehr lebendige Industrie die Zahl der Verbrechen gegen die Person beträchtlich vermindert. Dieser und der folgenden Karte liegt der *Compte General de la Justice criminelle* aus den Jahren 1825, 1826 und 1827 zum Grunde; also ist die Basis durchaus officiell. Die zweite Karte stellt uns Frankreich in Beziehung *auf die Verbrechen gegen das Eigenthum* dar: wo in gänzlicher Verschiedenheit von der früheren der Bezirk des Gerichtshofs zu Paris im tiefsten Dunkel für ganz Frankreich verfinstert ist, und schon auf 4075 Einw. 1 Verurtheilten zählt, dann der zu Rouen mit 1 Verurth. auf 5268 Einwohner, der zu Douai für die Französischen Niederlande mit 1 Verurth. auf 7296 Einw.: also wo die meisten Fabriken, der lebhafteste Handel Reichthümer aufhäuft, verlocken auch diese am häufigsten zum Diebstahl. Die mittlere Zahl für den ganzen Staat bleibt hier unter 10,000; schon auf 9,392 Einw. 1 Verurtheilter! Und die reinsten sind hier die Provinzen, die am einfachsten leben, und wo der Ackerbau noch seinen Vorrang vor der Industrie behauptet, das alte Limousin und die Auvergne: nemlich im Gerichtsbezirke von Limoges kömmt 1 Verurtheilter auf 20,183 Einw., und in dem zu Riom 1 Verurth. nur auf 38,214 Einw. — Endlich die dritte Karte zeigt Frankreich in seinen Verhältnissen des öffentlichen Unterrichts nach den Bezirken der Academien, wo das schwärzeste Dunkel die grösste Unwissenheit, die hellere Farbe die grössere Annäherung zur Bildung bezeichnet. Für diese Darstellung sind die Rapports des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts von 1822—28 die Quellen gewesen. Im günstigsten Verhältnisse stehen hier die Provinzen, welche Deutschland zunächst liegen und früher selbst Theile des Römischen Reichs ausmachten. In der *Franche Comté* (*Acad. Besançon*) wird *ein* Schüler auf 11,6 Einwohner gezählt, fast ebenso in Lothringen (*Acad. Nancy*) 1 Schüler auf 11,8 Einwohner, in den Franz. Niederlanden (*Acad. Amiens*) 1 Schüler auf 11,8 Einw., im Elsass (*Acad. Strassburg*) 1 Schüler auf 13,6 Einw. Selbst Paris mit seiner Umgebung hat erst auf 15 Einw. 1 Schüler. Die mittlere Zahl erreicht im Verhältnisse zum Preussischen Staate wirklich die zurückschreckende Zahl, dass erst auf 23 Einwohner im ganzen Staate 1 Schüler gerechnet werden kann: und in welchem Unmaasse wird dieses noch im ganzen westlichen Frankreich überboten, wo die Bretagne in der traurigsten Gestalt erscheint und erst für 96,8 Einwohner *einen* Schüler aufzuweisen hat.

Ganz auf dieselbe Weise wie die erste vergleichende Uebersichts-Tabelle des Französischen Staats mit den übrigen wichtigeren Staaten hat Balbi im Jahre 1829 die unter Nr. 3. angeführte Darstellung des Russischen Reichs geliefert. Die Einrichtung ist ganz dieselbe, so dass wir auf ihre Auseinandersetzung nicht eingehen dürfen. Nur hat dieses Tableau noch eine chronologische Uebersicht der gesammten Regenten-Geschichte Russlands von Rurick bis auf die Gegenwart, die wir aber nicht gerade lobend herausheben wollen, weil wir eine solche Vermischung der Geschichte mit der Statistik nur dann zweckmässig finden, wenn jene diese erläuternd unterstützt, z. B. bei einer Darstellung des allmählichen Anwachses des politischen Länderbestandes eines Staates. Es war aber hier nicht zu vermeiden, dass nicht viele bereits bei Frankreich vorkommenden Angaben wiederholt werden mussten, wie es bei der ganzen ersten Section geschah, weil eben der Hauptzweck der Vergleichung schon dort dieses von und für Russland vorweg entlehnen musste. Für die Richtigkeit und mögliche Vollständigkeit der einzelnen Rubriken hat zwar auch hier Balbi mit anzuerkennendem Fleisse gearbeitet, nur musste das verschiedene Terrain, der Mangel aller öffentlichen Debatten, der ungeheuere Umfang des Staates und seine noch immer bedeutende Abgeschiedenheit vom allgemeinen litterärischen Verkehre einen viel zweifelhafteren Erfolg hervorbringen und eine Menge von Lücken und Fragezeichen anhäufen.

F. W. Schubert, in Königsberg.

Digitized by Google

Nro. 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

XXXI.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten von Dr. Fr. Wilken, Oberbibliothekar und Professor etc. Sechster Theil. Geschichte der Kreuzfahrten nach dem gelobten Lande während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Leipzig 1830 *bei Vogel.*

Der Deutschen Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Ausdauer gebührt das Lob zuerst eine vollendete Geschichte der Kreuzzüge geliefert zu haben. Allen Anforderungen, die an ein historisches Werk gemacht werden, ist in der Geschichte des Hrn. Wilken genügt; die Berichte der Orientalen wie der Abendländer sind mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Sprachkenntniſs befragt und geprüft worden, eine würdige Erzählung der Begebenheiten, die ganz auf Forschungen beruht und sich auf die strengste Wahrheitsliebe stützt, wird gegeben und so objectiv gehalten, daſs der Hr. Verfasser durch Raisonnements nur selten dem Urtheile des Lesers vorgreift; dabei läſst es sich jedoch nicht verkennen, daſs er keineswegs der frivolen Ansicht huldigt die Kreuzzüge als einen Ausbruch der gröſsten Verkehrtheit zu betrachten, sondern sie als das Ergebniſs einer mehr mit der jenseitigen als mit der diesseitigen Welt beschäftigten Menschheit ansieht.

Wenn der erste Theil des Werkes, welcher 1807 erschien, schon den groſsen Beifall der Gelehrten erhielt und alle vorher über den Gegenstand erschienenen Bücher an gründlicher Forschung übertraf; so muſs man doch gestehen, daſs das Werk nach der Reihenfolge der Bände sich immer mehr in Betreff der allseitigen Benutzung der Quellen vervollkommnete; daher mag auch der anfängliche Plan des Verf. die Geschichte der Kreuzzüge nur in drei bis vier Bänden zu geben, bei dem wachsenden Reichthum der Materialien geändert worden seyn, so daſs die Anzahl der Bände verdoppelt werden muſste.

Die Vervollkommnung des Werkes läſst sich besonders in Rücksicht der Benutzung morgenländischer Berichte verfolgen. Im ersten Theil, welcher den ersten Kreuzzug und die Gründung des Königreichs Jerusalem enthält, benutzte der Verf. nur die *gedruckten* Arabischen und Syrischen Berichte des Abulfeda, Elmacin und Abulfaradsch: im zweiten Theil (erschien 1813), der von den Kämpfen der Kreuzfahrer gegen die Moslims bis zum zweiten Kreuzzug handelt, wurden zu den gedruckten orientalischen Berichten zwei Arabische Handschriften der Pariser Bibliothek benutzt, die Geschichte von Jerusalem und Hebron und die beiden Gärten *(Rudatain)* oder die Geschichte der Athabeken von Abu Schamah, welcher über den Athabeken Zenki besonders nach dem gleichzeitigen Ebn Alathir erzählt. Daneben wurde auch des gleichzeitigen Historikers Kemaleddins Geschichte von Aleppo nach einer von Silv. de Sacy mitgetheilten Französischen Uebersetzung zu Rath gezogen, die bis zum Tode Nureddins ging. So ist auch für die beiden Abtheilungen des dritten Bandes (erschienen 1817 und 1819), welcher den Kreuzzug des Kaisers Conrad III. und des Königs Ludwig VII., und die Kämpfe der Christen gegen Nureddin und Saladin bis zum Verluste Jerusalems umfaſst, neben den gedruckten Quellen, Abu Schamah's genanntes Werk vielfach gebraucht worden, besonders über die Belagerung von Damascus und über Nureddin.

Für den vierten Theil (erschien 1826), worin der Kreuzzug des Kaisers Friedrich I. und der Könige Philipp August und Richard Löwenherz bis zum Tode Saladin's enthalten ist, werden die morgenländischen Nachrichten noch reicher. Auſser den schon genannten und dem gedruckten Leben Saladin's von Bohaëddin sind auch Ebn Alathir und der Geheimschreiber Saladins, Omad, freilich nur nach Bruchstücken gebraucht: zu-

Digitized by Google

gleich werden auch die Mittheilungen Michaud's in der *Bibliographie des Croisades T. II.* nicht vernachläſsigt, wovon der Hr. Verf. günstiger urtheilt als Schlosser (Weltgesch. III, 2, 1. S. 125. Note *c.*) — Der vierte Theil scheint mit ganz besonderer Vorliebe ausgearbeitet worden zu seyn: ungeachtet der Hr. Verf. in der Vorrede bescheiden sagt, daſs nach den neuern Werken über die Zeit der Kreuzzüge ihm nur übrig geblieben sey eine vollständige kritische Sichtung und genaue, wo möglich erschöpfende Zusammenstellung der über diese Begebenheiten vorhandenen Nachrichten zu geben, so glauben wir doch, daſs er nicht bloſs kritisch gesichtet und vollständig zusammengestellt, sondern fast unabhängig von seinen Vorgängern eine eigenthümliche Geschichte dieser so glänzenden Zeit der Kreuzzüge gegeben habe.

In Betreff des fünften Bandes (kam 1829 heraus), der den Kreuzzug des Kaisers Heinrich VI. und die Eroberung Constantinopels beschreibt, so sind über letztere Begebenheit auf Seiten der Byzantiner Nicetas, und auf Seiten der Lateiner besonders Villehardouin, von dem der Verf. immer noch eine vollendete Revision vermiſst, sorgfältig verglichen worden, über den Kreuzzug nach dem gelobten Lande aber zu den bekannten Quellen noch eine handschriftliche Arabische Chronik, eine Fortsetzung der *Rudatain* oder beiden Gärten des Schehabeddin Abu Schamah, welche die Geschichte der Nachfolger Saladin's bis zur H. 665 enthält.

Obwohl schon bei der Eroberung von Constantinopel sichtbar war, daſs bei den meisten Kreuzfahrern nicht mehr die hohe Begeisterung der ersten Züge stattfand, und an der Stelle unendlicher Frömmigkeit und Selbstaufopferung rohe Kampflust und niedere Habsucht vorherrschte; so war doch immer noch das Interesse an den Begebenheiten durch die Groſsartigkeit der Uebernehmungen und ihren, wenn auch nur vorübergehenden, Erfolg heftig in Anspruch genommen. Die verständige Berechnung der Fürsten, das Wohl ihrer Länder und ihre Regierung nicht durch die lange und groſse Entfernung zu gefährden, die wachsende Uneinigkeit unter den Christen und das fast ununterbrochene Miſslingen der Unternehmungen, alles dieses muſste mächtig darauf einwirken, daſs vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Eifer und die Begeisterung für die Kreuzzüge erkaltete und noch vor dem Schlusse desselben Jahrhunderts gänzlich erlosch.

In dem neusten oder sechsten Bande hat der Herr Verf. die Geschichte der Kreuzfahrten nach dem gelobten Lande während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gegeben: den Schluſs der Kreuzzüge verspricht er mit dem siebenten Bande in diesem Jahre nachzuliefern.

Da schon seit einer Reihe von Jahren die frühern Bände bekannt sind, so enthalten wir uns einer nähern Anzeige derselben und beschränken uns bei dem Eingehen in's Einzelne nur auf den sechsten Band, da der Raum dieser Blätter ohnehin eine gröſsere Ausdehnung der Anzeige nicht erlauben würde.

Was den Gebrauch der Quellen in diesem Bande betrifft, so lieferte für die erste Hälfte Abu Schamah reichhaltige und eigenthümliche Nachrichten, welche aus der Chronik (مرآة الزمان Beschauung oder Spiegel der Zeit) des gleichzeitigen Abul Modaffer entnommen sind und wovon die wichtigsten Stellen Beilage III. S. 14—20. im Arabischen Text mitgetheilt werden. Für die nächstfolgende Zeit gibt Abu Schamah weniger bedeutende Nachrichten, er beschränkt sich fast nur auf die Angabe der Todesfälle berühmter Männer, wie auch der Titel des Buches besagt. Auſser Abulfeda, Abulfaradsch, Abdollatif wurden zwei Schriften benutzt, welche reich an Nachrichten orientalischer Schriftsteller für diese Zeit sind, es sind diese Hamaker's *Commentatio ad locum Takyeddin Ahmedis al Macrizii de expeditionibus a Graecis Francisque adversus Dimyatham ab A. C.* 708. *ad* 1221. und *Reinaud's extraits des historiens Arabes relatifs aux guerres des Croisades.* — Die zahlreichen abendländischen Berichte sind nicht nur vollständig verglichen, sondern auch mit kritischem Sinne geprüft, so daſs die Nachrichten der Augenzeugen und Gleichzeitigen fast nur gehört werden und mit Recht hat es der Hr. Verf. meistens verschmäht spätere Schriftsteller, die keine Entscheidung geben können, selbst bei abweichenden Nachrichten, zu nennen. Auch hat er sich aller Polemik gegen neuere Bearbeiter der Geschichte der Kreuzzüge enthalten, obwohl sich ihm häufig dazu die Gelegenheit bei den vielen, durch ihn erst gemachten Berichtigungen, dargeboten hätte. Ueber einzelne abendländische Berichte selbst soll noch Näheres bei dem Inhalt dieses Bandes gesprochen werden.

Die neunzehn Capitel des siebenten Buches lassen sich bequem in vier Abschnitte theilen, wodurch die

Digitized by Google

Uebersicht des Ganzen erleichtert wird. — Der erste Abschnitt (Cap. 1—7, S. 1—179.) gibt den Zustand Palästina's vom Anfange des 13ten Jahrhunderts unter den Königen Amalarich II. und Johann von Brienne und die Bemühungen der Päpste Innocenz III. und Honorius III. für eine neue Kreuzfahrt bis zur Rückkehr des Königs Andreas von Ungarn; der zweite (Cap. 8—11, S. 180—358.) den Zug gegen Aegypten, die Eroberung und den Verlust von Damiate; der dritte (Cap. 12—14, S. 359—511.) des Kaisers Friedrich II. Kreuzzug; und der vierte (Cap. 15—19, S. 512—652.) den Zustand des gelobten Landes und die Geschichte der dahin unternommenen Züge vom J. 1229—1247.

Nachdem im ersten Capitel von der unglücklichen Lage des Morgenlandes gesprochen worden, das sich wenig der kurzen Ruhe erfreuen konnte, da Christen und Saracenen durch innere Streitigkeiten zerrissen und durch Mifswachs, Erdbeben und Seuchen schrecklich heimgesucht wurden, wird im zweiten Capitel von der Erhebung Johann's von Brienne auf den Thron nach dem Tode Amalrich's II. gehandelt. Aus dem Hugo Plagon, dem Fortsetzer Wilhelms von Tyrus, und einem Briefe des Papstes Innocenz III. wird gegen die Nachricht des Marinus Sanutus, welcher fast in allen neuern Geschichtswerken über diese Zeit gefolgt wird, bewiesen, dafs nicht Philipp August, König von Frankreich, auf die Bitte der Geistlichkeit und der Ritterschaft von Palästina einen zur Regierung fähigen Ritter vorzuschlagen, Johann von Brienne geschickt habe, sondern dafs diese Wahl von der genannten Geistlichkeit und Ritterschaft selbst ausgegangen und Philipp als Oberlehnsherr Johann's nur seine Bestätigung gegeben. Auch wird die Nachricht des Bernardus Thesaurarius, welche auf die Wahl Johann's sich bezieht, und die durch Mifsverständnifs auf seine Krönung bezogen worden ist, mit den übrigen Quellen übereinstimmend erwiesen.

Im dritten und vierten Capitel wird ausführlich von den Bemühungen des Papstes Innocenz III., einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen, gesprochen. Obwohl die Christen im gelobten Lande so schwach waren, dafs sie die Erbauung einer Burg auf dem Berge Tabor ganz in der Nähe von Ptolemais nicht hindern konnten, und also der abendländischen Hülfe sehr bedurften, so vermochte Innocenz, ungeachtet der in alle christlichen Länder ausgeschickten Kreuzprediger nicht einen grofsen Zug zu Stande zu bringen. Zwar hatten der Herzog Leopold der Glorreiche von Oestreich, viele Französische Ritter und der König Andreas von Ungarn (schon seit 1208) das Kreuz genommen, allein der Zug selbst wurde von Jahr zu Jahr verschoben, da vielerlei weltliche Rücksichten die Ausführung nicht gestatteten, und die vornehmsten Herrscher in der Christenheit unter einander selbst sich bekriegten oder mit dem Papste verfallen waren.

In dieser Zeit, wo die selbstsüchtige Berechnung und Begeisterungslosigkeit der Machthaber und der Erwachsenen den Eifer für die Kreuzfahrten kühlte, flammte er desto mehr in dem phantasiereichen Alter des Kindes und der Jugend auf: indem dort schon das Vertrauen auf höhere Hülfe fehlte, warfen sich Tausende von unmündigen Kindern mit voller Zuversicht auf den göttlichen Beistand in die Gefahr. Ueber diesen Kreuzzug der Kinder ist von S. 71—83. mit Ausführlichkeit gehandelt und Note 20. ist eine reiche Literatur der Quellen dazu gegeben: das Jahr 1212 ist als Zeit dieses Zuges, gemäfs der Angabe der meisten Schriftsteller, bestimmt.

Da der Hr. Verf. sich streng an seinen Gegenstand gehalten und alle Begebenheiten, die nicht eng mit den Kreuzzügen verflochten sind, unberührt gelassen hat, um nicht den Hauptgegenstand aus dem Auge zu verlieren; so glaubte er in die damaligen Verhältnisse der Europäischen Staaten nicht eingehen zu dürfen. Ref. glaubt aber, dafs eine Uebersicht der damaligen Lage der christlichen Königreiche viel zur Aufklärung der einem Kreuzzuge nicht besonders günstigen Zeit hätte beitragen können. Obwohl die Aufgabe des Werkes die Geschichte der Kreuzfahrten in das gelobte Land ist, so durften doch die mit ihnen in Verbindung stehenden Züge gegen die Wendischen Völker und ihre heidnischen Nachbarn, wie auch gegen die Saracenen in Spanien nicht ganz übergangen werden. Die Züge gegen die Wenden und die wiederholten Unternehmungen der Kreuzfahrer in Portugal, sind zwar angegeben worden, aber gerade von dem gröfsten Zuge nach Spanien geschieht keine Erwähnung, welcher aus 40,000 Französischen und Deutschen Kreuzfahrern bestehend im J. 1212 auf Betreiben des Papstes Innocenz und des Erzbischofs Roderich von Toledo, des Beschreibers die-

Digitized by Google

ser Kreuzfahrt, gemacht wurde. Da die Gefahr bei den Fortschritten der Saracenen in Spanien selbst Frankreich bedrohte, so hatte es damals der Papst nothwendig erachtet, es für alle Abendländer ebenso verdienstlich zu erklären, gegen die Saracenen in Spanien zu fechten, als wenn man einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande machte. — Als die Gefahr vorüber war, galt diese Verfügung nur für die Spanischen Christen, wie S. 85. auch bemerkt ist.

Nach vielen Anstrengungen bewog endlich der Papst Honorius III. den König Andreas von Ungarn zur Erfüllung seines Gelübdes: seine Kreuzfahrt, seine unbedeutenden Verrichtungen im gelobten Lande, seine baldige Rückkehr, ohne die Ankunft der Cölnischen, Friesischen, Niederländischen und Norwegischen Pilger, die sich zum Theil in Portugal verweilten, abzuwarten, werden von Cap. 5 bis 7. auf das vollständigste und mit der gewissenhaftesten Benutzung der Quellen erzählt.

(Der Beschluſs folgt.)

XXXII.

Essai d'une statistique générale de l'Empire de Russie, accompagnée d'aperçus historiques par J. H. Schnitzler. Paris 1829. 8*vo.* 494 *pg.*

Erfüllt Balbi's Tableau des Russischen Staates, das wir in Nr. 51. dieser Blätter angezeigt haben, die augenblicklichen Forderungen, die man an solche Arbeiten zu machen gewohnt ist und reizt es zugleich in weit umherschweifendem Umblicke auch in den übrigen gröſseren Staaten die verwandten Beziehungen aufzusuchen und sie zu mannigfacher Belehrung zu verknüpfen; so sucht die vorliegende Schrift unsere Aufmerksamkeit allein auf Ruſsland zu fesseln und in gefälligem und unterhaltendem Gange der Entwicklung uns mit dem heutigen Zustande dieses ungeheueren Reichs genauer bekannt zu machen. Dazu hat sich der Verfasser sowohl durch ziemlich vollständige Benutzung der bekannteren Deutschen, Französischen und Russischen Hülfsmittel, als auch durch zweijährigen Aufenthalt in den beiden Residenzen dieses Reiches und durch ein ebenso langes Verbleiben in den Russischen Ostseeprovinzen recht geschickt gemacht. Er giebt dieses Buch zugleich als den ersten Theil eines *Itineraire de la Russie ou Manuel complet du diplomate, du negociant et de tout voyageur en Russie,* wodurch er selbst dem Beurtheiler zugleich die Richtung anweist, wie er sein Werk betrachtet sehen will. Wir haben also nach dem Willen des Verfassers selbst hier keinesweges den genauen Maaſsstab für eine gründliche und selbständige Behandlung der Russischen Statistik anzulegen, die als ein Originalwerk mit eigenthümlichen Forschungen die Literatur dieser Wissenschaft bereichert: sondern es soll nur darauf ausgehen, aus den vorhandenen Hülfsmitteln ein sicheres Handbuch für eine sorgfältigere Kenntniſsnahme von der physischen Beschaffenheit, den Kräften, der Verfassung und der Verwaltung dieses Staates zu liefern, und diesen Zweck scheint uns der Verfasser recht glücklich erreicht zu haben.

In der Einleitung (XXIX. 5.) führt der Verfasser seine Hülfsmittel an und begleitet sie mit einer kurzen Beurtheilung, die gemeinhin den Gehalt dieser Werke richtig würdigt. Auf Vollständigkeit darf sie aber keinen Anspruch machen. Das Buch selbst zerfällt in 9 Capitel, von denen wir aber das letzte und längste (332—401.), eine Uebersicht der politischen Geschichte Ruſslands enthaltend, als ungehörige Zugabe zu entfernen wünschten. Das erste Capitel giebt uns ein Bild des physischen, chorographischen und hydrographischen Zustandes von Ruſsland, für das wir aber einen weit gröſseren Raum in Anspruch nehmen, als es hier gefunden hat: namentlich ist die Uebersicht über die Produkte des Acker- und Gartenbaues, sowie über den Ertrag des Bergbaus, der besonders in der Gegenwart jährlich mehr die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht, viel zu dürftig und unvollständig. Im zweiten Capitel ist die politische Eintheilung auseinandergesetzt; das dritte liefert die neuesten Angaben über die Bevölkerung und die dabei zur Sprache kommenden Beziehungen. Das vierte und sechste Capitel sind die anziehendsten, und in diesen findet man auch die meisten eigenthümlichen Nachrichten des Verfassers: sie geben uns unter der Aufschrift *de la civilisation en général et de l'instruction publique en particulier*, und *le peuple Russe en lui-même* ein anschauliches Bild der heutigen Cultur Ruſslands. Im fünften Capitel, das von der Industrie und dem Handel spricht, haben wir nur Bekanntes bis zum Jahre 1827 gefunden: dasselbe müssen wir vom siebenten sagen, in dem die Verfassung und Verwaltung dargestellt wird. Im achten Capitel erhalten wir eine Uebersicht über die Finanzen, das Heer und die Flotte, die nach den bekannten officiellen Mittheilungen ziemlich vollständig ist. — Unter den 7 Beilagen sind die dritte und vierte über die verschiedenen Sprachen in Ruſsland und ihre Grammatiken, sowie das siebente mit den statistischen Tabellen über den ganzen Staat, nach den einzelnen Gouvernemens, am anziehendsten und brauchbarsten.

F. W. Schubert in Königsberg.

Digitized by Google

Nro. 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten von Dr. Fr. Wilken.

(Schlufs.)

In dem oben angedeuteten zweiten Abschnitte (v. Cap. 8—11.) d. h. über den Kreuzzug gegen Aegypten sind aufser Abulfeda und den von Hamaker und Reinaud herausgegebenen darauf bezüglichen morgenländischen Quellen hauptsächlich folgende abendländische Berichte zu Grunde gelegt:

1) Die *Historia Damiatina* von *Oliverius Scholasticus*, einem Augenzeugen, dessen Schrift von spätern Chronisten vielfach benutzt worden ist: so ist, wie der Hr. Verf. S. 142. angibt, in der morgenländischen Geschichte von Jacob von Vitry, der ganze Abschnitt der Geschichte von Jerusalem, eine wörtliche Wiederholung dieser *Historia Damiatina* und ein von fremder Hand hinzugefügter Zusatz.
2) Ein Theil der Französischen Fortsetzung des Wilhelm von Tyrus durch Hugo Plagon.
3) Vier Briefe des Jacob von Vitry an Papst Honorius III., welche besonders im *Chronicon Monach. Gottfrid.* benutzt worden sind.
4) Das *Memoriale Potestatum Regiensium*, wobei die *Gesta obsidionis Damiatae.*

Man wird bei der Erzählung dieser so merkwürdigen, anfangs so glücklichen, dann durch die Unklugheit des Cardinals Pelagius für die Kreuzfahrer so mifslungenen Unternehmung im Buche nichts vermissen, als eine Charte von der Umgebung von Damiate, wie eine zur bessern Vorstellung der Localitäten im dritten Bande von Michaud's Kreuzzügen beigefügt ist.

Schwieriger ist die Aufgabe, welche der dritte Abschnitt (v. Cap. 12—14.) stellt, eine Geschichte des Kreuzzugs von Kaiser Friedrich II. zu geben. Die Anstalten, der mehrmalige Aufschub, die Aufforderungen, die Unterhandlungen, die Drohungen, die Umgehungen, endlich der Ausbruch der Trennung zwischen Papst und Kaiser füllen zwei Capitel, indefs für den eigentlichen Kreuzzug, der nur von kurzer Dauer war, und worin alles nur durch Unterhandlung, nicht durch das Schwert ausgerichtet wurde, schon *ein* Capitel hingereicht hat. Die Erzählung der Begebenheiten ist beständig auf die gleichzeitigen und besten Quellen jeder Partei gestützt, und für die Zeit der Verzögerung des Kreuzzugs sind besonders die Briefe Friedrich's II. und der Päpste Honorius III. und Gregor's IX. auf das sorgfältigste gebraucht. In Betreff der Schilderung von Friedrich's Character und Handlungsweise will es uns scheinen, dafs der Hr. Verf. denselben zu glimpflich beurtheilt habe. Friedrich stand der religiösen Denkweise seiner Zeit durchaus feindlich entgegen: in seine Religiosität, wie in seine Aufrichtigkeit mufs man überall das gröfste Mifstrauen setzen, ohne jedoch defswegen von einem Vorurtheile gegen ihn eingenommen zu seyn. Es ist offenbar, dafs der Kaiser das Gelübde der Kreuzfahrt nie ernstlich meinte, selbst nach einem dreizehnjährigen Zögern würde er dieselbe nicht unternommen haben, wenn ihn nicht Politik endlich dazu dringend aufgefordert hätte. Daher kann Ref. nicht damit übereinstimmen, wenn der Verf. S. 418. beim Jahre 1227, als nach dem Tode des milden Papstes Honorius III. sein Nachfolger Gregor IX. mit aller Kraft auftrat und den Kaiser zur Erfüllung seines Versprechens aufforderte, mit folgenden Worten den Kaiser zu entschuldigen sucht: „dafs der Kaiser „Friedrich die redliche Absicht hatte, sein mehrere Male „wiederholtes Gelübde zu vollbringen, ist nicht zu be„zweifeln, und wenn er auch in den stets sich erneuern„den Hindernissen, welche die Vollziehung seiner Kreuz„fahrt hemmten, wohl eine Veranlassung finden konnte, „ein Gelübde zu bereuen, welches er mit jugendlicher „Raschheit und ohne ruhige Erwägung der Folgen sich „aufgebürdet hatte: so war der Kaiser Friedrich doch

Digitized by Google

„ein so sorgfältiger Wächter seiner Ehre, daſs der Vor-„wurf der Wortbrüchigkeit ihm nicht gleichgültig seyn „konnte".

Wie sehr der Papst Honorius III. in Allem dem Kaiser nachgab, um jedes Hinderniſs zur Vollziehung der Kreuzfahrt zu beseitigen, läſst sich einestheils daraus ersehen, daſs er alles aufbot die Lombarden mit dem Kaiser zu versöhnen, anderer Seits auch aus seinem Benehmen bei der Streitigkeit zwischen Friedrich und dem Könige Johann von Jerusalem, in welchem sich der Papst für jenen erklärte, obwohl er diesem mehr zugethan war. Die Veranlassung dieses Streits wird von den Schriftstellern verschieden mitgetheilt: dieselben sind S. 401. Note 95. ausführlich angegeben, und zugleich wird S. 402. eine Nachricht von Hugo Plagon beigefügt, wornach der Kaiser durch Nichtachtung der ehelichen Treue gegen seine Gemahlin seinen Schwiegervater Johann zu heftigen Ausbrüchen und Schmähungen gereitzt und so zwischen beiden die Feindschaft angefangen habe. Auf diese Erzählung von Hugo Plagon ist mit Recht nicht besonderes Gewicht gelegt worden, obwohl ihre Wahrheit nicht dem Character Friedrich's II. widerspricht. Daſs aber Honorius III. diesen Streitpunct in seinen Briefen nicht berührt, könnte dadurch erklärt werden, daſs dieser Papst offenbar den Kaiser soviel als möglich zu schonen und eine Versöhnung zwischen den feindseligen Gemüthern zu Stande zu bringen versuchte. Der Grund der Feindschaft aber scheint besonders darin zu liegen, daſs Friedrich II., welcher durch die Heirath mit der Jolanthe, Johann's Tochter, rechtmäſsiger Herr von Palästina wurde, (da Johann die Krone nur durch Heirath erhalten hatte und die Rechte seiner verstorbenen Gemahlin Maria auf die Tochter übergingen) sogleich das in Anspruch nahm, was er erst nach Johann's Tod in Anspruch zu nehmen versprochen hatte; denn durch den Groſsmeister des Deutschen Ordens Hermann von Salza war vor Abschluſs der Heirath Johann die Versicherung gegeben worden, daſs er die Königliche Würde, so lange er lebe, behalten sollte. Als sich aber Johann bei seiner Reise durch die christlichen Länder Europa's in Spanien mit der Castilischen Infantin Berengaria, Schwester des Königs Ferdinands III. von neuem vermählte, so fürchtete Friedrich für seine Rechte und zwang seinen Schwiegervater ihm sogleich die Krone abzutreten. So lassen sich auch die Note 95. mitgetheilten Stellen der Schriftsteller erklären, wie auch die Worte in den Briefen des Honorius III., welche S. 403. und 404. mitgetheilt sind.

S. 429. wird der Kaiser Friedrich von der Anschuldigung gerechtfertigt, daſs er den Landgrafen von Thüringen vergiftet und in böslicher Absicht die Kreuzfahrer in die heiſse und ungesunde Gegend von Brundusium beschieden habe. Wenn diese Anschuldigungen als ungereimte Verläumdungen erbitterter Feinde mit Recht abgewiesen worden sind, so hätte doch der Hr. Verf. nicht den Versuch machen sollen, Friedrich's abermaligen Aufschub des Kreuzzugs einem wirklichen Krankheitsanfall zuzuschreiben und noch hinzuzufügen, daſs es nach der feierlichen Versicherung des Kaisers kaum einem Zweifel unterliege. Des Kaisers Versicherung kann hier den Zweifel durchaus nicht heben, und wenn Ref. Friedrich's Krankheit nicht mit Bestimmtheit als eine erdichtete betrachten will, wie Gregor IX. gethan hat, so möchte er auf der andern Seite ebenso wenig sie für eine wirkliche ansehen, da in Dingen, welche den Zeitgenossen ungewiſs waren und worüber später kein Aufschluſs erfolgt ist und keine weitere Beweise vorliegen, der Geschichtsforscher keine Entscheidung geben soll. Diesem Grundsatz folgt sonst der Verf. vortrefflich: es ist daher um so auffallender, daſs er denselben bei einem so wichtigen Streitpunct verlassen hat. Daſs Friedrich den Kreuzzug verschieben wollte, ist höchst wahrscheinlich und läſst sich schon daraus ersehen, daſs er auch dann, als er selbst sich für genesen erklärte, noch fast ein ganzes Jahr zögerte, bis er von neuem die Kreuzfahrt antrat. Dieses bemerkt auch der Hr. Verf.: „Eine andere Frage ist es „freilich, ob Friedrich nicht im Stande war, nach sei-„ner Wiedergenesung noch im Herbste 1227 die Meer-„fahrt anzutreten, und ob es nicht, als sein körperlicher „Zustand nicht mehr die Fahrt nach Syrien hinderte, „als eine heilige Pflicht ihm oblag, das kaiserliche Wort, „welches er den vorangegangenen Pilgern gegeben hat-„te, ohne Berücksichtigung persönlicher Gefahr zu er-„füllen".

Ueber den Abschluſs des Friedens zwischen Friedrich und den Sultan el Kamel, wornach Jerusalem ohne Mauern den Christen zurückgegeben ward, ist S. 475 flgg. nach morgenländischen und abendländischen Berichten alles zusammengestellt, woraus hervorgeht, daſs beide Fürsten den eigentlichen Vertrag nach sei-

Digitized by Google

nur gaben Umfange als ein Geheimniss bewahrten und sie bekannt machten. Friedrich erhielt nur den Schein einer Abtretung, womit derselbe sich begnügte, da er sie im Abendlande als eine wirkliche verkünden konnte und dadurch sein Ansehen steigerte: der Sultan aber, der Friedrich's Freundschaft suchte, mufste die den Christen gegebenen Begünstigungen so unbedeutend als möglich darstellen, um den Unwillen seiner Glaubensgenossen zu beschwichtigen, da diese darüber ungehalten waren, dafs Jerusalem den Christen zu bewohnen erlaubt und die Kirchen ihnen zurückgegeben worden.

Die fünf letzten Capitel (v. 15—19.), welche als der vierte Abschnitt des siebenten Buches bezeichnet worden sind, geben den unglücklichen Zustand des gelobten Landes vom J. 1229 bis 1247. an. Die getheilte und in sich verfallene Macht der Moslims hatte nichts von den noch uneinigern und in grofse Sittenlosigkeit versunkenen Christen zu fürchten. Nach Ablauf des durch Friedrich II. abgeschlossenen zehnjährigen Waffenstillstands waren auf Gregor's IX. Betrieb die Feindseligkeiten wieder gegen die Saracenen begonnen worden. Gleich im ersten Jahre des Krieges wurde durch den Sultan David Jerusalem erobert und gröfstentheils zerstört. Das Bündniss der Christen mit dem Sultan Ismail von Damascus hatte für beide Theile keine glückliche Folgen. Ihr vereinigter Angriff auf Aegypten scheiterte ganz, und ihre furchtbare Niederlage bei Ascalon bewog den ziemlich unthätigen König Thibaut von Navarra und den Grafen Peter von Bretagne, die beiden angesehensten Führer der damaligen Kreuzfahrt, wieder nach dem Abendlande zurückzukehren. Auch der reiche Graf Richard von Cornwallis, Bruder des Englischen Königs Heinrich III., welcher bald nach Thibauts Abreise in Ptolemais ankam, konnte nichts durch sein Geld ausrichten, so reichlich er es auch austheilte. Ohne eine merkwürdige Waffenthat ausgeführt zu haben, kehrte er bald wieder in's Abendland zurück. Der Bau einer festen Burg bei Ascalon und die Abschliessung des Friedens mit dem Sultan Ejub von Aegypten gegen den Willen der Templer, werden als die einzigen Verrichtungen dargestellt, die von ihm Erwähnung verdienen.

Wie sehr schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Zeit der Begeisterung für den Glauben zu kämpfen vorüber war, läfst sich recht aus dem letzten oder 19ten Capitel erkennen. Die christlichen Parteien in Syrien bekriegen sich selbst mehr als den Feind ihres Glaubens: allein die Saracenen können diese Streitigkeiten nicht benutzen; sie verfallen in noch gröfsere Spaltungen. Der Glaubenseifer weicht dem Hasse und der Furcht. Gegen die Uebermacht des Sultans Ejub von Aegypten rufen die früher unter sich uneinigen Herrscher in Syrien, der Sultan Ismail von Damascus, die Fürsten Schirkuh von Emessa und David von Krak, die Christen zu Hülfe, und um den Verbündeten Widerstand leisten zu können, zieht der Aegyptische Sultan die wilden Raubschaaren der Charismier vom Euphrat herbei, welche Syrien schrecklich verwüsten und das den Christen durch oben angeführtes Bündniss abgetretene Jerusalem ganz zerstören (1244.). Mit Recht wird S. 631. Dschemalleddin's Erzählung bei Michaud verworfen, dafs erst nachdem Ejub die Charismier herbeigerufen, sich die Syrischen Christen und Moslims gegen den gemeinschaftlichen Feind verbunden hätten. Die Niederlage der Verbündeten bei Gaza ist weniger der ungestümen Tapferkeit der Charismier und der Ueberzahl der Aegyptischen Truppen zuzuschreiben, als den eigensinnigen Verkehrtheiten und der Uneinigkeit der Christen und der Unzuverläfsigkeit der Syrischen Saracenen, welche sogleich beim Beginn der Schlacht die Flucht ergriffen. In Folge dieses glänzenden Sieges gewann der Sultan von Aegypten fast ganz Syrien und die Christen verloren alle Eroberungen, die sie in einem halben Jahrhundert gemacht hatten.

In den Beilagen sind, aufser den oben besprochenen Stellen des Abu Schamah im Arabischen Text, die Verordnungen des Königs Philipp August zu Gunsten der Kreuzfahrer im Jahre 1214, und die Privilegien der Kreuzfahrer nach den Beschlüssen der allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran, abgedruckt.

Dem baldigen Erscheinen des siebenten Bandes sehen gewiss alle Freunde wahrer Geschichtsforschung freudig entgegen: die historische Literatur zählt dann ein Werk mehr, das von neuem dem Deutschen Forscherfleifse bleibenden Ruhm unter allen civilisirten Völkern zusichern wird.

Aschbach.

XXXIII.

Northcote, the Life of Titian with anecdotes of the distinguished persons of the ti-

Digitized by Google

me. Zwei Bände. 8., jeder an 400 *S. London* 1830.

Titian, das Haupt einer der vier grofsen Schulen in dem glänzendsten Zeitraum der Italienischen Kunst, erreichte das seltene Alter von 99 Jahren — geboren 1477, gestorben 1576 —; und in voller Gesundheit entfiel der Pinsel seiner Hand erst mit dem Tode. Ein seltenes Talent für die Anschauung und Auffassung der Natur, besonders in Hinsicht des Colorits, eine grofse Kunsterfahrung und ein glücklicher Weltsinn brachte ihn in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Personen seines Zeitalters. Seine Thätigkeit war unbegränzt, und nie schuf ein anderer Künstler so viele Werke mit eigener Hand. Die Zahl seiner Schüler war nie grofs, und er nahm ihre Hände nur selten zu Hülfe, aufser seinem Sohne Orazio in späterem Alter.

Von diesem gewaltigen Manne stellt der Englische Biograph ein neues Bild auf. Aber wie? — Man durchliest den ganzen ersten Band, und einen guten Theil des zweiten, ohne zu sehen, auf welche Art, und zu wessen Behuf die Schrift eigentlich entstanden ist. Der Verf. hebt zwar seine Erzählung von Titian an, aber fast ohne Zeitfolge springt er von einem zum andern, und bringt eine Menge Anekdoten vor, theils von ganz andern Künstlern, theils von Personen und Begebenheiten, die mit der Kunst nur in sehr entfernter Beziehung stehen. Vieles wird aus bekannten Schriften der Länge nach übersetzt.

Der Verf. scheint einer jener Dilettanten zu seyn, der mit den Ansichten eines Reynolds und Fuefsly ausgerüstet, Kunstreisen beginnt, und dabei gelegentlich einige Bücher über Kunstgeschichte zu Hülfe nimmt, wohl auch über politische Geschichte der Zeit. Was er auszieht, bemerkt und übersetzt, ist nicht ohne Interesse, und so wandert der Leser ohne Arg mit ihm fort. Doch am Ende mag er selbst gefühlt haben, dafs eine solche bunte und lose Zusammenstellung wenig Befriedigung biete, und dafs er sich mit dem Leben Titians bekannter machen müsse. Er läfst also unter dem Titel: *illustrations:* vom 28sten Kapitel an das Leben des grofsen Künstlers wirklich folgen, fast ohne alle Beziehung auf das vorher gesagte; und gern giebt man dem Verf. das Zeugnifs, dafs er den Vasari und andere bekannte Quellen fleifsig benutzt, und einige Nachlässigkeiten abgerechnet, auch in guter Ordnung dargestellt hat.

Indessen würde man bei dem Verf. jenen kritischen Sinn und jene umfassenden Studien, wie sie für einen Künstlerbiographen erforderlich sind, vergeblich erwarten.

Von Johann Bellini, dem Lehrer Titian's, und von dessen grofsen Zeitgenossen, den Vivarini, Antonello von Messina, Carpaccio, Basaiti und Andern, scheint der Verf. nur geringe Begriffe zu haben, und nicht zu wissen, dafs gerade durch diese alten Meister die Schönheit des Colorits, worin sich die Venetianische Schule auszeichnete, begründet ward. Auch ist das Verhältnifs der grofsen Zeitgenossen zu Titian nicht genug erwogen. Titian ist mit Giorgione allerdings das vorragende Talent, doch nur *primus inter pares. Pordenone, fra Sebastiano, Paolo Veronese, Palma,* welche mächtige Nebenbuhler! —

Dann läfst sich der Charakter der Mahlereien Titian's nur nach den Perioden seines Alters richtig darstellen. Erstlich scheint er sich länger zu seinem Meister gehalten zu haben, als man gewöhnlich glaubt. Titian und Giorgione haben zwar den langlebenden Bellini überwältigt, und die Kunst des Colorirens weiter geführt. Aber beide diese seine Schüler waren an 30 Jahre alt geworden, und der alte Meister behauptete noch immer den Vorzug. Noch existirt in guter Erhaltung das Gemälde von Bellini in der Kirche S. Zaccaria zu Venedig, mit dem Jahr 1505 bezeichnet, und die thronende Madonna mit vier Heiligen zur Seite und mit einem Engel am Fufse des Thrones vorstellend, ein Werk, was man jetzt noch den Triumph der Venetianischen Schule nennen darf. Und Albert Dürer, der im Jahr 1506 in Venedig malte, sagt mit Recht von dem alten Meister: „*Sambellini — ist noch der Best im Gemell*".

Bellini, den Giorgione überlebend, starb 1516, und Titian beendigte die unfertigen Werke des Meisters sowohl im *Palazzo publico* zu Venedig, als im Schlosse Alphon's I. zu Ferrara im J. 1514.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Northcote, the Life of Titian with anecdotes of the distinguished persons of the time.

(Schluſs.)

Leider läſst sich von den Jugendarbeiten Titian's nicht viel sagen, da seine Frescogemälde am *fonduco de' Tedeschi*, wo er mit Giorgione concurrirte, zu Grunde gegangen sind, so wie auch das Gemälde von Bellini im Palazzo, was er vollendete, und zwar mit solchem Beifall, daſs der Senat ihm eine *Sinecura* von 300 Thalern ertheilte. Nur so viel läſst sich von seinen frühern Arbeiten behaupten, daſs je näher sie der Manier seines Meisters stehen, desto sorgsamer sie behandelt erscheinen. Hiezu rechnen wir den *Cristo della Moneta* (in Dresden), die Madonna, worauf der Herzog Alphons mit seiner Familie vorkommt (eben allda), die Himmelfahrt *Mariae ai frari*, den Johann Baptist — überhaupt das Meisterwerk von Titian — jetzt in der Akademie, den Petrus Martyr in S. *Gio e Paolo*, und dann auf *monte cavallo* zu Rom die Madonna mit den tiefer stehenden vier Heiligen, worunter Sebastian. Diese sind alle vor dem Jahr 1530 gemalt.

Von dieser Zeit bis 1550 läſst sich seine zweite Manier annehmen, wo die groſse Erfahrung mit mehr Leichtigkeit den Pinsel führt, und die Farben, wie hingehaucht, auf dem Tuche erscheinen. In dieser Periode herrscht besonders jene Klarheit im Ganzen, wie im Einzelnen seiner Gemälde vor, worin Titian immer einzig blieb, und ihn kein anderer erreichte. Alles rundet sich, tritt vor und weicht zurück; und nähert man sich dem Bilde, so entfliehen dem Auge die Licht- und Schattentinten, mit denen die Wirkung hervorgebracht ist. Wir erinnern uns eines nicht groſsen Gemäldes, eine Wochenstube mit vielen beschäftigten Frauen vorstellend, worin die reinste Tageshelle gleichsam ohne Reflex über das Ganze ausgegossen ist. Dieses seltene Gemälde gehört als ein Kleinod der ausgewählten Sammlung des Hauses Melzi in Mailand an. Auch die Portraite aus dieser Zeit nebst den eigenthümlichsten Farben sind durch solchen leichten Schein belebt.

In diese Periode fallen seine Werke für Karl V, den Titian zu zwei verschiedenen Malen in Bologna, und dann später wieder zu zwei verschiedenen Malen in Augsburg (der Verf. nennt Wien) malte, auch dessen Sohn Philipp (II.) und seinen Bruder Ferdinand I. mit seiner Familie: dies zu Inspruck, wo er eben damals auch den gefangenen Churfürsten von Sachsen für Carl V. portraitirte, ohne Zweifel in Gegenwart des Lucas Kranach, der dem Churfürsten aus Anhänglichkeit in die Gefangenschaft gefolgt war. Ferner fallen in diese Zeit die Arbeiten für den Herzog von Urbino: die Magdalena und die berühmte Venus (jetzt in Florenz) und dann die Bildnisse von Paul III., den er das erstemal in Ferrara, und dann in Rom wieder malte, wo er auch die wundervolle Danae fertigte: Werke, die jetzt noch die Bewunderung der Farnesischen Sammlung zu Neapel sind. Auch wollen wir nicht ein anderes vortreffliches Bild dieser Zeit zu nennen vergessen, das jetzt in der Sammlung des Cardinals Fesch gesehen wird, und eine Madonna umgeben von den vier Kirchenvätern, vorstellt. — Doch wer kann alle die vorzüglichen Werke nennen, die der thätige Meister in dieser seiner mittlern Periode förderte. —

Titian war indessen in die siebziger Jahre vorgeschritten. Ein Gefühl des Alterns mochte sich einstellen, und die Schärfe des Auges ihn verlassen. Aber die Hand führte noch immer mit Sicherheit den Pinsel, und die Farben von der Palette auf das Tuch übergetragen, bewirkten noch immer einen hohen Schein von Zauber. Aber es fehlte den Farben der Schmelz, und die Wirkung machte sich nur fühlbar, wenn die Tafeln fern vom Auge standen. Je mehr sich das Auge annäherte, desto mehr verlor sich der schöne Schein. So geschah es, daſs in der dritten spätern Periode unge-

Digitized by Google

achtet aller Meisterhaftigkeit der Künstler die Unannehmlichkeit erleben mufste, dafs er theils Arbeiten, als noch nicht fertig zurückgesandt erhielt, theils die man nicht als Werke seines Pinsels anerkennen wollte. Indessen fehlte es auch damals, so wie noch in unsern Tagen, nicht an Freunden des Titianischen Pinsels, welche eine solche *klecksartige* Art zu mahlen seinen frühern vollendeten Arbeiten vorzogen. Die Italiener nennen solche Mahler *Macchiatori* — Klecksenmahler: allerdings Verderber der Kunst, wo sie auch immer erscheinen; — und Titian läfst sich nur durch das hohe Alter entschuldigen. Man kann in seinen spätern Werken nur noch die hohen Ruinen seiner frühern Kunst bewundern.

In dieser letztern Zeit war er sehr viel für Philipp II., und seine Gemahlin, die Königin Maria von England, theils mit christlichen, hauptsächlich aber mit mythologischen Gegenständen beschäftigt. Mailand, Brescia, Verona und sein Vaterort Cadore, erhielt nicht minder bedeutende Werke, besonders aber Venedig. An dem letztern Orte wollen wir nur an die Martyr des heil. Lorenz erinnern. Der Heilige liegt nackt auf dem Roste ausgestreckt, und die ganze Scene wird durch die glühenden Kohlen und zwei Fackeln erleuchtet: ein Effektbild, wie man es nur von einem Titian erwarten konnte.

Der Künstler starb an der Pest zugleich mit seinem Sohne Orazio. Sie raffte damals in Venedig allein 70 tausend Seelen weg. Aber da Titian schon 99 Jahre alt war, so war der Streich, den die Pest ihm spielte, wie Muratori bemerkt, ohne sonderliche Bedeutung. Doch beraubte sie ihn des feierlichen Begräbnisses. —

Mögen diese kurzen Andeutungen über den grofsen Meister genügen, und viele anreizen, die Werke des unvergleichlichen näher zu studiren.

Doch noch eine Frage: Wer mochten die Deutschen seyn, von welchen nach der Erzählung des Vasari Titian das Landschaftmahlen erlernte? — Wir kennen nur den vortrefflichen Johann Calkar, der längere Zeit in dem Hause Titian's gelebt zu haben scheint. Aber Calkar war mehr Figurenmahler, als Landschafter; und sein Aufenthalt in Venedig fällt in eine Zeit, wo Titian sich auch im Landschaftlichen schon einen Namen gemacht hatte. Wir möchten daher eher vermuthen, dafs Titian die Behandlung des Landschaftmahlens dem Albert Dürer abgesehen habe, als dieser 1506 in Venedig seine bekannte Madonna (jetzt in der K. Gall. zu Wien) in einer herrlichen Landschaft malte. Gian Bellini schätzte den Dürer sehr hoch, besuchte ihn, und so mochte er auch seinen Schüler Titian zum Besuche bei Dürer mitgenommen haben. Bekanntlich bewunderte Bellini den feinen Pinsel Dürer's. Auch dies mag auf Titian gewirkt haben, der z. B. im *Cristo della Moneta* augenscheinlich der feinern Führung des Pinsels von Albert Dürer nachstrebte, so sehr er auch in den spätern Jahren von dieser sorgsamen Manier abkam, und im hohen Alter ein *Macchiatore* wurde.

A. Hirt.

XXXIV.

Naturhistorische Alpenreisen von F. J. Hugi, mit Titelkupfer, Vignetten, 2 Kärtchen, 16 Tafeln Profilansichten und 9 Tabellen berechneter Höhenunterschiede. Solothurn bei Amiet-Lutiger. 8. 378 *Seiten.*

Bis vor nicht langer Zeit war unsere positive Geognosie fast nur beschränkt auf die genaue Kenntnifs der Flötzfolge in Thüringen, auf welche man die Straten anderer Gegenden zurückzuführen suchte; erst in der neuern Zeit schritt man südlicher vor und erkannte im mächtigen Jura-Gebilde, eine Gruppe von jüngern Formationen; gegenwärtig schreitet man noch weiter südlich zu den Alpen vor, die ein neuer Wendepunkt der Geognosie sind, und deren innere Verhältnisse zu enträthseln man sich sehr allgemein und von vielen Seiten bemühet. Die Alpen werden zugleich dadurch um so wichtiger, da sie uns den Schlüssel liefern zur nähern Kenntnifs der gewifs ganz analog gebaueten Karpathen, Apenninen, so wie der Gebirge in Dalmatien, Griechenland und der übrigen Gegenden, die das Mittelländische Meer umschliefsen. Seit wenig Jahren haben sich die Ansichten über die Alpen ganz verändert, denn wenn man früher sie nur aus den ältesten Formationen für zusammengesetzt hielt, so parallelisirt man gegenwärtig schon einen grofsen Theil derselben sehr allgemein mit dem Juragebilde, und wahrscheinlich herrschen noch jüngere Straten vor.

Wenn eine jede, stets mit bedeutenden Schwierigkeiten verbundene Untersuchung der Alpen gegenwärtig von besonderem Interesse ist, so steigert sich dieses

Digitized by Google

um so mehr, je umsichtiger, vorurtheilsfreier, schärfer und genauer beobachtet wird, und je mehr die Untersuchung Puncte betrifft, die uns noch ganz unbekannt sind.

Herr Prof. Hugi, Lehrer in Solothurn, dessen reger Eifer für Naturkunde sich schon in mehrfacher Art bekundet hat, beseelt von dem Gedanken, die geognostischen Verhältnisse der Alpen näher zu erforschen, unternahm, ausgerüstet mit Instrumenten, auch um physikalische Beobachtungen zu machen, während mehrerer Sommer, Reisen in die benachbarten Alpen, und fafste vorzüglich die höchsten Puncte ins Auge, die bis dahin noch zum Theil unerreicht, unerforscht waren; wochenlang weilte er auf Gletschern, und schritt auf den grauenvollsten, vor ihm noch nie betretenen Wegen vor. Wer je höhere Gebirge zu sehen Gelegenheit gehabt hat, der wird die Gefahren solcher Unternehmungen kennen, der wird wissen, welcher Muth, welche Gewandtheit dazu gehört, und welche bedeutende Kosten es macht, eine Menge Träger und Führer bei sich zu haben, die nöthig sind, auf den unwirthbaren Eisgefilden eine Wohnung zu erbauen und für Unterhalt zu sorgen.

Gewifs wird man den Mann bewundern müssen, der, blofs der Wissenschaft wegen, so bedeutende Kosten aufwendet, so den Gefahren trotzt und so emsige, so vielfache und so viele Beobachtungen macht, als unser Verf., dessen scharfen Blicken nichts entging; überall beobachtete, notirte und zeichnete er.

Zurückgekehrt, selbst mit bedeutenden körperlichen Verletzungen, von jenen gefahrvollen Reisen, hielt derselbe in der dortigen naturforschenden Gesellschaft eine Reihe von Vorträgen über seine Entdeckungen und diese sind es, die im vorliegenden Werke dem Publicum nun als einfache Reisenotizen dargeboten werden, indem Hoffnung gemacht wird, dafs eine Geschichte der Gletscher, einzelne geognostische Entwickelungen und eine allgemeine systematische Zusammenstellung später folgen sollen.

Vorzugsweise wird hier zwar die Geognosie und Geologie behandelt, doch kommen zugleich eine solche *Fülle* anderweitiger Bemerkungen vor, besonders über die Gletscher, über die Atmosphäre, über die Quellen u. s. w. und so viel merkwürdige eigene Reise-Abentheuer, dafs das Werk sich nicht allein höchst anziehend lesen läfst, sondern aufser dem Geologen, auch dem Physiker, ja jedem gebildeten Mann von Interesse seyn wird.

Es würde die enggesteckten Grenzen einer Anzeige sehr überschreiten, wenn wir von allen den vielartigen Beobachtungen unseres Verfassers Bericht erstatten wollten, deshalb müssen wir uns blofs auf das Geognostische und Geologische beschränken, wollen nur, so kurz als möglich, die gewonnenen Resultate mittheilen und uns nur am Schlusse erlauben, einige Bemerkungen beizufügen.

Die 1ste Vorlesung Pg. 1—21. handelt von dem Zwecke und den Vorbereitungen zu den Reisen, von den mitgenommenen physikalischen Instrumenten u. s. w.

Die 2te und 3te Vorlesung Pg. 22—91. beschreibt die Reisen in das 8600′ hoch belegene, noch ganz unbekannte Rotthal und auf die, noch fast unerstiegene Jungfrau. Der Gebirgsstock, welchen die Jungfrau krönt, bestehet vorwaltend aus dem sogenannten Urgebirge, aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer. Darauf liegt zunächst ein deutlich geschichtetes Kalkgebilde, welches als Alpen- oder Muschelkalk bezeichnet wird, in dem ein grauer Kalk vorherrscht, der aber, wo er wahren Granit bedeckt, meist weifs, körnig und dolomitisch wird. Auf den Muschelkalk folgt ein Zwischengebilde, bestehend aus grauwackenartigen Straten, granitartigem Sandstein und Flötzen von oolitischem Thoneisenstein, welches Ammoniten, Belemniten und andere Petrefacte führt. Mit diesen durch Uebergänge innig verbunden, folgt nun eine mächtige Formation von dunkler Farbe, die als Lias bezeichnet wird, theils aus kalkigen, theils aus thonigen, schiefrigen Straten bestehet, und oft Petrefacte, besonders Terebrateln, Mytuliten u. s. w. führt. Auf dem Lias liegt ein granitisches Gestein, Hoch- oder Halbgranit genannt, welches die mächtigen, höchsten Spitzen der Jungfrau u. s. w. bildet, und in welchem wieder ganze mächtige Straten von Lias keilförmig inne liegen.

Die 4te Vorlesung Pg. 92—130. betrifft die Reise nach den Strahleck, Rosenlavi und Tschuggen, überhaupt die rauhe, eisige, höchste Gegend zwischen Grindelwald und Wallis, zwischen dem Schreckhorn und Finsteraarhorn. Hier herrscht, besonders am Figer- und Mettenberge der Alpenkalk in grofser Mächtigkeit und wird unmittelbar von dem Halbgranite bedeckt. Die Tschuggenhörne zeigen vorwaltend den Lias, meist als Mergelschiefer.

5te Vorlesung Pg. 131—169. Rosenlavi, Urbach, Hasli. Wenn man zu dem Sattel zwischen dem To-

Digitized by Google

senhorne und Stellihorne, längst dem Rosenlavi-Gletscher aufsteigt, erscheint mächtig der Muschelkalk, dieser wird von granitischem Sandstein bedeckt, welchem der Lias folgt, die Sohle des Sattels in die steile Wand des Stellihornes bildend, wo ein mächtiger Stock von Halbgranit steil neben der Wand und auf dem Lias stehet. Das Tosenhorn bestehet aus Halbgranit, der deutlich den Lias überlagert. Oberhalb Urbach bestehet die steile Wand des Laubstockes aus Muschelkalk, der sowohl auf als unter Halbgranit liegt, welcher auch das Tristenhorn bildet; hier ist der Muschelkalk in das granitische Gestein vollkommen eingekeilt und ganz dasselbe Verhältnifs zeigt sich am Pfaffenkopfe. Am Engistocke, oberhalb dem Urbachthale folgen sich: Granit, Muschelkalk, Lias mehrmals mit oolitischem Eisenstein wechselnd und Mergelkalk.

Die 6te Vorlesung beschreibt die Reise nach dem Finsteraarhorn. Der mehrmals versuchte Weg auf diesen 13,300′ hohen Felscolofs war stets mit solchen Gefahren verbunden, die einen weniger eifrigen Naturforscher, als unsern Verfasser gewifs abgeschreckt haben würden. Das Finsteraarhorn selbst bestehet aus Granit, in inniger Verbindung mit Syenit, der oft sandsteinartig wird. Die benachbarten Felshörner zeigen Granit und Glimmerschiefer.

7te Vorlesung, Pg. 219—263. Grimsel, Unteraar, Gotthard, Titlis. Die Grimsel, das Lauteraarhorn und die benachbarten Hörner, bestehen aus Granit, Gneis und Halbgranit, die auf das mannichfachste in einander übergehen. Auf der nördlichen Seite, oberhalb Grindelwald bedeckt das granitische Gestein den Muschelkalk; wenn man auf der südlichen Seite von Lax aus das Gebirge gegen das Finsteraarhorn heraufsteigt, so findet man zu unterst auch den Muschelkalk in grofser Mächtigkeit, darauf folgen sandige Zwischenlagen, dann Lias, oft schiefrig, der von Gneis und Glimmerschiefer bedeckt wird.

Hoch oben auf dem granitischen Gotthard, am Botzberge, bei *Realp* und *zum Dorf*, zeigen sich, mitten in den kristallinischen Gesteinen mächtige Straten von Lias und Liasschiefer mit Terebrateln, Austern und anderen Petrefacten, die von Glimmerschiefer und Gneis bedeckt werden; ganz dasselbe Verhältnifs findet man in dem hochgelegenen Kalkthale am Susten zwischen Waasen und Meiringen.

8te Vorlesung Pg. 264—312. Tschingel und Lötsch; Formazzo, Pilatus und Rigi. Am Tschingelhorne über dem Lötschthale (einem Seitenthale von Wallis), wird der Granit von Lias, dieser von Muschelkalk, und dieser wieder von Rauhwacke bedeckt, über welchem sich Halbgranit lagert. Im Thale der Binna, (auch einem Seitenthale von Wallis), ohnweit Grengiols, folgen von unten nach oben, etwa 1500′ mächtig: granitisches Gestein, Dolomit, gneisartiges Gestein, reich an Talk, kristallinisch körniger Kalk, Gneis, Dolomit, schuppiger Kalk, reich an Glimmer. Im Eginerthale lagern auf einander: Syenit, kalkiger Glimmerschiefer, der vollkommen in grauen Kalk übergehet, dessen einzelne Straten oft reich an Glimmer- und Talkblättchen sind, der auch oft als Rauhkalk und Dolomit erscheint. Auch Lias findet sich in der Nähe. Am Faulhorn verlaufen sich Glimmerschiefer und grauer Kalk stets in einander und jener entstehet aus diesem, indem sich viel Glimmer ausscheidet, ziehet dieser sich zurück, so erscheint der gewöhnliche Muschelkalk und Lias, zwischen denen man auch oft das Zwischenlager von granitischem Sandstein erkennt. Mitten zwischen dem sogenannten Urgebirge finden sich hier Flötzstraten, die durch eigenthümliche Modificationen zu jenem Urgebirge werden. Offenbar — heifst es Pg. 298. — bedecken hier grofse Massen von kristallinischem Gestein mächtige Flötzkalklagen, die zum Theil wesentlich verändert und mit jenen ganz gleichzeitig sind. Die hier häufigen Dolomite müssen aus Muschelkalk entstanden seyn.

Die abgerundeten Gerölle des Rigi kommen überein mit den Kalksteinen der Alpen, vorzüglich des nahen Pilatus und sehr selten nur findet man Stücke von Granit. Der Verf. glaubt nicht, dafs diese, 4 – 5000′ mächtigen Geröll-Massen zusammengeschwemmt wären, sondern betrachtet den Rigi als ursprünglich gleich gebildet mit dem nahen Pilatus und ist der Ansicht: dafs, vielleicht bei der Umbildung von Gneis in Granit, mächtige Gas-Entwickelungen, die noch nicht erhärteten Kalkstraten durchzogen hätten, wodurch Gesteinsstücke abgerundet und von unten nach oben, daher sehr untereinander getrieben wären. Erst, als die Straten mehr Festigkeit erhalten, wodurch die Gasentwickelung gehemmt sey, wäre die so gebildete Gebirgsmasse als Ganzes gehoben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Naturhistorische Alpenreisen von Friedr. Joh. Hugi.

(Schlufs.)

Der ohnweit dem Rigi belegene Pilatus zeigt von unten nach oben nachstehende Stratenfolge: Molasse, Nagelfluhe, schwarzer feinschuppiger Kalk, Mergelschiefer, feinkörniger Sandstein, oft kalkig, zuweilen grauwackenartig oder schiefrig; darauf folgt dunkler Liaskalk, zum Theil reich an Nummuliten und Gryphiten; den obersten Gipfel bildet ein heller Kalk, analog dem Jurakalke.

9te Vorlesung. Folgerungen und Ansichten Pag. 313—327. Die zwei Hauptreihen, aus denen die Alpen bestehen, Gneis und Glimmerschiefer einerseits, Muschelkalk und Lias andererseits, sind zwar im Gange der Entwickelung sich entgegengesetzt, scheinen aber mehr, als man glaubt, gleichzeitige Bildung zu haben. Durch Metamorphose gingen aus der ersten Reihe Granit, Porphyrgranit und Halbgranit hervor, aus der zweiten Gyps und Dolomit. Wie aus dem noch nicht erstarrten Gneis sich der Granit bildete, da wurden auch zugleich mächtige Massen von Kalk mit erhoben.

Zuweit würde es führen, hier dem Verf. weiter in seinen geistreichen geologischen Speculationen zu folgen und auf den Inhalt der letzten Vorlesung einzugehen, die Pg. 328—378. die Naturgeschichte der Gletscher erörtert.

Versuchen wir in wenige Worte das geognostische Haupt-Resultat zusammenzudrängen, welches der Verf. durch seine mühevollen Reisen gewonnen hat, so dürfte sich dieses in folgenden Sätzen ausdrücken lassen.

1) Das Flötzkalkgebirge der Alpen (welches für parallel den Muschelkalk- und Liasstraten des Jura angesprochen wird) liegt im Allgemeinen zwar auf dem krystallinischen, sogenannten primitiven Gebilde, an vielen sehr hohen Puncten aber, wie am Gotthard, an der Jungfrau u. s. w. finden sich grofse keilförmige Massen derselben Flötzstraten mitten in dem krystallinischen Gesteine, werden von diesem oft weit hin überlagert und können diese Lage kaum anders als durch Hebung und Umhüllung erhalten haben. Aufserdem aber kommen:

2) Aehnliche Flötzstraten, so mit dem krystallinischen Gestein wechselnd und innig verbunden vor, dafs Beide gleichzeitig gebildet seyn und erstere grofse Modificationen erlitten haben werden.

Soweit Ref. zu urtheilen im Stande ist, der eine Reihe von Jahren hindurch die Alpen, selbst einige von den hier beschriebenen Puncten bereiste, so hat Hr. Prof. Hugi die geognostischen Verhältnisse genau, ohne vorgefafste Ansicht, der Natur getreu beschrieben und man darf wohl in jene Entdeckungen um so weniger Zweifel setzen, da dieselben Verhältnisse sich am kleinen Bernhardin und in der Umgegend des Montblanc wiederfinden, daher durch die ganzen westlichen Alpen herrschend gefunden werden. Am Col de Balme zwischen dem Valorsine und Chamouny-Thale, am Col de Salenton und Chalets de Moïde, in der Gegend des Ruet liegen ganz ähnliche, meist liasartige Kalkstraten auf Granit und werden von granitartigem Talkschiefer oder Halbgranit bedeckt; wie sich auch aus den Durchschnitten ergiebt, die Necker de Saussure seinem *Mémoire sur la Vallée de Valoisine (Mémoires de la Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève Tome IV.)* beigefügt hat. Dafs der dichte Flötzkalk sich in Dolomit, in Gyps und krystallinischen Kalk reich an Glimmer- und Talkblättchen umzubilden vermag, daran zweifelt wohl kaum der, welcher das Chamouny und Wallisthal bereist hat, auch ist diefs mehrfach z. B. von Elie de Beaumont ausgesprochen. In diesen Gegenden herrschen Gesteine, die man, mit unserm Verf. recht wohl als Halbgranit bezeichnen kann, sie enthalten die Bestandtheile des Granites, Quarz, Feldspath, Glimmer oder Talk, sie werden auch einerseits zu wirklichem Granit, Glimmer- oder Talkschiefer, gleichwohl haben

Digitized by Google

sie im Grofsen noch oft ein gewisses flötzartiges Ansehn, sind kalkreich und gehen in die Flötzstraten auf ähnliche Art über, als der Porphyr in das Todtliegende. Der Protegine Granit und die durch Hrn. v. Humboldt herausgehobene *formation de Calcaire steatiteux* gehört hieher. Mitten in diesen granitartigen Massen findet man Flötzstraten, die theils noch unverändert sind, theils mehr oder weniger modificirt sind. Wie man jetzo sehr allgemein anerkennt, dafs unsere Porphyre plutonisch modificirte Sandsteine sind, so möchte Ref. glauben, dafs jene Halbgranite, ja, dafs vielleicht ein grofser Theil aller jener krystallinischen Gebilde, durch Metamorphose aus jenen kalkigen und sandsteinartigen Flötzstraten entstanden seyn möchten; so viel ist auf jeden Fall wohl gewifs, dafs die krystallinischen Gesteine der Gotthard und Montblancketten jüngerer Bildung sind, als die Flötzstraten, welche diesen Theil der Alpen bilden, und dafs dieser westliche Theil der Alpen in einer verhältnifsmäfsig sehr neuen Epoche erhoben wurde.

Wer mit jenen Gegenden bekannt ist, dem wird die Meinung vielleicht paradox erscheinen, dafs aus Straten, die für Muschelkalk und Lias angesprochen werden, sich Granit, Gneis, Glimmerschiefer u. s. w. entwickelt haben könnte, da diese sogenannten Urgesteine, so sehr different von jenen Flötzstraten sind; wenn man aber erwägt: dafs man bis zur jetzigen Zeit, jene Flötzstraten sehr allgemein für Uebergangsgebirge mit Lagern von Thonschiefer, Grauwacke u. s. w. ansprach, so wird jene Ansicht schon ansprechender, da man allgemein die nahe Verwandtschaft der sogenannten Ur- und Uebergangsgebirge anerkannte. In jenem Flötzgebilde herrscht zwar der Kalk im Allgemeinen vor, selten aber erscheint er rein, sondern meist merglig und der Mergel wird oft so überwiegend, zum Theil so dem Thonschiefer ähnlich, dafs man eben defshalb jenes Gebilde als Schiefergebirge angesprochen hat. Der Mergel bestehet aber vorzüglich aus Kalk- Kiesel- und Thonerde, verbunden mit Alkalien und andern Bestandtheilen, und diese chemischen Elemente sind es, in die sich auch jene krystallinischen Gebilde zerlegen lassen. Wenn nur auf irgend eine Weise die krystallelectrischen Thätigkeiten aufgeregt werden, und die chemischen Bestandtheile aus dem amorphischen Zustande in krystallinische Formen zusammentreten, dann wird sich leicht Quarz, Glimmer, Feldspath u. s. w. ausscheiden und je nach den verschiedenen Bedingungen kann sich aus dem Mergel, ein Talk- und Glimmerschiefer, Gneis, Granit u. s. w. entwickeln. Dafs ein solcher Prozefs wirklich Statt hatte, dafür sprechen in den Schweizer-Alpen eine Menge Thatsachen; leicht kann man, selbst in der Gegend von Chur Stücke schlagen, die auf der einen Seite als vollkommner Glimmerschiefer, auf der andern als Mergelschiefer erscheinen. Bei solchen Umbildungen verschwinden meist alle organische Formen, doch hat man neuerlich einen vollkommnen Glimmerschiefer mit Belemniten gefunden.

Diese Andeutungen, die leicht noch hätten vermehrt werden können, tragen vielleicht noch dazu bei, die Beobachtungen unseres Verf. gleichsam anschaulicher zu machen, und Ref. hegt die Hoffnung: dafs man die dortigen geognostischen Verhältnisse nun auch aus diesem Gesichtspuncte mehrseitig prüfen möge.

Von ganz besonderm geologischen Interesse ist es, die Formation auszumitteln, zu welcher die neptunischen Flötzstraten gehören, die in den Alpen überhaupt, besonders aber in dem westlichen Theile, durch ihre grofse Verbreitung eine so wichtige Rolle spielen, um dadurch die Zeitepoche zu finden, in welcher sich das mächtige Gebilde des Alpenkalkes niederschlug.

Indem man blofs auf die Nähe von sogenanntem Urgebirge und auf den äufsern Character mancher Straten Rücksicht nahm, betrachtete man sehr allgemein dieses Stratensystem, als Uebergangs- und ältestes Flötzgebirge. Ref. war wohl der erste unter den Deutschen Geognosten, der (in seiner Zeitschrift: Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt Band III. Heft 3. v. J. 1826) nachzuweisen suchte, dafs diese Ansicht irrig sey, dafs jene dunklen meist schiefrigen Straten dem Lias parallel seyn werden, dafs die Kalk-Alpen eine Fortsetzung des Jura bilden und vorzugsweise aus Lias, hellem Jurakalk und Grünsand bestehen würden, welche Ansicht neuerlich besonders Elie de Beaumont weiter ausgeführt hat und die auch im Allgemeinen Prof. Hugi theilt.

Bei Untersuchung der östlichen Alpen in Baiern und Oestreich, erhielt Ref. die Ueberzeugung: dafs das Alpenkalkgebilde in innigster Beziehung, in Auf- und Wechsellagerung stehe mit einem molasseartigen Sandstein (dem Wienersandstein oder Elysch) und dafs beide Stratensysteme, vorzugsweise solche Petrefacten enthalten, welche die Kreide und die tertiären Straten characterisiren, während die Petrefacte des Juragebildes nur sehr sparsam und local vorkommen. Dasselbe Verhältnifs findet auch bei den für Lias angesprochenen

Digitized by Google

Straten in der Schweiz und Savoyen statt, die den Lias characterisirende Petrefactensuite hat sich nicht nachweisen lassen, man findet zwar Ammoniten und Belemniten, jenen des Jura analog, viel häufiger erscheinen dagegen besonders in manchen, dem Kalke untergeordneten Straten, Nummuliten nebst Kreide- und tertiären Petrefacten.

Bei einer letztjährigen Bereisung der Schweiz fand Ref. nirgends eine Auflagerung der für eine sehr junge tertiäre Formation bisher angesprochenen Molasse auf das Alpenkalkgebilde, sondern beobachtete im Gegentheil z. B. bei Bonneville ohnweit Genf, am Thuner See, am Rigi, bei Sonthofen; dafs die Molasse vollständig unter dem Alpenkalkgebilde liegt und von diesem überlagert wird, während als Grenzstraten sich öfter der Wienersandstein zeigt, wie bei Bonneville. Die Lagerungsbeziehungen zwischen Molasse und Alpenkalk hat Hr. Prof. Hugi nur an 2 Puncten, nämlich am Rigi und Pilatus beschrieben; seinen Worten und bildlichen Durchschnitten (auf Tb. 14 u. 15.) nach, liegt die Molasse hier unter dem Muschelkalk, gleichwohl hält er diesen für älter als jene.

Wenn nun das Alpenkalkgebilde wirklich im Hangende der Molasse liegt, die ihrerseits dem Jura aufliegt, ferner vorzugsweise Kreide und tertiäre Petrefacten führt, während die eigentlichen Lias-Petrefacte fehlen oder wenigstens sehr unvollständig entwickelt sind, dann wird es nicht mehr thunlich seyn, die Alpinischen Flötzstraten mit dem Juragebilde zu parallelisiren und wir werden anerkennen müssen, dafs die Alpen jünger sind als der Jura, und sich zu diesem analog verhalten werden, wie sich der Jura gegen die ältere Flötzkalkreihe verhält. In Europa scheint daher die Entwickelung des Erdkörpers von Nord nach Süd vorzurücken.

Diefs sind die Gründe, die uns bestimmen, über die Deutung und systematische Einordnung der Alpinischen Flötzstraten, gegenwärtig eine, von unserm Verf. verschiedene Ansicht zu hegen, so sehr wir übrigens mit dessen Beobachtungen und geologischen Schlüssen übereinstimmen. Hoffentlich wird dieser thätige Geognost, der bisher vorzugsweise die höchsten, schwierigsten Theile des Gebirges untersuchte und hier so wichtige Entdeckungen machte, eine nähere Aufmerksamkeit auch gelegentlich den niederen Gegenden widmen, und gewifs die höchst wichtige Frage klar ermitteln, wie die Molasse sich gegen das Alpen- und das Juragebilde verhält.

Ergiebt sich: dafs das Alpinische Flötzgebilde wirklich bedeutend jünger als der Jura ist, so folgt daraus schon von selbst, dafs die Erhebung des krystallinischen, sogenannten Urgebirges in eine noch jüngere Periode fällt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hängt mit dieser Emportretung die Verbreitung der grofsen Felsblöcke zusammen, welche in aufserordentlicher Frequenz diesen ganzen Gebirgszug umgeben; unverkennbar haben diese wieder viel Gemeinsames mit den Diluvialgeschieben im nördlichen Deutschland, die aus Scandinavien herstammen. Es konnte daher sehr wohl seyn, dafs die granitischen Gesteine des Montblanc und der Scandinavischen Gebirge ziemlich gleichzeitig, in der Diluvial-Epoche, erhoben waren; da nun das Hervortreten der Basalte in Deutschland, Ungarn und Frankreich auch in eine ohngefähr gleichzeitige Epoche fällt, so möchte hierdurch die Diluvial-Periode ein besonderes geologisches Interesse erhalten.

Was wir hier über das Verhältnifs der krystallinischen Gesteine gegen die Flötzstraten in den westlichen Alpen bemerkt haben, dürfte keine Anwendung auf die östlichen Alpen haben, wo die granitischen Gebilde im Allgemeinen viel ältern Ursprungs seyn werden.

Wer je die Nagelfluhe des kolossalen Rigi zu sehn Gelegenheit gehabt hat, der wird sich gewifs nicht verhehlt haben, welche grofse Schwierigkeiten die Ansicht hat, nach welcher die abgerundeten Geschiebe, die hier in so riesenmäfsigen Straten aufeinander liegen, aus zum Theil sehr entfernten Gegenden hergeflutet seyn sollen. Hr. Prof. Hugi versucht hierüber eine andere Hypothese aufzustellen, die zwar geistreich ist, aber doch kaum mindere Schwierigkeiten darbieten dürfte und wohl noch näherer Beobachtungen bedarf um als wahrscheinlich Eingang zu finden.

Wünschend, dafs unser Verf. bald die Fortsetzung und weitere Ausführung seiner Beobachtungen liefern möge, die immer zur Beförderung der Geologie viel beitragen werden, bemerken wir nur noch schliefslich, dafs Druck und Papier des vorliegenden Werkes sehr gut, die Vignetten und das Titelkupfer sehr sauber und die grofse Menge der berechneten Höhenbeobachtungen von wesentlichem Interesse sind.

Keferstein.

Digitized by Google

XXXV.

Annotationum in Cornelium Tacitum specimen primum edidit P. Petersen, phil. Doctor. Crucenaci 1829. *II. und* 23 *S.*

Die vorliegende kleine Schrift übt die Kritik an ungefähr 40 Stellen des Tacitus. In der Kritik drängen sich gleichsam alle philologischen Vermögen wie in Einem schöpferischen Puncte zusammen. Wer eine einzige Stelle glücklich verbessern will, muſs nicht bloſs Sprache und Grammatik im Allgemeinen verstehen und nicht bloſs mit Sache und Manier im Allgemeinen bekannt seyn. Er muſs seinen Schriftsteller in dessen ganzen Individualität beherrschen, sowohl die Weise seiner Anschauung und Darstellung, als auch die Formen seiner eigenthümlichen Sprache und eigenthümlichen Grammatik; und diese treue Auffassung des ganzen Schriftstellers bleibt kein ruhendes Wissen; sie wird durch die vorliegenden Bedingungen einer Stelle angeregt, dem Geiste des Schriftstellers nachzuschaffen. In diesem Antheil an dem Leben eines Schriftstellers und in diesem hervorbringenden Momente liegt der Reiz, den die Kritik für den ausübt, der sich mit ihr beschäftigt; und die Kritik wird auch auf diese Weise zu einem Kennzeichen, wie genau und innig der Schriftsteller verstanden ist. Wer die Kritik wie eine Sylbenstecherei verachtet, bedenkt nicht, daſs sich da, wo die Kritik einer Stelle wahrhaft helfen soll, in einem kleinen Puncte eine groſse Kraft sammeln muſs.

Diese wenigen Gedanken mögen der oben genannten Schrift ein günstiges Vorurtheil erwecken. Sie wird jedem willkommen seyn, wer einen Schriftsteller, groſs und schwer, wie Tacitus, näher behandelt; denn sie enthält einige treffliche Verbesserungen und namentlich für Sprache und Grammatik des Tacitus dankenswerthe Beiträge. Es werden einige angefochtene Stellen durch eine tiefere Kenntniſs des Tacitus vertheidigt, andere glücklich verbessert.

Wir müssen uns hier darauf beschränken, einige Beispiele anzuführen. Die übrigen Stellen sind indessen nicht minder interessant.

Annal. XVI. 17. *Additur (Mella), codicillis, tanquam de iniquitate exitii querens, ita scripsisse: se quidem mori nullis supplicii causis. XIII.* 35. *annotatusque miles, qui fascem lignorum gestabat, ita praeriguisse manus etc.* Der Nominativ war in beiden Stellen in Zweifel gezogen. Der Verf. zeigt indessen, daſs die Construction eine Erweiterung der bekannten Construction, *traditur, fertur* mit dem Nominativ ist, *additur Mella i. e. praeterea dicitur Mella etc.*

Hist. II. 12. *Suedius Clemens ambitioso imperio regebat, ut adversus modestiam disciplinae corruptus, ita proeliorum avidus.* Es könnte der Ausdruck *adversus modestiam disciplinae corruptus* mehr auf einen Soldaten, als auf den Feldherrn zu passen scheinen. Der Verf. erklärt ihn indessen: *quod ad modestiam disciplinae attinebat, facile corrumpi potuit; indulgens ergo et dissolutus fuit.* Da *ambitiosus* den Character bezeichnet, der sich nur um die Meinung der Leute bewirbt und in derselben den Mittelpunct seines Handelns hat: so paſst der Sinn der gegebenen Erklärung vollkommen. Wenn aber der Verf. *corruptus* mit *qui corrumpi potest* erläutert und dabei an die Formen *invictus* für *insuperabilis, immotus* für *inmobilis* erinnert: so können wir in dieser Einzelheit unsere Zweifel nicht verbergen. Die *participia pf. pass.* haben allerdings die Bedeutung der passiven Möglichkeit, *invictus*, wer nicht besiegt werden kann. Es ist das eine verbreitete Observation. Sie muſs indessen, scheint uns, beschränkt werden. Wo der Fall eintritt, hat das Particip immer eine negative Bedeutung und ist gewöhnlich mit der verneinenden Vorsylbe *in* — verbunden, *invictus, immotus.* Indem *immotus* für *immobilis* steht, schlieſst man von der fehlenden Wirklichkeit auf die Unmöglichkeit der Erfahrung. Die Unmöglickkeit sagt hier mehr, als der bloſse Mangel der Wirklichkeit. Es ist eine scharfere Behauptung, daſs etwas nicht geschehen kann, als daſs etwas nicht geschehen ist. — Fehlt aber die Negation, so dreht sich die Sache um. Es versteht sich von selbst, daſs, wer besiegt ist, auch besiegt werden kann. Die Aussage *victus* ist an sich mehr als *superabilis.* Die eingetretene Wirklichkeit (*particip.* ohne Negation) sagt mehr, als die bloſse Möglichkeit. Es ist also in sich unwahrscheinlich, daſs das *partic. pf. pass.* ohne Negation oder Zeichen der Modalität für die passive Möglichkeit gesetzt sei. Wir nehmen daher in der Taciteischen Stelle *corruptus* mehr im Sinne des Adjectivs, als das Participium; und glauben übrigens, daſs des Verfs. Erklärung die an der Stelle erhobenen Zweifel beseitigt.

Hist. II. 71. *sed luxu et saginae mancipatus emtusque.* Der Verf. hebt das Inconcinne durch die Vermuthung: *luxu et sagina emancipatus emtusque* (*Nerons*).

Hist. III. 72. *Arserat et ante Capitolium civili bello, sed fraude privata; nunc palam obsessum, palam incensum, quibus armorum causis? quo tantae cladis pretio stetit? pro patria bellavimus?* Die Worte *quo tantae cladis pretio stetit* schienen den Herausgebern einer Verbesserung zu bedürfen. Um eine solche überflüssig zu machen, erklärt der Vf. *stetit* für *evenit*, und beruft sich auf *Agricola c.* 16. *haec seditio sine sanguine stetit.* Es ist aber *stetit* keineswegs ein nacktes *locum habuit. Stare* bezeichnet den Gegensatz von *moveri, incitatum esse*, also in der Stelle des Agricola *sedatus est motus, seditio cohibita est.* So *hist. IV*, 67. *Sequanorum prospera acie belli impetus stetit i. e. substitit; hist. IV.* 45. *nec finem injuriae hic stetisse. Ann. XII.* 22. *Unde vis Agrippinae citra ultima stetit.* Die Erklärung des Vf. scheint daher unstatthaft.

Hist. III. 80. *Et nisi dato a duce praesidio defensi forent, sacrum etiam in exteras gentes legatorum jus, ante ipsa patriae moenia, civilis rabies usque in exitium temerasset.* Der Vf. erklärt hier *sacrum etiam in exteras gentes legatorum jus* für *apud exteras gentes.* Die angeführten Beispiele *in* mit dem Accusativ für *apud* sind zweifelhaft. *Cic. Verr. IV.* 11. *deinde ordinis auctoritate, quae nisi gravis erit apud socios, in exteras nationes, ubi erit imperii nomen et dignitas?* Nur scheinbar bedeutet hier *in exteras nationes* so viel als *apud exteras nationes.* Der Begriff geht von der Bewegung aus, von der Richtung der *auctoritas* gegen jemand. In dem Beispiel *fama in posteros* gehört die Präposition der Zukunft an, weil auch dabei der Begriff der Bewegung gedacht wird. Die vorliegende Stelle verliert aufserdem ihre eigenthümliche Beziehung, wenn *in* mit *apud* erklärt wird. Daſs das *jus legatorum bei* andern Völkern heilig sei, könnte höchstens als eine überflüssige, rhetorische Ausschmückung hinzugesetzt seyn. Wir erklären daher dem Zusammenhang angemessener: *quod jus legatorum in exteras gentes servassent, in cives violaturi erant.* Dieser Gegensatz hebt die Ungebühr nach dem eigenen Sinn der Römer hervor, nicht aber in dem Sinne von fremden Völkern, die in gar keinem Bezug stehen.

Ann. XI. 2. *Adeo ignaro Caesare, ut paucos post dies epulantem apud se maritum ejus, Scipionem, percunctaretur, cur sine uxore discubuisset? atque ille, functam fato, responderet.* Die Herausgeber wollen die Stelle ändern, da die Unkunde des Kaisers nicht die Ursache der Antwort des Scipio seyn könne. Der Vf. schützt die überlieferte Lesart und erläutert die laxere Verbindung der Sätze bei Tacitus, so daſs oft etwas von *ut* abhängig gemacht wurde, was eigentlich davon nicht abhängt. Die angeführten Beispiele sind an sich belehrend, aber auf die gegebene Stelle nicht anwendbar. Es ist der Ausdruck *fato functam* schärfer zu fassen, als geschehen ist. Er bezeichnet das natürliche Ende des Lebens im Gegensatz des gewaltsamen Todes. Vgl. *ann. XIV.* 12. *XIV.* 62. Der Kaiser hatte sich so wenig um die Begebenheiten bekümmert, daſs der Mann, dessen Frau von der Messalina zum Tode gebracht war, antworten konnte, sie sei *fato functa*, ein Ausdruck, in dem stillschweigend der Nebenbegriff lag, sie sei natürlichen Todes gestorben. *Adeo ignarus erat Caesar, ut, quum ad voluntariam mortem acta esset, fato functam dicere posset maritus.* Auf diese Weise hängt die gewagte Antwort wirklich von der Bewuſstlosigkeit des Kaisers, wie eine Folge von der Ursache ab, und die Stelle stimmt vollkommen mit sich und dem Sprachgebrauch überein.

Durch die Behandlung der Stellen zieht sich eine feine Beobachtung der Taciteischen Sprache hin. Es erlaubt der Raum nicht, weitere Belege mitzutheilen.

A. Trendelenburg.

Digitized by Google

Nro. 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

XXXVI.

Die drei Lehrbriefe von Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt, und nach philologisch-notiologischer Methode, erklärt von Dr. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Mit exegetisch-kirchenhistorischen Nachweisungen über eine sittenverderbliche, magisch-parthische Gnosis, gegen welche diese Briefe warnen. Heidelberg b. Winter, 1829. XXIV. u. 278 S. gr. 8.

Wenn es darauf abgesehen seyn könnte, den Verf. von seinem vermeinten Denkglauben und selbstgeschaffenen Urchristenthum zu bekehren, so würde Rec. den Beruf zur Beurtheilung des vorliegenden Buchs billig abgelehnt haben; da es aber darauf ankommt, ein Zeugniſs abzulegen, was die wahre christliche Erkenntniſs von der falschberühmten Gnosis der Neulehrer in Gemäſsheit dessen zu halten hat, was durch den Geist geschrieben steht, so durfte Rec. sich desselben nicht entschlagen. Er bittet um die Erlaubniſs ausführlich zu seyn, weil es Bedingniſs einer gründlichen Beleuchtung ist.

Die Vorrede unter der Ueberschrift: „Nöthige Vorbemerkungen", beginnt also: „Immer mehr *nach der historischen Wahrheit* erkennen zu lernen, *wie das biblische Urchristenthum und die unverkünstelte Vernunftreligion* nicht in schroffe Gegensätze zu stellen sind, vielmehr *über alle patristische, mittelalterliche und scholastische Miſsdeutungen hinaus in den Urquellen sich vereinbar zeigen* — dieſs muſs unstreitig jedem Denkglaubigen erwünscht, dem redlich wollenden Christen aber höchst wichtig erscheinen. Sollte es nicht an der Zeit seyn, nicht durch speculative Fictionen und Phantasie-Philosophien, auch nicht durch Gefühlstheorien über das was nicht „erfühlt" werden kann — aber wohl durch vorurtheilsfreieres, erneuertes Betrachten des Geschichtlichen und durch Vergleichen des Historisch-gegebenen mit dem An-sich-wahren auch wieder einmal um einige Schritte mit Sicherheit vorwärts zu gehen? Je mehr geschichtlich-wahr und vernünftig-gewiſs die Vereinigung der urchristlichen Grundsätze und des unaufhörlich fortwirkenden Nachdenkens nachgewiesen werden kann, desto allgemeiner ist Ueberzeugung, und zwar wirksame, werkthätige Ueberzeugung gesichert". — Der Verf. setzt also (wie zwar auch sonst bekannt ist) voraus 1) ein Urchristenthum, das nicht mit der unverkünstelten Vernunftreligion, aber mit allen patristischen, mittelalterlichen und scholastischen Miſsdeutungen im Gegensatz steht; 2) eine genaue Uebereinstimmung des Historisch-gegebenen mit dem An-sich-wahren, der urchristlichen Grundsätze mit dem unaufhörlich fortwirkenden Nachdenken — wodurch werkthätige Ueberzeugung gesichert werden soll. Hier wird jedoch vor allen Dingen die Quelle des Urchristenthums vermiſst, welches der Verf. sich vorstellt, sofern es nicht in seiner, auf seine Auslegungen gegründeten Vorstellung beruht; sodann der Gegenbeweis gegen den seit Jahrtausenden thatsächlich geführten, in den urchristlichen Schriften klar anerkannten, und durch kein unaufhörlich fortwirkendes Nachdenken umzustoſsenden Beweis von der Unzulänglichkeit und gänzlichen Unwahrheit einer selbstständigen Vernunftreligion (nicht von einem Widerspruch zwischen der Offenbarung und dem Geist und Bedürfniſs des Menschen); daher auch drittens der Nachweis des An-sich-wahren, auſser dem Historisch-gegebenen gedacht, und zwar nicht als ein Ahnen, Heischen, in der Allgemeinheit schwebendes Erkennen und Empfinden, mit oder ohne systematische Construction, sondern als alleserklärende und praktisch allesleistende Wissenschaft. Aus der Unterstellung aber des Daseyns der hier vermiſsten Stücke, und aus ihr allein, folgt die Zwecklosigkeit, mithin Falschheit einer unmittelbaren

Digitized by Google

göttlichen Offenbarung, die Ueberflüssigkeit einer heiligen Schrift, deren patristische, mittelalterliche und scholastische Mifsdeutung auch in dem Bekenntnifs der Grunddogmen, und besonders das Irrige der angenommenen evangelischen Gnadenlehre, nach welcher sowohl die Sicherheit der Ueberzeugung oder des Glaubens, als dafs dieser werkthätig wird, ein in der Menschwerdung Christi begründetes, der Menschheit angebotenes und durch die Annahme wirksam werdendes Geschenk und unaufhörlich fortwährende Wirkung des lebendigen Gottes ist. Es war nöthig, auf diese Weise sogleich den *Status controversiae* ins Licht zu stellen, und wird hier noch hinsichtlich der Ueberflüssigkeit der Bibel bemerkt, dafs diese bei obiger Theorie des Verfs. zwar eine merkwürdige Urkunde für die Gelehrsamkeit bleibt, sonst aber sogar gemeinschädlich ist, weil sie mit deutlichen Worten Dinge ausspricht, welche nach jener Theorie einen ganzen andern Sinn haben, als der gemeine Menschenverstand darin zu finden genöthigt ist.

Der Verf. spricht nun ferner von dem Harmoniren der Vernunft und der Offenbarung, oder vielmehr des Geschichtlich-gegebenen mit dem Idealisch-geforderten, und von der rechten Behandlung, wobei das Verlernen noch schwerer als das Lernen sey, vermöge des Frühangewohnten. Nur das reingeschichtliche Verstehenlernen der Urtexte könne den offenbar gewordenen [?] Inhalt des ursprünglichen Christenthums gewähren, [also dieses ist die vermifste Quelle, s. oben, und verbinde damit das gleich Folgende] welcher mit den sonstigen Resultaten des gesammten menschlichen Nachdenkens, theils als an sich wahre, bleibende Lehre, theils als *zeitgemäfse Einkleidung damaliger* Erkenntnisse zu beurtheilen sey. Hiedurch werde „die Uebereinstimmung der Christuslehre mit der Religion des Nachdenkens" geschichtlich nachgewiesen. Aber nur allzu leicht schiebe sich den Erforschern des Ursprünglich-gegebenen noch das strahlenbrechende Prisma des indefs entstandenen Herkömmlichen dazwischen. Auch das ungeschminkte, farbenlose Ursprüngliche sey oft allzu unbestimmt. Man müsse sich möglichst in jene Gegenwart versetzen, die Geistesrichtung und Bildung der Redenden, die Zeitbegriffe und Zeitumstände anzuschauen streben, analytisch und synthetisch zugleich arbeiten — und nur so werde man auch den Aufmerksamen von nichtgelehrter Bildung, aber gutwollender Gesinnung, ein klares Bild jenes wichtigen Offenbarwerdens des Urchristlichen darzustellen vermögen. — Woraus deutlich ist, dafs wenn man das Christenthum aller seiner erhabenen, den Menschen allein beseligenden Eigenthümlichkeiten beraubt und das Unbestimmt-scheinende durch die Antiquirungsmethode nach eigner Willkühr bestimmt hat, ein Ding übrig bleibt, das nicht mehr Christenthum ist — übrigens die Uebelwollenden für das Urchristenthum unempfänglich sind.

Für diesen Zweck, fährt der Verf. fort, ist von mir *das Leben Jesu als Geschichtserzählung* geschrieben worden, und setzt hinzu, defswegen sey dort, ungeachtet sich Viele am meisten mit den Wundererklärungen, um des Auffallenden willen, neugierig beschäftigen oder unterhalten möchten, vielmehr *die Verdeutlichung der Lehrreden die Hauptsache.* Er klagt sodann in der Note, dafs selbst die meisten öffentlichen Beurtheilungen dieses Werks, welche ihm geneigt seyen, doch vornehmlich auf die Abschnitte von dem Wunderbaren Rücksicht genommen. Die Sache ist aber wohl die, dafs die Unzertrennlichkeit der Wunder Jesu, als solcher, von seinem Erscheinen in der Welt, und zugleich von seiner Lehre (unter welcher man ganz vergeblich blofs die Moral oder „Gott, Tugend und Unsterblichkeit" versteht), schon an sich jeder Erklärung derselben aus der gemeinen Natur widerspricht, und vollends die Unmöglichkeit der Erklärungen des Verfs. ein Aufsehen erregen mufste, das durch die unstatthafte Versicherung, sie seyen nur Nebensache, beseitigt werden soll. In der Note beweist er ferner, dafs er durchaus keinen Begriff von dem Wesen und der Kraft des Evangeliums im Gegensatz des Gesetzes oder der Moral hat oder haben will. Indem er daselbst mit einem Römisch-katholischen Recensenten hadert, fragt er: „Kraftlos also wäre, was durch sich selbst als ewig wahr erhellt"? Allerdings, wenn Paulus an die Römer Recht hat, oder vielmehr die ganze Bibel und die ganze Weltgeschichte. Endlich die Vernunft selbst; denn welche Kraft kann die augenscheinlichste Wahrheit und der motivirteste, deutlichste Befehl haben, wenn ich nicht Lust und Vermögen besitze, darnach zu thun? Erst wenn der Imperativ in meinem Herzen wohnt, und mein neuer, ja in mir erstarkter Wille geworden ist, werde ich ihn befolgen. Der Verf. läugnet das gemeinste Resultat der Selbsterkenntnifs, und beweist hiedurch, dafs die ewige Wahrheit von Christo dem Erneuerer der Creatur (nicht durch die Lehre, sondern durch die Wiedergeburt in

Digitized by Google

Gewißheit der Lehre) für ihn kraftlos ist. — Er vertheidigt dann noch ferner seine Entwunderungen, auch mittelst Berufung auf öffentliche Urtheile, und versichert, daß bei seinem Hauptzweck nur historische Wahrhaftigkeit beabsichtigt seyn dürfe, daher weniger rationalistische als historischwahre Erklärungen gesucht würden. Die Denkglaubigkeit habe ihn nie gehindert, das Geschichtliche zu sehen und zu bekennen, daß z. B. ein persönlich existirender Teufel und ein dem messianischen Gottesreich entgegenstrebender Zusammenhang böser Engel und abgeschiedener Menschengeister von den Verfassern des N. T. als gewiß geglaubt sey, und daß folglich ihnen selbst von Jesus etwas Anderes nicht gezeigt worden seyn könne — er läßt aber hiebei unschwer errathen, daß dieses Alles auf Zeitbegriffen und Anbequemungen beruhe, und fährt unmittelbar fort: „Ich sehe aber auch geschichtlich, daß wenn gleich ein Besitzen und Mißhandeln der Körper durch Dämonien geglaubt wurde (worüber die Physik und Medicin zu urtheilen hat)" — keineswegs, da weder Physik noch Medicin sich mit der Geisterwelt beschäftigen, und vom Standpunct der Körperwelt aus darüber so physisch richtig als pneumatisch falsch geurtheilt werden kann — „das Urchristenthum nie hievon eine der religiösen Moralität schädliche Anwendung glaubte" [eine schädliche nicht], „wie wenn böse Geister unmittelbar auf den Willen einwirken könnten"? — Nicht? Man lese doch Joh. 8, 44. Matth. 13, 39. Luc. 8, 12. Joh. 13, 2, 27. Luc. 22, 3. 31. 32. Apost. 5, 3. 1 Petr. 5, 8. Eph. 2, 2. und viel andre Stellen, die so gewiß zum Urchristenthum gehören, als die leiblichen Besitzungen, oder eben so wenig, wiewohl beides in der einzigen historischen Urkundensammlung des Urchristenthums steht. — Dem Verf. erscheint ferner geschichtlich als geglaubt eine vorweltliche Präexistenz des Messiasgeistes, „aber eine solche, deren Vorzüglichkeit (δόξα) durch das Menschwerden unterbrochen und von Gott wieder zu erbitten war, Joh. 17, 5. 6." — ferner dessen baldige Wiedererscheinung, ein Versetztwerden in den Himmel oder in die Hölle für Jeden erst nach seiner Körperauferstehung, bis dahin aber ein Hades u. s. w. „Diese und dergleichen Theile des historisch dagewesenen Glaubens der Zeit" — also nicht des historisch für alle Zeit, theils göttlich bestätigten, theils neu geoffenbarten — „darf der Wahrheitsliebende durchaus nicht wegkünsteln" — es ist jedoch nur Schale des allmählig hervorgebrochenen wahren praktischen Kerns der Religion. Man wünscht aber zu wissen, was dieser sey, wenn es nicht der vom Verf. so weit abgewiesene „vorgefaßte Rationalismus" ist, nach welchem sich dann sowohl die „wortgetreue Uebersetzung" als deren Erklärung richtet, und der alle bestimmtere Offenbarungsbegriffe, besonders aber den höchst praktischen von der Person und dem Erlösungswerk Jesu abzuschälen sich bemüht, ohne diesen wirklichen Kern der christlichen Religion anders als zu deren Zernichtung entfernen zu können.

In der Folge gibt der Verf. nur das hier Gesagte noch näher zu erkennen, indem er von Eigenheiten der Zeit, des Volks, der Sprache, der morgenländischen Denkart, zur Religion gar nicht nöthigen Dingen, damaligen Wahrscheinlichkeiten und Einkleidungen, in bekannter seichter Manier spricht; und als Beispiel, wie verwöhnt man sey, die Bibelworte nicht mehr rein zu lesen, kommt er auf die Erbsünde, welche seines Dafürhaltens Röm. 5, 12. nicht zu finden ist, vielmehr das Gegentheil. „Gesagt ist freilich davon offenbar nichts", sagt Dr. P., „daß die erste sündige Handlung des Stammvaters eine *Erb*sünde = eine sich fortpflanzende Verderbniß des menschlichen Denkens und Wollens hervorgebracht habe. Gesagt ist nur, daß sogleich der erste Mensch gesündigt oder, wie die biblische Rede es andeutet, daß er durch sein erstes sündiges Handeln der Sünde, wie einer Feindin, den Eingang in die Menschenwelt geöffnet habe. Dadurch — hat auch das Sterben in der Menschenwelt angefangen" [aus einem beigefügten erklärenden Grunde, der die menschliche Geneigtheit zum Sündigen einräumt, welche denn ursprünglich von dem Schöpfer herrühren müßte, oder gnostisch zu reden, von dem Bildner dieser Welt, dem von dem höchsten Gott verschiedenen, unvollkommenen Demiurgos] — der Apostel sagt nicht, sagt Dr. P., „daß die *Erbsünde* auf alle Menschen übergegangen sey, und daß *um der Erbsünde willen* das ganze Menschengeschlecht sterblich wurde — *der Tod allein, nicht die Sünde*, ist hier im Bibeltext genannt, als das auf alle Menschen Hindurchgekommene. Und *warum* ist nach [dem Apostel] Paulus dieses Sterben auf alle gekommen? — In sofern *alle* gesündigt haben — das leider! unläugbare *allgemeine*, *wirkliche Sündigen* nennt der Apostel als die Ursache, warum die Menschenkörper alle zur Sterblichkeit bestimmt und gleichsam präformirt seyen". — Also sie sollen zur Sterblichkeit bestimmt

Digitized by Google

und gleichsam präformirt seyn, warum? Antwort: Wegen des leider! unläugbaren allgemeinen wirklichen Sündigens. — Was ist die Ursache hievon? Antwort: Weil der Mensch (S. XV.) „allzu leicht sündigt". — Und was hievon? Antwort: Wir wissen es nicht. — Da der Verf. seine Demonstration nicht für neu halten wird, so mag es auch keiner umständlichen Widerlegung derselben bedürfen. Ihm selbst aber gilt sein Vorwurf, dafs man „die Bibelworte nicht rein zu lesen wisse", ja vielleicht gar nicht lese. Er würde sonst unter andern V. 19. gefunden haben: „Gleichwie *durch Eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind*, also auch durch Eines Gehorsamwerden viele Gerechte" — und so Mehreres, was ihm bei gutem Willen Aufschlufs über die Meinung des Apostels, über den innigen Zusammenhang zwischen Sünde und Tod, ja über die Identität beider, und über das neue Leben, das an ihrer Statt durch Christum die Menschheit durchdringt, gegeben haben würde. Sagt er, der erste Mensch habe der Sünde nur gleichsam die Thür aufgethan, und die andern hätten sich dann auch mit ihr gemein gemacht, weil er und sie „allzu leicht gesündigt", so bleibt er uns den Grund hievon, wie schon bemerkt, schuldig, oder gesteht ein angeborenes Verderben jedes Menschen ein. Denn wenn gleich auch Adam „allzu leicht sündigte", so kennen wir doch von ihm eine Zeit gänzlicher Unschuld bei völligem Bewufstseyn, und den Moment seiner ersten Sünde; seine Nachkommen aber sind in ihrer Kindheit blofs relativ unschuldig, und bringen nebst der Blindheit des Verstandes auch die Sünde des Willens wahrhaft mit auf die Welt, woran kein unbefangener Beobachter zweifeln kann. Man hätte noch sehr viel über die Vertrung Adams, ihre Verbindung mit der Bosheit seines Geschlechts und den Unterschied beider zu sagen; es gehört aber nicht weiter hieher.

„Weil nun dergleichen philologisch und geschichtlich gereinigte Erklärungen der Apostelschriften bei weitem noch nicht durchgeführt sind", so hegt der Verf. den Wunsch, noch ein Mehreres hierin zu thun, und durch „rein-geschichtliches Auffassen" — der „in der That sehr langsamen Allmähligkeit und Verschiedenheit der apostolischen Lehrer und Gemeinden über sehr wichtige Religionseinsichten", das allgemeingültige Rationalisiren (λογίζεσθαι) nach der richtigen Urtheilskraft des Apostels Paulus, fortzusetzen, indem das Universelle und zur Beseligung Unentbehrliche in nichts bestehe, als in der πίστις als „*Ueberzeugungstreue*" gedacht und verwirklicht. Rec. bedient sich der Worte des Verfs. mit Abkürzung, ohne ihnen einen fremden Sinn unterzulegen. — Dieses reinigende geschichtliche Darstellen der biblischen Hauptbegriffe soll aber seit einiger Zeit dadurch gehindert werden, dafs man nur bei dem Philologischen stehen bleibt. Allein „es mufs mit der philologischen eine *notiologische* Behandlung der biblischen Stellen verbunden werden" [*notiologische* — ein hybrides, noch dazu unglücklich gebildetes Wort wider alle Sprachanalogie; wer sagt wohl *notiographisch*, *notiophilosophisch?*] — keine dogmatische, sondern eine solche, die ganz geschichtlich von dem philologisch erweislichen Sinn der einzelnen Stellen [davon werden wir Proben sehen] beginnt, und wenn dieser nur einen Theilbegriff gibt, die ganze vollständige Notion aufsucht, von welcher das Einzeln-gegebene einen Theil ausmacht. Indem der Verf. gerade bei dieser Erklärung der Johanneischen Briefe, wie sich zeigen wird, das Gegentheil thut, und aus vollständigen Notionen nur Theilbegriffe herausnimmt, ist die gegebene Regel in seinem Sinn ein vortreffliches Mittel zur Verflüssung alles Positiven, wie solches der nachfolgende Tadel gegen das angewohnte, durch die Reformation meist nur vom Papistischen gereinigte Dogmensystem, gegen künstliche, biblisch nicht gesagte (d. h. von Dr. P. nicht anerkannte) Lehrbehauptungen, und namentlich gegen den buchstäblichen Verstand von der Reinigung durch das Blut Jesu, zu erkennen gibt. Von dieser notiologischen (ideologischen) Methode bekommen wir also ein Muster in der nun folgenden exegetischen Arbeit, und eilen, uns endlich damit zu beschäftigen.

Die offenbare Richtung der drei Briefe soll gegen solche gehen, die beim Läugnen der Körperlichkeit Jesu sittenverderbliche Gnostiker geworden waren. Dieser Hauptgedanke (wonach diese Episteln für uns mehrentheils unpraktisch werden, und wodurch die Aufmerksamkeit von dem, was sie über das innere Wesen Jesu enthalten, auf sein äufseres abgelenkt wird) tritt uns zugleich entgegen in der Ueberschrift des ersten Capitels, welche den Sinn von V. 1—3. angebend also heifst: „Der Messiasgeist, der Logos oder Sprechergeist Gottes, war ganz gewifs mit einem Körper umgeben".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Die drei Lehrbriefe von Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt, und nach philologisch-notiologischer Methode, erklärt von Dr. Heinr. Eberh. Gottl. Paulus.

(Fortsetzung.)

„Johannes und Seinesgleichen hatten ihn so gehört, gesehen, sogar „betastet" (*nicht in einem Scheinkörper, wie die persisch-gnostischen, sittenverderblichen Körperverächter wähnten*). So wie er lehrte, verbindet Euch mit Uns, um so, gleich uns, mit dem Vater und seinem Sohne verbunden zu seyn". — Rec. setzt voraus, dafs man wisse, was Gnostiker und was Doketen sind, und was man längst in Anwendung auf die Briefe des Johannes von ihnen gesagt hat; unten wird ein Mehreres über sie vorkommen. Es ist auch eine divergirende Sittenlehre derselben genugsam bekannt, indem einige eine Abtödtung des Leibes zur Freimachung des Geistes empfahlen, andre dafür hielten, dafs die gröbsten körperlichen Ausschweifungen dem mit Gott verbundenen Geist unschädlich seyen *). Unläugbar ist die Rücksicht des heiligen Briefstellers auf solche irre und irrende Denker; nur dafs der Verf. diese Rücksicht viel zu speciell genommen hat, wogegen von jeher die verständigsten Leser unsere Epistel in Bezug auf mehrere und ganz andre Aftergnosen mit Recht erklärt, und sich am Ganzen nicht blofs antiquarisch erbaut haben. Doch zur Uebersetzung und Auslegung!

(V. 1.) „*Was war von Anfang* (seit dem Hervor„treten Jesu, des Messias, s. 2, 7. 3, 11. Evangel. 15, 27.), „*was gehört, was gesehen wir haben durch unsere Au„gen, was wir beschaueten* (Ev. 1, 14.), *haben auch* „(als gewifs körperlich) *unsere Hände betastet um den* „*Sprechergeist des Lebens her* (den Ihn, als herabge„kommenen Logos, hier umgebenden Menschenleib). „Sinn: Wir, die ersten Begleiter Jesu (Ev. 1, 35—2, 12.), „kennen nicht nur durch Hören, Sehen, Beschauen, son„dern selbst durch Fühlen (Ev. 20, 27. 28.) das, womit „unser, das Leben bringender Logos, der Wortführer „der Gottheit, hienieden umgeben war, nämlich, dafs „nicht, weil nach der parsisch-gnostischen Meinung „der Sitz des Sündigens nur im Körper ist, blofs ein „*Scheinkörper* um Ihn, den Logos, her war". Die Note setzt hinzu: „Das, was „*um den Logos her*" war, ist — „der Leib, von dessen Wirklichkeit die uranfänglichen „Augenzeugen nicht durch Hören und Sehen allein, son„dern auch durch das Befühlen" gewifs waren. *Εκεινο, . . . ὁ ακηκ . . . και* „*(das haben auch) αἱ χειρες ἡμων* „*ἐψηλαφησαν περι του λογου ὀν.* Eben diese Körperum„gebung des *Messiasgeistes*, die uns nach jetzigen Zeit„ansichten nicht so bedeutend scheinen kann, war es „damals, wo Manche nach parsisch-dualistischer Gnosis „annahmen: der Messias kann nicht in einem wahren „Menschenkörper erschienen seyn, *weil der materielle* „*Körper das Böse enthält und mit dem bösen Grund*„*wesen zusammenhängt.* — Wer die Entstehung des „Sündigens nur in den körperlichen Reizungen und Be„gehrungen sucht, der wird das Gutwerden nicht von „dorther, wo es allein zu bewirken ist, von der Wil„lensentschlossenheit aus, kräftig zu bewirken sich vor„setzen, und folglich den so nöthigen Zweck immer „verfehlen. Nichts war sittenverderblicher, als jene „falsch speculative Selbsttäuschung, dafs der Geist rein „bleiben könne, auch wenn er den Leib aller Verkehrt„heit überlasse".

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dafs der Ausdruck: „was unsere Hände betastet haben", die Doketen oder Scheinkörperlehrer (die wieder von verschiedener Art waren) in ganz besonderm Sinn anging. Allein Rec. bedauert, gleich bei diesem 1sten Vers fragen zu müssen, nach welcher Grammatik wohl *περι* mit dem

*) S. Mosheim *Instit. histor. eccles. p.* 62. und Neanders genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme, an mehrern Stellen.

Digitized by Google

Genitiv *drum herum* heissen möge? Also (τὸ) περὶ τοῦ λόγου (ὄν), *das was um den Sprechergeist herum war*, d. h. sein Körper! In der That, ein grofses ἅπαξ λεγόμενον! Dazu die Construction, wo καὶ den Nachsatz machen soll, und zwar unnöthigerweise, weil es natürlicher wäre, die Verbindung so zu nehmen: „Was von Anfang war, was wir gehört — gesehen — beschaut, und unsere Hände betastet haben, (gemeinschaftlich bezogen auf:) um den Sprechergeist des Lebens her". Denn „was von Anfang war", soll ja nur so viel heifsen als: seit dem Hervortreten Jesu — obgleich im 1. Vers des Evangeliums etwas Anderes gesagt wird. Wie heifst es aber im 3ten Vers unsers Capitels? „Was wir gesehen und gehöret haben" (also nicht weiter: das Drum-herum oder den Menschenkörper) „verkündigen wir auch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habet" u. s. w. Hierauf V. 4.: „Und solches schreiben wir euch" (um euch vom kainitisch-gnostischen Aberglauben abzumahnen? nein, sondern:) „auf dafs eure Freude völlig sey". Hiemit fällt die Inhaltsanzeige des Verfs. und die ganze von ihm dem Apostel untergeschobene Hauptabsicht um, und der Sinn ist der: „Das ewige Wort ist ganz gewifs als Mensch in der Welt erschienen; ich und meines Gleichen haben es gehört, gesehen, betastet; und davon verkündigen wir euch, um das Band christlicher Gemeinschaft zu schlingen, und beurkunden es schriftlich zu eurer vollen, tröstlichen Versicherung". Wer in aller Welt kann, ohne durch falsche Gelehrsamkeit geblendet und der Sprachformen ganz unkundig zu seyn, einen andern Verstand aus der Stelle erzwingen wollen?

Aber im 2ten Vers begegnen wir gleich wieder einer ähnlichen Verdriefslichkeit mit der Präposition πρὸς. „Und wir zeugen (daher jetzt) und verkünden von dort her Euch dieses Leben, das dauernde, welches war *zu dem Vater hin* (Ev. 1, 1. zur Gottheit hin gerichtet, so lange diese Erdenwelt noch nicht war, und es also noch nicht auf uns gerichtet seyn konnte) und offenbar uns geworden ist". Also auch wohl z. B. Marc. 9, 19.: „Wie lange soll ich *zu euch hin* seyn"? 1 Kor. 16, 6. 7. 10.: „*Zu euch hin* werde ich vielleicht bleiben — denn ich hoffe einige Zeit *zu euch hin* zu bleiben — sehet zu, dafs er ohne Furcht *zu euch hin* sey" u. s. w. — Wiefern übrigens der Verf. Arianismus, Socinianismus oder sonst eine früher vorgekommene Religionsmeinung lehrt, wäre zwecklos hier zu untersuchen. Genug, dafs er im N. T. *als geglaubt* einen präexistirenden Sprechergeist, Messiasgeist, Wortführer der Gottheit findet, welcher als Jesus mit einem Menschenkörper umkleidet gewesen, aber von der Gottheit ganz verschieden ist. So heifst es bei ihm V. 3.: — „damit auch Ihr (Ev. 20, 31. Ihr, der Bestärkung in dieser Messiaskenntnifs Bedürfende) Gemeinsamkeit haltet mit uns (den Nicht-Gnostikern, nicht vom Körperhafs zum Läugnen des Sündigens und der Willensbesserung Fortgeschrittenen). Auch unsere Gemeinsamkeit ist (besser als die der Gnostiker) mit dem Vater (der Gottheit) und mit dessen Sohne, Jesus dem Gesalbten".

Und um ferner merkwürdige Stellen auszuheben, die Inhaltsanzeige des 2ten Unterabschnitts (denn durch solche wird der hypothetische Plan des Briefs fortgeleitet) heifst: „Wohl kennen auch wir Ihn, den Vater V. 3., die Gottheit als ein reinleuchtend Licht, und so dafs gar keine Verfinsterung, kein Böses und Uebel, kein Ahrimans-Stoff, in Ihm ist. Aber eben deswegen sollen auch wir nicht als Lichtscheue handeln, vielmehr als ins Licht gern tretende [! ἐν τῷ φωτὶ περιπατοῦντες] miteinander, wie mit der Gottheit zusammenhalten". — Des 3ten: „Gerade der wahrhaft körperliche Bluttod Jesu, da sein Geist nicht blofs in einem nichtleidenden Scheinkörper, sondern äufserst gemartert, seinen Leib als Blutzeugen für seine dem Sündigen widerstreitende Lehre aufopferte (Hebr. 9, 14. 10, 12.), treibt uns, lehrend und als Beispiel, zum Reinwerden von allem Sündigen selbst, also zum Nicht-Sündigenwollen" u. s. w. Dieses ist nämlich die Erklärung der Schlufsworte von V. 7., und die Uebersetzung mit ihren Einschiebseln: „Auch (ist ein anderer Lehrsatz:) Das Blut des Gesalbten, des Sohnes derselben (Gottheit), reinigt uns (nicht blofs meinungsweise, sondern in der Wirklichkeit, nicht blofs von Strafen des Sündigens, sondern selbst) von allem Sündigen". [Das glauben die Gegner der Meinungen des Hrn. Dr. P. auch, und vielmehr noch: von aller inwohnenden Sünde; aber s. das Folg.] „(Sinn: Wer als Christ, nach den wahren Ursachen und Umständen, den blutigen Tod Jesu bedachte, dem ward derselbe eine grofse Aufforderung, nicht zu sündigen, d. h. nicht fortzuleben in einer Gesinnung, welche den Heiligen Gottes ans Kreuz gebracht hatte, vielmehr aber rein nach eben der Ueberzeugung leben zu wollen, für welche Jesus sich aufgeopfert hat".) — Das bedeuten also die wichtigen Worte: „Das

Digitized by Google

Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde!". Der Vf., der im Ausdruck nicht allzu glücklich ist, scheint anfangs zu sagen, man solle nicht fortleben in einer Gesinnung, durch die sich Jesus den Tod zugezogen habe; indessen erklärt's der Gegensatz; nur ist ganz unverständlich, wie die Idee: Hüte dich fortzusündigen, denn durch solche böse Gesinnung sind die Obersten der Juden Mörder des Heiligen Gottes geworden! gleichbedeutend seyn soll mit den Worten: „Das Blut Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde." fasse es, wer da kann. — V. 8: „Wenn wir (wie die parsischen Gnostiker) sprächen: Sünde haben wir nicht! (weil wir unsere Leiber nur ihrer vom bösen, finstern Urwesen abhängigen Natur überlassen, unsere Geister aber ohnehin, ihrem Ursprung aus dem guten Urwesen gemäfs, rein bleiben) so täuschen wir uns selbst, und das Wahre ist nicht in uns (wir denken und wollen nicht was wahr ist); V. 9: Wenn wir aber eingestehen unsere Sünden (reuevoll zugeben, dafs wir in Sünden *lebten*, dafs also wir die vom Tode Jesu ausgegangene Aufforderung zur Gesinnungsänderung sehr nöthig *hatten*), so ist (Gott nach seiner Kenntnifs von uns und nach seiner väterlichen Zusage) überzeugungstreu [!] und gerecht" — — Welche sophistische Verdrehung einer Stelle, die wie mit einem ernsten Schlag der Liebe jedes aufrichtige Herz ohne Unterschied, unabhängig von Zeiten und Secten trifft! Wahrlich, der Commentator täuscht sich selbst, und das Wahre ist nicht in ihm.

In diesem Traume von einem Kampf mit den unsittlichen doketischen Gnostikern, von dem umkörperten Messiasgeist, und von der Anpreisung eigener Gerechtigkeit oder „Geistesrechtschaffenheit," die aus der Lehre, dem Leben und der Aufforderung durch den Tod Jesu entstehen soll, bewegt sich die ganze Auslegung fort. Von dem Versöhnungsblut kann nicht die Rede seyn, sondern C. 2, 2 (*καὶ αὐτὸς ἱλασμός ἐστι κ. τ. λ.*) heifst: „Und er selbst ist *lauter Erbarmung* (das deutlichste Zeichen und wirksamste Mittel der göttlichen Erbarmung gegen die Christen und alle Menschen) wegen unserer Sünden (weil, der menschlichen Schwäche sich erbarmend, Gott das Kräftigste zum Besserwerden, die geistigste Gottesidee und das sprechendste Vorbild, was Menschen möglich sey, in Jesus gegeben hat.)" — Wenn *ἱλασμός*, *Versöhnung*, metonymisch *Versöhnlichkeit*, daher *Nachsicht*, *Erbarmung* heifsen kann, so pafst dieser abgeleitete Begriff doch so wenig in obige Stellen, aus denen nur die Satisfactionslehre verbannt werden soll, als das aus gleichem Grunde vorgeschobene „Kräftigste zum Besserwerden" u. s. w. anerkannt werden kann, da das höchste Ideal das Allerniederschlagendste ist, wenn es nicht aufser seinem Vorbild uns auch seine Kräfte wesentlich mittheilt. Christus hat allerdings gezeigt, was dem Menschen möglich sey (sogar in den von Herrn Dr. P. travestirten Wundern), aber nicht in des Menschen jetziger sündigen Natur möglich, sondern in der durch ihn wiedergebrachten Natur, durch deren Zueignung oder Schenkung (*χάρισμα*) an die Gläubigen zum Behuf eines heiligen und seligen Lebens, sich die Erbarmung Gottes gegen die menschliche Schwäche wirksam beweist. Der Vf. kennt nur einen Christus *vor* uns, den Lehrer und das Beispiel; es gibt aber, Gott sey Dank! auch einen Christus *für* uns, den Versöhner, und einen Christus *in* uns, den Heiland und Erneuerer; der erste ist Gegenstand unserer Bewunderung, der zweite unser Trost und der dritte unsere Kraft. Einer aber ohne den andern ist keiner, und der Verfasser hat demnach wirklich keinen Christus, wie ihn die Apostel in ganzer Vollständigkeit hatten und verkündigten. Er hat nur, wie er (S. 8 unten) den Apostel zu den „Kinderchen" sagen läfst, „einen rechtschaffenen" (*δίκαιον*), welches er erklärt: „einen gegen das Sündigen nie gleichgültigen." — Da nun „Lieblingsworte der Gnostiker waren: Ich bin ein Tiefkenner der Gottheit geworden!" so heist es C. 2, 3: „Und daran erkennen wir tief, dafs wir ihn (Gott) tief erkannt haben (durch die Christuslehre ächter Gnostiker oder Männer der Tieferkenntnifs über das Göttliche geworden sind), wenn wir (nicht den Körper den Begierden überlassen, sondern) seine (Gottes) Gebote beobachten." Man weifs nicht, was man von solchen Tiefwörtern, da im Text nichts von *βαθος* zu lesen ist, und die Uebersetzung doch wortgetreu seyn soll, zu denken hat. Natürlich mufs auch Alles, was Johannes vom Lichte sagt, ein Pfeil auf die Parsischen Gnostiker seyn, und dabei liest man C. 2, 8: „Abermals als ein neues Gebot schreibe ich Euch, was wahr in Ihm (in Gott) ist und auch in uns: Die Verfinsterung zieht sich vorüber (was Jene so gerne von der finstern Masse der Körperlichkeit, worin alles Böse bestehe, reden, ist höchst vergänglich) und das Licht, das wahrhafte, leuchtet bereits (ist nicht erst von jenen Gnostikern zu erwarten)." Man hätte die Auslegung vermuthet: Der

Digitized by Google

alttestamentliche Aberglaube verzieht sich, und wir sind schon wirklich recht aufgeklärt. Jetzt zeigt sich, dafs die „Finsternifs" (σκοτία, nicht σκοτισμὸς) nur die Parsische Lichttheorie ist. — C. 2, 12 heifst: „Ich schreibe euch, Kinderchen! dafs euch (als christlich gesinnten) die Sünden erlassen sind wegen seines Namens (weil Gott in Wahrheit ist u. s. w.)" — also nicht um des Namens Jesu willen (vergl. C. 3, 23. C. 5, 13. und wie Petrus Apost. 10, 43 sagt: „Von diesem zeugen alle Propheten, dafs durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen" — und V. 13: „Ich schreibe euch, Väter, dafs ihr tief erkannt habt den, der von Anfang ist, (welchen als das unerforschliche Urwesen die Tiefkenner allein, aber als verschieden von Jehova und dem Gott Jesu, zu kennen versichern)" — also nicht das Wort des Lebens, das von Anfang bei Gott und Eins mit ihm ist. V. 14 wird nach Dr. P. den Jünglingen nicht gesagt, „dafs sie stark *sind*," sondern „dafs sie kräftig *seyn sollen*" (ὅτι ἐστὲ-μένει-νενικήκατε, ist aber nicht der kategorische Imperativ). — V. 19. sind die von den wahren gesalbten Christen ausgegangenen Widerchristen abermals nichts Anderes als die Parsischen Gnostiker, keineswegs historisch und prophetisch alle Abtrünnige, unter andern auch die neologischen; denn V. 22. heifst nach Dr. P.: „Wer ist der (eigentliche) Betrüger (ein Falschwisser, nicht ein Tiefkenner oder Gnostiker), wenn nicht der, welcher verneint (und sagt): Jesus ist nicht der Christus (nicht der von Gott geweihte Lehrregent)! Dieser (läugnende) ist der Widerchrist (des ächten Christus Widersacher, er) welcher verneint (nicht richtig anerkennt) den Vater (die Gottheit) und den Sohn (der Gottheit = den Messias)," — und in gleicher Art umschrieben der wichtige V. 23: „Wer den Sohn läugnet, der hat auch den Vater nicht." Rec. ist aber schuldig, und zwar nach seiner „Ueberzeugungstreue," zu wiederholen, dafs der Vf. wirklich selbst den Sohn nicht hat, und dafs er, bei vermeinter Tiefkenntnifs, wirklich selbst läugnet, dafs Jesus der Christus ist. Der ächte Christus ist nicht blos der *Lehrregent*, so flach hat ihn kein Urchrist erkannt; es steht unendlich viel mehr aus seinem eigenen Munde und in den Lehrschriften seiner gesalbten Boten von ihm geschrieben, was keine „Notiologie" jemals auslöschen wird. Wir wollen sogleich hinzunehmen C. 4, 1—3, wo die Inhaltsanzeige wieder von der falschen, dualistisch-gnostischen Begeisterung spricht, und die Uebersetzung: „Geliebte! nicht gegen jeden Geist (angebliche Begeisterung) seyd überzeugungstreu [πιστεύετε, ist das wortgetreu? und was sollen solche affectirte Ausdrücke nützen?], sondern erprobet die Geister (die Geistesarten der Begeisterten), ob sie aus der Gottheit sind (aus Gott sich würdige Grundsätze ableiten), weil viele Falschbegeisterte ausgegangen sind in die Welt (sich verbreiten unter Menschen von gewöhnlicher Denkart). Hieran erkennet tief (nach der damaligen nächsten Beziehung auf die falschgnostische Auslegung der Meinung von einem guten und bösen Urwesen) den Geist Gottes (die von Gott begeisterte Gesinnung): jeder Geist, welcher gleichstimmig (mit Uns) bekennt Jesus als den Messias, im Fleische gekommen (Mensch geworden in sinnlicher Körperlichkeit, so, dafs also in dieser nicht der Sitz der Sünde ist, und deswegen nicht das Sündigen blofs ein körperliches Treiben seyn kann, vielmehr der wollende Geist der Sündigende ist), ist aus der Gottheit (nimmt dieses sein Lehren aus dem Göttlich-Wahren). Und jeder Geist (jede sich begeistert nennende Denk- und Lehr-Art) welcher nicht (so) gleichstimmig Jesus bekennt, ist aus der Gottheit nicht. Und dieses ist vielmehr der (Geist) des Widerchrists (ein wesentlicher Widersacher des urchristlich Wahren, welches die Geistesrechtschaffenheit durch Wollen [nicht auch durch Thun?] fordert), wovon ihr gehört habt, dafs er komme (unter die Christen sich verbreite). Und nunmehr ist er bereits in der Welt (wirksam)." — Leider, ja! und nach der jetzigen nächsten Beziehung ist Folgendes zu bemerken. Dafs Jesus Christus ins Fleisch oder im Fleische gekommen ist, sagt allerdings, dafs die Doketen Unrecht haben; es sagt aber auch, dafs der Vf. Unrecht hat, indem er meint, der im Fleisch historisch unläugbar Gekommene sey nicht *Jesus Christus* gewesen, sondern ein gesalbter Lehrregent, oder dogmatisch: irgend ein geistiges Wesen, unterschieden vom Wesen Gottes, ein von dem Sprechergeist Gottes bewohnter Mensch, nach bereits aufgeklärter oder noch aufzuklärender Notion.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No. 58.

Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik.

März 1831.

Die drei Lehrbriefe von Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt, und nach philologisch-antiologischer Methode, erklärt von Dr. Heinr. Ehrh. Gottl. Paulus.

(Fortsetzung.)

Das heifst: an den Namen *Jesus Christus* reiht sich die ganze prophetische Christologie, in Wort und Bild ausgesprochen, und dasselbe, was C. 4, 2 heifst: „im Fleisch gekommen," heifst V. 15: „dafs Jesus Gottes Sohn ist," Evangel. 1. aber „das Wort war Gott" — und „das Wort ward Fleisch." Wort, Sohn, Christus oder Messias, Name (Sehem, s. 2 Mos. 23, 21.), Engel-Jehova (die erscheinende Gottheit, vgl. 1 Kor. 10, 4. 9.) u. s. w. sind wesentliche Bezeichnungen des Gekommenen von vor seinem Kommen her, so bekannt unter den Lesern der Epistel nach Matth. 26, 63. u. s. w., als der Doketismus kaum allgemein seyn konnte, und die Stelle geht daher zu allererst die Juden an, welche nicht bekannten Jesum, als den geweissagten Messias im Fleisch erschienen; um so gewisser als es C. 4, 3. nach der auch von Dr. P. angenommenen Lesart schlechthin heifst: „ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet Jesum" — wo er zwar ein *so* dazwischengeschoben hat, das wir ihm in richtiger Anwendung gar wohl stehen lassen können. Wer also diesen ewigen Sohn, nach dem Vollbegriff und der tiefen Gnosis aller Propheten und Apostel, läugnet, und dafs dieser, der von Anfang bei Gott und selbst Gott ist, im Fleische gekommen sey, Jesus genannt, mit andern Worten: dafs Jesus von Nazareth eben jener Christus sey, ein solcher hat den wahren Jesus und den wahren Messias nicht; und weil er den Sohn läugnet, so hat er auch den Vater nicht, indem dieser nur im Sohn erkannt werden kann, und ohne ihn uns kein Vater ist, Evang. 1, 18. 12. Wir haben aufserdem nur eine geahnete Gottheit, ein θεῖον, und was Israel von Gott hatte oder wufste, das wufste es nur durch den Sohn, als den Vermittler aller Creatur von Anbeginn, den Jehova, in welchem (als dem χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ, Hebr. 1, 3. vgl. Coloss. 1, 15.) der unnennbare Gott erst seinen Namen erhält, und dessen Erscheinen im Menschen Jesus dasselbe Israel verkannte, jetzt aber die Heidenwelt, welcher er gepredigt ist, aufs neue verkennt und läugnet. Und dieser Geist der Verläugnung oder des Abfalls ist für unsere Tage der Geist des Widerchrists; und gegen diesen warnt Johannes noch, indem er V. 26. spricht: „Solches habe ich euch geschrieben von denen die euch verführen".

Es ist kaum ein Vers, bei dem nicht eine Verkehrung des Sinnes, oder sonst ein Anstofs und eine Seltsamkeit, zu rügen wäre; doch wir wählen nur aus. C. 3, 5.: „Und ihr wisset, dafs Jener (Jesus) erschienen (menschlich-erkennbar geworden) ist, damit er unsern Sünden (nicht blofs oder zuerst Sündenstrafen) wegschaffe (mache, dafs wir das Sündigen selbst aufgeben, aber auch, dafs wir durch die begangenen Sünden uns am Vertrauen auf die Liebe der Gottheit nicht hindern lassen") u. s. w. Wie das der Verf. versteht, ist nicht schwer zu errathen; was Jesus da gethan hat, haben alle Tugendlehrer gethan. — V. 8.: „Weil von Anfang her (seitdem der Teufel teuflisch seyn zu wollen begann. Evang. 8, 44.) der Teufel sündigt, ist der Sohn der Gottheit (der dem Feind alles Guten entgegenwirkende Messiasgeist, Apok. 19, 11—12.) dazu erkennbar geworden, damit er löse die Handlungen des Teufels (uns von ihnen losbinde, unsere Handlungsweise von der Art, wie der Teufel zu handeln pflegt, absondere, s. 4, 3.). Wir waren also doch darangebunden? Ist es aber nur durch Lehre und Beispiel geschehen, hatten dann nicht Moses und die Propheten, und alle heidnische Sittenlehrer, längst eine solche Absonderung vorgenommen? Hat Christus gesagt, Moses und die Propheten hättens nicht recht gemacht, oder verweist er auf sie? — V. 9.: — „weil ein Saame (gei-

Digitized by Google

stiger Zeugungskeim) derselben (Gottheit) in ihm bleibt (ein Bildungstrieb für das Gute fortdauert, da der Menschengeist, weil er denkt, Rechtes, Heiliges, Vollkommenes zu denken nicht aufhören kann"). Die ersten Worte sind sehr richtig, wenn sie biblisch von der Wiedergeburt verstanden werden; aber die letzten: „Da der Menschengeist" u. s. w. sind wieder Pelagianisch, und man vermifst den Zusammenhang. — Nach der Uebersetzung von V. 16. hat „Jesus uns zum Besten, nämlich zur Verbreitung göttlicher Lehren und Gesinnungen wider das vielfache Sündigen, sein Leben daran gesetzt". — V. 20. (ἐὰν καταγινώσκῃ ἡμῶν ἡ καρδία) heifst: „wenn unser Gemüth eine (vermeintliche Gnosis — eine solche) Tiefkenntnifs hat, die wider uns ist". — C. 4, 18. (ὅτι ὁ φόβος κόλασιν ἔχει): „weil die Furcht Bestrafung festhält". — C. 5, 2. ist ganz falsch nach einer Abtheilung in zwei Hälften übersetzt. — C. 5, 6.: „Dieser (nachahmbare und nachahmungswürdige Lehrregent von der Gottheit) ist Er als der gekommene durch Wasser und Blut (indem er als wahrer Mensch in das Wasser getaucht wurde, auch fliefsendes, wahres Blut hatte, Ev. 19, 34. 35. nicht blofses Scheinblut, wie die dualistischen Gnostiker meinten, welche den Sitz der Sünde im Körper, als dem Stoff des bösen Grundwesens, suchten). Jesus ist der Gottgesalbte nicht bei dem Wasser allein (nicht blofs seit er getauft wurde u. s. w.) sondern bei dem Wasser und Blut (— da er verschieden war" u. s. w.) Die Zwischensätze sind weitläuftig und unpassend wie die Uebersetzung. Wie? ein Beweis der Körperlichkeit davon hergeholt, dafs Jesus getauft worden sey? Es ist ja wohl nicht von einem Taufschein die Rede. Gerade diese Stelle liefert einen Beweis gegen die Hypothese des Verfs., die er ihr aufzwingt. Warum sagt Johannes: durch oder mit *Wasser* und *Blut*, und nicht: mit *Fleisch* und *Blut*? Was er aber wirklich sagen will, ist ungleich höherer Art. — Es versteht sich von selbst, dafs die Worte im 7. Vers, von den drei Zeugen im Himmel, für unächt gehalten werden. Der Verf. sucht den Widerspruch gegen die Aechtheit durch seine Hypothese zu motiviren, und meint dafs man sie eingeschoben, weil man den Zusammenhang des Textes nicht wie er aus der Widerlegung der Gnostiker verstanden habe. Das letzte mag wohl seyn, das Verstehen aus einer Hypothese ist aber selbst nur Hypothese; und wie wenn Andre ihm sagten, dafs sie zum Verständnifs des Zusammenhangs die Worte nicht entbehren können? Dafs sie darin den Gipfel und Schlufsstein der Johanneischen Demonstration finden? und dafs, wenn sie eine Glosse sind, sie nur dasjenige hervortreten lassen, was bei der unbestrittenen ächten Dreieinigkeit V. 8., als einem Symbol gedacht, im himmlischen Hintergrunde liegt? Einige, Viele, sey es die Meisten, halten die Worte für falsch aus kritischen Gründen; viele Andre für authentisch aus kritischen Gegengründen; was folgt daraus, wenn wir nicht Autoritätsglauben zulassen, als ihre Zweifelhaftigkeit? Was z. B. Bengel im Gnomen und im *Apparatus criticus* dafür gesagt hat, ist durch Griesbachs Dictatus oder durch Andre keineswegs beschwichtigend widerlegt, der sehr verwickelte Procefs erwartet noch seine Entscheidung, die wir sehr fertig sind, nicht wie der dreieinigkeitsglaubige Luther, sondern nach den Zeitmeinungen zu fällen, und uns vielleicht einer beschämenden Reformatoria der Zukunft aussetzen. Es ist hier am wenigsten der Ort ihr vorzugreifen, wenn es auch möglich wäre; aber man lese doch ohne das vermeinte Einschiebsel: „Denn Drei sind die da zeugen, der Geist, das Wasser und das Blut, und diese Drei sind vereinet (oder in Eines). So wir der Menschen Zeugnifs annehmen, so ist Gottes Zeugnifs gröfser" u. s. w. Hier scheint offenbar etwas zu fehlen, denn vorher stand weder Gottes noch der Menschen Zeugnifs; jenes kann freilich unter dem Geist verstanden werden, auch das Wasser und das Blut lassen sich als göttliches Zeugnifs verstehen, und eben darum wird die Sache damit nicht ausgemacht. Nur müssen wir nicht übersetzen und auslegen wie der Verf.: „So ist, wenn wir (sonst) das Zeugnifs (dreier) Menschen annehmen, das Zeugnifs Gottes (in jenen drei von Gott geleiteten Erfolgen) vielvermögender". Denn es handelt sich nicht blofs von historischen Begebenheiten, am wenigsten von der Taufe Jesu im Jordan als Probe seiner Körperlichkeit. Auch heute noch kommt Jesus Christus mit Wasser und Blut, und der Geist zeuget, dafs der *Geist* die Wahrheit ist — aber nicht, wie Dr. P. wähnt, die Körperlichkeit. — Im 12. V. heifst es: „wer den Sohn der Gottheit nicht hat, hat dieses [das] Leben nicht (Gottesverehrung und Geistesrechtschaffenheit, Religion und herzliche Moral war durch Niemand, als durch Jesus Messias, den Urchristen klar und volksthümlich gemacht"). Rec. möchte wohl hören, was St. Johannes dazu sagen würde; vermuthlich: Du irrest, das Gesetz ist durch Moses gegeben u. s. w.

Digitized by Google

Evang. 1, 17. das. V. 4. 5. — V. 20.: „uns gegeben hat ein Durchdenken" (διάνοιαν). — V. 21.: „Kinderchen! hütet euch vor den Götzen (vor falschen Sinnbildern von der Gottheit — — Hier besonders: hütet euch vor den Idolen der zwei entgegengesetzten Urwesen, Ahriman und Oromasdes"). Nein, auch vor der theologischen Gottheit, welche nicht der Wahrhaftige und Eins mit dem Wahrhaftigen, seinem Sohne Jesu Christo ist, welcher und in welchem ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, V. 20. Aus dem wahren Ahriman der ursprünglichen reinen magischen Lehre, welcher gut erschaffen, dann abgefallen war und seiner Zeit überwunden werden wird, konnten die Urchristen sogar etwas Richtiges lernen, wie auch noch wir; denn er war gleichbedeutend mit dem persönlichen Teufel, den unser Sendschreiben lehrt, wie Ormusd, der Lichtkönig, mit dem in welchem das Licht und Leben der Menschen ist. Und ob Ahriman, gegen den jeder glaubige Parse lebenslänglich Krieg zu führen hat, zur Zeit des Apostels von magischen Gnostikern aus Religionsgrundsatz verehrt worden, möchte sehr zu bezweifeln seyn.

Nach dem Verf. polemisirt auch der 2. u. 3. Lehrbrief wider die Gnostiker; auf sie wird bezogen 2, 7.: „Verführer, die nicht bekennen J. C. in das Fleisch gekommen", und 3, 9.: Diotrephes, der, wie V. 11. andeute, auch Gott besser gesehen zu haben vorgegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXVII.

Carsten Miesegaes Chronik der freien Hansestadt Bremen. Erster Theil. VI. 320 S. Zweiter Theil 378 S. Bremen, auf Kosten des Verfassers. 1828. 1829. 8.

Es möchte wohl kaum eine, durch Vergangenheit und Gegenwart gleich ausgezeichnete Deutsche Stadt geben, deren Geschichte bisher so wenig bearbeitet worden wäre, wie die der freien und Hansestadt Bremen. Aufser alten handschriftlichen Chroniken sind es geschmacklose Sammlungen trockener Thatsachen, kümmerliche, historische Bearbeitungen einzelner Gegenstände und Verhältnisse, oder allgemeine, auf einer nur oberflächlichen Quellenkunde gegründete Raisonnements, auf welche der zu verweisen ist, welcher die reiche Vergangenheit dieser Stadt kennen zu lernen wünscht. Als Hauptgrund solcher traurigen Erscheinung ist die Schwierigkeit zu bezeichnen, alle Quellen aufzufinden, zu sammeln und zu sichten; denn eines Theiles sind manche Quellen gar nicht, von andern nicht die besseren Exemplare in Bremen vorhanden, andern Theiles sind von den vorhandenen manche, besonders für die neueren Jahrhunderte wichtige, im Besitz von Privatpersonen, welche nicht selten, eifersüchtig auf diese heilig gehaltenen Familienschätze, den Zutritt versagen. Zu dem aber, was in öffentlichen Archiven noch Unbekanntes vorhanden seyn möchte, wird ebenfalls der Zugang nicht besonders erleichtert. Wer dann aber auch unternehmen möchte, alle diese Schwierigkeiten möglichst zu besiegen, der würde aus durchaus reinem Interesse für die Sache handeln müssen, er würde, abgesehen von den Gelehrten, nur bei Wenigen seiner Mitbürger auf Theilnahme und Anerkennung hoffen dürfen. In einer Handelsstadt, wo das ewige Streben nach materiellen Gütern das ganze Leben so manches Einzelnen ausfüllt, darf ja schon von Vorne herein nicht viel wissenschaftlicher Sinn erwartet werden, und auf ein patriotisches Gefühl für die Geschichte ist da wenig zu rechnen, wo die Alles beherrschenden Launen des Glücks alte Geschlechter schnell in Dürftigkeit hinabstofsen, während sie Andere heben, die, in der Fremde geboren, keine Theilnahme fühlen für unsere Vorzeit. — Aus diesen Gründen wird eine Geschichte Bremens, welche alle, zumal in der neueren Zeit so sehr gesteigerten Ansprüche erfüllte, noch lange ein frommer Wunsch bleiben; glücklich genug, wenn nur auf den Grund der leichter zugänglichen Quellen eine historische Darstellung versucht, oder auch nur eine Zusammenstellung des Bekannten in chronistischer Gestalt unternommen würde. Von einer solchen Arbeit müfste dann freilich alles Fremdartige strenge geschieden, alle, das frühere Erzstift oder ganz Deutschland betreffende Verhältnisse dürften nur soweit eingeflochten werden, als die Specialgeschichte dadurch aufgeklärt oder ergänzt würde. Perioden würden sich leicht bezeichnen lassen, und die vorhandenen, leichter zugänglichen Quellen genügen, in jeder Periode, nach allgemeiner Darstellung der, die Stadt und deren Bewohner betroffenen, äufseren Schicksale, ein Bild des inneren Lebens nach allen Richtungen desselben, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, zu entwerfen. Eine solche Schilderung könnte, mit Geist entworfen und vollendet, die Grundlage eines späteren, auf gröfseren Apparat gebaueten Geschichtswerkes werden. Trockenheit wäre nicht zu befürchten, denn die Geschichte Bremens vereinigt, aufser manchen interessanten Particularitäten, alle jene Momente vollständig und in hohem Grade, welche der Geschichte der Deutschen Städte überhaupt einen so eigenthümlichen Reiz gewähren. Indefs würde auch einer blos chronistischen Zusammenstellung des bisher Bekannten, sobald sie nur vollständig, mit kritischer Umsicht und mit Benutzung der neueren Hülfsmittel entworfen wäre, das Verdienst nicht zu bestreiten seyn, auf die Puncte aufmerksam gemacht zu haben, welche zunächst der Forschung bedürftig seyn möchten, überhaupt dem künftigen Geschichtschreiber die mühselige Sammlung des Materials erleichtert zu haben. —

Die Hoffnung nur, ein Werk der einen oder andern Art in

Digitized by Google

dem oben angezeigten des Herrn Miesegaes zu erhalten, kann noch bis jetzt nicht als erfüllt betrachtet werden. — Nach einer Einleitung über die literarischen Quellen und Hülfsmittel, welche wir hie und da, namentlich rücksichtlich der handschriftlichen Chroniken, ausführlicher und richtiger, bei andern Puncten beschränkter, im Ganzen besser geordnet gewünscht hätten, theilt der Verf. seinen Stoff in Abschnitte, von welchen die drei ersten — (1. Von der ältesten geschichtlichen Kunde dieser Gegend bis zur Stiftung des Br. Bisthums (788.) 2. Von da bis zur beginnenden Herstellung der angestammten, in der Fränkischen Periode beschränkten Freiheit Bremens unter Otto dem Grofsen (937.) 3. Von da bis zum Beitritt Bremens zu dem mächtigen, seit 1241 unter dem Namen der Hansa (!) schon bestandenen Städtebündnisse — 1280.) — die beiden, bisher erschienenen Theile des, auf 3 Bände berechneten, aber hoffentlich nicht beschränkt werdenden Werkes ausfüllen. — Der 1ste Abschnitt giebt Nachrichten über die Germanen, ihr Leben in jeder Beziehung, ihre Stämme, ihre Verhältnisse zu den Römern. Der 2te Abschnitt enthält, nach einer Geschichte der Einführung der christlichen Religion in den Norden Deutschlands überhaupt, die Stiftung des Bremischen Bisthums, sodann das Leben des ersten Bremischen Bischofs und der folgenden bis zum Tode Unnis 936. Diese Lebensgeschichten sind es, an welche der Verf. in Form von Episoden, Nachrichten über die Stadt anknüpft, und, wo es einzelne Gegenstände und Verhältnisse betrifft, bis auf die neuesten Zeiten fortführt. So finden wir, bei Gelegenheit der Stiftungsurkunde, Nachrichten über die Weser bis zum Bremerhafen herab, und an die Lebensgeschichte des ersten Bischofs werden schon die bekannten Gründe gegen die Aechtheit des, angeblich von Heinrich V. im Jahre 1111 der Stadt ausgestellten Privilegium's angereiht, daran aber wieder Nachrichten über den Bremischen Roland bis zur neuesten Zeit angeknüpft.

Im zweiten, den 3ten Abschnitt, dessen verfehlte Bezeichnung schon oben mitgetheilt ist, enthaltenden Theile scheint der Verf. anfangs einen andern Weg nehmen zu wollen. Zur Erklärung der bekannten Worte Adams: „*Adaldagus — Bremam liberavit*", wobei der Chronist übrigens eher an die Ottonische Urkunde von 966 wie an die von 937 gedacht haben dürfte, sind Nachrichten zusammengestellt über Entstehung der Städte, deren Verwaltung nach der Immunität, über Reichsstädte, Zünfte u. s. w. Während man nun aber erwartet, der Verfasser werde mit jenen allgemeinen Bemerkungen nur die Untersuchung eingeleitet haben, wie sich die Verhältnisse in jenen Beziehungen in Bremen gestaltet haben möchten, oder es würden von ihm doch nun die einzelnen, hieher gehörigen, urkundlichen Notizen angedeutet werden, fällt derselbe wieder in seinen alten Gang zurück, und liefert ausführliche Lebensgeschichten der Erzbischöfe mit manchen, auf Bremen bezüglichen und andern Episoden. Auch hier giebt ihm die erste Erwähnung oder die Stiftung irgend eines Instituts Veranlassung, die Geschichte desselben, vielleicht dem Wunsche einer gewissen Classe von Lesern gemäfs, bis zu den neuesten Zeiten zu verfolgen.

Somit sucht man denn in dem Werke eine Schilderung der Bremischen Verhältnisse, besonders des innern Lebens zu den verschiedenen Zeiten vergebens; und selbst eine vollständige stadtbremische Chronik mag das Buch nicht genannt werden, das nur das Leben der Bischöfe nach der Zeitfolge erzählt, Bremische Anstalten aber in synchronistischen Darstellungen behandelt, und bei der Erwähnung der die Stadt angehenden Ereignisse auf einzelne, aufbewahrte Urkunden nicht immer eine genügende Rücksicht nimmt. Der von dem Verf. erstrebte Zweck, verschiedenartige Leser auf gleiche Weise zu befriedigen, kann eine solche Anordnung des Werkes der Wissenschaft gegenüber natürlich nicht rechtfertigen; er kann es um so weniger, als er weder durch die Anordnung, noch durch die Ausführung, welche manchmal gelehrte Notizen mit weitläuftigen Erklärungen bekannter, allgemeiner geschichtlicher Verhältnisse abwechseln läfst, als erreicht erscheinen dürfte.

Bei alle dem lassen uns der sehr achtungswerthe, allenthalben hervorleuchtende Fleifs und das redliche Streben des Verfs. es sehr bedauern, dafs derselbe bei Entwerfung und Ausführung seines Plans einen rein wissenschaftlichen Standpunct verschmäht hat. Wir wünschten um so mehr, dafs es ihm gefallen möchte, fortan den eingeschlagenen Weg zu verlassen, an die Spitze der 4ten Periode einen allgemeinen Ueberblick der äufsern und innern Gestaltung Bremens, als *résumé* der bisherigen Schicksale, zu stellen, und daran, mit Ausschliefsung alles Fremdartigen, die Geschichte der spätern Jahrhunderte, wenn auch nur in chronistischer Gestalt zu knüpfen, als der, das Werk bis jetzt durchziehende rothe Faden, die Geschichte der Erzbischöfe, doch am Ende zu frühe endigen wird, ohnehin von nun an der Stoff zu einer recht eigentlich Stadtbremischen Geschichte sich anhäuft. — Wir sind fest überzeugt, dafs der Fleifs des Verfs., der, bisher in verschiedene Richtungen zersplittert, dem Werke nur den Schein von etwas Mühseligem zu geben vermochte, ohne doch dabei in jeder Rücksicht genügende Früchte zu bringen, auf eine beschränktere aber feste Richtung concentrirt, Resultate erzeugen werde, welche die Wissenschaft fördern würden, ohne dem Interesse des Buchs auch in den Augen verschiedenartiger Leser zu schaden.

Donandt.

Digitized by Google

Nro. 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Die drei Lehrbriefe von Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt, und nach philologisch-notiologischer Methode, erklärt von Dr. Heinr. Eberh. Gottl. Paulus.

(Fortsetzung).

Nun liegt noch die gröfste Masse des Buchs vor uns, die aber für die Recension die kleinere seyn wird, weil sie theils eine gelehrte Abhandlung enthält, die mit unsern Episteln in der That nur einen particularen Zusammenhang hat, überschrieben: „Einleitung in den ersten Johannesbrief, vornehmlich als Warnung wider eine magisch-parthische sittenverderbliche Gnosis", und mit dem Columnentitel: „Spuren der sittenverderblichen magischen Gnosis, gegen welche die Johannesbriefe warnen"; theils einen wortreichen Commentar mit der Ueberschrift: „Notiologische und philologisch-kritische Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Johannesbriefe", und mit dem fortlaufenden Columnentitel: „Sinn-Bestätigungen", über dessen Absichten schon das Nöthigste bei der Uebersetzung und ihren Zwischensätzen erinnert worden ist. Was jene Abhandlung betrifft, so ist bereits eingeräumt worden, was unläugbar ist, dafs die Briefe gegen Irrlehrer warnen; aber so viel Kirchengeschichtliches und an sich Dankenswerthes man auch über die Lehren der Aftergnostiker hier beibringen mag, so zeigt sich doch in den Johanneischen Sendschreiben keine vorherrschende Richtung auf eine besondre Art von ihnen allein, sondern sie haben die allgemeine Eigenschaft des Geistesworts, nämlich die allumfassende Beziehung, worin Jeder mit Recht das Einzelne, das Seinige findet, mit Unrecht aber das Verwandte, das Mitinbegriffene davon ausschliefst. Diese Einseitigkeit entwürdigt das Wort der Wahrheit, das nicht wie ein Antikensaal eine Anzahl todter Figuren aufbewahrt, sondern wie ein Himmel immerlebende Welten umspannt. Das Geschlecht der falschen „Tiefkenner" ist nie ausgegangen, weil die natürliche Unart des Menschen ist, anstatt durch die geöffnete Thür immer weiter in das Heiligthum einzudringen, sich nach eigner Einbildung und verführerischem Schein selbst einen Eingang zu brechen, durch den er endlich in lichtlose Abgründe und moralische Sümpfe geräth. Es hat sich aber dieses Geschlecht vielfach verzweigt und immer andre Gestalten angenommen, und lebt jetzt noch theils in solchen, welche man mit Recht bibelwidriger positiver Schwärmereien beschuldigt, theils in denen die mit falscher Begeisterung und irrer Wissenschaft für die Verneinung, nämlich für das Hinausleeren der ewigen heilbringenden Dogmen eifern, oder (obgleich mehrentheils in Selbsttäuschung befangen) mit schlauer Kunst um dieses Ausleeren bemüht sind. Neben ihnen dauert wahre Gnosis, d. h. Erkenntnifs der göttlichen Wahrheit nach den Zeugnissen und dem Vorbild der ersten Boten des Herrn, ebenfalls in verschiedenen Formen und Stufen, der wesentlichen Hauptlehre unbeschadet fort, und wird, wie von ihren Gestaltungen die Aftergnosen als Carricaturen abgeirrt sind, sie hoffentlich alle zuletzt wieder mit göttlicher Hülfe heim- und zurechtbringen; denn ohne Den, der der Anfang und das Ende ist, kann sie nichts thun. Auch geht aller Weg im Reiche des Glaubens durch freie Ueberzeugung. Diese ächte Gnosis kann keiner christlichen Seele, keiner Kirche fremd seyn, und sie wird eine tiefe nach Maafsgabe des Denkvermögens, der Kenntnisse und Erfahrungen und der Erleuchtung der einzelnen Glaubigen, ihr Boden und Stab aber bleibt immer das einmal für alle Aeonen geoffenbarte Wort, indem sie, wie der Herr und seine Boten an das alte, so an das welches von ihnen ausging, zugleich mit dem alten sich zu halten hat. Darum während die christliche Gnosis oder Erkenntnifs allerwärts in der heiligen Schrift gerühmt und empfohlen wird, verwirft der Apostel (1 Timoth. 6, 20.) nur die falschbenannte, ohne sie scharf auf eine be-

Digitized by Google

stimmte Erscheinung zu beschränken, und wenn er anderwärts (insonderheit Coloss. 2, 18.) etwas strengere Umrisse zur Schilderung mystischer Phantasien zieht, so passen doch mehrere Arten hinein, die sich in den Jahrhunderten reproducirt haben, und es ist eine vergebliche Mühe, haarklein ermitteln zu wollen, welche historische Figuren dahin gehören und welche nicht. Ebenso verhält sichs mit den Briefen Johannis, worin die einzige wahre Erkenntniſs, mit der Liebe gepaart, und die mannigfache falsche, mit Haſs, Bosheit und Unsitte verbunden, in groſsen Hindeutungen neben einander gestellt werden. Das zu erkennen, ist die wahre „Notiologie", welche der Verf. sucht, aber nicht zu treffen weiſs.

Wenn also die Abhandlung des Verf. einen Werth hat, welchen Rec. zu verkleinern nicht gesonnen ist, so ist es der der historischen Forschung über eine oder mehrere Secten, welche der Tadel des Apostels trifft; aber dieser ist auch noch heute für diejenigen bezeichnend, welche sich und Andre von dem einigen Gott in Christo, dem Gott und Heiland des Johannes, in mancherlei irren Richtungen und Weisen abkehren, welche Unwissenheit und Miſsbrauch des Wissens für Erkenntniſs, Finsterniſs für Licht und Aufklärung, ja Haſs für Liebe halten. Hingegen läſst sich von der S. 38. angegebenen „logikalisch-hermeneutischen Methode, das anbenannte Subject der Warnungsbriefe, die bestimmt gemeinten Irrlehrer zu entdecken", kein zweckdienlicher Gebrauch machen; das X zu finden, bedarf es keiner künstlichen Rechnung. Richtiger ist, was S. 42. oben steht: „Gnostiker oder Tiefkenner wollten überhaupt gar viele seyn; Parteien von gar mancherlei Auslegungsarten" u. s. w. nicht richtig aber die ununterschiedene Verwerfung aller tiefern Gnosis, wie sie die Apostel selbst im Lichte des heiligen Geistes übten, und sich dadurch sowohl über die geringern Einsichten der Mehrheit, als über ein rationales vermeintes Urchristenthum erhoben. — Von S. 46. an folgt eine Einschaltung über die orientalische Feueranbetung und die brennende Naphtha in Schirwan; dann über den Dualismus in historischer Folge, wenn auch in dem „*gleichewigen* Ahriman" (S. 54.) unchronologisch aufgefaſst. Vorgebliche Entstehung des Satans bei den Hebräern, oder seines vollständigern Begriffs, aus jener Lehre (ein längst widerlegter Irrthum), und Uebergang auf *Parthien* und das dortige Wiederaufleben „der Zoroastrischen Vereinigung der Feuerreligion mit dem Medisch-Persischen Dualismus des Lichts und Dunkelreichs (der geistig rührigen und der irdisch trägen Materialität") — letzteres historisch unrichtig, wenn es nicht vielmehr nach S. 60. als ein „Entstehen des Körperlichen *aus* dem finstern [geistigen] Grundwesen" gedacht wird, wiewohl man sich nach S. 61. „alles Geistige fast ganz körperlich und physikalisch vorgestellt" haben soll. Wurden aber aus dieser Theorie „sittenverderbliche Folgerungen: daſs die Geister nicht sündigten, wenn gleich die Körper nach ihrer materiellen Natur Begierden und Lüste wirkten und ausübten, abgeleitet", so war sie selber daran unschuldig, indem sie vielmehr zur Bezähmung der körperlichen Triebe führen muſste. Ihre Ausartung aber soll dann, unter die Christen verbreitet, bei Johannes gemeint seyn, worauf die einzelnen Stellen vom Licht, vom Sündigen u. s. w. wiederholt bezogen werden. „Doch wichtiger war es, daſs Johannes jener gar handgreiflichen Theorie, daſs in der Körperlichkeit das Böse sey, etwas ebenfalls Handgreifliches nach der geschichtlichen Wahrheit des Lebens Christi unwiderleglich entgegenstellen konnte" (S. 65) — die Parsisch- oder Parthisch-magischen Christen durften in Folge ihrer Theorie dem Messias nur einen Scheinkörper zuschreiben; Johannes versicherte, daſs er einen fühlbaren, betastbaren Leib gehabt habe, und zernichtete damit „die ganze Theorie jener magischen Sittenverderblichkeit — eben dieses ist deſswegen das Hauptsächlichste" u. s. w. Sollte diese Versicherung des Johannes wirklich ein angemessenes Gegengift gewesen seyn? — Gnostiker lehrten: Das Böse liegt im Körper, mithin hatte Christus einen Scheinkörper, wir aber dürfen unsern Körper miſsbrauchen, und unser Geist bleibt rein. Diesem verkehrten Satz war nicht schlechthin die Körperlichkeit des Menschen Jesus entgegenzustellen, was folgte daraus? Nicht bloſs Paulus (Röm. 7, 18.) sagt: In meinem Fleische wohnet nichts Gutes; sondern Johannes selbst, indem er (C. 2, 16.) sagt, des Fleisches Lust sey nicht vom Vater, lehrt daſs die körperlichen Begierden der Zunder der Sünde sind, nämlich wenn die mit dem Leib so eng verbundene Seele darein willigt; und Christus spricht: Der Geist ist willig, aber das Fleisch (der Mensch nach seinem körperlichen, sinnlichen Zustand) ist schwach (Matth. 26, 41. u. s. w.); und: Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch (vermöge der körperlichen Triebe, in denen die

Digitized by Google

Seele von Natur befangen ist, sündig, Joh. 3, 6.). So auch anderwärts in heiliger Schrift ist das Fleisch Träger der Sünde. Nicht als todter Stoff ist der Körper sündig, sondern als belebt von der sündigen Seele, die vom Geist sehr verschieden ist auch nach der Schrift, und als durch Wechselwirkung sie reizend und beschwerend, zur Unterdrückung des Geistes selbst; und nichts ist der täglichen Erfahrung gemäfser. Nun hatte Jesus entweder sündliches Fleisch wie alle Menschen, oder er erschien, ein in allem Betracht Unschuldiger, nur in der Gestalt des sündlichen Fleisches (Röm. 8, 3.), doch mit einem wirklichen irdischen Leib; im erstern Fall war seine Körperlichkeit kein Beweis gegen die Lehre, dafs das Böse im Körper wohne, und im zweiten auch nicht, weil die Gnostiker vom gemeinen Menschenleib redeten. Es war ihnen vielmehr zu sagen, dafs ihre doppelte Schlufsfolge, von einem Scheinkörper Jesu, und von dem erlaubten Mifsbrauch ihres Körpers, falsch sey, dagegen ihr Geist in der Nachfolge Jesu den Körper und seine Triebe sich unterworfen habe, um nicht von ihm verunreinigt zu werden. Aber der Zweck des Verfassers geht auf etwas ganz Anderes, was sich in der Vorrede ausspricht, nämlich auf die Entfernung der Lehre von der Erbsünde, die durch die körperliche Zeugung fortgepflanzt wird. Und wie eben defswegen Jesus Christus als Erlöser ins Fleisch kommen mufste, aber ohne Zuthun eines sterblichen Vaters, so legt Johannes auf das Kommen ins Fleisch nothwendig einen Nachdruck; weil aber der Verf. sich in der Erbsünde und in der unsündigen Geburt Jesu nicht zurechtzufinden weifs, so versteht er jene Andeutung von dem entfernten Fehlschlufs, zu welchem die Körperverachtung geführt habe, schliefst daher selber falsch, und macht S. 67. eine üble und umgekehrte Auslegung von Joh. 6, wonach das geniefsbare Fleisch und Blut des Menschensohnes nur die übriggebliebene „Geistigkeit seines Lehrens und Lebens" bedeuten soll; eine andere Art von Doketismus, der mit der Versicherung: „Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut wahrhaftig ein Trank," in offenbarem Widerspruch steht. Ebenso ist Alles verschaut, was ebendaselbst von dem „Verfasser des Prologs des Evangeliums Johannis" und dem dort angenommenen „Logosgeist als höhern schöpferischen Mittelgeist," von dem „nachahmbaren Messiasgeist u. s. w. gesagt wird. — Nach S. 71 soll Jesus, „welcher an seinem so sehr gemifshandelten Körper noch äufserst empfindlich seyn mufste," *defswegen* [nach seinem Scheintod, ein abermaliger Doketismus] der auf ihn zueilenden Magdalenerin zugerufen haben: Berühre mich nicht; denn ich bin noch nicht wie ein in den Himmel versetzter Geist! — Weder die Briefe lassen sich also aus der Unterstellung des Verf. genügender erklären, noch (S. 75) „manches Andere, was im Evangelium hervorgehoben ist," am wenigsten wenn man dieses kritisirt, wie nach S. 76 dessen Verfasser C. 2, 21 eine Rede Jesu vom Tempel — Hr. Dr. P. setzt jedoch hinzu: „so viel ich einsehe" — *unrichtig* auf den Leib Jesu soll gedeutet haben. — Aus den im Evangelium öfters vorkommenden Griechischen Uebersetzungen der bekanntesten Hebräischen Benennungen, und der Beziehung des Evangeliums und des ersten Briefs auf einander, sollen wir nun S. 79 folgern lernen, dafs die Leser oder Adressaten in weiter Ferne, nämlich unter den philhellenischen Parthern zu suchen seyen; und dafür werden auch Spuren der kirchlichen Tradition angerufen, der bei Kirchenvätern vorkommende Titel: *Epistola Johannis ad Parthos;* woraus jedoch, wenn er Grund hat, weder gegen die offenbare Allgemeingültigkeit der Warnung vor Irrlehrern, noch für einen andern Dogmengehalt, als den auch von den Kirchenvätern angenommenen, irgend etwas folgt. Auch erklärt sich die Uebersetzung Hebräischer Ausdrücke, die dem Evangelium Johannis nicht ausschliefslich eigen ist, leicht aus der Bestimmung des N. T. für die ganze Heidenwelt und aus ihrer allgemeinen Verkehrsprache, wenn sie nicht einzeln noch besondere Ursachen hat. Ebenso wenig kann die folgende, noch sehr weitläufige und belesene Deduction die einseitigen rationalistischen Ansichten des Verfassers rechtfertigen. Was die Kirchenväter gegen die hereinbrechenden, stets verschlimmerten Häresen schrieben, das hatte einen bestimmten einzelnen Zweck; aber es gilt davon kein Schlufs rückwärts auf den von ihnen mit Recht als Waffe benutzten Kanon, der eben defswegen nicht, wie sie, Einzelnes nennt, weil der Geist in ihm Allgemeingültiges redet. Wir fragen also in vielen Fällen vergeblich nach dem Gegenstand, weil er überall ist und sich wiederfindet, und ehe wir jenen Geist begriffen haben, kann der Körper der Schrift uns nur zu gelehrten Verirrungen dienen. Selbst benannte historische Figuren in ihr, stehen öfters nur da als typische Repräsentanten ihrer Gattung. Das was uns dann die Geschichte vom Ein-

Digitized by Google

zelnen aufdeckt, ist warnendes Beispiel für uns, wenn uns die Keimbezeichnung nicht genügt, in deren Gemäfsheit jenes Mannigfaltigere erwachsen ist. Zuweilen ist letzteres von so spätem Datum, dafs der Geist des Kanons nur prophetisch darauf gedeutet haben kann, und gerade dieses ist nach S. 99 ff. der Fall bei denjenigen Gnostikern, auf welche die Hauptrichtung der Johannischen Briefe gehen soll, wo es zwar nur heifst, dafs diese *Kainiten* und *Marcioniten*, in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts, dem Magismus nachgebildet seyen, und bemerkt wird: „Wie die Marcioniten die strengere [keusche, enthaltsame] Art des Körperhasses gewählt hatten, so waren die Kainiten denen, vor welchen Johannes warnt, ähnlicher, indem auch sie [wer früher?] die Folgerung: der Körper ist zu verbrauchen! nach der leichtsinnigen Richtung in das Sittenverderbliche auslegten." S. 106 zeigt sich sofort klar, dafs der Verf. nur analogisch aus diesen Kainiten auf ein früheres Daseyn derselben aftergnostischen Lehre schliefst, also nicht einmal eine chronologische Thatsache für seine Auslegung anzuführen hat. Ebenso verhält sich's S. 107 mit *Mani* und den *Manichäern* im dritten Jahrhundert. Inzwischen mögen immerhin die Fäden aller, theils Jüdischen, theils widerjüdischen Gnosen (unter letztere gehört der Kainitismus), als eigene Speculation oder aus dem bessern Magismus verunstaltetes Eingemenge in das Christenthum, bis in die Apostelzeit hinaufgereicht haben, ohne dafs der Irrthum noch voll ausgewachsen war, daher er auch nicht die ungenannte alleinige Zielscheibe eines Apostelbriefs werden konnte. Die Anspielungen auf das Licht, auf die Gnosis selbst durch das häufige γινώσκειν, der Name Kain u. s. w., die der Verf. so stark hervorhebt, mögen immerhin umfassende und prophetische Winke seyn. Aber nur in diesem Sinne ist seine Ausführung beachtungswerth, seine specielle Beziehung ist irrig. Eine genaue Sichtung seiner historischen Arbeit gehört nicht weiter hierher; doch möchte seinen Lesern zu empfehlen seyn, nicht dabei stehen zu bleiben, sondern sich, wenn es ihres Berufs ist, auch anderwärts mit den verschiedenen Zweigen und Zeitaltern des Gnosticismus bekannt zu machen, wozu besonders das schon angeführte Buch vom Dr. *Neander* ihnen eine vorzügliche Hülfe gewähren wird.

Wir kommen an die sehr umständlichen „notiologischen und philologisch-kritischen Bemerkungen," und hier müssen wir uns gleich darnach umsehen, wie Herr Dr. P sein περὶ im 1. V. des 1. Cap., als gleichsam den Eckstein seiner Hypothese, rechtfertigen wird, nachdem er S. 113 etwas wegwerfend von „überfeinen (philologischen Subtilitäten der bei solchen (hebraisirenden) Volksschriften nicht anwendbaren sogenannten Gräcität" geurtheilt hat, hierauf auch von dem „hohen Mittelgeist" Logos seine bekannten Mifsgriffe (eine Verwechselung des Reflexes mit dem Licht) wiederholt hat. So finden wir nun S. 119 f. ein Schwanken zwischen dem *Betreff* und dem *Drum-herum*, aber keine Sinnbestätigung, indem da gesagt wird: Περὶ τοῦ Λόγου τῆς ζωῆς. Dem Sinn nach gehören diese Worte zu allen den vorhergehenden Zeitworten: ὃ ἦν sc. περὶ τοῦ Λόγου τ. ζ. — ὃ ἀκηκόαμεν sc. περὶ τ. Λ. und so ferner: *was überhaupt so war, den Logos betreffend,* was wir — *Ihn betreffend* — sehen, hören, betrachten konnten, eben das haben auch, *ihn betreffend*, diese unsere Hände gefühlt. An sich könnte der Ausdruck περὶ τοῦ λόγου auch *de verbo, de doctrina* bedeuten. Aber, weil *von* und *über* Lehre nichts „mit Händen" zu betasten ist, so wird nothwendig, ὁ λόγος als Namen des Geistes zu verstehen, welcher, weil er σὰρξ ἐγένετο, *in dem, was Ihn betreffend, um Ihn her war, handgreiflich zu betasten* war. Περὶ hat, wie *Wiener* §. 43. S. 115. der Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms trefflich bemerkt, den Begriff des *Umgebens*, des *Einschliefsens von mehreren oder allen Seiten*. Defswegen ist es, wenn mit dem Accusativ construirt, *vom örtlichen Umgeben = circa* zu verstehen. Mit dem Genitiv, wie hier, construirt, veranlafst es, die Bedeutung des Umfassens minder *local* oder unbestimmter zu nehmen: „auch unsere Hände betasteten, *was* den Lebenslogos *betreffe, ihm angehöre,*" oder wenn man lieber will: „*wegen* des Lebenslogos," nämlich um Ihn so viel möglich zu umfassen [!]. Allerdings möchte ein Grieche deutlicher [in welchem Sinn?] gesprochen haben: καὶ αἱ χεῖρες ἡμῶν ἐψηλάφησαν τὸ περὶ τὸν Λόγον τῆς ζωῆς. Aber — ausgebildete Gräcität ists gerade, was wir bei Johannes auch sonst wohl am wenigsten finden können". — So weit der Verf.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1831.

Die drei Lehrbriefe von Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt, und nach philologisch-notiologischer Methode, erklärt von Dr. Heinr. Eberh. Gottl. Paulus.

(Schluſs.)

Allein es handelt sich hier nicht von vollendeter, sondern von der allergemeinsten Gräcität, und Johannes konnte gewiſs so viel Griechisch, daſs er den Accusativ nicht mit dem Genitiv, wider die Möglichkeit verstanden zu werden, verwechselte. Man weise doch eine gleiche falsche Construction der Präpositionen in unsern Briefen nach, und sehe dagegen das περὶ mit dem Genitiv 1 Epist. C. 2, 2. 26. C. 5, 9. 10. 3 Epist. V. 2. Der Verf. hat seine Bedeutung *drum herum* nicht im Text gefunden, sondern hineingetragen seiner Hypothese zu lieb, und man sieht zugleich aus seinem Einlenken und dem Vortreten des *Betreffs* in diesem angeblich philologischen Commentar, gegensätzlich mit dem festbehaupteten Circa-Körper in der Uebersetzung, wie man sich auf seine Exegese verlassen kann, und wie übel die Lehrlinge thun würden, sich die Grundsätze philologischer Gleichgültigkeit S. 113. eigen zu machen. Wenn der Vf. das περὶ τοῦ λόγου τ. ζ. auf Hebräisch zu übersetzen hätte, würde er sich wohl getrauen סביב לדבר החיים zu sagen, ohne daſs sein Commentar Noth litte? — Zu S. 123 f. ist zu bemerken, daſs die göttlichen Prädicate Licht und Feuer im A. und N. T. keineswegs von andern Religionen entlehnt, sondern für diese in ihrer Reinheit bestätigend, an sich aber geoffenbarte Bezeichnungen sind, Symbole von wesentlichem Sinn, den wir aber in der Auffassung zur höchsten Geistigkeit zu steigern haben. Auch das sichtbare Licht unsers gemeinen Feuers ist ein letzter Ring an der Kette und ein ferner Abkömmling von dem ewigen immateriellen Lichte Gottes. — S. 124. wird wiederholt: — „Auch reinigt uns das Blut (die wahrhaft leibliche Hinrichtung) Jesu des Messias von aller Sünde — — die wahrhafte Hinrichtung Jesu ruft uns zu: Haltet euch rein von dem, was den Messias mordete"! Welche Interpretation! Sie wird hernach mit einer erbaulich seyn sollenden, aber gegen die wahre Reinigung durch das Blut Jesu etwas unsanft auftretenden (s. Hebr. 10, 29.) langen Diatribe vertheidigt, vor der auch 1 Petr. 1, 18. 19. nicht sicher ist. Ein Jeder sehe zu, wie weit er kommt. S. 155. erhält bei dieser Gelegenheit auch der „neue Versuch, *sogar die Vorbilder-Theologie* wieder zu einem wichtigen Theil des Beweises für die Wahrheit des (ächten, biblischen) Christenthums aus dem Grabe zu erheben", seine notiologische Abfertigung. Auch der ἱλασμὸς wird S. 162 ff. weitläuftig als *Erbarmung* commentirt, ohne daſs es zureichen will, und erklärt daſs der Αὐτὸς C. 2, 2. nicht Christus sondern Gott selbst sey, was aber daselbst (S. 9.) ganz anders lautete, s. oben. — S. 183 ff. handelt antiquarisch und kurz vom Antichrist — und so kommt der Reihe nach das Chrisma — das Gezeugtseyn aus Gott — der Teufel und sein Einwirken — Alles mit Rückblicken auf den Gnosticismus wieder vor, auch das καταγινώσκειν C. 3, 20. 21. als ein „ungewöhnlicher Ausdruck". — S. 209. über die Lateinische Variante C. 4, 3: *qui solvit deum.* — Nach S. 214 f. soll in μονογενὴς nicht der Begriff des einzig *Gezeugten*, sondern des Alleinigen, Alleinseyenden (μόνος γενόμενος) liegen; auch in Vergleichung mit den übrigen neutestamentlichen Stellen für dieses Wort? und für γεννάω? und mit der fast einzigen Bedeutung der Endung γενὴς in so vielen Wörtern? — S. 227 ff. über das Kommen mit Wasser und Blut (wo S. 234. doch wieder zweifelhaft wird, ob Johannes die Taufe Jesu selbst gemeint habe), und über die Unächtheit des bekannten, so viel besprochenen Einschiebsels von den drei Zeugen im Himmel, wo es S. 241. merkwürdig gefunden wird, „wie sich bei der *offenbar unächten* Stelle 1 Joh. 5, 7. der

Digitized by Google

grofse Unterschied zwischen den Zeiten gewissenhafter, ächtprotestantischer Untersuchungs-Freiheit und der wieder eingetretenen Geistesbeschränkung für das Herkömmliche, welche sich als die alleinige Rechtglaubigkeit aufnöthigen wollte, factisch selbst geschildert habe". — Endlich S. 262 ff. über den Verf. des 2. u. 3. Briefs, der für den Presbyter Johannes, unterschieden vom Apostel, gehalten wird, und derselbe für den Verfasser des Evangeliums, „welcher sich auf den Apostel *nur als auf seinen Zeugen* beruft" (C. 13, 23. C. 19, 26. 35. C. 21, 20.)! — vielleicht selbst des ersten Briefs, aber nicht der Apokalypse. Hat wohl auch Jul. Cäsars Geschichtsbücher ein Anderer geschrieben, weil er in objectivem Stil von sich redet?

Rec. bricht hier etwas wohl ermüdet ab; er beklagt aufrichtig, und vermuthlich nicht allein (Hiob 16, 19.), dafs Hr. Dr. P. in den Fesseln seiner einmal gefafsten Meinung, die ihm für die Geistesfreiheit gilt, fortwandelt, und sie wie Insignien eines lehrregentlichen Berufs ansieht. Zu seinen Vorstellungen hat er sich auch eine eigene Terminologie geschaffen, deren Originalität, so abschreckend sie ist, ihnen vermuthlich Eingang erwerben soll. Er beweist schon hiedurch, dafs ihm nicht daran liegt, ein Jünger und Nachfolger der Propheten und Apostel, sondern Meister einer, ihre Verkündigungen erhöhenden und veredelnden Gnosis zu seyn, nach welcher man von Gott und Christo seit achtzehn Jahrhunderten weder recht zu lehren noch zu reden, die Bibel aber sehr unvollkommen, notionslos, nur nach mystischen und scholastischen Phantasmen auszulegen im Stande war. Er, oder wer ihm ähnlich ist (denn Rec. hat es eigentlich mit keiner Person zu thun), kann daher blofs in der Eigenschaft eines neuen Propheten verstanden werden, der über der Bibel steht, ihre Schriftsteller aus ihren Zeitbegriffen heraus und durch Entfaltung der Grundnotionen zurechtleitet, somit das nackte Evangelium der Vernunft ausruft, welches in Christo und seinen Boten noch mit einer dünnern Mosesdecke verschleiert einherging, die durch die ganze Kirchengeschichte hindurch aus Blödsichtigkeit für das glänzende Angesicht gehalten wurde. Was die freien Geister aller Nationen seither nur geahnet, selbst durch bösen Spott verdorben hatten, das ist er, oder wer ihm ähnlich ist, berufen, in würdige, ernste Form zu fassen, und herwiederzubringen (ἀποκαθιστάνειν) das innerste Geheimnifs des Nazareners, das sich seinem denkglaubigen Scharfblick erschlossen hat. Wäre er, oder wer ihm ähnlich ist, den Wundern so hold, als er ihnen abhold ist, so müfsten Stimmen vom Himmel zu ihm geredet haben; es ist aber schon kein geringes Wunder, dafs er sich selbst für weise hält und Andre ihn.

J. F. v. Meyer.

XXXVIII.

Xenophanis Colophonii carminum reliquiae. De vita ejus et studiis disseruit, fragmenta explicuit, placita illustravit Simon Karsten. *Bruxellis* 1830. 8. *XXII. und* 208 *Seiten.*

Um eine möglichst genaue und vollständige Darstellung der Griechischen Literatur-Geschichte vorzubereiten und im Einzelnen wie im Allgemeinen ein treues Bild von dem geistigen und wissenschaftlichen Leben des Hellenischen Volkes zu entwerfen, hat man in neuerer Zeit mehr als je das Bedürfnifs gefühlt, die Bruchstücke untergegangener Schriftwerke sorgfältig zu sammeln, im Geiste des Alterthums zu ordnen und auf dem Wege der Combination so zu vereinigen, dafs man einigermafsen eine anschauliche Vorstellung von dem ursprünglichen Ganzen zu gewinnen vermag. Auf diese Weise entstanden mehrere Monographien, unter welchen die vorliegende gewifs keinen unbedeutenden Platz einzunehmen berechtigt ist.

In einer schön geschriebenen Einleitung erklärt sich der Verfasser über Philosophie überhaupt und über den Zustand derselben vor Sokrates und Platon insbesondere, und verspricht die Fragmente derjenigen Philosophen, welche vor Platon geblüht haben, allmählig herauszugeben, namentlich aufser denen des Xenophanes auch die des Parmenides, Empedokles, Anaxagoras, Herakleitos, Demokritos u. a.

Herr Karsten hat mit dem Gründer der Eleatischen Schule den Anfang gemacht, und zuvörderst gehandelt *de Xenophanis vita, aetate, studiis.* Xenophanes, seiner Geburt nach aus Kolophon, blühete wahrscheinlich um die 60ste Olympiade, und erreichte ein sehr hohes Alter. Die Nachrichten der Alten über sein Lebensalter werden auf zwei verschiedene, sich widersprechende Arten angegeben, als deren Urheber Apollodoros und Timäos zu betrachten sind. Der erstere läfst ihn *Ol.* 40. geboren werden, der letztere macht ihn zum Zeitgenossen des Hieron und Epicharmos, etwa um *Ol.* 75. Dafs sich diese beiden Angaben nicht vereinigen lassen, lehrt der Augenschein. Hr. K. schlägt einen Mittelweg ein, indem er die Lebenszeit des Xenophanes in den Zeitraum von 600—500. v. Chr. setzt. Indessen bleibt es immer bedenklich, irgend ein Zeugnifs des Alterthums ohne weiteres zu verwerfen, weshalb es wohl am gerathensten seyn dürfte, mit H. Ritter in *Clintoni Fastis Hell. ed. Krüger p.* 13. die Nachricht des Apollodoros durch eine einfache Emendation wieder zu Ehren zu bringen: κατὰ τὴν ν' ὀλυμπιάδα γενόμενον, statt der überlieferten Lesart κατὰ

Digitized by Google

τὴν μ' ὀλ. γ. Wäre demnach Xenophanes in der 50. *Ol.* geboren, so hätte er um *Ol.* 60. den Culminationspunct seiner Blüthe erreichen, und als Hochbetagter vielleicht auch noch zu der Zeit des Hieron und Epicharmos leben können. Als Jüngling verliefs er seine Vaterstadt Kolophon, und reiste lange in verschiedenen Hellenischen Staaten herum, bis er zuletzt in Grofsgriechenland zu Elea festen Fufs gefafst zu haben scheint. Dafs er ein sehr hohes Alter erreicht hat, geht aus einem seiner Fragmente hervor, wo er sich selbst schon als einen 92jährigen bezeichnet; *Censorinus de die nat.* 15. läfst ihn sogar älter als 100 Jahre werden.

Seine Gedichte, die er selbst vorgetragen haben soll (αὐτὸς ἐῤῥαψῳδει τὰ ἑαυτοῦ. *Diog. Laert. IX.* 18.), hatten im allgemeinen mehr einen ethischen als ästhetischen Zweck. Daher läfst sich auch sein Eifer gegen Homeros und Hesiodos erklären, deren Gedichte seiner Meinung nach zur Unsittlichkeit und zum Aberglauben führten. Hr. K. unterscheidet drei Gattungen unter den Poesien des X. epische, elegische und iambische, nach Diogenes: γέγραφε δὲ καὶ ἐν ἔπεσι, καὶ ἐλεγείας καὶ ἰάμβους καθ' Ἡσίοδον καὶ Ὅμηρον. Diese Stelle leidet an nicht geringen Schwierigkeiten; denn erstlich fragt sich, ob die Worte καθ' Ἡσίοδον κ. τ. λ. auf alle drei Gattungen zu beziehen sind, oder nur auf die ἰάμβους. Das letztere würde ein ausgemachter Irrthum seyn, weil heutzutage noch ein *episches* Fragment (VII.) vorhanden ist, worin Homeros und Hesiodos als Urheber alles Bösen unter den Menschen durchgezogen werden. Das erstere aber ist nicht weniger falsch, weil Xenophanes unmöglich alle Gedichte gegen die beiden Poeten gerichtet hat. Hr. K. hat diese Schwierigkeit nicht beseitigt, sondern sich damit begnügt, dafs wenigstens die drei Gattungen der Poesien des Xenophanes feststehen. Eine höchst gezwungene Erklärung gibt *Paul de Sillis Graecorum (Berolini* 1821.) *p.* 17. welcher die Worte ἐν ἔπεσι für eine Sammlung der Gedichte des X. ansieht, und die ganze Stelle also übersetzt: *scripsit autem inter poemata tum elegias tum iambos contra Hesiodum cet.* Diese Uebersetzung wäre zur Noth noch erträglich; aber mit ihm die Jamben lediglich auf den Inhalt zu beziehen, ist ein unerhörter Mifsgriff. Meiner Meinung nach hat sich Diogenes entweder nur nachläfsig und unbestimmt ausgedrückt, und will etwa sagen: X. hat gelegentlich in seinen verschiedenen Dichtungsarten gegen Hesiodos und Homeros gesprochen; oder die Stelle krankt an einem noch ärgeren Uebel, wofür allerdings die äufserst sonderbare Construction spricht: γέγραφε ἐν ἔπεσι καὶ ἐλεγείας, anstatt: γέγραφε ἔπη καὶ ἐλεγείας, oder: γ. ἐν ἔπεσι καὶ ἐλεγείαις. Der ganze Zusammenhang führt uns auf die Vermuthung, dafs die Worte καὶ ἐλεγείας καὶ ἰάμβους für ein späteres Glossem zu betrachten seyn dürften, welches schon ziemlich frühzeitig von dem Rande in den Text gekommen ist. Jetzt erst hängt alles vortrefflich zusammen: γέγραφε δὲ καὶ ἐν ἔπεσι καθ' Ἡσίοδον κ. τ. λ. und steht auch in voller Uebereinstimmung mit den erhaltenen Fragmenten. Daraus würde aber keineswegs folgen, dafs nunmehr die vorgeschlagene Eintheilung aufgehoben wäre. Denn wäre die fragliche Randglosse aus einer lautern Quelle geflossen, wie manche andre Scholien der Art, so hätte sie für uns ebenso viel Werth, als wenn Diogenes selbst der Urheber wäre. Die Elegien müssen unbedenklich stehen bleiben, die Jamben aber schwinden, wie eine genauere Betrachtung zeugen wird.

Unter die ἔπη hat man die im heroischen Versmafs verfafsten Gedichte zu zählen, namentlich τὴν Κολοφῶνος κτίσιν, τὸν εἰς Ἐλέαν ἀποικισμόν und das περὶ φύσεως. Die Elegien des X. sind gleich manchen des Solon, Theognis und Kritias hauptsächlich didaktischen Inhalts, und dem Umfange nach unter den Fragmenten bei weitem am bedeutendsten. Da Diogenes einen andern Xenophanes aus Lesbos als ἰαμβόγραφος ausdrücklich anführt, so hat man schon früher auf eine Verwechselung beider Dichter gerathen, die zwar bei Diogenes selbst, der den besondern Jambendichter kannte, unverantwortlich gewesen wäre, dagegen einem in der Literatur weniger bewanderten Scholiasten leicht verziehen werden kann. Somit wären die Jamben dem Lesbier zurückzustellen, so sehr sie auch Hr. K. für den Kolophonier in Schutz zu nehmen sucht, indem er ein von Aristoteles erhaltenes Fragment (Nr. XXV.) in iambisches Metrum auflösen will. Allein abgesehen davon, dafs es noch nicht gehörig ermittelt ist, in wie weit Aristoteles des Xenophanes eigne Worte anführt, läfst sich doch viel leichter ein trochäischer Tetrameter herausbringen:

οὐκ ἴση πρόκλησις αὕτη, ἀσεβεῖ πρὸς εὐσεβῆ.

Eusebius nennt den X. auch τραγῳδοποιός, wobei man, wenn anders die Nachricht ganz verbürgt wäre, an tragische Chöre oder mit Welcker an lyrische Tragödien zu denken hätte, dergleichen auch Stesichoros gedichtet haben soll. Ferner wird X. als Sillendichter genannt, nach Strabon XIV. p. 643. Ξενοφάνης ὁ φυσικὸς, ὁ τοὺς σίλλους ποιήσας διὰ ποιημάτων. Dafs man hierbei nicht an eine bestimmte Kunstgattung in der Art, wie die Sillen des weit später lebenden Timon beschaffen seyn mochten, zu denken hat, ist von Hrn. K. richtig erkannt worden. Hätte er die Stelle des Strabon genauer ins Auge gefafst, so würde sich ihm daraus auch weiter nichts ergeben haben, als dafs in den Gedichten des X. hier und da (διὰ ποιημάτων) eine sillenartige Richtung zu erkennen ist. Ebenso haben die Alten ja selbst den Homeros in der Schilderung des Thersites einen Sillographen genannt. Eine ähnliche Bewandtnifs hat es mit den dem X. zugeschriebenen Parodien. — Das Gedicht περὶ φύσεως scheint zwar nach Analogie andrer Werke diesen Titel erst später erhalten zu haben; aber mit Hrn. Karsten den Grund hierfür in dem Umstande zu suchen, dafs X. seine Verse mündlich vorgetragen und nicht aufgeschrieben habe, würde so viel heifsen, als auf eine an und für sich schon unhaltbare Hypothese eine neue bauen. Wenn nämlich erzählt wird, dafs X. noch selbst rhapsodirt habe, so folgt daraus keineswegs, dafs er von der Schreibkunst niemals Gebrauch gemacht habe; ja es ist sogar an und für sich durchaus unwahrscheinlich, dafs er ein seiner Natur nach ziemlich langes Gedicht nur dem Gedächtnifs anvertraut habe.

Hierauf folgen die Bruchstücke selbst, deren lichtvolle Anordnung einen leichten Ueberblick der philosophischen und übrigen Lebensansichten des Xenophanes gewährt. Wir haben darin

Digitized by Google

weiter keinen Anstofs gefunden, als dafs es Wunder nimmt, warum S. 80. *fragm. XXVI.* ein Pentameter steht und *fragm. XXVII.* ein bei Hrn. K. zwar noch verstümmelter, aber von Lobeck im *Aglaophamus I. p.* 308. scharfsinnig wiederhergestellter Hexameter:

ἑστῶσα δ' ἑλατῶν πυκινοὶ περὶ δόμματα βάκχοι.

Beide hätten unmittelbar auf *fragm. XXIV.* folgen sollen, und dann erst der trochäische Tetrameter *fragm. XXV.*

Die kritische und exegetische Behandlung dieser zum Theil allzu sehr zerstückelten Ueberreste des höheren Alterthums ist im Ganzen mit ausgezeichneter Besonnenheit, tiefer Gründlichkeit und grofsem Scharfsinn durchgeführt, und verräth überall einen ebenso hellen als richtigen Blick in den Sinn und Charakter solcher wegen ihrer rein didaktischen Tendenz nicht immer leicht verständlichen Bruchstücke. Den Anfang machen die wahrscheinlich aus dem Gedichte *περὶ φύσεως* entlehnten Verse, und unter diesen stehen, wie billig, diejenigen oben an, worin Xenophanes seine Ansichten über die Gottheit ausspricht, als einem einzigen und höchsten Wesen, das über jedwede menschliche Vergleichung erhaben, durch den Geist allein alles lenke, unbeweglich beharre u. s. w. Diesen schliefsen sich die elegischen Disticha an, aus welchen wir die Form und den Geist der Dichtungen des X. am besten kennen lernen. Er kommt zwar weder in anmuthiger Schilderung, noch im Flusse der Hexameter und Pentameter seinem kolophonischen Landsmann Mimnermos gleich, vermag aber ungeachtet der mehr belehrenden als ergötzenden Richtung den der elegischen Form eigenthümlichen und gleichsam angebornen Reiz nicht ganz zu verleugnen. Die Kritik hat den Recensenten auch in diesen ihm vorzüglich vertrauten Ueberbleibseln gröfstentheils befriedigt: nur sieht er S. 62. keinen Grund zu der Conjectur *ἑλὼν*, da *πυκινοσύνην ἔχων* die Kunde des Faustkampfes ausdrücken soll. Ferner ergibt sich S. 66. die Aenderung *τυφανείης* als unnöthig, und S. 71. die Form *ὑμνεῖν* statt *ὑμνεῖν* nicht nur als gewagt, sondern bei einem so alten elegischen Dichter auch als durchaus unzulässig. Es würde zu weit führen, wenn wir die viel zahlreicheren Stellen geschickter Interpretation und gelungener Kritik besonders hervorheben wollten. Aufser den metrischen sind mit Recht auch die später in prosaische Form umgeschmolzenen Fragmente mit aufgenommen worden.

Endlich liegt es uns noch ob, über die Vollständigkeit dieser Sammlung zu sprechen. Obgleich nun Hr. K. eine grofse Belesenheit in den Schriftwerken des Alterthums selbst und eine genaue Bekanntschaft mit den neueren Forschungen im Gebiete der Philologie an den Tag legt, so scheinen ihm doch einige hierher gehörige Hülfsquellen unbekannt geblieben zu seyn. Um also meinerseits etwas zur Vervollständigung der Fragmente beizutragen, mögen folgende Zusätze hier eine Stelle finden. *Ael. Herodian. περὶ μον. λέξεως p.* 30. *ed. Dindorf.* *ὁ τε Ξενοφάνης φησί·*

καὶ μὴν ἐπὶ ἀκαίστου τοῦδε κατελείβετο δῶμα·
ἀλλ' οὐ γὰρ λέγεται ἀπέας, ἢ γὰρ ἀναλογίη ἧς ἀπὸ τοιούτου εὐθεῖαν τὰς κλίσεις λαμβάνει, οὐκ οὔσας μέντοι ἐν χρήσει Ἑλλήνων. Ebendaselbst: *Γλύσασιν. οὐδὲν τῶν εἰς ων ληγόντων συγκρουόντων ἔχει πρὸ τέλους τὸ υ. ὁμοιοῦται ἄρα τὸ παρὰ Ξενοφάνει γλύσασιν·*

εἰ μὴ χλωρὸν ἔφυσε θεὸς μέλι, πολλὸν ἔρασκον
γλυκύνοντα σῦκα πίλεσθαι. —

Schon Dindorf hat in der Vorrede *p. XXI.* Ξενοφάνει vorgeschlagen, eine unbedingt nöthige Emendation, welche sowohl durch eine ähnliche Verwechselung (siehe Karstens genaue Zusammenstellung S. 31.), als auch durch das *Etymologicum Gud. p.* 301, 15. bestätigt wird. Ein zweiter Fehler steckt in *πολλῶν*, das sich weder grammatisch, noch metrisch erklären läfst. Bloch vermuthet *πολλῷ*, wogegen sich an und für sich nichts einwenden liefse, wenn nicht *πολλὸν* noch näher läge, und gerade wegen seines ungewöhnlichen Gebrauches der Corruption noch mehr unterworfen gewesen wäre. Ebenso *fragm. XXVI.* *ἀνδρὸς γηρέντος πολλὸν ἀφαυρότερος.* Zwei andere Verse stehen bei *Draco Strat. p.* 33. *Γεγράφασι. μακροπαραληπτεῖ· τὰ γὰρ εἰς σι λήγοντα ῥήματα τὴν πρὸ τέλους ἔχει φύσει μακρὰν, ἐστήκασι κ. τ. λ. οἱ μέντοι ποιηταὶ πολλάκις συνεπολὰς ποιοῦνται, ὡς παρὰ Ξενοφάνει·*

ἐξ ἀρχῆς καθ' Ὅμηρον, ἐπεὶ μεμαθήκασι πάντες,
καὶ πάλιν ἐν τούτῳ τῷ ἔπει·

ὅππόσα δὴ θνήτοισι πεφήνασιν εἰσορόασθαι.

Endlich noch *Schol. in Iliad p.* 504. (*cf. p.* 329.) *ed. Bekker.* *ὑπερίονα δὲ νομιστὶ αὐτὸν τὸν ὑπερίμενον ἀεὶ τῆς γῆς, ὥσπερ οἶμαι, καὶ Ξενοφάνης ὁ Κολοφώνιός φησιν·*

ἠέλιος δ' ὑπερίμενος γαῖάν τ' ἐπιδέρκεται.

Hinter den Fragmenten steht eine umfassende Abhandlung *de Xenophanis philosophia et placitis*, welche in drei Hauptabschnitte zerfällt: 1) *de natura divina*, 2) *Physica*, 3) *de rerum cognitione*, worin die Grundlage der Eleatischen Philosophie so weit, als es bei den beschränkten Quellen des Alterthums möglich war, klar und fafslich entwickelt ist. Dem Verf. ins Einzelne zu folgen und die Lehrsätze des Xenophanes zu wiederholen, erscheint um so eher als eine überflüssige Arbeit, da sich voraussetzen läfst, dafs jeder Freund der alten Philosophie diese durch Stoff und Form gleich anziehende Schrift am liebsten selbst lesen möchte.

Dr. [illegible]

Zweiter Bericht.

Der Societät sind als Mitglieder beigetreten:

Der Herr Hofrath Keferstein in Halle, der Herr Dr. Schmidt in Charlottenburg, der Hr. Dr. Kaufmann in Berlin, der Hr. Prof. Dr. Wendt in Berlin, der Hr. Dr. Capellmann in Berlin.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie und Jurisprudenz).

Hartmann historisch-kritische Forschungen über den Pentateuch. — Pelt.
Grágás Codex juris Islandorum antiquissimus. — Homeyer.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Mathematik, Naturwissenschaften und Medicin).

Jacobi Theoria functionum ellipticarum. — v. Riese.
Klügel Mathematisches Wörterbuch, fortgesetzt von Mollweide und Grunert. — Spehn.
Pohl Electro-Magnetismus. — Kunk.
Elie de Beaumont recherches sur quelques unes des révolutions de la surface du Globe. — Keferstein.
Hjord de functione retinae. — J. Müller.
Ehrenberg Organisation, Verbreitung und Systematik der Infusionsthierchen. — Schultz.

Wagner Natürliches System der Amphibien und Fische. } Wiegmann.
Fischer Synopsis mammalium.
Lichtenstaedt die Asiatische Cholera in Rufsland in den Jahren 1829 u. 1830. } Mathaei.
Annesley Sketches of the most prevalent diseases of India etc.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

O. Müller Handbuch der Archäologie. — Toelken.
Monk the Life of Bentley. — Bonnell.
Freytag Darstellung der Arabischen Verskunst. — Ewald.
Sparks the diplomatic correspondence of the American revolution etc. — Kufahl.
Corpus scriptorum historiae Byzant. etc. — Bernhardy.
Vaehse das Leben und die Zeiten Kaiser Otto's des Grofsen. — Kufahl.
Wyttenbach Lexicon Plutarchicum. — Bernhardy.
Maria Stuarda tragedia di F. Schiller tradotta da Eduige de Battisti di S. Giorgio.
Maria Stuarda tragedia di F. Schiller. Tradizione del Cav. A. Maffei. } Wagner.

Digitized by Google

Nro. 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, von den ältesten Zeiten bis zum neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. J. B. Friedreich.

(Fortsetzung).

Rec. sieht sehr wohl den Fleifs, aber nicht die Schwierigkeiten ein bei solchem Excerpte-Machen und der Herausgabe derselben. Der wahren Schwierigkeiten, welche die Beherrschung und Befreiung des Stoffes machten, ist der Verf. durch gänzliches Resigniren überhoben gewesen. Was ferner den gänzlichen Mangel an historischen Vorarbeiten betrifft, den man ihm zu Gute kommen lassen soll, so hat der Vf. sich doch die Heinrothsche Skizze in dessen „Seelenstörungen", mehr als gut ist zu Gute kommen lassen, wie jeder, welcher sich die langweilige Mühe des Vergleiches machen will, ohne Schwierigkeiten wahrnehmen mufs. Sprengel, so dürftig er auch in Geschichte der psychischen Medicin ist, hat doch so viel als möglich aushelfen müssen; so dafs es nicht gar selten wenigstens zweifelhaft scheint, ob Verf. immer die Quellen selbst genutzt hat, was doch unerläfslich ist bei solcher Arbeit, ja was ihr die einzig reale Tüchtigkeit giebt.

Der Verf. schliefst sein Buch mit dem Ende des 18ten Jahrhunderts. Wenn gleich erst seit *der* Zeit das Studium des Wahnsinnes selbstständig ins Leben trat, so lehrt doch das Studium der Lehren von diesen Krankheiten, dafs auch in ihnen der Wiederhall der Geschichte überhaupt und der der Medicin insbesondere vernommen ward, dafs auch die schwachen Lebensregungen der Geschichte der Seelenkrankheiten in Harmonie waren mit dem Totalleben der Weltgeschichte. Rec. erinnert hier an einen dreifachen Wiederhall. Erstens, der Wahnsinn als solcher zählt die Hauptepochen *seiner* Entwickelung nach denen der Weltgeschichte. Zweitens, die grofsen Evolutionen der Entwickelungsgeschichte der Medicin geben Haltpuncte für den psychischen Theil derselben. Drittens, wie Geschichte der Medicin ihren Hauptmomenten nach an Geschichte der Philosophie innig gebunden ist, so ist es die Psychiatrie als ein Theil der Medicin, an den parallelen Theil der Philosophie, an die Psychologie.

Rec. wird nun bei den Hauptmännern einige Bemerkungen der Art hinzufügen, welche über das Chaos von Einzelnheiten, einen, wenn auch nur schwachen, Hauch von Leben vielleicht verbreiten werden; jedoch wird Rec. auch aufserdem dem Verf. in *seiner* Weise Rede stehen, d. h. er wird auch eigene *literärische* Bemerkungen hinzufügen, welche die seinigen zugleich berichtigen und ergänzen sollen.

Rec. übergeht das *erste Capitel*, in welchem der Verf. von S. 2—41. unter der Ueberschrift: älteste Geschichte von dem Wahnsinn nach den Urkunden der Hebräer, des neuen Testaments, der Griechischen Mythe, nach dem Homer, von dem Wahnsinn der Scythen, Bekanntes, sowohl Fremdes als Eigenes, zusammenstellt, und enthält sich jeder Bemerkung über diese, Geschichte, Philosophie, Religion, Natur- und Heilkunde zugleich in Anspruch nehmende Gegenstände, theils um nicht mifsverstanden zu werden, theils weil sich vielleicht eine Gelegenheit darbieten wird, sich bestimmter und weitläuftiger darüber auslassen zu können, als hier möglich und nöthig ist.

Im *zweiten Capitel* handelt Verf. von den Schriften und Lehren der Aerzte und Philosophen über psychische Krankheiten von den ältesten Zeiten bis zum 14ten Jahrhundert (S. 42—102.).

In §. IX. spricht er über das, was die *Hippokratiker* in Bezug auf den Wahnsinn hinterlassen haben, und zwar nach Heinroth und H. Nasse's *Inaug. Diss.*, welche überdies weit Vollständigeres liefert. — Es ist

Digitized by Google

wahr, dafs nichts Systematisches vorkommt, und dafs nur nebenbei, zerstreut in den verschiedenen Hippokratischen Schriften von dem Wahnsinn die Rede ist. Allein der als Wissenschaft beginnenden Medicin war es Bedürfnifs, sich nur hauptsächlich mit den Körperkrankheiten zu beschäftigen. Das Vollständigste bezieht sich auf die acute Form der παράνοια, theils weil diefs körperlich bedingt ist, theils weil die acuten Krankheiten die primitive Aufgabe der Hippokratiker waren, indem sie den Gang der Natur in Krankheiten am reinsten darstellten. Es ist daher Unrecht, dem Hippokrates es zum Vorwurf zu machen, dafs er bei krankhaften Seelenzuständen nur vorzugsweise die physischen Symptome berücksichtigte. — *Wohl* ist, was geläugnet worden, ein Keim von Theorie und Kunst in Bezug auf die Seelenkrankheiten in den Hippokratischen Schriften, und zwar derselbe Keim, welchen sie für körperliche Krankheiten enthalten. So sehen wir gleich beim Beginn der psychischen Medicin den Satz bestätigt: dafs den theoretischen Ansichten der Medicin die der Seelenkrankheiten folgen. Die Lehre von den Elementen sehen wir in den späteren Hippokratischen Schriften auch angewendet auf die verschiedenen Formen der παράνοια. Die Ableitung der meisten Formen von Galle und Schleim und Schleim und Galle ist allerdings etwas höchst Dürftiges und Langweiliges; allein, nicht wörtlich genommen, gehen unläugbar die Formen des Wahnsinns aus dem entsprechenden Temperamente, seinem organischen Boden hervor; so z. B. sprechen sie von Manie (ὑπομαινόμενοι), wenn das Feuer (choler. Temp.) mächtiger sey, als das Wasser (phlegm. Temp.), von andern Formen, in denen das Feuer vom Wasser überwunden würde und den nennen sie: „ἠλίθιοι, ἄφρονες". — Das Therapeutische tritt auch in den Seelenkrankheiten, wie überhaupt bei den Hippokratikern, zurück. Was von Kurmethode da ist, beschränkt sich, gemäfs ihrer Aetiologie, gröfstentheils auf Somatisches, besonders auf Brechen und Purgiren. An einer Stelle heifst es: Verstand und Gedächtnifs bedürften auch der Kur des Arztes und zwar besonders von unten. — Ueber ihren Helleborismus, worüber der Verf. schon im ersten Capitel sich ausläfst, ohne sonderlich Neues hinzuzubringen, stehe hier nur die Bemerkung, dafs derselbe eine mit *bestimmter* Diät in Form und Weise *bestimmte* Methode, den Helleborus (immer den weifsen, wenn nicht der schwarze genannt) anzuwenden, war. Diese Methode hatte wohl Aehnlichkeit mit der unsrigen: das Quecksilber in der Hungerkur anzuwenden. Dies über der Hippokratiker Lehre vom Wahnsinn.

Den *Asklepiades* nennt der Verf. nach Heinroth den Vater der *psychischen* Medicin und meint mit Neumann, dafs wir mit Schaam bekennen müfsten, nicht viel weiter in der psychischen Behandlung der Irren gekommen zu seyn. Diese Klage ist eine alte Geschichte und die *alte* Geschichte hat dergleichen oft bei der Hand, eben weil sie keine Entwickelungsgeschichte kennt.

Wie kam *Asklepiades* zu dieser ausgebildeten Form der psychischen Methode? Das ist eine Frage, welche wir kürzlichst beantworten wollen. Asklepiades war nicht nur Arzt, sondern früher Rhetor gewesen, ein Freund von Cicero, er war der bedeutendste Arzt in der Weltstadt — und so verdanken wir wohl seiner philosophischen und grofsen Weltbildung die trefflichen Fragmente über psychische Behandlung der Wahnsinnigen. Was er sagt, ist übrigens gar nicht so was Anstaunenswerthes; er hatte nur den grofsen Vortheil, dies Alles zuerst gesagt zu haben, was gesunder Menschenverstand leicht finden mufs. — In Hippokrates fand keine Trennung der psychischen und somatischen Methode statt; jene ging in dieser auf, wie in seiner Naturanschauung zugleich das Göttliche aufging. In Asklepiades sonderten sich beide Momente, dualistisch, gemäfs der methodischen Sekte. Beides bestand nur *neben*einander, nicht in- und- auseinander. Asklepiades gab nur auf ganz äufserliche Weise die doppelte Methode in Behandlung der Seelenkrankheiten, fragte gar nicht nach dem Wesen derselben.

In §. XV. stellt der Verf. sehr gute Excerpte aus *Arctaeus* zusammen. Die Zeichen der sich entwickelnden Melancholie beweisen allein schon die vortrefflichen Historiographen der Krankheiten. Auch er, wie die folgenden Alten fassen alle Formen des Wahnsinns unter Melancholie und Manie zusammen. Sehr richtig führt der Verf. die bedeutende Stelle an, in welcher es heifst, dafs Melancholie nur ein Theil und Anfang der Manie sey, worin ihm Fr. Hoffmann, seinem eigenen Geständnifs nach, folgte; allein er hätte zugleich die, jene commentirende, Stelle hinzufügen sollen, dafs, wenn Melancholische heiter und froh würden, ein Anfall von Manie bevorstände, und dafs Manie, wenn sie lange anhielte, leicht in Melancholie übergehe. Bemerkt hätte

Digitized by Google

auch werden können, wie schwer *Arctaeus* die Formen von seiner Narrheit und fixem, heiterem Wahnsinn unterzubringen weiſs, und sie ohne Consequenz bald zur einen, bald zur anderen seiner beiden Grundformen zählt. Richtig ist angegeben, daſs seine psychische Kur unbedeutend. Doch behauptet er schon, daſs sie Widerspruch nicht ertrügen — ein vielfach falscher Ausspruch! Sie müssen den Widerspruch ertragen, so gut wie Kinder, welche nicht *ver-* sondern *erzogen* und über eine niedere Stufe hinausgezogen werden sollen; nur muſs es freilich nicht auf solche Weise geschehen als: „wie können Sie solchen Unsinn glauben"! —

In §. XV. spricht Verf. von *C. Aurelian.* In ihm merkt man schon den Einfluſs des Plato, führt auch dessen Eintheilungen des Wahnsinns im Phaedrus an. Heinroth und ihm nach der Verf., sprechen nur von dem, was er über Melancholie und Manie sagt. Sehr wichtig ist jedoch das Capitel über Phrenitis, in welchem er auf scharf diagnostische Weise die Unterschiede von *phrenitis*, *melancholia* und *furor* giebt. Das Beispiel, welches er nach Apollonius erzählt, hätte angeführt zu werden verdient, um so mehr, da die Alten nicht reich an speciellen Fällen sind. Artemidor nämlich erschrak so über den Anblick eines Krokodils, daſs er von der Zeit an glaubte: es sey ihm die linke Hand und der linke Schenkel von dem Thiere verzehrt, auch habe er das Gedächtniſs verloren. Beispiele, welche die Alten durchweg anführen, daſs Kranke sich für Sperlinge, Töpfe, Nachtigallen (Alex. Trall.) Hähne u. s. w. hielten, führt auch er an. Thierwahnsinn kommt überhaupt im Alterthum weit häufiger vor als jetzt; vielleicht war die Mythologie, in welcher Metamorphosen in Thieren so häufig sind, nicht ohne Einfluſs bei Entstehung dieser Arten von Wahnsinn.

Den *Galen* fertigt der Verfasser in §. XVII. sehr kurz ab, gleich Heinroth und aus denselben Gründen. — *Galen* strebte, als nächst höhere Stufe nach Hippokrates und den Sekten (Asklepiades), Somatisches und Psychisches auf künstlich-formelle Weise zu vereinigen. Er *fragte* zuerst in der Medicin nach dem Verhältniſs von Seele und Leib; und sein Standpunct *ist*: die Seele nur zu begreifen in ihrer Abhängigkeit vom Leibe. In dieser Richtung liegt zugleich seine ganze Ansicht über Seelenkrankheiten ausgesprochen. Die klarsten Begriffe über Wahnsinn giebt er, was der Verf. nicht angeführt, in seinem Buche: *finitiones medicae.* Wichtig sind auch seine Commentar. über die Aphorismen des Hipp. Mit Aristotelischem Blick bestimmt er (*de loc. aff. L. III., cap. VII.*) die krankhaften Symptome der thierischen Vermögen so, daſs sie zerfallen in: 1) Verlust der Aktionen 2) Verletzung der Aktionen und 3) Veränderung der Aktionen. — In den folgenden Griechischen Aerzten erblicken wir auch für Seelenkrankheiten das Hinsterben ihrer Heilkunst. Die bedeutendsten Aerzte waren auch die bedeutendsten psychischen Aerzte, nämlich: Oribasius, Aëtius, Alex. Trallianus und Paul. Aegineta. Unser Verf. handelt sie ab in dem §. XIX—XXII.

Bei *Oribasius* hätte angeführt zu werden verdient, daſs er in seiner *Synopsis* im 8ten Buche, 9ten Capitel *de amantibus* spricht, wohl zuerst so vollständig. Die Schilderung ist sehr gut, welche er von Nymphomanie entwirft. Besonders hebt er hervor, daſs die Augenlieder unwillkührlich zitterten, während der übrige Körper ruhig erschiene. — *Aëtius* zählt sehr bestimmt das häufige Spucken unter die Vorboten des Wahnsinns. Daſs sich Jemand für ein *Geschirr* halten könne, sey nur möglich bei sehr *trockner* Natur — eine scharfsinnige Nebenbemerkung. Er räth auch: der mächtigen Natur Zeit zum ungestörten Wirken zu gönnen und den Kranken nicht stets mit Arzneien zu quälen. In der Diät ist er ausgezeichnet. — *Alex. Trall.* begreift alle Formen des Wahnsinns unter Melancholie und nimmt so keinen wesentlichen Unterschied an. Er erinnert in dieser Hinsicht an die neuesten theoretischen Versuche in diesem Gebiete, und sagt auch, was Rec. ergänzt, daſs alle Theile des Körpers auf den Verstand und das Gehirn schädlich einwirken könnten und meint: man solle nur immer das Einzelne erkennen wollen, woher es entstehe, dann würde man auch richtige Heilwege einschlagen, wenn möglich. An einer Stelle, welche geschichtlich wichtig ist, sagt er, sich an seine Zeitgenossen in Rom wendend: Ihr wiſst es ja, daſs ich mehr solche durch Diät (*victu*) als Medicamente geheilt habe. Klar und gediegen ist, was er sagt. Man merkt, daſs er aus Erfahrung und zwar erst im hohen Alter schrieb. *Paul von Amida* hat nur den Werth eines Compilators. Nicht er, wie Friedreich und vor ihm Heinroth anführen, erwähnt zuerst des Blödsinnes. Schon Arctaeus schildert ihn, wenn er sagt (*de melancholia*) daſs bei Vielen Sinn und Verstand so von *stupor* und *fatuitas* ergriffen würden, daſs sie *omnium ignari sui-*

Digitized by Google

utique immemores in more bestiarum vitam degent. Auch Aëtius führt ihn auf.

In den folgenden §§ finden sich dürftige Notizen über psychische Medicin bei den Arabern. Hier fand der Verf. keine Vorarbeiter als Sprengel. Für treueren Quellenbericht, hofft Rec. wird auch in *dieser* Hinsicht der dritte Band von *Hecker's* Geschichte sorgen, welcher doch wohl die Arabische Medicin enthalten wird. Bedeutend Neues kann es freilich wohl, nach der Stellung der Araber in der Medicin, nicht seyn.

Den Schlufs dieses 2ten Capitels machen psychische Andeutungen nach Pythagoras, Sokrates, Plato, Cicero (§. XXVI—XXIX.). Rec. hätte dem Verf. rathen wollen, diese dürftigen Fragmente ganz fortzulassen, weil ja doch nirgend im ganzen Buche ein Philosoph erwähnt wird, als zuletzt Kant.

Im *dritten Capitel* fertigt der Verf. das 14te und 15te Jahrhundert auf zwei Blättern ab, auch wohl ohne grofsen literärischen Schaden.

Das *vierte Capitel* umfafst das 16te Jahrhundert (S. 106—136.). Der Verf. beginnt mit einigen hieher gehörigen Notizen aus *Paracelsus*, nach Rixner und Sprengel. Es ist sehr zweifelhaft, ob der Verf. zum Zweck seiner Literärgeschichte den Paracelsus nachgeschlagen hat; wenigstens ist es durch nichts bewiesen. Heinroth, dem der Verf. folgt, sagt ja überdies, dafs Parac. nichts für psychische Medicin geleistet hat. Aus den wesentlich hieher gehörigen Abschnitten der Werke des Paracelsus hätte der Verf. doch einige Excerpte geben sollen, um wenigstens des Parac. unbekannte Ansichten über Wahnsinn in etwas bekannt zu machen. Rec. meint: *medicinalium Liber VII, de morbis amentium*, ferner: *de lunaticis* und *de generatione stultorum* beides im Anfange seiner *philosophia magna.*

Das Streben des Parac. war die Harmonie des Alls, die grofse Sympathie des Macrocosmus und Microcosmus, gebunden durch Magie und Signaturen, vom Standpuncte der Medicin aus zur unmittelbaren Anschauung zu erheben, und demgemäfs die Erkenntnifs und Heilung der Krankheiten in seine Gewalt zu bekommen — dafs dies Streben sich auch in dem, was er über Seelenkrankheiten sagt, nicht verkennen läfst, obgleich es für diese Krankheiten mehr zurücktritt, da sie überhaupt ihm nur Nebensache waren, indem seine Jahre überschwänglich ausgefüllt waren durch die Aufgabe: den unbändigen, jugendlichen, in Lebensfluthen und Thatensturm auf- und abwallenden Geist Anti-Galenischer Medicin zu halten und zu geben. — Was er über Seelenkrankheiten sagt, ist in verschiedenen Zeiten, Orten und Verhältnissen geschrieben, daher sich wohl widersprechend, doch nicht immer; sondern die Widersprüche sind oft nichts als Bestrebungen, das Einzelne von andern und andern Seiten aufzufassen und darzustellen. — Die alte Kette Galen's schleppt er auch in diesem Theile der Medicin noch nach. So leitet er im zweiten Capitel *de morbis amentium* die Formen der Manie von einer Feuchtigkeit ab, welche entweder von unterwärts oder oberwärts des Diaphragma „in das Haupt destillirt und wie ein Dampf im Haupte bleibt. *Jene* Manie, sagt er, ist fast thumb und umbesinnig, mögen nicht essen, kotzen viel — und brumlen mit ihnen selbst, haben nicht sonder Acht auf die Leuth und auf ihre Wohnung. Von dieser heifst es: sie ist fast grimmig und mit grofsem Trucken umb das Herz und in der Brust". — Vielfach kämpft er auch in diesem Gebiet gegen die herrschende Kirche, und es kommen merkwürdige Stellen vor, welche ihn des Namens *Lutherus medicorum*, anders aufgefafst, nicht unwerth machen. Er sagt z. B. in demselben Buche: „*Lunatici, Insani, Vesani, Melancholici* sind nicht vom Teufel besessen, als viele plappern: denn der Teufel und seine Gesellschaft gehen nit in kein unbesinnten Körper, der nicht nach seiner Eigenschaft mit ganzer Vernunft geregirt wirt". An einer andern Stelle sagt er: die Priester meinten, sie hätten *daemones ejicirt*, wenn sie Manie geheilt hätten; aber der Teufel lasse sich nicht durch Worte der Priester austreiben. Und wenn diese Kunst göttlich wäre, fügt er hinzu, würde sie längst aus solchen Priesterhänden entwischt seyn. — Ganz in seinem Element ist er in dem, was er von astralischen und siderischen Einflüssen der Gestirne, besonders des *Mondes* (des mikrokosmischen Gehirns) sagt. In dem Buche *de morbis amentium* sind ihm *lunatici*, die vom Monde Wahnsinnigen; allein in dem Buche: *de lunaticis* sagt er, dafs er nicht die von *luna* allein, sondern alle Manie und *vesania* dahin rechne. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, von den ältesten Zeiten bis zum neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. J. B. Friedreich.

(Schluſs.)

Unter den vier oben von ihm genannten Formen sind die *melancholici* allein die ächten Wahnsinnigen; von ihnen sagt er: sie kommen von der eigenen Natur von Vernunft und bekehren sich zu der Unsinnigkeit; die *insani* sind es von Mutterleib, die *vesani* durch Gift, Speise und Trank. Selbst Nervenkrankheiten als Hypochondrie, *Incubus*, *Chorea St. Viti* rechnet er zu den *morbis amentium*. — Wie überall, so dringt er auch für diese Krankheiten auf *Specifica* und entnimmt sie aus den *quintis essentiis*. Er hat „lachenmachende und traurige Arzneien"; zu jenen rechnet er z. B. *aurum potabile*, *croci magisterium*, zu diesen *opiatum primum*, *lolium purum*.

Im weiteren Verlaufe des *vierten* Capitels und auch im *fünften*, welches das 17te Jahrhundert umfaſst, giebt der Verf. in bekannter Weise psychische Excerpte aus den bedeutendsten medicinischen Schriftstellern. Heinroth ist stets tüchtig benutzt; das über F. Valleriola Gesagte ist wörtlich abgeschrieben. Die am Schluſs des vierten und fünften Capitels gegebene Sammlung von Dissertationen wird besonders denen sehr willkommen seyn, welchen Ploucquet, das *Dict. des scienc. med.* und Schneider's psychische Heilmittellehre nicht zur Hand sind. Rec. dankt dem Verf. sehr für das, was er aus Ettmüller gegeben hat.

Als geschichtliche Zugabe, besonders hinsichtlich des 17ten Jahrhunderts, bemerkt Rec., daſs nichts Bedeutendes für Entwickelung der psych. Heilkunde geschehen konnte. Denn die sogenannten Restauratoren sahen sehnsüchtig, wie nach dem verlornen Paradiese, nach dem klassischen Alterthum, gaben daher in psych. Hinsicht nur einzelnes Neues, als Beobachtungen. D. Sennert ist ihr Hauptmann, auch für unser Gebiet. Von den roh-chemischen und den mechanischen iatromathematischen Systemen war ihrer Natur nach gar nichts für diese Krankheiten zu erwarten. Es stand daher nur von der *dritten* Richtung dieser Zeit, der, welche man Paracelsisten nennen kann, etwas zu hoffen. Diese Hoffnung ward auch über Erwarten von dem tiefsinnigen *J. B. v. Helmont* erfüllt. Der Verf. hat auch aus seinen Schriften §. LIX. Stellen beigebracht; allein es stehe hier die Bemerkung, welche die ganze „Literärgeschichte" mehr oder weniger trifft, daſs der Verf., welcher sich entschieden als Somatiker in psychischen Krankheiten in seiner „Diagnostik" gezeigt hat, auch dieser Richtung gemäſs vorzugsweise excerpirt hat. Es geht ja auch mit dem innern Sinn, wie mit dem äuſsern — man bemerkt dort, wie hier nur das, wofür man den Sinn hat. Aus seinen Excerpten der „*demens idea*" ahnt man kaum den tiefen Gehalt dieser Abhandlung über den Wahnsinn. In diesem Aufsatze (übergehend selbst ähnliche z. B. *de conceptis*) findet sich das überraschend Geistreichste, was von Aerzten überhaupt bis zu v. Helmont über Entwickelung des Wahnsinns irgend nur gesagt ist. Seine Bedeutung in dem praktischen Theile dieser Krankheiten ist bekannter. Hollands Boerhaave verdankt das scheinbar Originelle in Behandlung dieser psych. Krankheiten unserm Belgischen Erbherrn auf Mérode.

Das *sechste Capitel* endlich umfaſst das *achtzehnte* Jahrhundert und ist bei weitem am ausführlichsten behandelt. Es nimmt allein über zwei Drittheile des Buchs in Anspruch. Der Verf. giebt Auszüge aus den Schriften, welche von den Wechselbeziehungen zwischen Seele und Leib sprechen; er spricht literärisch über die Stellung der psychischen Krankheiten in den vorzüglichsten medicinischen Systemen; dann folgen Sammlungen von Beobachtungen und Erfahrungen aus

Digitized by Google

verschiedenen Schriften, dann Darstellungen von Ansichten über einzelne psych. Krankheitsformen, über Leichenöffnungen, Erfahrungen über einzelne Mittel, (sehr mühsam) dann folgt eine sogenannte Darstellung der selbstständigen hieher gehörigen Schriften, welche, da die letzten Decennien reiche Ausbeute gaben, mehr als zweihundert Seiten füllen; den Schluſs machen auch in diesem letzten Capitel Dissertationen. — In dieser Inhaltsangabe hat Rec. die Ordnung oder besser die Weise des Verfs. beibehalten, was hinzuzufügen er für nöthig hält, weil man es ihm vielleicht sonst nicht glauben möchte.

Da die Literärgeschichte der psych. Krankheiten des 18ten Jahrhunderts der Gegenwart näher liegt und allgemein bekannter ist, so hat es natürlich keinen Reiz für den Rec., sich in diesem Gebiete der Zeit länger zu verweilen; nur muſs er Einiges hinzufügen, um die Tendenz dieser Kritik doch bis ans Ende hindurchzuführen. Der Verf. sagt in den wenigen das sechste Capitel einleitenden Zeilen, daſs ohnstreitig eine Veranlassung, daſs man im 18ten Jahrhundert bessere und naturgemäſsere Einsichten in das pathologische Leben der Seele erhielt, ihm unter anderen günstigeren Wendungen, in welche das wissenschaftliche Treiben in diesem Jahrhundert einging, noch besonders darin zu liegen schien, daſs man das Wechselverhältniſs zwischen Seele und Leib mit Umsicht zu erörtern suchte", — Ja! — Allein die „günstigere Wendung", daſs dieses Wechselverhältniſs zwischen Leib und Seele „erörtert" wurde, lag in der Entwickelung der selbstständigen empirischen und rationellen Psychologie nach Wolff, lag in der selbstständigen gleichzeitigen Entwickelung der empirischen Physiologie. Beide wirkten wechselseitig auf einander wie Seele und Leib, wie Philosophie und Medicin. Die Medicin ward empfänglicher für diesen Verband, je mehr die krassen materiellen Systeme durch Herrschaft der Irritabilität und Sensibilität in den med. Systemen zu verschwinden begonnen. Empirisch, äuſserlich konnte diese Wechselbeziehung nur aufgefaſst werden in der Medicin, da Psychologie und Physiologie nur empirisch, äuſserlich betrachtet wurden.

Rec. weiset mit Gewalt die mannigfachen Bemerkungen ab, welche sich ihm bei Durchlesung des Einzelnen von allen Seiten aufdrängen. Er kann sich jedoch nicht wehren zu behaupten, daſs der Verf. nicht würdig genug mit *Stahl* verfahren ist. Seinem Standpuncte nach in der psychischen Medicin ist eine ächte Würdigung der Stahl'schen Theorie so wenig möglich, als demjenigen, welcher in Stahl den wahren Messias der Medicin sieht, welchen man nicht anbeten wolle aus Verstocktheit. — Statt vieler unfruchtbarer und bequemer zugänglicher Excerpte hätte der Verf. uns viel geben sollen aus Stahls *Tractatus de Deliriis* im pathologischen Theile seiner *Theoria morbi vera*, desgleichen aus desselben herrlichen Dissertationen, welche ihm doch, wie die Ch. Ph. Schmidt'schen, gewiſs zugänglich gewesen sind.

Was er über *Boerhaave* und *Fr. Hoffmann* sagt, ist dem Rec. gleichgültiger, obgleich er das Verdienst derselben auch um psych. Krankheiten, besonders das des Fr. Hoffmann, so hoch anschlägt, wie das in der Medicin. Fr. Hoffmann steht auf der Stufe der Leibnitz-Wolffschen Psychologie und vereint diese in psychischer Medicin mit seinem System und mit Erborgtem aus Stahl und Arctaeus und Alex. Trallian. Was der Verf. in Bezug auf pathologische Anatomie der Wahnsinnigen giebt, hat Arnold in seinem bekannten Werke weit vollständiger gegeben. Als den Geist der Irrenhäuser des Jahrhunderts charakterisirend, hätte verdient angeführt zu werden, wie *Haller* sie nennt: *miserrima vivorum hominum sepulchreta* (*Elem. Phys. T. V.* §. 16.).

Die selbstständigen Werke über Wahnsinn hat der Verf. oft sehr gut ihrem Inhalte nach dargestellt. Die bedeutendsten tragen das Gepräge der herrschenden Theorie, besonders der *Cullen'schen*. Fast sämmtliche Engländer, und noch heute, finden den Grund des Wahnsinns im Blute des Gehirns irgendwie, eine Ansicht, welche schon Fr. Hoffmann, der dem Cullen den Weg zeigte, aussprach. Sie haben diese Theorie, weniger wohl, weil sie wirklich an die Wahrheit derselben glauben, als weil sie überhaupt aus Mangel an ächten anthropologischen Forschungen an theoretischer Asthenie in dieser Lehre laboriren, und es doch Mode ist, so eine Art von Theorie den Werken voranzustellen. Der *Deutsche Thomann* faſste den Wahnsinn nach Brown'schen Principien auf.

Würdig hätte der Verf. das Buch mit *Kant* und *Langermann* geschlossen, als den Wendepuncten in Philosophie und psychischer Heilkunde für Deutschland zwischen den beiden Jahrhunderten. Sehr dankbar wären gewiſs ausführliche Mittheilungen aus Langermann's

Digitized by Google

Dissertation aufgenommen worden, da sie sehr selten ist, und viel nach ihr gefragt wird.

Aber es ist überhaupt zu bedauern, dafs der Verf. sein Buch nicht bis zum Jahre 1831 fortgeführt hat. Rec. wünscht daher, dafs der Verf., wie er es unter Bedingungen versprochen, in einem „später folgenden Bande" die „Leistungen" des 19ten Jahrhunderts in geschichtlich-literärischer Beziehung darstelle, obgleich das Buch entbehrlich wäre, wenn die Leistungen über denselben Leisten geschlagen, d. h. nur Excerpte gegeben würden. —

H. Damerow.

XLVII.

Darstellung der Arabischen Verskunst, mit sechs Anhängen, enthaltend ein Arab. Lehrgedicht über die Metrik mit Uebersetzung, Bemerkungen über die Poesie der Araber, Bemerkungen über Arab. Dichter, über einige bei den neuern Dichtern vorkommenden Versarten, über verschiedene Eigenheiten der Dichtersprache, Erklärung mehrerer auf die Poesie Bezug habender Kunstausdrücke, nach handschriftlichen Quellen bearbeitet und mit Registern versehen von G. W. Freytag, Dr. ordentl. Prof. an der Universität zu Bonn. Bonn 1830. *In Commission bei Carl Cnobloch in Leipzig. XV. und* 557 *S. gr.* 8.

Es sind auch in diesen Jahrbüchern schon Proben der alten, das heifst, der vormuhammedanischen Poesie der Araber gegeben, woraus erhellt, wie sie eine originelle Naturpoesie ist, aber durch viele Uebung in dem poesiereichen Volke schon zu einer gewissen Kunst ausgebildet. Zu dieser Kunst gehört besonders der für jedes Arabische Gedicht nothwendige Gebrauch eines bestimmten Metrums und des Reims, wodurch sich die Arabische Poesie schon sehr bedeutend von der althebräischen unterscheidet. Denn zu dem regen poetischen Treiben des Volks, dessen Fürsten und Helden wetteifernd um den Lorbeer des Dichters rangen, gesellte sich auch eine nicht blofs ungemein reiche, sondern auch sehr vocalreiche, biegsame und harmonische Sprache, welche weit entfernt von der Vocalarmuth der unrhythmischen Syrischen und auch der Althebräischen Sprache, mit ihrem schönen Wechsel von langen und kurzen Sylben sich von selbst leicht einem festen Rhythmus und dessen Folge, einem bestimmten Metrum fügte. Der Rythmus der Metra ruht auf einer sehr einfachen und sichern Prosodie, welche auf das Zeitverhältnifs d. h. die Flüchtigkeit oder im entgegengesetzten Falle die längere Stetigkeit des Vocals gebaut in ihrer einfachen Consequenz selbst die Griechische und Römische übertrifft und der Altindischen am nächsten steht. Und was dem Metrum an feinnr Ausbildung und Mannigfaltigkeit fehlt — denn obgleich in lyrischen Gedichten wurzelnd ist es doch nicht bis zur Schönheit eines alkaischen oder pindarischen Metrums gediehen — das ersetzt noch einem guten Theile nach der klingende Reiz des Reimes, der dem Arabischen Verse von Anfang an geläufig war. Das Grundmetrum der Arabischen Poesie ist nicht der Trochäus noch der Dactylus, sondern der Jambus; an seinen Rhythmus schliefsen sich der Jonicus *a minore*, der Amphibrachys und der Antispastus; aus diesen Füfsen entweder in einfacher Fortsetzung oder in passender Zusammensetzung zu kleinern Versen, entstehen alle einzelnen Metra, deren Rhythmus so fest und schön, dem Ohre so vollkommen genügend ist, dafs der Reim in dem Arabischen Gedichte eine ganz andre Rolle hat als im Deutschen und Persischen, wo er als ein nothwendiger äufserer Zusatz zu dem minder schönen und klaren innern Rhythmus erscheint: im Arabischen ist er seltener, da er in den gebildeteren Metern nur am Ende des zweiten Halbverses, also oft erst nach 26—28 Sylben wieder erscheint, aber zugleich grofsartiger, indem er durch das ganze Lied von nicht selten 100 und mehr Doppelversen unverändert bis zu Ende derselbe bleibt, was wohl wenige Sprachen so leicht ertragen würden als die an Wurzeln unvergleichlich reiche Arabische. All' ihre Ausbildung aber, und den ihr eigenthümlichen Character, welchen den Lesern hier kurz zu schildern passend schien, hat die Arabische Poesie in der Zeit ihrer freien Entwickelung, in der Periode vor Muhammed erlangt, obgleich damals erst sehr wenig geschrieben wurde und die allermeisten Gedichte nur im Munde mancher Araber fortlebten, deren Gedächtnifs eine uns jetzt unglaublich scheinende Stärke und Treue hatte (s. unter andern die Stellen in Kosegarten's *Chrest. arab. p.* 124. 125. 127.). Wie die ganze Poesie sich in der Zeit nach Muhammed nicht

Digitized by Google

auf eine höhere Stufe hob und die alten Dichter später immer die unübertroffenen Muster blieben, so stand auch die rhythmische Kunst der Gedichte seit der Zeit still und ging in blofse Nachahmung über; was später von einzelnen Dichtern verändert oder hinzugesetzt wurde, ist nichts Originelles und Wesentliches: es besteht entweder in unwesentlicher Umsetzung der alten Metern oder in einer steigenden Künstlichkeit des Reims und anderer äufsern Dinge, wie die Kunst im Sinken sich so leicht auf die Ausschmückung der blofsen Form wirft. Nur versuchsweise entsteht später nach der Ausbreitung der Araber über die Erde bei einigen Dichtern aufserhalb Arabien der dactylische Rhythmus, der der alten Poesie ganz unbekannt ist.

Die Kenntnifs dieser rhythmischen Kunst der Arabischen Gedichte ist nicht blofs für die Arabische Literatur ganz unentbehrlich und für das Studium vieler fremden aus der Arabischen Poesie abgeleiteten Metra, wie der Persischen, Türkischen, Armenischen und Spanisch-jüdischen, äufserst nützlich; sondern sie trägt auch in sich selbst ihren Lohn. Denn es mufs an sich lehrreich seyn zu sehen, wie sich der Geist der Rhythmik in einer so durchaus originellen Poesie als die altarabische ist, offenbart, zumal die Arabische Prosodie auf denselben Gesetzen beruht, welche die Indische und Griechische zeigen. Eine Vergleichung der Arabischen, Indischen und Griechischen Metrik ergiebt, wie die Rhythmik in jeder zwar verschieden ausgebildet, in allen aber wesentlich auf denselben Gesetzen ruht; oft sind auch Einzelnheiten in allen völlig gleich, wie z. B. die erste Sylbe des Dijambus in der Metrik aller dieser Völker eine *syllaba anceps* ist, die dritte aber immer kurz bleibt. So wird historisch der Satz bestätigt, dafs die Gesetze des Rhythmus ebenso wenig als die Gesetze der Sprache auf einer Willkühr der Dichter oder der ersten Erfinder beruhen, und aus Zufall entstanden sind; vielmehr sind es gleich den Sprachgesetzen ewige und nothwendige, in der Natur tief begründete, die nur äufserlich verschieden sich entwickeln nach der Individualität der Völker. Bis zu dieser Einsicht und dieser Gewifsheit mufs sich die Wissenschaft erheben, und nur von diesem Standpuncte aus wird sich die Grammatik, so die Metrik einer einzelnen Sprache vor Ungründlichkeit und Einseitigkeit bewahren. Es gilt hier das Allgemeine und Begründende, und zugleich das Individuelle und Historische richtig auffassen und schildern; die Erscheinung oder das Historische und Einzelne zuerst in ihrer Wahrheit in sich aufzunehmen, aber dann dabei die Idee nicht zu verkennen, und die Versöhnung der streitenden Elemente zu suchen.

Wer eine solche Vorstellung von den Forderungen der Wissenschaft hat und zugleich weifs, wie selten bisjetzt die Arabische Rhythmik in Schriften Europäischer Gelehrten behandelt ist, der wird zum voraus mit freudigem Erwarten einer neuen Schrift über diesen Gegenstand entgegenkommen, hoffend sie werde das einzelne, verhältnifsmäfsig von Wenigen getriebene Studium wieder bedeutend fördern. Mit ähnlicher Freude und Erwartung fing auch Ref. die oben genannte sehr weitläuftige *) neue Schrift zu lesen an, und der Umstand, dafs er selbst früher (im Jahr 1825) sich mit diesem Studium zwar mit jugendlicher Liebe und Eifer, aber von allen weitern, besonders handschriftlichen Hülfsmitteln entblöfst, beschäftigt und auch später gerade diesem Zweige der Arabischen Literatur ein beharrlicheres Nachdenken gewidmet hatte, konnte ihm zum voraus die Gewifsheit geben, die Fortschritte der Wissenschaft in diesem neuen Werke desto leichter und desto dankbarer anerkennen zu müssen. Aber nach vollständiger Durchprüfung dieses Werks mufs Ref. gestehen, dafs seine Erwartung verfehlt ist, und dafs die Kritik nur einen geringen Nutzen für die Wissenschaft aus dem Werke nachweisen können. Es handelt sich hier nicht um Einzelnheiten, um einige abweichende Ansichten oder irrige Meinungen über dieses und jenes: es handelt sich um die Principien, um den Grund der Wissenschaft selbst. Darum werde zuerst von diesen Grundsätzen geredet; über den Nutzen dieser Schrift später.

*) Für *die* Leser, welche das Werk selbst nicht gebrauchen werden, werde hier indefs bemerkt, dafs der bedeutende Umfang nicht sowohl im Reichthum des Inhalts als in einer breiten Darstellung und nicht wenig weitläufigem Drucke seinen Grund hat. Und weil hier einmal vom Aeufsern die Rede ist, werde noch gesagt, dafs das Werk für keine bestimmte Classe von Lesern ist: der etwas Geübte findet viel Ueberflüssiges, während der Anfänger oft die Auslassung der Vocalzeichen bedauern mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Darstellung der Arabischen Verskunst u. s. w., von G. W. Freytag.

(Schluſs.)

Ein gutes Geschick hat uns nicht nur die gröſste Menge Arabischer Gedichte, sondern auch die Werke der Commentatoren, der Grammatiker und was uns hier besonders wichtig ist, der Metriker erhalten. Die Lehre vom Versbau und vom Reime macht einen besondern, sehr fleiſsig getriebenen Theil der Arabischen Nationalgrammatik aus; viele hundert metrische Werke sind, seitdem der berühmte Grammatiker Elchalil (gest. 175. der H.) das Beispiel gegeben hatte, zur Erklärung der Metra der alten hochgeschätzten Gedichte in jeglicher Form erschienen, und zerstreut findet man in den Europäischen Bibliotheken davon eine ziemliche Menge. Dem System dieser Grammatiker ist Herr F. gefolgt, und so vollkommen gefolgt, daſs er alles gleich ihnen fühlt, glaubt und darstellt und im obigen Werke fast weiter nichts gegeben hat als eine Uebersetzung Arabischer Schulausdrücke und Schulmeinungen in Deutsche Worte, mit wenigen eigenen Bemerkungen und Zusätzen *). Wenn nun Hr. F. erklärt hätte, er wolle bloſs das System der Arabischen Grammatiker geben, ohne über dessen Begründung weiter zu entscheiden, so würde man sein Werk loben müssen, da die Kenntniſs dieses Systems immer in gewisser Rücksicht nützlich ist: aber da er es als das einzig richtige vertheidigt und die Ansicht, daſs man höherer Sicherheit wegen über dieses System hinausgehen müsse, als eine willkührliche verwirft, so müssen wir weiter sehen, wie dieses System ist, und wie es für uns nicht ausreicht.

Die Art, wie die Arabischen Gelehrten die Metra der alten Gedichte behandeln, ist dem Geiste nach ihrer Behandlung der Grammatik gleich; wie auch derselbe Elchalil als Vater beider verwandten Wissenschaften verehrt wird. Gleich den Grammatikern aller alten Völker gehen die Arabischen nur von der äuſsern Form aus und dringen selten tief in das Wesen und die innern Gründe ein. Zu diesem Eindringen gehört eine Allseitigkeit der historischen und philosophischen Bildung, welche jenen Grammatikern nach der Beschränktheit ihrer Zeit nicht eigen seyn konnte: und wenn auch nicht selten in ihnen ein tiefer Wahrheitsblick über Einzelnes gefunden wird, fehlt ihnen doch zu sehr die historische Uebersicht und das rechte Princip, von dem die Forschung und Darstellung ausgehen muſs, als daſs sie irgend ein vollendetes System oder auch nur meist richtige Ansichten hätten aufstellen können. Gerade was unsere Zeit am meisten auszeichnet, die Vergleichung verschiedener Sprachen und Metra, um das Eigene der einzelnen Sprache desto sicherer einzusehen, geht ihnen ganz ab. Wie diese fleiſsigen Gelehrten in der Grammatik und im Lexicon nur die äuſsere Form der Sprache ohne innern Zusammenhang beschreiben, weiter aber in die tiefern Gründe nur bis zu einem gewissen Puncte (z. B. bis zur Wurzel, die sie aber auch nicht genau verfolgen) vordringen: so sind ihre Bestrebungen auch in der Metrik nur auf die Beschreibung der äuſsern Form gerichtet, ohne die wahren Gründe und den Zusammenhang zu suchen; selbst in der Eintheilung des zu beschreibenden Stoffs zeigt sich kein anderer Grundsatz als Rücksicht auf die rein äuſsere Form. Um dieses durch einige Beispiele zu zeigen, genügt es zu bemerken; daſs sie nicht von den einfachen Metris anfangen und von da zu den zusammengesetzten übergehen, sondern von den am häufigsten gebrauchten, obgleich es ein zusammengesetztes ist; und daſs sie bei dem Dijambus und in allen ähnlichen Fällen

*) Ref. weiſs aus einer Handschrift des Ebn-Wazel, die er selbst zu Paris gelesen und excerpirt hat, daſs dem Werke des Herrn Verf. besonders diese Handschrift als Text zum Grunde liegt. Herr F. hat nur das auf dem Titel genannte Lehrgedicht vollständig daraus abdrucken lassen.

Digitized by Google

die äufserlich betrachtet längste Form oder die Sylben – – ⏑ – für ursprünglich halten und ⏑ – ⏑ – für daraus verkürzt, obgleich dieses sehr häufig vorkommt und gar kein Grund sich zeigt, es für einen veränderten oder abgeleiteten Rhythmus zu halten. Eine Folge solcher Behandlung ist, dafs ihre Vorschriften das Gepräge der reinen Willkühr und des Mangels aller innern Ordnung tragen, und die Lehre unter ihren Händen mehr erschwert und verwickelt als erleichtert und gesichert ist. Will man das Ganze solcher Regeln ein System nennen, so mufs man wenigstens hinzusetzen, dafs es durch keine leitende Idee zusammengehalten wird, in der That also kein System ist. Also für uns bleibt nichts anderes übrig, als eine festere Begründung zu suchen, deren die Metrik noch viel leichter fähig ist, als die Grammatik; denn in jener bindet sich alles Einzelne an die Idee vom Rhythmus und Tact, deren Wichtigkeit den Arabischen Grammatikern nicht genug fühlbar geworden ist. Woraus aber nicht folgt, dafs wir defswegen die Werke der Arabischen Metriker zu übersehen hätten: denn das Aeufsere ist in ihnen so vollständig beschrieben, dafs ihr Studium reichlich belohnt.

Von der Idee des Rhythmus und Tacts ging Ref. in der kleinen Schrift aus, worin er früher die Arabischen Metra zu erklären versuchte; und es zeigte sich, dafs nicht blofs ein schöner Rhythmus in den Versen sei, sondern auch alle die Variationen und scheinbaren Abweichungen der Metra Gesetzen unterliegen, die aus der Natur des Tacts von selbst folgen. Ref. hat auch jetzt nach längerem und reiferen Erwägen des Ganzen keinen Grund gefunden, das Princip zurückzunehmen, von dem er damals ausging, und das Einzige, welches ihn die Folgezeit gelehrt hat, ist die nicht zu bezweifelnde Erscheinung des Antispastus in Arabischen Gedichten, wodurch einiges Einzelne in der Darstellung sich verschieden gestalten mufs. Indem nun Herr F. das Princip des Rhythmus wieder verlassen hat, ist seine Auffassung sowohl als seine Darstellung ganz principlos geworden, und es fehlt an einer leitenden Idee und an Begründung des kleinsten wie des gröfsten Theiles in dem Baue der Lehre. Ein leichtes Beispiel beweist, wie wenig in solchen Dingen die Furcht vor tieferem Eindringen und vor dem Suchen des Princips nütze: der Hr. Verf. sagt, dafs in dem Fufse – – ⏑ – oder in dem – ⏑ – – (wie sie nach dem System der Grammatiker als Grundfüfse angenommen werden) die erste Sylbe auch kurz sein könne, die zwei folgenden Sylben aber stets unverändert bleiben müssen. So lehren richtig die Arabischen Metriker. Aber, wie immer, frägt der Herr Verf. hier nicht nach dem Grunde. Wir werden also so lange an reine Willkühr glauben müssen, und uns keine Vorstellung von dieser Erscheinung machen können, bis wir einsehen, dafs die Füfse nach dem Tact eigentlich diese sind: ⏑ – ⏑ –, ⏑ ⏑ – –; in dem ersten ist dasselbe Gesetz, was im Griechischen und Indischen Dijambus; in dem zweiten aber die Eigenthümlichkeit der Arabischen Poesie, die erste kurze Sylbe des *Jonicus a minori* nach Belieben gedehnt zu halten, welche sich indefs aus dem Tact dieses Fufses leicht erklärt.

Wenn man frägt, was den Hrn. Verf. eigentlich abhielt, die schon vor ihm betretene Bahn weiter zu verfolgen und die Gesetze des Rhythmus zu suchen: so scheint nach S. 32 f. seine Antwort zu sein, dafs die Arabischen Grammatiker die Metra besser kennen mufsten als wir, und man sich hüten müsse, die Regeln der Griechischen Metrik in die Arabische zu mischen. Um von dem letzten anzufangen, so ist freilich jede Mengerei der Art, die das Eigenthümliche eines weniger bekannten Volks statt zu erklären, nur verhüllt und verdunkelt, schlechthin zu verwerfen. Aber eine solche Mengerei ist gar nicht die Sache derer, welche behaupten, dafs die höchsten Gesetze des Rhythmus unter allen Völkern dieselben seien und sich unter Griechen, Arabern und Indern wegen gleicher Prosodie mit besonderer Aehnlichkeit offenbaren. Die metrischen Gesetze dieser drei Völker erhellen sich gegenseitig, und wie auf die Grammatik einer sehr reichen und gebildeten Sprache auch die einer weniger begabten und entwickelten manchen wohlthätigen Strahl werfen kann, so kann es selbst der Griechischen Metrik nützen, auch die Arabische oder Indische zu vergleichen. Die Wissenschaft in einer so erhabenen Gestalt und einer so universalen Bedeutung zu fassen und auch dem classischen Philologen eine weitere und freiere Aussicht, eine neue Sicherheit und Begründung der Wissenschaft zu zeigen, mufs in unserer Zeit ein Hauptbestreben des orientalischen Philologen sein, welcher der Würde und Blüthe der orientalischen Studien am meisten schadet, wenn er in seinem Orient sich so vereinzelt und verschliefst, dafs keiner ihm nahen mag: der Hr. Verf. hat aber die Arabische Metrik als eine blofse Gedächtnifssache so dargestellt, dafs ihr Studium gewifs sehr wenige, wohl nie

Digitized by Google

aber einen Fremden anlocken und fesseln kann; denn eine Vorstellung über das Wesen dieser Metrik mufs der Leser entweder schon mitbringen oder sich erst durch eigenes Nachdenken bilden. Dafs aber die Arabischen Grammatiker die Metra der alten Dichter so vollkommen nicht nur kannten (was niemand läugnet) sondern auch so durchaus genügend und richtig darstellten und erklärten, dafs ihre Auctorität infallibel und jeder Versuch einer bessern Abfassung in der Wurzel eitel sei, ist ein Satz, der schon an und für sich jeder philosophischen Wahrheit entbehrt. Aber schon die Geschichte ist dagegen. Denn wir wissen, dafs die Metrik als Wissenschaft erst anderthalbhundert Jahre nach Muhammed entstand, dessen Auftritt die poetische Literatur der Araber in weiterer Blüthe und Entwickelung hemmte: die Zeit des Grammatikers Elchalil war die Periode, wo das Wesen der Sprache und Poesie einer schon entschwindenden, ganz anders gestalteten Vorzeit Gegenstand der Forschung, des Unterrichts und der Schriftstellerei ward, wo die Metra der alten Dichter, die nicht nach den Regeln der Grammatiker, sondern nach freier Kunst und eignem Kunstgefühl dichteten, in eine Methode und ein Schema gegossen wurden, welches dem Grammatiker nach seiner Ansicht das leichteste für den Unterricht schien; und wenn wir in Elchalil und seinen Nachfolgern eine sehr werthe und von der Blüthezeit der Dichter nicht sehr entfernte Tradition über das Aeufsere der Gedichte mit Recht ehren, so müssen wir wenigstens zugleich gestehen, dafs die Form, in welche die Tradition gebracht ist, nicht von den Dichtern selbst kommt. Damit ist aber auch schon gesagt, dafs wir uns über diese oft unter sich selbst streitenden *) Grammatiker, wo deutliche Gründe dafür sprechen, erheben und eine höhere Sicherheit in der freien Erforschung der Sache selbst erstreben dürfen. Es wird wohl niemand noch jetzt behaupten, dafs wir im Gebiet der Arabischen Sprache an alle Ansichten und an die Methode dieser Grammatiker uns binden, und den Anfänger durch diese Umwege in die Kenntnifs der Sprache führen sollten; selbst de Sacy, der sonst den Arabischen Grammatikern und Scheliasten so gern folgt, hat dieses nicht gewagt: wie sollte man nicht auch in dem sehr ähnlichen Gebiet der Metrik eine gleiche Freiheit der Forschung und der Methode anerkennen und befördern? Den Tact scheinen die Grammatiker noch richtig gehört und gefühlt zu haben, da ihre Eintheilungen eines Verses im Ganzen sehr richtig sind: aber dafs sie den Tact nicht zum Grundprincip ihrer Lehre gemacht, und statt blofse Einzelnheiten und Abweichungen aufzuzählen, Einheit und Ordnung nicht erstrebt haben, ist eine Unvollkommenheit, die wir wohl aus den Zeitumständen entschuldigen, nicht aber uns eigen machen und nachahmen sollten.

Zwar kommen bei Hrn. F. auch Anklänge derselben Zweifel an das überkünstliche System der Arabischen Metriker vor, welche Ref. früher in seiner kleinen Schrift erregt hatte, und er klagt bisweilen über die Art und Schwierigkeit des Systems der von ihm so hoch verehrten Grammatiker (S. 76. 105. 112.): aber diese Zweifel und Klagen stehen ganz vereinzelt und in geradem Widerspruch mit den sonstigen Ansichten und mit der ganzen Praxis des Hrn. Verfs.; denn in dieser folgt er den Arabischen Grammatikern, ohne das geringste zu ändern oder eine andere Ansicht ihnen zur Seite zu stellen.

Bei einer blofs äufsern Behandlung einer Lehre, wenn man nicht zuvor sich der innern Gründe bewufst geworden ist und das höchste belebende Princip, wo es, wie in der Metrik, ein einziges und nothwendiges ist, zu finden und alle Einzelnheiten und Abweichungen in Ordnung aufzulösen gestrebt hat, kann es nicht fehlen, dafs auch das Einzelne und rein Historische oft irrig, oft halbwahr, und fast nie mit erschöpfender Schärfe und Vollständigkeit dargestellt wird. Es würde hier zu weit führen, wenn Ref. einzeln zeigen wollte, wie dasselbe in diesem Werke wiederkehrt, wie hier nie ein Begriff erörtert, und die Darstellung selten durch den Gedanken geläutert und geschärft wird. Aber es ist aus diesem Werke auch deutlich, wie eine solche Behandlung, weil es ihr an der innern Lebendigkeit und Gewifsheit nothwendig fehlt, bei allem an sich löblichen Fleifse doch auch die blofse Aufsenseite nicht vollkommen und sicher begreifen und handhaben kann, und einer höchst schwankenden und und unsichern Praxis hingegeben ist. Der Verf. giebt bisweilen Verse, die gar keine sind und durch veränderte Vocalzeichen verbessert werden müssen, wie S. 497 قُتَا تهم und حَرْمَةٌ zu lesen ist; und in nichts zeigt sich die Gefahr einer solchen Unsicherheit und Rathlosigkeit für die practische Kritik der Worte eines Dichters mehr, als wenn der Verf. die Ungleichheiten des Metrums in einem Verse, welche lediglich durch falsche Lesarten entstanden sind, der Nachlässigkeit des Dichters oder einer unerhörten Freiheit desselben zuschreibt, wie S. 199 sicher zu lesen ist إذا ما دنتم, *) S. 241 او ودي für ودي, obgleich auch de Sacy den Vers so anführt, S. 313, wo die Verbesserung nicht so gleich in die Augen springt (Ref. vermuthet, dafs لَا, für das ungewöhnlichere حتّى الّا gesetzt ist), aber die falsche Lesart gewifs ist. Wenn ein rhythmischer Vers etwas mehr ist, als eine willkührliche Zusammensetzung von Sylben, auf welches Spiel die Metrik so ziemlich nach der Schilderung dieses Werks hinauslaufen würde; wer

*) Von diesem Streit zeugt fast jedes Arabische Werk. Manche einzelne Stimme erhebt sich auch unter den Arabern selbst gegen diese Methode der Grammatiker, s. den nicht übersetzten Vers bei Freytag S. 7.

*) Der Abschreiber liefs, wie in unzähligen Fällen, das überflüssig scheinende ما aus.

Digitized by Google

aus eigner Anschauung erfahren hat, wie streng sich die Arabischen Dichter, vom reinen Kunstgefühl geleitet, an die rhythmischen Gesetze binden, und wie auch die scheinbaren Abweichungen dem Rhythmus nie widerstreiten: der wird auch vorsichtiger sein in der Beschuldigung der Dichter und in der Annahme von sonst unerhörten Anomalien im Verse. Dahin gehört auch, was der Herr Verf. S. 113 sagt: „Im Anfange des Verses hat der Dichter zuweilen einen Fuſs gewählt, welcher sich nicht zu dem folgenden Versmaaſse zu eignen scheint, und man ist geneigt zu glauben, er habe, unbekümmert um das Versmaas, in welches er fallen werde, mit diesem Fuſse angefangen." Zu diesem Glauben mögten an sich schon wohl Wenige geneigt sein; er wird aber auch ganz unnöthig, wenn man fest hält, daſs die Licenz, welche den Herrn Verf. zu dieser Vermuthung veranlaſst, nur darin bestehen kann, daſs im Anfang des Gedichts eine kurze tonlose Sylbe vor der unmittelbar folgenden betonten langen fehlen kann; wir haben also nichts als die Verschluckung einer leisen unbetonten Sylbe vor der gleich folgenden langen, auf welcher die Stimme zuerst ruht: wir fühlen, daſs solche Verschluckung nur im Anfang des Gedichts passend ist, glauben aber nicht, daſs der Dichter anfangend sein Versmaas nicht wuſste; denn mit der ersten ausgesprochenen Sylbe fängt er es völlig bewuſst an. Von der Endsylbe des Verses dagegen sagt der Verf. S. 114: „sie ist willkührlich, weil der Dichter durch Beendigung des Verses das Maas erfüllt hat und auf die letzte Sylbe nichts ankommt." Den richtigen Grund zu finden, wäre hier schon aus der Uebereinstimmung der Arabischen mit der Griechischen und Indischen Metrik leicht gewesen: er liegt in dem Wesen des Tones, der in der Endsylbe nothwendig ruhen muſs und auch eine kurze Sylbe durch seine Kraft dehnt. So zeigt sich auch hier, wie die Lehre vom Tact und Ton ihre Vernachlässigung rächt.

Es erhellt schon aus dem oben abgeschriebenen langen Titel dieses Werkes, daſs es auſser der Rhythmik noch manches Andre enthält, das mit der Metrik oder überhaupt mit der poetischen Sprache und Literatur in entfernter Verbindung steht. Wie dieses alles sehr zerstreut und ohne Vollständigkeit und Ordnung gegeben ist, so besteht besonders der Abschnitt über Eigenthümlichkeiten der Dichtersprache aus einem Haufen von Bemerkungen der verschiedensten Art und Quelle, unter so allgemeine Rubriken als „Pleonasmen", „Ellipsen", ohne den chaotischen Anstrich zu verlieren, geordnet. Auch hier, auf dem grammatischen Gebiete, fehlt es an Grundsätzen, so daſs bei manchem an sich Wahren auch viel Irriges, ja Unmögliches steht, wie S. 461 لا تذكرنّه (erwähne seiner nicht) poetisch für تذكرينه stehen soll, unter der Rubrik: „Abkürzungen in Wörtern". Aber jene Form ist auch in Prosa richtig, und sollte statt des emphatischen Jussivs der einfache stehen, so würde der تذكريه lauten. Ebendaselbst ist gewiſs ohne Anomalie معشر (Vulg.) zu lesen, und S. 482 كان البرن für كان البرن, welches weder in den Rhythmus noch in den Sinn des Verses paſst. Wenn man sich nach einem Grundsatz umsieht, nach dem das, was dichterische Eigenthümlichkeit genannt wird, beurtheilt werden soll: so wird folgen, daſs den Dichtern alles zu sagen und zu verändern erlaubt wäre und gar kein Sprachgesetz ihrer Willkühr widerstehe. Man darf aber diesen Grundsatz einer absoluten Willkühr nur in seiner Wahrheit auffassen, um zu sehen, daſs solche Beschreibungen der poetischen Sprache auf einen tiefern und sichern Grund gebaut werden müssen. Alles, worin sich der Dichter von der prosaischen Sprache entfernen kann, hat einen nahen oder entfernteren Anknüpfungspunct an die Geschichte oder den Charakter und Geist der Sprache, und damit immer zugleich seine Begründung und Begrenzung. Dieses richtig zu finden und zu schildern, ist die wahre und würdige Aufgabe der Wissenschaft und die Forderung an den Gelehrten. Oft beruht der Glaube an eine Anomalie auf einer leicht zu verbessernden falschen Lesart, wie in dem Worte الله *allāhu* (Gott) S. 51 die zweite Sylbe nicht gegen die alte Sitte und gegen den Ursprung verkürzt ist, sobald man es nur dem vorigen Worte vorsetzt, an welcher Stelle es gewiſs der Dichter schrieb.

Fassen wir nun, ohne weiter in die sich hier darbietende groſse Menge von Einzelnheiten zu gehn, das Urtheil über den Nutzen und Werth dieses Werks zusammen. Für diejenigen, welchen das kleine, aber fleiſsige und nach denselben Grundsätzen gearbeitete Werk von Samuel Clericus über die Arabische Metrik nicht zugänglich ist, ist dieses ausführliche neue Werk brauchbar zur Kenntniſs der Ansichten der Arabischen Grammatik, welche Freitag wie Clericus als die höchste Auctorität gelten lassen. Manche neuere Metra sind zuerst in diesem neuen Werke beschrieben; auch die Auszüge mancher ungedruckten Lieder sind schätzbar, und es wird dem Hrn. Verf., wie man auch sonst über das Werk urtheilen mag, immer das Lob bleiben, die Materialien ansehnlich vermehrt zu haben. Wir wollen überhaupt am wenigsten den Fleiſs und Eifer verkennen, durch den Hr. F. mit diesem und andern Werken dem Arabischen Studium nützlich zu werden suchte, einem Studium, dem er alle seine Kräfte, wie es scheint, widmet und widmen wird. Aber die Beschränkung auf die Auctorität der Arabischen Grammatiker, die damit verbundene und von ihr fast unzertrennliche Geringschätzung und Nichtkenntniſs der Gesetze, die sich auch auſserhalb des engen Kreises und der Einsicht der alten Grammatiker zeigen, der Mangel des Strebens, alles erst in ein lebendiges Bewuſstwerden des Zusammenhangs und der innern Gründe aufzunehmen, dieses besonders hat verhindert, daſs dem löblichen Fleiſse nicht reifere und bessere Früchte gefolgt sind.

Ewald.

Digitized by Google

Nro. 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

XLVIII.

Connaissance des tems ou des mouvemens célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1831, *publiée par le bureau des longitudes. Paris* 1828. (216 *Octav-Seiten Kalender und* 170 *Seiten Additions*).

Die Einrichtung dieser schätzbaren Ephemeride ist der der früheren Jahrgänge gleich geblieben. Die Berechnungen sind, unter Aufsicht des Längen-Bureau, nach Burkhardt's Tafeln für den Mond; nach Lalande's für Merkur, Venus und Mars; nach Delambre's für die Sonne und nach Bouvard's Tafeln für den Jupiter, Saturn und Uranus ausgeführt worden. Hierauf gründen sich denn auch die zunächst für den Schiffer berechneten Monds-Abstände von Sonne und Sternen, desgleichen der nützliche Abschnitt der „*Phénomènes et observations*" für die einzelnen Monate.

Dann folgt das Prognosticon der hohen Fluthen, Refractions- und andere Hülfs-Tafeln, ein gedrängtes Verzeichniss von Sternen, wobei diesmal auch einige, zu *Paris* eben nicht sichtbare, südliche aufgenommen worden sind. Die *Table des Positions géographiques* scheint noch immer auf das längstversprochene *Examen général* zu warten. Nothwendig wäre dies allerdings, weil man dann wol nicht den berühmten und sehr besuchten Hafen von *Guayaquil* in die *nördliche* Hemisphäre statt der Wirklichkeit nach in die südliche und um etwa $4\frac{1}{2}°$ oder 65 Deutsche Meilen vom wahren Orte versetzt finden würde „*de manière a compromettre la Sureté de navires qui prendraient la table pour guide*". (Siehe p. 171. 184.). Und es ist allgemein anerkannt, dass die mehrsten Unglücksfälle zur See, nautische Unkunde an und für sich abgerechnet, zu allernächst dem Mangel an richtigen Orts-Bestimmungen und der Unzahl und leider! nur zu grossen Verbreitung schlechter Seekarten zuzuschreiben sind. Um so wünschenswerther also muss es seyn, dass man den Anfang mit dem Anfang machte, um kraftvoll und nützlich auf die Nautik einzuwirken.

Selbst die Europäischen Sternwarten hätten wol einer Revision bedurft. So finden wir nämlich noch immer die *Breite* der *Berliner* zu 52° 31′ 45″: also den neueren Bestimmungen zu Folge, um mehr als *eine halbe Minute* zu gross angegeben; eine Bestimmung, welche auch in dem seichten compilatorischen Machwerk des Franzosen *Coulier* „*Tables des principales positions géonomiques du globe, Paris* 1828" p. 51. bis auf 4″ beibehalten worden ist. — Den Beschluss der ersten Abtheilung machen die gedrängte Erklärung des Kalenders und meteorologische Beobachtungen auf der Pariser Sternwarte im Jahre 1827. Folgen die *Additions*:

1) *Resumé des opérations hydrographiques, faites sur la côte occidentale d'Afrique, dans les années* 1826—1827., *à bord de la frégate la Flore et de la goëlette la Dorade; commandées par Mr. Mathieu de Clerval, capitaine de vaisseau etc. Par Mr. le Predour, Lieutenant de vaisseau* (*p.* 3 — *p.* 16.).

Die Fregatte *Flore* seegelte im November 1826 von Brest nach dem Senegal aus, um von dort die Afrikanische Küste in hydrographischer Hinsicht aufzunehmen. Vier Seeuhren setzten die Expedition in den Stand, mehrere in den Karten irrig niedergelegte Puncte zu berichtigen und die Küstenstrecke vom Cap Naze bis zum Cap Roxo zu entwerfen. Die Haupt-Bestimmungen waren: Sierra Leona und die der vorzüglichsten Puncte an der Küste von Malaguete und der Gold-Küste; im Meerbusen von Benin und Biafra u. s. w.

Sechs Tage nach der Abfahrt von Brest, woselbst die vier *Berthoudschen* Chronometer an Bord genommen wurden, kam man in Gesicht der Insel *Madera* „*et l'on trouva que notre longitude s'accordait avec celle que donnaient des relèvemens pris sur cette île*". Statt dieser beiläufigen Bemerkung wäre es aber, unseres Bedünkens, zweckdienlicher gewesen, die gefundene

Digitized by Google

Länge von Madera selbst anzugeben; um so mehr als solche früher schon und namentlich durch *Dr. Tjark's*, auf Veranlassung der Englischen Regierung, mittelst 29 Chronometer bestimmt worden ist. Man würde dadurch nicht undeutlich abnehmen können, ob die Länge von Gorée, am Senegal, und ihre Uebereinstimmung mit Capt. *Roussin's* früherer Beobachtung, dem Werth der Seeuhren oder dem Zufall beizumessen sey. Die Expedition findet nämlich, nach einer 18tägigen Fahrt von Brest, wo die Uhren, mit Ausnahme von No. 78., „*assez bonnes longitudes*" gaben, die Länge: nach

No. 27	. .	19° 46′ 15″	Westlich
No. 40	. .	19 49 15	—
No. 136	. .	19 45 15	—
Im Mittel	. .	19° 46′ 55″	
nach Capt. *Roussin*		19° 46′ 40″.	

Nachdem während des Aufenthalts zu Gorée der Gang der Längen-Uhren bestimmt worden war; segelte man am 25sten December 1826 aus dem Hafen, um die Längen aller Oerter festzusetzen, welche, von der Fregatte aus, relevirt werden konnten. Die dabei angewandte Methode ist die alte, gewöhnliche; man suchte sich nämlich so viel als möglich O. und West, und S. und Nördlich von den Puncten zu legen. Wo dieses aber nicht anging, wurde eine Grundlinie vermittelst der Uhren gemessen und von den Endpuncten aus, die zu bestimmenden Oerter relevirt (gepeylt).

Herr *Predour* verbreitet sich nun weitläuftig über die Längen-Bestimmungen der vorzüglichsten Puncte, die *hier* alle nicht wiederholt werden können, wie über den Gang der Uhren der in dem Tableau p. 14 u. 15, speziell angegeben wird. Der Chronometer No. 78. von Berthoud wurde, seines äufserst unregelmäfsigen Ganges wegen, von der Orts-Bestimmung ausgeschlossen. Bei den drei übrigen Uhren zeigen sich jedoch ebenfalls bedeutende Sprünge, z. B. Gang von No. 27 vom 25sten Dec. 1826 bis 31. Januar 1827 = — 0″,85, vom 8. Febr. — 25. ejusdem : = — 3,27. No. 136 in eben diesen Epochen : + 5″,75 und + 2″, 25. No. 40 desgleichen : — 4″,43 und — 0″,75, ferner: No. 27 vom 18. April — 20. Mai = + 1″,66; vom 20. Mai — 3. Junius = — 2″, 50, No. 136. in diesen Zeiten + 3″,33 und + 1″,40. Diese Anomalien können freilich bei drei verschiednen Uhren sich theilweise zerstören, wenn aus den 3 verschiedenen Längen-Bestimmungen ein Mittel für eine und dieselbe Reise genommen wird. Wir sehen aber, dafs die 3 Uhren z. B. den Längenunterschied zwischen Gorée und St. Antoine auf der Hinreise 24° 50′ 55″ auf der Rückreise 24° 43′ 5″ also mit einem Unterschiede von 0° 7′ 50′ darstellten, obschon die partiellen Angaben bei der ersten Reise bis auf 1′ 30″; auf der 2ten bis auf 2′ 0″ miteinander übereinstimmten, bei einer resp. 38 und 27 tägigen Ueberfahrt. Herr *Predour* scheint eine etwas entfernte Ahnung von dieser Unsicherheit gehabt zu haben, weil er zur Vergleichung mit *fremden* absoluten Beobachtungen Zuflucht nimmt, namentlich denen des „*capitaine Videl qui vient d'explorer récemment, par ordre du Gouvernement anglais, un grand partie des côtes occidentales d'Afrique*" (p. 7.)

So findet Hr. *Predour* z. B. beim *Cap Clara* einen Unterschied in der Länge (von Paris angerechnet) von 0° 2′ 20″ mit Capitain *Videl*; einen von 3′ 10″ bei der *Man of war Bay*, mit Capit. *Sabine*. Da man sehr nahe und längs der Gold-Küste hinsegelte, so hatte man Gelegenheit, nicht allein die Lage der Hauptpuncte zu bestimmen, sondern auch die Genauigkeit der bisherigen Karten zu prüfen. „Diese Hauptpuncte (sagt *Predour* p. 8.) sind in den neuesten Englischen Karten des Atlas *du pilote africain* dergestalt schlecht verzeichnet, dafs es uns unmöglich gewesen wäre, auch nur einen einzigen davon zu erkennen, wenn das Seekarten-Depot uns nicht mit der 1814 herausgegebenen Instruction versehen hätte. Diese giebt eine sehr genaue Beschreibung aller, auf dieser Goldküste befindlichen Caps, Forts und Dörfer an; desgleichen, mit ziemlicher Genauigkeit, die Entfernungen der verschiedenen Puncte von einander" u. s. w. Abermals ein Beweis, wie sehr es Noth thut, endlich einmal an Verbesserung der Karten, das wesentlichste Hülfsmittel für den Seemann, zu denken. — Dann werden noch einige andere von der Französischen Expedition bestimmte Puncte mit früher von den Capits. *Videl*, *Sabine* und *La Treyte* gemachten Beobachtungen verglichen, z. B. Sierra Leona, La Praya, Cap Mesurade, Cap Coast u. s. w., welche, sehr genügend, bis auf 1 à 2½ Bogenminuten, miteinander übereinstimmen.

„*Nous venons* (heifst es am Schlusse) *de comparer plusieurs des nos longitudes, à celles qui ont été obtenues pour les mêmes lieux, par des navigateurs qui ont longtems croisé sur la côte d'Afrique, et comme les resultats sont à peu près semblables, on peut sup-*

Digitized by Google

peter, avec raison, qu'ils sont exacts. L'accord qui à regné assez généralement entre les montres de la Flore contribue d'aillieurs à détruire les doutes qui pourraient s'elever à cet egard" etc. Und weiter hin p. 11. „... *ces différens points étant répartis entre ceux que nous venons de comparer, et leurs longitudes ayant été deduites de celles de deux lieux extrêmes; il est évident que si ceux-ci sont déterminés avec precision, les autres le seront aussi*".

Der Syllogismus ist allerdings sehr bündig. Ob aber der Vordersatz *wahr und begründet* sey, *das* möchte bei der, vorhin angeführten, Längen-Bestimmung der „*deux lieux extrêmes*" (Gorée und St. Antoines) noch bezweifelt werden. Das 2 Seiten starke Tableau (*p.* 14 und 15) *des principales positions determinées sur la côte occidentale d'Afrique* enthält 70 bis 80 Orts-Bestimmungen, welche an diesen Küsten nur selten und eben deswegen um so schätzbarer sind.

2) *Nouvelle Table pour calculer les Azimuts terrestres données par les digressions de la Polaire, par M. Puissant* (*p.* 16.)

In besonderer Berücksichtigung der Methode, aus den an den Endpuncten einer Dreiecks-Kette beobachteten Azimuthen die Gestalt unseres Planeten zu bestimmen. Da diese Operationen zu den feinsten und wichtigsten der Geodäsie gehören, so nimmt Hr. *Puissant* hier auch die subtilesten Verbesserungen mit und giebt überdies eine kleine Hülfs-Tafel, welche die Entwickelung und Anwendung seiner Formel erleichtert.

3) *Memoire sur plusieurs points de la mécanique céleste, par Mr. Poisson* (*p.* 23—58.).

Der rühmlichst bekannte Italiänische Geometer, Hr. *Plana* hat, im Jahre 1825, der Londoner astronomischen Gesellschaft eine weitläuftige Abhandlung über verschiedene bereits von *Laplace* behandelte Puncte eingereicht. Beide haben darüber einige Noten, in der *Conn. des tems pour l'année* 1829 und im 31sten Bande der Turiner Memoiren abdrucken lassen. Hr. etc. *Poisson* gibt hier nun seinerseits Untersuchungen und Aufklärungen über einige von Hrn. *Plana*, in den Resultaten der *Mécanique céleste* bemerkte, Schwierigkeiten und Zweifel.

4) *Memoire sur un nouveau Calcul de Latitude de Mont-Jouy et de Barcelone, pour servir de Supplément au traité de la base du système métrique, par Mr. J. N. Nicollet* (*p.* 58—77.).

Bei der Messung des Meridian-Bogens zwischen Dünkirchen und Barcelona, war die des südlichen Theils Mechain zugefallen. Die Geschichte dieser Operationen, welche hier, in gedrängter Kürze vorausgeschickt wird, ist bereits aus der *Base du système métrique* und anderen Schriften bekannt. *Mechain* hatte, theils der Revolutions-Unruhen theils ihm persönlich zugestofsenen Unfälle wegen, die Breiten von Mont-Jouy und Barcelona, vermittelst zahlreicher Höhen, gröfstentheils gleicher Sterne bestimmt, welche Breiten durch eine geodätische Messung leicht von einer auf die andere übertragen und miteinander verbunden werden konnten. Denn der Unterschied der Parallele ist hierbei so klein, dafs die wahrscheinlich gröfsten Fehler in der Triangelation ihn nur unmerklich ändern würden. Und dennoch fand eine Abweichung von mehr als $3\frac{1}{4}$ Secunden bei dem Breiten-Unterschiede vorerwähnter Beobachtungspuncte Statt, jenachdem er aus directen astronomischen oder aus geodätischen Bestimmungen abgeleitet wurde. Man hat die Ursache dieses Unterschiedes beider Resultate bald auf Fehler in der Verticalität der Fläche des bordaischen Kreises, bald in einer Ablenkung des Loths u. s. w. jedoch vergeblich finden wollen. Hierbei bot sich noch eine andere Schwierigkeit dar. Der Stern ζ im grofsen Bären nehmlich, den *Mechain* in Barcelona sowohl als in Mont-Jouy beobachtete, gab ein, um etwa vier Sekunden von den übrigen zahlreichen Beobachtungen anderer Sterne, abweichendes Breiten-Resultat. Diese höchst sonderbare Abweichung, bis jetzt der Gegenstand vielseitiger Untersuchungen, erklärt Hr. *Nicollet*, nächst einer neuen, wohlbegründeten Zusammenstellung der Beobachtungen dadurch, dafs der vorerwähnte Stern ζ *ursae majoris* ein *Doppelstern* ist, wofür weder Mechain noch Delambre, in den schwach vergröfserten Fernröhren ihrer Lenoirschen Kreise ihn erkannt zu haben scheinen (p. 60). Die Gründe, wodurch der rühmlichst bekannte Astronom seine Meinung unterstüzt, sind (p. 60 bis 74) mit der ihm eigenen Klarheit und Umsicht auseinandergesetzt. „*Tout se coordonne par l'application du nouveau mode de combinaison*" (sagt der Verf. p. 74.) „*l'anomalie disparait, les latitudes de Mont-Jouy et de Barcelone s'accordent entre elles et ne présentent plus qu'une petite difference de* 0",21, *qui entre dans les limites étroites des erreurs probables, et qu'ici, comme dans les recherches les plus délicates de l'astronomie on chercheroit envain à resserrer encore*". Und in der

Digitized by Google

That geben 768, nördlich vom Scheitelpunkte beobachtete, Sternhöhe, die Breite von *Mont-Jouy* 40°21'45",25
128 südlich vom Zenith beobachtete 41°21'43",81
im Mittel: Breite von *Mont-Jouy* 41°21'44",53

Zu *Barcelona* geben:
722 Beobachtungen nördlicher Sterne 41°22'46",19
105 desgl. des südlichen Sterns β ♎ 41°22'43",81
im Mittel von *Barcelona* 41°22'44",07
Reduction auf *Mont-Jouy* — 0'59",33

Breite von *Mont-Jouy* aus Barcelona hergeleitet 41°21'44",74
die (unmittelbar) zu Mont-Jouy beobachtete 41°21'44",53
Unterschied 0' 0",21

5) *Determination des Positions de Malte, Milo et Corfou, par P. Daussy, Ingenieur-hydrographe* (pag. 78—100).

Ein vortrefflicher Aufsatz, den ein sehr competenter Richter, Professor *Wurm*, bereits „für sehr lehrreich und ausgearbeitet" erklärt hat (Schumachers astronomische Nachrichten Nro. 175 S. 147.)

6) *Mémoire sur les calculs des objectifs achromatiques J. J. Littrow* (p. 101—119).

7) *Mémoire sur la determination de la parallaxe et du mouvement propre en declinaison des etoiles, au moyen d'une nouvelle méthode des occultations artificielles, par etc. d'Assas Montdardier* (p. 120—151).

8) *Notes sur les corrections que Mr. Bessel apporte aux élémens des tables solaires* (p. 152—164).

Herr *Bessel's* vortreffliche Arbeit ist bereits aus Herrn *Schumacher's* astron. Nachrichten bekannt. Die neuen verbesserten Sonnentafeln stellen den Ort dieses Gestirns mit einer so hohen, bisher unerreichten, Genauigkeit dar, dafs selbst die kleinen, sich noch zeigenden Abweichungen vom Himmel, füglich zwischen unvermeidliche mögliche Beobachtungs-Fehler und den Tabular-Angaben getheilt werden mögten.

9) *Note: Relative au mémoire sur plusieurs points de la mécanique céleste qui fait partie de ce volume, par Mr. Poisson* (p. 164—)

Den *Beschlufs* macht die Liste der Mitglieder des Längenbüreau (p. 167).

J. Oltmanns.

XLIX.

Grundzüge der Geologie und Geognosie. Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders auch in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium von Karl Cäsar Ritter v. Leonhard. Mit 4 schwarzen und 2 illuminirten Tafeln. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Heidelberg 1831 *bei Engelmann.*

Mit Vergnügen vernahm Ref. von der Erscheinung dieses Werkes, denn für eine Wissenschaft wie die Geologie, in welcher der Ueberblick durch die Fluth der von allen Seiten zusammenströmenden Beobachtungen, und das Detailstudium durch die kostspielige Ausstattung vieler wichtigen Originalwerke nicht wenig erschwert wird, für eine solche Wissenschaft gerade war ein tüchtiges und wohlgeordnetes Compendium ein vielfach empfundenes Bedürfnifs. Auch konnte wohl nicht leicht, was die Kenntnifs aller dahin schlagenden Erzeugnisse der Literatur, und den Besitz an erforderlichen Hülfsmitteln betrifft, Jemand mehr zur Ausarbeitung eines solchen Compendiums berufen seyn, als von Leonhard. Es liefs sich daher die Erwartung hegen, dafs sein Lehrbuch die möglichste Reichhaltigkeit und Vollständigkeit zeigen, und namentlich jene einseitige Berücksichtigung einzelner Gegenstände auf Unkosten anderer vermeiden werde, welche sich in einem der neuesten ausländischen Compendien vorfindet. Dieser Erwartung ist auch, wenigstens in der geognostischen Darstellung der einzelnen Formationen, als dem wichtigsten Abschnitte, so wohl entsprochen worden, dafs gegenwärtiges, unter dem anspruchlosen Titel einer neuen Auflage vom zweiten Abschnitte der, 1825 erschienenen Naturgeschichte des Mineralreiches dargebotene Werk in dieser Hinsicht als das vorzüglichste seiner Art empfohlen zu werden verdient.

Auch die Petrographie oder Lehre von den einzelnen Felsarten, ist in hinreichender Ausführlichkeit, aber freilich nach der jetzt beliebten Methode behandelt worden, zufolge welcher einer der wichtigsten Zwecke dieser Lehre mehr oder weniger verfehlt werden mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Grundzüge der Geologie und Geognosie. Von Karl Cäsar Ritter v. Leonhard.

(Schlufs.)

Ref. ist noch immer der früher ausgesprochenen Ansicht zugethan, dafs die Petrographie durchaus nicht eine Art von Appendix der Mineralogie, vielmehr dieser Wissenschaft ganz fremd und ein wesentlicher Abschnitt der Geognosie sey. Ihre Methode und Classification dürfen daher auch nicht nach mineralogischen Prinzipien gemodelt, sondern müssen in eigenthümlicher Weise begründet und durchgeführt werden. Die dabei zu befolgenden sehr einfachen Grundsätze ergeben sich, (nachdem vorher der Unterschied der krystallinischen, klastischen und klastisch-krystallinischen Gesteine erörtert und festgestellt worden) unmittelbar aus einer Abwägung des relativen Werthes der verschiedenen Gesteins-Charaktere, bei welcher besonders auf die Gesteins-*Uebergänge* Rücksicht zu nehmen ist. Man gelangt so zu dem ersten Grundsatze: die specifischen Mineralmassen, welche zur Darstellung eines Gesteines sich contribuiren, bilden *als solche* die wichtigsten Merkmale desselben, während alle in der Textur, in der Gröfse der Gemengtheile und in ähnlichen Verhältnissen begründeten Merkmale von geringerer Bedeutung sind. Aus dem weiteren Verfolge der zwischen den Gesteinen obwaltenden Uebergänge und Verwandtschaften ergeben sich dann gewisse Gruppen oder Familien, für welche die Namen der wichtigsten Gemengtheile, z. B. Feldspath, Quarz, Glimmer, Hornblende, Ryakolith *), Augit, Leucit, Kalk, Gyps, Steinsalz, Thon, Kohle u. s. w. entweder einzeln, oder schicklich combinirt die Benennungen liefern könnten. Für die klastischen Felsarten oder Trümmergesteine ist der bis in den Lehm und Sand zu verfolgende Grundtypus in den Conglomeraten gegeben, während viele schiefrige und mergelartige Gesteine als klastisch-krystallinische Bildungen nachzuweisen wären. Eine nach den hier nur angedeuteten Principien bearbeitete Gesteinslehre würde auf eine Classification der Felsarten führen, welche, obgleich ohne alle Berücksichtigung ihrer Lagerungs-Verhältnisse gebildet, doch schon viele ihrer geognostischen Relationen darstellen, und sich sehr wohl an die Lehre von den Formationen anschliefsen würde. Freilich müfste eine solche Classification darauf Verzicht leisten, die Sandsteine und Kalksteine der verschiedenen Formationen blos nach äufseren Merkmalen und ohne Berücksichtigung der Petrefacten und der Lagerung, gleichsam wie sicher unterscheidbare Species aufzuführen. Allein, wir fragen dagegen, ob wirklich des Verfs. Charakteristik Jemanden in den Stand setzen werde, nach den angegebenen Charakteren jedes gegebene Stück Kalkstein für Bergkalk, Muschelkalk, Liaskalk, Jurakalk u. s. w. oder jedes gegebene Stück Sandstein für Todtliegendes, bunten Sandstein, Keupersandstein u. s. w. zu erkennen, und ob wirklich mit solchen, von den Formations-Namen entlehnten Titeln der Gesteine für die Petrographie selbst ein wesentlicher Vortheil gewonnen wird? — Wohl aber sind und bleiben es wesentliche Mängel derselben, wenn z. B. einerseits Gneifs und Granit, Diorit und Aphanit, Dolerit und Basalt von einander durch ganze Classen getrennt sind, während anderseits fast aller Kalkstein neben dem Phonolith und dieser neben dem Kieselschiefer zu stehen kommt. Solche und ähnliche Mängel folgen aber nothwendig aus der falschen Würdigung der Charaktere, wie sie in Häny's, Brongniart's, v. Leonhard's und allen Gesteins-Classificationen zu finden ist, die das weniger wichtige Merkmal der Textur dem höchst wichtigen Merkmale der specifischen Masse überordnen.

Ueber die vom Verf. aufgestellte Gruppirung der Formationen, für deren Hauptunterschied als geschich-

*) Oder Sanidin, mit einem schon von Nose gebrauchten Namen.

Digitized by Google

tete und ungeschichtete Massen die Ausdrücke *normale* und *abnorme* Gebilde gebraucht sind, enthalten wir uns jeder Bemerkung, um nicht in zu weitläufige Discussionen zu gerathen; doch würden wir, namentlich für die mittleren Flötzgebirge, dem angehängten Schema von De la Beche den Vorzug einräumen. In der Aufzählung der Gruppen sowohl, als auch in der Beschreibung der Formationen schliefst sich der Vf. dem neueren Gebrauche Französischer und Englischer Geologen an, die Formationen von oben nach unten durchzugehen, also mit der Dammerde zu beginnen, und mit dem ältesten Schiefergebirge zu endigen. Dieser Gebrauch, welcher sich auf die nicht abzuläugnende Unzulänglichkeit unsrer Kenntnisse über die ursprüngliche Veste der Erdoberfläche gründet, wird hoffentlich nur provisorisch, als ein Nothbehelf unsrer dermaligen Unwissenheit beibehalten werden, weil er die Darstellungen der Geognosie mit denen der Geogenie in gerade entgegengesetzte Richtung bringt, und selbst für die blos geognostische Betrachtung der Gebirge einen ähnlichen Uebelstand zur Folge hat, wie ihn der Anatom empfinden würde, wenn er die Darstellung seiner Wissenschaft nicht mit der Osteologie, sondern mit der Dermologie beginnen sollte. Dafs aber wirklich eine ursprüngliche Veste, eine zuerst erstarrte Rinde des Erdballs vorhanden ist, welche als Grundlage späterer Bildungen und als Tummelplatz der ersten grofsen Katastrophen betrachtet werden mufs, daran läfst sich kaum zweifeln. Die Granit- Gneifs-Formationen Skandinaviens, Finnlands, Schottlands, des Erzgebirges, des Riesengebirges und alle analogen Urgebirgszüge sind wohl nur Theile jener ursprünglichen Kruste des Planeten, welche entweder unmittelbar seit ihrer Erstarrung oder in Folge späterer Erhebungen zu Tage heraustraten. Wenigstens wird man nicht unbedingt der Ansicht beistimmen können, welche *allen* Gneifs und *allen* Glimmerschiefer für umgewandelte Grauwacke erklärt, wenn man nur *einen* jener Urgebirgszüge mit steter Berücksichtigung seines Schichtenbaues gründlich studirte.

In einer, der ausführlichen Behandlung der Petrographie und Formationslehre wenig angemessenen Kürze ist der präparative Theil des vorliegenden Werkes abgehandelt worden, zumal was die so wichtigen Abschnitte von den äufseren Gebirgsformen, von den Structur-Verhältnissen, von den Lagerungs-Verhältnissen und alle eigentlich geogenetischen Lehren betrifft. Auch begegnet man in diesem Theile mitunter etwas schwankenden und seichten Bestimmungen, selbst der wichtigsten Begriffe, dergleichen in einem für den Schul- und Selbst-Unterricht bestimmten Lehrbuche wohl hätten vermieden werden sollen; Ref. erinnert z. B. an die vage Definition vom Streichen der Schichten S. 55, und an die ganz falsche Definition vom Streichen der Gänge S. 59.

Was endlich die sprachliche Darstellung betrifft, so unterliegt selbige in diesem Werke seltener als in andern Schriften des Verfs. jener in undeutschen Constructionen und absonderlichen Ausdrücken sich gefallenden Manier, durch welche sein Styl zuweilen so fremdartig wird, dafs man eher eine unbehülfliche Uebersetzung als ein Deutsches Originalwerk vor sich zu haben glaubt.

Verum, ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis

Und so danken wir denn dem Verf. nicht nur für den Inhalt seines Werkes, sondern auch in sprachlicher Hinsicht dafür, dafs er uns mit jener fast abentheuerlichen Nomenclatur verschonte, durch welche neuerdings Al. Brongniart der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen wähnte.

Carl Naumann.

L.

1. *Maria Stuarda. Tragedia di F. Schiller. Traduzione del Cav. Andr. Maffei. Milano* 1829. *kl.* 8.
2. *Maria Stuarda. Tragedia di F. Schiller, tradotta in versi italiani da Eduige de Battisti di S. Giorgio. Verona* 1829. *gr.* 8.

Mit schlichtem, traulichem Handschlag heifsen wir diese beiden Uebersetzungen willkommen; nicht etwa aus leidiger Eitelkeit, unsere edlen Geister auch von Ausländern anerkannt zu sehen — denn wir Deutsche haben ja lange genug bescheiden, allzu zaghaft gar, lernend und forschend, uns wol eher ungeschickt, ungelenk und noch schlimmer barbarisch nennen gelassen — sondern weil dergleichen Erscheinungen soviel Schritte zu einem nähern, innigern, neuen Verkehr mit uns sind, weil auch auf diesem Wege jene innigere Durchdringung der Völker bewirkt wird, welche zu der von unserm Dichter jüngst geahndeten Weltliteratur und dem gemäfs zu jener harmonischen Gesamtbildung führen, die allein die Blüthe und Krone der Menschheit ist. Sind ja doch mancherlei Gaben, aber nur Ein Geist, der al-

Digitized by Google

lu umspannt, durchwehnt, bindet. Wol sind in dieser höhern Ansicht noch manche andere Momente gegeben, an welchen sich zu freuen gewiſs unsträflich ist. Wir messen nämlich damit nochmals einen Bildungskreis, den wir bereits durchlaufen, indem wir nach der Reihe erst die Engländer, dann die Franzosen, und nun endlich die Italiener dieselben Fesseln und Beschränkungen abwerfen, dieselbe Scheidemauer niederreissen sehen, die der dreiſsigjährige Krieg uns wol gar noch fester, als Letztern die innern Adels- und Städtekämpfe und die Hierarchie, vorzogen, so daſs wir vielleicht weiter als irgend ein Volk zurückgehen muſsten, um unsere Bildungsfäden aufzunehmen und anzuknüpfen.

Indem wir nun unserm neu gewonnenen Freundespaare näher treten, bemerken wir zuvörderst mit Freuden, daſs der erstere, lange schon als Dichter und Montis Freund gefeierte bereits 1827 die Braut von Messina, die junge Dame dagegen (s. *Bibl. ital.* 1830. *N.* 172.) zu Verona theils hier im Anhange die Ballade Graf Habsburg, theils Bürgers Lied vom braven Manne übersetzt hat (s. *Il Poligrafo. Decemb.* 1830.). Beider Uebersetzungen ist eigenes und fremdes Urtheil beigefügt. Namentlich hat Frau Hedwig noch eine historische Uebersicht der auf die Tragödie bezüglichen Geschichtsmomente nach Hume und Robertson vorausgeschickt, angehängt aber und mit eigenen Anmerkungen begleitet Fr. Schink's Kritik der Schillerschen Maria. Die erste Uebersetzung hat in der *Antologia di Fir. N.* 110, die zweite im Aprilheft der *Bibl. Ital. N.* 172. lobende Anzeige gefunden.

Sollen nun wir unser Urtheil darüber fällen, so muſs man uns, wie sich von selbst versteht, den Deutschen vergeben, mithin einmal die Kunstansicht, als Ausbeute der gewonnenen Stufe wissenschaftlicher Klarheit, dann aber besonders die hiemit und hienach geförderte Ansicht der Uebersetzerkunst, deren Mühe und Arbeit wir aus innerm Drang und Bedürfniſs, unsere Bildung allseitig zu ergänzen, bereits mehr als irgend ein Volk gekostet und im Grofsen und Ganzen getrieben haben. Von diesem Standort aus wollen wir unumwunden die Vorzüge und Mängel beider an sich und im Verhältniſs zu der Urschrift kurz angeben, aber gleich unumwunden auch bevorworten, daſs wir, im Ganzen genommen, der Uebersetzerin den Vorzug vor dem Uebersetzer einzuräumen nicht umhin können.

Allerdings nämlich hat die Sprache des Uebersetzers einen ernstern, gehaltenern, gewissermaſsen eigen- und volksthümlichern Gang und Zuschnitt, sie ermangelt nicht einer gewissen glänzenden Färbung, Glätte, Abrundung, Reinlichkeit, und was man sonst dieser schönen Sprache als Erbschaft von ihren Dichteraltvätern nachrühmen kann. Liest man nun aber in der Vorr. S. XXII: „*I Tedeschi usano la loro lingua molto liberamente, e la facoltà che ognuno possiede di coniare vocaboli e di piegarli a nuovo significato per la unione di vocaboli conosciuti, dà alla loro lingua tante apparenze diverse quanti sono gli autori. Agli stranieri essi ponno sembrare anche esagerati, quando sono sublimi, raffinati quando sono adorni, bassi quando non sono che naturali. Ma la nostra lingua poetica quasi in tutto divisa dalla prosastica, e lungamente governata dall' esempio, non si lascia facilmente adattare alle insolite forme settentrionali; e chi volesse tutte raggiungerle, oltrechè tenterebbe impresa forse impossibile, andrebbe anche a pericolo di falsificar non di rado il gusto della nostra poesia, e percorrere dietro ad una inutile corrispondenza di parole, mal ritrarrebbe la parte essenziale del suo testo*": so begreift man wohl, daſs ein gewisses noch unbezwungenes verworrenes Nationalvorurtheil von einem Dichtergeschmack, der im Grunde nur durch abergläubige Achtung vor Herkömmlichkeit und willkürlich gesetzten Heraklessäulen der Sprache bedingt, ja mit diesen Eins ist, sonach aber nur zu gut technischer Mosaik und Täfelwerk führen kann, den wohlkundigen Mann bestimmte, die Ketten doch mit Anstand nicht nur selbst zu tragen, sondern sie auch dem nordischen Dichter anzulegen. Denn ist wol jener *gusto lungamente governato dall' esempio* mehr, als eine übereinkömmliche Schranke? Wir wollen und müssen aber so billig seyn, den gröſsten Theil dieser Schuld weniger dem Uebersetzer, als seiner Zeit und der einseitig gewordenen Richtung seines Volks beizumessen, ja diese Schuld durch das verständige und wohlwollende Streben, seinen Landsleuten einen neuen Kreis, eine neue Weise dichterischer Weltanschau aufzuschlieſsen und mitzutheilen, für noch mehr gemindert und gesühnt zu erachten. Die hochverdienten und mit Recht vielbeweinten Männer, Monti und Perticari, waren es, die zuerst im Sinn und Geiste Dantes das Vorurtheil eines nur von Wenigen sich vorbehaltenen Sprachfreibriefs, damit die flache Genügsamkeit, die bequeme, faule Bewunderung, das vornehme Ruhen und Pochen auf einige Pergamente hochwürdiger und verdienter Ahnherrn, die man nicht einmal zu lesen und zu deuten verstand, den Casten- und Handwerksinn stürzend und zerstörend, die neue Zeit vorbereiteten, und herbeiführten, welche nun über Italien aufgeht. Immer deutlicher und freier wird durch Lehre und That der Trivulzi, Viviani, Baretti, Manzoni u. a. edler Geister, daſs jene nüchterne, zahme Rhetorik, welche für ihre getrockneten Phantasieblumen die Bilder, für die eingemachten Redensarten die Gedanken zusammenbettelt, am allerwenigsten Poesie, Styl und Geschmack ist.

Auch unser Andrea nun ist unter denen, welche das „Morgenstunde hat Gold im Munde" beherzigen und

Digitized by Google

die gröſsen Muster nicht verkennen; aber er hat schon zuviel *pratica* und Manier, um den nordischen und eigenthümlich Schillerschen Styl sich anzueignen und wiederzugeben. Nicht unbefangen und muthig genug, den Italiener dem Deutschen entgegenzuführen und in ihm zu versenken, um so nicht etwa gegen den herkömmlichen Geschmack zu verstoſsen, den aber eben nicht einseitig aufrecht zu halten die Aufgabe ist, will er eigensinnig vielmehr den Deutschen an den Italiener heranbringen und jenen diesem aneignen und in diesen umgestalten. Daher fehlt bei aller Correctheit und Zierlichkeit, Glätte und Glanz doch eben das, was unserm herrlichen Landsmanne eigenthümlich ist, jene kühne *macchia* und zarte *velatura*, wenn ich diese passenden Ausdrücke aus einem andern Kunstgebiete übertragen darf, seine Innigkeit und Composition, kurz der Hauch und Schmelz, der das Ganze durchwebt, beseelt und bindet. Darum wird er oft nur Umschreiber und verzichtet gar zu zaghaft, oder auch gaumselig verwöhnt, auf die Bewegung in gleichen Rhythmen und Metris, an welche wir Deutsche bescheiden, unbedenklich und fleiſsig bei weit schwierigern Aufgaben, offenbar zu groſsem Gewinn unserer Sprache, uns gewagt haben. Gerade aber Geister, wie er, deren Stimme etwas im Lande gilt, sollten und müſsten jenem verwöhnten Geschmack entgegentretend die Bahn brechen, und was ihm nicht gelänge zu erreichen, Andern zu überlassen, wäre doch wol eben so rühmlich als menschlich, und wenn wir unserer Erfahrung vertrauen dürfen, gewiſs nicht erfolglos.

In diesen unsers Erachtens wesentlichen Puncten, gleichsam dem Irrationalen des Gedichtes, scheint uns denn Frau Hedwig, wie wir schon oben bekannten, mit leiserer Ahndung und richtigerm Tact, wie Frauen pflegen, die Seele des Dichters herausgefühlt zu haben. Mehrfach, wie das obenerwähnte gelungenere Bürgersche Gedicht zu beweisen scheint, und wie es der Frauennatur zusagt, im Lyrischen geübt, hat sie auch in der Tragödie diese Glanzpartien und Lichter unseres Dichters treuer und mehr hervorgehoben. Ist nun aber auch auſser diesen nicht überall die bündige, gedankenschwere Kürze gleich bündig wiedergegeben, sondern hier und da wol auch gedehnt und erweitert; sind gleich manche Epitheta minder kräftig und eigenthümlich treffend übertragen, ja zertrennt und auseinander gehalten, als zuweilen wol nöthig war, wie Montis Jliade zeigt; bekennt die Uebersetzerin auch bescheiden, daſs sie in edlem Versbau, in Schönheit und zierlichem Anstande des Ausdrucks mit Andern nicht ringen könne, und wie sie nur hoffe, man werde den Fleiſs nicht verkennen, womit sie die Züge des Urbildes so schlicht und genau wiedergegeben, als es der verschiedene Geist und Artung beider Sprachen gestattet habe: so ist doch eben diese gröſsere Treue, Unbefangenheit, ja Keuschheit und Unschuld, womit sie das Urbild aufgenommen und nachgebildet, ein unverkennbarer Vorzug, der sich durch eine gewisse Frische, Innigkeit und Liebe, die selbst in den leisen Tinten, Uebergängen und Wendungen oft weht, sich kund giebt. Dieser Duft gerade ist es aber, welcher sich nicht in den Retorten und Schmelztiegeln der Rhetorik auffangen läſst. In diesem Sinne hat auch Frau Hedwig ihre Sprache, soweit einem Ausländer darüber zu urtheilen geziemt, frei, gewandt und leicht gehandhabt, ohne daſs man ihr darum Mangel an Geschmack, oder absolute Rücksichtslosigkeit auf das *governo dell' esempio*, wie Andrea es nennt, wir lieber *usus tyrannus* nennen möchten, vorwerfen könnte. Gestattete es der Raum, so würden wir dies durch Nebeneinanderstellungen genüglich belegen. In den Englischen Eigen- und Ortsnamen nur hätten wir ihr das freiere Gebahren und Schalten gewünscht, welches Andrea, auch nach Ariost's (*Orl. F. XVI.*) Vorgange, mit seinem Rechte sich erlaubte, da die Italienische Sprache dem Wohllaute Opfer bringt, wie keine andere ihm zu bringen sich getrauen würde.

Um endlich auf die oben schon berührte treuere Nachbildung des Rhythmischen und Metrischen zurückzukommen, welche hier die sechste Scene des zweiten Acts und die erste des dritten betrifft — der unbeachtet gebliebenen gereimten Ab- und Ausgänge wollen wir nicht gedenken — so ist Frau Hedwig auch hier treuer verfahren und hat wenigstens verwandte gleiche Metra, wenn auch nicht Rhythmen und Strophen gewählt, statt daſs Andrea reimlos und unwohllautiger übersetzt, ja auch einmal sogar den Gedanken schielend gestellt hat; denn *Il gaudio de 'celesti è nel suo petto* ist doch etwas anderes als: *Das Glück der Himmel ist an ihrer Brust.* Wie denn aber die Uebersetzerin überhaupt fünfzehn iambische halbvollzählige Trimeter und unvollzählige Dimeter zu acht daktylischen Tristichen ausgedehnt hat: so füllt auch diese Zeile das Tristichon:

Il più caro piacer della vita
Il piacere onde ogni alma è rapita,
Solo ha seggio in quel candido sen,

womit freilich alles Colorit durchaus verändert ist. Und hier dürfte wol ein Deutscher, dem in langen Jahresreihen unermüdete und immer gelungenere Versuche seiner Landsleute, sich in kunstreicher gegliederten quantitativen antiken Rhythmen zu bewegen, vorliegen, ein rathendes Wort zu sprechen nicht unbefugt seyn, welches Trissinos, wenn auch noch nur als dämmernde Ahndung mitgetheilte Ansicht wieder aufzunehmen und zu verfolgen vorschlüge, die Sylben nämlich nicht bloſs zu zählen, sondern die Füſse zu messen, womit sich denn diesem für Musik und Wohllaut so empfänglichen Volke eine tiefere und gediegenere Erkenntniſs und Wissenschaft der Metrik eröffnen würde, als die Empirie auch eines feinen Ohres aus mancherlei gegebenen Formen, woran die Italienische Poesie reich ist, heraushören und nachahmen kann. Doch auch hier möge Muth und Arbeit die Bahn finden, oder entdecken, auf welcher diese schöne Sprache mit erweiterter Geistesbildung und erfrischtem Dichtersinne nicht anders als gewinnen kann. Anfänge, wie die vorliegenden, sind die willkommensten Pfänder einer näheren Verbrüderung auch unserer beiden Völker, zu welcher wir Deutsche schon längst freundlich und ehrlich, aber auch würdig die Hand geboten haben. Möge der Italiener dasselbe thun!

Adolf Wagner.

Digitized by Google

Nro. 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Der Rechtsweg. Ein Versuch vergleichender Gesetzeskritik des Französ. mündlichen und gemeinen Deutschen schriftlichen Civilprocesses, mit Rücksicht auf die neueren legislativen Verbesserungen beider und auf die Mischungsversuche der neuesten Zeit, von Dr. R. Freiherrn von Holzschuher.

(Schluſs.)

Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, daſs nur die Gesetzbücher über das Verfahren in einem constitutionellen Staate durch wahre Gesetze nach vorgängiger Berathung bei den Ständen eingeführt, die Gerichtsorganisationen dagegen, von welcher recht eigentlich die Wirksamkeit und Bedeutung der Procedurformen abhängt, beliebig durch bloſse Verordnungen normirt werden könnten. — Unser Verf. verlangt zu einer gehörigen Gerichtsverfassung auch mit Recht die Anordnung einer Staatsbehörde (S. 151.). Wir machen bei dieser Gelegenheit unsere Leser auf eine neue recht brauchbare Zusammenstellung der Pflichten des *ministere public* in Frankreich aufmerksam (*le ministere public en France — Traité et Code de son organisation etc. par Ortolan et Ledeau. Paris* 1831. 1 *vol.*) Auch den Cassationshof hält der Verf. S. 123. für nothwendig. Recensent kann dieser Ansicht nicht beistimmen; alle Vortheile, welche der Cassationshof erreichen soll, lassen sich weit einfacher durch die Wirksamkeit der Staatsbehörde, durch Oeffentlichkeit der Rechtspflege, welche die Bürger am besten über den Geist der Rechtsanwendung belehrt, und vorzüglich durch eine Einrichtung erreichen, nach welcher überall, wo in einer Sache über Verletzung des Gesetzes geklagt werden kann, ohne Rücksicht auf Appellationssumme die Appellation zuläſsig ist. — Die gegenwärtige Einrichtung des Cassationshofes in Frankreich ist übrigens auch in diesem Lande neuerlich vielfach getadelt worden *). In Genf, wo der Französ. Proceſs in wahrhaft verbesserter Gestalt besteht, wird der Mangel des Cassationshofes durchaus nicht vermiſst. — Die Mahnung der Redaktion der Jahrbücher zur Kürze der Anzeige raubt dem Recensenten das Vergnügen, noch bei mehreren Puncten der Erörterung des Verfassers prüfend zu verweilen, und nachzuweisen, wie gründlich der Verfasser seinen Gegenstand durchgeführt hat. Ueber manche Ansichten des Verfassers in Bezug auf den gemeinen Deutschen Proceſs hätte Recensent freilich noch mit dem Verfasser zu streiten; nicht selten wirft der Verfasser dem gemeinen Processe etwas vor, was eigentlich nur von einigen Juristen behauptet wird, z. B. über Rekusationen, über richterliches Erfüllungsamt, vom Beweis durch Sachverständige; auch wäre über die Richtigkeit mancher Ansichten, in welchen der Verfasser den Französischen Bestimmungen den Vorzug giebt, viel zu sagen, z. B. über die Französische Beschränkung des Zeugenbeweises (die Stimmen in Frankreich selbst erheben sich immer allgemeiner gegen diese Ansicht, s. *Annales de législation et de jurisprudence p.* 14.) über die Französische Bestimmung über qualificirtes Geständniſs (daſs die gewöhnliche durch die Allgemeinheit der Fassung des Art. 1356. veranlaſste Ansicht, nach welcher auch die vorgebrachte *exceptio* nicht von dem eingestandenen Theile des Klagegrundes getrennt werden darf, nichts taugt, wird jetzt immer mehr eingesehen. S. Duttlinger, Archiv für die Rechtspflege und Gesetzgebung in Baden, 1. Heft Nr. 13. —

*) S. in den *Annales de legislation et de jurisprudence* 1829. *pag.* 20. Auch verdient das von Birnbaum über die Art wie im Königreich der Niederlande der Kassationshof gesetzlich modificirt worden ist, in der kritischen Zeitschrift für ausländ. Rechtsv. und Gesetzgebung III. Bd. S. 2—20. Gesagte vorzügliche Beachtung.

Digitized by Google

Dagegen können wir von dem Werke uns nicht trennen, ohne unsere Leser auf manche treffliche Erörterungen über einzelne Processual - Puncte aufmerksam zu machen; z. B. über die Lehre vom Ungehorsam, über Litisdenunciation, über Beweisinterlokut, über Zeugenvernehmung, über das Recht des Appellanten *nova* vorzubringen u. s. w. Gewiſs wird die vorliegende Schrift dazu beitragen, manche Vorurtheile gegen den Französischen Proceſs zu entfernen, und vor den Nachtheilen unzweckmäſsiger Mischungsversuche zu warnen.

Mittermaier.

XLII.

Locmani fabulae quae circum feruntur annotationibus criticis et glossario explanatae ab Aemilio Roedigero, Phil. Doct. et Prof. P. E. O. Theol. Licent. Societatis Paris. Socio. Halis Saxonum 1830. *4to min.*

Kein Arabischer Text hat in einzelnen Theilen und im Ganzen so vervielfältigte Ausgaben und bloſse Abdrücke erfahren, als die dem Locman beigelegten Fabeln. Seit ihrer ersten Bekanntmachung, durch den gelehrten Erpen zu Anfang des 17ten Jahrh. hat jedes Jahrh. 3 oder mehrere Ausgaben desselben aufzuweisen. Frägt man nun bei der Reichhaltigkeit der Arabischen Literatur; — von der im Verhältniſs zu dem noch unbearbeitet daliegenden, nur erst ein sehr geringer Theil bekannt ist, — frägt man, wie so grade diesen Fabeln, das unsres Erachtens kaum verdiente Glück der vervielfältigten Herausgabe zu Theil geworden, so war es hauptsächlich die Leichtigkeit des Inhalts und der Form derselben, welche sie vorzüglich für den Anfang des Arabischen Unterrichts empfahl, theils aber auch war es die nachläſsige oder unberufene Arbeit der Vorgänger, (Deusinger, Herbin u. s. w.) welche gewöhnlich den nochmaligen Herausgeber rechtfertigen sollte. Ersteres hatte noch den letzten Editor. Prof. Freitag bewogen, sie den historischen Stücken seines Lesebuches (Bonn 1823) voranzuschicken. Doch müssen wir uns grade wegen der Sprachweise jener Fabeln ganz entschieden zu einer entgegengesetzten Ansicht bekennen. Es schlieſst sich die Schreibart jener Fabeln mehr oder minder an die Vulgärsprache an. Dem einzuführenden Fremdling aber, meinen wir, muſs die Sprache in gerechter Uniform vorgestellt werden, nicht im zwanglosen Negligee; er muſs erst mit ihrer gesetzmäſsigen Bildung, mit ihrer ganzen Haltung, Bewegung und Wendung vollkommen vertraut sein, um sie in ihrem häuslichen Schalten und Walten nicht zu verkennen. Gleich unpassend ist es natürlich, wenn für die Grammatik, welche die Sprache in ihrer Gesetzmäſsigkeit darzustellen hat, die Beispiele aus den Sprachen des gemeinen Lebens, die eben jene Gesetzmäſsigkeit abgelegt hat, hier und da entnommen werden. Für den Anfänger sind demnach Stücke möglichst leichten Inhalts aus der Schriftsprache, nicht aus der Vulgärsprache zu wählen. Zwar hat man mitunter das Unpassende der Vulgärsprache für den Anfänger gefühlt, jedoch des gemeiniglich leichteren Inhalts wegen, Stücke aus derselben zur Schriftsprache zugestutzt; aber wie unglücklich dergleichen Bemühungen sind, leuchtet von selbst ein. Die Vulgärsprache besteht nicht nur in einem freieren und nachläſsigeren Gebrauch von Formen, sondern ist durch freiere Wortstellung und Construction, durch Colorit und Manier von jener verschieden. Und abgesehen davon, daſs jene Schriften in der Sprache des gemeinen Lebens den bedeutendsten Werth und Reiz gemeiniglich nur in dieser Form haben, (den sie demnach verlieren), so entsteht bei einer solchen Ausputzung, will man anders nicht ganz willkührlich auf eigner Hand die Vulgärsprache gradezu in die Schriftsprache umschreiben, — der bei weitem noch gröſsere Nachtheil, daſs der Schüler weder vulgär noch scriftarabisch, sondern ein possirliches Gemisch von beiden zu lesen bekommt. Wenn nun Herr Roediger auch von der alten Ansicht, der besondern Zweckmäſsigkeit des Locman für Anfänger ausgegangen ist, — natürlich ohne sich ein willkührliches Zustutzen zu erlauben — so wollen wir hierüber um deſshalb mit ihm nicht rechten, als wir eben dieser Ansicht sein treffliches Glossar verdanken *). Hierzu kömmt aber noch, daſs Hr. R. sich nicht sowohl der langen Reihe der Herausgeber *angeschlossen*, als er sie vielmehr durch seinen höchst genauen Text und die ihm untergesetzten Noten, *beschlossen* hat. Denn wenn auch die letzte Freytagsche Ausgabe, bis auf einzelne Kleinigkeiten einen guten Text gibt, so fehlt ihr doch was

*) *Sed praeterea ad opus suscipiendum me hoc potissimum commovit, quod quum has fabulae a patrum memoria haud inepte quidem, in prima tironum institutione solerend adhiberi, peculiari Glossario tamen carerent. Cfr. Praef. VII.*

Digitized by Google

sie füglich für ihren Zweck entbehren konnte und mufste, der kritische Apparat der früheren Ausgaben. Dieser ist hier vollständig in den Noten enthalten, und die Vorrede pg. IV, u. folg. gibt aufserdem noch eine kurze aber genügende Kritik der Vorgänger. Hierdurch sind denn allerdings die Arbeiten dieser als erledigt zu betrachten. Wünschenswerth würde es noch gewesen sein, wenn uns Hr. R. das Resultat einiger weiteren Untersuchungen über diese Fabeln und ihre Entstehung mitzutheilen gehabt hätte; hierüber erklärt der Hr. Herausgeber indessen nur im Vorbeigehn, dafs, was auch das Zeitalter des Locman sei, er jedenfalls der ziemlich allgemeinen Annahme von der spätern Aufzeichnung der Fabeln beitreten müsse (vgl. pg. VIII. zu Ende). Als ein neues Hilfsmittel für den Text hat Hr. R. einen aus Aegypten nach Paris kürzlich gekommnen Codex benutzt, den er *Ewaldianus* nennt, weil er der Güte des Hrn. Prof. Ewald die Vergleichung desselben verdankt pg. VI. 16. Zwar langte diese erst nach Abdruck des Textes an, indefs ist die vollständige Collation pg. IX. nachträglich mitgetheilt, und die guten aufnehmbaren Lesarten mit Sternen bezeichnet. Die 4 letzten von Caussin zuerst mitgetheilten Fabeln fehlen in dieser Handschrift; ein beträchtlicher Theil seiner Lesarten fällt auf Rechnung der Vulgärsprache, so wie sich überhaupt meist um Formen der Vulgär- und Schriftsprache die Abweichungen der Handschriften drehen. Wir geben einige Beispiele *Fab.* 2. hat der Text mit der *edit. princeps* gegen die übrigen Ausgaben الصّبّابين *Ew.* (mit den übrigen) الصيابون wozu die Note *hic et paulo post in hac ipsa fabula . ponatur igitur in contextis cum editt. praeter princ. omnibus.* Doch sollte bei einer solchen gewöhnlichen Vulgärlesart, ein Codex den Ausschlag geben? *Fab.* 19. ist für يعرض *Ew.* يعرض vorgezogen, doch wie in der Vulgärspr. die erste Conj. zuweilen statt der 4ten (vgl. *fab.* 39. *not.* 8. u. *Gloss.* فاق) und die 4te statt der 2ten; so mag auch diese wieder vulgär statt der 1sten gebraucht sein, wie denn auch gleich *fab.* 23. für تعرك und يعرك *Cod. Ew.* ganz in demselben Sinne تعرك und يعرك hat. *Fab.* 4. will mit Recht Hr. R. für أكبر علي *Ew.* أكبر علي aufnehmen, da die Bedeutung كبّر *graviter tulit. aliq.* sich nur auf Gol. Auctorität begründet. *Fab.* 24. ist Hr. R. Conjectur, die er als solche in den Text aufgenommen nämlich يحصّون für die Vulg. يحطّون wofür Freytag يخطون vorschlug, durch denen Cod. wirklich bestätigt. Mit Nutzen hat der Hr. Herausgeber hier und da die griech. Fabeln des Syntipa verglichen, so z. B. ist die verstümmelte 15te Fabel recht gut durch den nur orthographisch ein wenig verbesserten Zusatz des Oxford. Cod. vervollständigt. Schon de Sacy hatte eines solchen Zusatzes aus dem Paris. Cod. Erwähnung gethan, Caussin und Freytag aber haben ihn defsungeachtet übergangen, es sind die Worte وهذا الجوي سريع الذبول والعطب die durch die Antwort, nothwendig in der Frage vorausgesetzt werden, und für welche auch bei Synt. *fab.* 32. ähnlich τὰ δὲ τῆς ὑμῶν φυτηκομίας πολλάκις ξηραίνεται sich findet. Man vgl. aufserdem *fab.* 1. Anm. *annot.* 1. 2. 9, 2. 12, 2. u. and. Wir begnügen uns mit diesen Beispielen, und gehen nunmehr zu der Würdigung der verdienstvollen Bearbeitung des beigefügten Glossars (pg. 1—52.) über. Es ist bekannt in welcher chaotischen Verwirrung die Arabischen Wörterbücher sich befinden, und wie sehr sie in ihrer einseitigen Weitläufigkeit theils das Gepräge der Arabischen Scholiasten, theils in ihrer weitläufigen Mühseligkeit den Charakter der Holländischen Bearbeiter an sich tragen, während die Hebräische Lexicographie nach manchen tüchtigen Vorgängern, besonders durch Gesenius lichtvolle Bearbeitung zu einem bedeutenden Grad der Vollendung gediehen ist. Freilich darf hierbei nicht übersehn werden, dafs der Arab. Lexicograph mit um so unendlich gröfseren und mannigfaltigeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als die Arabische Litteratur selber unendlich reicher, ausgebreiteter und vollendeter als der Hebr. vor uns liegt. So grofs aber auch die Schwierigkeiten sind, zu deren vollkommnen Ueberwindung kaum die lebenslängliche Arbeit des Einzelnen hinreichen mag, so ist doch nichtsdestoweniger von unsrem gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkt an die Arab. Lexicographie dieselbe Anforderung zu machen, als an die Hebr. Diefs hat Hr. Prof. R. vollkommen anerkannt, und es kann zugleich dieses Glossar verhältnifsmäfsig als ein wahres Specimen den Be-

Digitized by Google

arbeitern des Arab. Sprachschatzes dienen, die freilich nicht minder unsrer Nachsicht bedürfen, als sie dieselbe von uns zu fordern berechtigt sind. Es hat demnach der Verf. nach Muster und Vorgang Gesenius überall die ursprüngliche Bedeutung aufzusuchen und diese aus sich selber zu entwickeln, sich bestrebt. Die Auffindung der Grundbedeutung der Wörter und ihre Entwicklung unterliegt aber besonders im Arabischen grofsen Schwierigkeiten, da dieselben oft von einem ganz unscheinbaren sinnlichen oder aber weitschichtig allgemeinen Element, ihr erstes Gepräge erhalten, dieses aber bei der nachgehenden im Laufe der Zeit sich gestaltenden Entwickelung, abgegriffen, verwischt und endlich ganz unkenntlich wird. Leicht ist hier zu irren, doch führt die Analogie andrer Stämme in der Spr. selber, und die desselben Stammes und andrer in den verwandten Dialekten nicht selten auf die richtige Spur. Schon geht das heranwachsende allgem. sprachl. Studium selbst über diese Gränzen heraus, und das Bedürfnifs einer Vergleichung der sämmtl. Sprachstämme mit andren (z. B. Indo-Germanischen) wird schon merklich fühlbar. Wir können es daher nur loben, dafs der Verf. in diesem Glossar nicht nur die verwandten Stämme der Sprache selber zu Hilfe genommen, und überall selbständig die Originalwörterbücher (*Camus*) und wichtigsten Arabischen Scholien (zu *Hamma'sa* und *Hariri*) zu Rathe gezogen hat, sondern, dafs er es auch nicht verschmähte — wie sich von seiner umfassenden Kenntnifs erwarten liefs — für das Arab. hier und da auch die ärmere Schwestern, das Hebr., Samarit., Chald., Syr. und Aethiop., sprechen und Zeugnifs ablegen zu lassen. Man vgl. z. B. kürzlich أَجَلٌ *huius radicis primaria videtur notio volvendi, provolvendi, convolvendi. — Volvendi vertendique notio transfertur etiam ad tempus unde* أَجَلٌ *spatium temporis, idque finitum, terminus finis* (eigentlich, *volumen temporis et loci*). Hiergegen vergl. man die gewöhnl. Lexica, أَجْلِ, *cum gen. (rei) caussa, propter fort. propr. (rem) accommodate ad terminum vel finem rei;* diefs schwerlich besser als *volumen gravitas, auctoritas, gratia,* es fällt hier أجل mit جل zusammen vgl. مِن أَجْلِكَ مِن جَلِّكَ *etc.* und das Hebr. בגללך, bei جمل wird gut aus 1) *collegit, congessit* 2) *pulcer fuit* جمل durch *consummatus, perfectus* vermittelt. Es versteht sich, dafs Hr. Prof. R. für seinen Zweck sich durchgehends der Kürze befleifsigen mufste, und daher manches mehr andeuten, als ausführen konnte, vgl. حقّ, دبر u. a. bei بهو, بها, بهي hätte neben *venustus, pulcer fuit, nituit* kurz die Grundbedeutung *purum, vacuum esse,* angegeben werden können, da es auch *vacua fuit (domus)* heifst (vgl. Hebr. חחו) wie diefs bei vielen Stämmen Statt findet, wo die Arab. Lex. 1) *pulcer venustus fuit* 2) *deformis fuit* κατ' ἀντιφρασίν anführen, vgl. جلا u. and. Gut ist z. B. zu حقر *contempsit,* u. حقر *contemptus, vitis fuit* eben so Aethiop. ፈፀፈ: als Grundbedeutung *fodit, effodit* angegeben, und vermittelt durch *fodicavit dicteriis, calumniis* vgl. Syr. ܚܦܪ; aus dem Hebr. hätte hier noch חער angeführt werden können, welches, weil es im Arab. schon zu 2 verschiednen Stämmen خفر und حفر gespalten, bei den Hebr. Lexicographen in der Einheit verkannt ist. So wie (was mit dem angeführten بهي zusammenhängt) חלה *glatt, leer, sein* 1) häfslich, krank sein (vgl. פנים רעים Gen. 40, 7.) 2) schön, angenehm, süfs sein, Arab. حلا Syr. ܚܠܐ davon Piel חִלָּה אֶתְפְּנֵי פל *mulcere faciem.* Wir brechen hier ab und verweisen auf die tüchtige Behandlung andrer Artikel, wie جر جبّ جوّ نخل نغل نلّ ربّ u. s. w. Auch die vorkommenden neueren, oder in den gewöhnlichen Wörterbüchern fehlenden Wörter sind genügend nachgewiesen vgl. جورة, جوك, خلقين, oder möglichst genau untersucht S. شوحة. Von grammatischer Seite wird pag. 42. das Uebereinkommen der Infinitiven in den abgeleiteten und selbst ursprünglichen Conjugationen mit der Pass. Particip-Form mit *Lumsden Grammar of the arabii lang. pg.* 251. bestimmter als bei *de Sacy Gramm. ar. pg.* 236. u. *not. a.* ausgesprochen, und mit einer Anzahl von Beispielen belegt. Wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs Hr. R. der in zwei Werken uns so vielfache Beweise einer guten Kritik, Umsicht und Besonnenheit, so wie einer tiefen Kenntnifs des Arab. und der Semitischen Dialekte gegeben hat, und der wie wir erfahren selbst das Sanskrit nicht nur in den Kreis seiner umfassenden Studien, sondern selbst seiner Vorlesungen mit Erfolg gezogen hat, dafs er seine Thätigkeit, wenn nicht guten Inediten — die nicht leicht einem Jeden zu Gebot stehen — doch Schriften von anerkanntem Werth, die aber noch einer guten Bearbeitung bedürfen, baldigst zuwenden möge.

Ferd. Benary.

Digitized by Google

Nro. 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

XLIII.

Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde. Herausgegeben von Dr. K. C. v. Leonhard u. Dr. H. G. Bronn. Heidelberg (Georg Reichard) 1830. Erster Jahrgang, erstes bis drittes Quartalheft. VI. und 420 Seiten, mit vier schwarzen und illuminirten Tafeln. gr. 8.

Es ist doch wohl eine gute Gewährleistung für die Tüchtigkeit einer wissenschaftlichen Zeitschrift, wenn dieselbe sich beinahe ein Viertel Jahrhundert eines ununterbrochenen Fortganges erfreuet hat. Diefs ist der Fall bei der vorliegenden, welche, obgleich sie einigemal dem Bedürfnisse des wissenschaftlichen Standes gemäfs, Plan, Umfang und auch wohl den Titel modificirt hat, seit dem Jahr 1807 nicht blos der Mineralogie in ihrem ganzen Umfange eine recht nützliche Stütze war durch den Reichthum von Original-Abhandlungen und andern Mittheilungen vieler Meister und tüchtiger Jünger aus allen Schulen, sondern auch vorzüglich zur allgemeineren Verbreitung der Forschungs-Resultate beigetragen hat durch die Leichtigkeit und Wohlfeilheit, womit sie Ueber- und Einsicht gewährte in dasjenige, was anderwärts im Gebiete mineralogischen Wissens im In- und Auslande geleistet wurde. An das „Taschenbuch der Mineralogie von von Leonhard", welches zuerst im Jahr 1807 und von da ab jährlich in einem Bande, von 1813 an in zwei, von 1821 an in drei, von 1823 an in vier Abtheilungen und von 1825—1829, auch unter dem Titel „Zeitschrift für Mineralogie", in zwölf Monatsheften erschien, reihet sich das vorliegende „Jahrbuch", in vier Quartalhefte getheilt, an. Es ist von Wichtigkeit, dafs der ursprüngliche Herr Herausgeber sich dazu mit einem namhaften Petrefaktologen, dem Hrn. Prof. Bronn verband, dessen Name dem Unternehmen in seinem gegenwärtigen, dem Zeitgeiste der Wissenschaft vollkommen angemessenen, durch den Titel schon angedeuteten Umfange eine um so gröfsere Assekuranz verleihet. Der Inhalt besteht, dem Plane nach, in Original-Abhandlungen, brieflichen Mittheilungen und Auszügen, welche sehr gedrängt und da, wo es genüget, nur andeutend von *Allem* Kenntnifs geben sollen, was in Deutschland und im Auslande durch besondere Werke, durch Denkschriften, gelehrte Gesellschaften und durch Journale im Gebiete der Mineralogie, Geologie und Petrefaktenkunde im Laufe eines jeden Jahres geleistet worden. Am Schlusse des Vorworts sprechen sich die Herren Herausgeber über die Tendenz im Allgemeinen also aus: „Das Jahrbuch, versehen mit einem vollständigen Namen- und Sach-Register, gewährt folglich jedem Freunde der mineralogischen Wissenschaften, ohne den Leser in fremde Gebiete herüberzuziehen, ein *umfassendes Repertorium* und in ihm die Möglichkeit, den Entdeckungen und Beobachtungen des Tages folgen zu können; nichts Wissenswerthes wird seiner Kenntnifs entgehen".

Rec. giebt hier von dem Inhalte der vorliegenden drei Quartalhefte eine kritische Andeutung des Wichtigern.

1stes Quartalheft. Die verglasten Burgen in Schottland, von Leonhard. Die problematischen Festen, *vitrified forts*, welche ohne historischen Beleg für ihre Erbauer und ihre Entstehungszeit sind und in der ganzen Erstreckung ihres Mauerwerks Merkmale von Glühung, Verglasung und Verschlackung darbieten, werden hinsichtlich ihrer Masse auf eine interessante Weise mit vulkanischen Gesteins-Umbildungen verglichen. Nach dem Zusammenfassen aller bis jetzt darüber kund gewordenen Nachrichten stellt sich als Resultat heraus: „Der Verglasungs- und Verschlackungs-Procefs unserer Burgen dürfte auf die Art bewirkt worden seyn, dafs die Mauern in zweckdienlicher Weite mit einem Erd- oder

Digitized by Google

Rasenwall umgeben, der Zwischenraum mit Brennmaterial angefüllt und Füllung und Verbrennung so oft wiederholt worden, bis die Absicht erreicht war". — *Ueber zwei fossile Fischarten: Cyprinus coryphaenoides und Tetragonolepis semicinctus aus dem Gryphitenkalke bei Donau-Eschingen, mit Abbildungen, von H. Bronn.* Ein sehr interessanter Beitrag zur urweltlichen Ichthyologie. — *Ueber die Hornblende von Pargas in Finnland und über einige mit deren Auftreten verbundene denkwürdige Erscheinungen, von Leonhard.* Zur Charakteristik dieses speziellen Vorkommens wichtig, mit Andeutungen über die Genesis dieses Fossils und seiner Begleiter, aus dem Standpunkt des vulkanischen Systems. — *Ueber einige Nord-Amerikanische Mineralien von Dr. R. Blum.* Enthält nähere Nachrichten über Sillimanil, Nuttalit, Cummingtonit, Xanthit, Chiastolith, Molybdänglanz und Colophonit. — *Ueber einige fossile Arten Cypris (Müller, Lamk.) und Cythere (Müller, Latreille, Desmarest) vom Grafen von Münster.* 22 Arten Cythere werden kurz bestimmt, genauer sollen die Bestimmungen und Beschreibungen in dem Goldfuss'schen Petrefaktenwerk gegeben werden.

2*tes Quartalheft. Ein Durchschnitt aus den Alpen mit Hindeutungen auf die Karpathen, von Lill von Lilienbach.* Ein wichtiger Beitrag zur geognostischen Geographie und zur Geognosie im Allgemeinen, der eines Auszugs nicht wohl fähig ist. — *Ueber Eis-Krystallisirung und über Gänge von Eis in Eis, vom Prof. Hessel.* Die angestellten Versuche, welche Wiederholung unter mancherlei Modificationen verdienen, können bedeutend werden für die Genesis der Gebirgsbildungen. — *Versuch einer geognostischen Eintheilung seiner Versteinerungs-Sammlung, nach Berathung der Herren Brongniart, Goldfuss, Bronn, Cordier, Hausmann, von Leonhard, Nöggerath und Delabêche's Karte, von F. W. Höninghaus (Erster Theil).* Interessant in Rücksicht der Angabe der Formationen und Fundorte. Die Fortsetzung ist wünschenswerth. H's. Sammlung, eine der reichsten in Deutschland, bietet treffliches Material zu einer solchen Arbeit dar.

3*tes Quartalheft. Ueber die Muschel-Versteinerungen des Süd-Deutschen Steinsalzgebirges, welche bisher unter dem Namen Pectinites salinarius zusammenbegriffen wurden, von H. Bronn.* Genau, in seiner Art erschöpfend. — *Versuch eines Formen-Systems.* Der Verfasser ungenannt. Füllt wenige Seiten. Dürfte kein besonderer Gewinnst für die Wissenschaft seyn.

Die sehr zweckmäfsig ausgewählten, meist in sich selbst-gehörig gerundeten Auszüge aus Journalen, Denkschriften und Werken füllen von den 420 Seiten der drei Quartalhefte 185. Sie zerfallen in folgende Abtheilungen: I. *Mineralogie, Krystallographie, Mineral-Chemie u. s. w.* II. *Geologie und Geognosie.* III. *Petrefaktenkunde.* IV. *Verschiedenes.* Die drei Hefte liefern zusammen aus I. 44, aus II. 35, aus III. 71. und aus IV. 11 Artikel. Blos zur Andeutung und als Beispiel setzt Rec. die Namen derjenigen Schriftsteller hierher, aus welchen das erste Quartalheft Auszüge giebt, nämlich: Beudant, Fournet, Breithaupt, Rabi, Hopff, Hermann, Eisenlohr, Lyell, E. de Beaumont, Giogenne, Hehl, Marcel de Serret, Murchison, Bronn, Klipstein, Dufrenoy, Klöden, Tournal, de Christol, Wagner, Thirria, Al. Brongniart, N. de Saussure, Geoffroy St. Hilaire, V. Proccaccini Ricci, Bertrand de Doue, Fischer, Croizet, Jobert, Prout, Buckland, Ritgen, Cumberland, Dr. Moulins, Rang, Eaton, Ad. Brongniart, Hoffmann, v. Humboldt, Ehrenberg, Mitscherlich, Hagelstam und Nixon.

Schönheit und Oekonomie des Drucks, auch das treffliche weifse Papier machen dem Verleger Ehre. In der äufsern Ausstattung ist diese neue Folge des Journals ihren Vorgängern weit überlegen.

Nöggerath.

XLIV.

Die Sündfluth, nebst drei anderen der wichtigsten Episoden des Mahâ-Bhârata, aus der Ursprache übersetzt von Franz Bopp, ordentl. Prof. u. s. w. Berlin b. Ferd. Dümmler 1829. *kl.* 8. *S. XVIII. u.* 163.

Ob wir von der zweiten, jüngern und gröfsern, der beiden alten grofsen Sanskrit-Epopeen, von dem *Mahâ-Bhârata* nämlich, in gleicher Weise wie dieses nun durch Hrn. Wilhelm von Schlegel mit dem *Râmâyana* geschieht, endlich auch noch eine vollständige Herausgabe erwarten dürfen und sollen? ist eine Frage, die ich hier nur fragen, nicht beantworten kann. Für meine eigene Neigung wäre es nun beinahe genug an diesen epischen Weitläuftigkeiten, und ich sähe lieber jetzt die

Digitized by Google

höhe kommen an die schönsten und wichtigsten der späteren Kunstgedichte, in denen erst die Sprache in ihrer höchsten Kunstvollendung erscheint, die dann freilich auch in Verkünstelung ausartet. Vom Mahâ-Bhârata aber möchte vor der Hand hauptsächlich noch zu wünschen seyn eine ausführliche Uebersicht des ganzen Riesenwerkes, mit erklecklichen Sach-Auszügen alles Wichtigen in Rücksicht auf Religion und Mythologie, Sitten- und Vorstellungsweisen und dergleichen mehr. Einen solchen Leitfaden uns zu geben, sollte endlich Herr Bopp selbst sich entschliessen, der zuerst in diese Labyrinthe uns eingeführt hat. Zuerst hat er aus der ungeheueren Masse mit wahrer Glückshand die Geschichte des *Nalas* und der *Damayanti* herausgegriffen, gedruckt 1819 in London, da noch keine Sanskrit-Lettern in Deutschland zu hoffen waren, ein bahnbrechendes Werk für das ganze Studium, mit Lateinischer dem Urtext gegenüberstehender Uebersetzung, Zeile für Zeile, Wort für Wort; natürlich ein barbarisches Latein, an sich ohne den Text fast unverständlich; wie zweckmäßig aber zum ersten Erlernen, hat der Erfolg bewiesen und die eben jetzt erscheinende zweite Auflage des Buches. Von seinen übrigen reichen Auszügen aus dem Mahâ-Bhârata gab Hr. B. sodann zunächst eine zweite Lieferung, 1824, Berlin, unter dem Titel: „*Indralok'-âgamanam*, d. i. *Arjuna's* Reise zu Indra's Himmel, nebst (drei) andern Episoden des Mahâ-Bhârata, in der Ursprache zum erstenmal herausgegeben, metrisch übersetzt und mit kritischen Anmerkungen. Was den poetischen Werth dieser Stücke betrifft, so halte ich das erste und gröfste, Indralok'-âgamanam, für viel weniger bedeutend als Hr. Bopp zu thun scheint. Nach meiner Meinung ist die Darstellung darin, wie in so vielen andern Stücken des Mahâ-Bhârata und Râmâyana, durchaus unter ihrem Gegenstand, dazu auch fahrig und verworren, und verhält sich zu dem besseren epischen Sanskrit-Styl, der aber freilich selten rein zum Vorschein kommt, wie etwa manche Homerische Hymnen zu Ilias und Odyssee sich verhalten. Viel poetischer sind die drei übrigen kleineren Stücke: Hidimba's Tod, des Brâhmanen Wehklage, und Sundas und Upasundas. Was aber die Art der Bearbeitung durch Hrn. B. betrifft, so hat er mit dieser zweiten Lieferung, bei anderem Zwecke, auch eine andere Einrichtung als mit dem Nala gewählt. Die Uebersetzung ist eine Deutsche, und steht nicht mehr Zeile für Zeile dem Texte gegenüber; sie ist davon losgetrennt, mit einer gewissen Freiheit behandelt, und mehr zum Behufe nicht Sanskrit-kundiger Leser zubereitet, mit einigen Auslassungen oder Zusammenziehungen von epischen Längen, die dann in den hinten angefügten Noten wörtlich nachgebracht werden. Eine eigene wortgetreue Lateinische Uebersetzung davon, die Hr. B. nachzuliefern verheissen hat, ist bis jetzt, meines Wissens, noch nicht erschienen, und auch, für Deutschland wenigstens, gar nicht so nothwendig. Die Deutsche Uebersetzung, so sehr sie sich dem Leser anbequemt, muthet ihm doch das Original-Versmaafs zu, das Hr. B. auf eine leichte und wohlgefällige Weise zu behandeln versteht, nur dafs er statt der regelrechten zweizeiligen Strophe lauter einzelne ruhlose Zeilen gibt, wovon die Schuld aber hauptsächlich an den Sanskrit-Texten selbst liegt, worin überall die Strophen (Sloka's) durch interpolirte Zeilen in höchste Unordnung gerathen sind, welche Unordnung durch kühnes Herauswerfen zu heben, Hr. Bopp, wohl mit Recht, nicht für das Amt eines *ersten* Herausgebers gehalten hat.

Eine dritte (und nach den in der Vorrede gegebenen Hoffnungen, nicht die letzte) Lieferung von Episoden aus dem episodenreichen Werke ist nun die gegenwärtige, wobei der Hr. Herausgeber wieder einen andern Weg der Mittheilung eingeschlagen hat, mit dem wir vollkommen zufrieden seyn dürfen. Das Sanskritsprachliche nämlich ist nun hier vom poetischen Gehalt ganz ausgeschieden, und der letztere dem Deutschen Leser rein, ohne fremde Beimischung dargeboten. Das Original ist als besonderes Werk gedruckt, dem ich denn auch eine besondere Anzeige widmen werde. Die Deutsche Uebersetzung, die ich hier zu beurtheilen habe, ist in Prosa; dem desto treuer zu überliefernden Gehalt ist die Form geopfert, die doch für die meisten Leser nicht vorhanden, oder gar nur störend ist; ein um so zweckmäfsigeres Verfahren, als hier aufser dem gewöhnlichen epischen Slokas, der unter uns schon eine gewisse Popularität erlangt hat, noch zwei andere längere Maafse in gröfseren Partheien vorkommen, die freilich auch ohne alle Schwierigkeit nachzubilden waren, doch aber eben zu fremdartig, und vielleicht zu weitschweifig für unsere kurzgebundenen Leser seyn dürften. Uebrigens ist diese Prosa selbst von der edelsten alterthümlichen Haltung und lebhaftesten poetischen Farbe; wovon Proben nachher. Zuvörderst die einzelnen Stücke

Digitized by Google

selbst, deren vier sind: 1) die Erzählung vom Flusse, S. 1—10. Ueber die sachliche Wichtigkeit dieses kleinen Mythus von der Sündfluth, der hier aus reinerer Quelle geschöpft erscheint, als wie ihn zuerst Jones in den Asiatischen Untersuchungen mittheilte, verbreitet sich Hr. B. ausführlich in der Vorrede, und ich bin über diese sachliche Wichtigkeit ganz mit ihm einverstanden. Die Darstellung aber finde ich, wie meinen oben gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, unter ihrem Gegenstande, und tief unter der Darstellung in der Hebräischen Urkunde. Dagegen 2) *Sâvitrî*, das größte Stück dieser Sammlung, in 6 Gesängen, S. 11—70, ein weiblicher Charakter, der sich getrost neben *Damayanti* stellen darf; daraus werden unten meine Proben genommen seyn. 3) Der Raub der *Draupadî*, 9 Gesänge, S. 71—119. *Draupadî*, die Gattin der fünf *Pân'du-Söhne*, der Helden des Mahâ-Bhârata, ist, während diese weit hinaus auf die Jagd gezogen sind, allein geblieben im Einsiedlerwalde *Kâmyaka*, dem damaligen Verbannungs-Aufenthalte der fünf Brüder. Ein fremder König, mit mehreren seinesgleichen und großem Heere, kommt vorüber, sieht, liebt und entführt sie. Ihre Reden, mit denen sie sich vertheidigt und noch aufrecht hält, da sie schon auf dem Wagen neben ihrem Räuber steht, athmen einen hohen Stolz und ein Gefühl vollkommener Sicherheit auf den Eifer und die Tapferkeit ihrer Gatten, die denn auch, von bösen Jagdzeichen und Ahnungen zurückgetrieben, zu rechter Zeit erscheinen, um sie, mit wunderbarem Kampfe der Einzelnen gegen ganze Massen, zu befreien. Es fehlt nicht an wahrhaft erhabenen Stellen, an glücklichen Zügen und meisterlichen Schilderungen, das Ganze aber ist doch zu eintönig und weitläufig, auch zu hohl an menschlichem Gehalt, wie denn das bei dem zu Grunde liegenden unnatürlichen Geschlechtsverhältniß nicht anders seyn kann. 4) Aus *Arjuna's* Rückkunft von Indra's Himmel. S. 121—163. Gesang 5—11. Die vier ersten Gesänge sind nur im Sanskrit gedruckt, hier in der Deutschen Uebersetzung aber ausgelassen, vermuthlich, weil sie dem Hrn. Herausgeber zu wenig interessant, vielleicht auch zu verworren, schienen. Sogleich im Eingang der ausgelassenen Parthie ist er allerdings ein großer Uebelstand, daß die Geschichte zwei Anfänge statt einen hat; wie diese kurze Darlegung des Inhalts zeigt:

Gesang I. Arjunas, auf Indra's Wagen, vorüber durch Fuhrmann Mâtalis geleitet, kommt zu seinen erwartenden Brüdern, den vier andern Pân'du-Söhnen, zurück. Sie staunen die Erscheinung des Wagens an, begrüßen mit gebührenden Ehren den Mâtali, der mit dem Wagen dann wieder abgeht; Arjunas aber erzählt mit drei Worten, wie er hier während der Zeit in seines Vaters, Indra's, Himmel gegangen, und er dort die gewünschten zur Besiegung seiner Feinde nöthigen, übermenschlichen Waffen empfangen habe; worauf er sich vergnügt mit den übrigen schlafen legt.

Gesang II. v. 1. Am andern Morgen begrüßt Arjunas den ältesten Judhishthiras samt den übrigen Brüdern. Dann aber plötzlich, v. 2—6. entsteht ein allgemeines großes weltfüllendes Getös und Geräusch. Indras kommt mit all seinen himmlischen Heerschaaren, und zeigt sich den Brüdern. Man sieht nicht ein, warum und wozu? so hinterher! Denn den Arjunas kann er nicht bringen, der nach dem Vorhergehenden schon unter den Brüdern ist. Doch sieht ihn, den Arjunas, sein ältester Bruder Yudhishthiras bei der Gelegenheit da, daß man es nehmen kann, als käme er erst jetzt mit Indras, ob das gleich nicht bestimmt gesagt ist; nämlich v. 7. u. 8. sagen: „Yudhishthiras, den Indras kommen sehend, empfing ihn, er samt den Brüdern, (Brüder überhaupt, ohne Arjunas zu nennen) mit gebührenden Ehren. Arjunas aber, der herrliche, zu Füßen gesenkt dem Indras, wie ein Diener gebücket, stand neben dem Götterkönige (Indras)."

v. 10. u. 11. (kurz gefaßt): Yudhishthiras küßt den Arjunas, und betrachtet ihn wohlgefällig.

v. 12—14. Indras spricht zu Yudhishthiras: Nun wirst du die Erde beherrschen; denn dein Bruder hat all die gewünschten Waffen von mir empfangen. Und ich bleibe ihm auch noch für die mir selbst inzwischen geleisteten Dienste verbunden.

v. 15. Nach dieser Stelle geht Indras in den Himmel zurück.

v. 16. u. 17. Segensverheißung für die andächtigen Leser dieser Geschichte.

Gesang III. v. 1. Arjunas, nachdem Indras gegangen, begrüßt die Brüder und die Gattin.

v. 2—5. Yudhishthiras thut in der Freude Frage auf Frage an Arjunas: über die Waffen, den Aufenthalt im Himmel, den Umgang mit Indras u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Die Sündfluth, nebst drei anderen der wichtigsten Episoden des Mahâ-Bhârata, aus der Ursprache übersetzt von Franz Bopp.

(Fortsetzung).

V. 6. besonders auch darüber, was die letzten Worte Indra's bedeuten (II, 14): Er bleibe dem Arjunas Dank schuldig.

V. 7 und 8. All das soll Arjunas ausführlich erzählen, was er dann wirklich im Folgenden thut.

Es ist leicht zu sehn, daſs hier zwei verschiedene Relationen ungeschickt in eine zusammengeschmolzen sind. Die eine endet mit Ges. I. und ist abgefaſst im längern Versmaaſs *Varis'asthâ*. Die andere beginnt, im Maaſs des gewöhnlichen Slokas, mit Gesang II, v. 2, mit Indra's Erscheinung; v. 1. davor ist die nothdürftige Fuge beider einander ausschlieſsender Relationen. Arjunas kommt also wirklich hier erst mit Indras zu seinen Brüdern, da er in der ersten Erzählung mit Indra's Fuhrmann, Mâtalis, gekommen. — Die Verse 16 und 17 übrigens (siehe vorher) stehen wol auch am unrechten Ort, und könnten etwa am Schlusse von Gesang I. stehn.

Alles folgende nun, der Anfang der ausführlichen Erzählung Arjuna's, Gesang III. und IV. ist, meiner Meinung nach, gerade ebenso interessant als Gesang V., womit die Deutsche Uebersetzung anhebt, und das Uebrige. Einzelnes ist sehr charakteristisch, z. B. Ges. IV, 37 ff. Arjunas erzählt, wie Mâtalis mit Indra's Wagen gekommen, um ihn vom Gebirge, wo er Buſse that, zum Himmel abzuholen, und er nun den Wagen bestiegen;

37. *Da trieb er an die Glanzrosse, die schnellen wie Gedank' und Wind,*
Er, Mâtalis, der rosskundige, der geschickte, mit rechter Art.

38. *Und der Lenker beobachtet, wie ich dastand, mein Angesicht,*
Bei des Wagens Emporschütterung, also sprach der erstaunende:

39. *Auſserordentlich scheint dieses und höchst wunderbar itzo mir,*
Daſs stehend auf dem Glanzwagen du vom Fuſs nicht den Fuſs bewegst.

40. *Denn mir ward selbst der Gottkönig hier stets gesehn ein weniges*
Schwankend beim ersten Aufschwunge der Ross', edelster Bhârata!

41. *Du aber stehest fest oben auf dem schütternden Wagen da;*
Ueber Indras hinausreichend erscheint mir alles dieſs von dir.

Summarischer Inhalt des ausgelassenen dritten und vierten Gesangs: III, 10. Arjunas verläſst, auf Yudhishthira's Anweisung, den Wald Râmyaka, und begiebt sich nach der *Bhrgu-Höhe*, (*Bhrgutunga* im *Himavân*, vergl. Râmâyana I, 39, 5 und 61, 11.) um daselbst durch Buſsübung himmlische Waffen zu erlangen. Nach der ersten Nacht sieht er einen Brâmahnen, der ihm Muth zuspricht, und die Erlangung der Gnade Siva's verheiſst, worauf Arjunas den Frostberg besteigt und Buſse anhebt. Einen Monat ißt er Wurzeln und Baumfrüchte, einen Monat blos Wasser, einen Monat gar nichts; den vierten Monat steht er mit emporgestreckten Armen, ohne zu athmen. Am ersten Tag des fünften Monats sieht er ein Eber-gestaltiges Wesen, verfolgt von einem scheinbaren Kirâten (wildem Bergbewohner-Fürsten), mit Pfeil und Bogen, und begleitet von Weiberschaaren (v. 20. die Weiber sind auffallend, wenn man nicht etwa an *Bakkhes* denken will; sonst sind die Schaaren, *gaṇâs*, männlich, Siva's gewöhnliche Begleiter). Arjunas greift zu Pfeil und Bogen, und schieſst den Eber. Aber zugleich bemächtigt sich dessen der Kirâte, der ihn für sein Eigenthum erklärt, und den Arjunas für den Eingriff in seine Jagdgerechtsame zu bestrafen droht. Er überschüttet ihn mit Pfeilregen, was Arjunas erwiedert. Des Kirâten Leib geht erst auseinander in hundert Stücke als soviel Leiber, die alle Arjunas mit Pfeilen angreift, dann wieder zusammen in Eine Gestalt, die vielfach wechselt (v. 29 mit einem unverständlichen Worte). Arjunas kann den Feind nicht mit den ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Pfeilen gewältigen, er nimmt das Geschoſs *Vâyavyam*, d. i. das vom Winde oder dem Gott *Wâyus* genannte. (Er hat demnach schon übernatürliche Geschosse, dergleichen er doch erst durch Buſse erwerben will; schlechte Oekonomie des Stückes). Das Waffen wird abgeschlagen, und Arjunas bringt noch anderes übernatürliche in Anwendung; der Kiráte verschlingt sie sämmtlich. Arjunas nimmt endlich das höchste, das Brama-Waffen, wodurch er den Feind ganz mit flammenden Pfeilen überdeckt, dieser aber davon nur wächst an Kraft. Die Welt brennt vom Glanze des Arjunas; aber der Kiráte schlägt auch das Brahma-Geschoſs zurück. Arjunas greift noch einmal zu seinem natürlichen Bogen, der natürlich wieder nichts ausrichtet. Es geht an's Ringen; Arjunas muſs zu Boden. Das Wesen verschwindet lachend mit den Weibern. Nun aber erscheint Sivas in eigner Gestalt mit seiner Gattin Umâ, erklärt dem Arjunas seine Zufriedenheit, und giebt ihm die Wahl, auſser Unsterblichkeit, zu wählen was er will. Arjunas verlangt alle Waffen kennen zu lernen, die es unter den Göttern giebt. Sivas verleiht ihm das Waffen Raudram oder Pás'upatam (d. i. von Rudras oder Pas'upatis d. i. Sivas; dessen Waffen hier also über dem Brahma-Waffen erscheint). Er solle das aber nicht gegen Menschen gebrauchen, es würde die Welt verbrennen, sondern nur im Drange der Noth (also vermuthlich gegen Daitya's u. dergl.) und zur Abwehr oder Vereitelung anderer (übernatürlicher) Waffen. Das verliehene Waffen tritt leibhaft (mûrtimat) an Arjuna's Seite; Sivas verschwindet.

Ges. IV. Arjunas verbringt die Nacht vergnügt über Siva's erlangte Huld. Beim Frühopfer sieht er den Brâhmanen wieder und erzählt ihm. Dieser preis't ihn glücklich und verkündigt, daſs er nun auch die Welthüter (die Götter, die den vier Himmelsgegenden vorstehn) sehen werde, und namentlich Indras (der erste derselben) ihm Waffen geben werde. (Eine verkehrte Steigerung vom höchsten Sivas zum untergeordneten Indras). Am Abend weht ein frischer Welterneuernder Wind; himmlische Kränze, Musik, Indra-preisende Schaaren der Apsarasen und Gandharven. Indras, Kuvêras, Yamas und Varun'as. (Kuvêras erscheint hier statt Agnis als einer der Welthüter). Sie reden ihn an (v. 16): „Um die Götterangelegenheiten zu vollführen (also nicht ohne Interesse, nicht für Arjunas allein) ist Sivas von dir geschaut worden; empfange auch von uns die Waffen." Er empfängt welche, und die Götter gehen, indem Indras noch beim Besteigen des Wagens sagt: Arjunas! du sollst in Svarga (Indra's Himmel) gehn, zum Lohne deiner groſsen Buſse; doch muſst du erst noch darin fortfahren, dann wird dich Mâtalis abholen. Arjunas, immer nur seinen kriegerischen Zweck im Auge, bittet um Waffen-Unterricht im Svarga (nicht um Genüsse der dortigen Freuden). Indras (v. 25. räthselhaft ausgedrückt): „Aber du wirst wohl grausame Dinge thun, wenn du die Waffen kennenlernst; wenn du um meinetwillen die Waffen wünschest, sollst du sie erhalten." Arjunas: Ich will die Waffen nicht gegen Menschen gebrauchen etc." Indras: „Ich habe dich nur auf die Probe gestellt; du hast gesprochen, wie es meinem Sohne geziemt, du sollst im Svarga alle Waffen (v. 29 und 30 zählt sie auf) kennen lernen. Indras ab, Mâtalis kommt mit dem Wagen und führt den Arjunas in den Himmel, dessen Herrlichkeit geschildert wird. Indras räumt ihm neben sich einen Platz auf dem Thron ein. So wohnt er im Svarga und lernt Waffen, wobei Citrasénas, Sohn des Vis'vâvasus, ein Gandharve, sein Freund wird. Er lernt auch Gandharvenkunst, Gesang und Musik, und sieht die Tänze der Apsarasen. Alles das aber (v. 31.) ohne es gering zu achten, lernt er doch nur nebenbei, die Hauptsache für ihn sind die Waffen. — Im fünften Gesang gebraucht er diese nun, um ein Daitya-Reich zu zerstören, das Indras selbst nicht besiegen kann; im Triumph aus diesem Feldzug nach Svarga zurückgekehrt, wird er erst vollends von Indras begnadigt, und zuletzt, mit allem beschenkt, entlassen, nachdem er im Ganzen fünf Jahre dort gewesen, und kehrt zu seinen Brüdern zurück. Alles dieses, von ihm selbst erzählt, macht den Inhalt dieser Episode aus.

Fragt man sich nun: in welchem Verhältniſs steht diese Episode, Arjuna's Rückkehr aus Indra's Himmel, zu jener in der zweiten Lieferung des Hrn. R.: Arjuna's Reise zu Indra's Himmel (Indralok'-âgamanam)? so muſs man sich wieder sagen, daſs beide sich gegenseitig ausschlieſsen. Jene stellt dasselbe episch dar, was in dieser Arjunas von sich erzählt. Aber er erzählt es anders, übergeht, was dort hauptsächlich vorkommt, z. B. die (ziemlich ungeschickte) Versuchung durch die Apsaras Urvasi; und dagegen was hier die Hauptsache, den Daitya-Kampf, davon ist dort keine Rede. Blicken wir nun auf oben zurück, wo wir im Eingange des hier vorliegenden Stückes zwei sich ausschlieſsende Relatio-

Digitized by Google

nen gefunden; so wird sich ergeben, dafs die erste kürzere (Ges. I.) sich anschliefst an jenes Indralok'-âgamanam. Arjunas kehrt aus Indra's Himmel zurück, und erzählt den Brüdern das dort erlebte, vorher vom Dichter dargestellte. Der Dichter läfst es ihn daher natürlich nicht ausführlich wieder erzählen, sondern so, wie Odysseus, nachdem er mit Penelopeia zu Bette gegangen, ihr seine Irrfahrten erzählt, die vorher schon dargestellt sind. Dagegen Gesang II. bis zum Ende, ist eine Darstellung von ganz anderer Seite, wobei kein ausführliches Indralok'-âgamanam vorausgesetzt wird. Beide Stücke sind nun aneinauder geschoben. Auf solche Art ist der Mahâ-Bhârata nicht redigirt, sondern compilirt.

Noch eine andere Rücksicht, auf den Stoff, hat mich zu dieser Ausführlichkeit bewogen. So dürftig das unternommene Bufswerk zur Erlangung himmlischer Waffen, und Siva's Gewährung derselben scheinen mag, was hier den Inhalt von Gesang III. ausmacht; so hat dieses allein doch den Stoff zu einem sehr weit ausgesponnenen sanskritischen Kunst-Epos gegeben, nämlich zum *Kirât'ârjuniyam* (d. i. Geschichte des Kiràten und Arjunas) von *Bhâravi*, gedruckt Calcutta 1814 mit dem Commentar des *Mallinâthas*, allergröfstes Quart 220 Blätter, wovon die Scholien freilich den meisten Raum einnehmen; doch hat das Gedicht nicht weniger als 18 Gesänge, und zusammen 1049 Strophen, die Strophe meist von gröfserem Umfang als der epische Slokas. Denn die Maafse wechseln auf's mannichfaltigste, zwar meist so, dafs ein Gesang ein und dasselbe Maafs durchführt bis gegen den Schlufs, wo für eine oder einige Strophen ein Wechsel eintritt; doch giebt es auch Gesänge, lyrischer gehalten, wo das Maafs mit jeder Strophe wechselt. Zwar hebt nun der Faden der Erzählung etwas höher an, als in der vorliegenden Episode; nämlich Yudhishthiras hat so eben durch einen ausgesandten Späher Nachrichten vom Stande der Angelegenheiten seines Feindes, Duryodhanas, die ihm wenig Hoffnung lassen, weil Duryodhanas die durch unrechtmäfsige Gewalt erlangte Herrschaft durch Klugheit und Gerechtigkeit zu befestigen weifs. Streit unter den Brüdern über die zu ergreifenden Maafsregeln. Der immer gewaltsame Bhîmas will Gewalt brauchen, Yudhishthiras ist wie immer der gemäfsigte. Auch Draupadî zeigt sich als ungeduldige Heldin. Vyâsa (der den Mahâ-Bhârata nicht nur als Dichter beschreibt, sondern als Maschinist auch leitet) erscheint und entscheidet: Arjunas soll im Himavân Waffen erbüfsen. Seine Reise dahin mit malerischen Schilderungen; sein Aufenthalt daselbst mit dergleichen. Indra's versucht den Büfsenden, zuerst durch ein hernieder gesandtes, alle Macht seiner Reize aufbietendes Heer von Apsarasen; Svarga auf Erden, ein Ritu-sanhâra, d. i. übernatürliche Vereinigung aller sechs Jahreszeiten. Arjunas widersteht tapfer, die Himmelschönen müssen abziehn. Indras selbst, in Gestalt eines alten Mannes, prüft ihn nun über den Zweck seiner Bufsübungen, er besteht als Held. Indras empfiehlt ihm Andacht zu Siva's. In deren Folge dann der Eber und der Kiràte; wunderbare Kämpfe; Arjunas mufs anbeten, Sivas rüstet ihn, und er kehrt heim, ohne in Indra's Himmel gegangen zu sein, den der Dichter wohlbedächtig zuvor zu ihm auf die Erde hat herabkommen lassen.

Der Styl des Gedichtes ist höchste Kunst, noch schwerer von Gedanken, als an Worten, eine harmonische Verschmelzung von Epik, Didaktik, Naturschilderung und Lyrik. Nur gegen das Ende hin tritt Verkünstelung ein, und zwar so, dafs sie vom Dichter, mit einer gewissen selbstbewufsten Freiheit (wie ich dasselbe im *Harîrî* gefunden), zur Charakteristik gebraucht wird. Nämlich Skandas, der Sohn und Heerführer Siva's hält eine pathetisch-komische Rede an die zwischen Heerschaaren, die sich schmählich von dem einen Arjunas haben aus dem Felde schlagen lassen, wo er dann zu ihrer Beschämung und Ermuthigung allerhand halsbrecherische Redekunststücke aufbietet, als da ist eine Strophe, die sich vor- und rückwärts, ab- und aufwärts, auf gleiche Art lesen läfst; eine andere, die aus der Wiederholung eines einzigen Consonanten nur mit verschiedenen Vocalen besteht, und dergl. mehr. Dieses Gedicht, philologisch bearbeitet, habe ich, zu einer hoffentlich baldigen Herausgabe, vorräthig liegen. Doch nun wende ich mich zur *Sâvitrî*. Eine gedrängte, doch vollständige Darlegung des Inhalts, mit eingeflochtenen Proben des Styls, soll, hoffe ich, denen die das Gedicht noch nicht gelesen haben, zur Aufforderung dienen, dieses alsbald zu thun, denen aber, die es bereits kennen, zu einer angenehmen Wiedervergegenwärtigung des herrlichen Bildes.

Ges. I. As'vapatis, König in Mâdrâs, vollkommen in allen Tugenden, war, schon vorgerückt im Alter, noch kinderlos, und darüber in Betrübnifs. Um Nach-

Digitized by Google

kommenschaft zu erlangen, besteht er Bussen, Gelübde, und opfert hunderttausendweise der *Sâvitrî* (eine Personification des Opfergebets, als Gattin Brahma's und geistige Stammutter). V. 7. „In solcher Bezähmung beharrte er der Jahre zehn und acht, im vollen achtzehnten Jahr aber empfand Freude durch Sâvitrî. 8." Körperlich zeigte sie sich ihm, aus dem heiligen Feuer hervorsteigend u. s. w. Er bittet um *viele Stamm-erhaltende Söhne*; sie verheifst ihm *eine glänzende, liebliche Tochter*. Er begnügt sich, und die Tochter wird geboren, nach ihrer Geberin *Sâvitrî* benannt. v. 22. „Schön wie Lakshmi wuchs sie heran, die Fürstentochter, und mannbar wurde mit der Zeit das Mädchen. 23. „Die schlanke, starkhüftige, goldähnliche sehend, dachten: „eine Göttertochter ist genahet", die Männer. 24. „Keiner aber wählte, von ihrem Schimmer geschlagen, zur Frau die Lotusaugähnliche, welche flammte gleichsam von Glanz". Festlich geschmückt, nach einem dargebrachten Opfer, erscheint sie im vollen Glanze der Schönheit vor ihrem Vater, und reicht ihm die Reste der Opferblumen. v. 28. „In mannbarem Alter sehend seine Tochter von göttlicher Gestalt, betrübte sich der Fürst. 29. „Tochter, es ist Zeit dich zu vermählen, und keiner wählt sich! Selber suche dir einen Gatten, dir ähnlich an Tugenden. 32. „Der Vater, welcher nicht vermählt, ist tadelhaft; — 33. — „dafs vor den Göttern ich nicht tadelhaft seyn möge", solches bewirke. 35. „Sie aber beugte sich schamhaft zu des Vaters Füssen, die fromme, und des Vaters Rede beherzigend, gieng sie hinaus ohne Bedenken. 36. „Einen goldenen Wagen besteigend, mit alten Räthen umgeben, fuhr sie zu den reizenden Büssungswäldern der königlichen Weisen.

Ges. II. Der König sitzt in seiner Halle mit *Nâradas*, dem himmlischen Weisen, der ihn eben besucht hat; da kommt Sâvitri zurück und begrüfst die beiden. v. 4. „*Nâradas:* Wohin gegangen war deine Tochter? und woher kommt sie, Herrscher der Männer? Warum vermählt sich kein Gatte mit dieser mannbaren Jungfrau? 5. „*As'vapatis:* In diesem Geschäfte gerade von mir ausgesandt ist sie eben zurückgekehrt, darum vernimm von ihr, o göttlicher Seher, was für ein Gatte von ihr gewählt. 6. „Du aber berichte ausführlich". — Sie berichtet, sie habe den *Satyavân* gewählt, den Sohn eines blinden und deswegen aus seinem Reiche vertriebenen Königs, Namens Dyumatsenas. v. 11. „*Nâradas:* Ach, wehe! einen grofsen Fehler hat Sâvitri, o Fürst, unwissend begangen, dafs sie den tugendhaften Satyavân gewählt". — Der König fragt verwundert, ob denn Satyavân nicht die rechten Tugenden habe? Nâradas bejaht es, und auf neue Fragen räumt er jenem immer neue Vorzüge ein. v. 21. „*As'vapatis:* Mit allen Tugenden begabt schilderst du mir ihn, o Glückseliger! seine Fehler auch künde mir, wenn deren irgend an ihm sind. 22. „*Nâradas:* Ein Fehler fürwahr haftet, zu den Tugenden gesellt, an ihm; diesem Fehler aber kann auch mit Anstrengung kein anderer beigefügt werden. 23. „Einen Fehler hat er und keinen andern: von heute an wird Satyavân in einem Jahre, vollbrachten Lebens, den Körper ablegen. 24. „*Der König:* Gehe Sâvitri, gehe, einen andern wähle, o Schöne! An ihm haftet ein grofser Fehler. — 26. „*Sâvitri:* Einmal fällt das Loos. — 27. „Lebensreich oder lebensarm, tugendhaft oder tugendlos, einmal ist er gewählt von mir zum Gatten, nicht einen zweiten wähle ich". — Nâradas gibt Beifall dieser Festigkeit der Gesinnung, verheifst Segen und geht zum Himmel.

Ges. III. Der König rüstet die Vermählung, führt Sâvitri dem blinden Schwiegervater Dyumatsenas zu. v. 9. „*Dyumatsenas:* Des Reichs beraubt, zur Waldwohnung gekommen, üben wir bezähmter Büsser Pflicht; wie aber wird deine Tochter, in Palästen zu wohnen würdig, in der Einsiedelei diese Mühsal ertragen? 10. „*As'vapatis:* Freud' und Leid von Besitz und Entbehrung hat stets gekannt meine Tochter, und so auch ich. Nicht ziemt an meinesgleichen solche Rede zu richten. — Die Einsiedelei bewohnenden Brahmanen vollziehen die Vermählung, und As'vapatis kehrt heim. Sâvitri nun, v. 18. „nachdem der Vater gegangen, legte sie ab allen Schmuck, und nahm die Kleider von Baumrinde. 19. „Durch Dienstwilligkeit, Bescheidenheit und Bezähmung, und durch Wunscherfüllung Aller erregte sie Aller Zufriedenheit. 20. „Die Schwäherinn erfreute sie durch jegliche Pflege des Körpers, durch Beschattung und andere, den Schwäher durch Götterdienst und durch Bezähmung der Rede. 21. „Und durch liebliches Gespräch, Geschicklichkeit, Sanftmuth, und im Geheim durch Pflegen der Liebe erfreute sie den Gatten". — Aber innerlich härmt sie sich, sie kann Nârada's Rede nicht vergessen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

[redacted] *nebst drei anderen der wichtigsten Episoden des Mahâ-Bhârata, aus der Ursprache übersetzt von Franz Bopp.*

(Schluſs.)

Ges. IV. Es sind noch vier Tage bis zur Jahresfrist, wo Satyavân sterben soll. Sâvitrî beschlieſst dreinächtige Buſswache. Der Schwiegervater redet ihr ein, besorgt um ihre Gesundheit. Sie beruft sich auf's Gelübde. v. 7. „*Der Schwäher:* „Brich das Gelübde"! vermag ich keineswegs dir zu sagen; „führe es aus"! so sprechen meinesgleichen geziemende Reden". — Am vierten Tag, dem nur ihr bewuſsten Todestag ihres Gatten, redet man ihr zu, nach nunmehr vollbrachtem Gelübde, zu essen. Sie verweigert's, bis die Sonne untergegangen seyn würde. Indessen nimmt Satyavân Beil und Korb, um in den Wald zu gehn, nach Holz und Früchten. v. 19. „*Sâvitrî:* Allein muſst du nicht gehn! Mitgehn werde ich; denn dich verlassen kann ich nicht. 20. „*Satyavân:* Niemals gingest du in den Wald vordem. Von Fasten erschöpft, wie willst du zu Fuſse gehn"? — Da sie darauf besteht, weiset er sie an die Eltern, „damit nicht mich treffe diese Schuld". Sie bittet die Eltern v. 26. „Etwas weniger als ein Jahr bin ich nicht ausgegangen von der Einsiedelei; den blumigen Wald zu sehn ist vorzügliche Wonne für mich. 27. „*Dyumatsenas:* Seit Sâvitrî vom Vater mir als Schnur gegeben, erinnere ich mich keines Verlangens, das sie ausgesprochen. 28. „Darum erlange die Frau den Wunsch. — Sie geht mit Satyavân, der ihr den lieblichen von Pfauen durchtönten Wald zeigt. 32. „Sie aber sah auf den Gatten beständig, denn todt glaubte sie ihn zur Stunde, des Sehers Rede gedenkend.

Ges. V. Satyavân sammelt Früchte und spaltet Holz; davon angegriffen, fühlt er Kopfschmerz, und legt sich zu schlafen der Sâvitrî auf den Schooſs. v. 7. „Und zur Stunde sah sie einen Mann in rothem Gewande, gelockt, schöngestaltet, sonnenähnlichen Glanzes; 8. „einen Strick in der Hand, Furcht erregend, stehend zu Satyavân's Seite und anblickend ihn. 9. „Ihn sehend stand sie schnell auf, nachdem sie sanft des Gatten Haupt niedergelegt, und die Hände faltend sprach sie, die Betrübte, bebenden Herzens: 10. „Einen Gott erkenne ich dich, denn diese Gestalt ist nicht menschlich. Sage mir, wer bist du und was willst du thun? 11. *Yamas:* du bist dem Gatten ergeben, Sâvitrî, und auch mit Buſse begabt; darum spreche ich zu dir, wisse, Schöne, ich bin Yamas. 13. „Sâvitrî: Man sagt, deine Boten kommen, die Menschen zu holen; warum nun bist du selber gekommen, Erhabener? 15. „*Yamas:* dieser pflichtverbundene, schöngestaltete, welcher ein Meer ist von Tugenden, verdient nicht von meinen Leuten geholt zu werden; darum bin ich selbst hergekommen". — Yamas zieht aus dem Körper des Satyavân den Geist mit dem Stricke gebunden, und geht südwärts; Sâvitrî folgt ihm nach. v. 19. „*Yamas:* Kehre zurück, gehe Sâvitrî! verrichte dessen Todtenfeier. Gethan hast du was du dem Gatten schuldig; wie weit zu gehen ist, bist du gegangen. 20. „*Sâvitrî:* Wohin geführt wird mein Gatte, oder wohin selber er geht, dahin habe auch ich zu gehen. 21. „Wegen der Buſse, der Huldigung der Eltern, der Liebe zum Gatten, und wegen deiner Gnade sey der Gang mir nicht verwehrt". — Nun hebt sie ihre tiefsinnigen, für uns zum Theil räthselhaft bleibenden Sprüche an, die den Yamas bezaubern. v. 25. „*Yamas:* Kehre zurück, ich bin erfreut durch deine schöngegliederte Rede. Eine Gnade wähle dir, auſser dem Leben des Gatten, sonst gewähre ich dir jede Gnade, o Tadellose! — Sie bittet, daſs ihr Schwäher sein verlornes Gesicht wieder erhalte. *Yamas:* Es ist dir gewährt; nun kehre um, daſs du nicht zu müde werdest. v. 28. „*Sâvitrî:* Wie sollte ich Müdigkeit fühlen in meines Gatten Nähe? — Neuer Spruch; neue Gnadenbewilligung Yamas mit obigem Vorbehalt. Sie

Digitized by Google

bittet, dafs ihr Schwäher sein Reich wieder erlange. Yamas gewährend, mahnt wieder zur Umkehr. Sie setzt ihm noch einmal mit Sprüchen zu. 36. „*Yamas:* Wie einem Durstigen das Wasser, so ist die Rede, die du gesprochen; aufser dieses Satyavân's Leben wieder, wähle dir eine Gnade, o Schöne, die du wünschest". — Sie wünscht hundert Söhne für ihren Vater; der so nun mittelbar durch die ihm bewilligte Tochter Sâvitrî auch die eigentlich von der himmlischen Sâvitrî erbetene männliche Nachkommenschaft erhält. — Sâvitrî thut weitere Sprüche, Yamas gewährt die vierte Gnade „aufser dieses Satyavân's Leben". v. 44. „*Sâvitrî;* Ein hundert von mir selbst geborner und Satyavân's leiblicher Söhne, werde uns beiden verliehen. „Yamas gewährt, und hiermit ist der Gott mit dem furchtbaren Fangstrick in der That schon von der schönen Rednerin gefangen; denn sie will ja die Söhne vom Satyavân. Doch sie bietet noch ihre schönsten Sprüche auf, unter andern, v. 46. „der Guten mit den Guten Zusammenkunft ist nicht fruchtlos; vor den Guten gerathen nicht in Furcht die Guten. 47. „Denn die Guten leiten durch Wahrheit die Sonne, die Guten halten durch Andacht die Erde, u. s. w.; bis Yamas, hingerissen, spricht: „Eine Gnade wähle, eine unvergleichbare, o Gattentreue"! — Er hat den Vorbehalt vergessen oder mit Fleifs weggelassen; und sogleich erbittet sie das Leben Satyavân's. v. 52. „Ich begehre ohne den Gatten kein Vergnügen, ich begehre ohne den Gatten nicht den Himmel; ich begehre ohne den Gatten nichts Liebes, des Gatten beraubt vermag ich nicht zu leben. 53. „Die Gabe der hundert Söhne hast du mir gewährt, und geraubt wird mir der Gatte! Als Gnade wähle ich „es lebe dieser Satyavân"; nur so wird wahr seyn deine Rede. 54. „Ja" so sagte und löste den Strick Yamas, der König des Rechts". — Er bestätigt alle Gnaden und geht. 61. „Sâvitrî aber, nachdem Yamas gegangen, ihren Gatten wieder erlangt habend, ging sie dahin, wo ihres Gatten todter Körper". — Sie legt sein Haupt wieder auf ihren Schoofs. 63. „Und Besinnung erlangte Satyavân, und sprach zu Sâvitrî, wie von einer Reise zurückgekehrt, mit Liebe aufblickend: 64. „Sehr lange habe ich geschlafen, warum hast du mich nicht geweckt? Wo ist jener Mann, der schwarze, welcher mich fortzog? — Er besinnt sich, wie er in den Wald gegangen, und wegen Kopfschmerz ihr im Schoofs eingeschlafen, wo der Geist ihm entrückt worden. Sie soll ihm sagen, wie das alles war. 72. „*Sâvitrî:* die Nacht verfinstert sich, morgen werde ich alles, wie es sich zugetragen, dir erzählen". — Stehe auf! denn deine Eltern harren. Satyavân, aufser Stand zu gehn, sehnt sich nach den Eltern. 82. „Niemals kehrte ich vordem in der Dämmerung zur Einsiedelei; noch ehe der Abend genaht ist, verlangt mich zurück meine Mutter. 83. „Auch wenn ich bei Tag ausgehe, grämen sich meine Eltern, und es sucht mich meine Mutter mit den Bewohnern der Einsiedelei. 85. „Wie wird ihr Zustand meinetwegen heute seyn? — 90. „Den Schlaf verwünsche ich, durch den sie meinetwegen in Besorgnifs gerathen u. s. w. 96. „Dann sprach, so sehend von Kummer gequält den Gatten, Sâvitrî die pflichtübende, trocknend die Thränen aus den Augen: 97. „Wenn ich Bufse geübt habe, wenn ich gegeben, wenn ich geopfert habe, so sey der Schwäherin, dem Schwäher und dem Gatten heute eine glückliche Nacht"! — Sie rafft sich auf, und zieht den kraftlosen Gatten empor. 105. „Auf ihre linke Schulter legte sie, die Schöne, des Gatten Arm, und mit der Rechten ihn umfassend, ging sie die sanftgehende.

Ges. VI. Schilderung der Besorgnisse, des Kummers, der Verzweifelung der zärtlichen Eltern bei Satyavân's Ausbleiben. Dafs der Vater plötzlich sehend geworden, ist nur im Vorbeigehn berührt; es vermehrt nur seinen Schmerz, den Satyavân nicht zu sehn. Sämmtliche Einsiedler geben Trostsprüche, und versichern prophetisch das Leben des theuern Sohns. Sâvitrî tritt mit ihm ein. Ueber die Ursache seines Ausbleibens befragt, weifs er selbst keine genügende Auskunft zu geben. Hieraus und aus des Vaters wieder erlangtem Gesicht schliefst ein Einsiedler auf irgend ein Geheimnifs, und wendet sich an Sâvitrî, Aufschlufs zu geben. Sie erzählt bescheiden und kurz.

Ges. VII. Am andern Morgen kommen Boten aus dem Reiche des vertriebenen Dyumatsenas, ihm meldend, dafs der Thronräuber getödtet sey, und das Volk seinen alten Fürsten, sey er nun blind oder sehend, zurückverlange. —

Anmerkungen hat Hr. B. diesem Buche nur sehr wenige hinzuzuthun für nöthig befunden. Er hat lieber hin und wieder irgend einen dunkeln Ausdruck oder unverständlichen Zug des Originals in der Uebersetzung übergangen oder umgangen; was für seinen Zweck nicht zu tadeln, zumal noch eine gelehrte Lateinische Uebersetzung

Digitized by Google

zung nachkommen soll. Nur S. 150. findet sich eine längere Anmerkung, die aber in keinem Bezug auf das Verständniſs des Textes steht, und die ich abschreiben will, weil sie mir von groſsem Interesse für die allgemeine Sprachforschung zu seyn scheint. — „Ein Mann der dritten Kaste, nämlich der Ackerbauern und Kaufleute, heiſst bekanntlich *Wis'* oder *Wais'ya* im Sanskrit, und *wis'âm patis* (*visorum dominus*) ist ein gewöhnlicher Titel der Könige. Als Compositum würde man, ohne Berücksichtigung der [besondern Sanskritischen] Lautgesetze, *wis'patis* sagen, und es ist merkwürdig, daſs mit dieser auf die Indische Kasteneintheilung sich gründenden Benennung das Littauische *Wieſspatis* so auffallend übereinstimmt. Ruhig erklärt dieses Wort durch „hoher Herr, Landesherr". Das Littauische erinnert auſserdem noch durch sein Verbum *wieſspal'auju*, *ich herrsche*, an die dritte Kaste der Indier. Der zweite Theil dieser Bildung (*pala'uju*) scheint ebenso wenig als *Wieſs* im isolirten Gebrauche sich erhalten zu haben, er klingt aber ebenfalls ganz Sanskritisch und schlieſst sich an die Wurzel *pâl herrschen*, wovon *pâlayâmi ich herrsche*. Diese merkwürdigen Anklänge an das Indische können nicht etwa für zufällig angesehn werden, da das Littauische, wie ich bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt habe, auch im grammatischen Bau dem Sanskrit sehr nahe steht".

Rückert.

XLV.

Elie de Beaumont: Recherches sur quelques-unes des Revolutions de la surface du Globe, presentans différens exemples de coincidence entre le rédressement des couches de certains Systèmes de montagne, et les changemens soudains qui ont produit les lignes de démarcation, qu'on observe entre certains étages consécutifs des terrains de sédiment. *)

Hr. Elie de Beaumont ist einer jener stets beobachtenden und wandernden Geognosten, die mit rastlosem Eifer die Natur in der Natur studiren, bald in England oder der Schweiz, bald in Nord- oder Südfrankreich untersucht, und die Winter über in Paris zubringt, umgeben von allen Hülfsmitteln, die zur Verarbeitung des Beobachteten stets von so hohem Werthe sind. Was ein solcher Geolog daher ermittelt hat, was er als ein Haupt-Resultat groſser combinatorischer Untersuchungen aufstellt, verdient gewiſs Aufmerksamkeit und nähere Prüfung.

Die Grund-Idee ist folgende: Die Erde hat eine Reihe von Perioden der Ruhe durchlaufen, die mehr oder weniger unserer jetzigen Periode analog waren; in diesen setzten sich die Flötzstraten ab. Diese Perioden aber wurden von einander getrennt durch plötzliche, heftige und vorübergehende Revolutionen, durch welche die Straten eines Gebirgssystemes in einer gewissen Richtung aufgerichtet wurden. Der Verf. beobachtete: daſs oft eine Formation mehr oder weniger perpendiculaire Straten zeige, an und auf welche sich eine jüngere Formation mit mehr horizontalen Straten übergreifend lagere, daher jene Lager schon aufgerichtet sein muſsten, als diese horizontalen Flötze sich anlegten. Indem nun dieses Verhältniſs ziemlich durch die ganze Formationsreihe verfolgt wurde, ergab sich obiges theoretisches Resultat.

Wir wollen zuvörderst die Beweise und Resultate des Verf. so kurz und treu als möglich wiedergeben, indem wir uns besonders an die Darstellung in Rozet's Geognosie halten, und dann einige eigene Betrachtungen anzuschlieſsen uns erlauben.

1. Revolution, die vor Erhebung des Bergkalkes und Steinkohlengebildes statt hatte. In den Vogesen bei Villé und Ronchamps zeigen sich die Schichten von Thonschiefer und Grauwacke schon verschoben zu der Zeit, als die Steinkohlen abgesetzt wurden; dies ist auch in der Normandie, Auvergne und in England zu bemerken.

2. Revolution, zwischen der Formation der Steinkohlen und des Vogesensandsteins. Auf die stark einfallenden Kohlenschichten bei Saarbrücken legt sich der Vogesensandstein in fast horizontalen Schichten auf, jene werden unmittelbar (!) vor Bildung der letzteren aufgerichtet sein und da das ganze Rheinische Schiefergebirge gleiches Streichen mit den Kohlen hat, so werden alle Schichten desselben zu dieser Zeit erhoben sein.

*) Der Verfasser hat seine ausführliche Abhandlung den Annales des sc. nat. Septbr., Novbr., Decbr. 1829 und Jan. 1830 inseriren lassen, später auch übersichtliche Auszüge davon in Rozet's cours élementaire de Geognosie v. J. 1830, und v. Jerussac's Bulletin, Juni 1830 geliefert.

Digitized by Google

3te Revolution, zwischen der Formation des Vogesensandsteins und des bunten Sandsteins nebst Muschelkalk und Keuper. Die Vogesen und der Schwarzwald bestehen aus rothem Sandstein, der zu einer Zeit zerrissen wurde, (durch Bildung des Rheinthales,) ehe sich der bunte Sandstein absetzte, der sich mit Muschelkalk zwischen beiden Zügen befindet und deren Ränder umgiebt.

4te Revolution, zwischen Keuper und Lias. Der Lias- und Jurakalk legt sich an mehreren Punkten, wie im Dep. Maine und Loire, mit horizontalen Schichten, auf ein aufgerichtetes Schichtensystem von Steinkohlen, welche von N.O. nach S.W. streichen, die daher vor Ablagerung des Lias erhoben waren. In diese Periode wird auch die Aufrichtung analoger Straten mit gleicher Streichungslinie am Thüringer- und Böhmerwalde fallen.

5te Revolution, zwischen dem Juragebilde und der Ablagerung von Grünsand und Kreide. Zwischen diesen beiden Stratensystemen wird eine Revolution stattgefunden haben, durch welche Straten von N.W. nach S.O. aufgerichtet wurden, wie an der Cote d'or, Pilas und im Erzgebirge, an welches sich die horizontalen Schichten von Grünsand (Quadersandstein) anlegen, während in Burgund die Juraschichten in der nehmlichen Richtung mit gehoben sind.

6te Revolution, zwischen Ablagerung der Kreide und den tertiairen Straten. An den Pyrenäen, den Apenninen, so wie in der Provence legen sich die horizontalen, tertiairen Straten an die aufgerichtete Kreideformation. Ein ähnliches Verhältniſs und Streichen findet man in den Julischen Alpen, in Ungarn, Dalmatien, Bosnien, Griechenland und am Harz; auch werden hieher die Gebirge gehören von Nord-Afrika, Syrien, Aegypten, Mesopotamien, Persien, der Küsten von Malabar, die Alleghany's in Nord-Amerika u. s. w. Eine so groſse Revolution muſste auch von sehr allgemeinen Folgen seyn.

7te Revolution, innerhalb der Zeit der tertiairen Ablagerungen. Die Verschiedenheit dieser tertiairen Straten z. B. zwischen Grobkalk und Knochengyps deutet auf eine zwischenliegende Revolution. Ein System tertiairer horizontaler Straten lehnt sich an ein Bergsystem, welches nordsüdlich streicht und daher in dieser Zeit erhoben seyn wird; hieher gehören die hohen Thäler der Loire und Allier und die vulkanischen Massen bei Clermont; dieselbe Streichungslinie findet sich in Corsika, Sardinien, in einem Theile der Apenninen, bei den vulkanischen Massen von Ungarn, in mehreren Theilen von Albanien, Macedonien, Candien, Nubien, Abessinien u. s. w.

8te Revolut., zwischen den tertiairen Ablagerungen und dem Diluvium und Alluvium. Die westlichen Alpen streichen zwischen Zürich und Marseille von N. N. W. nach S. S. O.; es sind hier nicht allein die secundairen, sondern auch die neuesten tertiairen Schichten, wie die Molasse, mit erhoben, daher die Hebung nach Bildung der tertiairen Straten statt hatte. Eine ähnliche Streichungslinie zeigen auch die Gebirge in Skandinavien, Marocko, Brasilien, im westlichen Spanien u. s. w.

9te Revolut., während der Bildung des alten Alluviums. In den Thälern der Isére, Rhone, Saonne und Duranee findet man 2 sehr verschiedene Schutt-Ablagerungen, die nicht mit einander verbunden sind. Die ältere ist an den Ventaux (bei Mezel), den Lebron und ähnlichen Hervorragungen unter einem Winkel von 75° aufgerichtet, parallel dieser Linie läuft die Centralkette der Alpen, vom Gotthard bis über den Brenner hinaus, die daher ihre jetzige Gestalt nach Ablagerung des alten Schuttgebirges erhalten haben wird, etwa zu der Zeit, als die Felsblöcke auf den Jura kamen. Mit diesem Systeme wird man noch andere Parallelketten zu verbinden haben, wie die Sierra morena in Spanien, den Atlas, den Balkan, Caucasus, Hymalaya u. s. w.

10. Die historische Sündfluth und die Cordilleren der Andes. Das Auftreten einer mächtigen Gebirgskette wird auch auf entfernte Gegenden wirken, besonders durch heftige Bewegung des Meeres und dessen Niveau-Veränderung, Phänomene, die man nur mit der schnellen und vorübergehenden Ueberschwemmung vergleichen kann, von der die Traditionen aller Völker sprechen. Mit dieser letzten historischen Revolution, wird die Erhebung der Andeskette in Verbindung stehen, deren Vulkane noch überall in Thätigkeit sind.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Elie de Beaumont: Recherches sur quelques-unes des Revolutions de la surface du Globe.

(Schluſs.)

Die Grundlage des vom Verfasser aufgeführten, eben dargelegten Gebäudes, beruhet auf einer Reihe höchst schätzbarer Beobachtungen, die an einzelnen Puncten gemacht wurden, es werden diese ihre vollkommne Richtigkeit haben und man wird aus ihnen zu schlieſsen berechtiget seyn, daſs hier die ältern Schichten zu einer Zeit aufgerichtet waren, ehe die jüngern sich auflagerten und daſs die Aufrichtung zum Theil in neuen Epochen statt hatte; ob aber jene Aufrichtung gerade in der vorhergehenden Periode geschah, ob damit eine allgemeine Revolution verknüpft war, die zwei ruhige Perioden trennte, dieſs scheint keinesweges streng bewiesen, und weſshalb alle auf der Erde gleichstreichenden Gebirge deſshalb auch gleichzeitige Erhebung seyn sollen, darüber sind keine nähere Beweise beigebracht und die deſsfalsigen Schlüsse möchten zum Theil in Zweifel gezogen werden können.

Daſs in den meisten Gebirgen Erhebungen statt hatten, findet jetzo sehr allgemeine Anerkennung; wenn auch nicht immer, doch in vielen, vielleicht in den meisten Fällen zeigt sich uns aber auch die Ursache der Erhebung, indem uns plutonische oder vulkanische Gesteine entgegentreten, wie Granit, Porphyr, Grünstein u. s. w., mit deren Auftreten die Veränderung der Schichten in genauer Verbindung stehet; so hängt z. B. die Erhebung der westlichen Alpen offenbar mit dem Aufsteigen der granitischen Gesteine in der Gotthard- und Montblanckette zusammen.

Man neigt sich jetzo immer mehr und mehr zu den Ansichten, daſs die krystallinischen Gesteine, besonders die sogenannten Urgebirge, durch Umbildung aus neptunisch gebildeten Straten entstanden, und daſs mit der damit verbundenen Auftreibung, wenn nicht immer, doch sehr häufig, eine Aufrichtung der benachbarten Straten verknüpft war.

Eine Untersuchung über die Aufrichtung der Schichten dürfte daher innig zusammenhängen mit Erörterungen über die plutonisch vulkanischen Gebilde der Gegend und deren Erhebung; diese letztere Seite der Untersuchung hat unser Verfasser nicht näher berührt und vielleicht würde dessen Arbeit ein noch gröſseres Interesse eingeflöſst haben, wenn diese Betrachtung mit in den Kreis gezogen wäre, besonders da wir bei manchen plutonischen und vulkanischen Massen wohl Thatsachen haben, die uns eine Anzeige über die Zeit ihrer Erhebung geben.

Wir sind ganz mit dem Verfasser einverstanden, daſs die früheren Perioden der Erde, in welchen sich die neptunischen Formationen ablagerten, mehr oder weniger analog der jetzigen Zeit waren, in welcher man die Erde daher nicht als eine todte, abgestorbene Masse betrachten kann, da noch alle Kräfte in ihr, wie früher, wirken.

Auch ist unleugbar: daſs es Zeiten der innern Aufregung gegeben, wo, gleichsam durch eine Revolution, plutonische, krystallinische Massen hervortraten, wie die sogenannten Urgebirge, wodurch Aufrichtung von Schichten bedingt wurde; daſs aber zwischen jeder Formationsbildung eine solche Revolution liegt, die zusammenfällt mit der gleichmäſsigen Aufrichtung von gleichstreichenden Gebirgen in allen Welttheilen, ist eine Idee, bei deren Durchführung es wohl vorzüglich darauf ankommen wird, ob die Formationen scharf von einander getrennt sind, oder mehr in einander übergehen.

Die Gebirge von Grauwacke und Thonschiefer, die ein allgemeines Niveau von etwa 1500′ Meereshöhe haben, scheinen in allen Meeren analog unsern Sandbänken gebildet, deren Oberfläche bald unter, bald über dem Meeresspiegel sich befindet; dieser Schieferformation, mit der auch der Old red sandstone nahe verbun-

Digitized by Google

den ist, folgt der Bergkalk, erfüllt mit Resten von Meeresthieren, oft reich an Korallenriffen, daher offenbar unter dem Meere gebildet; diesen bedeckt die Steinkohlen- oder Gritformation, meist Bassins erfüllend, die zum Theil in einem Niveau liegt, welches dem jetzigen Meere oft gleich, zuweilen noch tiefer als dieses ist. Wenn auch hier Senkungen statt gefunden haben mögen, so mufs doch ohne Zweifel das Meer damals sehr gefallen seyn, und dadurch so viel, vielleicht noch mehr festes Land entblöfst gewesen seyn, als jetzo in unsern Gegenden vorhanden ist; hier nun bildeten sich ungeheure Moore, aus denen sich unsere Steinkohlen entwickelten.

Weil nun in den Vogesen an einigen Puncten die Steinkohlen auf sehr geneigten Grauwackenschichten liegen, so glaubt der Verfasser hierdurch die erste, allgemeine Revolution und Gebirgs-Aufrichtung begründet. In den Vogesen fehlt der Bergkalk, wo aber dieser vorhanden ist, da folgen sich alle Formationen mit im Allgemeinen conformer Lagerung, wie z. B. am Rheinischen Schiefergebirge, was unter andern aus den Durchschnitten in Nöggerath's Rheinland Westphalen Thl. I. Tb. 1. erhellet. Dafs in der erwähnten Zeit, im Laufe mehrerer Perioden von vielleicht unendlich langer Dauer, in den Straten der Erde schon Umbildungen statt hatten, die auch auf die Schichtenstellung von Einflufs waren, glaubt Ref. allerdings; ob aber aus jener Beobachtung eine durchgreifende Haupt-Revolution zu folgern ist, in deren Gemäfsheit Gebirge erhoben worden, scheint noch nicht genügend nachgewiesen zu seyn.

Den Vogesensandstein parallelisirt der Verf. mit den jüngern Gliedern unseres Todtliegenden (Psephit); da dieser nur bei Saarbrücken, auf geneigten Schichten der Gritformation liegt, so wird angenommen: dafs zwischen der Bildung der Grit- und Psephitformation die 2te Revolution statt hatte, hier auch das ganze Rheinische Schiefergebirge mit erhoben sey (welches aber nach des Ref. Ansicht eine ursprüngliche Erhabenheit ist, an dem man wenig Spuren einer allgemeinen Erhebung findet). Aber am Harze, in Schlesien, Sachsen u. s. w. verbinden sich mit den obersten Gliedern des Steinkohlengebildes Straten der Psephitformation, die dann in grofser Mächtigkeit und, im Allgemeinen wenigstens, mit gleichmäfsiger Lagerung folgt. Innerhalb dieser Formation sehen wir sich grofse Massen von Porphyr entwickeln, entstanden durch Umbildung des Sandsteines selbst; da wir auch ganze Straten von solchen Porphyrstücken in den obern Schichten des Sandsteins finden, so wird es daher sehr wahrscheinlich: dafs innerhalb der Periode, in der sich der Psephit bildete, sich auch Porphyr entwickelte, der wieder auf die Schichtenstellung der benachbarten Straten von Sandstein und Steinkohle von Einflufs war.

Im nördlichen Deutschland lagern Psephit, Zechstein, bunter Sandstein und Muschelkalk sich conform über einander; hier dürfte es schwer seyn, die Spuren der 3ten Revolution aufzufinden. Bei Freudenstadt in Würtemberg gehet der Vogesen- oder Schwarzwaldersandstein unmittelbar in den gleichgelagerten Muschelkalk über.

Wie das grofse Landgebilde der Gritformation eine ältere Epoche der Erde schliefst, indem nun das Meer mächtig wieder anstieg, um den Zechstein und den Muschelkalk zu bilden, so endet diese jüngere Periode mit der Keuperformation, die mit der Gritformation sehr grofse Analogie hat, denn sie ist reich an Kohlen, wenn auch von schlechter Qualität, und grofsentheils ganz durchsäet mit Pflanzen des festen Landes, von denen es damals grofse Strecken in unsern Gegenden gegeben haben mufs, welches aber bald durch sehr hohes Meer bedeckt wurde, aus dem sich das mächtige Juragebilde mit dem Lias und Jurakalke niederschlug. Dafs eine so grofse Veränderung im Stande des Meeres auch wohl mit einer innern Revolution, mit dem Anfbrechen innerer Thätigkeiten, verknüpft gewesen seyn würde, sollte man allerdings wohl glauben; aber Ref. hat in Würtemberg, Norddeutschland u. s. w. Gelegenheit gehabt, das Verhältnifs der Keuper- und Liasformation gegen einander zu beobachten; ihm schien hier meist ein allmähliger Uebergang und gleichmäfsige Lagerung statt zu haben, wahrscheinlich wohl, weil die Veränderung der Dinge nicht plötzlich, sondern höchst allmählig statt hatte.

Ref. stellt gar nicht in Abrede, dafs in Frankreich Liasschichten sich an aufgerichtete Straten von Steinkohlengebirge lehnen, aber er nimmt Anstand zu glauben, dafs deshalb jene 4te Revolution zu folgern sey, in deren Folge auch der Thüringer- und Böhmerwald erhoben sey.

Nachdem das Meer in unserem Himmelstriche wohl eine lange Periode hindurch hochgestanden und sich die Oolitseries, der Jurakalk u. s. w. gebildet hatte,

Digitized by Google

muß es wieder sehr bedeutend abgefallen seyn, wobei große Strecken Landes trocken gelegt wurden. Den Oolithkalken folgt in England ein Kalk mit meist Süßwasser Conchylien (*Purbeck limestone*), dann ein mächtiges Gebilde von Sandstein, Mergel und Thon (*Hastingssand*), und noch mächtiger ein dunkler Mergel und Thon (der *Gault* oder *Wealdclay*) mit Kohlenstraten und Resten von Landthieren; ein analoges Stratensystem bedeckt den Jurakalk bei Amberg, und liegt die untere Molasse in der Schweitz zwischen dem Jura und den Alpen, reich an Organismen des festen Landes. Daß das Meer in einer nun folgenden Zeit wieder sehr angestiegen ist, ergiebt sich daraus, daß jene Straten von analogen bedeckt werden, die aber reich sind an Resten von Seethieren; so bildeten sich der Shanklinsand und unser Quadersandstein, der Greensand und unser grünes Mergelgebilde, der ähnliche Elyschsandstein in den Alpen, die ganze Masse des Alpenkalkes und der Kreide, die als Meerkalkgebilde oft steile, mauerförmige Massen bilden, und, wie die Korallenbänke oft undeutlich oder gar nicht stratificirt sind, während die sandigen und schlammigen Massen sehr regelmäßig geschichtet erscheinen.

In Folge der 5ten Revolution sollen die Gebirge im südlichen Frankreich und gleichstreichende in Sachsen erhoben seyn. Wenn aber, nach den schönen Beobachtungen des Professor Weiß, bei Weinböhla und andern Puncten in Sachsen, der Granit, den Quadersandstein überdeckt, so dürfte dieser nur in oder nach der Kreideepoche erhoben seyn, nicht aber vor derselben.

Das Meer fiel, nachdem die Kreideformation gebildet war, wieder ab, in welcher Epoche sich die tertiairen Straten entwickelten; große Flächen trockner Land bildeten sich, meist bedeckt mit mächtigen Mooren (die den plastischen Thon und unsere Braunkohlen lieferten); nächst diesen eine Reihe einzelner Bassin's, in denen sich muschelreiche, sandige Faluns, kalkiger Thon (Tegel) und unreiner Kalk (Grobkalk) absetzten. Das weitere Zurückweichen des Meeres in seine jetzigen Grenzen wird oscillatorisch gewesen sein, da wir nicht selten die Braunkohlenlagen mit Grobkalk bedeckt finden, auch Meer- und Landbildungen überhaupt in innigster Beziehung stehen.

Ueber die letzten Revolutionen von 6—10 bemerken wir folgendes: Was die westlichen Alpen zwischen Zürich und Marseille hob, war, wie Referent meint, die aufsteigende Kette des Gotthard, die mit dem Montblanc ein Ganzes bildet; mit dieser Erhebung stehen, wie unser Verfasser sehr richtig bemerkt, die zerstreueten Diluvial-Geschiebe in den Schweitzer Thälern, am Jura etc. in Verbindung und beide erwähnte Revolutionen mochten um so mehr in eine zusammenfallen, da die Molasse nach des Ref. Beobachtungen unter dem Alpenkalkgebilde der Schweitz liegt, daher nicht tertiair ist, wenn man dieses für secundair anspricht. Da aber die zerstreueten Felsblöcke in der Umgebung der westlichen Alpen wieder sehr viel Gemeinsames haben mit den Diluvialgeschieben im nördlichen Deutschland, die einestheils in Verbindung stehen werden mit der Erhebung von Gebirgsmassen in Scandinavien und anderntheils mit jener großen Revolution, die man als Diluvium oder Sündfluth bezeichnet, so konnte wohl auch die 10te Revolution mit der 8ten und 9ten ziemlich zusammenfallen.

Die Basalte spielen in der Geschichte der Erde eine um so wichtigere Rolle, da ihr Auftreten in einen sehr neuen Zeitraum fallen wird, der daher ein mächtig bewegter gewesen sein muß. Eine große Parallele von Basalten, in inniger Verbindung mit vielen Vulkanen, durchziehet Deutschland von Bonn am Rheine bis nach Schlesien. Diese Basalte durchsetzen alle Flötzstraten, überlagern die Braunkohlen (wie am Meisner) und treten nur mit den Straten des jüngern tertiairen Grobkalkes in Verbindung: so ist es auch in Ungarn; in den Alpen wechsellagen vulkanische Tuffe mit den jüngsten Gliedern des Alpenkalkgebildes und in der Auvergne, ohnweit Clermont, liegen die Basalte über Conglomerate, reich an Thierknochen. Die Erhebung aller dieser Basaltischen Massen fällt daher in die tertiaire Epoche, wohl gegen das Ende derselben, welches durch die Diluvialzeit bezeichnet wird. Es möchten sich daher alle die von 6—10 angeführten Revolutionen ziemlich nahe stehen, und dieselbe aufgeregte innere Thätigkeit, welche die Basaltkegel hervortreten ließ, konnte auch große granitische Massen hervortreiben.

Je mehr wir beobachten, je gewisser wird es, daß die Erde sich gleichmäßig oder analog entwickelt hat, nur nicht an allen Punkten gleichförmig. Die Wassermasse, die jetzo in Süden sich anhäuft, lag früher mehrmals in Norden und wird auch einstens wahrscheinlich hieher zurückkehren. Mit diesen Bewegungen des Meeres hängt aber unmittelbar die Bildung der Meer-

Digitized by Google

formationen zusammen, welche stets mächtiger sind, als die des festen Landes. Dieser Wechsel der Dinge begründet vorzugsweise die Gruppen von Stratensystemen, die wir Formationen nennen, die unter sich grofse Analogie haben, denn von den ältesten Steinkohlen bis zu unserm Torfe, von dem ältesten Sandsteine bis zu unsern Sandbänken und Flugsandmassen, von den ältesten Meerkalksteinen bis zu unsern Korallenriffen, von dem ältesten Schiefer bis zu unsern Straten von Meerschlamm ist eine fortlaufende Reihe unverkennbar.

Andererseits sehen wir jetzo neben der Bildung der neptunischen Straten vulkanische, mit Erhebung verbundene Massen hervortreten, und ähnliche mögen sich auf analoge Art, als Wirkung von inneren Thätigkeiten, zu allen Zeiten gebildet haben.

Unverkennbar bemerken wir auch: dafs diese letzten zu gewissen Zeiten mit aufserordentlicher Erregung und Mächtigkeit auftreten, so dafs wir wohl mit Recht diese als vulkanische Revolutionen bezeichnen können.

Vorzüglich scheint eine solche Haupt-Revolution mit mächtigen Zügen eingeschrieben in das Buch der Erdgeschichte; die ungeheure Masse von Diluvial-Geschieben im nördlichen Deutschland und in der Umgegend der westlichen Alpen zeigt auf ausgedehnte Gebirgs-Erhebungen in Skandinavien, in den Alpen etc. zu einer Zeit, in welcher die Basalte zum Vorschein gekommen waren, und bald finden wir auch deutliche Spuren von Verhältnissen, die auf eine Veränderung in der Lage der Erdaxe deuten und auf eine, wenigstens theilweise Veränderung der Organismen. Scharfsinnig hat neuerlich ein geistreicher Geolog diese Umstände von der Einwirkung eines Kometen abgeleitet und gewifs müfste ein solches Zusammentreffen mit der äufsern Erd-Atmosphäre, auch zugleich von wesentlichem Einflusse sein auf die innere Atmosphäre der Erde, und auf alle inneren Kräfte derselben, deren volle Energie losbrechen möchte.

Ob solche allgemeine, tief eingreifende Revolutionen früher und mehrmals statt hatten, ist für die Geologie eine der wichtigsten Aufgaben. Die nähere Untersuchung von Aufrichtung der Flötzschichten ist hierbei von besonderer Wichtigkeit, aber wir dürfen gewifs auch nicht jede Erhabenheit der Erde einer Emporhebung zuschreiben; die Sandbänke und die Züge von Meerkalk und Korallenbänken bilden in unserm Meeren gewifs ungeheure und hohe Gebirgszüge, ohne revolutionaire Erhebung, in denen aber meistens vulkanische Phänomene und lokale Erhebungen statt haben können.

Die Wissenschaft wird unserm Verf. gewifs Dank wissen, dafs er eine so interessante Frage auf so umsichtige und geistvolle Art zur Sprache gebracht hat. Wenn wir erst von recht vielen plutonisch-vulkanischen Gesteinen ermittelt haben, zu welcher Zeitperiode, und aus welcher Formation sie sich entwickelten, dann werden wir, mehr als jetzo, ein sicheres Fundament haben bei Erörterung der Revolutionen, denen unsere Erde unterlag.

Keferstein.

XLVI.

Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, von den ältesten Zeiten bis zum siebzehnten Jahrhundert. Von Dr. J. B. Friedreich, Professor der Medicin u. s. w. zu Würzburg. Würzburg 1830. 8. 655 S.

Damit der Titel dem Inhalte entspräche, hätte der Verf. des vorliegenden Werkes es *Materialien* zu einer Literärgeschichte der psychischen Krankheiten nennen sollen; denn es enthält nur eine fleifsige Sammlung von gedruckten Excerpten in streng chronologischer Ordnung.

Dennoch gehört das Buch wesentlich zur Beurtheilung in diesen Blättern, indem die Arbeit einen wissenschaftlichen Werth hat, und, wie sie auch sey, wenigstens die erste selbstständige in diesem Gebiet ist. Wir heifsen sie deshalb willkommen und können sie vielfach nutzen, wenn auch nur als Wegweiser zu den Quellen. Unbewanderten in diesem Theile der Literärgeschichte wird sie unentbehrlich seyn.

Der Verf. sagt in der kurzen *Vorrede* das Publikum solle ihm bei Beurtheilung die Schwierigkeiten des Gegenstandes, als auch den fast gänzlichen Mangel an historischen Vorarbeiten, zu Gute kommen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No. 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

XXXIX.

Die Asiatische Cholera in Russland in den Jahren 1829 *und* 1830. *Nach Russischen amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. J. R. Lichtenstädt nebst einer Charte. Berlin* 1831 *in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.* 218 S. 8.

Sketches of the most prevalent diseases of India, comprising a treatise on the epidemic cholera of the east etc. By James Annesley. Illustrated by tables and plates. London 1825. 8. *Das ganze Werk* 464 S. *Die Abhandlung über die Cholera nimmt die ersten* 249 *Seiten ein. Eine zweite nur unbedeutend veränderte Auflage erschien* 1829.

Ueber die Ostindische Cholera nach vielen eigenen Beobachtungen u. Leichenöffnungen von James Annesley. Nach der zweiten Ausg. von 1829 *aus dem Engl. übersetzt von Dr. Gustav Himly. Nebst einem Anhange enthaltend: Instruction der kaiserl. königl. Oesterreichischen Regierung für die Sanitätsbehörden, zum Behufe die Gränzen vor dem Einbruche der Cholera zu sichern, und ihre Verbreitung zu hemmen. Hannover im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung* 1831. 8. 254 S.

Ohne Widerspruch sind diese beiden Schriften die wichtigsten, die in Deutschland über eine Krankheit bekannt geworden sind, die noch immer im Vorrücken begriffen auch wahrscheinlich, man könnte wohl sagen gewiſs, die bisher noch frei gebliebenen Länder Europa's erreichen wird. Die eine stellt das Bild und den Verlauf der epidemischen Cholera dar, wie sie sich bei ihrem ersten Erscheinen in Indien 1817 und den nächst folgenden Jahren gestaltete, die andere liefert wichtige Thatsachen und Bemerkungen über den Gang dieser Krankheit entfernt von ihrem ursprünglichen Heerde in einer Gegend, wo die klimatischen und terrestrischen Verhältnisse von denen in Indien und den benachbarten Ländern höchst verschieden sind. Die Russische Regierung veranlaſste, daſs die Berichte der Aerzte und Behörden über die im Jahr 1829 in dem Gouvernement Orenburg verbreitete Cholera an die oberste Medicinal-Behörde in Petersburg eingeschickt, von dieser beurtheilt, und zu den Folgerungen benutzt wurden, die geeignet waren Maſsregeln zu entwerfen und zu begründen, theils die Krankheit bei Einzelnen weniger gefährlich zu machen, oder gänzlich zu unterdrücken, theils die Verbreitung derselben zu beschränken, und zu hemmen. Die von diesem Medicinal-Collegium ausgearbeiteten Gutachten gelten dann als Vorschriften für Aerzte und Behörden. Sowohl die Berichte der an Ort und Stelle beobachtenden Aerzte und Beamten, als auch diese Gutachten sind in Russischer Sprache zusammen gedruckt, und von Lichtenstädt theils vollständig, theils in wesentlichen Auszügen ins Deutsche übersetzt.

Beide Schriften haben groſse Verdienste. Keiner hat noch so deutlich, so einfach den Verlauf der Cholera geschildert, keiner so rein praktisch nach richtigen therapeutischen Grundsätzen die Thätigkeit des Arztes geregelt, wie der Engländer nach eignen Beobachtungen; und es war gewiſs ein zeitgemäſses verdienstliches Unternehmen, diese wichtige Schrift den praktischen Aerzten Deutschlands durch eine Uebersetzung zugänglich zu machen. Keiner hat noch je so viele wichtige, gleichsam officiell bewahrheitete Thatsachen zusammengestellt wie in dieser Sammlung, die L. übersetzte und erläuterte, geschehen ist. Und gewiſs müssen sowohl Aerzte, wie Regierungen L. Dank zollen, nicht blos für die Uebersetzung und zweckmäſsige Abkürzung dieser

Digitized by Google

Actenstücke, sondern auch für die vielen berichtigenden und erläuternden Anmerkungen, die sämmtlich im Geiste einer gesunden Pathologie abgefafst sind; und die, wüfsten wir es nicht schon aus frühern Schriften, den fleifsigen Verfasser in die Reihe der scharfsinnigsten, unterrichtetsten und besonnensten Aerzte setzen würden.

Die Ueberzeugung, dafs die beiden oben genannten Schriften jedem Arzte unentbehrlich sind, hält Referenten ab den Inhalt derselben vollständig anzugeben. Einige erläuternde, vergleichende und berichtigende Bemerkungen indessen mitzutheilen schien ihm dem Geiste der Jahrbücher völlig entsprechend.

1ste Bemerkung. Der Medicinalrath in Petersburg nennt nur die beiden Symptome Brechen und Purgiren als wesentliche zur Bestimmung der Cholera. Licht. berichtigt dies mit Recht; da nicht selten das Stocken des Pulses und die Krämpfe früher eintreten, und die Erscheinungen, die sich durch ein heftiges Ergriffenseyn des Darmkanals aussprechen, zurückdrängen, und selbst zu Zeiten die Lebenskraft früher gänzlich erschöpfen. Annesley (*pag.* 26.) glaubt als pathognomisches Zeichen eine brennende Empfindung *between the scrobiculus cordis and umbilicus* verbunden mit einem allgemeinen Gefühl von Angst und Schwäche erkannt zu haben; und hält es zur Festsetzung des Krankheits-Characters für gleichgültig, ob das Brechen und Purgiren schon eingetreten sey, oder nachfolge, oder, weil der Tod zu schnell eintrete, überhaupt ausbleibe. Allein wenn man auch alle diese Merkmale, und viele andere (An. *p.* 42.) zur genauen Characteristik der Cholera verwenden wollte, so würde man die Asiatische epidemische Cholera doch von der sporadisch vorkommenden nicht unterscheiden können. Nur eine Schilderung der letzteren erlaube ich mir aus *Chalmers on the weather and diseases of South — Carolina. London* 1777. *I. p.* 201. zur Vergleichung anzuführen. „*It is common to see people so extenuated in a few hours by a cholera, that they scarcely can be known by their acquaintances, the legs and arms being cold and strongly affected with the cramp, as the abdominal muscles and those also which serve to deglutition frequently are. At such time the pulse at the wrist is very small or perhaps it cannot at all be felt, and breathing is so difficult, that death seems near, more especially as both the vomiting and purging proceed, though not in so profuse a manner as at first*". Wer könnte entscheiden ob hier die Rede von der Asiatischen oder sporadischen Cholera sey? Es mufs also durchaus der Begriff einer allgemeinen Verbreitung unter den verschiedensten klimatischen Einflüssen, oder der Begriff der Contagiosität in die Characteristik der Cholera, die uns beschäftigt, aufgenommen werden.

2te Bemerkung. Die Gründe die man für die Behauptung anführt, in einer Entzündung der Gedärme bestehe das Wesen der Cholera, sind offenbar hierzu nicht hinreichend. Der Mangel vergröfserter Thätigkeit im Blutsystem, der so äufserst schnelle Verlauf der Krankheit, der geringe Grad von Schmerz, die oft erfolgende Heilung ohne Anwendung des antiphlogistischen Apparats, und viele andere minder wichtige Erscheinungen (L. *p.* 121. 129.) widersprechen dieser Voraussetzung. Freilich führt man an, dafs man oft gerötheten Stellen, theils von gröfserer, theils von geringerer Ausdehnung in der innern und äufsern Haut des Darmkanals gefunden habe. Allein die bisher mitgetheilten Leichenöffnungen sind gröfstentheils zu oberflächlich angestellt, die Schilderung der Röthung ist zu allgemein bezeichnet, und auch nicht einer hat die bei entzündeten Stellen so oft oder immer vorkommende lymphatische Ausschwitzung angegeben, nicht einmal eine Verdickung der gerötheten Stelle bemerkt, und auch die Bemerkung von A. (*p.* 121.) *the small intestines presented a doughy thickened appearance* pafst auch nicht auf die Erscheinungen, die man bei entzündeten Gedärmen beobachtete. Wie selten werden wir nun aufserdem durch eine auch noch so vollständige Leichenöffnung hinreichend unterrichtet, um auf die vorangegangene Form und Ursache der Krankheit zurückzuschliefsen; und gewifs wird niemand im Stande seyn aus den Leichenöffnungen, so wie sie vorliegen, mit auch nur einiger Sicherheit zu schliefsen, dafs der Mensch in Folge der Asiatischen Cholera gestorben sey.

3te Bemerkung. Fast einstimmig sind die Aerzte, die Gelegenheit hatten die Cholera zu behandeln, in der Behauptung, sie sey heilbar und weiche bestimmt den Mitteln, die man ihrem Fortschreiten entgegen zu setzen im Stande sey, wenn die ärztliche Hülfe nur früh genug gesucht und angewandt werde. Annesley sagt: „*if the disorder be taken at its commencement or within an hour after the seizure it is as manageable as any other acute disease — and the loss of an hour may cause the loss of a life*" (und *p.* 37.) *at this stage it is gene-*

Digitized by Google

rally manageable if boldly and decidedly treated". Der Arzt Woskobeinikow in Orenburg sagt (L. *p.* 55.) „Die Krankheit ist nur für die tödtlich, die nicht zeitige Hülfe bekommen. Nun kommen aber so viele Fälle vor, und bei einer verbreiteten Epidemie muſs dies nothwendig sehr häufig der Fall seyn, daſs Kranke sterben, wenn schon mit dem ersten Eintritt einer Unpäſslichkeit ernstlich ärztlich eingewirkt wurde, (A. *p.* 52.), daſs so mancher Kranker ohne alle medicinische Hülfe hergestellt wurde, daſs die Behandlung in den verschiedensten, anscheinend mit einander in Widerspruch stehenden Methoden bestand. Liegt so der Gedanke nicht sehr nahe, daſs viele der Fälle, die man bei dem ersten Erscheinen krankhafter Symptome behauptet geheilt zu haben, überhaupt keine Fälle der anfangenden Cholera gewesen sind. Sehen wir doch Aehnliches so häufig beim Croup. Tausende von Husten-Anfällen wurden angeblich als anfangender Croup geheilt, die sich nie zum wahren Croup mit ausgeschwitzter plastischer Lymphe in der Luftröhre würden ausgebildet haben. Bisjetzt wird man die Hülfe, die der Arzt bei Behandlung der Cholera zu leisten im Stande ist, auf eine Anwendung der Grundsätze der allgemeinen Therapie beschränken müssen. Ein Mehreres hat die Arzeneikunde bei allen acuten ansteckenden Krankheiten, die unter bestimmten und gleichmäſsigen Erscheinungen verlaufen, auch nicht leisten können. Nämlich Minderung der zu groſsen Thätigkeit in den Reactionen des Organismus gegen die feindliche Einwirkung und Belebung derselben, wenn sie sich zu schwach zeigte, das Ziel der Krankheit, Herstellung des Gleichgewichts in den Functionen, zu erreichen. Und der Ausspruch Annesley's (*p.* 39.) *there is little to be expected from human art*, den er nur allein auf die ausgebildete Cholera bezieht, muſs von derselben, auch wenn sie gleich Anfangs durch medicinische Hülfsmittel bekämpft wird, gelten.

4te Bemerkung. Die Kürze des Verlaufs der Cholera benimmt der Prognose einen Theil der Wichtigkeit den sie bei andern Krankheiten hat. Sind die wesentlichen Symptome erst ausgebildet, so wird die Aussicht zur Herstellung höchst zweifelhaft, und kein Symptom ist entscheidend genug, aus dem man auf den guten oder bösen Ausgang schlieſsen könnte. Nur allein eine allgemeine Abnahme der Heftigkeit aller Zufälle kann die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs begründen. Allein auch hier tritt der Fall ein, den man so oft im Verlaufe bösartiger Fieber zu beobachten Gelegenheit hat, namentlich im Typhus und fast immer im gelben Fieber; das Fortschreiten der Krankheit kömmt zum Stillstande, Arzt, Angehörige und Kranker überlassen sich der Hoffnung einer Wendung zum Guten, allein die Hoffnung ist meistens trügerisch, die Heftigkeit der Erscheinungen kehrt zurück und der Kranke geht unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen. So kehrte in der 4ten Krankengeschichte bei A. die Wärme zurück, der kalte Schweiſs nahm ab, die Krämpfe verloren sich, es kam Neigung zum Schlaf und doch starb der Kranke 2 Stunden darauf. Auch in der 11ten Krankengeschichte war dies der Fall.

5te Bemerkung. Nicht blos die Englischen Aerzte in Indien, sondern auch die Russischen in den Epidemieen zu Orenburg treffen in der Versicherung zusammen, das Blutlassen in einer frühen Periode der Krankheit sey das erste, hauptsächlichste, ja das einzige Mittel den fernern Verlauf derselben zu regeln, abzukürzen, und selbst zu unterdrücken. Nich blos stützen sie sich auf eine glückliche Erfahrung; auch wichtige theoretische Gründe führen sie für diese practische Regel an, die man in beiden obigen Schriften gut entwickelt findet; (L. *p.* 132.); und die sich hauptsächlich auf die Nothwendigkeit, die Congestionen im Innern zu erleichtern, die Unthätigkeit in den Arterien-Endigungen zu heben, und den Trieb nach der Haut möglich zu machen, stützen. Man darf indessen keinesweges glauben, daſs die entleerende Methode irgend entscheidend sey. Viele Tausende starben in Indien und Ruſsland, denen früh eine Ader geöffnet war; viele Tausend überstanden die Cholera glücklich ohne Aderlaſs. Auf einem Gute des Grafen Gurjew in Ruſsland wurden 140 Kranke ohne Blutentziehung ärztlich behandelt, es starben nicht mehr wie 26; ein Verhältniſs, was im Vergleich mit der Sterblichkeit in andern Orten, wo häufig und viel Blut gelassen wurde, nicht unglücklich genannt werden kann. (L. *p.* 202.) In Orenburg erkrankten 2 Soldaten, beide von derselben Körperbeschaffenheit, fast in derselben Stunde, mit Krankheits-Erscheinung von gleicher Stärke. Der Arzt entzog dem einen sofort 16 Unzen Blut, und lieſs 15 Blutegel an den Präkordien saugen, der andere blieb bei den übrigen innern und äuſsern Mitteln, die für Beide gleichmäſsig angewandt wurden. Beide genasen, und zwar zu gleicher Zeit. (L. *p.* 132.) In der 13ten Krankenbehandlung, die A.

Digitized by Google

mittheilt, mufste das Aderlassen trotz allen Anzeigen dazu unterbleiben, weil der Kranke es verweigerte; er wurde demohnerachtet hergestellt.

6te Bemerkung. Die Bemühungen der Aerzte und Naturforscher, bei verbreiteten Krankheitsformen die Veränderungen in der Atmosphäre aufzusuchen, die man zur Erklärung der Ursache durchaus voraussetzen zu müssen glaubte, haben auch bei den Cholera-Epidemieen keinen glücklichen Erfolg gehabt. Wenn A. (*p.* 138.) Verminderung der Luft-Electrizität; ein anderer Ausströmungen aus der Erde (L. *p.* 34.), die man mit vulkanischen Vorgängen in der Tiefe, die als Erdbeben in die Welt der Erscheinung treten, in Verbindung bringt (A. *p.* 158.) *) ein dritter Sumpfausdünstungen, und alle die Bedingungen unter denen man Fieber intermittirender und remittirender Form häufig entstehen sah (A. *p.* 150. und Oestreichische Instruction. A. Uebersetz. *p.* 131.) als nähere Bezeichnung der eigenthümlichen, die Cholera erzeugenden Veränderung der Atmosphäre anführen, so fällt es in die Augen, dafs eine grofse Menge Thatsachen diesen Annahmen widersprechen, die hier nachzuweisen kaum nöthig seyn wird. Nur allein die Erscheinung der Cholera in Orenburg, und dem Gouvernement gleiches Namens ist hinreichend, alle diese und mehrere andere Meinungen als völlig grundlos und willkührlich zu bezeichnen. Orenburg liegt in einer weit verbreiteten Ebene, auf lehmigem, sandigen Boden, am hohen Ufer des Urals, von dessen reinen und klaren Wasser alle Einwohner Gebrauch machen (L. *p.* 58.). Die Epidemie verbreitete sich bei jeder Witterung, und selbst im Winter bei 30° R. Kälte. Erfahrungen, die schon der Gang der Epidemie in Indien als begründet nachgewiesen hatte. Annesley sagt (*p.* 145.) *The disease was known to prevail in hot, cold, wet and dry weather, in dry and wet situations, in low swampy countries, and on elevated land, at all seasons, and under all cognisable circumstances (Marschall p.* 191,*)*.

7te Bemerkung. Annesley sagt *(p.* 154.*) females and children were less frequently attacked with it than adults.* Diese in Indien gemachte Beobachtung fand in der Orenburger Epidemie nur theilweise Bestätigung. Der Arzt Pupurew bemerkt, das weibliche Geschlecht sey der Krankheit mehr unterworfen gewesen wie das männliche (L. *p.* 77.). Der Medicinalrath in Petersburg folgert aus bis zum 23sten December erhaltenen Berichten, die Cholera komme bei Kindern nie vor (L. *p.* 65.). In dem Hospitale zu Astrachan blieb von den im Jahr 1830 zum Dienst angestellten Frauen auch nicht eine verschont (L. *p.* 186.).

8te Bemerkung. Die Häufigkeit der Krankheiten, in denen vermehrte Absonderungen und Ausleerungen des Darmkanals vorkommen, im Herbste wenn die Früchte reif sind, und häufig genossen werden, hat vielfältig zu dem falschen Schlusse Veranlassung gegeben, in diesen die Ursache der Durchfälle, Ruhren und Brechruhren zu suchen. Auch die Orenburger Aerzte waren anfangs der Meinung, die Cholera sey hierdurch entstanden (L. 29. 58.), selbst die oberste Medicinal-Behörde fand dies wahrscheinlich, und rieth den Verkauf der Früchte zu untersagen (L. *p.* 30.). Auch die Oestreichische Instruction §. 15. (Ans. Uebers. *p.* 232.) warnt gegen den Genufs roher Früchte. Es wird wohl kaum nöthig seyn, die Unrichtigkeit dieser Ansicht nachzuweisen. Ein mäfsiger Genufs reifer roher Früchte möchte ehender zu empfehlen als zu widerrathen seyn. Uebermäfsiger Genufs auch der unschädlichsten Nahrung wird immer nachtheilig auf den Organismus einwirken.

9te Bemerkung. Die Beobachtung, dafs Menschen, die an der Cholera gelitten hatten, selbst noch nach einigen Stunden nach dem anscheinend vollkommenen Erlöschen des Lebens durch heftige Zusammenziehungen einzelner, vieler und selbst aller Muskeln erschüttert wurden, ist meines Wissens nie nach anderen Krankheiten beobachtet worden. Die Erscheinungen sind so aufserordentlicher Art, dafs wären sie nur von einem Beobachter bemerkt, man sich geneigt fühlen könnte ihnen den Glauben zu versagen. Allein Gleiches wurde in verschiedenen Welttheilen von zwei Aerzten beobachtet.

*) Man vergleiche Fried. Schnurrer über die *Cholera morbus* Stuttgart 1831. *p.* 49., der mehrere Thatsachen für diese Meinung zusammenstellt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Die Asiatische Cholera in Rufsland in den Jahren 1829 *und* 1830 *nach Russischen amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. J. R. Lichtenstädt.*

Sketches of the most prevalent diseases of India, comprising a treatise on the epidemic cholera of the east etc. By James Annesley.

(Schlufs.)

Hier die Thatsachen. Sokolow in Orenburg sagt (L. *p.* 116.). „Es vergingen etwa 20 Minuten nach dem letzten Athemzuge, (schon wusch man den Todten und kleidete ihn an) als auf einmal in der aufgedeckten Leiche ungewöhnliche alle Herumstehenden entsetzende Bewegungen ausbrachen. Es waren offenbar in Händen und Füfsen sich wiederholende Krämpfe, deren Aehnlichkeit mit den durch die Galvanische Säule auf den entblöfsten Nerven, sehr deutlich war. Zuerst begannen schwache krampfhafte Bewegungen in einem oder zwei Bündeln von Muskelfasern, besonders im Halse und im Schenkel, und diese Bewegungen wurmförmig sich verbreitend, erstreckten sich plötzlich auf viele, jede Muskelparthie immer zu der entgegengesetzten, wobei der Kopf sich bog, die Füfse geschüttelt, einigemal gebogen, und dann in die Höhe gehoben wurden. Die Krämpfe dauerten mit Zwischenräumen 10 Minuten fort, und wurden zuletzt ruhiger und seltener. Diese Erscheinung wurde, nur im geringern Grade, noch einmal an einem an der Cholera im Orenburgschen Hospital Verstorbenen 6 — 7 Stunden nach Ende der Krankheitserscheinungen bemerkt". Die zweite Beobachtung erzählt H. Marschall *notes on the medical Topography of the Interior of Ceylon. London* 1821 *p.* 195. „*In two instances convulsions supervened after apparent death One body had been removed to the dead room before the muscular contractions came on. In both cases the head was observed to move in a shaking paralytic manner, the toes were slowly extended, and again bent inwards; the lower extremities moved upon the pelvis with a rotatory motion supported upon the heel; the hands moved, pronation and supination followed each other frequently; the fingers were extended and again rigidly bent inwarts. These contractions continued in one of the cases about twenty minutes, in the other they lasted nearly three quarters of an hour. Neither of these men had spasms during the progrefs of the disease. When the convulsions appeared, frictions and other means for rousing the system were long and carefully applied, but without succefs*". Die Erklärung dieser bei den 4 an der Cholera Verstorbenen beobachteten Erscheinung zu versuchen, möchte ein bis jetzt vergebliches Unternehmen seyn, da in keinem dieser Fälle die im Verlauf der Cholera vorgekommenen Erscheinungen mitgetheilt sind. Die Behauptung, die Zusammenziehungen der Muskeln seyen galvanischer Art, auf die der Russische Arzt sich stützt, ist, auch wenn sie wahr wäre, nur eine veränderte Beziehungsart der Thatsache selbst, und die Behauptung Lichtenstädt's, die Menschen wären nur scheintodt gewesen und das Leben sey erst mit den Krämpfen erloschen, mufs freilich als richtig angenommen werden, erklärt aber nicht einmal, warum wir diese Krämpfe nie bei Menschen, die an andern Krankheiten starben, kurz nach dem Aufhören aller Lebenszeichen beobachtete.

10te Bemerkung. Die Russischen Aerzte legten in der letzten Epidemie von 1830 ein grofses Gewicht auf eine Eigenthümlichkeit, die sie in der Stimme der an der Cholera Erkrankten wollten beobachtet haben. (*Vox cholerica L. p.* 189.). Ist dies wirklich ein neues Symptom, das weder von den Englischen Aerzten in Indien, noch von den Russischen in den frühern Epidemieen beobachtet wurde, oder lag es an der geringern Aufmerksamkeit derselben, oder liegt es in dem Dialecte

Digitized by Google

der Kranken, oder ist es weiter nichts, als die schwache Articulation der Worte, die man bei jedem dem Tode nahen Kranken beobachtet? Das Letztere möchte wohl das Wahrscheinliche seyn.

11te Bemerkung. Epidemische Krankheiten werden oft im Verlaufe der Epidemie zu ansteckenden. Dieser Satz hat seit langer Zeit das Bürgerrecht in der Medicin gewonnen. Sowohl die Petersburger Aerzte (L. 32, 51, 152.), selbst Lichtenstädt, als auch Annesley (p. 236.) haben sich auf ihn gestützt, um ihre Ansicht, daſs die Cholera durch ein Miasma entstanden und unterhalten sey, mit der als nothwendig aus bestimmten Thatsachen abgeleiteten Behauptung einer Verbreitung durch ein Contagium in Uebereinstimmung zu bringen. Allein frägt man, worauf gründet sich denn eigentlich der obige Erfahrungssatz? so führt man freilich mehrere im Verlaufe einer Cholera-Epidemie vorkommende Umstände an, die sich aus jener Voraussetzung erklären, oder ableiten lassen, aber eine Thatsache läſst sich nicht auffinden, die diesen Satz direct begründete. Zufällig zusammentreffende Umstände geben zur Erzeugung eines Miasmas Gelegenheit. Die hiermit geschwängerte Atmosphäre wirkt mehr oder weniger nachtheilig auf die Menschen, die in ihr zu leben gezwungen sind. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daſs viele Menschen nach Verhältniſs ihrer Empfänglichkeit erkranken und daſs die Gegenwirkungen des Organismus sich in der Hauptsache durch gleichartige Erscheinungen aussprechen. Eine Eigenschaft einer solchen durch das Miasma erzeugten Krankheit kann nun auch die Fähigkeit seyn, einen Stoff auszubilden, der in einem andern Körper dieselben Gegenwirkungen erweckt, die wir auch nach der Einwirkung des Miasmas entstehen sehen. Kommt der epidemischen Krankheit die Eigenschaft ein Contagium zu erzeugen nicht zu, so ist nicht wohl einzusehn, wie sie dieselbe durch neue von der epidemischen Ursache unabhängigen Schädlichkeiten erlangen kann. Zusammenhäufen von Kranken im engen Raume; deprimirende Gemüthsstimmung, fehlerhafte Behandlung und wie die Schädlichkeiten alle heiſsen mögen, die man beschuldigt, können allerdings in einer epidemischen Krankheitsform die Gegenwirkung in einzelnen oder mehreren Kranken so verändern, daſs nun ein Contagium als Resultat derselben sich ausbildet. Was kann uns aber zu der Behauptung berechtigen, diese neue Krankheit, die ihre Entstehung der Einwirkung zweier so höchst verschiedenen Schädlichkeiten verdankt, müsse gerade unter derselben Form sich zeigen, die jene zeigte, die von dem Miasma allein hervorgebracht war. Auch nicht ein Grund kann für diese Behauptung sprechen. Zwei verschiedene Krankheitsformen würden ungleichzeitig in einer Gegend sich ausbreiten, eine, die von einem Miasma allein abhinge, und eine andere, nothwendig gänzlich verschiedene, die von einem durch zufällige Einflüsse in einem Kranken erzeugten Contagium hervorgebracht wäre. Der obige Satz muſs daher seinen Einfluſs in der Lehre von den epidemischen Krankheiten verlieren. Wenn wir demnach beobachten, oder zu beobachten glauben, daſs eine und dieselbe Krankheitsform, theils durch epidemische Einflüsse hervorgebracht wird, theils durch ein Contagium, so müssen wir schlieſsen, daſs die epidemische Krankheit den ansteckenden Character ursprünglich mit erhielt, wenigstens in den Fällen, wo sie ganz zur Ausbildung kam, und nicht erst durch accidentelle Umstände im Verlaufe der Epidemie. Die herrschende Krankheitsform kann diesemnach aus beiden Quellen entstehen, sowohl von dem Miasma, als auch von dem Contagium, was sich in der von dem Ersten erzeugten Krankheit entwickelte. Die Nervenfieber der bösen Form, wie sogenannte Kriegespest, Hospitaltyphus u. s. w. können als deutliche Beispiele dieser doppelten Entstehungs- und Verbreitungs-Art angesehen werden. Ob andere Krankheiten, wie Blattern, Masern, Scharlach, Keichhusten und andere auch hierher gerechnet werden können, wie einige Schriftsteller behaupten, dies zu untersuchen würde dem Zwecke dieser Arbeit entgegenlaufen. Nur allein die Cholera darf uns jetzt beschäftigen. Verdankte diese nun 1817 in Indien und den benachbarten Ländern einem durch uns gänzlich unbekannte cölestische und terrestrische Vorgänge entwickelten Miasma ihre Entstehung, und theilweise Verbreitung, so zwingen uns doch auch das Fortschreiten der Krankheit bis zu sehr entfernten Ländern, bei jeder Witterung, bei dem höchsten Stande des Thermometers sowohl, wie bei dem niedrigsten, und viele andere Thatsachen der dort entwickelten Krankheit die Fähigkeit, ein Contagium zu entwickeln, und sich vermittelst desselben zu verbreiten, zuzuschreiben. Man muſs, dies als wahr vorausgesetzt, geneigt seyn, dem scharfsinnigen Lichtenstädt beizupflichten, daſs die Cholera sich später, und gewiſs jetzt 14 Jahre nach ihrem

Digitized by Google

unten Erscheinen in Indien, nur noch allein durch das Contagium fortpflanze und den rein epidemischen Character gänzlich verloren habe.

Dieser Ansicht, auch abgesehen von der ihr zuletzt gegebenen Ausdehnung, stimmten bisher mehrere Aerzte nicht bei, die sich mit Behandlung und Beobachtung der Krankheit selbst beschäftigten, oder nur aus den von diesen mitgetheilten Thatsachen Folgerungen zogen. Zu den erstern gehört Annesley, und viele der Aerzte, die in Indien und Rufsland ihre Kunst ausübten, zu den letztern viele Mitglieder des Medicinalraths in Petersburg. So erklärt sich das Schwanken dieser Medicinal-Behörde in ihren Aussprüchen und Vorschriften; (L. *p.* 67. doch wagte sie es nicht, die Quarantaine-Anstalten als entbehrlich zu bezeichnen. Der ärztliche Verein in Orenburg sprach sich wiederholt gegen die Verbreitung der Cholera durch ein Contagium aus, folgte freilich den von Petersburg erhaltenen Vorschriften, indessen nur gezwungen und da sie gegen die eigne Ueberzeugung handeln mufsten, auch nur unvollkommen. Sie suchten die so viele Beschränkungen und Beschwerden herbeiführende Ausübung der Quarantaine-Gesetze, so weit sie konnten, zu mildern. Sie setzten, deutlichen Thatsachen entgegen, (L. *p.* 65.) die auf 4 Wochen bestimmte Zeit auf 14 Tage (L. *p.* 39.) und späterhin sogar auf 8 Tage herab (L. *p.* 42.) und führten Gründe an, die eigentlich schleunige Entfernung der Einwohner aus den Orten, wo man ein Miasma als Verbreitungsursache der Cholera voraussetzte, wünschenswerth machen mufsten (L. *p.* 42.). Wie mag man sich so wundern, dafs die Russischen Quarantaine-Anstalten in den Provinzen 1829 nicht das Resultat lieferten, was man von ihnen erwartete, und was im folgenden Jahre bei einer richtigern und strengern Anwendung so glänzend hervortrat. Man sieht, dafs in der Lehre von den Ursachen der Verbreitung der Cholera dieselben Schwierigkeiten vorkommen, die so lange die Aerzte in ihren Meinungen über das gelbe Fieber getheilt haben. Dieselben Gründe die hier zur Prüfung und Beurtheilung benutzt werden, finden ihre volle Anwendung auch bei der Cholera. Dies bestimmte mich schon gleich nach vollendetem Druck meiner Preisschrift über das gelbe Fieber, die Thatsachen aufzusuchen und zusammenzustellen, die geeignet schienen, ein richtiges Urtheil über die Ansteckungsfähigkeit der Cholera zu begründen. Vieles liegt hierzu gesammelt vor mir. Einen bedeutenden Zuwachs haben diese Thatsachen durch die von Lichtenstädt mitgetheilten Berichte und Gutachten der Russischen Aerzte gewonnen, und man darf wohl sagen: was vorher sich nur als wahrscheinlich aus den Berichten der Englischen Aerzte in Indien ergab, hat hierdurch einen Grad von Gewifsheit erlangt, dessen wenige Erfahrungssätze in der Medicin sich rühmen können. Die in meiner Schrift aufgestellten Gründe für und wider die Ansteckungsfähigkeit des gelben Fiebers, und die kritische Erörterung und Anwendung derselben können mit sehr wenigen unwesentlichen Beschränkungen auch bei der Cholera benutzt werden. Diese Gründe für die Ansteckung hier anzudeuten, die dafür sprechenden Thatsachen in der Schrift von L. nachzuweisen, und einzelne aus Englischen Schriften herbeizuziehen, scheint jetzt um so mehr pafslich zu seyn, da bei der immer näherrückenden Krankheit es von der ersten und höchsten Wichtigkeit ist, den Satz über jeden Zweifel zu erheben, *die Cholera ist jetzt nicht weiter von endemischen und epidemischen Ursachen abhängig, verbreitet sich nur allein durch Ansteckung und kann durch zweckmäfsige und strenge Quarantaine-Anstalten aufgehalten, beschränkt und unterdrückt werden.* Zum vollen Verständnifs des Folgenden wird es erforderlich seyn, die in der Schrift über das gelbe Fieber kritisch entwickelten Gründe auf die hier nachgewiesenen und mitgetheilten Thatsachen, statt der dort angegebenen, zu stützen; so wird hier eine blofse Andeutung genügen können.

Die Asiatische Cholera ist eine Krankheit neuern Ursprungs. Sie erschien zuerst 1817 in Indien, Annesley sagt (*p.* 4.) *But as far as J am able to judge from the exposition of those who are well acquainted with Hindoo literature, the account given by these writers, although evidently pointing to Cholera in its sporadic form, or as it casually occurs in India, has no reference to the epidemic disease of which J am about to treat.* Die von demselben Schriftsteller späterhin angeführten unbedeutenden Nachweisungen, aus denen sich zu ergeben scheint, dafs die Cholera früher in einigen Districten Indiens epidemisch geherrscht habe, finden in der Erfahrung keine Stütze, dafs kein Beispiel hat aufgefunden werden können, dafs sie sich allgemein weder über Indien, noch über die benachbarten Länder und Inseln, und gewifs nie über Gegenden verbreitet hat, die sie in den letzten Jahren erreichte. (Vergl. *Ainslie on Cholera. London* 1825. *p.* 10 *sq.*) Wollte man solche Epidemien hierher rechnen, die Europäische Schriftsteller, wie Sydenham in London, Frank in Ulm und andere beschrieben haben, so giebt die Erfahrung, dafs diese nur im Herbste verbreitet waren, und nicht eine bestimmte Gegend überschritten, den Beweis, dafs man es freilich mit einer Krankheit von gleichen oder doch höchst ähnlichen Formen, aber nicht mit einer zu thun hatte, der die Eigenschaften zukommen, die wir der Asiatischen Cholera beilegen müssen (A. *p.* 12.). Dafs aber die Epidemie seit 1817 in vielen Gegenden und Orten zum Erstenmale ausgebrochen ist, bedarf keiner Nachweisung im Einzelnen. Die Cholera, einmal in einer Gegend ausgebrochen, kehrt gern nach kürzern und längern Zwischenräumen zurück, und ergreift diejenigen, die sie früher verschont hatte; die Erfahrung, dafs sie in Indien seit 1817 noch immer in einzelnen Districten wieder ausbricht, auch in Rufsland an einigen Orten in Zwischenräumen von einigen Jahren herrschte, wie in Astrachan, kann hierfür angeführt werden. — Der Verlauf der Cholera ist ein bestimmter, wohl zu mäfsigender, aber nicht völlig durch die Kunst zu unterbrechender. Oft sind die Gegenwirkungen auf den von Aufsen eindringenden Angriff so heftig, dafs die Lebenskraft früher erlöscht, ehe die Symptome erfolgen können, deren Zu-

Digitized by Google

zusammentreffen wir erst mit dem Namen der Cholera belegen. Cormik, der die Krankheit in Persien beobachtete, sagt (*Med. chir. transact. Vol. XII. 2. p.* 360.) *in many cases the attack was so violent that the sufferers sunk and, with a few efforts to vomit, expired*" und Ranken beobachtete in Jeypore 1818 „*that many men died, as all believed of the same malady, who falling on the ground expired almost instantly without exhibiting what are usually reckoned the diagnostic symptoms*" (*Edinb. med. journ.* 1823. *I. p.* 3.) Auch dann, wenn der Verlauf der Cholera nicht so schnell den Tod herbeigeführt, und folglich der Kunst Zeit und Raum gegeben ist, kräftig einzuwirken, hat doch die bisherige Erfahrung, wenn auch nicht die gänzliche Unwirksamkeit, doch wenigstens eine grofse Ungewifsheit eines glücklichen Erfolgs bewiesen. Hier ist es bemerkenswerth, dafs von den Beobachtern gerade Aderlassen und Calomel, worauf man bei Behandlung des gelben Fiebers einen so grofsen Werth legte, auch in der Cholera beinahe als einzig wirksam empfohlen sind. Doch passen hier dieselben Bemerkungen, die ich schon in meiner Schrift über das gelbe Fieber entwickelte (*p.* 259.)

Die Empfänglichkeit für eine neue Ansteckung wird durch einen überstandenen Anfall der Cholera aufgehoben. Freilich kommen einzeln, doch nicht häufig, in demselben Individuo einige der wesentlichen Erscheinungen zurück, wenn die Gesundheit noch nicht vollkommen hergestellt war, und eine neue Schädlichkeit einwirkte (L. *p.* 74. 127. Marschall *p.* 195.) Um indessen zu entscheiden, ob ein Mensch bei einer nach Jahren wiederkehrenden Epidemie von der Cholera wieder ergriffen werden könne, wenn er sie schon einmal überstanden hatte, dazu haben der Thatsachen noch zu wenig gesammelt werden können. In den von Licht. mitgetheilten Berichten kommt kein solcher Fall vor, auch erinnere ich mich nicht einen in den Englischen Schriften über die Cholera in Indien gefunden zu haben. — Die Cholera ergreift gleich beim ersten Ausbruche der Epidemie die ersten Personen mit grofser Heftigkeit; und meistens sterben die zuerst Ergriffenen sämmtlich. So starb in dem Hospitale zu Orenburg der erste Kranke am Tage seiner Aufnahme, der zweite am folgenden Tage, und so noch vier andere in den nächsten Tagen (L. *p.* 19.). Auch fängt eine Cholera-Epidemie mit einigen, oder selbst nur mit einem Kranken an, und die Zahl der Kranken vermehrt sich nach und nach (L. *p.* 19, 31, 45. 101.); diese Kranken werden von dem Beobachter oft namentlich aufgeführt, (L. *p.* 47, 77, 111, 180.) oder als Mitglieder einer Familie bezeichnet (L. *p.* 61, 97, 111.); auch wird nicht selten der Zeitraum als ein bestimmter angegeben, der zwischen dem ersten und folgenden Kranken verläuft (L. *p.* 19. Marschall *l. c. p.* 191.).

Die Cholera beschränkt sich anfangs nur auf eine bestimmte Abtheilung eines Ortes, und verbreitet sich von da aus auf die entfernteren Abtheilungen. Cormik (*l. c. p.* 363.) sagt von der Epidemie in Tabriz 1822. *The disease advenced from quarter to quarter, finishing its ravages in one before it commenced them in another.* Aehnliches bemerkt auch Kennedy (*notes on the ep. chol. Calcutta* 1817. *p.* 53, 74. Vergl. Julius und Gerson Magazin 1821. Jan. *p.* 50.). Sie macht ferner keinen Unterschied unter den Menschen, die sie niederwirft. So in Indien (Julius *l. c. p.* 54.) so in Ceylon (Marschall *l. c. p.* 191.) so in Rufsland (L. *p.* 133.). Genauer Umgang begünstigt, oder bedingt die Uebertragung der Cholera, so wenn gesunde Truppen mit solchen zusammentrafen, unter denen die Cholera herrschte (A. *p.* 200. *We fell in with a battalion of native infantry, who were suffering from Cholera. The next day six Europeans were attacked, the number increased dayly, and most of the first cases proved fatal*), oder wenn Gesunde Kranke warten, wie in Hospitälern die Wärter (Ranken *l. c. p.* 4. „*When the hospitals became full, those sepoys who assisted the sick were observed to be more liable to it than their camrades in the lines*) und Aerzte und Chirurgen (L. *p.* 186.) oder Reisende auf grofsen Strafsen und Flüssen, deren Lauf die Cholera häufig folgt (L. *p.* 70.) oder Einwohner gesunder Orte, in denen ein an der Cholera leidender Kranker ankam (L. 31, 47, 92, 111, 144, 180.) oder die mit einem Orte, wo die Cholera herrschte, viel Verbindung unterhielten, oder auf Schiffen in See. Boyle erzählt (*on the ep. chol. London* 1821. *p.* 29.) ein 20 Kanonen Schiff sey im Hafen von Bombay gesund angekommen, habe durch mehrere Officiere, die ans Land gegangen wären, die Cholera unter die Mannschaft bekommen und setzt hinzu *it continued to rage for some time after the ship put to sea;* und erzählt *p.* 31. noch einen ähnlichen Fall (L. *p.* 180.). Rechnet man zu den bisher mitgetheilten Gründen und Thatsachen, die Zweck und Raum nicht weiter auszudehnen erlaubt, noch die in Rufsland wiederholt gemachte Erfahrung, dafs Orte und Gegenden durch eine sorgsame Absonderung geschützt wurden (L. *p.* 70, 181.), dafs klimatische Veränderungen keinen Einflufs auf Erzeugung und Verbreitung der Cholera hatten (A. *p.* 145, 159. Marschall *l. c. p.* 191. L. *p.* 68. 99. 101. 112.) dafs sie an Orten ausbrach, die hoch gesund liegend, der Erzeugung eines Miasmas keine Veranlassung gaben, (L. *p.* 99.) so scheint der Folgerung kein Grund von Wichtigkeit entgegen zu treten. *Die Cholera verbreitet sich durch Ansteckung, und entfernt von den Ländern, wo sie entstand, nur allein durch dieselbe.*

C. C. Matthaei.

Digitized by Google

Nro. 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

XI.

De origine et indole arabicae librorum V. T. historicorum interpretationis libri duo. Scripsit Aemilius Roediger, Phil. Dr. et Theol. Licent. Halle bei Kümmel 1829. *X. u. pgg.* 115. *4to maj.*

Die historischen Bücher, wiewohl sie zu den wichtigsten des A. T. gehören, liegen seit Joh. Clericus Bearbeitung im Anfange des 18ten Jahrhunderts, fast gänzlich vernachläſsigt. Einzelne kritische und hyperkritische Versuche sind von einigen z. B. de Wette und Gramberg über die Bücher der Chronik, angestellt, von sprachlicher Seite wüſsten wir kaum auſser Hensler's Erläuterungen des 1sten Buchs Sam. und der Sprüche etwas von Bedeutung anzuführen. Kein Wunder also, daſs man auch ihren Versionen keine oder doch nur eine flüchtige Aufmerksamkeit schenkte Zeitgemäſs hat daher Hr. Prof. Roediger auf Gesenius Antrieb, in vorliegender Monographie die Arabische Uebersetzung dieser Bücher geprüft, und zwar mit so vielem Fleiſse, so musterhafter Gründlichkeit, daſs hinfort jedweder Zweifel an das gewonnene Hauptresultat unmöglich, und jedwede weitere Untersuchung für dasselbe erledigt ist. Um dieſs erfreuliche Urtheil über die Arbeit des Hrn. Vfs. zu rechtfertigen, und wie wir wünschen, allgemein gültig zu machen, wüſsten wir kaum ein geeigneteres Mittel, als daſs wir dem Leser dieser Blätter, ohne ihn mit den an Ort und Stelle nothwendigen Einzelheiten zu belästigen, den Gang der ganzen Untersuchung der Hauptsache nach selbst vorführen, der reichen Parergen der Schrift aber schlieſslich Erwähnung thun.

In den Prolegomenen weis't der Vf. nach, wie Walton's grund- und bedachtloser Ausspruch (*Prolog. Bibl. p. XIV.*), *daſs die Arab. Versionen der hister. Bücher von den Richtern ab, aus den LXX. geflossen*, zur gängundgäben Meinung geworden, wie sie nicht nur in die Einleitungen von Eichhorn, Jahn, Berthold und de Wette Eingang gefunden, sondern wie ersterer diese Version sogar als ein treffliches Mittel zur Berichtigung der LXX anempfiehlt, und die andren ganz naiv von einer *hesychischen* oder *ägyptischen* Recension, als ihrer Grundlage, reden! Und doch bedurfte es nur einer oberflächlichen Vergleichung beider Versionen, der LXX und des Arab., um die Grundlosigkeit der Walton'schen Behauptung einzusehn! Unbeachtet blieb, daſs schon Herbart Thorndyke als die wahrhafte Quelle der Arabischen Version ihrem Hauptbestandtheile nach, richtig den Syrer erkannte, ja selbst in dieser richtigen Erkenntniſs zahlreiche Verbesserungen des Syrischen Textes auf dem Araber begründete. Unabhängig vielleicht — auch lehrt es ja eine flüchtige Zusammenstellung des Syrers und Arabers — theilten die richtige Ansicht Schnurrer und Hollmann, und vor allen der Englische Herausgeber der Peschito, der gelehrte Lee. In Betreff des andren Theils der Arab. Version hatte den Hebräischen Originaltext als ihre Quelle, Joh. Dav. Michaelis mehr geahnet als erkannt.

Das 1*ste Buch* (*p.* 5—64.) behandelt in 3 Kapiteln *das Woher* der Arab. Version.

Cap. 1. Sie ist nicht, wie die Arab. Version andrer Bücher A. T., aus den LXX geflossen — für's Allgemeine vgl. man 2 Regg. 19, 24. mit Jes. 37, 25. —, denn Auffassung der Orts- und Personen-Namen, willkührliche Erklärungen und Miſsverständnisse, Textesabweichungen und Conjekturen, Einschiebsel und Auslassungen, *hat nirgends der Araber mit der LXX. gemein*, findet aber eine muthmaſsliche Gemeinschaft Statt so beruht sie entweder auf dem Syrer, oder hat ihre anderweitige Herleitung.

Cap. 2. Der Hauptbestandtheil der Arab. Version, nämlich Richter, Ruth, BB. Sam., 1 Kön. cap. I — XI. 2 Kön. cap. XII — XXV. und Neh. IX, 28. XIII., ist

Digitized by Google

aus dem Syrer übertragen. Diefs beweis't die beiden gleiche Schreibart der Namen, wobei der Araber des Syrers Corruptionen theilt. Er hat dieselben Einschiebsel und Auslassungen, folgt ihm getreulich in der Auffassung schwieriger Wörter und Sätze, bei Conjecturen und Mifsverständnissen, ja hat sich selbst von der Schrift seines Originals hier und da zu Irrthümern verleiten lassen.

Cap. 3. Der übrige geringere Theil der Arabischen Version hat, wie gründlich dargethan wird, den Hebräischen Text selber zum Fundament, und zwar 1 Kön. cap. XII. 2 Kön. cap. XII. (über den Anfang vgl. *pag.* 48 *sqq.*) nur diesen, während Neh. I — IX. (über den Schlufs vgl. *pg.* 63 folg.) später nach dem Syrer interpolirt ist (siehe unten).

Das 2te Buch handelt in 5 Kapiteln von der Beschaffenheit und den verschiedenen Verfassern der Arab. Version der histor. Bücher.

Cap. 1. spricht Hr. R. über die bisherigen Textes-Ausgaben des Arab. und deren kritischen Werth: die *editio princeps*, die Pariser Polyglotte, ist fast einzig auf *Franc. Savary de Bréves* Handschrift — nur hier und da ist eine andre hinzugezogen — basirt, die Londoner Pol. darf kaum mehr als ein blofser Abdruck der Pariser geschätzt werden. Die Fehler jener kehren bei dieser wieder und erhalten noch durch neue (aber nicht *sehr* bedeutende) einen beträchtlichen Zuwachs. Selbst das Buch Ruth, welches durch Abraham Echellensis Nachläfsigkeit, die Pariser Pol. verunstaltet, und hier gewifs *Val. de Flavigny* gerechten Zorn reizte, giebt die Lond. Pol. in derselben Mifsgestalt wieder. Die Ausgabe der Englischen Bibelgesellschaft *) konnte der Verf. nicht beurtheilen, da sie ihm nicht einmal zu Gesichte gekommen. Wir halten es um so mehr für unsre Pflicht von der Beschaffenheit ihres A. T. Textes hier einige Rechenschaft zu geben, als diefs unsres Wissens, aufser durch ein Paar Worte in den Wiener Jahrbüchern **), anderweitig nicht geschehen ist. Der Text ist zwar nur nach der Lond. Polygl., aber mit ziemlicher Sorgfalt abgedruckt, denn viele Fehler derselben sind verschwunden und manche selbst in der Paris. Polyg. befindliche getilgt. Weggelassen ist die Punktation, und die Ueber- und Unterschriften bei manchen Büchern und Abtheilungen in der Lond. P.; ingleichen fehlen die Seiten- und Vers-Zahlen. Es ist die Ausgabe eben nur für praktische nicht zugleich für wissenschaftliche Zwecke veranstaltet, und da die unbekannten Herausgeber nirgends von ihrem Verfahren Rechenschaft gegeben haben, so wissen wir kaum mit Bestimmtheit, ob die hier und da gemachten Aenderungen auf etwa zu Rathe gezognen Handschriften oder aber auf blofser Willkühr beruhen. Im Pentateuch sind einige von Ed. Pococke angezeigte Lesarten aufgenommen. Die Orts- und Personen-Namen weichen in den historischen Büchern — die wir hier und da verglichen — häufig durch die Schreibung von der Londner Polygl. ab, doch scheint diefs nur von der conformirenden Hand des oder der Herausgeber herzuführen. Auch sind grobe und störende Mifsverständnisse in denselben gehoben, andre aber belassen. Die beträchtlicheren Lücken in dem Texte der Version sind meist ausgefüllt und zuweilen auch die kleineren Auslassungen hinzugefügt, aber beides bestimmt von den Editoren selber — Handschriften sind wohl schwerlich benutzt — denn es stimmen diese Lückenbüfser gemeiniglich Wort für Wort mit dem Hebr. Originaltext (einige Proben s. unten), und sind oft mit ziemlichem Ungeschick, ohne Berücksichtigung des Anfangs und Endes in dem gewöhnlichen Text, eingeflickt.

Cap. 2. Ueber die Bücher der Richter, Ruth, Sam. und 1 Kön. bis cap. 12. 1) Die Syr. Handschrift, deren sich der Araber als Original zu seiner Uebersetzung bediente, weicht im Allgemeinen wenig von dem heutigen Text der Polygl. ab, zu dessen Verbesserung vorzügliche Hülfsmittel geben: Herb. Thorndyke's begonnene Vergleichung der Handschriften Pococke's und Usser's, (VI. Theil. Londner Polygl.) Lee's neubesorgte Ausgabe der Syr. Version A. T. (Lond. 1823.) und von Lengerke's Kritik der Ephraem'schen Commentarien (Halle 1829.). Die Vergleichung beider Versionen aber, des Syr. und Arab., ist nicht selten für ihre gegenseitige Verbesserung fruchtbar vgl. *p.* 75 *sq.* 2) Charakteristik der Arab. Version. Als ein ziemlich gemeiner Kenner des Syr. hat der Araber seinen Text im Ganzen gut verstanden; ein durchgängiges Streben nach

*) الكتاب المقدسة وهي كتاب العهد العتيق والعهد الجديد مطبوع في سنة مسيحة ||٨|| *the holy Bible containing the Old and New Testament in the arabic language. Newcastle „upon" Tyne* 1811. *4to. maj.*

**) Band 13. 1821. oriental. Bibelausgaben p. 24.

Digitized by Google

Deutlichkeit, reichlicher an: und daher sind ihm eigenthümlich: Erweiterungen der schwierig befundenen Wörter und Ausdrücke, so wie Umsetzung und Auflösung der Tropen und Bilder in die gewöhnliche Sprache. Die Mifsverständnisse einzelner Wörter und Sätze haben zumeist ihren Grund in der Dunkelheit und Zweideutigkeit ihres Originals, seltener fallen sie seiner Nachläfsigkeit oder Uebereilung zur Last. Ob die Lücken, welche sich im Text finden vom Schreiber oder dem Uebersetzer selber herrühren? Ist unbestimmt, doch möchten wir mit Hrn. R. — ohne die blofsen Zusammenziehungen hierher zu rechnen — ersteres für wahrscheinlicher halten. Judd. 6, 11. وجلس علي عفرا was der Verf. وجلس من تحت شجرة البطم التي علي عفرا nach dem Hebr. Texte ergänzen will; die N. C. hat auch وجلس تحت البطمة التي علي عفرا Judd. 8, 31. (oder 30.) fehlt in den Polyg., die N. C. nach dem Hebr. وسرية التي في نابلوس يلدت له هي ايضا ابنا وسما اسمة ابيملك 1 Sam. 4. setzt die N. C. nach منهم noch die Worte وعلي حموها ورجلها d. i. ואל חמיה ואישה hinzu, aus dem der lästigen Wiederholung wegen, (von לאמר ab) weggelassenen vorhergeh. Vers. 1 Sam. 7, 7. zu Anfang laufen die fehlenden Worte in d. N. C. فسمعوا الفلسطين ان قد اجتمعها بني اسرايل الي مصفيا 1 Kön. 8, 51. von dem Worte ملوفيم bis zu demselben v. 53. fehlt in (beiden Codd.) der Polygl., die N. C. لكون عنايتك منصرفة الي تضرع عبدك والي تضرع قومك اسرايل بان تسمع منهم كل ما يدعوك به لانك افرزتهم لك حزبا من جميع شعوب الارض كما قلت علي يد موسي عبدك لما اخرجت ابانا من مصر يا سيدي يا الله Ist diese Stelle, Uebersetzung der Englischen Herausgeber, wie wohl nicht zu zweifeln, so beurkundet sie offenbar die Bedachtlosigkeit derselben. Denn vor diesem Einschiebsel sind die Worte امين يا ربنا والاهنا لانك رحوم متحنن, wohl nur eine Erweiterung des מלמעלה מן הכסא (vers 53.), stehen geblieben, demnach also ist dieses doppelt, (يا سيدي الله) das fehlende מלמעלה מן הכסא (מתוך כור הברזל) aber gar nicht übersetzt. (S. Neh. 7. zu Ende und 8. zu Anfang *edit. N. C.* eine noch gröbere Nath.) Judd. 5, 24. fehlt מנשים באהל New-Cast. setzt hinzu في الاجنباء, ebenso 12, 12. 14, 5. 1 Sam. 10, 21. (وطلبوه ولم وجدوه). 3) Der Vf. dieses Theiles ist Christ, diefs zeigt schon, dafs er die christl. Peschito zum Grunde gelegt, so wie die Nichtbeachtung des Chaldäer und der Rabbinen, endlich der ganze von einem jüdischen Uebersetzer verschiedene Charakter seiner Version. Das Alter derselben läfst sich schwerlich genau bestimmen; der Par. Cod. hat in der Unterschrift das Jahr 992. Heds. d. i. 1584 n. Ch. Hr. Roed. setzt sie, vom Verfall der Syr. Sprache ausgehend, muthmafslich in das 13. oder 14. Jahrh. Für diese Zeitbestimmung scheinen dem Verf. auch, die zu jener Zeit gängundgäben geographischen Namen, neuere Wörter und Formen, und eine fast rohe Schreibart zu sprechen. Doch läfst sich diefs Alles anderweitig herleiten und Hr. R. selber will hierauf mit Recht kein bedeutendes Gewicht legen.

Cap. 3. Die Uebersetzung von 1 Kön. cap. 12, 2 Kön. 12. kommt der ersteren in Rücksicht der Deutlichkeit fast gleich, übertrifft sie aber bei weitem durch seltneres Mifsverständnifs. Sie schliefst sich nämlich genau an den Hebräischen Text selbst an, und ist sichtlich nach ihm gearbeitet. Aufserdem ist der Chaldäer fleifsig zu Rathe gezogen, mit welchem sich nicht nur häufige Uebereinstimmung findet, sondern zuweilen sogar eine über die Differenz beider Sprachen herausgehende Gleichheit (des Ausdruckes) vorhanden ist. Schon hieraus würde man auf einen *jüdischen* Uebersetzer schliefsen dürfen, wenn nicht noch aufserdem der Varf. durch allerhand kleine aber sehr bestimmte Zeichen (religiöse Aengstlichkeit, jüdischer Eifer u. a.) seine Nationalität verriethe. Er ist aber weder der *Arab. Pocock.* (wie aus der Vergleichung seiner Uebersetzung 2 Regg. 3, 4. mit pg. 10 not. erhellt), noch *Saadia*, von dem er sich durch den Stil unterscheidet; er und sein Zeitalter sind unbestimmt. Hr. R. muthmafst, — freilich aus schwachen Gründen — dafs er ein Jude des 11. Jahrh. aus der Gegend von Damask sei. In seiner nicht unebnen

Digitized by Google

Schreibart hat er hier und da, wie der vorige Uebersetzer, Formen aus der Vulgärsprache, weicht aber in Andrem, besonders in Auffassung der Orts- und Personen-Namen von ihm ab (für das ihm eigenthümliche دار السلام (Jerusalem) hat die N. C. überall اورشليم conformirend gesetzt). Lücken im Text sind 1 Regg. 13, 25. 15, 10. 2 Regg. 6, 14. 20. 7, 15. 9, 28. (Die N. C. füllt 1 Regg. 13, 25. 2 Regg. 6, 14. 20. wieder aus).

Cap. 4. Für die Uebersetzung von 2 Regg. 12—25. und Neh. IX, 28. XIII. nimmt Hr. R. 2 verschiedene Verf. an *a*) 2 Regg. von einem Christ des 14ten Jahrhunderts. Er schliefst sich enger an das Syr. Original an, als der cap. 2. bezeichnete Uebersetzer, seine Schreibart ist roh; Mifsverständnisse *) und Zusätze sind nicht häufig, die wenigen Lücken finden sich 2 Regg. 13, 6. 17, 26. und cap. 25. v. 22—27. (alle in der N. C. ausgefüllt) *b*) Neh. IX. *sqq.* von diesem Stück gilt im Ganzen dasselbe als von dem vorhergehenden, schwerlich möchten daher die sprachlichen Gründe pg. 106. eine Trennung von dem Verf. jenes Theiles rechtfertigen, doch mufs umgekehrt ebenso die Identität derselben um so mehr unentschieden bleiben, als das kleine Stück durch beträchtliche Lücken — die aber grofsentheils auch blofse Namen enthalten — noch verkleinert ist cap. X, 3 — XII, 26. und wieder v. 29. 33. 34. 41. 42. (ausgefüllt nach dem Hebr. in N. C.)

Cap. 5. Neh. I—IX. erkennt Hr. R. ursprünglich als die Uebersetzung eines Juden aus dem Hebräischen Originaltext, die jedoch später von christlicher Hand nach dem Syrer überarbeitet worden. Aehnlichkeit findet er (gegen Rich. Simon, Michaelis, Credner), mit dem Arab. Vers. des Josua. Allein die Kritik stöfst hier unsres Erachtens auf dieselben Schwierigkeiten, als bei dem zuletzt bezeichneten Uebersetzer; das Stück ist klein und aufserdem voller Lücken (wieder ausgefüllt N. C.) Jedenfalls sind in demselben beide, der Hebr. Originaltext und der Syr., abgespiegelt.

So weit die Untersuchung, die eine so dankbarere Aufnahme von Seiten des Publikums verdient, als schon die grofse Mühseligkeit derselben, die meisten Bearbeiter der biblischen Litteratur von der Anstellung einer solchen abschrecken dürfte. Eine ganz besondere Beachtung verdient aber noch diese Schrift wegen der hier und da im Laufe der Untersuchung eingestreuten Bemerkungen für Syrische und Arab. Grammatik, wegen mancher Berichtigung und Bereicherung der Syrischen und Arab. Wörterbücher, so wie wegen der vielfältigen Verbesserungen des Syrers, des Arab. und des Ephraeem. Aufserdem sind an vielen Stellen die unedirten Scholien des *Tanchum Jerischalmi* — von welchem das Schnurrer'sche *Apographon* und *Facsimile* sich in den Händen Gesenius befindet — benutzt und beigebracht, und Einzelnes auch aus *Abulwalid (Jona ben Gannach)* mitgetheilt. Durch alles diefs wird dem Leser noch ein reicher und anziehender Stoff aufser der Untersuchung selber geboten, und die Lateinische Sprache des Verfassers, die nicht nur durch Correctheit und Einfachheit durchgehends sich auszeichnet, sondern, so weit es die Darstellung erlaubt, selbst der Eleganz nicht ermangelt, gewährt der Lektüre dieser Schrift, trotz des an sich trocknen Gegenstandes, doch einen eignen Reiz. Gern unterdrücken wir hier einzelne Ausstellungen und Einwürfe gegen manche Conjecturen und Emendationen u. s. w., theils weil sie an sich gering, besonders aber gegen das Ganze und die Masse gehalten zu unbedeutend sind, als dafs sie in diesen Blättern einen Platz verdienten.

Ferd. Benary.

*) Das diesem uml Uebersetzer cap. 2. gewöhnliche Mifsverständnifs سفر بنيامين für ספר דברי הימים hat die N. C. überall gehoben, aber auch schon in den Pol. ist mindestens an drei Stellen 2 Regg. 15, 6. 11. 26. eine solche Correktur vorgenommen, wo sich das richtige سفر اخبار الايام findet.

Digitized by Google

Nro. 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

XLI.

Der Rechtsweg. Ein Versuch vergleichender Gesetzeskritik des Französ. mündlichen und gemeinen Deutschen schriftlichen Civilprocesses, mit Rücksicht auf die neueren legislativen Verbesserungen beider und auf die Mischungsversuche der neuesten Zeit, von Dr. R. Freiherrn von Holzschuher. Nürnberg 1831 in Kommission der Riegel- und Wiefsnerischen Buchhandlung. 8. 591.

Es ist ein mifsliches, undankbares Geschäft, an legislativen Arbeiten Theil zu nehmen; die grofse politische Aufregung der Partheien wirkt auch bei der Abfassung und Beurtheilung jedes legislativen Werks. Das Streben es allen Partheien recht zu machen und der liberalen Parthei eine sogenannte Oeffentlichkeit zu geben, den Anhängern des Alten aber versichern zu können, dafs man sich im Wesentlichen an die bestehenden Formen, als an die Hauptgrundlage gehalten habe, hat die Folge, dafs man aus den verschiedenen Gesetzgebungen z. B. der Französischen und der Preufsischen Processe, ein Paar Institute herausreifst und mit dem gemeinschaftlichen Verfahren zu verbinden sucht. Dadurch kömmt man zu den halben Maafsregeln und den Mischungsexperimenten, bei denen sich der Legislator selbstgefällig einbildet, dafs er nun alle Partheien zufrieden gestellt habe, weil er jeder etwas gegeben, was ihren Ansichten schmeicheln werde. So stehen auch gewöhnlich in dem Entwurfe ein Paar allgemeine Sätze, die den minder sorgfältig Prüfenden bewegen könnten, an die Liberalität des Legislators zu glauben, während der Besonnene bald bemerkt, dafs diese neuen Ideen doch nur mit Formen und Modifikationen eingeführt sind, welche ihre wesentliche Bedeutung zerstören, oder dafs die Ausnahmen, welche das Gesetz aufstellt, die Regel in ihrer Anwendung auf das Aeufserste beschränken. Nicht besser verhält es sich mit der Art und Weise, wie man von Seiten des urtheilenden Publikums häufig neue legislative Produktionen aufnimmt. Wir wollen nichts davon sagen, wie Neid, Eitelkeit, Vorurtheil, das an dem Bestehenden klebt, Partheigeist, der nie die Sache, sondern nur die Personen vor Augen hat und Alles begeifert was nicht von den Männern seiner Parthei geschaffen worden ist, ein strenges Gericht über die legislativen Arbeiten halten; wir wollen nur bei einer oft vorkommenden Aeufserung verweilen, bei der, dafs das neue Produkt doch nur eine Musterkarte der verschiedenen Legislationen, ein buntes Flickwerk ohne innern Zusammenhang sei, und der Krähe in der Fabel sind nicht mit gröfserer Wuth die erborgten Federn ausgerissen worden, als man sich bemüht dem neuen Entwurfe nachzuweisen, dafs er diese Vorschrift aus dem Baierischen, jene aus dem Französischen, eine dritte aus dem Preufsischen Processe genommen habe. Wir gestehen, dafs wir das Entlehnen nicht zum Grundsatz erheben möchten, sondern es vielmehr für Pflicht halten, überall an das Bestehende anzuknüpfen, und mit Besonnenheit verwärts zu gehen, und sich damit zu begnügen, die allmählig eingeschlichenen Fehler und Mifsbräuche zu entfernen, ohne das bestehende Gebäude gewaltsam umzustürzen, einer neuen Theorie zu Gefallen, oder blos um herrschenden Modeansichten zu schmeicheln; allein wir glauben ebenso, dafs der ewige Skeptizismus, ob das Neue gut ist und jenes Vertrösten auf das Reifwerden des Volkes zu mancher neuen Einrichtung aus übertriebenem Festhalten an dem einmal Gewohnten entspringe, und dafs der Gesetzgeber wohl prüfen müsse, ob nicht die Grundsätze selbst, von denen man bisher ausging, fehlerhaft sind. Ist dies der Fall, so sind die Grundsätze selbst aufzugeben, weil sonst aller Verbesserungsversuche ungeachtet, doch nur auf eine an sich schadhafte Grundlage, das Neue gebaut wird, und

Digitized by Google

ein krankhaftes Institut entsteht, in welchem durch schwache Mittel dem drohenden Einsturze des Ganzen nur provisorisch vorgebeugt wird. — Da aber, wo der Gesetzgeber von der Verderblichkeit der Grundlagen des Bestehenden selbst überzeugt ist, wo er neue, der Aufgabe der Gerechtigkeit, dem Zwecke einer guten Gesetzgebung und den Forderungen aller Vernünftigen entsprechende Grundsätze aufstellt, z. B. Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Trennung der Justiz u. s. w. von der Administration u. s. w., ist es seine Pflicht zu prüfen, auf welche Weise in den bestehenden fremden Gesetzgebungen, wo diese Prinzipien schon wirksam sind, durch Erfahrung sich die neue Einrichtung bewährt, in welchem organischen Zusammenhange die Vorschriften in dieser fremden Gesetzgebung stehen, z. B. mit welcher Gerichtsverfassung, und mit welchen politischen Grundlagen sie zusammenhangen und welche von diesen fremden Instituten, in der jenseitigen Gesetzgebung als absolut wesentliche, die Erreichung des Zwecks nothwendig bedingende, oder nur als zufällig durch lokale ältere Einrichtungen veranlaßte, vorkommen; so z. B. wird es Pflicht zu prüfen, ob in dem Französ. Processe das Institut der *huissiers* als wesentlich so angesehen werden kann, daß da, wo dasselbe mangelt, alle anderen Vorschriften des Französ. Verfahrens nutzlos erscheinen würden. Bei dieser dem Gesetzgeber nothwendigen Prüfung des Werths und des Zusammenhangs fremder Legislationen treten aber eigenthümliche Schwierigkeiten ein, um den rechten Standpunct zu ergreifen. Aus dem Gesetzbuche allein darf Niemand hoffen, den genauen Gang des Verfahrens einer fremden Legislation zu erfahren. Durch eine Masse von einzelnen Gesetzen und Verordnungen z. B. in Frankreich in den Gesetzen über den Tarif der Advokaten, über die Polizei der Gerichtshöfe, über die Organisation der Gerichte überhaupt, sind über das Detail Vorschriften gegeben worden, ohne deren Kenntniß man das Gesetzbuch gar nicht verstehen kann. Durch die Rechtsanwendung selbst gestaltet sich manche Vorschrift ganz anders, als sie im *Code* steht; das Bedürfniß, welches überall die beste Lehrmeisterin ist, modifizirt die Normen, und liefert Wege und Mittel, um auf die einfachste Weise das beengende Gesetz zu umgehen. — Vieles findet sich auch in solchen fremden Gesetzgebungen, weil es nun einmal seit langer Zeit in dem Lande herkömmlich war, und der Gesetzgeber sich scheute, an solchen Einrichtungen zu rütteln, oder Rechte gewisser Stände zu verletzen. Wer z. B. glaubt, daß die im *Code de procédure* zum Grunde gelegte, und manche Eigenthümlichkeit des Verfahrens erzeugende Unterscheidung der *avoués* und *avocats* aus höheren legislativen Gründen abzuleiten sei, irrt sehr, und Fölix hat sich das Verdienst erworben, daß er in der kritischen Zeitschrift für ausländische Gesetzgebung u. s. w. die mit Vorurtheilen und pekuniären Verhältnissen zusammenhängende Bedeutung dieses Unterschieds gezeigt hat.

Jede Arbeit nun, welche unpartheiisch und mit Sachkenntniß Vergleichungen zwischen den verschiedenen Legislationen anstellt, welche im Detail und im feinsten Zusammenhang das fremde Institut darstellt, welche von leitenden Grundsätzen ausgeht, ist eine verdienstliche Vorarbeit für die Gesetzgebung: mögen nun die Ansichten über den Werth des Französ. Prozesses noch so verschieden seyn, so kann doch keine neue Gesetzgebung bei ihren Berathungen über die zweckmäßigste Form des Verfahrens, die Prüfung, ob das Französ. Verfahren vor dem Deutschen den Vorzug verdiene, vernachläßigen. Man muß aber die Französ. Prozeßlegislation nur als die Repräsentantin einer gewissen Grundansicht betrachten, und die Frage stellt sich dem Gesetzgeber dann so: verdient jene Proceßform den Vorzug, bei welcher die zur Entscheidung aufgeforderten Richter das Streitmaterial auf die kürzeste, und da sie aus dem Munde der Partheien oder ihrer Vertreter selbst erfahren, auch auf die sicherste Weise kennen lernen und entweder sogleich darüber entscheiden, oder in den schwierigeren Fällen sich durch andere passende Mittel eine weitere Instruktion verschaffen können? oder ist jene Proceßeinrichtung vorzuziehen, bei welcher man die für die verwickeltsten Fälle zweckmäßigen Formen als Regel für alle Processe vorschreibt, und daher, weil dies umständliche schriftliche Verfahren nicht in Sitzungen geführt werden kann, durch ein anderes Mittel dafür sorgen muß, daß die urtheilenden Richter das Resultat der Verhandlungen erfahren? — Der Französ. Proceß beruht seiner Idee nach auf der ersten Grundansicht, der Deutsche Proceß ist dagegen auf die zweite gebaut; und insofern daher in diesem Deutschen Verfahren jedes mögliche Mittel angewendet wird, das auch in dem schwierigsten Falle den Richter zur Urtheilsfällung vorbereiten kann, so betrachtet man gern den Deutschen Proceß als den Re-

Digitized by Google

mentanten der Oeffentlichkeit, und wirft dem Französ. Processe die Oberflächlichkeit vor. Allein da jede Procedur nur das Mittel ist, das den Zweck gerechter Urtheilsfällung erreichen soll, so scheint es ein Fundamentalsatz zu seyn, dafs die Mittel mit dem Zwecke im Verhältnifs stehen müssen, und dafs man nicht eine gröfsere Kraftanstrengung anwenden müsse, als nöthig ist, um in concreto den Zweck zu erreichen. Darnach ist die zweckmäfsigste Processform gewifs diejenige, welche 1) das einfachste und natürlichste Verfahren zum Grunde legt und dem Richter möglich macht, für die gewöhnlichen und einfachen Fälle auch nur dieser einfachen Form sich zu bedienen, aber 2) dem Richter es überläfst, in allen verwickelten Fällen auch andere auf genauere Instruktion des Falles und tiefer gehende Vorbereitung berechnete Formen anzuordnen. Darin liegt der Fehler des Deutschen Verfahrens, dafs in dem einfachsten wie im verwickeltsten Processe (wie er nur nicht summarischer ist) der Richter die nämliche mit einer gewissen Aengstlichkeit auf die schwierigsten Fälle berechnete Schriftenreihe, von der Klage bis zur Duplik durchwandern mufs, um endlich zu dem Ziele zu gelangen, zu welchem er auf einem weit einfacheren Wege schon in ein Paar Stunden hätte gelangen können; darin besteht eben der unverkennbare Vorzug des Preufsischen Processes, dafs der Instruent selbst nach dem Bedürfnifs des einzelnen Falles die zweckmäfsigsten Instruktionsmittel wählen, und jeden unnöthigen Kraftaufwand vermeiden kann. Diesen nämlichen Vortheil kann auch im Französ. Processe das Gericht erlangen, weil die einfache Form als Regel aufgestellt ist, ohne dafs dem Richter verwehrt ist, auch noch andere Mittel der Instruktion und Vorbereitung zu wählen, wenn die Schwierigkeit des Falles dies fordert; ein anderer Vorzug des Französischen Verfahrens liegt aber darin, dafs hier die urtheilenden Richter selbst auf dem kürzesten Wege aus dem Munde der Partheien oder ihren Anwälde die Materialien des Streits erfahren, und daher alle Umwege der Aufstellung von Referenten u. s. w. unnöthig werden. — Es wird darnach leicht begreiflich, dafs jeder mit Bearbeitung eines Processgesetzbuchs beschäftigte Legislator auf das Französische Verfahren Werth legen und prüfen mufs, ob nicht die darin liegenden Ideen mit dem bisher bei dem Volke für welches der Entwurf bestimmt ist, bekannten Verfahren in Einklang gebracht, und was aus dem Ersten entlehnt werden kann. — Auf diese Art ist auch der im J. 1827 der Ständeversammlung in Baiern vorgelegte Entwurf der Processordnung für ganz Deutschland interessant geworden. Man wollte bei der Bearbeitung des Entwurfs die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Französischen Processes aufnehmen, allein die Grundansicht von der Trefflichkeit des schriftlichen Verfahrens war so eingewurzelt, dafs man dadurch sich half, einen nach den bisherigen Deutschen Formen geleiteten Schriftenwechsel in jedem Processe als Grundlage zu verlangen, und erst am Schlusse den Partheien eine mündliche öffentliche Verhandlung zu gestatten; das urtheilende Gericht sollte nur bei der letzten gegenwärtig seyn, das Vorverfahren sollte von einem Gerichtsdeputirten geleitet werden und um das Maafs der Gründlichkeit zu erschöpfen, ordnete man auch noch einen *status Causae* an. Es konnte nicht fehlen, dafs mit diesem Entwurfe keine Parthei zufrieden war; die Freunde der Deutschen Formen erklärten, dafs diese Schlufsverhandlung nur überflüssig seyn würde, indem in den vorausgegangenen Schriften im Wesentlichen schon Alles enthalten wäre, was nur erweitert in der mündlichen Verhandlung vorgebracht würde. Uebrigens, meinte man, könne es nicht fehlen, dafs doch in der Schlufsverhandlung manche neue vorher nicht erörterte Thatsachen und Einreden vorgebracht würden, z. B. die der fehlenden Sachlegitimation, und dadurch würde dann manche Verzögerung im Verfahren herbeigeführt. Die Anhänger des Französischen Processes und alle Juristen, welche den Geist des öffentlichen mündlichen Verfahrens gründlich erfafsten, waren aber unzufrieden, weil eine Schlufsverhandlung nicht die Vortheile der öffentlichen Sitzungen, in welche sogleich der Procefs gebracht werden könne, gewährte, weil man dann erst mühsam sich durch den Schriftenwechsel schleppen müssen, um endlich dem Gericht selbst das vortragen zu dürfen, was man weit einfacher und besser schon ohne die Schriften vor mehreren Monaten hätte vortragen können, weil eine solche erst auf schriftliches Vorverfahren folgende Schlufsverhandlung etwas Schauspielartiges enthalte, und weil das Princip der Oeffentlichkeit doch überall dabei verletzt würde, indem der Gerichtsdeputirte schon in dem Vorverfahren zuweilen wichtige Fragen, die in die Sitzung gebracht werden sollten, selbst entscheide; beide Partheien waren aber darüber einverstanden, dafs durch diese Verbindung verschie-

Digitized by Google

denartiger Processformen die Processe viel länger als bisher dauern und weit kostspieliger werden würden. — Zur Berathung in der Ständeversammlung kam der Entwurf nicht, der Commissionsbericht des Abgeordneten Rudhart stimmte für die Annahme des Entwurfs, jedoch mit manchen Abänderungen, ein Separatvotum des Abgeordneten v. Dresch, welchem sich die Abgeordneten von Holzschuher und Klan anschlossen, stimmte jedoch gegen die Annahme, und zwar weil das im Entwurfe angenommene System halber Maafsregeln und Mischungsversuche unpassend sei. Unser Verf. hielt es nun mit Recht für wichtig, die in seinem Separatvotum ausgesprochenen Grundsätze noch näher zu begründen, dies führte ihn zum Studium des Französischen Processes und insbesondere dazu, dies Verfahren in seiner Anwendung selbst durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und so entstand das vorliegende Werk, das zuerst die Grundsätze, von welchen der Französische Processs ausgeht, prüft, sie mit dem Deutschen Verfahren und den neuesten Verbesserungsvorschlägen vergleicht, und überall untersucht, welche Grundsätze den Forderungen der Gerechtigkeit und der Processpolitik am meisten entsprechen, und bei jeder Lehre die Vorschläge des Baier. Entwurfs genauer zergliedert mit dem Zwecke, zu zeigen, dafs ein halbes Wollen der öffentlichen Mündlichkeit im Civilprocesse nicht zum Bessern, sondern zur Verschlimmerung führt. Dem Verf. mufs das Zeugnifs gegeben werden, dafs er sich zu seiner Arbeit gründlich vorbereitet, und sehr häufig den Geist der Französischen Procedur sehr gut aufgefafst hat. Auch die Litteratur ist im Ganzen gut benutzt; auch begnügt er sich nicht mit blofsen Andeutungen, sondern geht oft in ein grofses Detail ein, so dafs man sein Buch als eine meist treue Darstellung des Französischen Processes in der wirklichen Anwendung betrachten kann. Alle wichtigen Fragen der Processpolitik und des öffentlichen Rechts in Bezug auf Gerichtsorganisation bringt der Verf. mit Sachkenntnifs und Geist zur Sprache, und die Darstellung selbst ist klar und würdig, so dafs das Werk jedem empfohlen werden mufs, der für Processlegislation sich interessirt. Wir wollen unseren Lesern vorerst nur eine allgemeine Uebersicht des Werks geben, das in 3 Abschnitte 1) Element des Processes 2) Justizorganisation 3) Procedurordnung zerfällt. Nachdem der Vf. im ersten Abschnitt die Schrift und das lebendige Wort neben einander stellt, die Vorurtheile gegen das letzte widerlegt, den Geist des öffentlichen mündlichen Verfahrens untersucht und nachweist, dafs durch die neuerlichen Mischungsversuche der Geist, Zweck und Vortheil des öffentlichen mündlichen Verfahrens verfehlt werde, prüft der Verf. in dem 2ten Abschnitt, die Fragen über den Werth der Einzelnrichter oder der Kollegialgerichte, und untersucht das Verhältnifs der Gewalten, insbesondere die Trennung der richterlichen von der vollziehenden Gewalt (dabei das Verhältnifs der Französischen *huissiers*) und entwickelt das Wesen des öffentlichen Ministeriums als Schlufssteins des Gebäudes, worauf er alle einzelnen Lehren und Abschnitte des Verfahrens prüfend durchgeht. — Die grofse Frage, welche jeden mit Processlegislation beschäftigten, interessirt, ist nur die, ob, wenn man den in der Französischen Legislation ausgesprochenen Ideen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit huldigt, auch alle Theile des Französischen Processes so wesentlich sind, dafs sie ohne Gefahr, das ganze Gebäude zu erschüttern, nicht getrennt werden können, und so ein neuer Gesetzgeber entweder die Grundeinrichtungen des Französischen Verfahrens ganz annehmen und nur Verbesserungen in den Detailvorschriften machen, oder auf ganz andere Prinzipien seine Legislation bauen soll. Am wichtigsten wird dabei die Organisation des Verfahrens, welches der Sitzung vorausgehen soll, und des Verhältnisses jener Geschäfte und Acte der Procedur, welche nur in der Audienz verhandelt werden können, und derjenigen, welche daran nicht gebunden sind. Dafs in einer grofsen Zahl von Fällen eine Art von Instruction nothwendig ist, welche die Sache vorbereitet, ehe sie in die öffentliche Sitzung gebracht wird, kann nicht zweifelhaft seyn; in jedem Falle bedarf es doch einer Vorbereitung der Partheien, da der durch die Klagschrift des Gegners überraschte Beklagte doch in seinen Papieren näher nachforschen, bei anderen Personen sich erkundigen, und den Rath eines Rechtsgelehrten einholen mufs. Der Kläger, wenn der Beklagte Einreden gegen ihn vorbringt, sollte gleichfalls vorbereitet seyn, ehe er in der Sitzung erscheint, weil sonst der von der erst in der Audienz vorgebrachten Einrede überraschte Kläger mit Recht eine Vertagung der Sitzung begehrt, um sich näher über die *exceptis*, zu informiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Der Rechtsweg. Ein Versuch vergleichender Gesetzeskritik des Französ. mündlichen und gemeinen Deutschen schriftlichen Civilprocesses, mit Rücksicht auf die neueren legislativen Verbesserungen beider und auf die Mischungsversuche der neuesten Zeit, von Dr. R. Freiherrn von Holzschuher.

(Fortsetzung).

Das Französische Recht kennt nun hiezu ein Vorverfahren, das ohne Dazwischenkunft des Gerichts nur unter Anwälden geleitet wird, wozu *huissiers* gebraucht werden, und worauf erst, wenn die einer Replikschrift correspondirende *reponse* eingereicht oder die dazu gesetzlich angeordnete Frist verstrichen ist, auf Betreiben der thätigen Parthei d. h. derjenigen, welche am meisten Interesse hat, die Sache in die Audienz kömmt. Der Verf. rechtfertigt nun auf eine höchst scharfsinnige Weise, und weit gründlicher als die Franzosen selbst, dies Französische Vorverfahren, und macht nur einzelne Verbesserungsvorschläge. Er stellt dies Verfahren schon in Zusammenhang mit dem Verhältniss der richterlichen zur vollziehenden Gewalt (S. 134.), erklärt sich gegen die Vorurtheile, welche man gegen die Französischen *huissiers* hat, sucht zu zeigen, wie auf jeden Fall das Geschäft der Vollstreckung der Urtheile nicht mit der richterlichen Gewalt verbunden werden könne, wie auch das Vorladungsgeschäft unverträglich mit Kollegialjustiz sey, dass nur der Richterverein nach Anhörung der beiden Theile ein Erkenntniss fällen dürfe, dass jede Vormundschaft der Richter der Stellung der Richtergewalt widerspreche (S. 148.) dass aber in diesen Deutschen Dekreten eine solche Vormundschaft ausgeübt werde, und dass zur Vorladung und der durch sie begründeten Verbindlichkeit des Vorgeladenen es nicht erst einer Richteramts-Befugniss bedürfe (S. 149.) dass daher im Französischen Processe die nothwendige Beinheit des Richteramts aufrecht erhalten sei (S. 288.) dass der Vorwurf, den man der Französischen Klageanbringung wegen ihrer Unvollständigkeit mache, wegfalle, wenn man das Institut der *conclusions motivées* erwäge, (S. 289 in not.) dass ohnehin die Eventualmaxime, wie sie der Deutsche schriftliche Process durchzuführen suche, dem Streben nach materieller Wahrheit widerspreche (S. 298.) dass dem Streben der Advokaten, sich durch *nova* in der Sitzung zu überraschen, durch den Vorschlag geholfen werden könne, dass jeder Anwald, der einen in den *conclusions motivées* unberührt gelassenen Angriffs- oder Vertheidigungsgrund gebraucht, die Kosten der hierdurch nothwendig werdenden Vertagung der Audienz und der Vervollständigung der Conclusionen zu tragen habe (S. 315.). Der Verf. bemerkt gegen den gewöhnlichen Vorwurf, dass die Sache in den Händen der Advokaten so lange in Frankreich liegen bleibe — dass die Processe in Frankreich doch schneller beendigt würden, als in Deutschland (S. 318.). Die Meinung, dass ein ohne richterliche Leitung geführtes Vorverfahren schrankenlos seyn würde, beruht nach dem Vf. (S. 321.) auf einem Irrthum, da das Gesetz, welches in Frankreich den Gang des Vorverfahrens genau regulire, doch gewiss so mächtig seyn wird, als das Richterwort, und dieses ein für allemal für alle Processe aller Zeiten durch ein Gesetz geleitete Verfahren hat nach dem Verf. (S. 323.) unverkennbare Vorzüge. —

Recens. kann in diesen Ansichten dem Verf. nicht beistimmen, und glaubt vielmehr, dass eine Processleitung durch das Gericht in Bezug auf das der Audienz vorangehende Verfahren der Französischen Einrichtung vorzuziehen ist. Die Schwierigkeit liegt nur darin, ob 1) man entweder es dem Gerichtshofe, sobald die Klagschrift eingereicht ist, überlassen soll, sogleich die Partheien in die Audienz vorzuladen, ohne dass es eines Vorverfahrens bedarf, oder erst ein schriftliches Verfahren anzuordnen, etwa in der Art, wie der *Code de Ge-*

Digitized by Google

nève es enthält (Tit. VI.) oder ob 2) man in jedem Falle die Mittheilung der Klagschrift, insofern die Klagschrift nicht erst gewisse Verbesserungen bedarf, zu einer Exceptionsschrift durch das Gericht verordnen läfst, und es nach eingereichter Vernehmlassung dem Ermessen des Gerichts überläfst, sogleich Audienz anzuordnen, oder erst noch die Erklärung des Klägers über die Exceptionsschrift zu verlangen, z. B. wenn in der letzten Schrift wahre Einreden vorkommen. — Würde diese zweite Einrichtung gebilligt, so entstünde wieder eine weitere Frage, ob nicht durch die Aufstellung eines Gerichtsdeputirten dem Verzögerung und Kosten veranlassenden Uebelstande abgeholfen werden könnte, dafs über jede im Vorverfahren vorkommende Schrift das versammelte Gericht zu urtheilen hätte, ob Ladung darauf erkannt werden soll; wählt man aber dies System, so müfste diesem Gerichtsdeputirten doch jede Befugnifs entzogen seyn, Verfügungen zu ertheilen, in welchen schon über einzelne streitige Puncte entschieden würde, z. B. ob es einer Legitimation zur Sache bedürfte u. s. w. denn alle solche Entscheidungen müssen nothwendig von dem versammelten Gerichte ausgehen, wenn nicht die sogenannte Collegialjustiz, welche man zu geben verspricht, vereitelt werden soll. Auch müfste der Gesetzgeber den Fehler vermeiden, Urtheile über die Hauptsache auf blofse Relationen in geheimer Sitzung vom Gerichte fällen zu lassen; und so läfst sich z. B. da wo Oeffentlichkeit und Mündlichkeit als Princip ausgesprochen ist, die Abweisung der Klage, ohne dafs der Beklagte gehört worden ist, gewifs nicht rechtfertigen (mit Recht wird dies auch von dem Verf. S. 146. mit gerügt). — Die Befugnifs des Gerichts im Vorverfahren in geheimer Sitzung zu entscheiden, sollte daher nur auf rein Procefsleitende Dekrete beschränkt seyn, durch welche der Parthei noch kein Recht abgesprochen wird; daher dürfte auch dem Gerichte nicht das Recht zustehen, über einzelne vorgebrachte Einreden schon zu entscheiden, ehe die Sache in die Audienz gebracht ist. — Recens. würde darnach das Verhältnifs des Gerichts in dem Vorverfahren so reguliren, dafs jede Sache durch eine förmliche Klagschrift bei Gericht angebracht, und diese hierauf einem Gerichtsmitgliede, welcher als Respicient in dem ganzen Processe die Leitung des gewöhnlichen Verfahrens zu übernehmen hätte, zugestellt wird. Ist gegen die Form der Klagschrift nichts zu erinnern, so theilt im Namen des Gerichts der Respicient sie dem Beklagten zur Vernehmlassung mit; glaubt er aber, dafs die Klagschrift einen formellen Mangel hat, z. B. das Fundament nicht deutlich ausgedrückt ist, so trägt er in der nächsten (geheimen) Gerichtssitzung dem Kollegio vor, und erholt den Beschlufs desselben, der entweder auf Mittheilung der Schrift an den Beklagten oder auf Anweisung des Klägers, einen bestimmten Mangel noch zu ergänzen oder zu verbessern, gerichtet ist. Eine Abweisung angebrachtermafsen, oder Abweisung zur Zeit u. s. w. dürfte dem Gerichte nicht gestattet seyn. Der Respicient müfste zugleich die Pflicht haben, vorzugsweise die Verhandlungen in dem Processe, für welchen er aufgestellt ist, genau zu prüfen, die Acten zu studiren, und müfste bei der Urtheilsfällung den Vorschlag eines motivirten Urtheils vorlegen, wodurch der Vortheil erreicht würde, dafs für die Berathung schon eine Grundlage bestünde. — Die schriftliche Vernehmlassung müfste dem Beklagten immer aufgelegt seyn, weil nur dadurch der Kläger gehörig vorbereitet in die Sitzung kömmt, und das Gericht selbst im Stande ist, theils sich vorzubereiten, theils weil es bei der Urtheilsfällung dann eine sichere Grundlage hat. Es mufs aber auch dem Gerichte zustehen, die Vernehmlassung ihrer Form nach zu prüfen und da, wo sie z. B. völlig dunkle oder ausbeugende Erklärung über die Thatsachen der Klage enthält, dem Beklagten die bessere Vernehmlassung aufzugeben. In der mündlichen Sitzung selbst werden begreiflich noch viele neue Thatsachen, die in den im Vorverfahren eingereichten Schriften nicht liegen, vorgebracht werden; der Besorgnifs nun, dafs diese *nova* gar nicht fixirt seien, und daher am Ende das urtheilende Gericht nicht sicher weifs, was vorgebracht worden ist, wird dadurch vorgebeugt, dafs jeder Parthei zur Pflicht gemacht wird, alle ihre neuen thatsächlichen Anführungen mit ihren Anträgen und ihren Antworten auf die thatsächlichen Anführungen des Gegners in einer kurzen Note ihrem wesentlichen Inhalte nach sogleich in der Sitzung selbst zu den Akten und in Abschrift der Gegenparthei zu übergeben, und dafs jede Parthei fordern kann, dafs die in der Sitzung zu ihrem Vortheile gemachten Erklärungen des Gegners in das Gerichtssitzungsprotokoll eingetragen werden. Nur durch eine solche Einrichtung wird die Gründlichkeit gesichert, ohne dafs das Princip der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Collegialjustiz ihrem Wesen nach verletzt wird. — Wir setzen dabei voraus, dafs in der Sitzung

Digitized by Google

sogleich über die einzelnen sogenannten processhindernden und dilatorischen Einreden entschieden wird, und darin liegt ein grosser Vorzug des mündlichen Verfahrens vor dem Deutschen schriftlichen. Recens. hat sich selbst in Frankreich überzeugt, dass in der nämlichen Sitzung die Einrede der fehlenden Caution verworfen, der Beklagte, der hierauf zur Erklärung angehalten war, nun die Einrede einer Nullität vorbrachte, dass auch diese Einrede verworfen, und der Beklagte angewiesen wurde *au fond* zu plädiren, und ungeachtet der Advokat wieder durch verzögerliches Vorbringen loszukommen suchte, verurtheilt wurde, sich auf die Hauptsache zu erklären. Dies geschah, und in der nämlichen Sitzung wurde der Rechtspunkt noch umständlich plädirt, und so an einem Vormittage ein Process entschieden, dessen Verhandlung und Entscheidung in Deutschland wenigstens 3 Monate gefordert hätte. — Unsere Ansicht unterscheidet sich von der des Verfs. daher theils in dem Puncte, dass wir eine auf thatsächliches Vorbringen beschränkte (für Rechtsausführungen würden keine Gebühren angesetzt werden dürfen) Klagschrift und Exceptionsschrift verlangen, und dass wir dies Vorverfahren durch das Gericht dirigiren lassen. — Dass das Französ. Vorverfahren, wie es jetzt besteht, nichts taugt, darf als ausgemacht angenommen werden; wir bitten unsere Leser das zu beachten, was Odilon-Barrot in der *gazette des tribunaux* vom 31. Januar 1829, was Royer-Collard in den *annales de législation et de jurisprudence* 1829. *pag.* 14. über dies Vorverfahren sagen; und wie es selbst bei dem neuesten Franz. Processschriftsteller, der sich lebhaft *für* die Franz. Procedur im Ganzen erklärt, Boucenne in seiner *théorie de la procédure civile* 1830. *tom. II. pag.* 268. heisst: *loin de proscrire l'instruction il serait bon peut-être que l'on n'eût point dans les causes ordinaires la faculté de n'en pas faire. Il faudrait obliger chacune des parties à donner des explications écrites sur les faits avant de venir à l'audience. La plaidoirie en seroit plus franche, on y discuteroit mieux, on y disputeroit moins; l'attention des juges auroit un objet arrêté et ne s'épuiseroit pas de fatigue dans les sinuosités d'un interminable débat.* —

Unser Verf. legt überall vorzüglichen Werth auf die *conclusions motivées*, welche eingereicht werden müssen, und glaubt, dass dadurch selbst der Mangelhaftigkeit der Franz. Klagschriften abgeholfen würde. Dies muss nun Rec. durchaus läugnen. Da das Dekret von 1808 sich näher über den Zweck dieser *conclusions* gar nicht erklärt hat, so ist Alles der Praxis überlassen und Rec. der sich auf mehreren Reisen durch Frankreich bemüht hat, die vorkommenden Gebräuche kennen zu lernen und sich Muster zu sammeln, ist bereit, jedem die gesammelten Formularien vorzulegen, woraus man sich von der unendlichen Verschiedenheit, mit welcher diese Acte in Frankreich gearbeitet werden und von dem geringen Nutzen überzeugen kann, welchen sie gewähren. Durch die magere Antragstellung des Anwalds des Beklagten, die Klage möge als ungegründet abgewiesen werden, oder durch die Berufung des Klägers auf ein Paar Artikel des *Code*, wird nichts gewonnen. An die Angabe eines *fundamenti remoti* in den *conclusions* des Klägers wird nicht gedacht. — Auch Rec. stimmt für die Reinheit des Richteramts, aber durch eine Processdirektion leidet diese Reinheit nicht. Es ist nicht schwierig zu beweisen, dass der Richter, welcher über die ihm vorgelegten Thatsachen zu entscheiden hat, auch die Befugniss haben muss, zu erklären, ob die ihm von den Partheien vorgelegten Materialien genügen, um entscheiden zu können; daher muss auch das Gericht aussprechen dürfen, ob eine Klagschrift wegen ihrer Unvollständigkeit oder Unklarheit verbessert werden muss, ob die vom Beklagten gegebene auf Schrauben gestellte Vernehmlassung ihm genüge; und wenn man wünscht, dass durch ein der Sitzung vorausgehendes Verfahren eine die Gründlichkeit der Plaidoirie in der Sitzung und die ewige Vertagungen der Sitzungen vermeidende Vorbereitung gegeben werde, so muss man auch wünschen, dass diese Vorbereitung *gehörig* geschehe, und dies auszusprechen, liegt wohl am besten dem Richter ob. Das den Anwalden allein überlassene, ohne alle Leitung des Gerichts bestehende Vorverfahren kann nie genügen; — der Vorwurf, nach welchem das Vorverfahren Monate und Jahre lang in der *étude des avoués* und dann der *avocats* begraben liegt, bis endlich der Process in die Sitzung kömmt, ist nicht übertrieben; Bellot in dem *exposé des motifs de la loi de Genève p.* 53. bezeugt dies ebenso; die Hoffnung unsers Verfs., dass durch eine gehörige Aufsicht dem Uebel abgeholfen werde, täuscht, wenn man erwägt, wie wenig sich eine Parthei entschliessen wird, gegen ihren einmal gewählten Anwald zu klagen, oder einen andern Anwald sich zu suchen. Der Behauptung unseres Verfs., dass doch das Gesetz

Digitized by Google

soviel gelten werde als das Richterwort, mufs entgegengesetzt werden, dafs das Gesetz die Fälle nur im Allgemeinen berücksichtigt, die Vorschrift nicht nach dem Bedürfnifs des einzelnen Falles modificiren kann, und daher eine gleichförmige Behandlungsweise in allen Fällen herbeiführt, zugleich nur im Allgemeinen vorschreiben kann, dafs etwas geschehe, ohne dafs eine Bürgschaft existirt, dafs es auch auf die zweckmäfsigste Weise geschieht. Bei diesen Acten der Procedur aber, wo eine ganze auf einander sich beziehende Reihe von Schriften vorkömmt, tritt dann der Nachtheil ein, dafs da, wo die erste Schrift schon fehlerhaft ist, auch die nachfolgende mangelhaft seyn wird. Sobald wir dagegen eine Leitung des Verfahrens durch das Gericht annehmen, wird der Vortheil erreicht *a*) dafs jede Schrift sogleich geprüft wird, ob sie formell dem Zwecke der Urtheilsfällung entspreche und dafs durch geeigneten richterlichen Auftrag dem Mangel abgeholfen werden kann, *b*) dafs das Gericht nach Erwägung des Bedürfnisses des einzelnen Falles bestimmt, ob ein ferneres Verfahren nöthig sei, ob z. B. sogleich nach der Vernehmlassung Audienz angesetzt werden kann, und *c*) dafs durch die vom Gerichte ausgehende bestimmte Ladung eine Zwangspflicht zu erscheinen, für die Anwalde begründet, und daher im Interesse der Partheien dafür gesorgt wird, dafs im gewissen Zeitraum ihre Sache vor das Gericht gebracht werde. Wenn wir nun auch in einer Hauptansicht dem Verf. nicht beistimmen konnten, so bekennen wir doch gerne, dafs wir ihm in andern Hauptpuncten völlig zustimmen, und ihm das Zeugnifs nicht versagen, dafs ihm ein consequentes Verfahren, das nach dem Geiste der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit geleitet ist, vorschwebt.

Der Vf. erklärt sich daher auch S. 94. für die Nothwendigkeit, dafs schon in erster Instanz von Collegialgerichten geurtheilt werde. — Bekanntlich hat neuerlich Bentham sich *für* die Einzelnrichter erklärt, und selbst der geistreiche Cooper in seinen *lettres sur la cour de la chancellerie* (2te Aufl.) *p.* 52. u. 301. scheint für diese Justiz zu seyn, aber gewifs mit Unrecht, und der Italien. Advokat Frerini in den *annales de législation* 1829. *p.* 306. hat Bentham's Gründe gut widerlegt. Gewifs ist aber ebenso, dafs auch da, wo Collegialgerichte bestehen, Einzelnrichter nicht entbehrt werden können, wenn nicht die Rechtsverfolgung für die Unterthanen auf eine drückende Weise erschwert werden soll; da Collegialgerichte nur für weit ausgedehnte Gerichtsbezirke bestehen können, und soviel Gegenstände vorkommen, in welchen eine schleunige Rechtshülfe gefordert wird, und nur der Richter, welcher alle Lokalverhältnisse kennt, am besten urtheilen kann. Der Verf. fordert, dafs wie auch Einzelnrichter bestehen, die Gesetzgebung davon ausgehe, dafs kein Einzelnrichter durch Inappellabilität zum Orakel, dafs ihm nicht durch Zugabe anderer einflufsreicher Attribute, insonderheit der Polizeigewalt eine gefährliche Uebermacht in die Hände gegeben, und dafs kein Appellant an neuen und besseren Ausführungen seines Rechts in *facto* verhindert und dadurch der Einflufs des Obergerichts auf die Hauptbedingungen der Rechtspflege künstlich ausgeschlossen werde. — Ueber die Art, wie die Competenz der Einzelnrichter regulirt werden soll, bemerkt der Verf. viel Gutes *). Wie wichtig die Frage über die Besetzung der Gerichte ist, wenn man einmal Collegialgerichte organisirt, ist ihm nicht entgangen; gewichtige Worte hat über diesen Gegenstand auch neuerlich einer der gröfsten Deutschen Juristen gesprochen in der Schrift: Die Gerichtsverfassung eines constitutionellen Staats, kann sie durch blofse Verordnungen rechtsgültig geändert werden? Nürnberg 1830. —

*) Interessant wäre hier die Vergleichung der Gerichtsorganisation, welche man in Italien in Staaten ordnete, wo man die Grundsätze des Franz. Processes beibehielt, z. B. in Neapel nach dem *Codice di procedura ne giudizi civili* von 1819. Darin wird die Gerichtsbarkeit *de conciliatori* — die der *giudizi di circondario* — und die der eigentlichen *tribunali civili* unterschieden. Die zweiten haben im Wesentlichen die Competenz, welche in Frankreich den Friedensrichtern eingeräumt ist, jedoch selbst mit Ausdehnung (*Codice art.* 90.) *etc.* bis zu 20 Dukaten sprechen diese Richter in letzter Instanz in Real- und Personalklagen, und bis 300 Dukaten erkennen sie, jedoch so, dafs die Appellation Statt hat. Der *conciliatore* ist der gewöhnliche Lokalbeamte; sein Vermittlungsamt tritt zwar regelmäfsig auf Verlangen einer Parthei ein, jedoch zuweilen (*Codice art.* 21.) auch von Amtswegen, in so ferne das Gesetz die Aufforderung präsumirt, z. B. bei freiwilligen faktischen Trennungen der Ehegatten, bei Streitigkeiten der nächsten Verwandten. Eine eigentliche Jurisdiktion hat der *conciliatore* (*Codice art.* 41.) in allen Personalklagen, die nur Mobilien betreffen, mit dem Betrag von 6 Dukaten. Sein Urtheil ist dann inappellabel. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

LI.

Ἄτακτα ἤγουν παντοδαπῶν εἰς τὴν ἀρχαίαν καὶ τὴν νέαν Ἑλληνικὴν γλῶσσαν αὐτοσχεδίων σημειώσεων καὶ τινων ἄλλων ὑπομνημάτων αὐτοσχέδιος συναγωγή. Τόμος πρῶτος, περιέχων δύο ποιήματα Θεοδώρου τοῦ Προδρόμου μὲ μακρὰς σημειώσεις καὶ πέντε πίνακας. Ἐν Παρισίοις ἐκ τῆς τυπογραφίας Κ. Ἐβεράρτου. Se trouve chez F. Didot père et fils. 1828. *ΝΗ'.* 453.

Ἄτακτα — τόμος δεύτερος, περιέχων γλωσσογραφικῆς ὕλης δοκίμιον, ἀλφάβητον πρῶτον. 1829. *ΡΚ'.* 492. — *τόμος τρίτος, περιέχων Χιακῆς ἀρχαιολογίας ὕλην, δοκίμιον νέας μεταφράσεως τῆς νέας διαθήκης, διάλογον περὶ τοῦ ἐν Ἱεροσολύμοις ἁγίου φωτός, καὶ τὸ περὶ τῆς κατὰ δώδεκα ἀπαριθμήσεως.* 1830. *Λ.* 477.

Ein äufserst interessantes und wichtiges Werk des ehrwürdigen Veteranen von Chios, Coraes, welches Keiner, der sich über das Verhältnifs des Haplohellenischen zum Hellenischen gründlich unterrichten will, ungelesen lassen darf, da selbst für das Letztere des Wissenswerthen und Tüchtigen genug darin sich findet. C. wählte unter den bekannten Ueberschriften der Alten *Σύμμικτα, Παντοδαπά, Ποικίλα, Σποράδην ὑπομνήματα, Ἄτακτα* für seine schon früher zu seiner eigenen oder seiner Landsleute Belehrung ausgearbeiteten und hier auf Anrathen seiner Freunde herausgegebenen Schriften nach dem Beispiele des Philetas von der Insel Cos die letztere *τόσον πλέον, ὅσον ἐνδέχεται νὰ ἦναι καὶ τῶν Ἀτάκτων ἐκείνου ἀτακτότερα τὰ ἰδικάμου Ἄτακτα.* Lassen wir ihn selbst weiter über sein Werk sprechen. *Ἐσώρευσα,* sagt er p. 3. der Vorrede, *εἰς αὐτὰ ἐξηγήσεις λέξεων καὶ τῆς παλαιᾶς καὶ τῆς σημερινῆς ἡμῶν γλώσσης, ὕλην ὀλίγην ἢ μᾶλλον ὕλης λεξικοῦ κοινοῦ δοκίμιον, γραμματικά τινα, ἠθικά, πολιτικά, ἱστορικά, ἀρχαιολογικά, ἴσως καὶ θεολογικὰ ὑπομνήματα· ὅλα ἀτελῆ, ὅλα ἄξιστα, ὅλα ἀνεπίκριτα, εἰς ἕνα λόγον, Ἄτακτα.* Sodann berichtet er aus Fabricius das Wenige, was über den Theodorus, genannt *Πτωχοπρόδρομος* und mit seinem Mönchsnamen *Ἰλαρίων,* bekannt ist. Er lebte zwischen 1143 und 1183 unter dem 3ten Komnener Manuel. Dann folgt eine Schilderung des damaligen Zustandes des Griechischen Reiches, und dabei gute Rathschläge, betreffend die Kirchendiener, vorzüglich die Mönche und ganz besonders *τὸ σατανικὸν τῶν Ἰησουϊτῶν τάγμα.* In allem, was C., jetzt 83 Jahre alt, schreibt, ist Leben und Charakter, es liest sich deshalb alles mit grofsem Interesse, welches noch durch den unmittelbar in unsere Zeit eingreifenden praktischen Zweck um vieles gesteigert wird. Da seine Anmerkungen zu diesen beiden Gedichten, deren aus 2 Pariser Handschriften entnommenen Text er nur selten und dann nur hinsichtlich der Orthographie verbessert, ihm Hauptzweck sind, wie er selbst in der Vorrede p. 5. sagt, indem sie nicht des Textes wegen da, sondern dem ihm erst später bekannt gewordenen erst nachher angepafst sind, so lassen wir uns hier auch nur auf sie ein, obwohl die beiden Gedichte, wenn auch ohne poetischen Werth, doch als Sitten- und Charaktergemälde jener Zeit von Interesse sind. Ihr Zweck ist ein rein grammatischer. Aufser den wenigen historischen und antiquarischen Notizen, die zum Verständnifs der Gedichte nothwendig sind, wird nur die Sprache betrachtet. Die Wörter und Construktionen der damaligen Zeit werden zusammengehalten mit denen des Alten und der jetzigen Zeiten. Die heutigen Griechen wollen nichts davon wissen, dafs ihre Verfahren Slawen und Juden, und nicht Griechen gewesen sein sollen. Auch C. nimmt keine Rücksicht darauf. Dagegen kann er nicht umhin, eine Menge aus dem Latein., dem Ital., Französ., Türk. und auch Deutschen

Digitized by Google

entlehnter Wörter zu erläutern. Es scheint auch in der That jenes nicht sehr nöthig zu sein, denn der Einfluſs, den sie auf das Griechische ausgeübt haben können, möchte wohl hauptsächlich nur syntaktischer Natur sein. Es mögen ihnen vielleicht einige Erscheinungen beizumessen sein, die die neugriechische Sprache mit andern ähnlich entstandenen gemein hat, der Gebrauch von Hülfsverben, als da sind ἔχω und θέλω, zur Bildung von *temporibus* und *modis*, der Mangel der Reduplikation, und vor allen das Auffallende, daſs auch hier oft aus dem alten Accusat., entweder ohne weiteres oder nur mit geringer Veränderung, nämlich mit Ansetzung des nominativen *s*, ein neuer Nominat. geworden ist, die veränderte Construktion mehrerer Präpositionen u. s. w. Es ist die neugriechische Sprache ein sehr sonderbares Gemisch aus fast allen Zeiten und Ländern, welches oft einen beinahe komischen Eindruck auf den des Altgriechischen kundigen Leser macht. Sie ist namentlich in früheren Zeiten wegen ihrer theils wahren theils nur vermeintlichen barbarischen Corruptionen verschrieen worden. Die Griechen, die sie mehr ihrem ehemaligen Zustande nähern wollten, haben dies, so sehr sie auch streiten, recht wohl eingesehen. Heutzutage greift man dagegen gerade die Versuche, mehr Hellenismus hineinzubringen, öfters als etwas Unmögliches oder doch sehr Nachtheiliges an. Und allerdings ist ihr der Stempel des Modernen so durch und durch eingeprägt, daſs sie unmöglich jemals wieder werden kann, was sie ehemals gewesen ist, und es würde von sehr groſsem Schaden sein, wenn sie noch lange mit matter Unentschiedenheit zwischen dem Alten und dem Neuen schwanken sollte; aber es ist auch nicht zu läugnen, daſs sie offenbar die dringendsten Aufforderungen an die Gelehrten ihrer Nation in sich enthält, sie nach einem wohl aus ihr selbst durchdachten Plane zu einer entschiedenen Festigkeit zu bringen. Hat nicht ein Volk das Recht, ja die Pflicht, seine Sprache zu dem auszubilden, wozu die in ihr befindlichen Elemente sie bestimmen? Wird nicht der Sprachgeist selbst sich hinlänglich schützen vor den allerdings auf keinen Fall ausbleibenden Gewaltthätigkeiten? Man betrachte nur, wie so sehr verschieden das Griechische in den verschiedenen Gegenden Griechenlands aussieht, in den mehr Türkischen Provinzen sehr Türkisch, sehr Italienisch in den ehemaligen Venetianischen Besitzungen, während in den Provinzen und Inseln, wohin wenig und nur vorübergehend Fremdes gedrungen ist, überwiegend das wirklich Griechische vorherrscht! Da die Sprache entschieden noch in ihrer Bildungsperiode steht, so können wir verständige Bestrebungen, jetzt, wo sich wieder ein eigener Griechischer Staat konstituirt, die Sprache mit Beseitigung alles entbehrlichen Fremden, nicht zwar zu einer altattischen, aber doch zu einer nationalgriechischen zu machen, nur billigen. Und der berühmte C. hat durch dieses Werk von neuem bewiesen, daſs er unstreitig von allen seinen Landsleuten der Tüchtigste zu diesem Versuche ist. Auch erklärt er sich selbst p. 18. der Vorrede zum 2ten Theil entschieden gegen das Hervorsuchen des Alten, ἂς ἀφήσωσιν, sagt er, τὴν ἀνάστασιν τῆς παλαιᾶς γλώσσης εἰς τοὺς ἔχοντας τὸ χάρισμα τῶν θαυμάτων. Er hat jedoch von einigen seiner Landsleute selbst, z. B. von Minoides Mynas, groſsen Widerspruch erfahren. Indessen scheint uns, was C. ändert, zwar oft kühn, aber selten und nur in Einzelnheiten zu kühn. Er sucht z. B. die alten Participia, jedoch lange nicht alle, wieder auf; er schreibt θέλω γράψειν, εἶχα γραφθῆν für θ. γράψει, εἶχα γραφθῆ (γράψω, ἐγεγράφειν); er schreibt nicht ἠγραφούμουνε, — φούντανε, — φούμαστε sondern das alte Impf. Pass., so auch nicht γράφθηκε oder gar γράφτηκε sondern ἐγράφθη; τὰς μούσας und nicht ταῖς μούσαις; ὁ ὁποῖος, ἡ ὁποία, τὸ ὁποῖον, nicht ὁποῦ oder ποῦ, ὅτι und nicht πῶς, δέ, gewöhnlich aber doch ὅμως, auch πλήν aber nicht ἀμή; ἐκβῆκε für ἐβγῆκε; er zieht die Griech. Wörter den fremden vor, aber es fällt ihm nicht ein das Altgriech. aufzusuchen, wenn dies gänzlich und überall auſser Gebrauch gekommen ist; er wagt es nicht alte Pf. oder Plusqpf. oder Fut., Optat., Inf., oder Duale und Dative wieder herstellen zu wollen; er gebraucht ebenso, wie alle anderen, sein νά, κἂν(γέ), λοιπόν, μ' ὅλον ὅτι, δέν, τίποτε(ς), ὄχι; nie sagt er anders als εἶπα, ἐλησμόνησες (2. S. Aor. 1.), ἴδαμεν (εἴδομεν), ἐλαλοῦσαν (ἐλάλουν), δείχνουν μας (ἡμῖν δεικνύασι), ἔκαμαν (ἐποίησαν); er schreibt nie γράψον, γράφθητι sondern γράψε, γράψου, nie γεγραμμένος sondern γραμμένος; es fällt ihm nicht ein für ἀπὸ τοὺς πατέρας μας zu schreiben ἀπὸ τῶν ἡμετέρων πατέρων, er sagt εἰς τὰς Ἀθήνας εἶναι (er ist, oder, sie sind in Athen) u. s. f. Ueberlassen wir jedoch dies alles den Griechen selber. — Wie es auch mit den Barbarismen des Neugr. stehen möge, so viel ist doch gewiſs, daſs das Studium desselben zumal unter einem Führer, wie Coraes, von dem erheblichsten Nutzen auch für das Altgr. ist. Abgesehen

Digitized by Google

von den fremden Wörtern, die indessen auch nicht wenig Interesse erregen durch die Art, wie die fremden Töne im Gr. wiedergegeben, und wie dieselben überhaupt behandelt werden, hat er es in diesen sehr reichhaltigen Anmerkungen hauptsächlich mit den an den altgr. Wörtern vorgenommenen Veränderungen zu thun. Veränderung von Vokalen und Consonanten, Crasis und zwar zum Theil sehr eigenthümlicher Art, *aphaeresis*, *syncope*, *metathesis*, *apocope*, das sind vorzüglich die Mittel, durch die das Neugr. sich seine Formen gebildet hat. Aufserdem trifft die eine Bemerkung, die auch in anderen Sprachen der Art sich gefunden hat, hier in einem äufserst hohen Grade zu. Man weifs nämlich, dafs in einer Sprache, die den Culminationspunct ihrer Ausbildung erreicht hat, sich zu ihrem grofsen Verderb ein ungezügeltes Streben nach ungewöhnlichem rhetorischen Schmucke zu zeigen anfängt. Man hält es für ein Zeichen von feiner Bildung, die einfache und natürliche Ausdrucksweise der gewöhnlichen Rede zu verlassen und sich dichterischer Wörter, Formen, Redensarten und Bilder zu bedienen, dadurch werden die Dichter zu einer Ueberbietung genöthigt oder veranlafst, und so artet diese Sucht nach Schmuck und Kunst, die anfänglich noch einen gewissen Sinn und deshalb Entschuldigung zu haben pflegt, sehr bald in ein leeres Phrasen- und Sylbengetön aus. In diesem Zustande, der schon an und für sich verderbt genug ist, indem man eine Menge von Formen, Wörtern und Construktionen, um so bezeichnender, je einfacher und natürlicher sie waren, gänzlich verlernt hat, überkommt dann eine solche Sprache der empfindlichste Nachtheil, der sie treffen kann, ich meine die Vermischung mit Fremdem, wozu sie dann fast gezwungen ist. Dies ist so ungefähr die innere Geschichte der Neugr. Sprache; daher schreibt sich der Verlust des Inf., des Optat., des Dual., und so vieler wichtiger Partikeln, als δέ, γέ, γάρ etc., daher ihre νά, ὅμως, κἄν, διατί oder γιατί, ἀγκαλὰ καί, ihre Hülfsverben, daher die vielen Deminutive, die seltenen und poetischen Wörter u. s. w. Nimmt man hiezu noch die ungeheuren Begriffs- und Staatsrevolutionen, die Versetzung der Römischen Regierung nach Constantinopel und deren Folgen, und die unglücklichen politischen Schicksale der Griechen, so wird man sich über den gegenwärtigen Zustand der Sprache nicht wundern. Es ist äufserst interessant, die beiden Sprachen auch in dieser Hinsicht zu vergleichen. Betrachtet man nämlich die Altgr. Sprache in ihrem Verhältnifs zum Sanskrit, so findet man, dafs auch ihr etwas jenem ähnliches widerfahren ist; aber welch ein herrliches neues geistiges Leben ist im Altgr. aus dem Untergang eines gröfseren Formenreichthums erblüht! ein Lob, welches man nicht gerade von dem Neugr. prädiciren kann. — Ueber alle die genannten Veränderungen sind hier die feinsten Bemerkungen und die gelehrtesten Erörterungen zu finden, wenn auch zu bedauern ist, dafs alles nur vereinzelt dasteht, und das Aufstellen von Gesetzen für ganze Massen von sprachlichen Erscheinungen vergeblich gesucht wird. Auf diesem Standpunct steht nun einmal die Philologie unter den jetzigen Griech. noch nicht, und wir sind sehr geneigt, dies dem Hrn. Verf., wenn sein Werk nur sonst tüchtig und brauchbar ist, wie es von dem hier beurtheilten in hohem Grade gerühmt werden mufs, nicht anzurechnen. Von den Alten findet man aufser den Classikern, zu denen er auch öfters Conjekturen mittheilt, benutzt die Lexikographen und Scholiasten, Pollux, Photius, Suidas, Eustathius, das *Etym. M.*, ganz vorzüglich aber den Hesychius, den er oft durch das Neugr. erläutert, emendirt oder vor falschen Emendationen schützt. Auch die Lateiner sind ihm nicht unzugänglich, noch auch die Commentare vieler, selbst Deutsch geschriebene Deutscher Gelehrten. Kenntnifs vieler fremden Sprachen ist überhaupt den Neugr. sehr eigenthümlich. Was von Neugr. Sachen benutzt worden ist, werden wir später berichten. Du Cange ist an sehr vielen Stellen verbessert und vermehrt. — So bedeutend nun auch C. zu alle dem in jeder Hinsicht gerüstet war, und so vieles ihm auch glücklich gelungen ist, so wird es doch nicht befremden, wenn wir auch nicht läugnen mögen, dafs auch sehr Gewagtes und Verfehltes genug da ist. Da dies aber dem grofsen Werthe des Buches nur wenig Eintrag thut, so wird es nichts schaden, wenn hier des Raumes wegen nur der eine und der andere Punct mitgetheilt wird. Um gleich etwas Allgemeines zu bemerken, so gestehen wir zwar ein, dafs C. mehr grammatische Kunst besitzt, als irgend ein Neugr., von dem wir etwas gesehen haben, aber sie ist auch bei ihm gar manchmal etwas schwach bestellt, und wird es bisweilen noch mehr durch eine gewisse Nationaleitelkeit, von der auch er nicht frei ist. So giebt er zwar, weil er gar nicht umhin kann, zu, dafs eine Menge Neugriechischer Wörter Lateinisch sind; wo es aber nur irgend

Digitized by Google

angehen will, da behauptet er, dafs sie doch eigentlich Griech. seien, und dafs die jetzigen Griech. sie nicht erst durch das Medium des Latein, sondern unmittelbar von ihren Altgr. Vorfahren hätten, und dafs sie von denen auch in die aus der Griech. entstandene Lat. Sprache übergegangen seien. P. 70. z. B. zu vs. 94. des 1sten Gedichtes wird ἀρμάριν bei Prodromos (jetzt bei den Inselgr. ἀρμάρι, bei den Asiatischen Türkisch ντολάπι) anfänglich für das Lat. *armarium* erklärt, was auch gar nicht zu bezweifeln ist, nachher aber behauptet, es möge wohl eher eine Corruptel eines alten Wortes ἀρμάλιον oder ἀρμαλεῖον sein. Eben so entschieden ist ἄρματα, die Waffen, Lat., so wie die davon herkommenden ἀρματωμένος, ἀρματωλός (auch mit dem Sp. asper, der aber nicht gehört wird). Es sieht zwar Griech. aus, man wird aber nicht mehr zweifeln, wenn man weifs, dafs die Wörter auf μον im Neugr. im Plur. ματα haben. So wie also von γράψιμον γραψίματα Pl. ist, so wird auch ἄρματα Pl. von ἄρμον (*armum*) sein. — *Post* soll ὀπίσω, Neugr. πίσω, sein p. 85. vs. 107. — P. 83. vs. 103. bemerkt er bei dem Worte Περσίκιν (-ι, -ιον), welches eine Art von Tasche bedeutet, dafs, so wie das Franz. *pêche* aus *persicum* (μῆλον Περσικόν) entstanden sei, so auch *poche* von demselben Worte komme. Ja selbst rein Neugr. Sachen hat er bisweilen nicht erkannt oder falsch erklärt. Ἐσεῖς z. B. oder σεῖς, für das alte ὑμεῖς, erklärt er aus dem alten σφεῖς; offenbar mit Unrecht. Da die Neugr. ἡμεῖς und ὑμεῖς in der Aussprache nicht unterscheiden, so haben sie für die 1ste Ps. ἐμεῖς von ἐμοῦ, und für die 2te nach derselben Analogie ἐσεῖς gebildet, auch der Sing. heifst neben σύ auch ἐσύ, Accus. ἐσέ, ἐσένα, ἐσέν. — P. 304. vs. 497. des 2ten Gedichts erklärt er ἔτζη (ἔτση, ἔτσι) und das zusammengesetzte ἐδέτζι für eine Corruptel von ἔτι, wie die Schreibart ἔτις und ἐδέτις beweise. Aber die Bedeutungen weichen doch etwas gar zu sehr von einander ab, jenes heifst nämlich: *so*. Er setzt hinzu, er wisse nicht, ob dies barbarische Wort schon zur Zeit des Prodromos gebräuchlich gewesen sei. Die Formen ἔτις, ἐδέτις brachte er aus dem um 1500 geschriebenen Gedichte Διήγησις ὡραιοτάτη Ἀπολλωνίου τοῦ ἐν Τύρῳ bei. Im Lexicon führt er ἐδήτης, ἐδήτις und ἤτις aus 2 Gedichten des Στέφανος Σαχλίκης an, die vor 1660 geschrieben sind. Hierbei hat er ganz das unter ἀπήν angeführte ἀπήτις, das er erst aus ἀπὸ τῆς und dann aus ἀπέτις nach dem Homerischen ἐξέτι erklärt, vergessen. Ich finde ἔτζη bereits in der von Δημήτριος Ζῆνος Ζακύνθιος um 1550 gemachten Uebersetzung der *Batrachom.* vs. 445, wo es Jlgen sehr falsch aus *et sic* erklärt. Ἔτις, ἔτις, ἐδέτις, ἐδίτις hängen offenbar mit dem Pron. 3ter Ps. zusammen, man vgl. ἴτα, ἐτά, ἐτός und das Neugr. ἐτοῦτος, ἐτότες und vieles andere. Was nun aber ἔτζη betrifft, so nehme ich keinen Anstand es mit dem eben so für den Art. als für das Relat. in einigen Gegenden Griechenlands gebräuchlichen indeklinablen τζή auf die eben erwähnte Weise zusammenzubringen. Ueber den Zusammenhang des Relat. und des Art. mit dem einfachen Pron. 3ter Ps. brauche ich hier nicht weiter zu sprechen. — Zu vs. 93. des 1sten Gedichts μὲ ταύτην γὰρ τὴν κλαπωτὴν τὴν περισορεμένην bemerkt er über das letzte Wort „ὁ Δουκάγγιος δὲν ἐσημείωσε τὴν λέξιν εἰς τὸ λεξικόν του, ἢ διότι τὴν ἐλησμόνησε, ἢ διότι δὲν τὴν ἐνόησεν. Ἴσως εἶναι γραφικὸν σφάλμα ἀντὶ τοῦ περισσορωμένην, ἤγουν περισσῶς ὁρωμένην, περίβλεπτον καὶ τιμωμένην ἀπ' ὅλους, ἢ περισυρομένην (ἀπὸ τὸ περισύρω), ἤγουν τὴν εἰς πολλὴν χρῆσιν, καὶ ἀπὸ πολλοὺς σπουδαζομένην". Darüber könnte man sich fast verwundern. Es ist kein Druckfehler, sondern nur eine ziemlich bekannte Crasis. Περισσορεμένην ist περισσὸ(ῶς) εὑρεμένην. Aehnlich ist τόβρισκα im folgenden Verse, (αὐ)τὸ εὕρισκα(ον), so auch ἀλοχοτριπλοντέλινος vs. 34, so ὁπόν für ὁποῦ ἔναι *Batrach.* vs. 46, 295. μόν für μοῦ ἔναι *Batr.* 47. πόναι, ποῦ ἔναι 206. μόπαθα f. μοῦ ἔπαθα 213, τόδωσε 358, τόμορφον 94, woher es wohl auch kommt, dafs εὔμορφος auch ὄμορφος heifst. So habe ich mich *de praepos. p.* 68. durch Jlgen täuschen lassen, ὄρχομαι für ἐρχ. anzunehmen *Batr.* 90. ἀπὸ τὸν φόβον μόρχομαι, es ist aber ἀπὸ τὸν φόβον μου ἔρχ. In der Zusammensetzung περισσορεμένος ist das bekannte Scaligerische Gesetz hinsichtlich der Zusammensetzung der Verba verletzt; dies ist im Neugr., wie auch im Altgr. bei einigen Verbis und manchen Particip., sehr oft der Fall. Die Schreibart περισσορεμένος endlich ist durch die Aussprache hervorgebracht, eine Sache, die C. recht gut kennt und in anderen Fällen mehrmals bemerkt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Ἄτακτα ἤγουν παντοδαπῶν εἰς τὴν ἀρχαίαν καὶ τὴν νέαν Ἑλληνικὴν γλῶσσαν αὐτοσχεδίων σημειώσεων καὶ τινων ἄλλων ὑπομνημάτων αὐτοσχέδιος συναγωγή. III. Tom.

(Schluſs.)

Die Neugr., und vielleicht dürfte diese Bemerkung auch für das Altgr. nicht zu übersehen sein, wenigstens für gewisse Fälle z. B. vor *l*, *r*, *s* (man vgl. z. B. *ἄλλος* mit *alius* und mehrere Röm. Wörter, namentlich Namen, in Gr. Inschriften), da auch im Indischen, s. Bopp *Gr. cr. l. S. r.* 10, und im Lateinischen ähnliches erwähnt wird, weshalb die Sache wohl verdiente näher untersucht zu werden; vielleicht ergäbe sich ein Zusammenhang des uns sonderbaren, aber freilich auch noch anderswie zu erklärenden, Positionsgesetzes damit: die Neugriechen verlängern oft vor Doppelkonsonanten den Vokal und lassen dann nur einen Consonant hören, wobei freilich der Accent und sein bei den Neugr., wie es scheint, ohne Beschränkung erlaubtes Rücken zu Gunsten des Rhythmus berücksichtigt werden muſs. Auch diese letzte hier erwähnte Sache fordert zu einer genaueren Untersuchung des Altgr. auf. Denn was ist am Ende die *enclisis*, *proclisis*, *anastrophe* und einiges andere anderes als dies, wenn auch nicht gerade zu Gunsten des Verses, sondern des Sinnes? Ich breche jedoch dies ab und gebe einige Beispiele. *Ἄλλος* z. B. und *Γάλλος* sprechen sie *ālos*, *gālos*, und so reimt *ἄλλα* mit *γάλα*, *κάλλη* mit *βάλῃ*, *πειρισσά* mit *ἴσα*, *ἔκαμα* mit *ῥάμμα*, *στέλλει* mit *βέλι* 439. *γλῶσσα* mit *τόσα*. Am schwächsten scheinen mir die syntaktischen Bemerkungen zu sein. So wird z. B. p. 78. zu vs. 99. *κομμάτι ψωμί*, ein Stückchen Brod, *ποτῆρι κρασί* ein Glas Wein, u. s. w. durch eine Ellipse von *ἀπό* erklärt, sowie auch p. 83. zu vs. 104. *γέμειν χαρτία*, voll Papier sein. Jedoch, *ubi plura nitent* —! Was den Unterschied der jetzigen Sprache von der des Prodromos anbetrifft, so existirt ein solcher allerdings, ist aber nicht von groſser Bedeutung. Die jetzige neutrale Endung *ι* der 2ten Declin. ist da noch *ιν* (so *ιφ* für *ιος*, welches schon alt ist); die Partt. sind da noch so ziemlich erhalten, jedoch schon Confusionen, z. z. B. zu *Α*, vs. 41. das indeklinable Part. Praes. Act. heiſst *γράφοντα*, noch nicht, wie jetzt, *γράφοντας* oder gar *γράφωντας*, (was, beiläufig gesagt, im Lex. sehr falsch als Accus. Pl. erklärt wird; wir haben die Sache oben angedeutet). Alte Tempora wechseln mit den neuen, eben so steht es mit den Dativen, mit *τάς* und *ταῖς*. *Ἐξ* und *ἀπό* oder *μετά* werden bald mit Genit. bald mit Accus. verbunden. *Γάρ* findet sich noch in seiner Bedeutung, während es in den zunächst folgenden Jahrhunderten rein expletiv ist und endlich sich ganz verloren hat. *Εἰ* ist noch da. Barbarische Endungen, die sich später verloren haben, z. B. am Comparat., *μικροτερίτζιν*. *γέγονα* für (*ἐ*)*στάθηκα* (*ἐστάθην*) etc. etc., wobei jedoch sehr schwer zu bestimmen sein möchte, wieviel davon, um es mit C. zu benennen, *μακαρονισμός* des Prodromos ist. Vieles von dem Genannten findet sich auch noch in späteren Gedichten, z. B. in der mehrfach erwähnten Uebersetzung der Batrachomyomachie und in den im Lex. gelegentlich mitgetheilten Bruchstücken. Man findet auch über diese Puncte sehr interessante Bemerkungen sowohl in diesem 1sten Bande, als in dem eben so wichtigen und instruktiven und ungleich unentbehrlicheren 2ten, dem Lex. Bei der Beurtheilung eines Wörterbuchs kommt es vorzüglich auf materielle Vollständigkeit und Genauigkeit und auf logische Ordnung und Schärfe bei der Constituirung der Bedeutungen an, da aber dieses Werk nach C. eigner Erklärung nicht für ein eigentliches Lexicon, sondern nur für ein *δοκίμιον γλωσσογραφικῆς ὕλης*, für ein Specimen oder einen Beitrag dazu anzusehen ist, so wird man sich nicht wundern, wenn hier davon nicht gesprochen, sondern nur eine Darstellung der Oekonomie des Buchs gegeben wird, und allgemeinere Bemerkungen über die darin sich

Digitized by Google

zeigende Methode und die ihr zu Grunde liegenden Ansichten. — So gut auch die Wörterbücher von dem Capuziner Somavera, der gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts Kapellan bei der Französ. Gesandtschaft in Constantinopel war, und sich 40 Jahre lang in den verschiedenen Gegenden Griechenlands aufhielt, und von Du Cange du Fresne (Δουκάγγιος hier genannt) sind, so hat doch nach C. die Neugr. Sprache noch kein gutes Lexicon. Somavera, dessen Italienisch ausgearbeitetes Werk erst nach seinem Tode 1709 von einem andern Kapuziner Thomas de Paris, der auch zugleich eine Französ. Grammatik des Neugr. herausgab, edirt worden ist, behandelt nur das damals gesprochene Gr., Du Cange dagegen, der nur *Meursii glossarium graecobarbarum* vor sich hatte, auch das noch viel frühere, wozu er mit erstaunlichem Fleifse sich durch eine grofse Menge unedirter Neugr. Schriften, von denen C. selbst kaum 10 gelesen zu haben versichert, durcharbeitete. C. ist geneigt, dem Du Cange mehr Verdienst zuzuschreiben, als selbst dem Βρέλιος Στέφανος. Andre *Lexica* werden nur selten und mit mehr Tadel erwähnt. Aus jenen beiden aber ist öfters einiges, jedoch gröfstentheils der Berichtigung und Vervollständigung halber, entlehnt worden. Eigentlich aber ist diese Arbeit von C. von beiden unabhängig und ein Supplement dazu. Die Methode ist gröfstentheils untersuchend. Er bemüht sich den Zusammenhang mit dem Altgr. und mit andern Sprachen anzugeben, weshalb auch öfters längere, einem eigentlichen Lexicon fremde, Exkursionen sich finden. Die Wörter werden durch Französ. erklärt. Auch sehr viele Sprüchwörter sind mitgetheilt. Seine Quellen sind mehrere edirte und unedirte Werke, wobei ihn der Umstand, dafs es seine Muttersprache ist, sehr unterstützt. Als jene Quellen nennt er folgende Werke. 3 Gedichte von dem Rhodier Ἐμμανουὴλ Γεωργιλλᾶς Λειμενίτης, τὸ θανατικὸν τῆς Ῥόδου ψυχή (die Pest von Rhodus 1498), Θρῆνος τῆς Κωνσταντινουπόλεως etc. und vermuthlich von demselben ein Gedicht ἱστορικὴ ἔξήγησις περὶ Βελισαρίου. Sodann ein anonymes Gedicht mit sehr langem Titel διήγησις ἐξαίρετος Βελθάνδρου τοῦ Ῥωμαίου etc. Βελθάνδρος ist Bertrand, sein Vater Ῥοδόφιλος Rodolphe, seine Geliebte Χρυσάντζα Tochter des Königs von Antiochien. Es soll nicht viel nach Prodromos geschrieben sein. Ferner zwei Gedichte von Στέφανος Ζαχλήκης, eines von Ἀλέξιος Κομνηνός; ein nicht vollständiges anonymes über die Besiegung des Sultans Bajazed durch Timurleng. Διήγησις ἐφαμιλλάσα Ἀπολλωνίου τοῦ ἐν Τύρῳ von Γαβριὴλ Κοντιανός um 1500. Der Ἐρωτόκριτος von Βικέντιος Κορνάρος. Die Batrachomyomachie von Δημήτριος Ζῆνος um 1550. Nähere Auskunft findet man in der Vorrede, wo auch C's. Ansichten über das Neugriech. und dessen Verbesserung auseinandergesetzt sind. Wir können wenig damit zufrieden sein. Er giebt ihm ein Alter von 2000 Jahren und freut sich, obwohl er sonst wie alle Griech. nur selten auf Deutsche Gelehrten Rücksicht nimmt, an Jlgen einen Mann zu finden, der es, doch wohl mit ziemlich starken Modifikationen, sogar bis zum Homer hinaufschiebt. Das sind fast alles nur unbegründete und unhaltbare Behauptungen. Unter den Ursachen der Verschlechterung der Volkssprache werden sogar die Neuplatoniker mit aufgeführt. Nach dieser Vorrede folgt ein politischer Dialog über die Regierung Griechenlands und ihren Chef, den Grafen Capodistrias. — Im Werke selbst werden bei dem Anfange jedes Buchstabens die gewöhnlichsten πάθη desselben oder die Stellen angegeben, wo darüber näheres zu finden ist. Man mufs übrigens die Indd. vergleichen, wo öfters Nachträge sind. Unter den einzelnen Artikeln sind die interessantesten Sachen, sobald sie sich aus dem bekannten Altgr. oder aus neueren Sprachen erklären lassen, gröfstentheils recht genügend erläutert, wo dagegen die Erklärung tiefer liegt, da ist aus leicht begreiflichen Gründen gar vieles anders zu wünschen. Uebrigens sind allerdings solche Untersuchungen im Neugriech. sehr unsicher und deshalb nur mit der äufsersten Vorsicht zu führen. Es giebt da Formen, die augenscheinlich älter sind als die ältesten bekannten Altgr., und solche, die dort wohl durch einen Schlufs erkannt, nur hier aber faktisch gegeben werden. Dies kann leicht verleiten, auch in rein Neugr. Sachen uralte Ueberbleibsel finden zu wollen, weshalb man dabei sehr auf seiner Hut sein mufs. Wir werden einiges hiervon andeuten. Uebrigens sind schon hier von p. 399 bis 430 Nachträge, und C. hofft, auch ein 2tes, vielleicht noch ein 3tes Heft geben zu können. Belegs halber verweisen wir andeutungsweise auf einige für das hier Berührte besonders ausgesuchte Artikel. Ἄματις, ἄμε, ἀντάρα oder ἐντ., ἀντάμα oder ἐντ., ἀμπώθω oder ἐμπ., ἀθιβολή, ἀφιβολή, ἀφίορκος, προσθέσω und πρόσεπίσω, ἀπαίρω oder ἐπ., ἀποσόω und — σόνω, ἀλμαν, ἐρχομός, ἐτοῦτος, τῆντα, τίτιος (τέτσιος), πορπατεξιά, γριώ, τιδσή (τεωσί wie οὐτωσί?) unter εἰ und

Digitized by Google

ἐνός? Und es giebt es hier noch gar Vieles, welches mit dem ältesten Griech. oder Latein. und dem andern verwandten Gliedern dieser grofsen Sprachfamilie verglichen dem Kundigen mancherlei zu denken geben wird. Aus Vielem folgt auch zum Theil gar nicht Unwichtiges für die Altgriech. Grammatik. So verweisen wir wegen des Uebergangs des Digamma in γ, der in neueren Zeiten wieder bezweifelt worden ist, auf ἀρμόγω und δίγαμμα, wegen einer Wohllautsregel, die aus den Inschriften bekannt ist, auf γλυτήρι, γλίω, ἐγδέχομαι etc., wegen der resp. Endungen auf δρόκος, ἔγγος, ἀγρός, παθαίνω, φρόνα, wegen der Dialekte auf das zu Anfang unter X. Gesagte, und so könnten wir noch vielerlei anführen. Ausstellungen machen oder zu machen versuchen, könnten wir wohl oft genug, namentlich bei den Beziehungen auf das Altgriech., Latein., Deutsche, ja selbst bei manchen Erklärungen Neugriech. Eigenheiten, enthalten uns aber deren hier gänzlich, da der Werth des Werkes dadurch nur wenig geschmälert wird. Man empfindet bei Lesung dieser, so wie auch der meisten anderen Neugriech. Sachen, z. B., der Volkslieder, zu seinem grofsen Mifsvergnügen oft genug, wie schlecht es mit den bei uns kursirenden Neugriech. Grammatiken, auch die Davidsche nicht ausgenommen, hinsichtlich der Formenvollständigkeit noch bestellt ist. — Der 3te Band enthält nach der 30 Seiten langen Vorrede, die eigentlich nur von dem Inhalte des Bandes Rechenschaft geben soll, aber, wie alles unter Coraes Feder, sogleich theologisch und politisch wird und zwar heftig polemisirend, eine Abhandlung über die Insel Chios bis p. 254, wozu noch Zusätze gegeben werden bis 278 und noch einmal am Ende des Bandes von p. 437 bis 444. Sie ist überschrieben Χιακῆς ἀρχαιολογίας ὕλη. Seine eigenen sehr anspruchslosen Worte darüber zu Anfang der Vorrede sagen, dafs er selbst das Werk nur für eine unvollkommene Vorarbeit ansehe, und dasselbe eines von aufsen hergenommenen Zweckes wegen jetzt herausgebe, so wie er es vor langer Zeit geschrieben habe. Die Arbeit scheint allerdings auch uns keine vollendete Monographie über diese auch durch ihr Unglück berühmte Insel, wohl aber eine recht brauchbare und willkommene Vorarbeit dazu zu sein. Zwar ist sie nicht im Sinne der neueren Schule geschrieben, man findet hier nicht jene mehr oder minder scharfsinnigen Combinationen der scheinbar unbedeutendsten und von einander entferntesten Dinge, nicht jene geistreiche Benutzung der betreffenden Namen, Mythen u. s. w., überhaupt nichts, was glänzt und blendet, wohl aber hat sie das solide Ansehen einer nüchternen und fleifsigen Zusammenstellung des mehr oder minder Beglaubigten. Neuere, namentlich Deutsche Werke, Reisebeschreibungen u. dgl. sind wenig oder gar nicht benutzt. Das Deutsche, z. B. aus Heerens Werken, das bisweilen angeführt wird, sieht nicht immer zum Besten aus. Der Zeit nach erstreckt sich die Abhandlung bis an das 2te Jahrhundert nach Christus. Da uns auf das Einzelne einzugehen nicht gestattet ist, so geben wir zur Kenntnifs des Verfahrens des Verfs. nur noch die nicht uncharakteristische Ordnung an. Zuerst führt er die verschiedenen Meinungen über den Namen Χίος und die ersten Bewohner der Insel an, nach den vorhandenen Zeugnissen, ohne sich weiter dabei auf den aus allen verschiedenen Erzählungen hervorgehenden interessanten Zusammenhang mit der Weinkultur und Creta einzulassen. Sodann folgt das Geographische, erst im Allgemeinen, dann das Einzelne in alphabetischer Ordnung. Sodann folgen p. 27. die öffentlichen Gebäude der Insel. P. 30. beginnt unter dem Titel Χρονολογία τῆς ἱστορίας τῆς Χίου die Geschichte bis auf Homer und die Homeriden. P. 44. wird sie wieder unterbrochen durch προϊόντα, in denen die Produkte der Insel, p. 62. τέχναι, 67. διάλεκτος (sehr kurz und nur im Allgemeinen) behandelt werden. P. 69. kommt die πολιτεία und die Geschichte wieder bis p. 172., von da bis 179. etwas über die Münzen. Den Beschlufs macht Βιογραφία Χίων ὀνομαστῶν, d. h. aller dem Verf. vorgekommenen, alphabetisch. Die 10 im Ganzen nicht bedeutenden Inschriften sind nach Letronne nur mit sehr wenig Aenderungen gegeben. — Von p. 281 bis 326. folgt als Probe einer neuen Neugriech. Uebersetzung des N. T. der Brief des Paulus an den Titus, mit Anmerkungen. Ueber die Gründe, warum gerade dieser Brief dazu auserwählt worden ist, so wie über die Natur und Absicht dieser neuen, und über die früheren Neugriech. Uebersetzungen giebt die Vorrede ausführlichere Nachricht. Diese Uebersetzung ist bereits vor 20 Jahren gemacht, und C. erinnert sich deshalb nicht mehr, welche der damals schon vorhandenen er dabei zur Hand gehabt hat. Jetzt hat er nur die letzte 1819 in London erschienene verglichen, an der er die veraltete Sprache tadelt; es sei ganz die vor 150 Jahren gebräuchliche, von der er behauptet, dafs sie

Digitized by Google

jetzt von Keinem nur einigermaaſsen gebildeten, auch nicht in Volksschriften gebraucht, ja nicht einmal vom Volke selbst mit Vergnügen gelesen werde. Beide Uebersetzungen haben übrigens das gemein, daſs sie öfters nicht einfach übersetzen, sondern zugleich erklären, ja man kann sich jezuweilen des Gedankens nicht erwehren, als habe C. die Urschrift selbst verbessern wollen. Die Anmerkungen gehen gröſstentheils auf die Sache ein, behandeln aber auch Sprachliches, nicht von groſser Bedeutung. — Von 329 bis 417 folgt ein ebenfalls mit Anmerkungen versehener Dialog über das heilige Licht in Jerusalem. C. ereifert sich sehr, auch schon an früheren Stellen des Buchs, gegen diesen in Griechenland sehr verbreiteten und für das heilige Grab sehr einträglichen Aberglauben, und macht vorzüglich das gegen ihn geltend, daſs er nicht von Griechenland ausgegangen sei. Mit diesem Dialog hängt zusammen der von 419 bis 424. reichende Brief des Bischofs von Nyssa Gregorius *περὶ τῶν ἀπιόντων εἰς Ἱεροσόλυμα*, der begleitet ist mit Erklärungen, Verbesserungen und Vermuthungen von Casaubonus (*Κασωβών*) und eigenen. — Von 427 bis 436. folgt *περὶ τῆς κατὰ δώδεκα ἀπαριθμήσεως*. Es fiel C. auf, daſs die Sache und der Name, Dutzend, *dozen*, *douzaine*, *dozzina*, *δοζίνα* oder gemeiner *ντουζίνα* bei so vielen Völkern ist. Er leitet die Sache in dieser Abhandlung aus Aegypten her, und weiset sie gelehrt bei den Griechen, Römern und Juden nach. Alles aber, was er schreibt, wird bei ihm gleich praktisch, und so endigt sich auch diese Schrift mit folgenden Worten, die wir als charakterisch mittheilen. *Ἀρκοῦν ὅσα εἶπα περὶ τούτων νὰ δείξωσιν, ὅτι εὐλόγως ἀποβάλλεται ἡ δωδεκαδικὴ ἀπαρίθμησις. Ἡμεῖς οὔτ' Αἰγύπτιοι οὔτ' Ἰουδαῖοι εἴμεθα, οὔτε Πυθαγορικὴν φιλοσοφίαν φιλοσοφοῦμεν· καὶ ἀντὶ τῶν προγονικῶν δώδεκα θεῶν, ἕνα μόνον ὕψιστον θεὸν σεβόμεθα.* — *Indices* (an jedem Bande 2) beschlieſsen das Werk, nebst einem Verzeichniſs der Griechen, die es unterstützt haben.

C. G. Schmidt.

LII.

Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. *Vorr. S. XIV. T. S.* 541.

Die Grundsätze, welche in diesen Denkwürdigkeiten ausgesprochen sind, finden wir zwar jetzt noch in philosophischen und andern Compendien mechanisch anerlernt. In solchem Gewande aber entbehren sie der jugendlichen Frische des Lebens und Geistes, die uns in der Lectüre dieser Briefsammlung so wohl thut. Dieselbe ist ein getreuer Spiegel der Zeit, worin sie entstanden ist. Diese Zeit ist die, wo der Glaube im Kampf mit der Aufklärung fast zu erliegen schien, und der frivole Leichtsinn alles Sittliche ergriffen hatte, aber auch die Zeit, die aus ihrer Bildung die kritische Waffe gegen die Aufklärung geltend machte, und sich einen eignen Glauben erschuf, der selbst die edelsten Geister befing. Die Aufklärung hatte selbst noch die klassische Methode der Leibnitzischen Lehre abzustreifen angefangen, nachdem deren Inhalt schon längst nicht mehr verstanden worden, und der Skepticismus sich weite Bahn gemacht hatte. Sogar der Materialismus und Atheismus waren bei den Deutschen in Aufnahme gekommen. Da erschien am Horizont ein heller Stern, die Kantische, oder kritische Philosophie, die allen, welche Augen hatten zu sehen, ein Licht wurde, auf der wirren Bahn des Lebens. Zwar konnte ihr Licht kein Ersatz seyn für den alles belebenden Sonnenschein des Glaubens, welchen die Aufklärung so gut wie verdunkelte, aber es war, wenn auch nur ein Licht des eignen Selbstes, doch ein Licht des Geistes, der nach Freiheit strebt.

Diese Zeit ist es, in welche unsers Helden Jugendjahre fallen. Ihre Bildung ergreift ihn gewaltig, und alle ihre Saiten berühren seine Seele. Mit liebenswürdiger Naivität schildert er sie am eignen Gemüth in seiner angefangenen, aber leider nicht vollendeten Lebensgeschichte. Nichts von ihr eignet er sich auf mechanische Weise an, sondern ist durch und durch mit ihr verwachsen, bringt sie selbst mit hervor. Schon der Nordamerikanische Freiheitskrieg impft seiner zartesten Jugend das Gefühl für Freiheit an, welches ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung.)

Die Französische Revolution macht er zum Gegenstand denkender Betrachtung. Auch der Siegwart-Wertherschen Periode muſs er seinen Tribut zollen. Dazu fängt sein Glauben zu wanken an, und er erfährt, wie schwer es ist, den Glauben zu läutern, ohne ihn aufzuheben. Im Glauben hat er den geistigen Drang „nach Einheit des Bewuſstseyns", also nach Freiheit, daſs, was der Mensch glauben soll, vor dem Innersten seines Geistes gerechtfertigt sey. Aber in diesem Geist erhebenden Drang wird er irre an den religiösen Vorstellungen der Zeit, insbesondre an der aus der Bibel in den Lutherischen Catechismus aufgenommenen Dogmatik. Mit seinem Jugendfreund Dörrbaum fängt er an, das Neue Testament zu exponiren, und zwar nach der kühnsten Exegese, welche damals cursirte. Daneben liest er Ossian und Shaftbury's Schriften, die sein moralisches Gefühl erwecken. Er studirt die Wolfische Philosophie, wird aber durch Lambert's Organon und Spinoza auf viele Mängel aufmerksam gemacht. Doch hält er an ihrer Methode fest, selbst dann noch, als er schon an allen ihren Sätzen zweifelt, und giebt sich mit Recht nicht dem Leichtsinn hin, der damals sich angelegen seyn läſst, alle und jede Methode zu verwerfen. Ja er ist eben im Begriff, den Wolfischen Dogmatismus noch mehr zu begründen, als ein Freund ihm eröffnet, daſs Kant die Unmöglichkeit der Begründung dieses Dogmatismus zeigen wolle. Dies bestimmt ihn, Kant's Schriften zu lesen, und zu widerlegen. Nun ist es interessant zu sehen, wie er in der Vernunftkritik so lange gar nichts seiner Ansicht entgegen findet, als bis er auf die Paralogismen und Antinomien kömmt. Mit diesen, die seine höchste Anstrengung erfordern, schwindet sein Dogmatismus dahin. Aus einem Gegner der Kritik wird er erst ihr Anhänger, dann ihr Bekenner, nachdem er die Kritik der praktischen Vernunft gelesen. Er sagt: „Aller Genuſs aber, den ich in meinem Leben erhielt, schwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüths, die ich an mehreren Stellen von Kant's Kritik der praktischen Vernunft empfand. Thränen der höchsten Wonne stürzten mir öfters auf dies Buch, und selbst die Erinnerung dieser glücklichen Tage meines Lebens näſst jederzeit meine Augen, und richtete mich auf, wenn nachher widrige Ereignisse und eine traurige Stimmung meines Gemüths mir alle frohe Aussicht in diesem Leben versperrten". Wie Vielen wäre doch eine solche Stimmung beim Studium der Philosophie zu wünschen, einer Wissenschaft, die vor allen verlangt, daſs man sich ihr mit ganzer Seele hingebe, und sie sich nicht blos anerlerne. Nur wer die befreiende Macht der Erkenntniſs gekostet hat, kann sich in diese Stimmung ganz hineinversetzen, eine Stimmung, die, weil sie vom Gefühl der Freiheit bewegt wird, nur ein Mann haben kann, in dem alles Fixe gebebt hat.

Mit diesem Glaubensbekenntniſs schlieſst sich sein philosophisches Bestreben ab. Wir verfolgen seine Lebensgeschichte, deren Ausführung der verehrte Herausgeber musterhaft erzählt hat, darum nicht weiter, weil wir glauben, dieselbe noch lebendiger in dem Briefwechsel mit seinen Geliebten und Freunden als dem eigentlichen Inhalt dieser Denkwürdigkeiten vor uns vorüberführen zu können. Denn nicht nur commentirt derselbe diese Geschichte allseitig, sondern ergänzt sie auch.

Die Briefsammlung als solche betrachtet reiht sich denjenigen, welche seither aus derselben Zeit erschienen sind, würdig an. Ja wir möchten behaupten, daſs die bestimmte Richtung der Zeit, und damit ihr Verhältniſs zur vorhergehenden und nachfolgenden nirgends so abgeschlossen erscheint. Dies ist ein Vortheil, der uns

Digitized by Google

die Bildung der Zeit zwar als eine nothwendige Stufe, aber auch als eine solche erblicken läfst, die in Betreff ihrer Vorstellungen und Forderungen mit sich selbst in Zwiespalt, und deshalb ein Durchgangspunkt zum höhern Bewufstsein des Geistes in seinem Streben nach Erkenntnifs und Freiheit ist.

Die Anordnung der Briefsammlung, welche der Herausgeber getroffen hat, läfst nichts zu wünschen übrig. Mit dem ihm eigenen Geschick und der ganzen Pietät und Liebe eines Freundes, die zu einer solchen Anordnung gehört, hat er der Freundschaft ein bleibendes Denkmal gesetzt. Schwerlich hätte die Briefsammlung deshalb in bessere Hände gegeben werden können. Dem Leser hat er die Uebersicht und den Zusammenhang durch sinnige Zwischenreden erleichtert.

Die ersten Briefe sind aus der Jugendzeit unsers Helden an seinen lieben Freund Osterhausen. In dieses seines Freundes Busen schüttet er sein ganzes Herz aus. Einsam verschliefst der Mensch nicht leicht, was er denkt und empfindet, am wenigsten ein jugendlich Gemüth. Unser Erhard ist ein junger Handwerker im alten guten Nürnberg, der aus eigner Kraft sich die Bildung giebt, die sonst wohl über seinen Stand hinausreicht. Als solcher läfst er uns Blicke thun in's bürgerliche Leben seiner Vaterstadt, das seiner Unbefangenheit wegen ergötzt. Für Denken und Empfinden gleich sehr empfindlich treibt er praktische Philosophie und ist dabei immer verliebt. Er sieht in der Frühmesse Jungfer K., sie will ihm gar nicht aus dem Sinn, doch geht die Philosophie darum ihren Gang fort. Aber indem er liebt, denkt er die Liebe, beobachtet seine Jungfer, anstatt sich in sie hineinzuempfinden, stellt Betrachtungen über sie an, anstatt sie mit seiner Gegenliebe zu erfreuen. So gesteht er von Jungfer K.: „erstlich liebte ich sie blindlings, und sie beschäftigte meine Phantasie; darauf vergafs ich sie oft, und das Gedächtnifs liefs sie mich auf's neue lieben; dann erregte sie mehr Mitleid als Liebe, und hatte einen starken Einflufs auf meinen Willen." Wehe dem armen Mädchen, das nach einander mit allen Seelenkräften empirisch psychologisch geliebt wird, statt mit ganzer Seele. Keine Phantasie, kein Gedächtnifs will die Liebe, sie will nichts als Liebe, Liebe um Liebe, Seele um Seele. Noch nie hat das Gedächtnifs einen Affect heraufbeschworen. Ehe er sich's versieht, liebt er deshalb Jungfer H., und so eine Jungfer nach der andern, das ganze Alphabet durch. Er liebt alle, weil er keine liebt, möchte mit allen vertraut sein — um ihnen die Wahrheit zu sagen. Sind sie tugendhaft aus Unschuld, so will er, dafs sie aus Vernunft tugendhaft werden. Keine genügt ihm, wie sie ist, sondern er hat sich so ein Ideal von Mädchen in den Kopf gesetzt, ein Mädchen, wie sie sein soll, er liebt moralisch, nicht sittlich. Dies sein Ideal allein liebt er, ein Mädchen in Gedanken, nicht wie es leibt und lebt, kein wirkliches Mädchen. Er schreibt an seinen Freund „wenn sie nicht anders wird, kann ich sie nicht lieben." Ferner: „die idealische Liebe ging voran, und der Gegenstand in der Wirklichkeit wurde allezeit gesucht; in sehr vielen Fällen denke ich, wo ein andrer fühlt." Mit den Mädchen also mufs es anders werden, und sie anders zu machen, sie zu machen, wie sie sein sollen, sie nicht zu lassen, wie sie sind, ist seine vermeinte Liebe zu ihnen. Aber was von allem Sollen im wirklichen Leben gilt, das gilt auch vom Sollen in der Liebe, dafs nehmlich nichts damit ausgerichtet wird. Das Ende von aller Liebe, die mit dem Sollen anfängt, ist immer, dafs wirkliche Liebe ihr zum Opfer fällt.

Mehr als in der Liebe, ist unser Erhard ein Held in der Freundschaft. Diese strahlt ihm in ihrer ganzen Würde. Nehmlich die Freundschaft entsteht, wie die Liebe, nicht unmittelbar von selbst, oder von Natur, sondern aus freiem Entschlufs. Anstatt die Liebe aus gegenseitiger Empfindung, geht die Freundschaft aus gegenseitiger Prüfung und Erkenntnifs hervor. Die Freundschaft mufs daher vor allem seinem Denken zusagen. Sein Wahlspruch ist: „meinen Freunden ein Freund, meinen Feinden kein Feind." In der Freundschaft zeigt sich der ganze Adel seiner Seele, sie ist die eigentliche Sphäre, worin er seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, seinen gründlichen Verstand offenbart. Alles theilt er mit dem Freunde, nichts behält er für sich, nie thut er geheim mit allem, was er treibt und denkt, so dafs selbst sein wissenschaftliches Bestreben als Mittheilung erscheint. Wegen dieser seiner Offenheit und Aufgeschlossenheit sind seine Urtheile oft höchst treffend, und insbesondre zeigt er Geschmack in ästhetischer Hinsicht. Lebhaft schildert er den Eindruck, welchen Schiller's Räuber auf ihn gemacht, und nennt Schiller den Aeschylus der Deutschen, nach welchem wir nur einen Sophokles erwarten könnten, beurtheilt die beiden Stolbergs in ihren Gedichten, und meint, dafs

Digitized by Google

wenn sie die Flecken, die ihnen anhängen, wegwischen, sie neben unsern Originaldichtern eine Stelle einnehmen würden. Meisterhaft characterisirt er Ardinghello. Aber daſs er mit Kenntniſs in Liebesbriefen seiner Schönen die verschiedenen Theorien über das Schöne auseinandersetzt, und an dieselbe über die Liebe als „eine Freude an der Vollkommenheit eines Andern" schreibt, wird wohl gewiſs mehr Genuſs für ihn gewesen sein, als für seine Wilhelmine.

Daneben studirt er mit allem Eifer die Kritik der reinen Vernunft, meint jedoch, daſs noch viel daran fehle, daſs diese Kritik ein transcendentales Organon sei. In vielen Dingen, wo Kant niederreiſsen will, sucht er, wie Viele damals, z. B. auch Schiller, zu stützen, und fester zu bauen. Aber die praktische Vernunft nimmt ihn so sehr ein, daſs sein Gemüthszustand eine anhaltend feierliche Spannung der Seele ist. Liebe ist dann Tändelei, Tugend alles, und gefunden hat er, zu was er auf der Welt ist, nehmlich um vernünftig zu erkennen, und tugendhaft zu sein, nicht um Glückseligkeit willen. Aber ganz ergriffen hat ihn der erhabene Gedanke, daſs der Mensch sein eigner Gesetzgeber sei, daſs er keinen andern Zweck habe, als sich selbst. Für den Willen und die Freiheit muſs dieser Gedanke freilich anerkannt werden, nur daſs er zur wahren Freiheit noch nicht ausreicht, weil die Autonomie nur abstracte, nicht wirkliche Freiheit ist. Gewiſs ist, daſs Kant mit dem Gedanken der Autonomie die Moral aus dem Gefühl und der Vorstellung in das Reich des Denkens erhoben hat. Darum konnte die Begeisterung nicht ausbleiben, und dies groſse Verdienst, von keiner Thatsache, von nichts Gegebenem auszugehen, wie die Versuche, das Moralprinzip zu entdecken, vor ihm entweder den Menschen als solchen voraussetzten, oder die bürgerliche Gesellschaft, das Streben nach Glückseligkeit, das moralische Gefühl, die zweckmäſsige Welt, ja selbst Gott — dies Verdienst kann ihm nicht geschmälert werden. Aber wie jene Versuche einseitig an der Materie festhielten, so machte Kant ebenso einseitig die dieser Materie entgegengesetzte Form, das reine Denken, die Vernunft geltend. Dazu widerspricht er sich, wenn er in der Untersuchung der Erkenntniſs nichts in Voraus gelten lassen will, und doch im Theoretischen, das „ich denke" als synthetische Einheit voraussetzt, und im Praktischen eben diese Einheit als ein praktisches Urtheil. Nach seiner Ansicht ist der Mensch ein Vernunftwesen, das, so zu sagen, vom Himmel auf die Sinnenwelt herabgekommen ist, sich dieser deshalb entgegensetzt, und als Vernunftzweck, oder Selbstzweck, dem Naturzweck sich gegenüber verhält. Aber das rein vernünftige Wesen gedacht, wie es Selbstzweck ist, indem von allem, worin Vernunft ihre Wirklichkeit hat, weggesehen wird, ist als nur gedacht ein Gedankenwesen, das nicht die Kraft hat, in's Leben einzugehen, das, anstatt Natur und Sinnlichkeit zum Mittel zu machen, und sich als ihre Macht zu beweisen, vielmehr sich genöthigt sieht, ihr den Rücken zu wenden. So wird gleichfalls Tugend, Recht, Pflicht nur gedacht, weil, worin alles das wirklich ist, nehmlich in den Dingen und im Leben, nicht gelten soll. Das Kantische Princip der Moral ist deshalb mit sich selbst in Widerspruch. Denn indem es eine Anwendung finden soll, von der wirklichen Welt aber, worauf es allein eine Anwendung finden könnte, abstrahirt wird, so ist die Anwendung unmöglich gemacht. Darum kann dasselbe im Leben wenigstens nur zerstörend wirken.

Wir finden unsern autonomischen Helden auch gleich in einer Einsamkeit, die aus dem drückenden Bewuſstsein der Ohnmacht, in der Welt was auszurichten, nothwendig entspringt. Sein Hauptgefühl ist Sehnsucht nach dem Tode. „So stehe ich nun freilich einsam da, schreibt er an seinen Freund, von Gott und Menschen verlassen; aber ein Gott ist kein Stümper, der an mir noch was nachzuflicken hätte, und der Menschen bedarf ich als moralisches Wesen nicht." Aber weil er einmal weiſs, für was er auf der Welt ist, läſst ihn der Gedanke, Freiheit und Tugend zu verbreiten, nicht ruhen noch rasten. Er schreibt letzte Resultate des menschlichen Denkens. Sie sind *Dogmatik und Mystik* überschrieben, worin er der natürlichen Religion das Wort redet, und die Offenbarung verschmäht, alsdann *Ausbildung des Menschengeschlechts*, welche die Aufklärung zu bezwecken hat, und zuletzt *Ideal eines Bundes zur Erziehung desselben*, wornach die Mitglieder nichts Erhabeneres als die Vernunft, und keine andre Verbindlichkeit als die Pflicht kennen sollen. Aber bei der Theorie bleibt's nicht, er will auch praktisch ausführen. Sein Freund Zesner kommt ihm mit dem Gedanken eines Bundes in diesem Sinne entgegen, eines Bundes der Freiheit, deren Mitglieder Schüler der Vernunft heiſsen sollen. Zu diesem Bunde, welcher Ausbreitung des Vernunftgebrauchs bezweckt, Umsturz des

Digitized by Google

Aberglaubens und dergleichen, will er ein Gesetzbuch ausarbeiten. Aber das genügt alles nicht, er selbst will einen Bund errichten, und, eingedenk der Pfaffheit und Verfolgung auf der einen Seite, des Aberwitzes und der Charlatanerie auf der andern, welche sich durch Frauen ihre Herrschaft zu gründen streben, einen Bund — unter dem weiblichen Geschlecht, um allen dem seine Stützen zu rauben, und den Feind desto leichter bezwingen zu können. Dafs Aufklärung, Vernunft, Freiheit die Träger des Bundes sind, versteht sich von selbst. Dies Streben, die Welt zu bessern, und sie zu nehmen, worin noch keine moralische Ordnung sey, so dafs alles anders werden müsse, ist das eigentliche Schicksal der Kantischen Philosophie, und hat im Leben, wie in der Religion und Wissenschaft die grellsten Enttäuschungen erfahren müssen. Weil nämlich nach der praktischen Vernunft der Mensch Selbstzweck ist, beziehen sich die Menschen auch in diesem Sinne auf einander. Aber in der Wirklichkeit findet diese Beziehung nicht statt, sondern weil der Mensch als Vernunftzweck nur ein Gedankenwesen ist, blos in Gedanken. Sie wird deshalb vorgestellt als ein Reich der Vernunft und Ideen, als ein allgemeines System vernünftiger Wesen, als eine übersinnliche Welt, worin das Moralgesetz herrscht, das die praktische Vernunft, der allgemeine Wille sey. Indem die Sinnenwelt zu dem Vernunftgesetz in keinem Verhältnifs steht, und in dieser moralischen Welt nichts ist, soll es zu einer moralischen Weltordnung erst kommen, und zwar dadurch, dafs jenes Gesetz der praktischen Vernunft anerkannt werde. Da sie nicht ist, erst werden soll, so ist die moralische Ordnung nicht wirklich, im Gegentheil ein Ideal, und auch schon deshalb nicht wirklich, weil ja das Reich der Ideen der Wirklichkeit entbehrt. Aber in der Sinnenwelt soll es verwirklicht werden, weshalb angenommen wird, dafs diese Welt der Idee nicht entspricht, und in ihr noch keine Ordnung sey. Da also die moralische Weltordnung erst in sie hineingebracht, und die natürliche Weltordnung in jene hinübergeführt werden soll, so kann daraus, weil die eine der andern in allem entgegen und zuwider ist, nur Zwiespalt und Unglück entstehen, und die Moralität mufs nothwendig durch ihre Moral zur Unsitte werden. Dagegen wenn erkannt wird, dafs die Sinnenwelt als die Natur eine Welt ist, worin Vernunft und Freiheit ist, nur an sich, nicht bewufster Weise, und der Mensch nicht vom Himmel zu fallen braucht, um ein vernünftiges Wesen zu seyn, hört der Zwiespalt moralischer und natürlicher Weltordnung auf, und gehen beide versöhnend in einander über.

Wie alle, die ähnliche Wünsche hegen, und ein ähnliches Ziel verfolgen, sehen auch Erhard und sein Freund sich bald getäuscht in ihren Erwartungen, und der Unmuth darüber wird laut. Dafs er noch keine Mitarbeiter gefunden zur Befreiung der Menschen vom Joch der Vorurtheile ist eine der bleibendsten Quellen seiner Betrübnifs. Während er mit Seelenwonne Allwils Papiere durchempfindet, und die Vorsehung wieder so gütig ist, ihm die Freundschaft eines Mädchens zu schenken, das er wiederum zu bessern und zu veredeln Gelegenheit hat, fängt zuerst sein Verhältnifs zur Wilhelmine an, ihn zu enttäuschen, indem er ihr schreibt: „Sie sehen, es ist unglücklich, mich zum Freunde zu haben, noch stehen Sie am Scheidewege, treten Sie zurück, in Kurzem möchte es unmöglich seyn — ich Unbesonnener wollte Sie in einen Engel umschaffen, und habe keinen Himmel für Sie — noch einmal lassen Sie mich — wollen Sie das nicht, so wasche ich meine Hände". Ihn foltert Mifstrauen gegen sie, und Schwermuth der Liebe quält ihn, aber doch versichert er sie, dafs sie das gefundne Ideal sey, wenigstens dem Ideal, was er bisher gesucht, am meisten entspreche.

Das hindert aber nicht, dafs er neben Danae, wie er Wilhelminen nennt, auch Diotima gerne sieht, eine andre Freundin, die ihn am besten zu lenken versteht, aber sich zuletzt doch auch getäuscht sehen mufs. Da er Wilhelmine als sein Ideal betrachtet, macht er aus dem liebenden Mädchen auch ein solches Idol, läfst sie nicht, wie sie ist, oder macht sie sich idealisch. Er liebt mehr ihre Tugend, als ihre Meinung, und so oft er an sie denkt, kömmt ihm die Stelle in den Sinn, die Cicero an seinen Sohn schrieb: o könnte ich dir die Tugend in menschlicher Gestalt zeigen, gewifs würdest du dich in sie verlieben! — aber schüchtern tritt alsdann seine Liebe zurück, und die höchste Achtung nimmt ihre Stelle ein. Nicht um der Liebe willen verlangt er Liebe, sondern dafs sie uns moralisch bessere, veredele.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung).

Ja in der Tugend ist er ein Nebenbuhler selbst der Geliebten und des Freundes, und wie er sich selbst in dieser Hinsicht nichts vergiebt, so fordert er auch mit gröfster Strenge ihre Ausübung von andern.

Beiläufig läfst er eine Neigung zur medicinischen Praxis durchblicken, und meint, dafs er Sydenham nachfolgen würde. Es bildet sich bei ihm die Ansicht aus, dafs Medicin eine Wissenschaft seyn solle, nach bestimmten Absichten willkürliche Veränderungen in lebendigen Körpern hervorzubringen. Doch am meisten trägt er sich mit dem Gedanken einer Theorie der Gesetzgebung herum. Er fängt damit an, dafs er von Grundherr, seinem Freund Plato's Lehre von der Gerechtigkeit entwickelt. Die Gerechtigkeit zusammen mit dem Strafrecht und der Strafe vertheidigt er nach Kantischen Grundsätzen, wornach das Princip der Gerechtigkeit in der Vernunft zu suchen sey. Darauf liefert er einen Entwurf der Gründe der Gesetzgebung. Natürlich hat er's auch hier wieder mit einem Ideal zu thun, und mit Bezug auf die Gesetze, welche in der Wirklichkeit gelten, spricht er mit Marquis Posa:

„— Dies Jahrhundert
Ist meinem Ideale noch nicht reif, ich leb'
Ein Bürger derer, die da kommen werden".

So sieht er mit Kant die moralische Nothwendigkeit als die Quelle aller Gesetzgebung an, und dringt dabei auf scharfe Trennung zwischen Moralität und Legalität. Aber diese moralische Nothwendigkeit schliefst die Wirklichkeit aus, ist darum nicht, was sie seyn soll, nicht nothwendig. Sie enthält nur das, was zu thun unbedingt möglich ist, zu wollen absolut nothwendig sey d. h. was zu thun möglich ist, ist zu thun möglich, was so viel als nichts gesagt ist. Was gut, was Recht und Pflicht ist, wäre demnach nichts weiter als was zu wollen und zu thun möglich ist, was sich nicht widerspricht. Nämlich Kant, der um das Princip der Moral zu entdecken, in der praktischen Vernunft von nichts Wirklichem ausgehen will, bleibt sich nicht getreu. Indem er die Forderung macht, dafs von allem Wirklichen abstrahirt werde, bleibt ihm das Mögliche, das, weil aufser aller Erfahrung, nur im reinen Denken ist. Anstatt nun dies als das Princip des Gesetzes, und den Grundsatz der Moral ganz formal als Grundsatz des rein Möglichen zu nehmen, stellt er die sogenannte Maxime auf, und wendet sich damit an den wirklichen Menschen, was er consequenter Weise nicht thun sollte. Handeln soll der Mensch nach der Maxime, von welcher er wollen kann, dafs sie für alle Gesetz sey. Dies will sagen: die Maxime, die allgemein seyn *kann*, ist Gesetz. Aber als solche *ist* sie nicht das Gesetz, kann es nur seyn. Kant bleibt zu zeigen schuldig, wie das Mögliche, was seyn soll, zum Seyn oder wirklich und nothwendig wird. Darum ist er nicht im Stande, das was seyn mufs, zu vereinigen mit dem, was seyn soll, was die wirkliche Nothwendigkeit und eine ganz andre Quelle der Gesetzgebung als jene moralische Nothwendigkeit wäre.

Die Trennung von Moralität und Legalität versteht sich von selbst, wenn die moralische Nothwendigkeit als das Sollen zum Princip des Gesetzes gemacht wird. Sie betrifft das Verhältnifs, welches des Menschen Gesinnung, sein Innerstes, indem es sich auf das Gesetz bezieht, zur That und Handlung hat, als dem Aeufsern. Nach solcher Trennung ist die Gesinnung als die Moralität das innere Gesetz, die Legalität das äufsere Gesetz. Demnach ist möglich, dafs Gesinnung und Handlung als das Innere und Aeufsere übereinstimmen; alsdann stimmen auch Moralität und Legalität zusammen. Doch kann es auch der Fall seyn, dafs die Gesinnung

Digitized by Google

gut ist, aber nicht die That, also der moralische Mensch illegal handle; aber auch dafs die Handlung legal, jedoch in Betreff der Gesinnung unmoralisch sey. Aber der Mensch ist, was er ist, nur in seiner Handlung, in der That ist die Gesinnung enthüllt, denn erst in ihr zeigt sie sich dem Gesetz gemäfs, und nicht ist das Gesetz blos gedacht, sondern wirklich, so dafs Moralität und Legalität eins ist. Diese Einheit ist die Sittlichkeit, die darum ganz was anders als blofse Moralität ist.

Doch ist zu bemerken, dafs Erhard später in seinen Beiträgen zur Theorie der Gesetzgebung, von welchen der erste Beitrag im 7ten Stück der *Horen* zu finden ist, und welche die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet, und die andren im Niethammerschen *Journal* im 8ten Heft abgedruckt sind, hinsichtlich der besten Regierungsform mit seinem sonstigen Moralprincip in Widerspruch ist. So z. B. heifst es im Journal S. 277.: „Die Idee von der Vervollkommnung des Menschen ist für den Gesetzgeber nicht unmittelbar anwendbar. Er darf sich kein Ideal der Menschheit aufstellen, und Veranstaltungen treffen, dafs ihm die Menschen entsprechen müssen, und sich nie mehr von ihm entfernen können. Sondern er mufs die Bedingungen aufsuchen, unter welchen sich die Menschen ausbilden können; und diese herbeizuführen, ist die Aufgabe, die er zu lösen hat". Und S. 280.: „Nur wenn diese Aufgaben gelöst sind, kann man zu dem Gesetz selbst kommen, und eine Gesetzgebung entwerfen, die für die Menschen, *wie sie sind*, nöthig ist, weil sie die Hindernisse der Ausbildung wegschafft".

Unterdefs die Lösung solcher Probleme Erhard lebhaft zu beschäftigen anfängt, schlägt Wilhelmine seinetwegen einen vom Vater ihr gemachten Heirathsantrag aus, und Erhard verläfst Nürnberg, um in Würzburg auf Siebolds Anrathen Medicin zu studiren. Auch sein Freund Osterhausen begiebt sich von Altorf dahin. Sogleich schreibt er an Wilhelmine, dafs ihre Liebe durch die Entfernung reiner und edler bleibe, als sie vielleicht beim beständigen Umgang geblieben wäre, und dafs er in dem Hause, wo er wohne, eine junge Freundin gefunden habe, die er unterrichtet, und wie gewöhnlich zu veredlen sucht. Aber Gerüchte und Zwischenträgereien, die in Nürnberg vorgehen, erwecken bei Wilhelminen Verdacht, so dafs sie ihm schreibt: „kein getheiltes Herz ich nicht mag", worauf er antwortet: „wehe mir, wenn mein Herz nicht der Menschheit, sondern einem Mädchen angehört; und Wilhelmine, es war nur dein, weil ich in dir die Würde der Menschheit ehrte, und in diesem Betracht bleibt es ewig dein". Das heifst: nicht, weil du Wilhelmine bist, nicht um deinetwillen liebe ich dich, sondern weil, indem ich dich liebe, diese meine Liebe zu dir die allgemeine Menschenliebe ist. Aber kein Mädchen will allgemein menschlich geliebt werden. Ein solches Abstractum, wie die allgemeine Menschenliebe, ist das grade Gegentheil von wirklicher Liebe, weil diese das ganz Eigenthümliche und Individuelle als die Macht unmittelbarer Empfindung und Zuneigung zum Gegenstand hat. Es darf uns darum nicht wundern, wenn Erhard mit solcher Menschenliebe im Kopf zuletzt an Wilhelmine schreibt: „auch du gehörst vielleicht nicht unter die edlen Seelen, wohin ich dich zählte", worauf sie nur mit Wehmuth antworten kann: „lebe glücklicher als deine Wilhelmine". Und dies ist das traurige Ende dieses Verhältnisses, nachdem Wilhelmine abermals seinetwegen einem Mann ihre Hand versagt. Solch' Ende war vorauszusehen, denn dafs sie seinem Ideal gleiche, war eine blofse Vorstellung, weil nichts einem solchen Ideal gleichen kann, und dasselbe das Ideal nur so lange ist, als ihm nichts gleicht. Darum konnte auch Erhard an seinen Freund Grundherr ganz kalt berichten: „mein Verständnifs mit Wilhelmine hat ein Ende; sie ist nicht, wofür ich sie hielt, ich bin meines Versprechens frei, und habe schon ihr Verzichte erhalten, sie wählte den Weg, in Ehren abzutreten". Das arme Mädchen!

Nach seinem Bruch mit Wilhelmine finden wir Erhard mit mehreren gleichgesinnten Freunden verbunden, die in der Freundschaft gleiche Treue bezeugen, wie er selbst. Aber sogar in der Freundschaft weifs er sich ein gewisses Ansehn zu geben, jedoch ohne dafs es für die Freunde verletzend wird. Dazu kömmt er in Briefwechsel mit den Edelsten seiner Zeit, und schickt sich zu einer Reise an, wozu Novalis ihm Glück wünscht, und in folgenden Versen Abschied nimmt:

„Du knüpftest zwischen Nationen
Aus noch getrennten, fernen Zonen
Ein heiliges, geweihtes Band,
Und in des Schicksals hoher Weihe
Wird in der kleinen Lieblingsreihe
Dein Name einstens mitgenannt.

Digitized by Google

Verschmähe dann doch an dem Ziele,
Wo Himmelsruh' und Frühlingskühle
Dir Dein errungner Lorbeer beut,
Nicht jenen kleinen Kranz von Myrthen,
Den aus dem Kreise froher Hirten
Ein Sänger und ein Freund Dir weiht".

Zuerst wendet er sich nun nach Göttingen, und schreibt von da an Reinhold, dafs ihn dort nur Girtanner und Lichtenberg interessirten, und aufser diesen noch ein junger Mathematiker Namens Rehbein, der Kantische Philosophie studire, trotz der Warnung der dortigen Kirchenlichter. Zugleich meldet er ihm damals schon, dafs man daselbst alle Weisheit auf der Bibliothek habe. Von Göttingen geht er nach Hamburg, lernt hier Reimarus kennen, mit welchem er nachher über die in der Berliner Monatschrift gemachten Kantischen Angriffe der moralischen Eigenschaften Gottes correspondirt, und später über alles, was Reinhold über die Fundamentallehre gesagt, wo er sich denn über die Ungereimtheit im Schulzischen Aenesidemus mit Recht lustig macht, wornach nämlich etwas in der Philosophie durch Principien soll ausgemacht werden können, die nicht selbst in die Philosophie gehören. Von Hamburg begiebt er sich nach Kopenhagen, wo er die Gräfin Charlotte Schimmelmann für die Kantischen Ideen gewinnt, und Baggesen's Bekanntschaft macht, dieses, wie Reinhold sagt, unübertrefflichen Mannes, wenn er correspondirt, und auf einige Tage seine Freunde besucht. Wie Erhard immer ein Ideal von Mädchen im Kopf hat, so hat Baggesen dasselbe an seiner lieben Frau gefunden, die er, weil sie unter allen moralischen Wesen, die er kennt, die reinherzigste ist, deshalb seinen Begriff von praktischer Vernunft nennt. Wie ferner Erhard befangen in seiner Zeit lebt, so ist dagegen Baggesen ganz von ihr aufgeregt. Alles was sie bewegt, nimmt seine ganze Phantasie in Anspruch. Wofür er sich nur begeistert, wird durch sein Talent, den leichten Sinn, und seine liebenswürdige Persönlichkeit, lieblich und reizend, anmuthig und geistreich. Er schwelgt in der Französischen Revolution, in der Kantischen Philosophie, dichtet alles um, und berauscht sich mehr in der Phantasie, worin er alles geniefst, als dafs echte Begeisterung, die vollkommen besonnen ist, in ihm lebe. Aber diese letztre finden wir bei dem gleichfalls von der Kantischen Philosophie ergriffenen Schiller, der sich wesentlich in sie vertieft, anstatt Baggesen mehr nur leicht von ihr durchschauert wird. Doch wird gewifs jeder Baggesens Briefe an Erhard mit Interesse lesen, und den leicht beweglichen Mann lieben lernen, der theils in Gedanken, theils wirklich durch aller Herrn Länder immer auf der Reise ist.

Von Kopenhagen wendet sich Erhard nach Königsberg. Die Verehrung, die er für Kant hegt, hat ihn unwiderstehlich dahin gezogen. Kant's Freundschaft ist ihm ein Trost gegen viele Verläumdungen. Ueberhaupt gewinnt unser Reisender die Herzen aller der edlen Männer, die er aufsucht, im hohen Grade. So schreibt ihm Kant später: „warum fügte es das Schicksal nicht, den ich unter allen, die unsre Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen?" Alsdann begiebt er sich nach Wien und Klagenfurt zum Baron Herbert, einem seiner treusten Freunde, mit welchem er sich über Kantische Philosophie unterhält, und die Frauen mit einer Vorlesung über Schiller's Künstler erfreut.

Schon während der Reise befällt ihn Sorge für die Zukunft, und es scheint ihm unmöglich, das Ziel seiner Wünsche alsbald zu erreichen. Er fühlt, dafs er nicht in der Lage ist, die seinem Character und seinen Fähigkeiten entspricht, er weifs nicht recht, was er will, und seine Bestimmung ist ihm ein Geheimnifs. Sein Vater wünscht, dafs er praktiziren soll. Aber er beabsichtigt, sich in Altorf zu habilitiren, und schreibt deshalb eine Abhandlung, worin über Arzneiwissenschaft, Religion und Philosophie allerlei verhandelt wird, ganz gegen die Ansicht gewöhnlicher Facultätsmänner. Er schickt dieselbe an Reinhold, der ihm aber offen bekennt, dafs man vor allen Dingen, wenn man in eine Facultät hineinwolle, den Schein der Paradoxie meiden, und ja nichts Ausgezeichnetes haben müfste, wenn man nicht als ein Sonderling erscheinen wolle. Er giebt ihm guten Rath in folgenden Worten: „Da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe ersehe, die Laufbahn eines academischen Lehrers zu betreten gesonnen sind, so müssen Sie die Docenten überhaupt, oder vielmehr Ihre Meinung bei denselben sorgfältig menagiren, wenn Sie nicht wollen, dafs Ihnen jede offne Stelle versperrt wird. Ich habe es mit allen meinen Collegen im heiligen Römischen Reich Deutscher Nation verdorben; habe daher bei so vielen Agenturen von allen Seiten nie einen Ruf oder auch nur einen Wink anders wohin erhalten, und werde Gott danken müssen, wenn ich in Jena mein Stückchen Brot — das ich nach Erscheinung meiner

Digitized by Google

Theorie (des Vorstellungsvermögens) gewiſs nicht empfangen haben würde — bis an mein Ende behalten kann." Doch kömmt Erhard von diesem Project, academischer Lehrer zu werden, bald zurück, und will nun sein Brod damit verdienen, „freie Menschen zu heilen", denn zur Vieharzeneikunst hatte er nie Lust. Aber Miſshelligkeiten mit dem Collegium der Aerzte in Nürnberg vereiteln dies noch eine Zeit lang. Er nimmt immer noch die Welt, wie sie sein soll, und trotz dem, daſs wie Göthe meint, ein so vortrefflicher Kopf, als Erhard sei, sich in alle Sättel werfen können, hält es doch gar zu schwer, daſs er sich nur in einen wirft. Dies geht so weit, daſs er nach Amerika gehen will, nachdem ihm ein Mann empfohlen worden unter dem Namen Williams, welcher sich für einen Amerikaner ausgiebt, ihm durch eine Menge Briefe beweist, daſs er Obrist und Chef eines Infanterieregiments und Ritter des Cincinnatusordens sei, und ihm eine mit dem Siegel der Republik versehene und den Namen Washington und Jefferson unterschriebene Urkunde zeigt, vermöge welcher er die unbedingte Vollmacht habe, Kapitäns und Lieutenants, auch einen Regimentschirurgus und Auditeur für die Republik anzuwerben. Erhard, der sich unterdeſs verehlicht hatte, ist entzückt, glaubt sein Glück gemacht, als er von jenem das Brevet als Regimentschirurgus empfängt, verschafft demselben auf Tratten 200 Pfd. Sterling von seinem Schwiegervater, dem Kaufmann Golling in Nürnberg, und sieht sich — angeführt, betrogen. In seiner Noth schreibt er den ganzen Hergang an Washington, und bittet ihn, der Menschheit einen Menschen wiederzugeben. Es ist rührend zu lesen, wie unser armer Erhard mit dem Gedanken, nun dem Spott und dem Gelächter seiner Feinde ausgesetzt zu sein, fast in den Boden versinken will. Aber seine Freunde bleiben dieselben, nur der ehrliche Grundherr sagt ihm die Wahrheit, schlicht und treu, aber auch Schiller macht ihm leise Vorwürfe, wenn er schreibt: „Lassen Sie vor der Hand die arme, unwürdige und unreife Menschheit für sich selbst sorgen; wenn Sie es kützelt, auſser sich zu wirken, so machen sie den Anfang mit dem Physischen, und kuriren die Körper derer von der Gicht und dem Fieber, deren Seelen inkurabel sind." Alsdann noch in einem Briefe: „nach und nach, denke ich mir, sollen Sie sich ganz von dem Feld des practischen Kosmopolitism zurückziehen, um mit Ihrem Herzen sich in den engern Kreis der Ihnen zunächst liegenden Menschheit einzuschlieſsen, indem Sie mit Ihrem Geist in der Welt des Ideals leben. Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch:"

Wir sehen diese Lection für eine wahre Wohlthat an, und für das Beste, was unserm idealischen Helden nur je hätte begegnen können. Denn für ihn konnte sie nicht vergebens sein. Er selbst äuſsert sich darüber, wie folgt: „Ich finde nun wahr, was mir der Geistliche Rath Oberthür in Würzburg sagte: Ich bin von Ihnen überzeugt, daſs Sie für das Geld, was Ihnen diese Geschichte kostet, genug Unterricht erhalten haben, und daſs Sie sie einst nicht mehr unter Ihre Unglücksfälle zählen werden." Seine hochfliegenden Plane, nur in der Idealwelt zu wirken, muſsten dadurch einen gewaltigen Stoſs erleiden. Wenigstens wird er daran erinnert, daſs er in der Welt sich befindet, wie sie ist, und daſs diese Welt sich gar nicht daran kehrt, wie sie sein soll. Nicht ist es an ihr, sich zu bequemen, sondern an uns, die wir in ihr leben. Sie geht ihren Gang fort, trotz mir und dir und allen Idealen. Und dieser Lauf der Welt, welcher uns zur Vernunft bringt, hat auch Erhard zuletzt zur thätigen Wirksamkeit geführt. Aber zunächst unterhält er sich mit Reinhold über die Freiheit, ob sie eine Eigenschaft des Willens sei, was diese ganze Verhandlung zu einer leeren Verhandlung macht, weil die Freiheit nicht eine Eigenschaft, sondern die Substanz des Willens, seine wesentliche Natur ist. Zugleich liefert er Beiträge zum Merkur, und wie sehr Wieland ihn schätzt, müſste er nicht Wieland sein, um mit Erhard's Darstellung, weil philosophischer, zufrieden seyn zu können.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1831.

Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.

(Schluſs.)

Nachdem er ihn versichert, wie die Eindrücke, die Erhard's ehemalige kurze Erscheinung bei ihm in seiner Seele zurückgelassen, zu tief seien, um jemals zu erlöschen, nachdem er ihm eröffnet, daſs sein Dankgefühl dem hohen Werth gleiche, den alles, was aus seinem Kopf hervorgehe, in seinen Augen habe, und dieser Werth über alle Schätzung sei, frägt er nun: „aber lieber Herr und Freund, wozu in einer Schrift, die doch bestimmt ist, von den Meisten verstanden zu werden, die Kantische Schulsprache (*the cant of Mr. Kant*), auch da, wo sie gar nicht unentbehrlich war? Und nun *streicht* er dies und das von solchen Sätzen, die ihm am meisten Terminologie zu enthalten scheinen, um sie — verständlich zu machen. Dazu räth er noch: „ich kenne kein wirksameres Mittel, den Sieg der Kantischen Philosophie über die empirische noch um 25 Jahre wenigstens aufzuhalten, als diese Ungefälligkeit, sich bei Bestimmung der Sätze, auch da, wo die Kantische Terminologie nicht schlechterdings nöthig ist, zu einer gewöhnlichen und dem gemeinen Sprachgesetzbrauch gemäſsern Art des Ausdrucks herabzulassen. Diese Ungefälligkeit schreckt eine Menge Leser ab." Solche Gründe sind freilich für den Merkur zu triftig, als daſs sie Wieland nicht hätte geltend machen sollen. Aber darum sollte er nicht der ohnehin schon gemeinen Scheu der Menschen vor dem Denken das Wort reden, und nicht die Philosophie tadeln, wenn sie die gewöhnliche Sprachweise, die für die Vorstellung wohl ausreicht, aber nicht für das Denken, zu verlassen, und sich eine eigenthümliche Sprachweise zu bilden genöthigt ist. Auch für die *Horen* arbeitet Erhard, und sogar Schiller hat dasselbe Ansinnen, wie Wieland, nur mit dem Unterschied, daſs Schiller sich selbst mit anzuklagen Ursache nimmt, indem er schreibt: „Sorgen Sie nur dafür, daſs Ihr Aufsatz, auf den ich sehr begierig bin, sich ohne Voraussetzung vieler abstracter Kenntnisse lesen läſst, denn man wirft den Horen von allen Orten her vor, daſs sie zu viel moderne Metaphysik enthielten. Dieser Vorwurf trifft auch meine ästhetischen Briefe, daher ich von dieser Materie nichts mehr einrücken werde."

Alsdann wird Fichte Gegenstand der Unterhaltung zwischen Erhard, Reinhold und Schiller. Letzterer ist überzeugt, daſs es nur bei ihm stehen werde, in der Philosophie eine gesetzgebende Rolle zu spielen, und sie um einen ziemlich groſsen Schritt vorwärts zu bringen, aber daſs der Weg an einen Abgrund hinziehe, weil Scharfsinn so nahe an Spitzfindigkeit grenze. Dagegen sind Reinhold und Erhard anderer Meinung, indem es dem erstern unmöglich ist, den moralischen Glauben an seine Persönlichkeit zu einer theoretischen Einsicht zu erhöhen, und letzterer sich hüten will, in das, was das setzende Ich mit allen seinen Wechselbälgen oder Wechselwirkungen nur immer setzen mag, hineinzutreten. An Niethammer schreibt er: „Fichte's System steht nun vollends vor mir als die höchste Verirrung der ihre Schranke kennenden Vernunft, aber es ist eine Verirrung, die richtig ist, weil sie das dem Spinoza direct entgegengesetzte System zu Stande brachte". Ja er geht so weit zu behaupten, daſs es nicht der Mühe werth sey, sich über die Fichtesche Philosophie den Kopf zu zerbrechen, weil sie behaupte, daſs die Negation logisch genommen dem Realen entgegengesetzt, diese Behauptung jedoch nicht wahr sey. Aber das Fichtische Nicht-Ich ist kein logisches Ding, ein nur Mögliches oder Gedankending, das so viel als Nichts wäre, sondern die gegenständliche Realität, als welche Ich *von sich selbst* unterschieden, und deshalb sich selber entgegengesetzt ist. Auch der Einwurf, den Reinhold ihm macht vom Fichtischen Standpunct aus, nämlich daſs das absolut

Digitized by Google

gesuchte Ich und Nicht-Ich erst alles Denken, das logische sowohl als das reale möglich mache, reicht insofern noch nicht hin, als Ich auch den Unterschied von Nicht-Ich aufzuheben, oder die Einheit, die es an sich ist, auch für sich zu werden strebt.

Nach und nach hat unser Erhard die Scheu überwunden, in der Welt, wie sie ist, thätig und wirksam zu seyn. Schon in Nürnberg, wenn auch nicht ungetrübt, lebt er in ärztlicher und schriftstellerischer Thätigkeit. Alsdann macht ihn sein Freund Kretschmann, der bei der Preufsischen Staatsverwaltung thätige Geheimerath, mit dem Preufsischen Staatsminister, Freiherrn von Hardenberg, damaligen Provinzialminister der Fränkischen Fürstenthümer, persönlich bekannt. Dies wird die Veranlassung, dafs er nach Ansbach berufen wird, allein nicht zu Medicinalgeschäften, sondern um verschiedne staatsrechtliche Arbeiten zu übernehmen. Doch war diese Beschäftigung nur vorübergehend, und da sich in Franken nicht sogleich eine seiner würdige Stelle fand, so ging er mit Hardenbergs Rath und Empfehlung im Jahr 1799 nach Berlin, um dort als Arzt aufzutreten und künftige weitere Anstellung abzuwarten. In Berlin verkündigt er zuerst das Brown'sche System, bleibt lange Zeit blofs praktischer Arzt, ohne Anstellung vom Staate, bis er im Jahr 1817 Mitglied der medicinischen Ober-Examinations-Kommission, und im Jahr 1822 Ober-Medicinalrath wird. Schon früher correspondirte er mit Kant über das Brown'sche System, und später mit Osterhausen. Kant schreibt ihm einmal darüber Folgendes: „dafs Sie das Brown'sche System adoptiren und in Kredit zu setzen suchen, ist, was die formalen Principien desselben betrifft, meinem Urtheil nach wohlgegründet, wenn auch die materiellen zum Theil waghälsig seyn möchten. Vielleicht könnte man mit ihm sagen: die Krankheit ist = x, und der Arzt bekämpft nur die Symptome, zu deren Kenntnifs er Weisheit bedarf, um die Indicationen derselben aufzufinden".

Zwar ist unser Erhard trotz seiner festen Stellung im Leben noch immer unzufrieden, dafs er seine jugendlichen Plane nicht ausführen kann. Er wollte sich um die ganze Menschheit verdient machen, und kann doch nur einigen Menschen helfen. Aber wie er an Osterhausen schreibt, erhält ihn noch die Pflicht seines Berufs, und er erkennt damit an, dafs wenn der einzelne Mensch, also jeder, auf seinem Platz ist, oder in der Stellung, die ihm von der Vorsehung im Leben angewiesen ist, das Seinige thut, dies dem Ganzen zu gut kömmt, dadurch das Ganze sich erhält. Dazu hat er Freunde, und eine Freundin, wie er noch nie eine hatte, und lebt der Zuversicht, dafs er seine Bestimmung erreichen werde. Wer freut sich nicht, einen solchen Mann doch noch zuletzt mit der Welt ausgesöhnt zu sehen? Und wer erkennt darin nicht die Macht des wirklichen Lebens, die ihn kein Opfer seiner Idealwelt werden liefs?

Möchten wir dies auch von all' den andern Freunden sagen können! Aber diese sind mehr und weniger unglücklich, vor allen Herbert, dieser geniale Freund sonder gleichen, der aus Oesterreich nach Jena gekommen war, um Reinhold zu hören. In seiner ganzen Familie scheint das Studium der Kantischen Philosophie geherrscht, aber leider nur Todesgedanken erweckt zu haben. So schreibt *Fräulein Marie von Herbert* unter andern an Kant: „ich denke, dafs jedem reinen Menschen der Tod, in einer egoistischen Beziehung auf sich selbst, das Angenehmste ist, nur in Rücksicht der Moralität und Freunde kann er, mit der gröfsten Lust zu sterben, das Leben wünschen, und es in allen Fällen zu erhalten suchen". Bald darauf lesen wir, dafs sie nicht mehr hat seyn wollen. Herbert selbst giebt alle Hoffnung für eine bessere Zukunft dieser Welt auf. Dazu plagt ihn die Gicht unaufhörlich, und macht ihm das Leben so satt und überdrüfsig, dafs schon frühzeitig in ihm die Sehnsucht nach dem Tode entsteht, die nach und nach selbst zur Leidenschaft wird. Um so mehr müssen wir ihn bewundern, wenn er bei solchen körperlichen Leiden, und mit solcher Resignation des Geistes doch immer noch das gröfste Interesse für die Welt und die Wissenschaft behält. Jene wie diese durchschaut er mit hellem Blick, insbesondre die Französische Revolution, und die Fichtische Philosophie, der er zugeneigt zu seyn scheint, aber sein Erhard, die Freundschaft geht ihm über alles. Wie mufs nicht die betrübte Nachricht, dafs Herbert durch einen freiwilligen Tod aus diesem Leben geschieden, unsern Erhard erschüttert haben!

Wie Herbert ein Opfer seines Leidens und Denkens, ist Elise, Erhards liebende Freundin, das Opfer ihrer Empfindung. Sie hat ihn nur einmal in ihrer Jugend, als er seinen Freund Herbert in Kärnten besuchte, bei diesem gesehen, aber fast ein Vierteljahrhundert bewahrt sie seitdem treu die liebevollste Verehrung, in der ein höheres Sehnen fortlebt. Anstatt wie es wohl

Digitized by Google

wünschenswerth wäre, als Gattin und Mutter, die Macht empfindender Liebe, die ihr jungfräuliches Herz getroffen, durch die eheliche Liebe und Mutterliebe zu gewältigen, behält vielmehr diese Macht ihrer ersten und einzigen Liebe zu Erhard die Oberhand durch's ganze Leben. Uns will es bedünken, dafs sogar selbst das sittliche Verhältnifs der Ehe als eine Schranke empfunden wird, als ein mächtiges Hindernifs, welches den Gegenstand der Liebe als ein Ideal erscheinen läfst, das unerreichbar ist, und darum, weil unerreichbar, die Sehnsucht darnach steigert, und nährt. Dafs diese darum die Quelle der Unzufriedenheit wird mit dem Leben und dem Schicksal, kann nicht fehlen, denn das Herz bleibt getheilt zwischen Neigung und Pflicht.

Wie Herberts Briefe unsre Seele nur mit Wehmuth erfüllen, können die liebseeligen Briefe Elisens nur Rührung einflöfsen. Und wie unwillkürlich der Deutsche Baron und Philosoph in uns nicht selten das Bild jenes Brittischen Lords und Sängers hervorgerufen hat, dessen Leben mit sich entzweit blieb, bis sein Herz brach, so sind wir durch Elisen an Schöpfungen Goethe's erinnert worden, die an ihr das lebendige Gegenbild haben.

Hinrichs.

LIII.

Geschichte des Kurstaates u. Königreiches Sachsen, von C. W. Böttiger. Erster Bd. Von den früheren Zeiten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. (Zur Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren u. F. A. Ukert.) Hamburg 1830, *bei Friedrich Perthes.* 8*vo.* 558 S.

Die Geschichte der dem Königreiche Sachsen zum Grunde liegenden Gaue und Staaten durch die dunklen und verwickelten Zeiträume der Berührung und des Kampfes mit den Slawen, durch die unsicheren und zerstückelten Marken und Befehlshaberschaften des Alterthums, bei den mannigfachen Trennungen der Hauptprovinzen Meifsen, Lausitz und Thüringen, bei dem unaufhörlichen Wechsel der alten Dynastien (bis auf das Wettinsche Haus), in einer zusammenhangenden Darstellung durchzuführen, ist ein sehr schwieriges, und, wenn jener Zusammenhang ein innerer, organischer seyn soll, bei der bisherigen Unergiebigkeit der Quellen ein unausführbares Unternehmen. Ob die Kloster- und Landesarchive zu örtlichen Aufhellungen und genaueren Gaubeschreibungen dieser Gegend hinreichend benutzt worden sind, wissen wir nicht. Die Unzulänglichkeit der Kloster-Annalisten, so wie der allgemeinen Deutschen Chronisten, deren Erzählungen und Fabeln mehr Eingang fanden, liegt vor Augen. Wie in den Zeiten des Faustrechtes sich Alles an einzelne hervorragende Gestalten reihte, deren Eroberungen und Geschlechter in Ermangelung fester politischer Formen die Grundlage der Geschichte werden, so däucht uns auch, dafs die Restitution dieser Gestalten, die Biographien der ausgezeichnetsten Gewalthaber, am meisten dazu geeignet sind, Lichtpuncte in jene dunklen Räume zu bringen. In der Thüringischen, wegen der Familien-Verbindung anzureihenden Geschichte, liegt schon an sich ein höheres und breiteres Interesse. In den Meifsnischen und Lausitzischen müfsten nach dem von Leuttsch so trefflich bearbeiteten Markgrafen Gero, der im 10ten Jahrh. besonders in der Brandenburgischen Geschichte Epoche macht, noch manche andere Dynasten und Helden, die Grafen Heinrich I. und II. von Eilenburg, die Wipprechte von Groitsch, und besonders Konrad der Grofse, der Stammhalter des Wettinschen Hauses mehr hevorgehoben und mit allen ihren Schicksalen, Thaten, Besitzungen und Stiftungen, nach genauer Durchforschung aller betreffenden Klosterurkunden und mit Hülfe detaillirter Gau- und Bezirksbeschreibungen (wie sie Wenck für Hessen geliefert) als Mittelpuncte der älteren Sächsischen Geschichte aufgestellt werden. Der Hr. Verf. (öff. Prof. der Geschichte und Bibliothekar der Universität zu Erlangen) hat schon durch seine Darstellung Heinrich's des Löwen gezeigt, wie belebend in der älteren Geschichte eine solche Hervorhebung grofser Charaktere ist. Sein gegenwärtiges Werk (bei welchem manche die Vorrede ungern vermissen werden) soll zwar Weisse's bekannte ausführliche verdienstvolle Darstellung (deren erster Bd. 1802 erschien) nicht entbehrlich machen, (wie der bescheidene Verf. S. 50. Anm. selbst zu verstehen giebt). Und wir können nicht läugnen, dafs uns hinsichtlich der Form und der Abscheidung der historischen Massen, die mehr fortlaufende Darstellung der einzelnen Provinzen, und die einfachere Abtheilung in dem Weisseschen Werk immer angesprochen hat. Aber unverkennbar, ist hier das eigene freie unbefangene, immer unpartheiische Urtheil, die umsichtigste und fleifsigste Benutzung aller, besonders der neuesten, historischen Vorarbeiten, eine fortlaufende Berichtigung früherer (ständig gewordener) Irrthümer, und bei aller hin und wieder dem Stoff zur Last fallenden Sprödigkeit und Zerstückelung das glückliche Bestreben des gewandten Darstellers, das Ganze durch systematische (musivische) Abtheilung und Unterabtheilung in den einzelnen Zeiträumen gehörig zusammenzurücken. Die unter den Text gesetzten Anmerkungen, worin der Verf. Rechenschaft über die benutzten Hülfsmittel giebt, enthalten keine Spur jener eigensinnigen Rechthaberei, welche auf traditionellen Vorurtheilen oder auf eigenen früheren Ansichten steif verharrend dem Fortschritt historischer Wissenschaften so hinderlich ist. — Die bis zum zehnten Jahrhundert reichende *Einleitung* und *Vorgeschichte*, welche „die Versuche einzelner Vereinigungen von Land und „Volk bis zur Gewinnung bleibender Formen" (Marken) enthält, zerfällt in drei durch die Katastrophe des Thüringischen

Digitized by Google

Reiches, die Einführung des Christenthums und die ersten Grenz-Anstalten gegen die Serben (Sorben) ausgezeichnete Abschnitte. Das Dunkel dieser Zeit, worin sich die Elemente Thüringischer, Sächsischer und Slawischer Bevölkerung zusammendrängen, wird nur durch eine fortlaufende chronologische und kirchlich-statistische Darstellung, wie sie v. Leutsch über die Ostmark im 10ten Jahrhundert geliefert, aufgehellt werden können, doch hat der Verf. die ersten Ostsächsischen Markanstalten gegen die Serben (Sorben) deutlich hervorgehoben, und dem Markgrafen Gero seine Stelle im ganzen *limes Sorabicus* und als Kriegsbefehlshaber über alle Grenzgrafen richtig angewiesen. Ob die Grenzen der Markgrafschaften und Bisthümer, wie anderwärts, auch hier coincidirten, scheint noch nicht ausgemacht, und bedarf es vorher einer genaueren Abscheidung und Uebersicht der Gaue und kirchlichen Bezirke nach Kloster- und anderen Urkunden. — Das *erste Buch*, des Staates allmählige Vereinigung aus seinen früheren Bestandtheilen bis zur Erwerbung des Herzogthums Sachsen mit der Kurwürde, von 985 (dem Todesjahre des Markgrafen Riddag, welcher Meissen an die Böhmen verlor) bis 1423 (dem Zeitpunct der Erhebung Friedrich's des Streitbaren zum Kurfürsten von Sachsen) stellt uns abwechselnd (in drei wieder in Hauptstücke zerfallenden Abtheilungen) die inneren Verhältnisse, Theilungen, Verbindungen von Meissen (mit Einschluss der Lausitzen) und Thüringen vor. Die Uebersicht der Markgrafen bis zur Feststellung des Wettinischen Hauses würde in Beziehung auf ihre Territorien vielleicht durch eine fortlaufende Tabelle gewonnen haben, in der die jedesmaligen Besitzthümer, Erwerbungen oder Verluste derselben aufzustellen wären. Aber mit grossem Fleiss und Scharfsinn hat der Verf. allenthalben die inneren Verhältnisse, die Elemente und Bestandtheile der nachherigen Verfassung dieser Länder berücksichtigt, mit gleicher Vorliebe die ersten Landgrafen von Thüringen und das ganze Haus von Wettin, besonders Konrad den Grossen, Heinrich den Erlauchten, und Friedrich mit der gebissenen Wange dargestellt. Wenn Ref. hiebei die Beurtheilung der über das Wettinsche Haus und deren Länder gegebenen Aufklärung anderen überlässt, so darf er das Vergnügen nicht verschweigen, welches ihm die Benutzung seiner eigenen Forschungen über den Zusammenhang Hessens mit Thüringen und die darauf gegründete neue umfassendere Darstellung der Hessischen Besitzthümer und Ansprüche der Landgrafen von Thüringen gewährt hat, wie denn auch ihrer Nachfolger, der Markgrafen Erb-Verbindungen mit dem Hause Hessen allenthalben genau und umsichtig berücksichtigt worden sind. Mit dem *zweiten Buche* (Kursachsen. Die Zeiten bleibender politischer oder kirchlicher Trennung durch Landestheilungen und Kirchenverbesserung, oder von der Erwerbung des Herzogthums und der Kur Sachsens bis zur Feststellung der Kirche (?) und des Albertinischen und Ernestinischen Länderbesitzes 1423—1547, 1555.) beginnt das allgemeinere historische Interesse in politischer und kirchlicher Hinsicht. Man ist zu oft geneigt, ohne Rücksicht auf die Ergiebigkeit und Beschaffenheit des Stoffes, den Geschichtschreiber nach den mehr oder minder glänzenden Formen zu beurtheilen, die er uns vor Augen stellt. Der Hussitenkrieg mit seinen (noch nicht hinreichend gewürdigten) Folgen auf Sachsen und andere Grenzländer, die ersten Keime der Industrie und der geistigen Kultur in den Meissnischen Städten und Stiftern, die eigenthümlichen Ursachen der besonderen Empfänglichkeit Sachsens für die ersten Strahlen der Aufklärung, welche wir Reformation nennen (S. 372 u. s. w.), die Thaten Albrechts des Tapfern, der Charakter Friedrichs des Weisen, Luthers, und Moritz von Sachsen bieten von selbst dem philosophischen Geschichtschreiber einen trefflichen Stoff; aber ungeschmälert bleibt das Verdienst des Verfs. in richtiger und sinniger Verknüpfung und treffender unbefangener Beurtheilung. Wenn wir hinsichtlich des Schmalkaldischen Bundes und des oft räthselhaft scheinenden Benehmens seiner Oberhäupter, und in Beziehung auf einige Hauptmomente Philipp's des Grossmüthigen es bedauern, dass der Verf. inmittelst noch keine Rücksicht auf die in der so eben erschienenen Geschichte dieses Landgrafen gegebenen diplomatischen Aufschlüsse nehmen konnte, wir bezeichnen besonders die Händel Otto Päck's, die besonders nach Planck angenommene Meinung, dass der Schmalkaldische Bund nach der Besiegung des Herzogs von Wolfenbüttel hätte losschlagen sollen, die Lage Philipp's kurz vor seiner Gefangennehmung, die Verhältnisse zu seinem Schwiegersohn, Moritz von Sachsen, dessen zweideutiges Benehmen nach der Gefangennehmung seines Schwiegervaters, die bedeutende Unterstützung, welche er im siegreichen Kampfe gegen Carl V. durch Hessen erhielt) so haben wir doch dieser Unabhängigkeit verwandter Forschungen hin und wieder das erfreuliche Resultat gleicher zusammentreffender Beurtheilung zu verdanken. Auch hat der Verf., wie Ref., die früher vernachlässigten Aufschlüsse benutzt, welche Stumpf's (leider unvollendete) Bairische Geschichte (B. 1.) über die Verhältnisse der Bairischen Herzöge zum evangelischen Bund giebt. Ueber Eigenheiten des Verfs. in der im Ganzen gedrängten lebendigen Darstellung (wie z. B. S. 352. ein unseres Erachtens den historischen Organismus störender allzu energischer Blick in die neueste Geschichte des Luxus vorkommt) massen wir uns kein Urtheil an. Doch hat es uns geschienen, dass die sonst zur Bereicherung der Sprachformen dienende Einschaltung direkter Zwischensätze nicht selten zur Belastung und Verdunkelung der Perioden führt. (So z. B. S. 68. „Als Friedrich 1017 sterben wollte, gab er die Stadt Eilenburg (auf jeden Fall mit dem Schlosse, seiner Residenz) Dietrich, seinem Bruderssohne, seinem Erben, aber mit der Bedingung, dass dafür seine drei Töchter (deren einer weit spätere Chronisten den Namen Hidda, und die *lex Hiddae de sacco sine sutura* oder die Verordnung andichten, dass jede wieder heirathende Wittwe einen Beutel ohne Naht mit zwei Schreckenberger Münzen auf's Schloss als Busse schicken müsse) das ganze *praedium*, im Sinne jener Zeit das Besoldungsland, *denn die im Besitze der Grafschaft erworbenen Alloden waren längst auf Töchter erblich, wo keine Söhne waren*, erhalten sollten". Auch haben wir uns nie mit den allzu lyrischen verdoppelten Frag- und Ausrufungszeichen in Werken der Geschichtschreibung befreunden können. Uebereilungen oder Nachlässigkeiten in einzelnen Worten (wie S. 308. „Dass die Kurschwerdter übrigens *nicht* auf die Wendenbesiegung gehen, wie Spangenberg in der Sächsischen Chronik aus den alten Versen schliessen will"; „Zwei Schwerter des Marschall-Amt bedeuten, die Wendischen Heiden auszureuten" bedarf keiner weiteren *Widerlegung*.) wird der Verf. späterhin selbst bemerken.

Rommel.

Digitized by Google

Nro. 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

LIV.

Lehrbuch der politischen Oekonomie von D. E. H. Rau, Grofsherzogl. Bad. Hofrath u. Professor zu Heidelberg. Erster Band. Grundsätze der Volkswirthschaftslehre. Heidelberg in der Universitätsbuchhandlung von E. F. Winter. 1826. *Zweiter Band. Grundsätze der Volkswirthschaftspflege mit anhaltender Rücksicht auf bestehende Staats-Einrichtungen.* 1828.

Je häufiger in dem Gebiete einer Wissenschaft einzelne ihrer Probleme Gegenstand erneuerter Untersuchung und eines vielfach bewegten Meinungs-Kampfes geworden, desto dringender erscheint das Bedürfnifs einer lichtvollen Uebersicht der durch vereinzelte Forschungen gewonnenen Resultate und deren Verbindung zu einem Ganzen. Wenn wir die Befriedigung eines solchen Bedürfnisses in dem vorliegenden Werke erblicken, so übersehen wir keineswegs die Reihe von Lehrsystemen der politischen Oekonomie, welche neben einer grofsen Zahl einzelner Abhandlungen und Streitschriften aus Deutschen, Brittischen und Französischen Pressen in der letzten Zeit hervorgegangen. Aber jene Schriften sind entweder, obwohl ihre Titel vollständige Lehrgebäude ankündigen, doch nur vorzugsweise der ausführlichen Erörterung bestrittener Fragen gewidmet, oder, wie namentlich das neuere vortreffliche Werk von Say, von einem zu grofsen Umfange, um dem Zwecke zu entsprechen, den der Verf. des vorliegenden Buches im Auge hatte. Zunächst für das Bedürfnifs des academischen Lehrvortrags berechnet, soll dasselbe zugleich zur Belehrung denkender Geschäftsmänner im höhern Gewerbstande und im Staatsdienste dienen, welche sich mit den Fortschritten und dem heutigen Stande einer ihnen unentbehrlichen Wissenschaft schneller vertraut machen wollen. Diese Aufgabe hat der Verf. auf die befriedigendste Weise gelöst, und selbst der tiefer Eingeweihte wird ihm nicht nur für den leichten Ueberblick, den die gedrängte, und dennoch klare Darstellung des vollständigen Inhalts dieser Wissenschaft gewährt, sondern auch für mannigfaltige Belehrung über Einzelnes, zu Dank verpflichtet.

Der Verf. gründet seine Lehren auf das Smithische System, dessen allmählige innere Fortbildung er in den Ergebnissen neuerer Untersuchungen erblickt und fortschreitender Forschung empfiehlt.

So wenig man die Fortschritte verkennen kann, welche die politische Oekonomie seit Smith einer glänzenden Reihe tüchtiger Männer verdankt, so sind es in der That doch nur theils schärfere Beweise der von ihm aufgestellten Principien, Berichtigung einzelner Lehren, Ergänzung der von ihm gelassenen Lücken, theils eine Vervollkommnung der Methode, durch welche die vereinte Kraft Deutscher, Brittischer und Französischer Bearbeiter dieser Wissenschaft ein vollkommeneres Gebäude aufzuführen vermochte, ohne dafür der Hauptstrebepfeiler des Smithischen Systems entbehren zu können. Die Versuche, diese Grundlage gänzlich zu umwühlen, waren nur verwirrten Köpfen, oder der Gewandheit sonst geistreicher Männer vorbehalten, die, von der scheinbaren Einfachheit mancher Verhältnisse getäuscht, tiefer in die Natur der Dinge einzudringen versäumt hatten.

Neben einer grofsen Zahl feststehender Principien, welche die besten Schriftsteller des Faches aus allen civilisirten Nationen zu einer Schule vereinigen, bleiben andere übrig, an denen sich, sowie an manchen Nebendingen, oft an Worten, der endlose, für die Entwickelung der Wissenschaft bald mehr bald weniger fruchtbare Streit fortbewegt.

Zu den streitigen Fragen wird bei dem innigen Zusammenhang alles menschlichen Wissens selbst die

Digitized by Google

genaue Abgrenzung des Gebietes der politischen Oekonomie und die zweckmäfsigste Eintheilung dieses Gebietes stets gehören müssen. Die Untersuchung der Gesetze, welchen die Oekonomie der Völker unterliegt, zerfällt in drei, durch die Natur der Sache gegebene Abschnitte, welche die Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Reichthümer zu betrachten haben. Was aber über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in dieser dreifachen Hinsicht und über die eigene Consumtion des Staates zu allgemeinen gesellschaftlichen Zwecken zu sagen ist, mag nun entweder unter jenen drei Hauptabtheilungen am schicklichen Orte angeknüpft oder zum Gegenstand einer besondern Untersuchung gemacht werden.

Wer die Thätigkeit der Staatsgewalt in dieser Sphäre als eine blofse Thatsache betrachten und sich auf die Untersuchung des Einflusses derselben auf das Wohl der Völker und der Gesellschaftsglieder (unter den angegebenen Gesichtspuncten), beschränken zu müssen glaubt, wird schicklicher den ersten Weg betreten; den andern wird wählen, wer die Einwirkung der Staatsgewalt auf die Production, die Vertheilung der Reichthümer und auf die Privatconsumtion, sowie die Sammlung und Verwendung des Staatseinkommens unter den Gesichtspunct der Erstrebung des Staatszwecks stellt. Nach der ersten Darstellungsweise, welcher vielleicht der Ausdruck National-Oekonomie vorzugsweise entspricht, steht diese Wissenschaft zur Politik und zur Finanzkunde lediglich in dem Verhältnifs einer Propädeutik; auf dem andern Wege werden in ihren Kreis einzelne Theile der Staatswissenschaften gezogen, sowie umgekehrt bisweilen in diesen der Lehre von Nationalreichthum, als theoretische einleitende Untersuchung, eine Stelle eingeräumt wird.

Der Verf. des vorliegenden Werkes hat, die zweite Darstellungsweise wählend, in dem ersten Theile unter dem besondern Titel: Grundsätze der Volkswirthschafts-Lehre, die allgemeinen Gesetze, auf welche sich die Erscheinungen im Gebiete der wirthschaftlichen Thätigkeit aller Staatsbürger zurückführen lassen, und in dem zweiten Theile, unter dem besondern Titel: Grundsätze der Volkswirthschaftspflege, die Aufgaben untersucht, welche für die Regierung in Beziehung auf die Volkswirthschaft aus dem Staatszwecke entspringen.

Der dritte noch nicht erschienene Theil wird der Lehre von der Regierungswirthschaft oder Finanzwissenschaft gewidmet seyn. Die beiden letzten nennt der Verf. den practischen, ihren Hauptlehren nach, zugleich den Staatswissenschaften angehörigen Theil der politischen Oekonomie, da sie aus den Gesetzen, welche der erste theoretische Theil entwickelt, und aus allgemeinen staatswissenschaftlichen Grundsätzen die Regeln *für das Verfahren* der Regierung in wirthschaftlichen Angelegenheiten ableitet. Man könnte hier vielleicht erinnern, dafs auch eine Untersuchung, welche lediglich den *Gesetzen* gewidmet ist, nach welchen die Erzeugung, Vertheilung und Consumtion des Nationalvermögens vor sich geht, ohne die practischen Regeln, die für das Verfahren der Regierung sich hieraus ableiten lassen, wirklich aufzustellen, jedenfalls um ihren Gegenstand zu erschöpfen, den Einflufs der productiven Thätigkeit der Regierung für gemeinschaftliche, den Kräften des Einzelnen unerreichbare Zwecke, sowie den Einflufs der Besteuerung zu erörtern hätte, welche in der Vertheilung und Verzehrung des National-Einkommens eine so bedeutende Rolle spielt. Wenn hienach jene Abmarkung des theoretischen und practischen Theiles nicht ganz scharf gezogen seyn mag, so spricht für die getroffene Eintheilung der natürliche Zusammenhang der Materien, sobald man das Gebiet der politischen Oekonomie auf die angegebene Weise erweitert.

Dafs der Verf., obwohl er im ersten Theile von aller *Staatseinwirkung* abstrahirt, doch den Staats-Verband voraussetzt, und daher das Nahrungswesen eines *Volkes* zum Gegenstande seiner Untersuchung macht, ist anderwärts getadelt worden, wie uns scheint mit Unrecht, nicht nur weil überall nur unter jener, dem Namen der Wissenschaft entsprechenden Voraussetzung, eine regelmäfsige wirthschaftliche Wechselwirkung vieler Individuen, Familien und Classen gedenkbar ist, sondern im andern Falle für die wichtigsten Erscheinungen im grofsen Völkerverkehre auf ganz zweckloseWeise ein besonderes Fachwerk gebildet werden müfste.

Nach einer allgemeinen Einleitung, worin 1) von dem Wesen und den Theilen, 2) von den äufsern Verhältnissen und 3) von den Systemen der politischen Oekonomie die Rede ist, wird in dem ersten Theile die *Volkswirthschaftslehre* in fünf Büchern dargestellt.

Indem der Verf. seine eigenen Ansichten aufstellt, unterläfst er nirgends die abweichenden Meinungen der vorzüglichsten Deutschen, Französischen und Brittischen Schriftsteller theils anzuführen, theils mit erläuternden

Digitized by Google

Bemerkungen zu begleiten. Sorgfältig wird auch die Verschiedenheit der Terminologie, bemerklich gemacht, welche so leicht verwirrt, und schon zu so vielen meist unfruchtbar gebliebenen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat. Ob dieser oder jener Ausdruck gewählt werde, um gewisse Verhältnisse, Gegenstände oder Erscheinungen, deren Merkmale man auf gleiche Weise festsetzt, zu bezeichnen, ist zwar in Beziehung auf die eigentliche Aufgabe der Nationalökonomie ganz gleichgültig. Man mag nur darüber streiten, ob der eine oder andere Ausdruck passender sei, und für den passendsten möchte man immer nur denjenigen zu halten haben, der dem gewöhnlichen Redegebrauch entspricht. Welche Merkmale aber zur Bildung eines bestimmten Begriffs aufzufassen, welchen Verhältnissen und Erscheinungen in einem scharf bezeichneten Umfang ein kurzer Ausdruck zu geben sei, um die Sprache der Demonstration zu bilden, ist eine für das Resultat der Untersuchung sehr wichtige Frage. Um den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Erscheinungen nachzuweisen, welche dem Gebiete der Nationalökonomie angehören, um das Wesentliche in diesen Erscheinungen vom Zufälligen zu unterscheiden, um den ganzen, unter allen Wechseln der Erscheinungen, nach unveränderlichen Gesetzen, fortschreitenden Processs der Güter-Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung zu einer klaren Anschauung zu bringen, muss man trennen, was in Wechselwirkung steht oder verschiedenen Gesetzen gehorcht, und verbinden, was dem gleichen Gesetze unterliegt oder in irgend einer Beziehung unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspuncte zu betrachten ist, und in dieser Zergliederung sich von allen unnützen, dem Zwecke undienlichen Eintheilungen, Begriffs-Bestimmungen und Entwickelungen ferne halten. Die grosse Verschiedenheit, welche sich in Beziehung auf die Bildung der Grundbegriffe in den Werken der Schriftsteller dieses Faches zeigt, lässt eine Reihe scheinbarer Widersprüche, neben den *wirklichen* Streitfragen entstehen, deren vorzüglichste Quelle in der verschiedenen *Methode* der Untersuchung liegt. Von denen, welche über dem Mittel, den Eintheilungen, Begriffsbestimmungen und den hierauf bezüglichen Streitigkeiten, den eigentlichen Zweck der Wissenschaft nicht vernachlässigen, sondern in der That bemüht sind, die *Gesetze* zu entdecken, und darzustellen, welche im Gebiete der Nationalökonomie herrschen, neigen sich die Einen mehr zu Entwickelungen aus der Natur der Sache, oder zu einer reinen speculativen Behandlung, während die Andern ihre Lehren mehr unmittelbar aus der Beobachtung wirklicher Erscheinungen ableiten.

Wer den ersten Weg betritt, ohne die Resultate seiner Untersuchungen an der wirklichen Erfahrung zu prüfen, wird ebenso wie derjenige, welcher vorzugsweise nur wirkliche Erscheinungen beobachtet, leicht verleitet, den Regeln, die er lehrt, eine zu allgemeine Geltung zu geben. In dem Bestreben zu generalisiren und zu vereinfachen gleicher Gefahr unterworfen, wird jener durch die Einseitigkeit seiner Methode leicht auf den Irrweg steriler, zu practischen Zwecken ganz unnützen Untersuchungen geführt, aber doch bisweilen einen tieferen Blick in die Natur der Dinge gewähren; dieser dagegen in dem Gewirre der Erscheinungen, welche das Resultat der mannigfaltigsten Ursachen sind, die Möglichkeit eines tiefern Eindringens bezweifelnd, das Feld der Untersuchung über das rechte Maass zu beschränken eher geneigt seyn, und das Beobachtete häufig nicht in seinem innern Zusammenhange durchschauen. Den ersten Fehler wirft man insbesondere der Schule Riccardo's vor. Man tadelt, dass sie auf einem Vordersatze stehend, der, weil ihm unbestrittene Beobachtungen zu Grunde liegen, unbestreitbar ist, seine Folgerungen bis zu den äussersten Endspitzen hinaus treibe, ohne ihre Resultate mit denen der Erfahrung zu vergleichen. Dieser Tadel ist in so ferne gerecht, als jene Schule in der That häufig unterlässt, den Conflict der verschiedenen Ursachen zu beachten, aus welchen die Erscheinungen in der Wirklichkeit hervorgehen, aber nichts desto weniger behaupten manche ihrer Untersuchungen einen hohen Werth durch das Licht, das sie über die Natur einzelner Grundursachen verbreiten.

Wie man nun auf dem einen oder andern Wege, den man vorzugsweise betritt, auf gleiche Weise zu schnell generalisirt und vereinfacht, zeigen manche Beispiele des Meinungsstreites. So sehen wir den Einen von gewissen unbestreitbaren Voraussetzungen ausgehend, zu der Schlussfolge fortschreiten, dass die Gewinnste der Unternehmer um so geringer seien, je höher der Lohn der Arbeiter steht, den Andern dagegen auf die Erfahrung sich berufend, behaupten, dass der Lohn niemals niedriger stehe, als wenn die Unternehmer nichts verdienen. Die Auflösung dieses Widerspruches mag zugleich einen Beleg dafür geben, dass so

Digitized by Google

gefährlich abstracte Raisonnements sind, deren Resultate nicht sorgfältig an der Wirklichkeit geprüft werden, sie aus dem Grunde, weil sie nicht unmittelbar auf practische, unbedingt anwendbare Regeln führen, dennoch nicht verdienen, als scholastische Spitzfindigkeiten verkannt zu werden, vielmehr den Weg bahnen, auf dem man das Mannigfaltige der Erscheinungen immer besser unter die Einheit des Gesetzes bringen lernt.

Wir sehen, dafs der Naturforscher bei der Darstellung mancher Gesetze, die seinem Gebiete angehören, von mannigfaltigen Nebeneinflüssen gänzlich abstrahiren mufs, um uns die Ursache der Erscheinungen der Wirklichkeit klar zu machen, und auf diesem Wege, obwohl er seinen Zweck erreicht, zunächst kein Resultat gewinnt, welches mit der Erfahrung genau übereinstimmt. Die Erscheinungen der Körperbewegung betrachtend, darf er z. B. nicht unterlassen, die Gesetze der Schwere und des Stofses zu entwickeln, wenn gleich in der Wirklichkeit die Tiefen des Falles eines Körpers sich nicht genau wie die Quadraten der Fallzeiten verhalten, und ein geworfener Körper in der That nicht gerade die parabolische Bahn durchläuft, die ihm die von dem Einflusse des Widerstandes der Luft abstrahirende Demonstration anweist.

Auf ähnliche Weise scheint uns nun häufig der Lehrer der National-Oekonomie verfahren zu müssen, um gewisse permanent wirkende Gesetze, die in den Erscheinungen der Wirklichkeit durch mannigfaltig wechselnde Nebeneinflüsse durchkreuzt werden, klar darzustellen, und sich von der Einseitigkeit einer rein empirischen Betrachtungsweise frei zu halten. Obwohl z. B. zu keiner Zeit weder die Kapitalgewinnste noch die Arbeitslohne, noch die Preise der Dinge und die Gewinnungskosten in allen Zweigen der Production in vollkommenes Gleichgewicht treten, wird er das stete Streben darnach, als eines der wichtigsten Gesetze nicht unbeachtet lassen, dessen Daseyn sich aus der Natur der Dinge ergiebt. Von der unbedingten Wirksamkeit dieses Gesetzes ausgehend, und die gemeinschaftliche Quelle betrachtend, aus welchen Unternehmer und Arbeiter ihre Gewinnste beziehen, wird er durch eine natürliche Schlufsfolge zu der Behauptung geführt, dafs die Gewinnste der Unternehmer um so niedriger stehen müssen, je höher die Arbeitslöhne sind. Zeigt ihm nun die tägliche Beobachtung, dafs in jedem leidenden Zweige der Production die wachsenden Verluste der Unternehmer auch von einer Verkümmerung des Lohnes der Arbeiter begleitet zu seyn pflegen, so wird er sich hüten, vorschnell zu behaupten, dafs jeder Umstand, der die Gewinnste der Unternehmer verkümmert, auch den Arbeitslohn herabsetzt. Der scheinbare Widerspruch löst sich ihm auf, wenn er beachtet, dafs eine allgemeine oder eine in einzelnen Zweigen eintretende *gleichzeitige* Verminderung der Gewinnste der Besitzer von Productiv-Kapitalien, sowie der Arbeiter immer von Umständen begleitet ist, welche die *Quelle* (den Tauschwerth der gewonnenen Producte) afficiren, woraus beide Theile ihre Belohnung schöpfen. Er wird, wo sich diese Erscheinung nur in einzelnen Zweigen zeigt, in dem allmähligen oder plötzlichen Abströmen der Kapitalien und Arbeiter von diesen Zweigen das Daseyn jenes Gesetzes erkennen, dessen nie aufhörende Wirksamkeit mitten im Wechsel mannigfaltiger Nebeneinflüsse die (verhältnifsmäfsige) Gleichstellung der Kapital-Gewinnste und Löhne im Durchschnitte längere Perioden herbeizuführen nicht fehlen kann, und sofort zu dem mit wirklichen Thatsachen übereinstimmenden Schlusse kommen, dafs in jedem stationären Zustand der Production oder bei jeder Erweiterung derselben unter gleich günstigen oder ungünstigen Umständen, die Capitalgewinnste nicht fallen oder steigen können, ohne dafs die Industrie-Gewinnste die gleichzeitige Veränderung erfahren.

Bei der grofsen Zahl der im Gebiete der Volkswirthschaft wirkenden Ursachen, und bei der Mannigfaltigkeit der Wechselwirkungen, ist die richtige Ausscheidung der *Grundgesetze* und eine angemessene, weder zum Nachtheil des Verständnisses allzu beschränkte, noch durch unnöthige Entwickelungen verwirrende Darstellung, eine der schwierigsten Aufgaben. Ihre Lösung wird durch einen — dem Zwecke angemessenen *Gang* der Untersuchung wesentlich erleichtert. Da ihr Stoff kein stationärer Zustand, sondern ein steter Wechsel von Erscheinungen ist, deren Gesetze aufgefunden werden sollen; so scheint sie uns der natürlichen geschichtlichen Entwicklung der volkswirthschaftlichen Thätigkeit folgen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Lehrbuch der politischen Oekonomie von D. E. H. Rau.

(Fortsetzung).

Sie betrachtet den Menschen mit seinen Bedürfnissen und productiven Anlagen, die ihm dienstbaren Naturkräfte und seine Fähigkeit die Ergebnisse seiner productiven Thätigkeit auszutauschen, und anzuhäufen. Indem sie von den Anfängen der Gesellschaft ausgehend, den naturgemäfsen Gang der Volksvermehrung, und ihren Einflufs auf die Production, den reellen Arbeitslohn, die Bodenrente, die Kapitalgewinnste, auf die Fähigkeit anzuhäufen, und auf die Lage der verschiedenen Bestandtheile der Gesellschaft, sowie die Wechselwirkung, in welcher die Fortschritte der Bevölkerung, die Production, Kapitalanhäufung, der reelle Arbeitslohn u. s. f. stehen, zuvörderst ganz unabhängig von den Einflüssen der geistigen Entwickelung verfolgt, und sodann Alles betrachtet, wodurch die geistige Kraft des Menschen sich im Gebiete der Production thätig zeigt, einsichtsvolle Benutzung der vorhandenen Kräfte, zweckmäfsige Theilung der Arbeit, die Anwendung mannichfaltiger Mittel, welche die Arbeit unterstützen, und ihre Erfolge vermehren, u. s. f. so wird es nicht nur leichter fallen, die permanent wirkenden Ursachen von zufälligen Einflüssen zu unterscheiden, die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen, die Volkswirthschaft beherrschenden Gesetzen, zu erkennen, sondern auch die Uebereinstimmung dieser Gesetze mit der Natur des Menschen als eines sittlichen Wesens und mit allgemeinen Naturgesetzen nachzuweisen. Eine nach der angegebenen Rücksicht sondernde und sodann das einzeln Betrachtete in seiner natürlichen Verbindung und Wechselwirkung auffassende Untersuchung scheint uns vorzugsweise geeignet, die Grund-Ursachen der Fortschritte und Rückschritte der Production und des Reichthums, der Veränderungen der Grundrenten, der Kapitalgewinnste und Industriegewinnste, den Einflufs dieser Veränderungen auf die verschiedenen Bestandtheile der Gesellschaft, die Natur der Mitbewerbung der Productivkapitalien mit den Diensten der Naturkräfte und der Arbeit, die nachhaltig wirkenden Ursachen der relativen und absoluten Werthsveränderungen der Dinge, insbesondere der Bodenerzeugnisse und der Industrieartikel, die Wechselwirkung zwischen den Productionskosten und dem Tauschwerthe der Dinge, den Einflufs der Productionskosten einer Gattung von Dingen auf die Kosten der Hervorbringung anderer Producte, die Gesetze der Ausgleichung der Renten, Kapitalgewinnste, Arbeitslöhne und der Preise der Producte von einem Orte und Lande zum andern, die Hindernisse dieser Ausgleichung, sowie den innern Zusammenhang aller dieser Ursachen und Erscheinungen im wirthschaftlichen Volksleben, zur lebendigen Anschauung zu bringen. Nach dieser Digression kehren wir zu dem Verf. des vorliegenden Werkes zurück. Wenn eine dem Zwecke eines Lehrbuches entsprechende Behandlung des Stoffes leichter zu einseitigen Darstellungen, unpractischen Lehren, leeren Eintheilungen, willkührlich vorangestellten Begriffen führt, so verdient es um so mehr gerühmt zu werden, dafs der Verf. von solchen Fehlern sich, nach unserer Ansicht, fast gänzlich frei zu halten gewufst. Indem wir eine kurze Uebersicht des Inhalts der einzelnen Bücher folgen lassen, sei es uns vergönnt, unsere Bemerkungen über Einzelnes, besonders in Beziehung auf die wichtigste Streitfrage einzuflechten.

Das *erste Buch* betrachtet das *Wesen* des *Volksvermögens*, und zerfällt in vier Abschnitte, die 1) von den verschiedenen Bestandtheilen des Volksvermögens 2) von der Schätzung desselben und dem Werthe, 3) von den Veränderungen des Volksvermögens durch Production und Consumtion, 4) von dem Zustande der Volkswirthschaft und dem Verhältnisse des rohen und reinen Einkommens zur Volksmenge handeln.

Digitized by Google

Der Verf. bezeichnet den Grad der Tauglichkeit, den ein Gut bei seiner unmittelbaren Anwendung für die Zwecke der Menschen äufsert, als *Werth*, dessen Gröfse auf einem *festen* Verhältnisse der Güter zu diesen Zwecken beruhe.

Unter Preis versteht er die Menge andrer sächlicher Güter, welche für ein Gut bei der Vertauschung erhalten wird. — Wenn mehre Schriftsteller für den ersten Begriff den Ausdruck Nützlichkeit gebrauchen, sodann, was der Verf. *Preis* heifst, Werth oder Tauschwerth nennen, und unter Preis den in Gelde ausgedrückten Tauschwerth verstehen; so finden wir hierin lediglich eine Verschiedenheit des Sprachgebrauchs, worüber wir nichts zu sagen haben, als dafs wir die letzten Bezeichnungen vorziehen, weil der gewöhnliche Sprachgebrauch Dingen von gröfster Nützlichkeit, die sich jeder ohne alle Schwierigkeit, oder mit ganz geringer Anstrengung verschaffen kann, gar keinen oder nur einen geringen Werth beilegt, und sich dieses Ausdrucks im Gebiete der Gütererzeugung und Vertheilung überhaupt in einem andern Sinne, als der Moralphilosoph bedient. Wenn aber der Verf. sagt, dafs der *Werth* nicht blos eine an den Gütern haftende Eigenschaft, sondern eine *Anerkennung* irgend einer Tauglichkeit, das *Urtheil* des Menschen über das Verhältnifs der Güter zu seinen Zwecken, erfordere, und ferner behauptet, dafs man den Werth beachten müsse, um Gütermassen mit dem Umfang der Bedürfnisse zu vergleichen und dafs *nur* nach dem Werthe, als einer von dem Preise ganz verschiedenen, von den zufälligen äufsern Umständen (welche diese zu bestimmen beitragen) unabhängigen, auf dem Wesen der sächlichen Güter und ihrem Verhältnisse zu dem Menschen beruhenden *Schätzung*, die Gröfse des Volksvermögens beurtheilt werden könne, so scheint uns diefs eine nähere Beleuchtung zu verdienen. Verschiedene Dinge, welche dem gleichen Zwecke dienen, können in Beziehung auf den Grad ihrer Wirksamkeit, verschiedenartige Dinge, welche verschiedenartige Bedürfnisse befriedigen, aber nur in Beziehung auf die Dringenheit oder Wichtigkeit dieser Bedürfnisse verglichen werden. Man kann daher sagen, dafs der Gebrauchswerth der Dinge sich nach dem Grade ihrer Tauglichkeit für die gleichen Zwecke und nach der Wichtigkeit oder Dringlichkeit der Bedürfnisse richte, wozu sie brauchbar sind, und diefs ist, wie aus der übrigen Darstellung des Verfs. erhellt, auch der Sinn des zuerst von ihm aufgestellten Satzes. Jeder, der eine solche Rangordnung des Gebrauchswerths auf die Menschennatur oder auf seine individuellen Neigungen und Bedürfnisse gründet, betrachtet Bedürfnisse und Befriedigungsmittel in einem *angemessenen*, feststehenden Verhältnisse oder die unveränderliche Eigenschaft der Dinge, gewissen Zwecken zu dienen. Denn nur unter dieser Voraussetzung kann eine solche Schätzung des Werthes der Dinge, als von zufälligen Umständen unabhängig, bezeichnet werden. Diese Nützlichkeit eines Gutes erkennt man an, indem man dasselbe entweder zum eigenen Gebrauche zur Entstehung bringt, oder gegen andere Güter eintauscht. Betrachtet man aber die vorhandenen Gütermassen oder die Mittel, wodurch sie nach freier Auswahl im gröfsern oder geringern Maafse hervorgebracht werden können, in ihrem Verhältnisse zu dem Umfang der vorhandenen Bedürfnisse; so ist es klar, dafs die Schätzung ihrer Brauchbarkeit oder Nützlichkeit mit jeder Veränderung in jenem Verhältnisse verschieden seyn mufs. Wer ein Bedürfnifs im nothdürftigen Maafse befriedigt hat, wird eine reichlichere Befriedigung dieses Bedürfnisses weniger dringend fühlen; das Gut, das ihm diese gewähren könnte, sofort gegen andere weniger hoch schätzen, und wenn es im Ueberflufs vorhanden ist, oder herbeigeschafft werden kann, diesen Ueberflufs für unbrauchbar erklären. Uns erscheint hienach die Nützlichkeit oder der Gebrauchswerth der Dinge, als unveränderliche Eigenschaft, lediglich unter dem Gesichtspunct des Einflusses auf die Production, als das eine Fundament des *Tauschwerthes*, nämlich als Ursache der Nachfrage in Betrachtung zu kommen. Die Production wird zuerst auf eine Weise fortschreiten, welche die verschiedenen Bedürfnisse, je nach ihrer Stärke und ihrem Umfange, am wirksamsten und leichtesten befriedigt. Da die Theilnahme jedes Einzelnen an der periodisch erzeugten Gütermasse der Verfügung über einen verhältnifsmäfsigen Theil der vorhandenen Productivkräfte, der Wirkung nach, gleich kommt, so ist es gleichgültig, ob der Einzelne die verfügbaren Productivmittel unmittelbar, oder durch den Tausch zu den Zwecken benützt, in deren Wahl ihn die Abwägung der Vortheile, die ihm verschiedene Güter gewähren, gegen die Schwierigkeiten, die ihre Erzeugung darbietet, bestimmen wird. Aus den Bedürfnissen, welche jedem Einzelnen seine Vermögenskräfte zu befriedigen erlauben, entspringt die

Digitized by Google

Summe der Nachfrage nach den einzelnen Gütern, aus der Anwendung der disponibeln Productivkräfte des Angebots, und in dieser Anwendung ebenso wohl, als in dem Tausche, liegt die *Anerkennung* der Brauchbarkeit. Ist nun der *Werth* des Verfs. nicht das Resultat einer *Schätzung*, welche lediglich nach der Wichtigkeit der verschiedenen menschlichen Zwecken, an sich betrachtet, den Grad der Nützlichkeit verschiedenartiger Güter beurtheilt, so wissen wir in der That nicht, was er anders seyn kann, als die widerspruchsweise Abschätzung, deren Resultat der Tauschwerth ist.

Jene Nützlichkeitsschätzung der Güter gegen einander, welche von der *Anerkennung*, die sich überall nur im Tausche der Productivdienste gegen Producte oder des einen Guts gegen das andere äufsern kann, ganz verschieden ist, und mit dem Verhältnifs des Umfangs wirklich vorhandener Bedürfnisse zu vorhandenen Gütermassen nichts zu thun hat, kann aber ebenso wenig, als der Tauschwerth zur Beurtheilung des Volksvermögens, des relativen Reichthums oder des *Verhältnisses* der Güter zur Summe der vorhandenen Bedürfnisse dienen; *jene* nicht, weil sie ja auf einem *festen* Verhältnifs der Dinge zu menschlichen Zwecken beruhen soll, in der Wirklichkeit aber die Dringenheit der Bedürfnisse, mit dem Maafse ihrer Befriedigung fortschreitend abnimmt, die Nützlichkeit aufhört, wo kein Bedürfnifs zu befriedigen mehr übrig ist, und ein Ueberflufs an einem Gute für den Mangel an einem andern, keinen Gleichwerth giebt; der *Tauschwerth* nicht, weil er mit der Schwierigkeit der Production wächst, ohne eine gröfsere Summe von Bedürfnissen zu befriedigen. Wir vermögen uns in der That nicht einmal eine klare Vorstellung davon zu machen, wie es möglich ist, ohne Anwendung eines Preismafses, nach dem Werthe, als einer auf dem Wesen der sächlichen Güter und ihrem Verhältnifs zum Menschen beruhenden Schätzung, die Gröfse des Volksvermögens *auf eine zuverlässige Weise* zu beurtheilen.

Die innige Verbindung des Werths (Tauschwerths) und des Reichthums ist ebenso unverkennbar, als es gewifs ist, dafs der relative Reichthum und die Werthsproduction nicht gleichen Schritt halten. Die Darstellung der Ursachen, welche auf dieses Verhältnifs einwirken, betrachten wir als eine wichtige Aufgabe für die Volkswirthschaftslehre; die Regeln zur *Schätzung* des Volksvermögens oder des Einkommens als einer, mehr der Statistik angehörigen Operation, scheinen uns dagegen in jener Lehre keine Stelle, am wenigsten eine der ersten, zu verdienen. Die Regel, welche der Verfasser aufstellt, um die Gröfse des Volksvermögens auf eine zuverlässige Weise zu beurtheilen, ist übrigens nach unserer Ansicht nicht nur gänzlich unbrauchbar, um zur Vorstellung *einer* Gröfse zu gelangen, sondern wir halten es überhaupt für unmöglich, irgend eine praktische Regel zu finden, die zu einem *zuverlässigen* Resultate zu führen vermöchte. Zu einer *ohngefähren* vergleichenden Beurtheilung des wirthschaftlichen Zustandes in verschiedenen Ländern, mag es nützlich sein, das jährlich entstehende Eigenthum, wie es schon hie und da geschehen, nach seinem Tauschwerthe in einem gemeinschaftlichen Maafse z. B. nach dem Geldwerthe anzuschlagen, sofort eine bestimmte Quantität von Dingen, die zum Leben nothwendig oder nützlich sind, in einem, menschlichen Bedürfnissen angemessenen Verhältnisse ebenfalls nach den laufenden Geldpreisen zu berechnen, um nach dem Verhältnifs dieser letzten Berechnung, die Resultate der ersten zu reduciren, und die Zahlen-Ergebnisse mit der Volksmenge zu vergleichen.

Allein es giebt Verhältnisse, über welche eine Summe einzelner Wahrnehmungen zu einem richtigeren Urtheil führt, als jede Berechnung, und der relative Reichthum verschiedener Völker oder desselben Volkes zu verschiedenen Zwecken, ist ein solches.

Wir können übrigens das *erste* Buch des vorliegenden Werkes nicht verlassen, ohne die Bemerkung beizufügen, dafs wir die hier berührten Stellen als die einzigen minder lichten Puncte in der sonst überaus klaren Darstellung des Verfassers betrachten, dem es in einer zweiten Auflage ein Leichtes sein wird, auch diese Partie etwas mehr aufzuhellen.

Das *zweite Buch*, welches die *Entstehung* der *Vermögenstheile* untersucht, zerfällt in 7. Abschnitte, in welchen der Verfasser von den Naturkräften (chemische, organische, thierische), menschlichen Kräften, Kapitalien, und Grundstücken, als den Bedingungen der Production oder Güterquellen, sodann von dem Zusammenwirken dieser Quellen (Productivkräfte) und endlich von den Vortheilen handelt, welche die Hervorbringung denjenigen gewährt, die zu ihr mitwirken. Unter Production wird nicht nur die Thätigkeit des Menschen zur Hervorbringung körperlicher Dinge, sondern auch die Erforschung ihrer Eigenschaften verstanden, wodurch

Digitized by Google

neue Arten ihrer Brauchbarkeit entdeckt werden. Uns scheint diese Verbindung zwei ganz verschiedener Functionen unter einer Benennung unzweckmäſsig und mit andern Lehren des Verfassers selbst im Widerspruche zu stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LV.

Petrefacta Musei Universitatis Regiae Borussicae Rhenanae Bonnensis nec non Hoeninghusiani Crefeldensis iconibus et descriptionibus illustrata. — Abbildungen und Beschreibungen der Petrefakten des Museums u. s. w., von Dr. August Goldfuſs, ordentl. Prof. der Zoologie und Mineralogie. — Düsseldorf bei Arnz und Comp. Zwei Liefer. 1826 *und* 1829. *gr. Folio. VIII. und* 164 *S., und* 50 *lithographirte Tafeln.*

In vorliegendem Werke beurkundet sich die Meisterschaft des Bearbeiters so augenfällig und allseitig, daſs es nicht Wunder nehmen darf, wenn der Herausgabe die allgemeinste Anerkennung auf dem Fuſse gefolgt ist. Fast in keinem seitdem gedruckten Werke, worin von Petrefakten die Rede ist, welche in den beiden Lieferungen bereits bearbeitet sind, ist mehr ein anderes Citat oder eine andere Nomenclatur gebraucht worden, als die Goldfuſs'sche. Ein bedeutender und sachkundiger Französischer Naturforscher äuſserte sich noch jüngsthin öffentlich über das Werk in folgender Weise: *„Sous le rapport de l'exécution, le livre de ce savant est un des plus beaux qu'on ait produit au delà du Rhin, car les planches sont, sans contredit, ce que l'on a fait de mieux dans tous les pays par le fini et la delicatesse du dessin etc"*. Bei solcher Uebereinstimmung in der Anerkennung Seitens der Naturforscher des In- und Auslandes wird dem kritischen Beurtheiler um so eher gestattet seyn, sich kurz zu fassen.

Die beiden Lieferungen des Werks enthalten die Pflanzenthiere und die Strahlenthiere der Vorwelt (letztere noch nicht vollendet). 57 Geschlechter mit 478 Arten sind darin bearbeitet. Alle Arten sind abgebildet, meist in natürlicher Gröſse, manche in mehrfachen Beispielen, häufig von mehrern Seiten oder mit Vergröſserungen einzelner Theile, und, wo es nöthig war, mit Durchschnitten. Alle Bilder sind Originale und mit Treue und Sorgfalt, zugleich aber mit einer Kunst behandelt, welche für Gegenstände solcher Art kaum zu übertreffen seyn dürfte. Der Universitätszeichner Hohn hat hier die schwere Aufgabe gelöst, daſs die scrupulöse Genauigkeit und Auszeichnung des Details, welche der Naturforscher mit Recht von solchen Arbeiten fordert, der rein artistischen Seite derselben nicht Abbruch thun.

Die Charakteristik der Gattungen und Arten, nach Linneischer Manier, wofür der Verfasser sich häufig eine neue Terminologie mit vielem Glücke geschaffen hat, zeichnet sich ebenso sehr durch Kürze und Bestimmtheit, als durch groſse Vollständigkeit aus. Sie ist in Lateinischer und in Deutscher Sprache gegeben. Vorab wird jedesmal die Synonymik aufgestellt, wenn es sich nicht von neuen Körpern handelt, welche in dem Werke in überwiegendem Maaſse vorkommen. Die Zahl der neuen, wohl begründeten Gattungen und Arten, besonders der Pflanzenthiere aus dem Uebergangsgebirge setzt in Erstaunen. Man kann sagen, daſs das Werk diesen Theil der Petrefaktenkunde wohl um die Hälfte vergröſsert und erst recht eine Ordnung hinein gebracht hat. Fundorte, Versteinerungsmassen und die Formationen, aus welchen die Petrefakten herrühren, sind mit Genauigkeit angegeben. Die zweite Lieferung behauptet aber in dieser Beziehung wohl noch einen Vorzug vor der ersten. Es ist angenehm, daſs der Verfasser gerade mit der Bearbeitung der tiefern Thierbildungen begonnen hat, deren genauere Charakteristik und Anordnung am meisten Noth that.

Den Versteinerungen Deutschlands und der zunächst angrenzenden Länder ist das Werk vorzüglich gewidmet; nur ausnahmsweise und bei wichtigen Veranlassungen sollen ausländische Petrefakten aufgenommen werden. Schon bei Bearbeitung der ersten Lieferung befand sich der Verfasser in einer für seinen Zweck sehr günstigen Lage, indem er zu seinen Bildern und Beschreibungen die beiden auf dem Titel genannten Sammlungen, welche zu den ausgezeichnetsten des Vaterlandes gehören, benutzen konnte. Seitdem haben sich aber seine Mittel noch sehr bedeutend vermehrt. Aus der zweiten Lieferung ersieht man, daſs der Herr Graf von Münster, nach dem Vorgange des Herrn Höninghaus, auch seine äuſserst reiche Sammlung der Förderung des Werks gewidmet und an der Bearbeitung desselben den thätigsten Antheil genommen hat. Auch Herr L. von Buch ist, wie der Verfasser versichert, geneigt, die Fortsetzung desselben durch Beiträge zu bereichern. Dergleichen hat sonst Herr Goldfuſs noch von sehr vielen Naturforschern erhalten, namentlich von Alberti, Bronn, von Derschau, Haardt, Hartmann, Keferstein, Krüger, Otto, Sack, Schübler, Voltz, Weltrich u. s. w.

In seiner Vollendung wird das Werk, von dem nur alle 2 bis 3 Jahre eine Lieferung zu erwarten steht, ein allgemeines Mittel zur Verständigung der Naturforscher über die Petrefakten abgeben. Ein Bedürfniſs wird dadurch befriedigt, das seit dem letzten Decennium um so bedeutender gefühlt wurde, als man von Tag zu Tag mehr erkannte, wie die lebende Natur nur durch Vermittelung der untergegangenen Gattungen und Arten vollständig begriffen werden kann, und namentlich, wie die Petrefakten eines der besten und sichersten Hülfsmittel im Gebiete der Geognosie zur Erkenntniſs der Differenz und Identität der Gebirgsbildungen liefern.

Nöggerath.

Digitized by Google

Nro. 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Lehrbuch der politischen Oekonomie von D. E. H. Rau.

(Fortsetzung.)

Man muſs entweder *jede* menschliche Thätigkeit, welche den gleichen Einfluſs, wie die Erforschung der Eigenschaften der Dinge, auf die Leichtigkeit ausübt, womit die Arbeit in Verbindung mit den Kapitalien und Naturkräften menschliche Bedürfnisse befriedigen, Production nennen, oder den Umfang dieses Begriffs beschränken. Der Verfasser betrachtet die persönlichen Güter, Einsicht, Geschicklichkeit, im Gegensatz der sächlichen, nur als *Umstände*, welche auf das Volksvermögen einen Einfluſs ausüben, und sollte daher die Erweiterung der Einsicht, welche die Brauchbarkeit eines Guts entdecken lehrt, auch nicht als Production, sondern unter dem Gesichtspunkte eines ihr günstigen Umstandes, einer verbesserten *Productionsmethode*, betrachten. Die Unterscheidung der *unmittelbar* auf die Hervorbringung sächlicher Güter, auf die Erhöhung und Erhaltung ihrer Brauchbarkeit gerichteten Thätigkeit steht auch im Zusammenhang mit der Lehre von der Theilnahme der verschiedenen Kräfte an den Früchten der Production und mit der Lehre von den *Productionskosten*.

Die Forschung, welche die Natur der Eigenschaften der Dinge erkennen läſst, giebt nun aber ihr Resultat als ein Gemeingut, dessen Benutzung keine *Kosten* verursacht, und ist so weit entfernt, der productiven Thätigkeit in dem von uns bezeichneten Sinne gleich zu stehen, daſs der gröſste Producent, im ausgedehntern Sinne des Verfassers, Hungers sterben kann, während die Gesellschaft sich seiner Gabe im reichsten Maaſse erfreut.

Den Handel nennt der Verfasser nur mittelbar productiv. Warum diese Unterscheidung? Ist nicht jede Thätigkeit, welche die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse mit sächlichen Gütern bezweckt, ganz gleicher Natur, die Sorge für die Erhaltung, die Aufbewahrung für den Fall des dringendern Bedürfnisses, wie die Zurichtung? Die Arbeit, welche das Getreide vom Felde in die Scheuer schafft, wie die Versendung der Waare, wo sie weniger brauchbar ist, an den Ort, wo sie dringende Bedürfnisse befriedigt? Nennt man den Handel und jede Thätigkeit, wodurch dessen Betrieb bedingt erscheint, (z. B. Wechselhandel) auch nicht productiv, so gilt davon doch alles, was von der Production, namentlich alles, was von den Productionskosten gesagt werden kann. Freilich ist in der Wirklichkeit eine falsch geleitete Handelsthätigkeit nicht productiv, aber dasselbe gilt von andern productiven Arbeiten, die man so nennt, weil man hier den Zweck und die gewöhnlichen Resultate der menschlichen Thätigkeit, und nicht die möglichen Zufälle, welche den Erfolg bisweilen vereiteln, im Auge hat.

Wenn der Verf. sehr wohl daran gethan, die Lehre von den persönlichen Gütern und von den nicht unmittelbar der Production gewidmeten Diensten, nicht auf die Weise, wie es von manchen Andern, wie namentlich von *Storch* geschehen, in das Gebiet der National-Oekonomie zu ziehen, so hätten jene Dienste doch in einer Beziehung, nämlich wegen ihres Einflusses auf die Vertheilung der *materiellen* Güter, eine kurze Betrachtung verdient, wie sie von dem Verf. den verleihbaren Genuſsmitteln geworden ist, deren Gebrauchsvortheil ebenso, wie der Tauschwerth jener Dienste von Einigen mit dem Namen: *immaterielle Producte*, belegt wird.

Das *dritte Buch*, in welchem der Verfasser die Vertheilung des *rohen Einkommens*, als Mittelglied zwischen der Hervorbringung und Verzehrung darstellt, giebt daher kein vollständiges Bild des Vertheilungsprocesses.

Besondere Abschnitte gewidmet sind 1) dem Tausche und Preise, dem Freismaaſse, den Ursachen, welche eine Aenderung der Preise bewirken, 2) den verschie-

Digitized by Google

denen Zweigen des Einkommens (Arbeitslohn, Grundrente, Zinsrente, und Gewerbsgewinn) und dem Volkseinkommen im Allgemeinen, sowie der Methode, dasselbe auszumitteln, und 3) dem Umlaufe der Güter.

Der Verf. betrachtet Werth, (Nützlichkeit) Productionskosten und Mitbewerbung als Bestimmungsgründe des Preises (Tauschwerths) und zeigt die Unmöglichkeit, einen unveränderlichen Maafsstab des Tauschwerths der Dinge zu finden. Wenn andre den Tauschwerth durch das Verhältnifs der Nachfrage und des Angebots, wieder Andere durch die Productionskosten reguliren lassen, und hierüber weitläuftige Erörterungen sich entspannen; so hat es uns geschienen, dafs man weniger über das Wesen der Sache, als über den Ausdruck derselben gestritten; indem die Einen, die Brauchbarkeit der Dinge als die Ursache der Nachfrage und der Anerkennung der Productionskosten betrachtend, in dieser Anerkennung die Bedingung einer regelmäfsigen Versorgung des Marktes fanden, und die Andern dem Wechsel der Nachfrage und des Angebots einen vorübergehenden Einflufs zugestanden. Vermöchte die Production stets gleichen Schritt mit der Consumtion zu halten, so würde der Tauschwerth allerdings in steter Uebereinstimmung mit den Productionskosten und das Gleichgewicht der Gewinnste in allen Zweigen ungestört bleiben, wie sehr auch die Nachfrage und die Kosten der Production wechseln möchten. Das Streben nach jenem Gleichgewichte ist ein permanentes Gesetz, dessen Wirksamkeit durch alle Ursachen durchkreuzt wird, welche die Production hindern, mit der Nachfrage steten Schritt zu halten, nämlich die verschiedene Dauer der Productionsperioden und der Producte, sodann die, von Zufällen abhängigen ungleichen Erfolge der Production in manchen Zweigen, sowie die Schwierigkeit, Kräfte und Kapitalien von einem Zweige auf den andern überzutragen. Eine nähere Untersuchung der Verschiedenheit des Einflusses, den diese Ursachen auf die Abweichung des Marktpreises von den Productionskosten der verschiedenen Productionsgattungen ausüben, würde manche belehrende Resultate geben können. Bisher hat man sich fast nur mit dem Einflufs der ungleichen Ergiebigkeit der Ernten auf die Preise beschäftigt. Die Regel, dafs beide, Tauschwerth und Productionskosten, in Eines zusammenfallen, wird übrigens um so richtiger, je länger die Zeitperiode ist, auf welche man sie anwendet. Dabei mag man aber so wenig behaupten, dafs die Nachfrage die Productionskosten, als dafs diese jene bestimmen, indem beide in Wechselwirkung stehen, die wachsende oder verminderte Schwierigkeit der Production, die Nachfrage und die wachsende Nachfrage das Fortschreiten der Production unter schwierigen Umständen influencirt.

Mit Allem, was der Verf. über die Versuche, ein unveränderliches Werthmaafs zu finden, sagt, kann man nur einverstanden sein. Eine tiefer eindringende Untersuchung der Ursachen, welche die Werthsveränderungen des Geldes bewirken, dessen der Verkehr sich in der That als Preismaafs bedient, würde ohne Zweifel dankenswerthere Resultate zur Beurtheilung wirklicher Erscheinungen gegeben haben, als die ermüdenden Streitigkeiten über ein besseres oder ein vollkommeneres, wobei die streitenden Theile bisweilen ganz verschiedene Dinge suchten, z. B. der Eine einen Gegenstand, der in einem mehr oder weniger festen Verhältnifs, über andere zum Leben nothwendige und nützliche Dinge zu verfügen, erlaube, der Andere einen solchen, der die Veränderungen der Productionskosten der Dinge anzeigen solle.

Man kann von Veränderungen, die ein beliebig als Werthmaafs angenommener Gegenstand gegen andere Güter erleide, nicht sprechen, ohne einen Vergleichungspunkt in einem dritten Gegenstande im Auge zu haben, da der Tauschwerth der Güter in einem *Gröfsenverhältnifs* besteht, bei dessen Wechsel erst nachzusuchen ist, auf welcher Seite die Veränderung vorgegangen. Dieser Vergleichungspunkt kann kein anderer sein, als der Tauschwerth der Producte gegen die Productivdienste, die sie hervorbringen, und darin wird wohl keine Meinungsverschiedenheit zu finden sein, dafs von Gütern, die ihr Werthverhältnifs geändert haben, diejenigen als theurer, werthvoller, (preiswürdiger) geworden, zu betrachten seien, deren anerkannte Productionskosten gestiegen sind.

Abgesehen von der Schwierigkeit, welche diese Vergleichung dadurch darbietet, dafs die Productionsdienste verschiedenartige Gröfsen sind, im ungleichen Verhältnifs zur Hervorbringung der verschiedenen Producte zusammen wirken, und in ihrem gegenseitigen Tauschwerth wiederum dem Wechsel unterliegen; so ist die Veränderung des Tauschwerths der Productivdienste gegen die Producte, die sie gewähren, wiederum ein Verhältnifs, von dessen beiden Gliedern das eine, so gut

Digitized by Google

wie das andere, als ein fester Punct betrachtet werden kann. Daher hatte Say denen, die, wie auch unser Verf., rügten, dafs er den Reichthum im Werthe der Dinge bestehen lasse, da doch eine gröfsere Schwierigkeit der Production kein gröfserer Reichthum sei, leicht zu antworten. Statt in gleichem Verhältnifs mit der Production, Werth und Reichthum steigen oder fallen zu lassen, kehrt er die Sache nur um, betrachtet die Productionsmittel als festen Punct, und läfst Reichthum und Werth (Tauschwerth der Productionsmittel gegen Producte) mit der Schwierigkeit oder Leichtigkeit der Production fallen oder steigen.

In den Abschnitten, welche von den Preisveränderungen, von dem Lohne, den Gewinsten und den Landrenten handeln, hat der Verf. mit Recht den Lehren Riccardo's eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und, wie uns scheint, mit Glück verschiedene Sätze jener Lehre, durch angemessene Beschränkungen, auf einen correcten Ausdruck zu bringen gesucht.

Wir vermissen indessen die Darstellung der Wechselwirkung zwischen der wachsenden Schwierigkeit oder einer Erleichterung der Production, dem Anwachsen der Arbeitskräfte, dem reellen Arbeitslohne und den Capitalgewinnsten. Dafs der Verf., wie es auch von den Brittischen Schriftstellern in der Regel geschieht, in dem Gewerbsgewinn, den Industriegewinn und den Capitalgewinn zusammenfafst, können wir nicht billigen, da jene, als eine Gattung der Arbeitsthätigkeit, andern Gesetzen, als der Gewinn aus productiv angewendeten Capitalien folgt. Auch möchten wir nicht unbedingt mit dem Verf. behaupten, dafs der Lohn am höchsten stehen müsse, wo das Capital im Verhältnifs zur Menschenmenge am gröfsten ist. Richtig ist, dafs unter sonst gleichen Umständen, und von vorübergehenden günstigen oder ungünstigen Conjuncturen für einzelne Zweige abgesehen, der reelle Arbeitslohn um so gröfser ist, je geringer die Capitalgewinnste sind. Allein unter verschiedenen Umständen (bei gröfserer Schwierigkeit oder Leichtigkeit der Production) kann der reelle Arbeitslohn auf ein Minimum herabsinken, während das Productivcapital in einem sehr starken Verhältnisse zur Menschenmenge steht, das Anwachsen des Productivcapitals, welches eine die Wirkung menschlicher Arbeit hervorbringende Anwendung erhält, vorübergehend sogar die Ursache des Sinkens des Arbeitslohnes werden kann. Nirgends ist das Productivcapital im Verhältnifs zur Menschenmenge wohl gröfser, als in England, und doch ist es kein Zweifel, dafs in manchen Ländern der reelle Arbeitslohn höher steht, als dort.

In dem 4ten Abschnitte, der vom Umlaufe der Güter handelt, werden die Materien des Geldes, als Umlaufsmittel und Preismaas, des Credits und dessen Wirkung auf den Geldumlauf, der Banken, Wechsel und des Papiergeldes erörtert. Was der Verf. über den Wechselcurs sagt, möchte einige Berichtigungen bedürfen. Die Gleichheit der von einem Orte zum andern zu zahlenden Summen kann nicht zum Pari führen, weil jedenfalls die Zinsenvergütung in Abzug kommt. Die gröfste Abweichung vom Pari wird nicht allein von den Fracht- und Assecuranzkosten, sondern zugleich durch die Zinsen der baar versendeten Summen, und nach den Umständen durch die Einschmelzungs- und Ausprägungskosten, den Geldwechsel oder durch die Münz- und Barrenpreise, bestimmt. Der Einflufs des Credits, den ein Ort dem andern gibt, ist als ein wichtiger, bedeutendere Schwankungen der Curse verhindernder Umstand unberücksichtigt geblieben.

In dem *vierten Buche* betrachtet der Verf. die productive und unproductive *Verzehrung* und das Verhältnifs der Consumtion zur Production. Er ist, von Malthus und Andern abweichend, der Meinung, dafs eine Ueberfüllung eines Landes mit Gütern aller Art nicht gedenkbar sei, wohl aber mit einzelnen oder mehrern Waarengattungen, zufolge übermäfsig ausgedehnter Speculationen, wegen sehr reicher Ernten, wegen einer unerwarteten Abnahme der Consumtion, welche daher rühren könne, dafs die zum Ankauf jener Waaren bestimmte Gütermenge eine andere Verwendung (für Staatszwecke) erhalte. Der Streit, der sich in der letzten Zeit über diese Frage erhob, war durch die Erscheinungen der Gegenwart hervorgerufen. Offenbar ist eine Ueberfüllung des Marktes mit Producten, wenn man darunter ein Wachsthum der Production und ein Sinken der Geldpreise versteht, welches mit Verlust zu verkaufen nöthigt, etwas ganz anderes, als ein Mifsverhältnifs zwischen den Productivmitteln und der Fähigkeit und dem Bedürfnifs zu consumiren. Wir sind mit dem Verf. der Meinung, dafs keinem Lande die Gefahr drohe, durch ein solches Mifsverhältnifs jemals zu leiden. Insbesondere hat man in dieser Hinsicht von dem Anwachsen der Productivcapitalien nichts zu fürchten, da die Verwendung derselben nichts anders, als eine Verzeh-

Digitized by Google

rung ist, die in der Absicht geschieht, ein Einkommen zu vermehren, welches wiederum dem gleichen Zwecke oder einer unproductiven Verzehrung gewidmet wird; da ferner die Anhäufung schnell eine Grenze findet, und der unproductiven Verzehrung Platz macht, wo sie anfängt, minder vortheilhaft zu werden, und so weit sie eine bleibende Veränderung der Capitalgewinnste bewirkt, unter sonst gleichen Umständen, den Arbeitslohn erhöht. Würde, wie durch ein Wunder, die Wirksamkeit der vorhandenen Productivkräfte plötzlich verdoppelt, so vermöchte die Production in ihren steten Versuchen die Verwendung ihrer Mittel den vorhandenen Bedürfnissen auf eine in allen Zweigen gleichmäfsig lohnende Weise anzupassen, freilich nur allmählig durch die Marktpreise der Dinge auf den rechten Weg geleitet zu werden. Bis diefs geschehen, würde die Gunst eines solchen Ereignisses sich sehr ungleich vertheilen. Einzelne Zweige, welche die Gegenstände eines mit der Leichtigkeit der Production rascher wachsenden Begehrs liefern, würden sich schnell ausdehnen, dagegen in andern Zweige, welche mehr Bedürfnisse von bestimmtem Umfange befriedigen, Arbeiter und Unternehmer durch ein rascheres Sinken der relativen Preise ihrer Erzeugnisse in Verlegenheit gerathen. Aehnlich ist die Wirkung gleichzeitiger, bedeutender Fortschritte in der Kunst zu produciren in mehreren Zweigen, und eines raschen Anwachsens der Productivcapitalien, welche ihre Anwendung zur Verstärkung der Naturkräfte und zum Gebrauche mechanischer Hilfsmittel in den Werkstätten der Industrie finden. Treten in einer solchen Periode noch andere Ursachen hinzu, welche mittelbar oder unmittelbar das bestehende Verhältnifs der Nachfrage und des Angebots in den verschiedenen Zweigen der Producte bedeutend afficiren, oder ein Sinken der Preise der Dinge zu bewirken geeignet sind, wie eine Reihe fruchtbarer Jahre, Wiederherstellung auswärtiger Handelsverbindungen, ein der Capitalanhäufung nachfolgendes lebhafteres Bestreben der Manufacturherrn, durch Ausdehnung ihrer Anstalten die Productionskosten zu vermindern, eine Erhöhung der Preise der edlen Metalle, welche durch ihren Einflufs auf die ökonomische Lage der verschiedenen Bestandtheile der Gesellschaft und zugleich auf das Verhältnifs der Nachfrage nach den verschiedenen Producten wirkt; so kann das Zusammentreffen solcher mannigfaltigen Ursachen allerdings für längere Zeit ein Mifsverhältnifs zwischen den verschiedenen Zweigen der Production unterhalten, während das Sinken der Geldpreise der Dinge, im Allgemeinen, eigenthümliche Nachtheile hervorbringt.

Solche und andere Ursachen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, haben in der That den Zustand der Dinge herbeigeführt, der in der neuern Zeit zu der Behauptung führte, dafs zu viel producirt werde, während es noch niemals einem Producte an Liebhabern, wohl aber häufig den Kauflustigen an Mitteln fehlte, den Preis zu bezahlen, den der Producent verlangte.

Im fünften Buche untersucht der Verf. die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen *productiven Gewerbe*, (Bergbau, Jagd, Fischerei, Landwirthschaft, Gewerke, Handel). Sehr richtig unterscheidet er den von Sismondi und Andern nicht gehörig beachteten, bleibenden Einflufs des zunehmenden Gebrauches der Maschinen in den Werkstätten der Industrie, von dem oft sehr mifslinnen, *vorübergehenden*. Wir beschränken uns übrigens nicht mit dem Verf. zu sagen, dafs die Maschinen im Ganzen und für die Dauer der arbeitenden Klasse nicht schädlich sind, und keine allgemeine und dauernde Erniederungen des Lohnes hervorbringen, sondern zählen dieses Hilfsmittel zu denjenigen, welche wie jede verbesserte Productionsmethode, allein es möglich machen, dafs der reelle Arbeitslohn beim Anwachsen der Gesellschaft fortdauernd gleich grofs bleiben und selbst bedeutend wachsen kann.

In dem *zweiten Theile*, welcher der *Volkswirthschaftspflege* gewidmet ist, sucht der Verf. zuvörderst die Beschränkung der Staatsgewalt im Gebiete der Volkswirthschaft auf eine blos negative Wirksamkeit abzuweisen. Indem er aber die Sorge für den Volkswohlstand innerhalb der Sphäre des Rechts und der Sicherheit, als unter dem Staatszwecke begriffen, betrachtet, erkennt er nicht nur die Verwerflichkeit eines unnöthigen Einmischens der Regierung im Allgemeinen ein, sondern scheint uns auch in den einzelnen Lehren der Thätigkeit der Staatsgewalt keine, mit diesem Zugeständnifs im Widerspruche stehende Ausdehnung zu geben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Lehrbuch der politischen Oekonomie von D. E. H. Rau.

(Schluſs.)

Die Grenzen jener Wirksamkeit werden indessen nie aufhören, zu den bestrittenen Fragen zu gehören, da hierüber ein festes allgemeingültiges Prinzip aufzustellen um so weniger gelingen mag, als Vieles von dem Grade der geistigen und ökonomischen Entwickelung der Völker abhängt, und hier bisweilen dringend geboten erscheint, was anderwärts als lästiger Zwang empfunden würde.

Die Aufgabe, welche die Regierung im Gebiete der Volkswirthschaft zu lösen hat, wird in drei nach der Ordnung des theoretischen Theiles gebildeten Abtheilungen untersucht.

Im *ersten Buche* handelt der Verf. 1) von Staatseinwirkung zur Beförderung der Production im Allgemeinen und von der Pflege der einzelnen Stoffarbeiten, Bergbau, Landwirthschaft und Gewerbe. In dem Abschnitt über die Pflege des Landbaues bilden die gutsherrlichen Verhältnisse und Lasten, gesetzliche Bestimmungen über Veräuſserung und Theilung der Ländereien, insbesondere der Gemeinde-Ländereien, Zurundung und Urbarmachung der Grundstücke, landwirthschaftliche Assecuranzen und das landwirthschaftliche Creditwesen, endlich der Verkehr in landwirthschaftlichen Producten, die wichtigeren Gegenstände der Untersuchung, welcher besondere Betrachtungen über Gartenbau, Feldbau und Thierzucht folgen. In dem Abschnitte über die Pflege der *Gewerbe* erwägt der Verf. hauptsächlich die Vortheile und Nachtheile der Zunftverfassung und prüft die Maaſsregeln zur Sicherung der Gewerbe gegen ausländische Mitbewerbung.

In dem *zweiten Buche* handelt er von den verschiedenen Maaſsregeln zur Beförderung des Verkehrs von Handelsgesellschaften, Posten, Börsen, Maaſsen und Gewichten, vom Geldwesen, von den Anstalten zur Erleichterung der Transporte durch Land- und Wasserstraſsen, von den Zöllen vorzüglich unter dem Gesichtspuncte der Handelsbilanz, von Ausfuhr- und Einfuhr-Prämien, Handelsverträgen und den Colonialverhältnissen, von den Anstalten zur Erleichterung des Zwischenhandels, von gesetzlichen Verfügungen über den Papierhandel, von gesetzlicher Preisbestimmung und endlich von der Armenpflege. Das *dritte Buch*, von verhältnisſmäſsig geringem Umfange, betrachtet die Maaſsregeln, welche die Verzehrung der Güter betreffen, Luxus-Gesetze, Verordnungen über Glücksspiele u. s. f.

Bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes müssen wir uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daſs wir die Regeln, welche der Staatsgewalt für ihre Bestrebungen zur Beförderung der wirthschaftlichen Zwecke des Volkes in diesen drei Büchern vorgezeichnet werden, in vollkommener Uebereinstimmung mit den Lehren des theoretischen Theiles finden, und wir kein erhebliches Ergebniſs der Forschung, das nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft diese der Praxis anzubieten vermag, vermissen. Aus dem Reichthum an statistischen und literarischen Notizen, und an Hinweisungen auf bestehende Gesetzgebungen, welche die Noten enthalten, leuchtet die ungemeine Belesenheit des Verf. hervor, und seine eigenen Ansichten lassen überall den Mann von scharfem, practischem Blicke erkennen.

Die Vereinigung der Regeln, welche die Regierungswissenschaft für die Wirksamkeit der Staatsgewalt im Gebiete der Volkswirthschaft aus den Gesetzen der National-Oekonomie abzuleiten hat, in eine Lehre, wie sie der Verf. in dem vorliegenden Werke auf eine in jeder Beziehung befriedigende, treffliche Weise darstellt, setzt die Wichtigkeit einer gründlichen Untersuchung jener Gesetze für das Wohl der Völker in ein helles Licht. Bleibt auch noch Manches aufzuhellen, entbehren auch manche errungene Wahrheiten noch ihre prac-

Digitized by Google

tische Anerkennung; so vermag man doch den wohlthätigen Einflufs nicht zu verkennen, den die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnene tiefere Forschung auf die Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten, und auf den Zustand der Gesellschaft in allen civilisirten Ländern ausgeübt hat. Die klare Erkenntnifs der Ursachen und Hindernisse der Reichthumsentwickelung räumte unzählige Beschränkungen des freien Gebrauchs der Kräfte und des Eigenthums hinweg, zerbrach die Fesseln des Zunftzwangs und streifte, wo diese Institute noch bestehen, davon wenigstens die fühlbarsten Mifsbräuche ab, beschränkte oder unterdrückte gemeinschädliche Monopole, läuterte die Grundsätze der polizeilichen Thätigkeit der Staatsgewalt, löste die Bande der Leibeigenschaft, räumte durch das Umgestalten der bäuerlichen Verhältnisse, durch gesetzliche Verfügungen über die Ablösung von Grundlasten, über Weide-Ländereien und deren Theilung u. s. f. mannigfaltige Hindernisse der Fortschritte des Ackerbaues hinweg, verbesserte die Abgabensysteme auf eine Weise, welche die gleiche Last der Abgaben minder drückend erscheinen läfst, reizte zur Befriedigung der Bedürfnisse des Verkehrs, durch Strafsenbauten, Canäle, verbesserte und vermehrte Posteinrichtungen, erweckte und verstärkte die Sorgfalt der Regierungen für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch Beförderung gesellschaftlicher Unternehmungen zu diesem Zwecke, sowie durch Gründung von Unterrichts-Anstalten. Manche Maafsregeln, welche zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes beitrugen, konnten ebenso gut aus Rechtsprincipien, als aus den Lehren der National-Oekonomie abgeleitet werden. Man wird aber deshalb den Gewinn, den die Praxis aus den Forschungen im Gebiete der Volkswirthschaft zog, nicht minder hoch schätzen, wenn man erwägt, wie viel leichter Alles, was das Recht verlangt, seine practische Anerkennung erhält, wo es zugleich als das wahrhaft Nützliche erkannt worden.

Wir schliefsen diese Bemerkungen mit dem Wunsche, dafs der würdige Herr Verf. den beiden hier angezeigten Theilen der politischen Oekonomie recht bald den dritten, der Finanzwissenschaft gewidmeten Theil nachfolgen lassen möge. Nebenius.

LVI.

Philipp der Grofsmüthige, Landgraf von Hessen. Ein Beitrag zur genaueren Kunde der Reformation und des sechszehnten Jahrhunderts. Nebst einem Urkundenbande. Aus den Urkunden und andern Quellen bearbeitet und herausgegeben von Dr. Christoph von Rommel, Kurfürstl. Hess. Historiographen, Director des Haus- und Staats-Archivs, des Museums und der Bibliothek zu Cassel u. s. f. 1. *Band,* 596 S. 2. *Bd.* 668 S. 3. *Bd.* 360 S. *Giefsen.* 1830. 8.

In dem Testament des grofsen Fürsten, dessen Lebensbeschreibung in diesem Werk vorliegt, kommt unter andern die Stelle vor: „Es sollen die geordneten unsere Mitvormünder einen Historienschreiber zu Wege bringen, damit derselbe diese Thaten und Handlungen alle, wie sie vom Anfang bis zum Ende ergangen seyn, eigentlich, gründlich und wahrhaftig beschreibe, und das um keiner andern Ursach willen, denn allein zum Gezeugnis der Wahrheit, damit durch die Widerwärtigen und Nachkommen derselben uns das in anderm Wege nicht zugemessen und uffgelegt werde, und die Unsern und Gutherzigen unserer dabei im Besten zu gedenken haben mögen". 1. B. S. 595. Und der Herr Verf. nachdem er von einem demselben errichteten, bis an die Gewölbe des Doms emporsteigenden Monument von Marmor gesprochen, setzet hinzu: „Auch diese dem Andenken seiner Thaten und seiner Gesinnung, der unvergänglichen Gestalt seines Geistes, geweihten Blätter — möchten sie nicht zu schwach sein, zum Zeugnifs der Wahrheit jenen gerechten Wunsch irdischer Unsterblichkeit zu erfüllen, den einst Philipp in der Blüthe seines Lebens (eben in diesem Testament vom J. 1542.) aussprach". Das Zeugnifs wird auch wohl, wie wir glauben, Niemand dem verehrten Herrn Vf. versagen, dafs der edle Fürst an ihm, dessen Vorfahren (Kurt Rommel) zu den mithandelnden Personen jener Zeit gehörten, einen Biographen gefunden, der seiner würdig ist. Durch seine Hessische Geschichte längst berühmt war der Hr. Vf. auch zu dieser Aufgabe unstreitig am meisten vorbereitet und durch die ihm innerlich und äufserlich zu Gebote stehenden Mittel dazu vorzugsweise begünstigt und berufen. Was nun zunächst die äufsere Einrichtung seines Werkes betrifft, so enthält der erste Band die Biographie des Landgrafen; die Geschichte spielt darin ohne Unterbrechung fort und ist so auch für die, welche nicht tiefer in das Einzelne gehen wol-

Digitized by Google

lin, sehr gemüthreich bearbeitet. Aber die Zahlen an den einzelnen Absätzen weisen zugleich den forschbegierigen Leser in den zweiten Band, welcher ganz aus Anmerkungen zum ersten besteht. Diese Einrichtung ist um so mehr zu loben, da diese meist alle sehr ausführlichen Anmerkungen den Text des ersten Bandes gänzlich ersäuft und diesem ein äufserst schwerfälliges Aussehen gegeben haben würden. In diesem zweiten Bande ist eine Fülle von Thatsachen, historischen und literarischen Notizen, kritischen Untersuchungen, Excerpten aus den Schätzen der Casselschen Archive ausgelegt, welche auch für sich von grofsem Werth bleiben. Der dritte Band enthält nichts, als Urkunden, meist von der gröfsten Wichtigkeit, besonders die Briefe des Landgrafen, meist noch ungedruckt, auch sonst noch einzelnes ungedrucktes z. B. von Luthers Briefen; alles mit gröfster Sorgfalt und diplomatischer Genauigkeit abgedruckt.

Um nun den Sinn und Geist zu erkennen, in welchem der Hr. Vf. jene Zeit überhaupt und das innere und äufsere Leben seines Helden insonderheit aufgefafst und dargestellt hat, ist das Werk kurz zu durchlaufen. In einer Einleitung ist zunächst die allgemeine Weltlage dargestellt, in welche die Thätigkeit Philipps so bedeutungsreich eintritt und eingreift. Man erkennet aus dieser Darstellung deutlich, wie mit Nothwendigkeit eine alte Zeit sich abschliefsen, eine neue beginnen will und dafs es auf das Wollen und Nichtwollen der einzelnen, damals zum Handeln berufenen, ebensowenig ankam, als das jetzige Nichtanerkennenwollen jener Nothwendigkeit von Seiten derer, welche sich zum Urtheil berufen glauben, von Bedeutung ist. Die Kirchenreformation insonderheit erkennet der Hr. Verf. für ein nothwendiges Glied in der Kette der Weltbegebenheiten. „Sie war der Ausbruch des gesunden Menschenverstandes nach der langen Herrschaft eines trüben, wenn gleich in seinen ersten Entfaltungen herrlichen Gemüths, der Triumph der öffentlichen Meinung, eine durch Bevölkerung, Verkehr und Aufklärung herbeigeführte Länder- und Völker-Entwickelung. Die Hierarchie des Mittelalters, diefs grofse Werkzeug der moralischen Bildung Europens, ging unter, nicht sowohl, weil die Päpste es versäumten, das Ihrige zur Besserung derselben zu thun, als weil alle menschlichen Einrichtungen, selbst wenn sie sich mit dem Heiligsten schmücken, der Verderbnifs der Zeit und dem Wechsel der Begriffe ausgesetzt sind. Das Christenthum war zu einer Ceremonie und zum Monopol eines verdorbenen Priesterstandes geworden". S. 5. Er beschreibt hierauf im 1. Hauptstück die Zeit der Minderjährigkeit Philipps des Grofsmüthigen (1509 — 1518.). „Bei seiner Geburtsstunde in der Nacht Saturni, in der Stunde Solis, Morgens nach fünf Uhr schien die Stellung der Gestirne so merkwürdig, dafs man einen Sterndeuter herbeirief, welcher dem jungen Fürsten, aufser vielen andern grofsen und herrlichen Dingen, bei kecken kriegerischen Thaten, hohem unbeugsamen Sinn, viel Mäfsigkeit im Sieg, Sicherheit und Heimlichkeit in den Maafsregeln, Weisheit und hohe Vernunft in Gesetzen und Urtheilen, viel Liebe bei seinen Dienern („gelehrten Räthen, Rentmeistern und Schreibern"), zum wenigsten zwei Weiber und selbst viel Glück aufser der Ehe prophezeite". S. 56. „Von einer guten Erziehung der Fürsten (dem heiligsten und unschuldigsten Anspruch der Völker), oder von aufserordentlichen Naturgaben derselben (welche sich oft am besten im Unglück entfalten) hängt die Wohlfahrt der Völker ab. Philipp, welcher im fünften Jahr seines Alters seinen Vater verlor, ward unter den Streitigkeiten seiner Mutter (Anna von Mecklenburg) mit der Hessischen Ritterschaft, unter mannigfachen Bedrängnissen und Entbehrungen erzogen. Man kennt kaum die Namen seiner Lehrer. Noch war das Licht der Wissenschaften mit dem des Evangeliums in Deutschland nicht aufgegangen. Aber es war die Zeit der grofsen Weltumsegler, grofser Könige und Feldherren im Süden und Norden Europens, der ersten Deutschen Gelehrten seit der Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste in Italien, die Geburtsstunde aller der rüstigen Geister, denen die Vertilgung der Finsternifs, die Abhülfe so vieler grofser Bedürfnisse der Menschheit anvertraut war. Die Geschichte ist eine Wissenschaft, welche vor der Zeit geistige Mündigkeit giebt (weil sie die fremden Erfahrungen zu den unsrigen macht). Sie erweckte bei Philipp zugleich mit der Liebe zur heiligen Schrift, die in seinen folgenden Jahren immer zunahm, den ersten Keim der Vaterlandsliebe. Als er in zarter Jugend die Worte des Prediger Salomonis las: Wehe dir Land, dafs König ein Kind ist! verfiel er in Nachdenken und gab zum Erstaunen der Umstehenden eine Antwort, woraus man seine klare Ansicht über seine zukünftige Stellung, seine Betrübnifs über seine gegenwärtige Unwissenheit in den Rechten und der

Digitized by Google

Verfassung des Landes und seine Besorgnifs über das Schicksal seiner Unterthanen erkannte. Sein Sinn war von dieser Zeit aufs Ernste gerichtet". S. 57. — 2. Hauptstück: Begebenheiten seit dem Regierungsantritt Philipps bis zum Anfang der Hessischen Reformation. Ueberfall Sickingens. Reichstag zu Worms. Luther. Sickingens Ende. Vermählung Philipps. Bauernkrieg (1518—1525.). Philipp beobachtete damals schon ein später von ihm gesprochenes Wort: einen Fürsten soll man an Reinheit seiner Strafsen, an seiner Münze und an Haltung seiner Zusagen erkennen. S. 71. In der Sickingschen Fehde und dem Bauernkrieg entwickelte Philipp bereits sein grofses, kriegerisches Talent. Der zweite Band giebt hier in einer ausführlichen Anmerkung interessante Notizen über Buzer, Oecolampad u. A. S. 61. — 3. Hauptstück: Philipps Uebertritt zur evangelischen Lehre und erstes evangelisches Bündnifs. Reichstag zu Speier. Homberger Synode. Hessische Reformation und neue Kirchenverfassung. Aufhebung der Klöster und neue Stiftungen, Universität, Spitäler u. s. f. (vom J. 1525—1528.). Bei der Abschaffung des Bilderdienstes durch die Homberger Synode und den Landgrafen, sagt der Hr. Vf. unter andern Bd. 2. S. 118. 119.: „Bekannt ist der Vorwurf, den man noch in neuern Zeiten der protestantischen Religion wegen ihrer ursprünglichen Feindschaft gegen die kirchlichen Bilder gemacht hat. Er bedarf keiner Widerlegung, sobald man die damalige Natur eines solchen Bilderdienstes (wie er noch in Rufsland ist) kennt, und damit die Sache selbst, die man verkennt und herabziehen will, den erhabenen Werth reiner Religionsbegriffe in Vergleichung stellt, sobald man die Kunst überhaupt von jener Gattung von Sudelei (s. *Melandri jocor. et serior. l.* 1. *p.* 516.) unterscheidet. Auch scheinen viele geistesschwache, vom Südwind angewehte Kunstjünger keinen Begriff von den weit heilsameren Wirkungen zu haben, welche damals die Deutschen Lieder eines Luther fürs Volk und die frommen Lateinischen Gesänge eines *Eobanus Hessus* für die Gebildeten hatten. Aufser seinem *hymnus paschalis* gab der Letztere die Psalmen Davids heraus, sein herrlichstes Werk nach dem Urtheil seines Biographen *J. Camerarius*, das in alle Europäische Sprachen übersetzt und von so vielen Fürsten auswendig gelernt wurde, und weshalb Luther ihm schrieb: er sei der Dichter der Könige und der König der Dichter". Nach Erzählung der neuen kirchlichen Einrichtungen in Hessen in Folge der Homberger Synode giebt der Hr. Vf. Bd. 2. S. 122. in einer ausführlichen Anmerkung eine höchst schätzbare und zum erstenmal vollständige Uebersicht sämtlicher Kirchenordnungen vom Anfang bis zum J. 1566. Im 1. Bd. aber wird von allen einzelnen aufgehobenen Klöstern und der Verwendung ihrer Güter sehr belehrend gehandelt. Dieselbe Erklärung des Landgrafen gegen Heinrich von Braunschweig über die geistlichen Güter kommt (wohl nur aus Versehen) zweimal vor Bd. 2. S. 136. u. 163. Die Errichtung und Einrichtung der Universität Marpurg beschreibt der Herr Vf. sehr genau und sorgfältig. In der Reformation vom J. 1564. setzte Philipp unter anter andern ausdrücklich fest, dafs weder seine, noch seines Sohnes Wilhelm Empfehlung eines Professors zur Anstellung etwas gelten sollte, wenn er nicht von der Universität selbst für tüchtig (berühmt und erfahren) anerkannt würde. Bd. 2. S. 186. Aus dem *alb. acad.* weiset der Hr. Vf. nach, dafs nach damaliger Sitte auch Buchdrucker und Buchbinder in Marpurg studirten. S. 187. Der Abschnitt schliefst mit den Worten: „So waren die ersten Früchte der Reformation in unserem Lande Beweise genug, dafs die Erforschung jener Wissenschaften, deren Basil und Benedict nicht bedurften und das Evangelium wohl vereinbare, gleich schätzenswerthe Geschenke des Himmels sind, dafs, wo die Fürsten wahrhaft fromm sind, die Völker ohne Gefahr derselben aufgeklärt werden können und dafs jene Aufklärung, welche L. Philipp in seinem Lande verbreitete, wenn sie gleich Anfangs so viele Gewissen beunruhigte und die Eigenliebe so vieler Zeitgenossen verletzte, ein dem Allwissenden angenehmes Opfer war". S. 206. — 4. Hauptst. Begebenheiten L. Philipps seit den Packischen Händeln bis zur Errichtung des Schmalcaldischen Bundes. Kriegesrüstung gegen die Bischöfe. Protestation zu Speier. Gesandtschaft an den Kaiser. Evangelische Convente. Religionsgespräch zu Marpurg. Augspurgisches Religionsbekenntnifs. L. Philipps Bund mit den Schweitzern und andere auswärtige Verbindungen. (vom J. 1528—1531.). Bei der Reichhaltigkeit dieses Abschnitts wollen wir nur an dem Marpurgercolloquium einen Augenblick stehn bleiben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Philipp der Grofsmüthige, Landgraf von Hessen u. s. w., herausgegeben von Dr. Christoph v. Rommel.

(Schlufs.)

Bei der Beschreibung desselben spricht das Confessionsverhältnifs des Hrn. Vfs. stark an; was wir ihm an und für sich nicht verdenken können; in einer Beurtheilung seiner Beurtheilung dieser theologischen Händel kommt es nur darauf an, dafs jenes Confessionsverhältnifs auch als ein solches gewufst werde. Bd. 1. S. 248. sagt der Hr. Verf.: „die Seele Luthers, befangen in dem Geheimnifs des Wunders der Wesensverwandelung des Leibes Christi, welches der menschenfreundliche Stifter des christlichen Gedächtnifsmahles nirgends seinen Schülern angedeutet und nur die Autorität der alten Kirche zu einem Dogma erhoben, hatte noch Raum für andere Betrachtungen. Auf einem Standpuncte, den er früher der Römischen Kirche streitig gemacht und ohne es selbst zu ahnen, das für sich so siegreich in Anspruch genommene Recht der Schriftauslegung Anderen verkümmernd, war er um so fester entschlossen, den Schweitzern nicht nachzugeben, als er sie in Verdacht einer heimlichen Beredung mit dem Landgrafen hatte und ihren Einflufs auf denselben wie jede politische Verbindung fürchtete". Dafs Luther in der Römischen Brodtverwandelungslehre befangen gewesen wäre, ist uns nicht bekannt; er hatte sich vielmehr sehr früh davon frei gemacht und die Bestimmung, dafs wirkliches Brodt und wirklicher Wein im Abendmahl bleiben, spricht diese Freiheit unmittelbar aus. Dafs er durch Karlstadts Widerspruch veranlafst worden, „Rückschritte zu machen", wie es Bd. 2. S. 220. heifst, ist nicht zu beweisen; denn schon *vor* diesen Händeln hatte er seine Ueberzeugung zu Tage gelegt in einem Schreiben an die Böhmischen und Mährischen Brüder, deren Lehre vom Abendmahl, den Zweifel an der wesentlichen Gegenwart Christi in demselben enthaltend, er mündlich und schriftlich von ihnen vernommen hatte und denen er nun dagegen entwickelt, was wir Deutsche glauben, wie er sagt. Es ist auch nicht abzusehen, wie er andern das Recht der Schriftauslegung an und für sich dadurch verkümmert hätte, dafs er, in seinem Glauben und Gewissen gebunden, auf seiner Auslegung bestand und jede andere verwarf, wie auch die seinige von den Schweitzern verworfen ward, indefs diese auf ihrem Sinn bestanden. Auch spricht der Hr. Vf. Bd. 1. S. 250. sehr entschieden Verfolgung Karlstadts durch Luther aus, gegen welchen Vorwurf sich Luther doch so bestimmt und genügend gerechtfertigt hat. Noch stärker aber äufsert er sich Bd. 1. S. 251.: „Vergebens setzten Zwingli und Oecolampadius seiner buchstäblichen und willkührlichen Erklärung des Zeugnifs der heiligen Schrift Joh. 6. (dafs das Fleisch nichts nütze), die Analogie und den Zusammenhang dieser und anderer Schriftstellen, den Widerspruch der Vernunft gegen eine tausendfältige Oertlichkeit des Leibes Christi (der körperlich auf Erden gewesen, übersinnlich im Himmel sei) und die Bedeutung der Sacramente (als heiliger und bildlicher Zeichen) entgegen; vergebens führten sie die ihnen günstige Erklärung alter Kirchenväter an und bemerkten endlich in gerechtem Mifsmuth, dafs Luther den Satz, den er beweisen solle, als bewiesen voraussetze (*petitio principii*). Luther, der in Zwingli's, des gewissenhaften Wahrheitsforschers Widerwillen gegen das Unerklärliche und in der behutsamen Schriftgelehrsamkeit seines Gefährten nur einen ketzerischen Meinungsstolz sah, blieb bei den Worten, die er, abgelösen von dem ein Gedächtnifsmahl bezeichnenden Folgesatz, jeder menschlichen Auslegung entzog, schlug jeden Ausspruch des gesunden Menschenverstandes mit der Unbegreiflichkeit der göttlichen Macht darnieder und verwandelte so die ganze dreitägige Unterredung in eine einseitige Protestation. So hemmte

Digitized by Google

er und er allein (Melanchthon schwieg) den Lauf der Reformation um drei Jahrhunderte" Wie vieles wäre gegen diese Vorstellung der Sache zu erinnern. Zuerst ist es schon unrichtig, dafs der Streit und Zwiespalt über das heilige Abendmahl an und für sich ein Unglück oder gar eine Hemmung des Laufes der Reformation auf Jahrhunderte gewesen wäre. Nicht überhaupt, dafs darüber gestritten würde, war ein Unglück; diefs ist vielmehr an und für sich das Recht der Sache, welche alle ihre Bestimmungen aus sich hervorgehen lassen und sie einander unterordnen wollte und mufste, sondern nur, dafs *daneben auch* Leidenschaft sich mit einmischte und der Streit unaufgelöst blieb und die Theilung der evangelischen Kirche auf so lange Zeit hin zur Folge hatte, ist mit Recht zu beklagen. Der Hr. Verf. sagt ferner: die christliche Religion sei kein Dogmensystem. Allerdings ist sie das nicht für das Leben im Glauben, aber ist sie es auch nicht für das Leben in der Wissenschaft, für die christliche Theologie und ist diese von der Religion gar nicht zu unterscheiden? So ohne nähere Bestimmung wäre sie ja in der Theologie ein ganz unbestimmtes und inhaltloses, wie im Rationalismus. Der Herr Verfasser befindet sich hier mit seinem Urtheil in der Uebereinstimmung mit den Aufgeklärten der neuern Zeit, welche nicht nur die Weise der Streitführung (diese gehört ihrer Zeit an), sondern auch das Streiten, Behaupten und Widerlegen selbst nur aus menschlichen Leidenschaften ableiten, nicht aber an eine innere und nothwendige Selbstbestimmung des Dogma glauben, wonach dasselbe im Streit erst sich vollständig entwickeln kann, indem es darin seinen ganzen reichen Inhalt auslegt, in welcher Beziehung man vielmehr einen solchen Streit, wie den zwischen Luther und Zwingli und den gemeinsamen gegen die Römische Lehre segnen mufs, weil dadurch erst das Dogma zu einer Bestimmtheit gelangt ist, der zufolge wir nun sagen können, diefs sind die drei allein möglichen Ansichten dieses Dogma. Die logische Entscheidung über die Wahrheit der einen und die Einseitigkeit der andern gehört sodann der theologischen oder dogmatischen Bestimmung an, und hier ist es denn freilich von sehr verschiedenem Erfolg, ob man den ungebildeten am Aeufserlichen klebenden Sinn, oder den innern Sinn und gemeinen, wenn auch gesunden Menschen-Verstand, oder die Vernunft in der Einheit mit der Schrift zum Princip der Erkenntnifs macht und zum Richter in dieser Angelegenheit einsetzt. Wenn der Hr. Verf. in dieser Beziehung Zwingli den gewissenhaften Wahrheitsforscher nennt, was niemand leugnen kann, so ist zu hoffen, er werde auch Luthern diefs Prädicat nicht versagen. Wenn er aber, um die christliche Wahrheit der Zwinglischen Lehre zu erweisen, sich Bd. 2. S. 224. auf die Uebereinstimmung neuerer „auf dem Wege der Schriftauslegung in einem geistigeren Sinn aufgeklärten Lutheraner und Reformirte" und namentlich auf einen Dav. Schulz und Schulthefs beruft, so ist wohl zu bedenken, dafs mit einer solchen christlichen Theologie, welche mehr, als irgend eine, unbefreit durch den Geist, in ihrer subjectiven, *nur* grammatischen und historischen Schriftauslegung am Wort und Buchstaben klebt und von dem *Gedanken-Inhalt* eines christlichen Dogma keine Notiz nimmt, die lutherische Bestimmung so wenig zu widerlegen ist, als durch die christliche Theologie eines Friedrichs d. Gr., von welchem der Hr. Verf. eine höchst untreffende Aeufserung anführt, oder mit einer so allgemeinen und unbestimmten Formel und Ansicht, wie die von K. A. Menzel, nach welcher gar die streitenden Parteien dasselbige bekannt haben sollen (im Allgemeinen und Unbestimmten ist freilich die ganze Welt einig, nur nicht im Besondern und Einzelnen, welches das Bestimmte ist) oder durch die Meinung des Landgrafen, dafs der Streit nur ein Wortstreit sei; die letztere Ansicht wird durch die Streitenden selbst, denen es im klaren Bewufstsein der Unterschiede und Gegensätze heiliger Ernst damit war, unmittelbar widerlegt. Die angebliche „Reue Luthers, kurz vor seinem Tode" Bd. 2. S. 227. bezieht sich nur auf das lange und heftige Streiten, aber die Lehre selbst hält er fest, derselben Bekenntnifs bereuet er nicht. — 5. Hauptstück. Die ersten sechs Jahre des Schmalkaldischen Bundes (vom A. des J. 1531 — zum Ende des J. 1536.). Auch in diesen Verhandlungen ist der Landgraf wieder die Seele der ganzen Bewegung auf Seiten der Evangelischen. Aber auch hier ist der Hr. Verf. nicht gerecht gegen die christlichen Gesinnungen der sächsischen Theologen, denen er vorwirft, dafs sie durch ihre Friedensliebe die freie Entwickelung der evangelischen Kirche hemmten. „Dieser Bund, sagt der Hr. Verf., welcher die vom Kaiser und vom Papst verurtheilte Glaubenssecte öffentlich rechtfertigte und zu einer achtbaren Conföderation im Reich erhob, welcher sechszehn Jahre hindurch die ersten Früchte der Reformation

Digitized by Google

gegen alle Anschläge der Papisten schützte, litt gleich anfangs an einigen Hauptgebrechen, denen L. Philipp fast allein und unermüdlich entgegenarbeitete: an jener trägen Scheu traurigen Möglichkeiten und ungeduldigen (geduldigen) Friedensliebe, welche oft die blutigsten Kriege in der Ferne bereitet, an jenem blinden Vertrauen auf die unmittelbare Einwirkung Gottes, welches immer zur Selbstversäumniss, dem gefährlichsten Feinde der Unionen, führt und an jener konfessionellen Beschränkung, wodurch Luther und in seinem Sinn der Churfürst von Sachsen die freie Entwickelung einer evangelischen Kirche hemmten." S. 298. Nicht Luther allein, sondern auch die andern Theologen zu Wittenberg, auch Melanchthon, theilten diese konfessionelle Beschränkung, wenn es eine ist. Aber sollten denn sie, als christliche Theologen, zum Kriege rathen, wozu die weltlichen Herren, der Landgraf insonderheit, geneigt genug waren und war es ihrerseits nicht genug, wenn sie als Theologen den christlichen und rechtlichen, oder politischen Gesichtspunct unterschieden, diesen jenem unterordneten, diesen den Fürsten überliessen, und jenen den Theologen vorbehielten. Früher war Luther unbedingt gegen den Krieg; später, im J. 1531. erklärte er: man habe den Juristen nachgegeben, welche das kaiserliche Recht angeführt hätten, worin enthalten sei, dass man notorischer Ungerechtigkeit mit Gewalt widerstreben dürfe; da sagten wir: das wüssten wir nicht, ob solches die Rechte setzten. — Noch schwerere Vorwürfe spricht der Hr. Verf. gegen Luther aus bei Gelegenheit des dem Nürnbergischen Religionsfrieden vorhergehenden Convents zu Schweinfurt. „Luther, der Haupturheber der Reformation, der noch den Augsburgischen Reichsabschied wegen der Ausschliessung und Verdammung aller künftigen Bekenner und wegen der Bindung des Wortes Gottes so hart getadelt, der selbst der Meinung war, dass die Behauptung dieses Puncts den Zufall eines grossen Theils des altkatholischen Volkes zur Folge haben würde, hatte auf einmal, zufrieden mit der Duldungsfrist, welche der Kaiser seiner Confession als ein persönliches Privilegium zugestand (zugestanden, nämlich nach Luthers Ausdruck) dem grossen Princip der Reformation, der Fortpflanzung des lauteren Evangeliums, entsagt und das Gewissen des Churfürsten darüber theologisch beruhigt, entweder, weil er wirklich die Ablehnung eines angebotenen Friedens, den doch ohnehin die Umstände geboten, für eine Versuchung Gottes hielt, oder, weil er die Einmischung so vieler weltlicher Rücksichten und Verbindungen auf einmal abschneiden wollte." Bd. 1. S. 305. Es war bekanntlich in den Friedenstractaten der schwierige Punct: es solle keine Parthei der andern Unterthanen in Sachen des Glaubens an sich ziehen oder wider des andern Willen schützen. Hiemit schien der Strom des Evangeliums in seine *gegenwärtigen* Ufer eingedämmt. Es wurde damals von vielen und wird noch jetzt häufig so angesehen. Man deutete sich diese Bestimmung so, als frage es sich nur: ob dieser Friede sich auch auf die künftigen Anhänger der evangelischen Lehre erstrecken solle, oder nicht, und so stellt es auch der Hr. Verf. vor. Man fand also und findet noch immer in jenem Artikel diess, als dessen wahren Sinn: es solle keinen andern Landen und Städten, ausser denen, so sich gegenwärtig zum Evangelio bekennen, erlaubt sein, die evangelische Lehre anzunehmen oder sich dazu zu bekennen. Hätte der Artikel wirklich so gelautet oder diesen Sinn gehabt, so dürfte man mit Recht sagen, Luther, der einen solchen Artikel sich wollte gefallen lassen, habe „dem Princip der Reformation entsagt." Allein in derjenigen Fassung, welche damals soviel Scrupel, Besorgniss und Streit erregte, lag dieses wirklich nicht und das war es also auch gar nicht, was Luther zugeben wollte, sondern aus allen seinen Gutachten und Schreiben in dieser Angelegenheit geht nur dieses als seine wahre Meinung hervor: man sollte mit dem Bewilligten zufrieden sein, die gegenwärtig zum Evangelio sich bekennenden sollten für sich Frieden machen, abgesehen von allen andern, so sich noch künftig dazu bekennen würden; da man jenes erkämpft, habe man auch ein Recht, von allen, die an dem bisherigen Kampf noch nicht Theil genommen, wegzusehen, zunächst für sich zu sorgen und Gott anheimzustellen, wie er andere künftig auch zum Bekenntniss der Wahrheit führen möchte. Nicht gleichgültig war ihm deshalb das Schicksal der letztern und die Möglichkeit, dass auch sie zur Theilnahme an den Wohlthaten des Evangeliums zugelassen würden: nicht ausgeschlossen waren sie durch jene Bestimmung davon, sondern nur nicht ausdrücklich eingeschlossen; da ihm dieses für jetzt unerreichbar schien, glaubte er sich auch schon mit dem gesicherten Schicksal seiner jetzigen Bekenner begnügen zu dürfen. Seine Meinung war also, es sei genug gethan von den gegenwärtigen Bekennern des Evangeliums, wenn sie das letztere Niemanden wehr-

Digitized by Google

ten oder verböten; jeder sei schuldig, auf seine Gefahr sich dafür zu erklären; niemand sei dazu zu dringen oder zu zwingen. So stimmt vielmehr Luthers Grundsatz mit dem Princip der Reformation sehr gut. Von Ausschliessung und Verdammung aller künftigen Bekenner des reinen Wortes Gottes und von Bindung desselben, wogegen Luther stets stärker als irgend einer geeifert, war also in seiner Ansicht gar nicht die Rede. Der Hr. Verf hat in der Beurtheilung dieser Sache viel zu viel auf die modern-politischen Ansichten einiger theologischer Schriftsteller über die Reformation gebaut; diese Ansichten gehen aber selten aus der Sache selbst und aus jener Zeit, sondern nur aus Raisonnements darüber, wie sie aus unsrer Zeit abstrahirt sind, hervor. — Eine der glänzendsten Parthien in diesem Werk ist der Abschnitt von der Wiedereinsetzung Herzog Ulrichs von Würtemberg in sein Land, von dem Frieden zu Kaden und dem Krieg gegen die Wiedertäufer, wie auch der Landgraf da sich eigentlich im Zenith seiner Grösse befand. Wir bedauern, der nothwendigen Kürze wegen, nicht mehr darauf eingehen zu können. — 6. Hauptst. Die Begebenheiten Phil. d. Grossm. seit der Erneuerung des Schmalcaldischen Bundes bis zum Krieg gegen den Kaiser. (1537—1546.). In diesem Abschnitt kommt ausser so mancher höchst interessanten Unternehmung des Landgrafen auch der schlimme Punct von dessen Digamie vor, der noch immer so viele an ihm irre macht, selbst nach dem Geistreichen, was Friedr. Karl v. Moser darüber gesagt hat in dem Aufsatz im patriot. Archiv: Schrot und Korn fürstlicher Gewissen vor dritthalb hundert Jahren im Punct von Hurerei und Ehebruch, verglichen mit dem Konventionsfuss des achtzehnten Jahrhunderts. Philipp war dadurch in den innern Widerspruch gesetzt, den der Gedanke eines Ausnahmegesetzes immer mit sich führt. Wenn das Gesetz und die Sitte so auseinander gehen und sich widersprechen, ist Unheil unvermeidlich; daher auch Luther, sobald die Aussprüche des Beichtraths, welcher auch von der Sitte abstrahirt hatte, *öffentlich* wurden, dagegen protestirte. — 7. Hauptst. Krieg gegen den Kaiser, Kapitulation, Gefangennehmung und Befreiung des Landgrafen. — 8. Hauptst. L. Philipp als evangelischer Reichsfürst, seit seiner Befreiung bis zu seinem Ende. Seine Verhältnisse zu den Kaisern, Königen, Fürsten und Gottesgelehrten (1552—1567.). — 9. Hauptst. Innere Verhältnisse des Landes und des fürstlichen Hauses. Philipp als Regent und Familienhaupt. Letzte Augenblicke und letzter Wille desselben. Schluss (1552—1567.).

Bei solcher Reichhaltigkeit des Inhalts und trefflichen Behandlungsweise kann kein Zweifel seyn, dass dieses Werk zu den ausgezeichnetsten historischen Productionen unsrer Zeit gehört, ein edles, rühmliches Zeugniss für die Gelehrsamkeit und Einsicht des Hrn. Verfs. ist und von entschiedenem und bleibenden Werth für die Geschichte des gemeinsamen Vaterlandes und der Kirchenverbesserung. D. Marheineke.

LVII.

Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniss, zum Selbststudium und für Unterricht auf höhern Schulen von Dr. Troxler. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1829—1830. 3 *Bände* (1. S. *XX. u.* 311, 2. S. *XVI, u.* 409, 3. S. *X. u.* 204). 8.

Je wichtiger und bedeutender eine Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften ist, um desto leichter kann eine wissenschaftliche Kritik sie auch stellen und würdigen. Gereift durch die nothwendige Entwickelung des denkenden Geistes tritt sie ins Dasein, wenn die Zeit gekommen, in der und für die sie wirken kann und soll. Und wenn nur die Kritik die rechte ist, so thut sie nichts anders, als zuerst aussprechen, was sich nachher allgemeine Zustimmung erwirbt, indem sie in jener Erscheinung Befriedigung für das Bedürfniss der Zeit zu suchen lehrt. Anders verhält es sich mit Produktionen, die statt aus diesem Bedürfnisse hervorgegangen zu sein, und den Geist der Wissenschaft auszudrücken, blos verspätete Blüthen einer vergangenen Epoche sind, und statt dem allgemeinen Geiste anzugehören, lediglich aus dem individuellen Standpuncte und dem zufälligen Bedürfnisse des Verfs. entsprungen sind. Was nämlich ihre Beurtheilung erschwert, ist, dass sich diese Nichtzeitgemässheit nicht sogleich herauskehrt. Nicht nur Druck und Papier, so wie der Styl, sondern, (was Ref. die innerliche Aeusserlichkeit des Werkes nennen möchte), auch das wissenschaftliche Gewand, in welches die ganze Materie sich gehüllet findet, ist neu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniſs, zum Selbststudium und für Unterricht auf höheren Schulen von Dr. Troxler.

(Fortsetzung).

Es wird in der Terminologie der neueren Schule gesprochen, es sieht so aus, (und der Verf. will daſs es so aussehe), als habe er längst hinter sich gelassen und erreicht, was diese Schule errungen, und dennoch ist er um mehrere Decennien hinter der Entwickelung der Wissenschaft zurückgeblieben. Einbalsamirte Leichname können aber nie zu neuem Leben erstehen.

Vorliegende Logik gehört nun zur zweiten Klasse von Erscheinungen. Der Verf. hat die Werke der groſsen Genien in der Philosophie unserer Zeit studirt. Er sagt selbst Theil III. S. 192.: „So ist und bleibt Hegel's Logik der Schluſsstein einer groſsen Entwickelungsperiode, und ein Werk, auf welches die Deutsche Philosophie nächst Kant's Kritik, Fichte's Wissenschaftslehre, Schellings Naturphilosophie und einigen Schriften von Jacobi immer mit gröſstem Stolze zurückblicken wird". Doch glaubt er diesen Geistern mit solchem allgemeinen in Pausch und Bogen gespendeten Lobe genug gethan zu haben. Sie gehören ihm sammt und sonders nur einer einseitigen Entwickelungsperiode, in die sich die Deutsche Philosophie verirrt haben soll, an; und sind ihm daher die mehr oder weniger entwickelten Anfänge, durch welche er die wahrhafte Ansicht von der Philosophie blos vorbereitet wähnt.

1) Was nun zuerst diese Ansicht selbst betrifft, so verweist uns der Verf. einerseits auf eine frühere seiner Schriften: „Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik", andererseits entwickelt er diesen Begriff der Philosophie nicht nur in den einleitenden Kapiteln gegenwärtiger Logik (Theil I, S. 3—60.), sondern vornehmlich in den letzten Kapiteln des zweiten Theils (S. 259 — Ende). Die Hauptpuncte, die der Verf. hiebei aufstellt, sind folgende. Zunächst behauptet er (Theil I, Vorrede S. XVIII.), die „Basis des Philosophirens" sei eine „reinmenschliche", „diese reinmenschliche Basis des Philosophirens ist der Urgrund der Erkenntniſs, die Einheit des unmittelbaren und mittelbaren Erkennens". Später (Th. II, S. 381.) wird dieser Gegensatz dann als der Gegensatz von Glauben und Wissen bezeichnet und es heiſst hier: „Es muſs *in dem Glauben ein Wissen*, nämlich ein höheres inneres Prinzip, ein übersinnliches Schauen als seine Begründung und Vollendung, eine Innewerdung, von welcher alle Offenbarung ausgegangen ist, und worauf alle Offenbarung zurückwirkt, anerkannt und angenommen werden; gleichwie *in dem Wissen ein Glauben*, nämlich ein äuſserliches und anfängliches Prinzip, ein sinnlich-geistiges Wahrnehmen oder Empfangen des Gegebenen nachweisbar ist, als Einwirkung und Anregung von auſsen, ein Vernunftglaube, auf welchem alle Mittheilung und Einstimmung unter den Menschen beruht, und wodurch alle Wissenschaft und Geschichte eingeleitet und fortgebildet wird". Der Verf. setzt also keineswegs den Jacobischen Vernunftglauben als das Prinzip der Philosophie. Dieser sei selbst einseitig, blos subjektiv. Der Verf. tadelt also vielmehr Jacobi (II, 367.), daſs dieser die innere Offenbarung weit über die äuſsere setze, „es gehört diese Denkart zu der Klasse von Irrthümern, die man erhaben nennen könnte, nämlich die eine groſse starke Seele voraussetzen, und welcher die gröſsten Güter edlerer Wesen: *Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes* theuer sind". In der That hat sich Jacobi dadurch als den groſsen Geist gezeigt, daſs er durch Verwerfung alles äuſserlichen Autoritätsglaubens, die subjektive Freiheit des Protestantismus mit groſser Energie behauptet hat. Was setzt nun unser Verf. dagegen an die Spitze ich sage nicht einer katholischen Dogmatik, (da wäre es vielleicht an seiner Stelle), son-

Digitized by Google

dern einer philosophischen Logik? „Es tritt in aller Geschichte Autorität und Selbsterkennen sich gegenüber" (II, 372.). Die falsche Trennung beider Elemente gibt „übermenschliche Autorität eines Gegebenen ohne Prüfung", und „ungöttliche Evidenz des Selbstdünkels ohne Leitung" (II, 377.) „Zur Wiederherstellung der Urheit und Einheit der menschlichen Erkenntnifs wird demnach von ihrer höheren übersinnlichen auf das Jenseits in unserer Natur gerichteten Seite die Anerkennung eines innren, eigenen, wesentlichen und lebendigen Prinzips, oder des göttlichen Logos in uns erfordert" (S. 379.) „Zeugnifs und Beifall, Autorität und Glaube hätten demnach niemals von einander getrennt und auseinandergerissen werden sollen". (S. 390.). „Die ursprüngliche Einheit von Satzung und Glauben ist die allein wahre Autorität", welche der Verf. dann als „menschliche Innewerdung der göttlichen Offenbarung" erkennt (S. 393.).

Durch diese Darlegung des Prinzips und der Methode der Philosophie zeigt der Verf. sich über alle Philosophie hinaus. Denn was nicht immanente Selbstentwickelung des denkenden Geistes ist, ist insofern nicht Philosophie. Der Verf. geht daher von einem mehr religiösen Gesichtspuncte aus, und verwischt die Grenzen, welche beide Gebiete scheiden müssen; was er selbst am Schlusse der Dedikation (I, S. XIX.) gesteht: „Meine Lehre, welche auf diesem Wege die Philosophie mit der Poesie vereinigt und zur Religion zurückführt". So sehr Ref. nun auch die religiöse Gesinnung des Verfs. anerkennt und respektirt, so ernstlich mufs doch eine falsche Religiosität zurückgewiesen werden, welche der Philosophie bedürfend die erbaulichen Ergüsse ihres Gemüths schon für Philosophie gehalten wissen will. So wenn der Verf. pathetisch ausruft: „Die wahre und wirkliche Natur des Menschen, die ihn vom Thiere unterscheidet, auch mit Gott verbindet, ist der höchste und Eine Erkenntnifsquell, der Logos in der Vernunft, der sie über die Unvernunft erhebt, und innerhalb der Vernunftsphäre durch Glauben und Gewissen Kunde und Zeugnifs gibt von dem hienieden in das Diesseits hineinbrechenden Jenseits der ewigen Zukunft" (II, 323.).

Dieses religiöse Philosophiren nennt der Verf. nun Mystik: „die Philosophie wird nur durch Mystik ergänzt und vollendet, und Mystik ist selbst der edelste und vornehmste Theil der Philosophie". (S. 324.) Und allerdings können wir zugeben, dafs das Mystische seinem Inhalte nach das Spekulative ist, nur fehlt die philosophische Form. Wie sehr wir daher auch die Methode des Verfs. tadelten, so können wir nicht umhin das Prinzip seiner Philosophie in Bezug auf den Inhalt vollkommen zu billigen. Denn die durchs Christenthum zum Bewufstsein gebrachte Einheit der göttlichen und menschlichen Natur liegt unverkennbar seinem Philosophiren zu Grunde, und Philosophiren heifst ihm Anerkennen dieser Wahrheit und das Finden derselben als einer absoluten Thatsache im menschlichen Gemüthe. Dieses Bewufstsein nennt der Verf. daher das „Urbewufstsein des menschlichen Gemüths" (II, 326.) und beschreibt es folgendermafsen: „das menschliche Gemüth ist das Objekt Subjekt und das Subjekt Objekt" (I, 28.). „Die Ureinheit ist weder das Wissen noch das Sein im Bewufstsein, sondern das höhere innere Selbst im Bewufstwerden, demnach das Wissend- und Bewufstwerdende, welches im Erkennen sich selbst und Anderes umfasset, als Anfang und Ende, als Grund und Ziel der Philosophie" (I, 8.). „Der Geist im Menschen ist der Einen und selben Natur, die dem All der Dinge göttlich inwohnt, daher seine wahre Selbsterkenntnifs gleich Allerkenntnifs der Natur" (S. 30.). Vor allen ist aber folgende Stelle herauszuheben (Theil II, S. 266—268.): „So wie die sinnlichen Erscheinungen auf eine Realexistenz aufser uns, so führen die geistigen auf eine Realexistenz in uns zurück; die Perceptionen aber, durch die wir die einen und die anderen wahrnehmen, sind Aeufserung und Wirkung des Wesens und Lebens unseres Gemüths, in dem also allein der wahre Quell, wie aller Erkenntnifs, auch ihrer Wahrheit und Gewifsheit liegen mufs... Das Sein, das um sich selbst weifs, ist die wahrhaft eigentliche Grundlage und Ursache sowohl des in der Erkenntnifs seienden Gegenstandes, als der um den Gegenstand wissenden Erkenntnifs... Das über dem Gegenstande der Erkenntnifs, und über der Erkenntnifs des Gegenstandes liegende *Bewufstsein* und *Seinswissen* einzig und allein ist zugleich und zumal jenes und dieses, das eigentlich Objektive und wahrhaft Subjektive".

Da nun der Verf. die Endpuncte dieses Gegensatzes im menschlichen Gemüthe vereint findet, so behauptet er „der Mensch ist der tiefste und höchste Gegenstand, die erste und letzte Thatsache für sich selbst" (S. 266.); und dies verleitet ihn dann sich zu rühmen,

Digitized by Google

daſs er von „einem selbstständigen philosophisch-anthropologischen Standpuncte" ausgehe (I, 7.). Wie sehr er sich nun aber auch dagegen verwahren möchte, als sei sein Standpunct ein empirisch-psychologischer (I, S. 12—13.), und ihn daher auch mit dem hochtrabenden Namen „Anthroposophie" belegt (S. 28.), so ist er doch in der That nicht sonderlich über den an Fries getadelten Standpunct der empirischen Anthropologie hinaus. Und dies leuchtet um so klarer ein, wenn man ihn später dem Friesischen Philosophiren ein so ungemessenes Lob ertheilen sieht (Thl. II, S. 261.): „Kant's Hauptverdienst ist die versuchte, doch nicht erreichte anthropologische Begründung der Philosophie. In diesem Streben ist von allen neueren Philosophen Fries der treuste und würdigste Nachfolger und Schüler Kant's".

Mit diesem rein psychologischen Standpuncte des Verfs. steht denn auch im engsten Zusammenhange, was schon oben bemerkt worden, daſs er nicht das philosophische Denken, sondern die religiöse Vorstellung zum Vehikel seines Philosophirens machte. So kommt es denn, daſs indem der Verf. den ganz spekulativen Inhalt wieder in die Form der Vorstellung zurückübersetzt, derselbe ihm unter den Händen zu einseitigen Ansichten und trivialen Resultaten heruntersinkt, wobei ihm das Eigne begegnet, seine schiefen Sätze für die concrete Wahrheit, und die spekulativen Behauptungen Anderer für einseitige Ansichten zu halten. Die merkwürdigste Stelle in dieser Rücksicht steht Theil II, S. 264 flg. Der Verf. in einer fortlaufenden Polemik gegen Hegel befangen, wovon unten das Nähere, tadelt folgende Stelle aus der Logik (I, S. 9.): „So wird auch der Geist am Ende der Entwickelung des reinen Wissens sich mit Freiheit entäuſsern, und sich in die Gestalt eines unmittelbaren Bewuſstseins, als Bewuſstsein eines Seins, das ihm als ein Anderes gegenübersteht, entlassen". Es ist in dieser Stelle ganz das enthalten, was der Verf. oben das Urbewuſstsein des menschlichen Gemüths nannte, und was man auch so ausdrücken kann, daſs die Vernunft als das Wesen des menschlichen Geistes zugleich das objektive Wesen der Dinge und der innerste Kern der Natur sei. Zur Widerlegung jener Stelle sagt jedoch der Verf.: „wir behaupten nun, daſs der Geist sich nicht, weder mit noch ohne Freiheit entlassen könne, und daſs das Bewuſstsein eines Seins, welches ihm als ein Anderes gegenübersteht, nicht das eigentlich unmittelbare Bewuſstsein, sondern eben nur eine aus einseitiger Spekulation hervorgegangene Gestalt desselben sei". Obgleich nun hieraus schon vorweg erhellt, daſs der Verf. seine Ansicht selbst lediglich dem von ihm bekämpften Standpuncte der Spekulation verdankt, so kann er sich doch unmöglich zu dem ganz spekulativen Resultate entschlieſsen, daſs der Gegenstand der Erkenntniſs, welcher aus dem Geiste hervorgegangen, in der That ein Anderes sei, d. h. wahrhafte Wirklichkeit habe. Und um diesem Zauber der Spekulation zu entgehn, macht er diese Entlassung des Geistes aus sich selbst wieder zu etwas blos Subjektivem, so daſs wir mit unserer Erkenntniſs dennoch blos innerhalb unserer selbst verbleiben, und die gerühmte Anthroposophie sich eben recht als bloſse Anthropologie darlegt: „alle Gegenstände und Thatsachen sind nur in der Erkenntniſs für uns, gleichsam nur von unserem Geiste entlassene Geister; so ist auch das Sein als das Andere in Bezug auf das ihm gegenüberstehende Ich nichts Anderes, als ein entäuſsertes Ich im wahren Selbst des Geistes. Der Urgegenstand und die Hauptthatsache ist aber das Ursein in seinem An sich, in dem von sich und von Anderen bewuſstwerdenden Urselbst, — (der Verf. hat hier die Abstraktion eines extramundanen Absoluten im Sinne); — und so ist alles Sein, das uns *erscheint*, oder die Realexistenz, die wir nur vermöge unserer Erkenntniſs allem beilegen, was wir Wesen und Leben nennen, von uns selbst angefangen, und von diesem Mittelpunct unserer Schöpfung aus fortgegangen bis zu Gott und Welt, sammt und sonders nur *untergeordnete abgeleitete Wahrheit und Gewiſsheit der Erkenntniſs*".

Wer erkennt hierin nicht den ganz trivialen Kantischen Satz, daſs wir es mit unserer Erkenntniſs doch immer nur zur Erkenntniſs von Erscheinungen bringen? Der ganze theosophische Anlauf des Verfs. hilft ihm nicht über diesen Gegensatz hinüber, so sehr er auch den neuesten philosophischen Schulen nachredend, die höchsten Gegensätze vermitteln will. „Was für uns ist und geschieht, ist nur Erscheinung, Offenbarung oder Innewerdung in unserer Erkenntniſs" (II, 303.). Wie er aber ferner die Gegensätze vermittelt, läſst sich an dem Beispiele des Endlichen und Unendlichen entnehmen. Zwar sagt er S. 257. „Die Endlichkeit ist also durchaus kein Gegensatz zum Unendlichen, so wenig daſs alles Endliche vielmehr nur in der und durch die Unendlichkeit ist". Dies klingt ganz gut; nun folgt aber: „Das

Digitized by Google

Reich der Endlichkeit ist gleichsam eine im Schein der Unermeſslichkeit, wie in erborgtem Lichte erglänzende Inselgruppe, die in dem wirklich schrankenlosen Ocean der eigentlichen Unendlichkeit schwimmt, auf und unter taucht, und in ihrem Entstehen und Vergehen eine Ewigkeit vor sich und eine nach sich hat . . . Davor beuge demnach die Wissenschaft ihr Haupt, und lerne den Born kennen, aus welchem die Weisheit höhere Einsichten schöpft, als ihr Wissen erringen und verleihen kann". Nach dieser Ansicht des Verfs. bleiben die Gegensätze auch erhalten. Das Endliche ist zwar im Unendlichen, das Unendliche im Endlichen; aber das Unendliche reicht eben so auch über das Endliche hinaus. Es ist *auch* jenseits. Wenn der Verstand einmal etwas gehört hat von der spekulativen Einheit der Gegensätze, so kann er sich mit derselben nur zurechte finden durch die bequeme Kategorie des *Auch*. Sonst aber sieht man, daſs das Unendliche des Verfs. nichts anders als der unendliche Progreſs ist, den das Endliche vor und hinter sich hat. Solches Unendliche nennt Hegel das schlechte Unendliche im Gegensatz zur wahrhaften Unendlichkeit, und der Verf., der sich dies gemerkt hat, retorquirt ihm diesen Unterschied, und behauptet (S. 256.), daſs Hegel's Begriff der Unendlichkeit vielmehr sich über die schlechte Unendlichkeit nicht erhebe, indem er blos zu einem Scheinunendlichen gekommen sei. Nicht besser sei es allen übrigen Philosophen, Kant, Schelling, Jacobi gegangen, obgleich der letztere die Idee des Unendlichen noch am tiefsten aufgefaſst habe. Diese letzte Bemerkung hält Ref. besonders für geeignet den Leser davon zu überzeugen, wie der Verf. die Sache auf den Kopf stellt. Und da er mit Kant Gott als Ding-an-sich in unerreichbare Ferne setzt, so bleibt ihm alles (S. 112.) nur Streben nach der Urwahrheit. Der wirkliche Besitz wäre dagegen eine ausgebrannte Schlacke.

2) Nachdem wir nun den Begriff aufgefaſst haben, den sich der Verf. von der Philosophie macht, müssen wir ihm *zweitens* in seinen Ansichten über die Geschichte der Philosophie folgen. Denn da er seine Logik als das Resultat und den Schluſsstein der ganzen Entwickelung des philosophirenden Geistes darlegen will, — eine Behauptung, die er, beiläufig gesagt, selbst wiederum der neueren Schule entnommen hat —: so kann er sie nur verstanden glauben, wenn er sich vorher über die Geschichte der Logik näher ausgesprochen hat. Dies thut er in der Dedikation vor dem ersten Theile, dann ausdrücklich im dritten Theile, welcher die Geschichte der Logik zum Inhalt hat, und sonst noch im Verlaufe der Darstellung an einzelnen Stellen. Da er nun seine Philosophie für die wahrhafte Verknüpfung der mittelbaren und unmittelbaren Erkenntniſs, des Wissens und des Glaubens ansieht, so theilt er die bisherige Philosophie, welche sich vor ihm entwickelt hat, in zwei Schulen ein, deren jede einseitig nur das eine oder das andere Moment aufgefaſst habe. Diese Schulen nennt er „die Intuitions- und die Reflexionsphilosophie" (II, 310.). „Die Philosophen von Hume bis Jacobi haben die Reflexion, die von Kant bis Hegel dagegen die Intuition aus ihrem Philosophiren ausgeschlossen". (Ebendaselbst). Am weitesten habe es aber Jacobi in der einen, Schelling in der anderen Richtung gebracht: „Schelling und Jacobi sind die zwei einander gegenüberstehenden Herkulessäulen der *exoterischen* Philosophie der Vernunft und des Wissens einerseits, und des Gefühls und des Glaubens andererseits" (S. 335.). Des Verfs. Philosophie ist also die allein esoterische. Weiter bezeichnet er dann als die höchsten Ausartungen dieser beiden Richtungen, — wen glaubt man wohl? — Franz v. Baader und Hegel. Theil I, S. XVI.: „durch die im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in Rückwirkung gegen die Ausschweifungen voriger Zeiten unternommenen und selbst wieder ausschweifenden geistlichen und weltlichen Restaurationsversuche einer untergegangenen äuſseren Welt ward auch das Innere der ewig fortschreitenden Natur angefeindet, und das Beste und Heiligste, was wieder hätte orientiren, und dadurch allein wahrhaft restauriren können, auch die Philosophie vergiftet, verderbt und zerstört. Es erhoben sich unter dieser Konstellation in Deutschland aus des vergötterten Mittelalters Abgrund zwei groſsartig gespenstarhafte Gestalten der Philosophie, oder vielmehr des in einen alten Spaltung derselben begründeten Gegensatzes von Wissen und Glauben".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniſs, zum Selbststudium und für Unterricht auf höheren Schulen von Dr. Troxler.

(Fortsetzung.)

„Die Scholastik, das mittelbare Erkennen losgerissen vom unmittelbaren ward als Spekulation in dem dialektisch-sophistischen Systeme von Georg Hegel in Berlin, und die Mystik, das unmittelbare Erkennen in seiner Abgeschiedenheit vom mittelbaren, ward als Mysticismus in der hierarchisch-orthodoxen Doktrin von Franz Baader in München zur Auferstehung gerufen. Diese Doktrin, welche sich im Geiste der Zeit religiöse Philosophie nennt, und jenes System, das als Seitenstück dazu am treffendsten politische Philosophie heissen könnte, gehen offenbar darauf aus, den menschlichen Geist und sein Forschen und Streben wieder in kirchliche und staatsbürgerliche Abhängigkeit zu versetzen, hiemit im eigentlichen Sinne zu vernichten". Hierauf ist nun nichts zu bemerken als daſs es ganz natürlich sei, wenn ein rückwärtsschreitender Krebs, der seinen Gang für einen vorwärtsschreitenden ansieht, den vorwärtsschreitenden der Andern als einen rückwärtsschreitenden behauptet. Auch ist ihm nicht anders zu helfen, als daſs man ihn ruhig in seinen Sumpf zurückfallen lasse.

Im Uebrigen würde sich aber wohl schwerlich ein summarischer Ueberblick der Geschichte der Philosophie finden, der mit solchen Vorurtheilen und Oberflächlichkeit geschrieben ist, als eben der dritte Theil des vorliegenden Werks. So wird S. 13. die Kanten nachgeredete Behauptung, welche dieser bereits Wolfen nachgeredet u. s. w. wieder aufgetischt, daſs nach Aristoteles „der Grund und Anfang aller Erkenntniſs, wie aller Kenntniſs der Dinge in der Sinneswahrnehmung und der Erfahrung zu suchen sei". Der Hr. Verf. ahndet nicht im Entferntesten, oder nimmt gar keine Rücksicht darauf, daſs bereits in unseren Zeiten Aristoteles als der erste Vorfechter wahrhafter Spekulation wieder anerkannt zu werden beginnt. Auch fällt mit Recht folgende Stelle auf (S. 40.), die durch nichts begründet, als ein willkürlicher Einfall erscheint, den der Verf. zu Papiere gebracht, um sich im Hypothesen-Machen zu üben: „wäre Galen's Bearbeitung und Erläuterung des Organons von Aristoteles nicht verloren gegangen, sie hätte vielleicht Jahrhunderte vor verderblicher Abirrung ins Abstrakte, Ideelose, Unreelle und Unpraktische bewahrt". Ein groſses Lob spendet der Verf. natürlich (S. 40 flg.) der neuplatonischen Schule; denn in der Extase, worin sie ein Schauen Gottes annahmen, erkennt er sein Urbewuſstsein des menschlichen Geistes wieder. Endlich kann Ref. dem Leser nicht vorenthalten, was S. 192. zu lesen ist, daſs nämlich Rixner, H. Ritter, und Hinrichs alle drei Hegel's Schüler seien, und in seinem Geiste philosophirten. Es gehört nicht wenig Muth dazu, so aufs Gerathewohl in die Welt hineinzureden. Fürchtet denn der Verf. nicht das Urtheil eines Sachverständigen, da er selbst so gar nichts von der Sache versteht? Ref. glaubt sich für Deutsche Leser der Mühe überhoben, zu beweisen, daſs weder Rixner, noch H. Ritter Hegel's Schüler weder sind, noch sein wollen. Jeder in Deutschland gibt dies ohne Weiteres zu und auch den Schweitzern, seinen Landsleuten hätte der Verf. nicht zumuthen sollen, daſs sie ihm solche Schnitzer würden durchgehn lassen.

3) Haben wir nun den eigentlichen Gegenstand des Verfs., die Logik, näher ins Auge zu fassen. Sie macht den Inhalt der zwei ersten Theile aus, und der Verf. handelt sie in drei Abschnitten ab, die er Thl. I, S. 57—58. also angibt: 1) „von der sinnlichen Wahrnehmung und der Erfahrung; 2) von dem Verstande und dem Raisonnement oder der Reflexion; 3) von der Vernunft im höchsten Sinne und der geistigen Anschau-

Digitized by Google

ung". Man sieht sogleich, dafs der ganze Zuschnitt ein rein psychologischer ist, nur dafs, um eine Logik daraus zu machen, dann bei Gelegenheit des Verstandes von den Kategorien, Urtheilen und Schlüssen in aller Breite gehandelt wird. Die anthroposophische Begeisterung, welche den Anfang des ersten und das Ende des zweiten Theiles schmückt, ist in jener dickleibigen Mitte spurlos verschwunden, nur einzelne Brocken davon schwimmen noch ungeordnet in diesem breiten Wasser umher. Und es ist durchaus kein Band vorhanden, welches diese beiden heterogenen Elemente der Philosophie des Verfs. zusammenhielte. Zwar wird vielfach behauptet, dafs die verschiedenen Erkenntnifsweisen alle im Urbewufstsein wurzelten; die sinnliche Anschauung und die Vernunft, als geistige Anschauung, werden als die zwei Weisen der unmittelbaren Erkenntnifs dem Verstande oder der Reflexion als der mittelbaren Erkenntnifs gegenüber gesetzt; weiter heifst es dann, dafs die Syllogistik als die Thätigkeit des Verstandes keine leere Formlehre sein dürfe, sondern dafs sie, wie alle anderen Erkenntnifsweisen in der einzigen ursprünglichen enthalten, die beiden unmittelbaren Erkenntnifsweisen, die äufserliche sinnliche Intuition mit der höheren inneren geistigen Anschauung vermittele. Wie aber diese Vermittelung sich bethätige, und jede Erkenntnifsweise auf die andere bezogen werde, suchen wir vergeblich in der ganzen Darstellung. Es ist ein blofses Gerede, wogegen in der That jene drei Erkenntnifsweisen ganz äufserlich neben einander hingestellt und entwickelt werden. Durch die allgemeinen Sätze, welche sich hin und wieder beim Verf. finden, gehört sein Werk also allerdings der Gegenwart und der neuesten Philosophie an, nicht aber durch die Ausführung, welche das Alte, Bekannte in einer um so widerlicheren Form darstellt, als es den äufserlichen Anstrich der Neuheit sich zu geben trachtet.

Besonders tädiös ist der zweite Abschnitt, welcher vom Verstande, den Kategorien, Urtheilen und Schlüssen handelt. Man könnte meinen, sich in einer scholastischen Logik verirrt zu haben. Einerseits wird eine Kategorientafel aufgestellt (I, 217.), die wenig von der Kantischen abweicht, so sehr sie sich auch mit Eigenthümlichkeit brüsten will. Dann genügt es dem Verf. (S. 224.) noch nicht an den zwei berühmten Sätzen des Widerspruches und des Grundes zum Prinzip des Denkens, sondern er will sie noch ergänzen und vollenden durch ihre zwei Wend- und Kehrseiten, wie er es nennt. So werden denn S. 226. noch ein Paar Sätze hinzugefügt, welche die Grundpfeiler des Denkens ausmachen sollen. So das *principium exclusi tertii*, das *principium dicti de omni et nullo*; und dergleichen mehr. Der Verf. will über Kant, Fichte, Schelling, Hegel weit erhaben sein, und steckt noch tief in den Grundsätzen Wolfischer Metaphysik. Ferner wird uns kein einziger der *versus memoriales* gespart, welche die Scholastiker erfunden haben, damit man die unsägliche Menge von Regeln ihrer verknöcherten Logik behalten könne, wie das:

Asserit A, negat E, sed universaliter ambo,
Asserit J, negat O, sed particulariter ambo

nebst dem Spielenden: *Barbara celarent* u. s. w. Und dies wird nicht etwa Spafses halber angeführt, sondern allen Ernstes, als etwas noch heut zu Tage Geltendes und Brauchbares. Von den zwei ersten Versen gibt uns der Verf. auch eine Deutsche Uebersetzung, die er mit den Worten anpreist: „Noch schöner ist Gottsched's Uebersetzung":

Das A bejahet allgemein,
Das E spricht von allem Nein.
Das J bejaht, doch nicht von allen,
So läfst auch O das Nein erschallen.

Wobei Ref. es nun dem Leser überläfst, bei dem Verf. oder dessen Quellen nachzuschlagen, was denn A, E, J, O für weitere Anwendung erhalten. Wer sich durch die ermüdende Lehre von den Fehl- Trug- Kettenschlüssen u. s. w. durchschlagen will, findet hier reichlichen Stoff. Refer. ist es nicht möglich in diesen Katakomben des menschlichen Denkens länger zu verweilen.

4) Er wendet sich daher *viertens* und letztens zu einem Puncte, worin der Verf. allerdings die Gegenwart näher berührt, ohne jedoch in seinen Resultaten im Mindesten glücklicher zu sein. Es ist dies die durch das ganze Werk sich hindurchziehende äufserst bittere und sogar mifsachtende Polemik gegen Hegel, obgleich der Verf. demselben mehr verdankt als er vielleicht meint, ja alles, was nur irgend in des Verfs. Werke einen Anklang an speculative Wahrheit enthält; was freilich nicht in grofser Fülle vorhanden ist. Verstanden hat der Verf. in den Hegelschen Schriften meist nur einzelne geistreiche Stellen, und diese versäumt er dann auch nicht lobend auszuschreiben, um seine Un-

Digitized by Google

partheilichkeit zu bekunden. So I, 161. die bekannte Stelle über die Arabeskenmahlerei der Geschichte; und von dieser Seite will er auch seinen Werth anerkennen (III, 191.). So wie es sich aber um eine Beurtheilung des Zusammenhangs, und Eingehn auf die Sache handelt, trifft der Verf. immer fehl und bekundet die gröfste Unwissenheit und Unfähigkeit, den Hegelschen Gedankengang zu fassen. Einiges ist davon schon oben vorgekommen, hier das Weitere. Der Verf. bekennt (I, 6.), dafs seine Logik niemals das Tageslicht erblickt haben würde, wenn Hegel in der seinigen gehalten hätte, was er in der Einleitung versprochen, dafs sie nämlich die Darstellung Gottes selbst sei, wie er in seinem ewigen Wesen vor Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist. Dafs Hegel dies nun nicht geleistet, wird nie bewiesen, sondern sogleich vorausgesetzt. Und der Mangel dieser Widerlegung berechtigt uns, so lange die Schuld auf den Verf. zu schieben, dafs er nicht verstanden habe, was geleistet worden.

Theil I, S. 162. heifst es ohne Weiteres: „Hegels Ansicht von der Kausalität ist in Mehrerem unrichtig und unzureichend. So liegt darin, wo Hegel sie setzt, keine Umkehrung des Verhältnisses; sondern *jenseits* tritt diese erst ein, wo die neueren Philosophen keine Kausalität mehr gelten lassen, weil sie diese mit der Freiheit für unvereinbar halten, und die Freiheit selbst nur durch Aufhebung der Kausalität sich zu erklären wissen". Der Verf. hat nämlich ganz richtig aus der Schule gelernt, dafs für den Standpunct Gottes das Kausalitätsverhältnifs verschwinde, Gott nur als Ineinander von Wirkung und Ursache, d. h. als *causa sui*, zur absoluten Freiheit gelangen könne. Mit einem Athem verwischt der Verf. dann aber auch wiederum diese gewonnene Einsicht, indem er diese spekulative Umkehrung des Kausalverhältnisses in ein fernes Jenseits entrückt wissen will.

S. 213 und 295 wird Hegel beschuldigt „als *eingefleischter Kantianer* (!) die Kantischen Kategorien ganz *fix und fertig* (!), wie Kant sie aufgestellt, angenommen zu haben, um darauf die Eintheilung seiner Urtheile zu gründen, denen er zwar andere Namen gegeben, aber blos indem er die Kantischen Kategorien *umgetauft* habe". Diese Taufe des Begriffes, diese Umwandlung fester Verstandesformen in flüssige Momente der Vernunfterkenntnifs hat der Verf. eben in der Hegelschen Darstellung nicht verstanden, und Refer. findet dafür keinen besseren Beweis, als des Verfs. eignes naives Eingeständnifs S. 215.: „Schwerer ist einzusehn, worauf sich diese Veränderung der Bezeichnung gründe und was sie denn eigentlich vor der Kantischen für einen Vorzug haben soll"?! Freilich besteht alle Schwierigkeit eben in dieser Einsicht. Hätte der Verf. aber vor dieser Schwierigkeit nicht zurückgebebt, und ein ernstes Studium einem flüchtigen Blicke vorgezogen, vielleicht hätte ihn der Geist der Spekulation erleuchtet und ihm erlaubt ins Innere der Wahrheit einzudringen. Bisjetzt weifs er sich kaum in den Vorhallen zurecht zu finden.

Die gröfste Blöfse gibt der Verf. aber wohl durch die Behauptung (II. 23.), dafs die drei Functionen des logischen Denkens, die Hegel annimmt, das Verständige, Dialektische und spekulativ-Vernünftige blos dem mittelbaren Erkennen angehörten; wozu S. 284. noch die Beschuldigung kommt, dafs das dritte Moment als Aufhebung oder Negation blos die Weglassung aller Bestimmungen sei. Der Verf. zeigt hiemit Unkenntnifs der ersten Elemente der Hegelschen Methode. Denn die Vermittelung, welche in dieser Methode allerdings eintritt, wird dann aber ebenso sehr auch wieder aufgehoben, und das dritte Moment ist eben als Rückkehr zum ersten, oder zum Unmittelbaren Wiederherstellung der Unmittelbarkeit, aber so dafs die im zweiten Momente durchlaufene Vermittelung als Resultat im dritten Momente ebenso erhalten ist. Das dritte Moment ist also nach Hegel's Ausdruck Identität der Unmittelbarkeit und Vermittelung. Und sollte diese Identität dem Verf. in der That so unbekannt sein? Er vergifst sie nur, wenn es darauf ankommt gegen Hegel zu polemisiren, um sie nachher als seine eigene Ansicht im Urbewufstsein wieder zu produciren, wobei dann aber weislich die Quelle vergessen wird, aus welcher er diesen Begriff des Urbewufstseins geschöpft hat. Endlich aber zu behaupten, dafs das dritte Moment bei Hegel blos Weglassung aller Bestimmungen sei, ist fast ohne Unredlichkeit oder doch wenigstens ohne gänzliche Unfähigkeit, das Gelesene zu verstehen, unmöglich. Denn in jedem von Hegel dargestellten logischen Ganzen dreier Momente hätte der Hr. Verf. sonst finden müssen, dafs das dritte Moment nicht blos im Weglassen, sondern in der conkreten Totalität der Bestimmungen besteht. Aufserdem ladet der Hr. Verf aber noch den Vorwurf der gröfsten Flüchtigkeit beim Lesen auf sich, da Ref. ihn auf eine

Digitized by Google

Stelle Hegel's verweisen kann (Logik I, S. 45.), wo dieser sich ausdrücklich gegen die von dem Hrn. Verf. beliebte Auffassungsweise verwahrt, indem er in der Anmerkung sagt: „*Aufheben* und das *Aufgehobene* ist einer der wichtigsten Begriffe der Philosophie, eine Grundbestimmung, die schlechthin allenthalben wiederkehrt, deren Sinn bestimmt aufzufassen und *besonders vom Nichts zu unterscheiden ist.* Was sich aufhebt, wird dadurch nicht zu Nichts. Nichts ist das Unmittelbare; ein Aufgehobenes ist dagegen ein Vermitteltes, es ist das Nichtseiende, aber als Resultat, das von einem Sein ausgegangen ist. Es hat daher die *Bestimmung aus der es herkommt, noch an sich.*" Und gleich darauf (S. 46.) bemerkt Hegel, dafs auch in der Sprache *Aufheben* den doppelten Sinn hat von Aufbewahren, Erhalten und Aufhören lassen, ein Ende machen. Die Bestimmungen bleiben also auch als aufbewahrte oder als Momente. Mit welchem Rechte kann der Verf. nun wohl behaupten, dafs Hegel das Aufheben nur als Weglassen aller Bestimmungen fasse? Doch ist es wohl nöthig, solche keeke Assertionen ernstlich zu widerlegen?

Der Verf. geht dann aber sogar so weit, Hegel'n Worte unterzuschieben und Gedanken zu leihen, an die er gar nicht gedacht hat. Um nämlich zu beweisen, dafs das dritte Moment bei Hegel das unbestimmte Nichts ist, sagt er S. 285: „Was dies Resultat der Auflösung ist, das zeigt sich an einem obige Momente der Antinomie und Dialektik erläuternden Beispiele, *das wir von Hegel selbst entlehnen* (?). 1) Parmenides oder Satz: Nur das Sein ist, das Nichts ist nicht; 2) Heraklit oder Gegensatz: Das Sein ist ebenso wenig, als das Nichts. Alles fliefst. 3) Hegel oder Auflösung: Das (unbestimmte) Nichts ist das (reine) Sein." Sollte man nicht denken, dafs sich diese Worte und Sätze so bei Hegel finden. Nichts von alle dem. Der Hr. Verf. ist es, der frech seinen eignen Unverstand der Hegelschen Entwickelung unterschiebt. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht auch die, man kann nicht anders glauben als absichtliche, Verdrehung der Worte Hegel's, um zu beweisen, dafs nach dessen eigenem Geständnisse sein Absolutes eine leere Abstraction sei (II, 268). Der Verf. citirt dafür nämlich (S. 269) folgende Stelle Hegel's: „Was somit über das Sein ausgesprochen sein soll in den reichen Formen von Gott oder von Absolutem, dies ist *von Anfang an* nur ein leeres Wort, und nur Sein, dies Leere ist also der absolute Anfang der Philosophie." Wenn man diese Stelle im Original nachschlägt, sieht man aber, dafs statt *von Anfang an* vielmehr da steht *im Anfang*. Dieser Unterschied kehrt aber den ganzen Sinn der Stelle um. Hegel hat nämlich nicht sagen können noch wollen, dafs ihm *von Anfang an* das Absolute ein leeres Wort sei, sondern dafs es dies nur *im Anfange* sei, und dafs deshalb eben in der Philosophie ein weiterer Fortschritt von dem Anfang, als dem Schlechtesten gemacht werde, um diese Abstraction mit konkretem Inhalte zu erfüllen. Wer so liest und in seiner Polemik so nachlässig verfährt, der kann in Allem Alles finden.

Schliefslich hat Referent noch einige Worte zu sagen über die Angriffe gegen zwei berühmt gewordene Stellen aus der Vorrede zur Hegelschen Rechtsphilosophie, die schon vielfach ein Stein des Anstofses geworden sind. Die erste Stelle, über welche der Verf. Theil II, S. 344. herfällt, ist folgende. „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau mahlt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden und mit Grau in Grau läfst sie sich nicht verjüngen, blos erkennen. Die Eule der Minerva beginnt erst ihren Flug mit der einbrechenden Dämmerung." Der Verf. meint hier altklug, die Hegelsche Sophistik habe sich hiemit selbst die Nativität gestellt. Sie sei das ausgehöhlte Reflexionsvermögen, das es am Ende zu Nichts bringt. Statt des Bildes der Eule wäre es daher auch besser gewesen, das der Fledermaus zu gebrauchen. Ohne diesen Ton dem Verf. wiederzugeben, macht Ref. ihm bemerklich, dafs diese Stelle aus der Hegelschen Rechtsphilosophie nur die eine Seite der Betrachtung ist, welche der Hr. Verf. irrthümlich für das Ganze angesehen hat. Die Philosophie einer Zeit ist freilich einerseits nach rückwärts gekehrt. „Als der Gedanke der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungs-Procefs vollendet, und sich fertig gemacht hat." Die vergangene Gestalt der Welt, deren Gedanke die Philosophie ist, kann also freilich durch dieselbe nicht verjüngt werden. Der Gedanke der vergangenen Zeit, welcher dieselbe ihrem unmittelbaren Dasein entnommen hat, ist aber zugleich der Keim einer andern Gestalt, welche sich nun aus diesem Gedanken heraus eine neue höhere Wirklichkeit erschafft.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniſs, zum Selbststudium und für Unterricht auf höhern Schulen von Dr. Troxler.

(Schluſs.)

Die Eule der Minerva weicht dann auch wieder dem Hahnenschlage eines neu anbrechenden Tages. Diese umgewendete Seite des Bildes, die Hegel freilich hier an dieser Stelle nicht heraushebt, hätte der Verf. aus dem Geiste des Buchs und der ganzen Art und Weise, wie Hegel die Geschichte auffaſst, sich vergegenwärtigen sollen, ehe er eine Metapher zum Anklagepunct gegen die ganze Richtung dieser Philosophie gemartert hätte. Mit solcher Besonnenheit zu lesen, können wir aber freilich kaum dem Hrn. Verf zumuthen, und doch ist derselbe wiederum auch so gelehrig, diese Kehrseite des Bildes ebenso gut zu acceptiren. Nur erwartet seine Bescheidenheit, daſs der Leser sie auf ihn selbst und sein philosophisches Treiben beziehe, ohne daſs er es deutlich ausspreche: „Diesen Dämmerflug des zwitterartigen Geschöpfs für den Geistesflug der Philosophie ansehn, . . . zeugt von einem Erlöschen der Philosophie . . . Allein aus den neblichten Dünsten, die der Auflösung des Verwesenden entsteigen, blickt bereits in Morgendämmerung das junge Gebild einer neuen höheren Gestaltung hervor". Wenn diese Gestaltung — die Philosophie des Verfs. — dem Hegelschen Standpunct seinen Ursprung verdankt, so ist der Verf. wenigstens nicht berechtigt denselben zu lästern.

Die zweite Stelle ist noch vielfacheren Angriffen ausgesetzt worden: „Was vernünftig ist, ist wirklich und was wirklich ist, ist vernünftig". Die Kritik des Verfs. (III, 186.) lautet also: „ein Grundsatz, welcher der Wirklichkeit ebenso viel Unehre, als der Vernunft Schande machen, beiden gleich viel Schaden bringen, am Ende der Vernunft selbst alle Realität, wie der Wirklichkeit alle Idealität entziehen müſste". Der Verf. verfällt hier mit vielen Anderen in den Irrthum, Wirklichkeit auch einer jeden zufälligen Existenz zuzuschreiben. Es gibt allerdings viel Unvernünftiges in der Welt, nicht nur in Worten und Schriften, sondern auch im Handeln. Das ist nicht wirklich im eigentlichen Sinne des Worts. Hätte der Verf. nicht unbeachtet gelassen, wie Hegel selbst diesen Satz gerechtfertigt hat (Encyclopädie §. 6.), so würde er jenen Tadel nicht niedergeschrieben haben. Wir können Hegel's eigne Rechtfertigung hier für den Verf. zur Beherzigung nur ausschreiben: „Es ist so viel Bildung vorauszusetzen, daſs man wisse, nicht nur daſs Gott wirklich, — daſs er das Wirklichste, daſs er allein wahrhaft wirklich ist, sondern auch daſs überhaupt das Dasein zum Theil Erscheinung und nur zum Theil Wirklichkeit ist. Im gemeinen Leben nennt man etwa jeden Einfall, den Irrthum, das Böse und was auf diese Seite gehört, so wie jede noch so verkümmerte und vergängliche Existenz zufälligerweise eine Wirklichkeit. Aber auch schon einem gewöhnlichen Gefühl wird eine zufällige Existenz nicht den emphatischen Namen eines Wirklichen verdienen; — das Zufällige ist eine Existenz, die keinen gröſseren Werth als den eines Möglichen hat, die so gut nicht sein kann als sie ist. Wenn aber ich von Wirklichkeit gesprochen habe, so wäre von selbst daran zu denken, in welchem Sinne ich diesen Ausdruck gebrauche, da ich in einer ausführlichen Logik auch die Wirklichkeit abgehandelt, und sie nicht nur sogleich von dem Zufälligen, was doch auch Existenz hat, sondern näher von Dasein, Existenz und anderen Bestimmungen genau unterschieden habe. Der Wirklichkeit des Vernünftigen stellt sich etwa die Vorstellung entgegen, sowohl daſs die Ideen, Ideale, weiter nichts als Chimären und die Philosophie ein System von solchen Hirngespinnsten sei, als umgekehrt, daſs die Ideen und Ideale etwas viel zu Vortreffliches seien, um Wirklich-

Digitized by Google

keit zu haben, oder ebenso etwas zu Ohnmächtiges, um sich solche zu verschaffen. Diese Abtrennung der Wirklichkeit von der Idee ist besonders bei dem Verstande beliebt, der die Träume seiner Abstraktionen für etwas Wahrhaftes hält, und auf das Sollen, das er auch im politischen Felde vorschreibt, eitel ist, als ob die Welt auf ihn gewartet hätte, um zu erfahren, wie sie sein solle, aber nicht sei; wäre sie wie sie sein soll, wo bliebe die Altklugheit seines Sollens. Wenn er sich mit dem Sollen gegen triviale, äufserliche und vergängliche Gegenstände wendet, die etwa auch für eine gewisse Zeit, für besondere Kreise eine grofse relative Wichtigkeit haben mögen, so mag er wohl Recht haben, und in solchem Falle vieles finden, was allgemeinen richtigen Bestimmungen nicht entspricht. Aber er hat Unrecht sich einzubilden, mit solchen Gegenständen und deren Sollen sich innerhalb der Interessen der philosophischen Wissenschaft zu befinden. Diese hat es nur mit der Idee zu thun, welche nicht so ohnmächtig ist, um nur zu sollen, und nicht wirklich zu sein". Von selbst versteht sich hiebei freilich, dafs wenn auch alles Wirkliche vernünftig ist, doch darum nicht alles Vernünftige auch schon zu jeder Zeit verwirklicht sein müsse. Dies behaupten, hiefse den nothwendigen Fortgang der Geschichte läugnen.

Nicht besser kann Ref. diese Beurtheilung schliefsen als mit des Verfs. eignen Worten, wo er in Vorahndung eigner Schwäche schon sich selbst begegnen sieht, was er den vor ihm Philosophirenden glaubt angethan zu haben: „Die Aufgabe der Philosophie ist grofs und wichtig, die Lösung vielfordernd und schwer. Nun hat Hegel seine auf grofsem Tiefsinn beruhende und mit eben so viel Scharfsinn entwickelte Ansicht und Meinung, oder wenn er lieber will, seine Theorie darüber abgegeben. Er lasse es damit gut und bewandt sein. — (Fürchtet der Verf. etwa, Hegeln werden des Verfs. Angriffe in Unruhe versetzen?) — Andere vor ihm haben es auch gethan, Andere nach ihm werden es noch thun, wie wir in vorliegender Schrift. Der Geist, in den Räumen sich vergleichend, und sich entwickelnd in den Zeiten, wird entscheiden und richten, wem von uns schwachen und starken Sterblichen es gelungen, einen oder mehrere wahre Blicke in die Geheimnisse und Wunder Gottes und der Natur zu thun. Einen untrüglichen und unfehlbaren kennt die Philosophie nicht" u. s. w. (III, 189.). Nicht unbelobt darf man das Billigkeitsgefühl des Hrn. Verfs. lassen, welcher sich nicht für mehr ausgibt als die Urheber aller von ihm widerlegt sein sollenden Systeme. Und so sind wir denn zu der freudigen Hoffnung berechtigt, dafs der Hr. Verf. mit diesem Werke seinen Schwanengesang gesungen. Dies ist der letzte Wunsch und der letzte Rath, den wir gegen ihn auszusprechen haben.

Michelet.

LVIII.

Narrative of a journey through Greece, in 1830. *With remarks upon the actual state of the naval and military power of the Ottoman empire. By Captain T. Abercromby Trant, author of „Two years in Ava." London,* 1830. *(X und* 435 *Seiten.* 8. *Mit Abbildungen.)*

Seitdem Griechenland aufgehört hat, der Schauplatz blutiger Kämpfe zu sein, sehen wir wieder viele europäische Reisende den classischen Boden der Hellenen betreten. Aber nicht gleiches Interesse beseelt diese Reisenden. Während ein Theil von ihnen gründliche Erforschung der alten Denkmäler oder der heutigen Verhältnisse sich zur Aufgabe gestellt hat, begnügt sich ein andrer, und nicht geringer Theil mit der Erlangung eines flüchtigen Ueberblicks über den gegenwärtigen Zustand des Landes. Zu den Letztern, die mehr Neugier als Wifsbegier zum Reisen treibt, gehört der Verf. vorliegender Reisebeschreibung. Er hat Griechenland nur durchflogen, ohne zu Denen zu gehören, welche selbst im Fluge gut zu beobachten im Stande sind. Seinem Urtheil fehlt die Schärfe, die wohl mitunter Beschreibungen solcher blofsen Durchflüge einen eigenthümlichen Reiz giebt. Hierzu kommt noch, dafs ihn in vielen Stücken sein oft widerlich hervortretender Nationalstolz verblendet, und er nur zu deutlich das Bestreben verräth, die Beziehungen, in welche sich verschiedene europäische Völker zu den heutigen Griechen gesetzt haben, die von ihnen ausgegangenen Einrichtungen u. s. w. in einem für sie unvortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen, und namentlich Alles in den Hintergrund zu stellen, was Frankreichs Verhältnifs zu Griechenland betrifft. Den Stoff hat er der Tendenz des Buchs, ein gröfseres Publicum zu befriedigen, ziemlich entsprechend vertheilt; nur hier und da haben ihn grofse Vorliebe

Digitized by Google

für seinen Stand und die Aufmerksamkeit, die er auf das andre Geschlecht allzu gern richtet, zur Ueberschreitung der vorgesteckten Grenzen verleitet, und so hätte denn manches Kriegsgeschichtchen, manche Beschreibung von ihm gemachter Bekanntschaften, ohne dem Buche Abbruch zu thun, getrost wegbleiben können. Seine Mittheilungen aus dem Gebiete der Kunst sind nicht ohne Interesse. Wie alle Reisenden wiederholt er zwar Altes, er unterlässt jedoch nicht zu berichten, was von Denkmälern in den letzten Kriegen sich erhalten, was von Kunstgegenständen man neuerdings aufgefunden hat und dergl. m. Seine Naturschilderungen sind lebhaft, wenn auch nicht malerisch. Die Notizen über die Kräfte und Einrichtungen des jungen Staats sind um so schätzenswerther, als die Anzahl der über denselben nach Autopsie verfassten Schriften noch so sehr gering ist, ein Umstand, der eigentlich den Werth vorliegender Schrift hauptsächlich bedingt, und so einigermassen für das entschädigt, was Ansicht und Urtheil des Verf. vermissen lassen.

Der Verf. unternahm die Reise in der ungünstigsten Jahreszeit (November 1829 bis Februar 1830), welche in Griechenland um so fühlbarer wird, als, wie er versichert und sich zum Theil durch Nachrichten Andrer bestätigt, die schlechte Beschaffenheit der Wege, der Wohnungen und Pferde, sowie die Unsicherheit der Landstrassen dort das Reisen ohnedies erschweren. Von Korfu ausgegangen, welche Insel die Bewohner, analog dem *fior di Levante* für Zante, *fior del Mundo* nennen, wandte er sich nach Pyrgos, welches im letzten Krieg überaus viel gelitten hat, und noch vor sechs Jahren im Besitz eines guten Handels war und 4000 Einwohner zählte, von denen kaum soviel hundert übrig sind. Der Besuch des benachbarten Olympia (S. 13.) führt ihn auf die von der französischen Regierung nach Morea gesandte gelehrte Expedition, deren Leistungen er soviel wie möglich herabzuziehen sucht. In wie weit diese Ausfälle begründet sind, wird die Zukunft lehren. Freilich verspricht man sich im Allgemeinen auch in Deutschland nicht viel von den Resultaten derselben. Ihre Arbeiten für Olympia, meint der Verf., seien nicht bedeutend, und was den früheren Pouqueville betreffe (dessen Unzuverlässigkeit übrigens wohl Jedem bekannt ist), so gebe er eine genaue Beschreibung von dem, was er zu Olympia *nicht* gesehen habe (*what he did not see at Olympia*). Im weitern Umkreis dieses Orts sind in der neuesten Zeit mehrere alte Ueberbleibsel gefunden worden, namentlich erwähnt unser Reisende im Alpheus gefundene eherne Helme, wovon zwei Weihgeschenke sind (einer von diesen mit dem Namen des Gebers, Dionysos). Der Eintritt in die arkadische Hochebene (S. 22.) stimmt den Verf. zu wehmüthiger Vergleichung mit dem reizvollen Hirtenlande des Alterthums, wo dem Wandrer jetzt nur Elend und Noth begegnen. Ein kleines griechisches Kloster in der Nähe des alten Psophis zeigte unserm Reisenden dorische Bauüberreste, unter andern am Eingang zur Kirche zwei schöne Säulen mit, leider sehr beschädigten, Basreliefs. Von hier wandte sich derselbe nach Argos (S. 40.), wo er Capo d'Istrias kennen lernte, dessen ganzes Aeussere einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht hat. Von entgegengesetzter Art ist sein Urtheil über dessen Regierungsweise. Allein durch die ganze Darstellung, die er derselben widmet, leuchtet ein zu hoher Grad von Partheilichkeit hindurch, als dass man ihr Glauben schenken könnte, und man sieht deutlich, wie den Engländer des Präsidenten Beziehungen zum russischen Hofe hindern. In gleicher Weise wie der Bericht über die Verwaltung von Capo d'Istrias ist der spätere über seinen Landsmann, den General Church (S. 289.), zu beurtheilen, den er natürlich nicht genug herausstreichen kann. Von Argos, wo der Verf. in Allem drei ordentliche Häuser, im Uebrigen nur kümmerliche Lehmhütten (*mud hovels*) gefunden haben will, begab sich derselbe nach Constantinopel (S. 71.) von wo er jedoch nach kurzem Aufenthalt über die Inseln zurückkehrte, von denen er, bis auf Scio, in glücklichen Tagen bekanntlich der Garten des Archipelagus genannt, keine erfreuliche Schilderung entwirft (S. 73.). Seine Reise ging nun, beim Kap Sunium vorüber, dessen Tempelüberreste er sehr zerfallen nennt, nach Aegina (S. 77.), wo wir ihn etwas länger verweilen sehen. Aegina hat, wie er berichtet, ausser dem Hause des Präsidenten und dem Waisenhaus kein ordentliches Gebäude aufzuweisen, und doch begegnet uns ein *Hôtel de trois Puissances*. Seit kurzem ist daselbst eine Quarantaine errichtet worden, deren wahren Nutzen indess Türken wie Griechen, denen ein solcher Aufenthalt zu unbequem ist, immer noch nicht recht zugestehen wollen. Von Osten kommende Schiffe müssen 14 Tage Quarantaine halten. Der Hafen ist in der letzten Zeit ungemein verbessert worden. Man bemerkt hier viele griechische Handelsschiffe, wie denn

Digitized by Google

überhaupt der Handel in Griechenland sichtbar auflebt, selten hingegen Kriegsschiffe, an welchen es dem jungen Staat noch sehr gebricht. Die Einwohner von Aegina, ungefähr 5000 an der Zahl, bestehen aus Flüchtlingen des Kontinents. Was die Umgegend betrifft, so sind die Felsen derselben voll alter Gräber, in welchen täglich Vasen gefunden werden. Die gröfste Aufmerksamkeit zieht für Aegina unstreitig das ganz vor kurzem mit dem Zweck, über 600 vaterlosen Kindern eine Zufluchtsstätte zu sein, unter der Leitung des Präsidenten errichtete Waisenhaus auf sich. Das Gebäude, ein geräumiges Viereck, hat inwendig einen grofsen Hof, wo allerhand Vorrichtungen zum Turnen angebracht sind; die Zimmer sind hell und haben recht reine Luft. Die Erziehung wird von einigen Priestern geleitet, aber es ist leider dabei mehr auf körperliche als geistige Ausbildung abgesehn. Die jetzigen Lehrer taugen wenig. Einer von des Verfs. Bekannten liefs seinen sehr fähigen und auch nicht unfleifsigen Knaben ein halbes Jahr hindurch die Schule besuchen, und wie dieser sie verliefs, konnte er nicht einmal das A b c. Der Unterricht wird nach der Lancasterschen Methode ertheilt. Zur Erbauung des Hauses hat die Mutter des jetzigen russischen Kaisers eine Summe von 1,706,576 Piaster (also über 170000 preufs. Thaler) gegeben. Ein Zimmer des Waisenhauses enthält die vor kurzem gefundenen Antiken, bestehend aus Votivtafeln, nicht sehr werthvollen Basreliefs, einer verstümmelten colossalen Satue einer Hera oder Demeter und einer bemerkenswerthen Statue von dunklem Marmor, welche die französischen Gelehrten für eine Elephantiasis hielten, der Verf. aber (sie findet sich als Vignette im Buche) für eine Harpye erklärt. Die vom Präsidenten angeordneten Ausgrabungen haben guten Erfolg. Man geht damit um, ein National-Museum zu errichten, und betrachtet eben jene kleine Sammlung als die erste Anlage dazu. Zu diesem Behufe ist auch der ausdrückliche Befehl gegeben, um keinen Preis Antiken ausführen zu lassen. Von dem Tempel der Athene auf Aegina (nicht des Panhellenischen Zeus, wie ihn nach der alten Ansicht der Verf. bezeichnet) stehn noch 23 Säulen aufrecht; Basreliefs davon sind in München. Es heifst, sagt unser Reisende, der König von Baiern, ein grofser Philhellene, habe sich zur Restauration des Tempels geneigt gezeigt, was jedoch, wie er meint, sehr problematisch scheint.

Von Aegina begab sich der Verf. nach Poros und Troezen, und kehrte von da wieder nach Argos zurück. Die Mittheilungen hierüber sind nicht von sonderlichem Interesse (S. 109 ff.). Von Mykenae berichtet er, dafs der von Gell, Leake und Dodwell vergebens gesuchte Tempel der Hera jetzt aufgefunden sei, und man schon zwei Säulen aufgerichtet habe. Bei Napoli di Romania (S. 140.), oder, wie die Griechen den Ort stets nennen, Nauplia, verweilt der Verf. etwas länger. Der Weg von Argos dahin zeigt, wie er berichtet, Anpflanzungen von Taback, Reis, Mais, Weizen und Baumwolle. Die Luft in und um Nauplia ist wegen der Nähe vieler Sümpfe sehr ungesund. Der Ort zählt an 5000 Einwohner. Unser Reisende will hier schon die Anfänge eines bessern geselligen Lebens bemerkt haben, und meint, so viel umgängliche Damen, wie Nauplia, besitze kein andrer griechischer Ort, nämlich 30, von denen die meisten Italiänisch, und mehrere Französisch sprechen, die aber alle über die Mafsen befangen sind. Die Citadelle hat Aehnlichkeit mit Ehrenbreitstein. Napoli ist jetzt das Hauptquartier für die regulairen Truppen (Taktikos). Auch besitzt es eine Kriegsschule, die zur Zeit, als der Verf. da war, nicht mehr als 5 Schüler zählte. Die Truppen sind nach europäischer Weise equipirt, sehen jedoch sehr schäbig aus. Die guten Offiziere sind fast alle Franzosen, deren Zahl indefs gering ist. Der Gemeine erhält täglich einen Piaster (3 Sgr.) und 2¼ Pfund feines Mehl; von seinem Solde mufs er aber Fufsbekleidung, Armatur und manche andre Kleinigkeit beschaffen. Die regulairen Truppen sollen zunächst bis zu 10000 Mann vermehrt werden. Von Napoli aus besuchte der Verf. die Ruinen von Mantinea (S. 170.), die gewöhnlich mit dem unbestimmten Namen Palaeopolis bezeichnet werden. Unter den daselbst gefundenen Antiken ist ihm besonders eine kleine Marmorstatue, Kybele zwischen zwei Löwen sitzend, aufgefallen. Von hier wandte er sich nach Tripolizza (S. 172.), von dem er eine traurige Schilderung giebt. Elend, Schmutz, zerstörte Festungswerke, eingefallene Häuser und finstere Strafsen sind, wie unser Reisende sagt, das Charakteristische dieses Orts.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Narrative of a journey trough Greece, in 1830. *With remarks upon the actual state of the naval and military power of the Ottoman empire. By Captain T. Abercromby Trant.*

(Schluſs.)

Die Ruinen der Pekul Pascha-Moschee enthalten Manches vom Athenetempel zu Tegea. In der Nähe dieser Moschee wird jetzt ein Gebäude für eine Schule aufgeführt, welche 100 Schüler aufnehmen soll. Die Bewohner der ganzen Umgegend rühmt der Verf. als sehr gastfreundlich.

Wir begleiten nun unsern Reisenden nach Sparta (S. 186.), und erfahren, daſs dessen Ueberbleibsel in den letzten Kriegen nicht verschont geblieben sind, und daſs man daselbst seit Kurzem manches Neue aufgefunden hat. Hervorgehoben sind: 1) ein schöner marmorner Sarkophag, von 6 Fuſs Länge und 3 Fuſs Breite, zu einem Wasserbehälter benutzt; auf der einen Seite Bacchantinnen, trefflich ausgeführte, aber sehr beschädigte Figuren, auf der andern zwei beflügelte Drachen, an den Enden zwei Sphinxen, 2) ein Basrelief, ein Blumengehänge tragende Knaben vorstellend, 3) ein 10 (engl.) Zoll hoher Dionysos-Kopf, 4) ein treffliches Basrelief, den Kampf eines nackten Kriegers mit zwei Amazonen darstellend; die eine von ihnen hält der Krieger bei ihrem langen Haar, während die andre zur Hülfe herbeieilt, 5) ein kleines, aber schönes Basrelief, ein nackter Jüngling mit phrygischer Mütze und Schwert, 6) endlich ein in Cologonia, einem Dorfe bei Sparta, gefundener Sarkophag, auf dessen Seiten fechtende Krieger, ein Flusgott, einige weibliche Figuren, die Basis eines Altars und ein Roſs in Basrelief dargestellt sind. — Dem alten Sparta entspricht der Lage nach so ziemlich das heutige Mistra. Der Ort hat in den letzten Kämpfen ungemein gelitten. Im Jahre 1821 zählte er 20000 Einwohner, jetzt sind deren nur 1500. Mistra hat sehr sehenswerthe Kirchen. Unser Reisende wohnte dem Gottesdienste bei; es wurde, wie er erzählt, für das Heil der Könige von England und Frankreich, des Kaisers von Ruſsland und des Präsidenten gebetet. Der Verf. knüpft an diesen Besuch des Gottesdienstes einige Bemerkungen über den kirchlichen Zustand des heutigen Griechenlands (S. 204.). Er nennt denselben sehr kläglich, und sagt, die Unwissenheit der Geistlichkeit übersteige allen Glauben, man fange indeſs jetzt an, durch Anlegung theologischer Seminarien, wie zu Aegina, das in diesem Augenblick 12 Schüler zähle, diesem Uebel zu steuern. Mit dem Einkommen der Geistlichkeit ist es eben so schlecht wie mit ihrem Wissen bestellt; so hat z. B. der Bischof von Sparta auſser dem, was ihm Hochzeits- Tauf- und andre Gebühren bringen, nur noch 500 Piaster (50 Rthlr.) fixes Einkommen.

Mit als die gröſsten Uebelstände in dem heutigen Griechenland führt der Verf. noch auf die gegenwärtig unerhört schwache Bevölkerung (es zählt nur 750000 Seelen) und die groſse Entartung der Bewohner des platten Landes, welche, wie schon früher (S. 28.) bemerkt ist, selten in gesetzlicher Ehe leben, und wahrhaft asiatische Sitten haben (*their manners are still Asiatic* S. 215), so auch jeden Christen, der nicht Grieche ist, Europäer nennen, als wenn sie selbst Asiaten wären. Der Verf. räth zu einer Colonisation vom civilisirten Europa aus, welche manchem Vortheil entgegensehe, indem z. B. das Strema (10000 engl. □ Fuſs) vom allerbesten, schon mit Oliven, Maulbeeren, Orangen und Wein bepflanzten und bewässerten Boden nur 500 Piaster (50 Rthlr.) koste. Darin stimmt übrigens der Verf. mit allen Reisenden überein, daſs der Grieche, selbst von der niedrigsten Klasse, eine ungewöhnliche Bildungsfähigkeit bekunde, und bei Anwendung geeigneter Mittel die Nation in kurzer Zeit zu etwas Tüchtigem herangebildet werden könne.

Ueber die Ruinen von Megalopolis (S. 224), wohin

Digitized by Google

wir nun unsern Reisenden sich wenden sehen, so wie über den Apollotempel zu Bassae (S. 233) theilt derselbe nur Bekanntes mit. Gleich darauf finden wir ihn zu Athen (S. 259), wohin er sich zur See von Argos aus begab. Von allen griechischen Städten ist, wie er berichtet, Athen in den letzten Kriegen mit am wenigsten verschont geblieben. Namentlich gilt dies von dem östlich und nordöstlich von der Akropolis belegenem Theile, wo gerade sosehr viele Ueberreste aus der klassischen Zeit sich befinden. Weniger scheint die Akropolis selbst gelitten zu haben. Der Verf. meint, es sei Alles sosehr durcheinander geworfen, dafs, Athen an der früheren Stelle wieder zu erbauen, platterdings unmöglich sei. Als die passendste Stelle zu diesem Zwecke bezeichnet er die Gegend westlich von der heutigen Stadtmauer. Kapitalisten, fährt er fort, würden hier mit der Zeit ihre Rechnung finden; ein Strema unbebautes Land, dessen Boden zum Weinbau schon tauglich ist, das indessen nicht bewässert werden kann, und vor 5 bis 6 Jahren nichts tragen würde, kostet nur 15 Piaster ($1\frac{1}{2}$ Rthlr.), wohingegen ein Strema Gartengrund 700 Piaster (70 Rthlr.) kostet, also hier $\frac{8}{7}$ theurer, als an andern Orten Griechenlands ist. Für 2000 Piaster (200 Rthlr.) läfst sich schon ein leidliches Haus bauen.

Der Verf. besuchte nun Salamis (S. 291), über welches er nichts von besondrem Interesse mittheilt. Nur die Bemerkung will Referent nicht zu erwähnen vergessen, dafs die Insel in der Umgangssprache der Griechen mehr Colouri, in der Schriftsprache, namentlich in Briefen, häufiger Salamis heifst. Von hier begleiten wir unsern Reisenden nach Korinth (S. 311), welches in den letzten Kriegen hart mitgenommen worden ist. Die Ueberbleibsel des Tempels des Poseidon fand er noch sehr bedeutend, allein keine einzige Säule an demselben mehr aufrecht. Die Akropolis, meint er, belohne nicht die Mühe des Hinaufsteigens. Um das benachbarte Hexamilia hat das amerikanisch-philhellenische Comité unter der Leitung eines Dr. Howe eine Colonie angelegt, welche in diesem Augenblick 14 Familien zählt. Das Ganze aber ist auf 100 berechnet. Die Regierung hat das der Colonie gehörige Land auf fünf Jahre von Abgaben befreit. Auf der Reise von Korinth nach Patras besuchte der Verf. das unweit Sikyon gelegene Kloster Megaspileon (S. 322), von welchem er indefs nicht viel Rühmens macht. Die Mönche nennt er unfreundlich, geizig und unwissend. Ihre Bibliothek besteht gröfstentheils aus unbedeutenden lateinischen und griechischen Werken theologischen Inhalts. — Von Patras (S. 339.) sagt der Verf., dafs es leicht eine der bedeutendsten Handelsstädte werden könne. Es zählt jetzt 7000 Einwohner und hebt sich zusehends. Das gesellschaftliche Leben wird sehr gefördert durch die Anwesenheit mehrerer europäischen Consuln, die zu ihren Gesellschaften und Festen stets junge griechische Damen zuziehen, welche die bei den übrigen Europäern üblichen Tänze ebenso gern wie ihre Romaika tanzen. Patras hat wenig Alterthümer aufzuweisen. Unser Reisende schiffte sich hier nach Zante ein, und trat so seine Rückreise an.

Eine dankenswerthe Zugabe sind die auf dem Titel erwähnten, aus ganz besondern Quellen geschöpften Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der osmanischen Land- und Seemacht (S. 351—435.), freilich, als ins Specielle eingehend, mehr für den Mann von Fach geniefsbar, aber auch für den Laien nicht uninteressant.

Aufser den Vignetten hat die Schrift noch folgende trefflich ausgeführte Abbildungen: 1) die Citadelle von Calavrita, als Titelkupfer 2) die Jokrisse-Höhle bei Argos, S. 130. 3) Ansicht von Mistra, S. 191. 4) Apollotempel zu Bassae, S. 238. 5) das Kloster Megaspileon, S. 322. 6) ein Kärtchen von den Dardanellen, S. 433.

H. Reinganum.

LIX.

1) *Alexandre Brongniart: Tableau des Terrains qui composent l'écorce du Globe, ou Essai sur la Structure de la partie connue de la Terre. Paris* 1829. 8. 434 *Pag.*

2) *Rozet, cours élémentaire de Geognosie. Paris* 1830.

Eine allgemeine geognostisch-anatomische Betrachtung des Erdkörpers kann nur das Gemeinsame seyn aus den speciellen Untersuchungen einzelner Puncte, und je gröfser die Zahl der einzelnen Gegenden ist, deren innere Constitution wir kennen, desto sicherer und umfassender erscheint auch unsere Kenntnifs des Allgemeinen. Einzelne geognostische Beobachtungen wurden wohl zu allen Zeiten gemacht, aber diese Einzelnheiten so zu vervielfachen, so zu combiniren, so zu

Digitized by Google

verallgemeinern, dafs sie ein gerundetes, übersichtliches, der Natur gemäfses Ganze bilden, war nur der neuern beweglichen Zeit aufgehoben.

Das Alters-Verhältnifs der Flötzgebirge gegeneinander und zu den gar nicht, oder unvollständig stratificirten Massen der Ur- und Uebergangsgebirge aufzufinden und zu ermitteln, war stets die Aufgabe der Geognosie, die nur durch die vielfältigsten Beobachtungen in den Gruben und über Tage gelöst werden konnte.

Der Königl. Preufs. Bergrath Lehmann brach in seiner Geschichte der Flötzgebirge v. J. 1756 zuerst die Bahn für die Lagerungs-Geognosie; er unterschied, besonders für die Gegend von Thüringen und Mansfeld, Gang- und Flötzgebirge, gab auf wissenschaftliche Art, eine, wenn auch unvollständige Reihenfolge, der hiesigen ältern Flötzstraten und bildete so die Grundlage der systematischen Geognosie.

Nun trat ein Mann auf, dessen Name ungerechterweise kaum in der Litteratur bekannt ist, der unverdrossen auf das Schärfste beobachtete und auf höchst consequente Art aus seinen Beobachtungen sehr allgemeine geologische Schlüsse zog, wohl daher auch als einer der gröfsten Geognosten und Geologen zu betrachten seyn möchte. Der Dr. G. Ch. Füchsel, zuletzt Hofmedicus in Rudolstadt, durchwanderte mit forschendem Blicke viele Jahre besonders Thüringen, allein in der Absicht, um die geognostischen Verhältnisse zu enträthseln, gewann dabei einen sehr richtigen Ueberblick, kam zu dem richtigen Begriffe einer Formation, entwarf die erste geognostische Charte, erkannte den petrefactologischen Character der Formationen und erbauete ein richtiges geognostisches System von der Thüringschen Flötzfolge. Er unterschied: Ganggebirge; das alte rothe Sandsteingebirge; das Steinkohlengebirge; das Weifsliegende; den Kupferschiefer; das Mergelgebirge mit Gyps; das mehlpatzige Kalkgebirge (unsern Zechstein und Rauhwacke); das Hauptsandsteingebirge (den bunten Sandstein); der Muschelkalk und das aufgeschwemmte Gebirge. Seine trefflichen Beobachtungen, seine geistreiche Geologie und Geognosie, machte er durch seine: *Historia terrae et maris* 1761 in den Schriften der Erfurther Academie bekannt, sie wurde aber gar wenig beachtet.

Bald aber waren die Völker so weit herangereift, dafs man viel allgemeiner Antheil nahm an solchen Untersuchungen als früher; Sachsen gründete eine Bergschule und stellte hier für die mineralogischen Scienzen einen Lehrer an, der als solcher einzig war. Werner, ein wenig beweglicher, wenig im Grofsen beobachtender Mann, der mit grofser Beharrlichkeit an einmal gefafsten Ideen hing, mufs im höchsten Grade die Gabe besessen haben, die Schüler zu begeistern für seine Wissenschaft und für seine aufgefafste Ansicht. Er bildete sich bald ein System der Geognosie, welches in Hinsicht der Flötzformationen wenig über das Füchselsche hinausging und nur sehr kurz die Kreide und den Quadersandstein anschlofs. Der Basalt wurde für ein neptunisch-gebildetes Flötzstratum angesprochen und die krystallinischen Gesteine für die ältesten Niederschläge gehalten.

Werner hielt fest an seiner Lehre, berücksichtigte wo möglich nicht das Entgegenstehende; viele Umstände kamen zusammen ihm und seinem Systeme einen aufserordentlichen Ruf zu verschaffen und daher trauete man seinen eignen Augen nicht leicht, wenn etwas beobachtet wurde, was wider dieses System war, welches sich gegen 30 Jahre stabil hielt, während welcher Zeit man bemühet war alle Flötzstraten auf die von Thüringen zu beziehen.

Aber der menschliche Geist bleibt nicht, wie ein System stabil; man ermittelte: dafs der Basalt nicht Neptunischen, sondern offenbar Vulkanischen Ursprunges sey und selbst die eifrigsten Schüler Werner's mufsten zu dieser Ansicht zurückkehren, die vor Werner die herrschende gewesen war. Hutton hatte schon 1788, durch mancherlei Beobachtungen und Thatsachen unterstützt, nachzuweisen gesucht, dafs die granitischen Gesteine nicht das älteste Gezimmer der Erde bildeten, nicht auf Neptunische Art durch Niederschlag entstanden seyn könnten, sondern durch Schmelzung auf Vulkanische Art und zu verschiedenen Zeiten, ihren Ursprung genommen haben werden. Nur einer seiner Freunde, Playsair, wagte eifrig diese Ansicht zu vertheidigen, übrigens blieb sie sehr lange fast unbeachtet, bis man neuerlich anfing sie zu berücksichtigen und man fand, dafs eine Menge Thatumstände sie wirklich bestätigten und dafür sprechen: dafs das sogenannte Urgebirge und alle krystallinischen Gesteine durch Umbildung und zum Theil in einer neuen Epoche entstanstanden seyn werden.

Auch in Hinsicht der Flötzstraten trauete man nun seinen Augen mehr, als früher; es ergab sich: dafs die

Digitized by Google

Thüringsche Flötzreihe lange nicht ausreiche; dafs der Muschelkalk durch die Keuperformation bedeckt werde, auf die sich das Juragebilde auflege, und dafs man von den sogenannten aufgeschwemmten Massen eine Reihe von tertiairen Gebilden zu trennen hatte; dafs ferner die Petrefacte, die Werner ganz bei Seite geschoben, ein höchst wichtiges Hülfsmittel für den Geognosten lieferten. In England und Frankreich erschienen genaue, geognostische Locaibeschreibungen die nun auch eine nähere Vergleichung dieser Länder mit Deutschland möglich machten, so dafs anstatt früher unsere positive Geognosie fast nur auf Thüringen beschränkt und gleichsam in ein gewisses System gebannt war, sie sich gegenwärtig über das ganze nördliche Europa ausgebreitet hat und ihrer Fesseln ganz entledigt ist.

Da von dem alten Wernerschen Gebäude so wenig nur noch stehen geblieben ist, da das alte System in seinem Innersten erschüttert wurde, das für die Grundfeste angenommene Gebilde zum Theil als ein neues anerkannt ist, so ist es nicht auffallend, dafs in der revolutionairen Zeit dieser Umbildung sehr wenige, allgemeine systematische Werke erschienen, denn das Alte zu vertheidigen war nicht wohl möglich und das Neue mufste, vorzüglich für den Unterricht, erst näher begründet werden.

In keiner Wissenschaft sind daher wohl so wenige Lehr- und Handbücher erschienen, als während der letzten 10 Jahre in der Geognosie. Nach und nach beginnt nun diese Uebergangs-Periode aufzuhören; es hat sich ein neues System consolidirt, nicht durch die Schule eines Ortes, durch das Organ eines Lehrers, sondern durch allgemeine Uebereinstimmung der Männer vom Fache. Beide eingangs genannte Handbücher der Geognosie sind jetzo seit Kurzem erschienen und zeigen, dafs der Weg nun wieder geebnet ist, und bald werden diesen gewifs mehrere folgen.

So bequem und leicht es sonst war, ein solches Handbuch zu schreiben, da das System als gegeben angenommen wurde, so schwer ist diefs jetzt, denn man verlangt: dafs die Verhältnisse aller bekannten Länder, in petrographischer und petrefactologischer Hinsicht auf einander bezogen, mit einander verglichen werden, und hält das Werk für desto gründlicher, je umsichtiger diefs geschiehet und je natürlicher die Gruppen erscheinen.

Wir wollen jetzo jedes der erwähnten Werke näher betrachten.

1. Brongniart's *tableau des Terrains:* ist auch gleichzeitig Deutsch in einer sehr guten, von v. Kleinschrod in München gefertigten Uebersetzung erschienen, die das Original sehr treu giebt, ohne Etwas zuzusetzen oder wegzulassen. Einer der würdigsten Veteranen der Wissenschaft, seit 30 Jahren ein rastloser Beobachter der Natur, giebt hier die erste allgemeine, systematische, ausgeführte Geognosie, im Geiste der neuen Schule, die oben angedeutet wurde, und entwickelt hierbei noch ganz die Frische der Jugendkraft. Es ist diefs nicht ein Lehrbuch, bestimmt als Leitfaden bei Vorträgen, sondern ein mehr für Männer von Fach geschriebenes Werk, reich an feinen Beobachtungen und Combinationen, welches man mit grofser Befriedigung aus der Hand legt und von dem zu vermuthen war, dafs es vielfach benutzt werden würde.

Der Verf. theilt sein Werk in 3 Capitel; das erste enthält die *Considerations générales*, das zweite und ausführlichste das *Tableau générale de Divisions, Classes et Ordres des Terrains*, das dritte, die *Tableaux des Corps organisés fossiles, rapportés aux Classes, Ordres et Groupes;* wo in 28 Tabellen die Petrefacte aus den verschiedenen Formationen und Gebilden, ganz in Gemäfsheit der neuen Nomenklatur, mit Angabe des Fundortes und des Bestimmers aufgezählt werden. Da wir bisher keine ähnlichen, allgemeinen Uebersichten von dem petrefactologischen Character der Formationen, im Geiste der neuern Petrefactenkunde hatten und da eine solche Arbeit eben so mühselig, als für die Geognosie wichtig ist, so mufs man gewifs dem Verf. dafür den besten Dank sagen; er hat hier eine Grundlage gegeben, die leicht verbessert und erweitert werden kann.

Ohne Zweifel ist das geognostische System im vorliegenden Werk dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäfs abgefafst, es sondert die Neptunischen und Vulkanischen Gebilde, es hat das alte System um vieles erweitert, ist sehr ausführlich bei den neuesten, jetzo sich bildenden Straten, vergleicht meist sehr richtig die Straten von sich sehr fernen Gegenden, und enhält mehrere sehr schätzenswerthe Episoden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

1) *Alexandre Brongniart: Tableau des Terrains qui composent l'écorce du Globe, ou Essai sur la Structure de la partie connue de la Terre.*

2) *Rozet, cours élémentaire de Geognosie.*

(Schluſs.)

Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehört eine neue Namenklatur, die das Studium des Buches ganz ungemein erschwert, die, weil sie bedeutungsvoll und wissenschaftlich gebildet seyn sollte, nicht kurz und nicht leicht in andere Sprachen zu übertragen ist, und daher schwerlich allgemeinern Eingang finden wird.

Der Verf. theilt zuvörderst alle Straten in zwei groſse Gruppen, in die der jetzigen und der vorhergegangenen Zeit, indem zwei Haupt-Perioden in der Geschichte der Erde angenommen werden, die *Periode actuelle* und *saturnienne*. Pg. 30. sucht er ausführlich seine dieſsfalsige Ansicht zu entwickeln: daſs nämlich die frühern, gährenden Zeiten der Erde ganz durchaus verschieden waren von der jetzigen ruhigen Periode, wo sich nichts mehr bilde, was nur *comparable aux plus petits phénomènes du même genre de la Periode saturnienne* sey: Ref., nur an die Korallenriffe erinnernd, hegt in dieser Hinsicht eine ganz entgegengesetzte Ansicht, überzeugt, daſs die Erde jetzo eben so wirke und bilde, als in der frühern Periode, doch ist hier nicht der Ort, in deſsfalsige Erörterungen einzugehen.

Sehr richtig gewiſs wird Pg. 4. der Begriff von Formation fixirt, als eine Reihe von Felsarten, welche unter sich keinen weitern Zusammenhang haben, als daſs sie während einer der groſsen Perioden oder Epochen der Erde abgesetzt sind. Den Ausdruck *Terrain* nimmt der Verf. für synonym mit *Formation*, eigentlich mit *grande formation*, führt aber diesen Begriff nicht consequent durch sein *Tableau* durch. Die jetzige Epoche kann, dem gegebenen Begriffe nach, doch nur eine Formation bilden, gleichwohl werden hier die mechanischen, chemischen und pyrotypischen Gebilde einer Zeit, als die 3 ersten Formationen oder Terrains dargestellt. Nun folgt als die 4. Formation das *Diluvium*; als 5. Format. oder *Terrain Yzémiens* werden alle Gebilde vom obersten antediluvianischen Süſswasserkalke, bis zur Grauwacke zusammengefaſst und es entspricht dieses Terrain offenbar der ganzen ehemaligen Classe der Flötzgebirge, während das 6. Terrain ziemlich das Wernersche Uebergangsgebirge und das 7. Terrain einen groſsen Theil des ehemaligen Urgebirges, das 8. und 9. die sogenannten Urgebirge und die Vulkanischen Gebirge umfaſst. So lange man der Meinung war, daſs die krystallinischen Gesteine das wahre Urgezimmer der Erde bildeten, aus dem, auf meist mechanische Weise, in neuern Epochen, die jüngern Straten entstanden wären, hatte die Aufstellung der Classen von Ur- Uebergangs- und Flötzgebirgen einen klaren Sinn; betrachtet man aber die krystallinischen Massen mehr als Plutonische Straten, so läſst sich die Abtheilung in jene Classen nicht wohl halten, wenn man diesen auch neue Namen giebt. Was als *Terrain Yzémien* zusammengestellt ist, begreift offenbar viele Formationen, diese werden auch nicht in Abrede gestellt und treten nur als Unter-Abtheilungen auf; es werden unterschieden 1) *Ter. Yzémiens thalassiques*, oder die Straten, die wir bisher tertiair nannten; 2) *Ter. Yzém. pelagiques*, die Straten des jüngern Flötzgebirges, das groſse Kreide- und Juragebilde, und 3) die *Ter. Yzém. abyssiques*, oder das ältere Flötzgebirge bis zur Grauwacke. Pag. 231. entwickelt unser Verfasser zwar ausführlich seine Gründe, warum er die ältere Flötzreihe mit dem Lias beginnt, diesen vom Jurakalke trennt und ihn dem Keuper anreihet; diese Gründe haben jedoch Ref. nicht befriedigend geschienen, dann der Keuper, der an die ältern Sandsteine sich anschlieſst, ist offenbar ein Gebilde des festen Landes, während der Lias als auflie-

Digitized by Google

gendes Meergebilde erscheint, welches sich unmittelbar an den Jurakalk anschliefst.

Die ältern Epochen der Erde können wir nur allein, aus den in diesen erzeugten verschiedenartigen Straten erschliefsen. Wir finden nun das älteste Meerkalkgebilde (den Bergkalk) mit der Steinkohlenformation, offenbar einem Landgebilde, überlagert, das Meer mufste sich daher gewaltig zurückgezogen haben, defshalb meint Ref. dafs man mit der alten Steinkohlen- oder Gritformation, die erste Epoche oder Formations-Gruppe zu schliefsen hätte.

Die neue Epoche begann mit einem Steigen des Meeres, da sich im Hangenden der Steinkohlen der Zechstein und Muschelkalk bildeten, diesen folgt wieder ein Landgebilde, der Keuper, ganz der Gritformation analog, welcher daher die 2. Epoche oder Formationsreihe schliefst.

Das Meer stieg nun zum dritten Male an, da es im Hangenden des Keuper den Lias und Jurakalk mit seinen Korallenriffen erzeugte; diesem folgt wieder ein verbreitetes Landgebilde, welches man mit dem Namen der Gaultformation bezeichnen könnte, das den Gault, Wealdclay, Ironsand, einen grofsen Theil der Molasse u. s. w. umfafst, und das die 3. Epoche oder Formations-Reihe schliefst.

Als das Meer zum 4ten Male stieg, bildete sich im Hangenden das Gault, die Kreide und das Alpenkalkgebilde, dem als Landgebilde die Formation des plastischen Thones und der Braunkohlen folgt, welche diese Epoche und die 4te Formations-Gruppe beschliefst.

Referent glaubt: dafs auf diese Art die Formationen klar und geologisch sich abtheilen lassen und indem er seine Ansicht öffentlich ausspricht, wünscht er, dafs sie durch Al. Brongniart selbst, für den er die innigste Hochachtung hegt, geprüft werden möge.

Wenn wohl Referent gern sich noch einige Bemerkungen erlaubte, da er z. B. gar nicht einverstanden ist mit der Einordnung und Deutung der Alpinischen Gebilde, so mufs er doch hier abbrechen und bemerkt nur: dafs ohne Zweifel das vorliegende Werk ebenso werthvoll als empfehlungswürdig ist.

2) *Rozet, cours élémentaire de Geognosie.* Der Verf., *Lieutenant général au corps royal des Ingenieurs géographes*, wurde, laut der Vorrede, beauftragt, im *depot général de la guerre* einen Cours der Geognosie vorzutragen und dann veranlafst, diesen drucken zu lassen. Ich habe — heifst es Pg. 6. — gesucht so deutlich als möglich die Principien der Geognosie vorzutragen, indem ich die Ideen der gröfsten Geognosten combinirte, die ich zum Theil wörtlich aufnahm; meine eigenen Ideen habe ich denen jener berühmten Männer beigefügt, nur, wenn es ohnmöglich war, es anders zu machen.

Welche grofse Theilnahme die Geognosie sich bereits erworben hat, gehet daraus hervor, dafs sie jetzo in Paris einem Kreise von Officieren vorgetragen wird, die wieder ihrerseits besonders geeignet sind, diese Scienz zu bereichern, da ihr Beruf sie in viele, oft sehr entfernte Gegenden führt, und ihnen meist Mufse genug bleibt, Beobachtungen anzustellen.

Unser Verfasser, der bald nach Beendigung seines Werkes als Geognost der Expedition nach Algier zugetheilt wurde, hat auch seinerseits den ihm gewordenen Auftrag vortrefflich ausgeführt, und einen Abrifs der Geognosie gegeben, der dem Stande der Wissenschaft gemäfs und ganz dem Kreise angemessen erscheint, für den er abgefafst wurde; sein Werk ist nicht, wie das Brongniartsche, eigentlich für Männer von Fach geschrieben, sondern für Anfänger und zum Unterricht.

Auf die Einleitung folgt eine allgemeine Betrachtung über die Atmosphäre, das Wasser, die Erde, ihre Unebenheiten und ihre innere Structur; dann wird (nach Brongniart) eine methodische Tabelle über die wichtigsten Mineralgattungen und Gebirgsarten geliefert, von der Art gehandelt, wie diese Mineralien Gebirgsgesteine bilden, und von den Gruppen, zu welchen sich diese vereinigen, wobei der Begriff von Formation als eine Vereinigung von Straten bestimmt wird, die so unter sich verbunden sind, dafs sie ohne Zweifel durch einen gemeinschaftlichen Zusammenflufs von Umständen gebildet wurden; die Verbindung mehrerer Formationen bildet ein Terrain.

Von Pg 161—408 folgt nun die Beschreibung der Formationen selbst nach folgender Anordnung.

A. Neptunische Epochen:

I. Classe. Formations metazoiques.

1. *Epoq. Terrain postdiluvien*, die jetzo sich bildenden Straten.

2. *Epoq. Terr. diluvien, Grand*, Knochenbreccia etc.

3. *Epoq. Terr. tertiaires*, als *a*) Süfswasserformation, *b*) Sandstein von *Fontainebleau*, *c*) Knochengyps, *d*) plastischer Thon.

4. *Epoq. Terr. secondaires*, als: *a*) Kreide mit

Digitized by Google

Grünsand, Gault etc. *b*) die Süfswasserformat. mit *Wealdclay*, *Jronsand* etc. *c*) *Portland Oolite* mit *Kimmeridgeclay*; *d*) *Coralrag* und *Oolite* von *Mortagne*, *e*) *Oxfordclay* und Thon von *Dives*; *f*) *Great Oolite*, Jurakalk und *Under Oolite*, *g*) *Lias*, *h*) *Keuper*, *i*) Muschelkalk, *k*) bunter Sandstein, *l*) Zechstein und *Magnesia limestone*.

5. *Epoq.* oder Uebergangsgebirge; *a*) grofse Kohlenformation, bedeckt oft durch Rothliegendes und Porphyr, *b*) Bergkalk, *c*) *old red sandstone*, *d*) Porphyr, Syenit, *e*) Uebergangskalk, *f*) Psammit, aus den Apenninen, Amerika etc., *g*) Ophit.

II. Classe und 6. *Epoq. Formations prozoïques*, als die schiefrig kalkigen Gesteine, Serpentin, Glimmerschiefer, Gneis, Granit, Syenit.

B. Vulkanische Epochen.

1) Epoche der Trachytformation, 2) der Basaltf. 4) der ausgebrannten Vulkane, 4) der thätigen Vulkane. Ueber die Ursache der Vulkane und Erdbeben, nach Cordier.

Eine grofse Aehnlichkeit mit dem Systeme Brongniart's ist nicht wohl zu verkennen, von dem jedoch die neuen Namen nicht angenommen wurden; die Flötzgebirge bilden dort, wie hier, eine einzige, wohl zu grofse Epoche; die Steinkohlenformation reihet unser Verfasser dem Uebergangsgebirge an, aber gewifs mit viel wenigerem Rechte verbindet er mit diesem das Todtliegende und trennt diefs vom Flötzgebirge. Die krystallinischen Gesteine, die der 5ten und 6ten Epoche einverleibt werden, dürften aber grofsentheils viel neuerer Entstehung sein. Die Petrefacte sind wenig speciell behandelt, aber eine interessante Zugabe ist ein weitläuftiger Auszug aus Elie de Beaumont's grofser Abhandlung über die Revolutionen der Erdrinde, welche während des Abdruckes erschienen war.

Keferstein.

LX.

Histoire critique du Gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne. Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et des belles-lettres par M. Jacques Matter, professeur de l'Académie royale de Strasbourg. Paris, chez F. G. Levrault. 2 Vol. avec 1 Vol. planches.

Erster Artikel.

Es ist ein ebenso anziehendes, als belohnendes Geschäft, den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes nicht nur im Allgemeinen, wo dessen innere Nothwendigkeit leichter einleuchtet, sondern auch bis in's Einzelne, wo er oft mit der seltsamsten Willkührlichkeit zu verfahren scheint, zu verfolgen, und auch hier, wenn gleich in gebrochenen Strahlen, das ewige Licht der Einen Wahrheit in dem bunten Farbenspiele wiederzufinden. Stellt man diese Forschung mit dem gebührenden Ernste an, ist sie nicht blos von einer wunderlichen Laune hervorgerufen, die im Gefühl eigener Leere sich zu überzeugen wünscht, dafs alle früheren Bestrebungen ebenso leer gewesen, als die ihrigen, oder von einer ebenso nichtigen, selbstseligen Erhebung über einst bedeutende, wenn auch längst überwundene Gegensätze: so kann es nicht fehlen, dafs des Geistes Macht, mit welcher er das Verschiedenartigste, ja Widerstrebendste sich anzueignen und gleichsam unterthan zu machen weifs, nicht nur eine interessante, sondern selbst eine ehrfurchtgebietende Erscheinung abgeben wird. Es ist nicht immer grillenhafter Eigensinn, es ist oft auch innere Nothwendigkeit, welche ihn treibt, die verschiedenartigsten Elemente je zuweilen auf die abenteuerlichste Art in eine Einheit zu verbinden; es geschieht daher nicht selten, dafs gerade an dem Fremdartigsten, welches der Auflösung der Gegensätze in die Eine Wahrheit am starrsten widerstrebt, sich des Geistes Kraft gerade am Gewaltigsten offenbart. Dies gilt aber vorzugsweise in Beziehung auf den Kampf, wodurch das Christenthum allmählig den verschiedenen fremdartigen Richtungen aller Zeiten seit seinem Eintritte in die Welt seinen mächtigen Stempel aufgedrückt hat. — Daraus vorzüglich erklärt sich das grofse Interesse, welches neben der Geschichte der Verbreitung des Christenthums auch insbesondere die der Sekten für jeden tieferen Forscher hat, dessen Auge nicht durch Vorurtheil verschlossen oder geblendet ist. In Christus ward der Geist in seiner ganzen göttlichen Macht offenbar; seit der Menschwerdung Gottes wirkt nicht mehr einzelne zufällige Individualität, sondern der heilige, die ganze Welt umgestaltende Geist Gottes alle Veränderungen auf dem Gebiete des Geistes. Dieser konnte aber, da er unter der Form des Werdens eintrat, den Gesetzen der menschlichen Entwickelung gemäfs nur allmählich die frühere Welt besiegen und durchdringen. Daher kam es denn, dafs Viele, welche noch in den Banden der alten Weltordnung befangen waren, doch vom ge-

Digitized by Google

waltigen Wehen des christlichen Geistes ergriffen wurden, und nur versuchten, ihre alten Ueberzeugungen mit den ihnen neuaufgegangenen Ahnungen in Einklang zu bringen. Dies mufste, da der reine Gedanke in einem solchen Zwiespalt nicht ergriffen werden konnte, so geschehen, dafs die Phantasie sich des im Widerstreite begriffenen Stoffes bemächtigte und oft eigenmächtig die zwischen beiden liegenden Lücken ausfüllte; dadurch entstanden jene Träume und Einbildungen, welche die Anfänge der christlichen Kirchengeschichte, besonders in Hinsicht auf die ketzerischen Parteien, charakterisiren. In keinem Abschnitte der Ketzergeschichte tritt diese Erscheinung aber in gröfserem Umfange und einleuchtender hervor, als in der Geschichte der *Gnostiker*. Daher schien es zweckmäfsig, eine Beurtheilung der neuesten Schrift über diesen Gegenstand gerade mit dieser Betrachtung zu eröffnen, um den Gesichtspunct des Referenten sogleich im Eingange anzudeuten.

Auch der Verf. des vorliegenden Werks hat nicht unterlassen, auf diesen Ursprung des Gnosticismus aus dem Zusammentreffen des Christenthums mit den herrschenden Zeitrichtungen oder vielmehr aus dem Streben, beide zu vereinigen, hinzuweisen. In der allgemeinen Einleitung (Vol. I, p. 1—44.), welche das ganze Werk eröffnet, wird nach der Bemerkung, dafs das Christenthum die Gewähr seiner Göttlichkeit in sich selbst trage, darauf hingewiesen, wie es, obgleich göttlich geoffenbart, dennoch dem Gesetz des Werdens gemäfs, in seiner äufsern Erscheinung einem steten Wechsel unterworfen sei und immer neue Formen annehme, wenn auch der Keim derselbe bleibe. Beim Uebergange aber von einem System zu andern trete häufig Synkretismus hervor: aus einem solchen *entstand* auch der S. 18. kurz charakterisirte Gnosticismus, dem aber dennoch mit Recht an mehreren Stellen dieser Schrift entschieden *ein eigenthümliches beseelendes Prinzip* zugeschrieben wird, wodurch der Vf. sich (nach Hrn. Dr. Neanders Vorgange Kgsch. I, 2. S. 635.) rühmlich von vielen früheren Darstellern unterscheidet. Geistreich wird der Gnosticismus bezeichnet (p. 23.) als *la dernière apparition du monde ancien, venant pour lutter encore une fois avec son successeur, avant que de lui céder tout l'avenir*. Und dieser Gedanke ist nicht etwa blofs als ein flüchtiger Einfall hingestellt, sondern mit entschiedenem Bewufstsein durch das ganze Buch hier festgehalten.

Ehe nun der Verf. zur Behandlung der Geschichte selbst übergeht, wird noch eine nicht eben tief eingehende beurtheilende Nachricht über die bedeutendsten neueren Bearbeitungen und die Quellen, aus denen sie schöpften, gegeben (p. 24 ff.). Schon hier zeigen sich die Vorzüge und Fehler des Vfs. deutlich genug; denn neben der schriftstellerischen Gewandtheit, mit welcher er alles Einzelne zu verbinden, und wie diefs den Franzosen vorzüglich eigen ist, mit einer gewissen Zierlichkeit darzustellen weifs, vermifst man gar zu oft hinreichende Belege auch an solchen Stellen, wo schwankende Behauptungen zu stützen, neue Meinungen zu beweisen waren. Obgleich ferner der Verf. eine seltne Belesenheit, vorzüglich auch in *Deutschen* kirchenhistorischen und selbst entfernter liegenden Werken hat, so begegnet es ihm doch oft, dafs er in sehr bekannten Thatsachen irrt, wie wenn er zum Beispiel glaubt, Schleiermacher habe die *drei* Pastoralbriefe angefochten (p. 175.). Endlich hat er den Fehler, öfter, meistens ausschmückend, über die Quellen hinauszugehen, welches vorzugsweise Französischen Schriftstellern eigen zu seyn scheint, während Deutsche, wenn sie die Dürftigkeit der Quellen durch Vermuthungen ergänzen, wenn auch so kühn, wie Mosheim in seiner Geschichte der Ophiten, diefs doch ausdrücklich angeben. Diese letztere Eigenschaft hat für den Beurtheiler des Buches etwas besonders Unangenehmes, weil er sich dadurch leicht aufgefordert fühlt eine Menge von Ungenauigkeiten und kleinen Fehlern zu berichtigen, während er doch nicht immer sicher seyn kann, wie oft der Vf. nicht eine ihm unbekannte oder entgangene Quelle benutzt hat. Da diese Berichtigung aber hier die Absicht nicht seyn kann, so hält Ref. seine zahlreichen Bemerkungen in dieser Hinsicht grofsentheils zurück, und wendet sich nun dazu hin, die schätzenswerthe Schrift näher zu betrachten und mit seinen Bemerkungen zu begleiten, in der Hoffnung, dafs wenigstens in Deutschen kirchenhistorischen Populairschriften sich jene Fehler nicht als eine lästige Erbschaft aus einem Buche ins andre verpflanzen werden, da hier in den Forschungen eines Neander und Gieseler hinreichende Mittel zur Berichtigung der meisten derselben vorliegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Histoire critique du Gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne. Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et des belles-lettres par M. Jacques Matter.

(Fortsetzung.)

Die ganze Schrift zerfällt nach einem glücklich angelegten Plane in drei Hauptabtheilungen, deren *erste* (p. 45—235.) den *Ursprung des Gnosticismus* behandelt, so wie die *zweite* und mit Recht weitläuftigste (I. p. 236— II, 316.) die *Geschichte der hauptsächlichsten gnostischen Sekten und Schulen*, der *dritte* aber (317—481) eine Auseinandersetzung des *Einflusses, welchen die Gnostiker auf die übrigen religiösen und philosophischen Sekten ihrer Zeit geübt*, enthält. Schlufsbetrachtungen beendigen den zweiten Band, welchem sich noch ein dritter anschliefst, welcher aber nur den Steindrücken und ihrer Erklärung gewidmet ist.

Der erste Abschnitt: *Origine du Gnosticisme* zerfällt wieder in drei Kapitel, deren erstes von den Spuren des Gnosticismus, oder doch den Vorbereitungen dazu in der vorchristlichen Zeit, das zweite von denen in der christlichen Urzeit, das dritte und längste von den ersten gnostischen Sektenhäuptern nach der Stiftung des Christenthums handelt.

Sogleich beim Anfange dieses Abschnitts zeigt sich die richtige, wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochene Voraussetzung, dafs der menschliche Geist sich nicht nach Zufälligkeiten, sondern nach einem ewigen Gesetze entwickele, dafs man daher, um die Entstehung und Bedeutung des Gnosticismus zu erkennen, höher hinaufsteigen und, da die Sprachgeschichte die älteste und sicherste Geschichte der Ideen sei, zuerst diese befragen und die verschiedenen Bedeutungen des Worts γνῶσις untersuchen müsse. Diefs thut der Verf. denn mit ausgezeichneter Gelehrsamkeit, nicht aber mit ebenso viel Klarheit und Methode, wie denn überhaupt schon hier der Mangel an philosophischer Durchbildung bei demselben nicht zu verkennen ist (vgl. auch II, p. 484—87. vgl. 486. 413. not. 3.).

Bei Pythagoras und Plato, über welche in gewöhnlicher Unbestimmtheit herumgeredet wird, werde das Wort γνῶσις zuerst in einer besonderen Bedeutung als *contemplation et étude de l'éternel* angetroffen; Ref. besorgt aber, dafs der Vf. hier ins Wort hineinträgt, was erst in den beigefügten näheren Bestimmungen liegt: an sich bezeichnet Gnosis bei ihnen wohl nicht *science supérieure*. Passend wird aber schon hier auf den durch das ganze Alterthum hin so höchst wichtigen Unterschied zwischen exoterischer und esoterischer Lehre hingewiesen, welchen Pythagoras, wie es scheint, zuerst aus den Mysterien, also von dem religiösen Gebiete, wo er von jeher eine grofse Rolle spielte, auf das philosophische oder das der Schule übertrug. Es liegt überdiefs der menschlichen Eigenliebe gar zu nahe, den Unterschied, der sich zwischen höheren, geistigen und auf das Niedere gerichteten Naturen unleugbar findet, zu einem absoluten zu machen, als dafs diese Erscheinung nicht, wenn auch unter immer neuen Gestalten, in der Geschichte des menschlichen Geistes fortwährend wieder hervortreten sollte. Darf man nun den Ursprung der *Gnosis* auch nicht geradezu hieraus ableiten, so kann man doch zuversichtlich behaupten, dafs er ohne diesen Grundirrthum gar nicht möglich gewesen wäre: der Einzelne hätte im Glauben der Gemeine immer eine Schranke seiner Willkür gefunden.

Die Fäden, aus welchen weiter das ganze Gewebe der Gnosis gesponnen ward, entwickelt und entwirrt der Verf. recht gut. Die altgriechische Philosophie nebst ihrer besonderen Gestaltung in Alexandrien; die Lehren des Morgenlandes, besonders die der Perser; die der jüdischen Sekten, wie sie vorzüglich aus der Alexan-

Digitized by Google

drinischen Uebersetzung des A. T., der Kabbala und dem Talmud, welche mancherlei Rückschlüsse erlauben, erkannt wird, sind ihre Hauptelemente, welche der christliche Geist, aber mit einseitiger Richtung auf die Erkenntnifs, ergriff und zu einem Ganzen gestaltete. Im Einzelnen ist hier die Untersuchung vom Vf. nicht weiter geführt, ja in manchen Puncten kaum nur so weit sie bisjetzt gediehen ist, hinreichend verarbeitet. Namentlich gilt diefs für die Darstellung von Philos Systana (p. 60 ff.), in Beziehung auf welches wir mit Verlangen den weiteren Aufklärungen entgegensehen, zu welchen Hr. Prof. Grofsmann in Leipzig Hoffnung gegeben und durch seine trefflichen *Quaestiones philoneae* zu der Erwartung berechtigt hat, dafs wir endlich einmal eine genügende Darstellung der Lehren dieses merkwürdigen Alexandrinischen Plato erhalten werden. Von seinem Vorgänger Aristobul weifs der Vf., wie es Ref. scheint, fast zu viel. — Das Buch der Weisheit ist schwerlich Alexandrinischen, sondern wahrscheinlich Hellenistischen Ursprungs (vgl. Baumgarten-Crusius Bibl. Theol. S. 96.). Schwerlich möchte dem Vf. zugegeben werden, dafs das Judenthum je vorherrschende Neigung zum Synkretismus gehabt (p. 74. 91.), wenn die Juden in Alexandrien auch die in dieser Stadt herrschende synkretistische Richtung theilten. Wenn die Chaldäischen Vorstellungen dennoch Eingang fanden, so erklärt sich diefs daraus, dafs sie in manchen jüdischen Vorstellungen geeignete Anknüpfungspuncte fanden, und überdiefs so tief ins Leben der Völker, unter welchen die Juden lebten, verwachsen waren, dafs der Einflufs fast unmerklich vor sich gehen und daher weniger Widerstand finden konnte. Jener Einflufs bestand aber überhaupt, wie der Verf. auch anerkennt (p. 85.), nicht darin, dafs fremde Vorstellungen aufgenommen, sondern vielmehr darin, dafs durch deren Einwirkung die eignen den in ihnen verborgenen Keimen gemäfs, z. Th. ähnlich, entwickelt wurden. So liegen zur späteren jüdischen Dämonologie alle Keime schon in den vorexilischen Büchern vollständig vor, welches hier nicht weiter entwickelt werden kann. Wenn der Vf. behauptet, dafs die Exilirten weniger von den eigentlichen Anhängern Zoroasters, als von den nicht mit ihnen Einverstandenen gelernt haben sollen, könnten andre Stellen (p. 86. not. 3. p. 89.) zu widersprechen scheinen; doch läfst der Widerspruch sich heben, wenn diefs selbst als ein Empfangen Zoroastrischer Lehren durch Vermittelung derer, welche ihnen im Ganzen nicht beipflichteten, verstanden würde; und diefs ginge recht gut an, weil dieselben im gesammten alten Morgenlande den gröfsten Einflufs hatten. Wir möchten demnach die Behauptung vom Synkretismus der Juden in die entgegengesetzte verwandeln: selbst was die Juden fremdher aufnahmen, verarbeiteten sie zuvor nach dem eigenthümlichen Prinzip ihrer Religion. Sonst wäre auch Plato ein Synkretist, weil er manche aus dem Morgenlande entlehnte, oder besser durch morgenländische Lehren in ihm erweckte, Ansichten in sein System aufnahm. — Uebrigens strebten die wirklich synkretistischen Juden in Alexandrien gewifs nicht so sehr die Lehren des Orients mit den Griechischen Traditionen (p. 93.), als ihre heiligen Bücher mit ihrer durch Griechische Philosophen gewonnenen philosophischen Ueberzeugung in Einklang zu bringen.

Da der Gnosticismus zu der Reihe derjenigen Speculationen gehört, welche dem Streben, das Dasein des Bösen in der Welt zu erklären, ihr Dasein verdanken, hätte der Verf. bei Untersuchung über dessen Entstehung (wobei er auf den freilich wichtigen Unterschied zwischen Esoterischem und Exoterischen doch allzu grofses Gewicht zu legen scheint) eher vom Dualismus, als vom Monotheismus ausgehen sollen.

Der Einflufs des Parsismus und derjenigen Ansichtsweise, aus welcher später die Kabbala hervorging (dafs diese selbst jünger sei, erkennt der Verf. p. 94. an,), wird im Ganzen treffend gewürdigt. Nur benutzt der Verf. seine eigenen, richtigen Bemerkungen nicht immer hinreichend, um daraus die richtigen Folgerungen abzuleiten; sonst würde er z. B. da er erinnert, dafs die emanatische Ansichtsweise, die Lehre von einer völligen Besiegung des Bösen, und einer dereinstigen Wiederherstellung der Harmonie der Welt im ganzen Morgenlande allgemein verbreitet war, nicht nöthig gefunden haben diese aus einem einzelnen bestimmten Systeme, dem des Zoroaster, zu den Juden gelangen zu lassen (Vgl. p. 75 und 109 mit p. 105 not. 1.). Auch hätte Daniel, dessen Aechtheit doch nicht bezweifelt wird (p. 94), billig nicht zu sehr zum Kabbalisten gemacht werden sollen. Der Talmud hat wohl nur einem geringen Theile nach ein so hohes Alter, wie der Verf. ihm anzuweisen geneigt ist (S. 112.). *Lewalds* treffende Bemerkungen über diese Gegenstände hätten hie und da noch etwas mehr berücksichtigt werden können.

Digitized by Google

Das zweite Kap. (122—180) enthält *Traces des doctrines gnostiques depuis l'établissement du christianisme.* Hier ist hinsichtlich der Annahme von Spuren der Gnosis im N. T. die gröfste Vorsicht nöthig, damit man nicht unwillkürlich Späteres, welches sich vielleicht an Ausdrücke der Schrift anschlofs, in jene älteste Zeit hineintrage. Es mufs aber besonders scharf zwischen der scheinbaren Einmengung gnostischer Ideen in die Lehre der Bibel selbst, welche Manche annehmen, und dem Erscheinen derselben bei den hie und da darin bekämpften Gegnern unterschieden werden. Dem Verf. ist dies auch nicht ganz entgangen (p. 123), hätte er es aber streng durchgeführt, so würde er 1. Cor. VIII, 7. (p. 127.) nicht durch *la science la plus parfaite* erklärt haben, sondern als rechte Einsicht, um sich nämlich vor Theilnahme am Götzendienste zu bewahren. 1 Cor. II, 14. ist überhaupt nicht das Wort γνῶσις, sondern σοφία gebraucht, welches ganz davon getrennt hätte gehalten werden sollen (p. 128.).

Die Erklärung der Entstehung der Nazaräischen Sekte dürfte dem Vf. wohl nicht so gut gelungen seyn, als Neander (Kgsch. I, 2. S. 620. 28.). Was aber die Gegner anlangt, welche die Apostel bekämpften, so spricht der Vf. hinsichtlich deren wohl etwas zu zuversichtlich (p. 129.), indem man sich hier doch mit blofsen Vermuthungen behelfen mufs. So z. B. kann man 2 Cor. XI, 14. unter dem Teufel in Engelsgestalt auch mit Leun die Schlange verstehen, deren Erscheinung durch jüdische Mährchen mannigfach ausgeschmückt ward; dann fiele darin die Zurückführung auf ein Zoroastrisch-gnostisches Element ganz weg (p. 134.). Ebenso ist die Erklärung von μύθοι καὶ γενεαλογίαι ἀπέραντοι 1 Tim. I, 2—4. (p. 139.) durch *théories d'émanation des éons sephiroth* zwar nicht ohne Wahrscheinlichkeit, aber doch keineswegs so sicher, wie der Vf. sie ausspricht. Unbedenklicher darf man die ψευδώνυμος γνῶσις durch allerlei aus der morgenländischen Philosophie oder lieber Kosmogonie entstandene Spekulationen erklären (p. 140.), von denen man auch Spuren findet bei den in den Briefen an die Ephesier und Kolosser bekämpften Gegnern. Im Brief an die Hebräer kann Ref. dagegen weder Gnosticismus, noch dessen Gegensatz entdecken; die Ausdrücke, welche der Vf. (p. 150.) so deutet, sind aus jüdischen Volksvorstellungen zu erklären, vielleicht auch zum Theil aus Philo hergeflossen. Eher könnte der Brief Judä (V. 8. Herder zieht auch V. 9. hierher) gnostisch gedeutet werden. Die Unsicherheit vom zweiten Brief Petri hätte den Verf. zur Trennung beider in der Behandlung veranlassen können.

Im Evangelium Johannis (p. 154 ff.) findet der Vf. zuviel Gnosticismus, worin er freilich viele Vorgänger hat. Soll er denn im Gegensatze zu den Gnostikern Christi eigne Reden erfunden oder verändert haben? Soll z. B. das in sich ganz motivirte Gespräch mit der Samariterin (p. 159.) etwa defswegen so gehalten seyn, damit es künftig einmal zur Bekämpfung dieser Sekte dienen könnte? Die Logosidee lag im Hellenistischen Judenthum und den Targumin ihren Grundzügen nach vor (S. 165.).

Die Apokalypse, welche der Vf. recht hübsch bezeichnet als *composition tellement orientale, qu'il faudrait a l'occident une autre Apocalypse pour l'expliquer*, enthält wirklich so manches Gnostische, wenn man die Keime des späteren Gnosticismus, wie sie sich in den damaligen jüdischen Vorstellungen fanden, so nennen will. Der Vf. vergifst nicht zu erinnern, dafs die Gnostiker diesen für sie z. Th. passenden Darstellungen Manches entlehnten. Dafs hier ein Engel unter dem Namen χαρπίστης vorkomme (S. 172.), ist freilich nicht gegründet; allein derselbe mag doch immer aus den Attributen des Engels XIV, 15 ff. entlehnt seyn (V. 13. unrichtig erklärt). Der Satan wird nicht in einen Metall-, sondern einen Feuer- und Schwefelpfuhl hinabgestürzt. — Schwer ist zu begreifen, wie der Vf. alle Zweifel an dem Johanneischen Ursprung der Offenbarung für siegreich bekämpft ansehen könne; Ref. scheint eine neue gründliche Untersuchung darüber dringendes Bedürfnifs.

Zuletzt werden (p. 177—79.) Resultate aus diesen Untersuchungen gezogen, denen man meistens beistimmen mufs, da der Vf. hier manches Unbegründete und Halbwahre wieder fallen läfst. Die Spuren von sittlicher Indifferenz bei manchen Doketen im N. T., wie den Johanneischen, und den Ignatianischen Briefen hätten nicht ganz aufser Acht gelassen werden sollen.

Im dritten Kap. (S. 180—235.) wird von den ersten gnostischen Sektenhäuptern gesprochen, aber erst die richtige Bemerkung vorausgeschickt, dafs wir von diesen Vorläufern des Gnosticismus gewifs weit mehr wissen würden, wenn nicht Geschichte und Lehre der eigentlich christlichen Urkirche das Interesse der älte-

Digitized by Google

sten christlichen Schriftsteller fast ausschliefslich in Anspruch genommen hätte.

Uebrigens ist dieser Abschnitt nicht immer mit der nöthigen Kritik behandelt; dafs er wenig Neues enthält, kann ihm bei einem so oft durchgearbeiteten Gegenstande nicht als Fehler angerechnet werden. Ersteres zeigt sich schon beim *Euphrates*, tritt aber noch mehr beim *Simon Magus* hervor (S. 185.), wo eine *kritische* Geschichte um so nöthiger gewesen wäre, da solche phantastische Systeme, deren Existenz auf einer fortwährenden Verwechselung von Bild und Sache im Bewufstsein beruht, immer vielen Veränderungen unterworfen sind; freilich sind die Nachrichten, wenn auch ziemlich zahlreich, doch sehr dunkel und verworren. Treffend, fast witzig, wird er gleich im Anfang als ein falscher Christ, falscher Jude, falscher Prophet und falscher Messias, aber wahrer Gnostiker bezeichnet; ferner gesagt, die Lösung des grofsen Räthsels der Weltregierung sei das, worin Simon sich eigenthümlich zeige (S. 199.). Dafs *προύνικος* dabei im gewöhnlichen Sinne genommen wird, ist gewifs richtig: wie läfst sich aber erweisen, dafs Simon den Gott der Juden nur für einen Engel der Ennoia hielt? (S. 211.) welches der Vf. an einer Stelle (p. 192. not. 1.) auch nur für die Meinung Einiger hielt. Die sittlichen Grundsätze der Simonianer sind wohl nicht durchgängig gleich gewesen (S. 213.); vielleicht gab es schon unter ihnen antinomistische und zur Askese hinneigende Mitglieder. Kam Simon wirklich nach Rom, welches sich aber nach den vorhandenen Nachrichten bezweifeln läfst, welche vielleicht alle in Justins bekannter Verwechselung ihre Quelle haben: so war er darin allerdings Vorgänger mancher andern Gnostiker.

Menander, welcher vielleicht gar nicht einmal zu den christlichen Sektenstiftern gehört (Neand. Kgsch. I, 2. S. 780.), verdiente keine weitläuftigere Darstellung. Bei der Behandlung Cerinths (p. 220.) ist wieder allzukühnes Hingeben an Conjekturen sichtbar, namentlich bei Erzählung seiner Lebensumstände; schwerlich darf man ihn auch mit Recht als Vorläufer der Ebioniten betrachten. — Da Cajus eine Offenbarung des Cerinth erwähnt, welche dieser einem grofsen Apostel fälschlich zugeschrieben (*Euseb. H. E. III*, 28.), nach Dionysius von Alexandrien aber Manche die Apokalypse in unserm Kanon für ein Werk des Cerinth hielten (*ib. VII*, 25.), bleibt kaum ein Zweifel übrig, dafs auch Ersterer diese meint, deren Inhalt zu seinen Bezeichnungen pafst, wie sich auch nirgends eine Spur von einem andern von Cerinth verfafsten apokalyptischen Werke findet. — Ist Johannes Evangelium, woran man übrigens noch zweifeln darf, wirklich dem Cerinth und seiner Lehre polemisch entgegengesetzt, so ist die Polemik wenigstens eine ganz positive, fast unmerkliche, nur ein stiller Gegensatz zu dem auch in Ephesus wirkenden und nach kirchlichen Ueberlieferungen die Gemeine störenden Irrlehrer.

Zuletzt unter den Vorläufern des Gnosticismus wird Nikolaus genannt (p. 230.); da man aber seine Existenz nicht erweisen kann, hätten lieber die Nikolaiten statt seiner gesetzt seyn sollen. Wahrscheinlich war dieser Parteinamen anfangs blofs symbolische Bezeichnung zügelloser Verführer und eine aus Griechischer Uebersetzung des alttestamentlichen Namens Bileam entstandene Benennung, welche dann später entweder eine Partei sich selbst aneignete, oder durch ihre Gegner erhielt; wie oft sind aber nicht solche Spottnamen in Parteinamen übergegangen! Doch ist Ersteres wahrscheinlicher, da die Antinomisten gern verhafste Namen in Schutz nahmen (Kainiten). Daher möchten wir auch lieber sagen, die Nikolaiten seien durch den Einflufs der Gnosis *entstanden*, als *später* dadurch *modificirt* (II, p. 425 ff.).

Schliefslich bemerkt der Verf., dafs man in jenen Zeiten des Synkretismus, als die gnostische Denkart sich in den Umgebungen des Mittelmeeres bildete (lange vor 120—40) nicht hoffen dürfe streng abgegrenzte, am wenigsten eigentliche Systeme im Sinne des Abendlandes zu finden, sondern immer nur Ahnungen und oft grofsartige innere Anschauungen (p. 334.).

Im zweiten Abschnitt, welcher, wie billig, den Haupttheil des ganzen Werks ausmacht und den gröfsten Raum einnimmt (I. p. 236 — II, p. 316.) behandelt der Vf. die Geschichte der Haupt-Schulen und Sekten der Gnostiker. Das erste Kapitel (p. 236—54.) enthält eine allgemeine Klassification derselben. Hier stehen bekanntlich zwei in neueren Zeiten versuchte Eintheilungen einander gegenüber, deren eine den Charakter der Lehre, die andere die räumlichen Verhältnisse, in welchen diese Schulen vorkommen, zum Prinzip hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Histoire critique du Gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques de six premiers siècles de l'ère chrétienne. Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et des belles-lettres par M. Jacques Matter.

(Schluſs.)

Der Vf. zieht nach Geiseler die letztere Art der Eintheilung vor; doch weicht er, wie es scheint, zweckmäſsig in der Anordnung von ihm ab, indem er statt der *Aegyptischen* die *Syrischen* Gnostiker vorausstellt; unzweckmäſsig aber, indem er die Kleinasiatischen und Italischen oder wie er lieber will *Sporadischen* Gnostiker in die Mitte stellt; denn diese tragen offenbar schon den Charakter der Auflösung der gnostischen Partei an sich: sie kehrten nämlich von der übertriebenen Kühnheit freier phantastischer Speculationen zum moralischen Gesichtspunct zurück; und trotz der gerade entgegengesetzten Prinzipien gehören mit ihnen auch die antinomistischen Gnostiker in eine Kategorie. Könnte man diese Parteien der Zeit nach nur einigermaſsen scheiden, so wäre das dem Charakter der geschichtlichen Darstellung am angemessensten; aber dieselben laufen fast gleichzeitig neben einander her, nur mit der Ausnahme, daſs Syrien wohl mit Recht als das Vaterland aller Gnosis betrachtet wird, welches der Vf. mit Hinweisung auf Simon, Menander, Cerinth und einige sonst bekannte Erscheinungen zu erweisen sucht (p. 246—9.). Dabei darf man nicht auſser Acht lassen, daſs in einer Zeit, da die Empfänglichkeit für solche Eindrücke so groſs war, auch eine unbestimmte und halbe Nachricht gar wohl, wenn auch nicht ein System aus einem Lande ins andre verpflanzen, doch die schon vorhandenen Keime befruchten und zur eignen Bildung eines solchen veranlassen konnte, wobei denn die vielleicht nur halb verstandenen fremden Elemente, so gut es gehen wollte, mit verarbeitet wurden. Die Tradition der alten Kirche hat es wenigstens durchgängig so angesehen und die ganze gnostische Familie von einem Stamme abzuleiten gesucht. Da aber deshalb die Beziehung auf Länder als eine mehr zufällige erscheint — war doch Basilides höchst wahrscheinlich ein Syrer, ungeachtet Alexandrien das Feld seiner Wirksamkeit war — möchte Ref. der mehr innerlichen Abtheilung Neanders, nur in etwas anderer Gestalt, den Vorzug geben, so nämlich, daſs das Verhältniſs der Gnosis zur πίστις den Eintheilungsgrund abgäbe. Dann käme folgende Eintheilung heraus. 1) Solche Gnostiker, deren γνῶσις sich an die gemeine πίστις und daher auch an die Offenbarungen des A. B. näher anschlossen. 2) Solche, die γνῶσις als die wahre Erkenntniſs der falschen und beschränkten πίστις entgegensetzten. 3) Solche, welche durch Hinweisung auf den ethischen Grund eine Vereinigung von beiden zu bewirken suchten, aus der Gnosis daher die unnützen speculativen Bestimmungen, aus der Pistis die beschränkenden vom Judenthum entlehnten Vorstellungen zu entfernen suchten. Sollte diese Eintheilung zu künstlich erscheinen, so könnte man auch einfach bei dem von Neander aufgestellten Gegensatze stehen bleiben; nur müſste der synthetische Charakter der Marcionischen Schule dabei nicht zu sehr in Schatten gestellt werden.

Der Vf. beginnt also zweckmäſsig mit den *Syrischen* Gnostikern (Kap. II. S. 254—333.), wozu ihm die Vorläufer des Saturnin auf jeden Fall ein Recht geben, wenn dieser selbst auch nicht älter ist als Basilides. Eine Darstellung des Phönicischen Systems wird vorausgeschickt, dabei aber Sanchuniatons Kosmogonie, Ref. zweifelt sehr, ob mit Recht, ein höheres Alter zugeschrieben, als Zoroasters weit mehr verfeinerten Speculationen. Die vielen Namen aus den Phönicischen

Digitized by Google

Göttergeschlechtsregistern, die nichts erläutern oder aufklären, sind hier offenbar nur störend; die häufigen Anklänge aus der Griechischen Mythologie darin stammen gewiſs zum groſsen Theil wenigstens aus späteren Griechischen Umdeutungen her. Nachdem treffend als eine Eigenthümlichkeit Syriens angeführt ist, daſs es von jeher der Schauplatz einer beständigen Religionsmengerei gewesen, wird bemerkt, daſs Sanchuniatons Lehre, obwohl *partie intégrante des intuitions mystiques de l'antique Asie*, doch weit entfernt sei, bis an die Geistigkeit (*l'intellectualisme*) des Emanationssystems zu reichen (S. 259.). Der Annahme eines so hohen Alters widerspricht aber offenbar schon der vom Vf. anerkannte (S. 264.) gemischte Charakter dieses Systems. Sehr gut würdigt der Vf. den Einfluſs des Samaritanischen Synkretismus (S. 266.). — Uebrigens ist es bei der Verwandtschaft der meisten morgenländischen Lehren, zumal die Quellen für deren Kenntniſs sehr sparsam flieſsen, wohl unmöglich, auch nur mit Wahrscheinlichkeit den Einfluſs eines jeden derselben bis in Einzelne zu bestimmen.

Wie Saturnin (§. 2. p. 276.) das Dasein des Uebels erklärte, wissen wir leider nicht, und es fehlt uns damit eigentlich der nur durch Vermuthungen aufzufindende Schlüssel zu seinem System; deshalb verdient er aber doch des Vfs. Vorwurf (p. 284.) nicht, da wir gar nicht wissen, ob er sich überhaupt nicht darüber erklärt: wahrscheinlich ist es doch, daſs uns seine Erklärungen nur verloren gegangen sind. — Die Gründe, woraus Sat. Antijudaismus erklärt wird (p. 289.) sind zwar alle der Zeit, in welcher er lebte, gemäſs, aber nichts weniger, als historisch hinreichend begründet, und sicher nicht alle bei diesem einzigen Namen in Anwendung zu bringen. Das Charakteristische dieses Systems, welches darin besteht, daſs ihm die sieben Weltschöpfer in der Emanationsreihe auf der niedrigsten Stufe standen und ein Reich in die Finsterniſs hineingründeten, hätte hier vielleicht den sichersten Leitfaden abgegeben (p. 278. 79.). Er glaubte nämlich, daſs die vielen Anthropomorphismen und Gottes, wie er meinte, unwürdigen Darstellungen im A. T. hinreichend beweisen, daſs das jüdische Volk nur jene sieben Geister, nicht den Jehovah gekannt, daſs das Christenthum daher mit dem Judenthum im Gegensatze stehen müsse; doch hielt er die Weltschöpfer nicht für böse, nur für beschränkte Wesen. — Die Eheenthaltung seiner wahren Schüler, nicht bloſs einzelner Erwählter (p. 290. 91.) ist wohl nicht daraus zu erklären, daſs sie das Reich des Bösen nicht vergröſsern wollten, sondern aus Scheu der Berührung mit der bösen Materie. Irenäus sagt kurz: *nubere et generare dicunt a Satana esse.* Doch kommt auch jene Vorstellung oft bei den Gnostikern vor und man dürfte vielleicht beide verbinden.

Bardesanes (§. 3. p. 293.) stimmte mehr, als die meisten übrigen Gnostiker mit dem kirchlichen Lehrbegriff überein; aber dessen ungeachtet berechtigt uns nichts, anzunehmen, daſs er Anfangs orthodox war; zwar widerlegte er die Gnostiker, aber nur soweit seine Ansichten von denen der übrigen abgingen, während er nach gnostischer Weise seine eigenthümlichen Meinungen vor den Psychikern verbarg. Eusebius (H. E. IV, 30.) sagt ausdrücklich, er habe anfangs zu Valentins Schule gehört, nachher aber dessen Mährchen widerlegt. — Bei dieser Gelegenheit fordert der Verf. zu Monographien über die Edessanische und Nisibanische Schule auf, welche gewiſs sehr wünschenswerth wären. (δεκάνοι, das Syr. ܕܟܢܐ von ܕܟܐ *inspexit*, hat mit der Zahl Zehn durchaus nichts gemein p. 314.). — Nicht ganz genau sagt der Verf. (p. 323), B. habe die menschliche Freiheit aus der Verschiedenheit der in verschiedenen Gegenden herrschenden Sitte bewiesen. Nach seinen Fragmenten möchte Ref. seinen Gedanken vielmehr so nehmen: Die Freiheit werde dadurch bewiesen, daſs ungeachtet dieser verschiedenen Sitten die Christen sich doch überall von deren Miſsbräuchen frei zu halten wüſsten; ferner dadurch, daſs in denselben Gegenden Sitten und Gesetze verschiedener Parteien verschieden seien. Durch diese Vertheidigung der Freiheit, bemerkt der Verf., erwarb sich B. ein Verdienst um die Kirche, indem er dem aus Chaldäa eindringenden Fatalismus (S. auch p. 324. N. 1.) wehrte. — Die Meinung, daſs die Mosaischen Gesetze durch Vermittelung von Engeln gegeben worden, herrschte unter den Juden damals allgemein, konnte auch insbesondere in der Syrischen Kirche durch den dort sehr früh in hohem Ansehen stehenden Brief an die Hebräer verbreitet sein, so daſs man sie gewiſs nicht für eine besondere gnostische Hypothese halten darf (p. 325. not 4.). — Der Hauptgrund, weshalb diese gnostische Sekte sich nicht sehr weit ver-

Digitized by Google

breitete, war wohl, außer ihrem äußerlichen Anschließen an die Kirche, besonders der Gebrauch der Syrischen Sprache und die Entlegenheit Edessas als ihres Sitzes. Die Hymnen seines Sohnes Harmonius wurden von den orthodoxen Christen in der Edessanischen Kirche noch später allgemein gesungen, woraus sicher mehr als wahrscheinlich ist, daſs beide, Vater und Sohn, sich nie von ihr getrennt und ebenso wenig ausgestoſsen worden (p. 331. 32.)

Das dritte Kap. (S. 334—427 enthält die Geschichte der *gnostischen Sekten und Schulen Kleinasiens und Italiens.* Als Grundzüge dieser gnostischen Parteien werden: negativ, Gegensatz zum Chiliasmus und Judaismus, positiv, streng ascetischer Geist und auſserdem die Prätension eines kritischen Verfahrens hinsichtlich der heiligen Schrift angegeben. Die Behandlung der heiligen Schrift bei Marcion war aber gewiſs nicht aus bewuſstem Grundsatz oder dem Bedürfnisse der Sicherstellung des Scepters entstanden, gewiſs also keine kritische, und Ref. muſs sich nur wundern, wie die ganz überzeugende Beweisführung von Hrn. Dr. Hahn noch immer so viele Gegner finden kann, daſs selbst der sonst so scharfsichtige Recensent im Hermes (S. 13) den sonderbaren Einfall hat, Marcions Lehre schon als einen kirchlichen Reformationsversuch zu betrachten. Offenbar zielten alle seine Veränderungen im Texte darauf hin, die eigene schon im Voraus für wahr gehaltene Lehre zu vertheidigen.

Der Verf. behandelt bloſs kurz und vorläufig den Cerdo (p. 335), welchem er übrigens ohne hinreichende historische Beglaubigung Schuld giebt, das Evangelium des Lucas und die Paulinischen Briefe verändert zu haben, welches man erst von Marcion erweisen kann (p. 353). Hinsichtlich der dunkeln Lebensumstände dieses Mannes verfährt der Verf. wieder etwas unkritisch, indem er bloſse, wenn auch wahrscheinliche, Vermuthungen als Thatsachen vorträgt: wie, daſs Marcion mit seinem Vater vom Heiden- zum Christenthume übergetreten, dieser *wegen* seiner ausgezeichneten Frömmigkeit Bischof geworden u. s. w.; die Erzählung ferner, daſs Marcion eines fleischlichen Vergehens wegen, zu welchem eine anfangs schwärmerisch-fromme Verbindung mit einer Jungfrau Anlaſs gegeben, aus der Kirche gestoſsen sei, sollte nicht, noch dazu ein wenig über die Quelle hin ausgeschmückt, ohne Weiteres angenommen sein (p. 341 II, 312.), da keiner von M's. zahlreichen und bittern Gegnern jenen Vorwurf ausspricht, mit Ausnahme des späten unkritischen und leidenschaftlichen Epiphanius, (welchem Johannes Damascenus es nachspricht). — Daſs zu Sinope, wie der Verf. behauptet (p. 342. 3.) groſse Unwissenheit geherrscht, beweist wenigstens M's. gezwungene Exegese nicht; sie ist nicht eben schlechter, als die der meisten Ausleger jener Zeit und der Darstellung fehlt es nicht an Gewandtheit. — Der Verf. folgt in der Erzählung der Lebensmomente M's. auch hier Neander, nur mit dem Unterschiede, daſs er, was dieser vorsichtige Forscher bloſs als Vermuthung ausspricht, sogleich wie eine Thatsache vorträgt (p. 345. not. 1. zu lesen *Irenie* statt *Philastre*).

Es folgt nun ein ganz guter, wenn auch für diese Schrift vielleicht etwas zu weitläuftiger Abschnitt (p. 349 ff.) über den Gebrauch, welchen M. von Lucas Evangelium und den Briefen des Paulus machte. Der richtige Gesichtspunct wird hier so angegeben: *Il fallait, aux yeux de Marcion, rétablir cette sublime révélation dans sa primitive pureté et la dégager des additions et des altérations qu'y avaient jointer ceux des apôtres, que leurs préventions judaïques avaient empêchés de comprendre entièrement le Sauveur.* Sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung (p. 352.), daſs die damals gebräuchliche Bücherfabrikation wenigstens dazu beigetragen ihn miſstrauisch zu machen. Andre Einfälle haben aber wenig für sich, wie z. B. (p. 354.) daſs M. wegen seines Widerwillens gegen die Apokalypse dem Johannes auch das Evangelium abgesprochen, welches er in Kleinasien doch Gelegenheit haben muſste kennen zu lernen; aber er durfte nach seinen Grundsätzen nur jene allein verwerfen. Vielleicht daſs der wahre Grund, daſs das Evangelium so jung, wie es war, als Marcion auftrat, und noch dazu in Kleinasien abgefaſst, sich nicht ohne vielfachen Widerspruch verändern, leichter als judaisirend verwerfen lieſs. — Es ist schwer zu sagen, ob nach Marcions Meinung Lucas, Paulus, oder ein Andrer (schwerlich Christus selbst p. 361. not. 1., was freilich der späte Ephräm zu behaupten scheint) dieſs Evangelium geschrieben haben sollte, und ob M. den Paulus selbst oder, was wahrscheinlicher ist, seine späteren Abschreiber corrigiren wollte. Indem Ref., um nicht zu weitläuftig zu werden, sich aller Bemerkungen über das Einzelne enthält,

Digitized by Google

wenn es ihm auch oft nicht hinreichend genau dargestellt zu seyn scheint, dürfte doch wohl zweckmäfsig seyn zu bemerken, dafs M's. häufig wiederkehrende Klagen über den in der christlichen Kirche immer mehr einreissenden Judaismus über die Entstehung seines Systems einen bedeutenden Wink zu geben scheinen: vielleicht dafs ihn die in der katholischen Kirche nach dem Vorbilde der jüdischen Theokratie früh einreissende Hierarchie gegen Alles mifstrauisch machte, was nur irgend mit dem Judenthume in irgend einem Zusammenhange stand. — Dafs Marcion Doket gewesen, ist in der That unwahrscheinlich, da er die erlösende Kraft in Leiden und Tod Christi anerkannte. Er setzte diese vermuthlich in Verachtung beider; wenigstens scheint keine andre Annahme die hier in den Nachrichten über ihn vorhandene Lücke besser auszufüllen (p. 394.) — Der Verf. klagt den M. an, die Erhaltung des Leibes sei nach dessen System eine Inconsequenz, ein dem Demiurgen gemachtes Zugeständnifs (p. 399. not. 1.): wie aber, wenn er behauptete, sie habe nur den Zweck, dem höchsten Gott so viele Seelen als möglich zuzuführen? Daraus würde sich auch die für einen Gnostiker auffallende Thätigkeit in Verbreitung seiner Lehre erklären. Sehr wahrscheinlich ist es übrigens, dafs er gegen seines Lebens Ende mit Leidwesen wahrnahm, welche Verwirrung sein System angerichtet und daher wünschte zur rechtgläubigen Kirche zurückzukehren.

Bis zum Ende dieses Theils werden nun auch die *Marcioniten* (p. 406 ff.), und wie es die Wichtigkeit derselben erforderte, ziemlich weitläuftig behandelt. Es offenbart sich in ihnen der freiere Sinn, in welchem Marcion lehrte, indem seine Schüler nicht auf seine Worte schwuren, sondern seine Lehre vielmehr vielfach veränderten, so dafs es eben aus diesem Grunde öfter nicht möglich ist, seine ursprüngliche Lehre mit Sicherheit zu bestimmen. Namentlich veränderten sie fortwährend an ihren Religionsbüchern, indem sie nicht nur folgerecht fortfuhren sie zu reinigen, sondern sie auch noch durch Einschaltungen, namentlich aus anderen Evangelien, vervollständigten. — Von einzelnen Anhängern werden Marcus, Lucian (p. 411.) und Apelles (412.) genannt. Letzterer ist der Bedeutendste unter ihnen: läfst sich aber bei ihm irgend ein Einflufs von Simon Magus Beispiel erweisen oder nur wahrscheinlich machen? Eine solche Verbindung mit einer Inspirirten, wie dieser sie mit der Helena hatte, reicht wenigstens nicht hin, diese Annahme zu begründen, da es eine in der Sektengeschichte gar zu oft wiederkehrende Erscheinung ist. Die φανταφάσις möchten wohl nicht auf Inspirationen zu beziehen seyn, welche er selbst hatte oder zu haben vorgab, sondern sie gehen gewifs auf die Eröffnungen der Philumena, welche er auf ähnliche Weise aufzeichnete, wie Petersen die der Juliana von der Asseburg und in unsern Zeiten Dr. Kerner die der Seherin von Prevorst: Tertullian sagt diefs ausdrücklich; — Theodoret bekehrte übrigens nicht, wie es p. 424. not. 3. heifst, über 1000, sondern an 10,000 Marcioniten, welche er gewifs nicht mit den Ophiten verwechselt haben kann (p. 425.) da er nach *Fab. Haer. I*, 13. und *Quaest. XLIX. in lib. IV. Regg. T. I. p.* 354. letztere hinreichend kennt. Da Marcions Theorie nicht reich an eignen Bestimmungen war, seine Partei auch keine besondre eigenthümliche Verfassung hatte, konnten seine Anhänger um so leichter fremde gnostische Theorien, vorzüglich aber fremde Gebräuche mit den ihrigen vereinen; daher ist es wohl am wahrscheinlichsten, dafs sie das berüchtigte Symbol der Ophiten, vielleicht auch Manches von deren Speculationen angenommen hatten, ohne sich eben mit ihnen zu vermischen, wie der Vf. wahrscheinlich findet.

Der sehr passende Schlufs dieses Bandes, in welchem auf den Sieg der Aristotelischen über die Platonische Philosophie und auf die im Abendlande nun beginnende Herrschaft des Augustin, also damit auf die Zeiten des absterbenden Gnosticismus ein Blick geworfen wird, scheint schon allein zu erweisen, dafs die Marcioniten, welche zu einer solchen Betrachtung Anlafs gaben, besser ans Ende der gnostischen Sektengeschichte wären gestellt worden.

L. Pelt.

Digitized by Google

Nro. 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

LXI.

Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815 — 1824. *Zuvor ein Brief von Goethe als Einleitung. Zum Beginn des Jahres* 1831 *herausgegeben von C. G. Carus. Leipzig* 1830. *Vorr. IX. T.* 208 *S.*

Der Verf. vorliegender Blätter, als Arzt berühmt, durch naturwissenschaftliche Studien in die tiefere Betrachtung des Naturlebens eingeweiht, so wie durch ausgezeichnete Leistungen im Felde der Landschaftsmalerei von den Freunden der Kunst geehrt und geliebt, hat diese kürzlich erst herausgegebenen Briefe und Abhandlungen schon vor Jahren, zunächst wie es scheint nur zu eigener befriedigender Aufklärung, niedergeschrieben. Doch nachdem das Werkchen sodann bei Goethe, der es als Meister naturwissenschaftlicher Anschauung und künstlerischer Production am reinsten zu geniefsen und zu würdigen vermochte, Anklang gefunden hatte, wanderte es durch den engeren Kreis Gleichgesinnter, bis endlich der Wunsch mehrerer Freunde, „in deren Gedächtnifs durch Goethe's wohlwollende Erwähnung in seinen Tages- und Jahresheften diese Arbeit von neuem wieder aufgefrischt war", nun auch dem gröfseren Publicum durch die endlich erfolgte Herausgabe Gelegenheit zu Anerkennung, Genufs und Widerspruch verschafft hat.

In den wesentlichen Puncten mit Vergnügen zu den Anerkennenden gehörend, möchte Ref. sein Urtheil kurz zusammengefafst dahin abgeben, dafs in diesen Briefen das tiefe liebenswürdige Gemüth des Verfs. mit schorfem Verstande und weitblickender Vernunft engverschwistert zunächst im Allgemeinen zeige, wie es den wahren Geist der Kunst zu fassen befähigt sei, und einen reinen Kunstsinn auch im Gegensatze gegen Zeitgesinnungen mit Wärme auszusprechen sich nicht scheue; den" wahren haltbaren Grund", dessen Goethe in einem vorgedruckten Schreiben rühmend erwähnt, scheint das „zarte gefühlvolle Gemüth" des Verfs. in Schellingschen Prinzipien der Naturphilosophie und Aesthetik gefunden zu haben; wenigstens deutet das Auffassen des gesammten und einzelnen Naturlebens als einer Offenbarung Gottes, das Vergöttern der Natur, und das festgestellte Verhältnifs der Kunst zu derselben auf ähnliche Grundsätze; obschon der Verf. philosophische Constructionen vermeidet, und eine poetische Gemüthseinkleidung auch da vorzieht, wo er philosophische Erkenntnisse mitzutheilen sich genöthigt sieht. Endlich wird die gedoppelte Qualität des Verfs. als Naturforschers und Landschaftsmalers aufs bestimmteste klar. Ja aus dem Verein und der Durchdringung beider Richtungen wird eine neue höhere Aera der Landschaftsmalerei verkündet, ihr Weg bezeichnet, ihr Kunstwerth, ihre Tiefe gepriesen, und ihre Nothwendigkeit entwickelt. In solcher Weise sind vorliegende Briefe den Freunden prinzipienvoller ästhetischer Betrachtungen als Anregung zur Beistimmung oder zum Weiterschreiten, dem kunstliebenden Publicum als Zuchtruthe und Heilmittel gegen oberflächliche Liebhaberei, und den Künstlern als Belehrung und Hinweisung auf ein hochgestecktes Ziel zu gewissenhafter Behenzigung angelegentlich zu empfehlen. Ref. hofft von dem Buche, dafs, wenn es bei Manchen Aerger erregen mufs, bei Vielen es sich Beifall und Liebe erwerben werde. Diefs allgemeinste Urtheil mag nachfolgende übersichtliche Erörterung erläutern und bestätigen. —

Was der Vf. uns mittheilt, erscheint als aus innerster Empfindung entsprungen. Ueberhaupt wird der Empfindung, insofern sie das Unendliche unbegrenzt umfasse, die erste Stelle eingeräumt, und dem Denken und Vorstellen, als aufs Endliche gerichtet, wie es scheint nur eine zweite. Ref. glaubt, wäre die Stellung umgekehrt angenommen worden, und das Denken des Vfs. mit gleicher Tiefe

Digitized by Google

und Energie wie seine Empfindung auf das Unendliche gerichtet, sein Werk würde nicht darunter gelitten haben. Denn er gestaltet zwar, was als Empfindung Hohes und Tiefes in ihm ruht, zu klarer denkender Reflexion heraus, aber als Empfindung soll es doch tiefer und unbegränzter gewesen sein. So zeigt sich auch sogleich von Seiten der Form, dafs die denkende Betrachtung, wenn sie nun die Resultate ihres jahrelangen Sinnens, ihrer bedachtsamen Weisheit kund thun will, sich der so innig genährten Empfindungen nicht entschlagen mag, aber nach erfolgter Scheidung kommt es nicht überall wieder zu vollendeter Durchdringung von Denken, Empfinden und Vorstellen, und zu einer Ausdrucksweise dieser Versöhnung, wie sie Goethen z. B. bei ähnlichen Mittheilungen gelingt. So thut sich auch in der Diction das Streben nach Classicität, Allgemeinheit des Ausdrucks, Correctheit und Feile in der Weise hervor, dafs man die Bemühung über ihren Erfolg nicht vergessen kann, und nun oft in diesem theils den Alten, Griechen und Römern, theils Neueren nachgebildeten Styl ungern die eigene verschwundene Individualität des Verfs. vermifst. Im Ganzen haben diese Briefe künstlerische Einkleidung; sie erinnern bei jedem Eingange an Stimmungen, wie Jahres- und Tageszeiten sie erzeugen; gemüthvolle Schilderungen der grofsen Naturerscheinungen, — des Lichts in seinem Zauber, der Wolkenbildung in ihrem lebendigen Wechsel, der starren Felsen in ihrer karakteristischen Verschiedenheit und der Vegetation in der üppigen Fülle ihrer Formen beleben, wo der Inhalt es zuläfst, die Darstellung, — aber auch in dieser Beziehung verliert sich der oben angedeutete Bruch nicht ganz. Doch was Ansicht und Gesinnung anbetrifft, erscheint das Ganze und Einzelne wohlthuend wie in einem Gufs aus dem edelsten redlichen und gründlichen Streben erfolgreich hervorgegangen.

In Anfang und Ende, Fortgang, Gliederung und Verbindung ist zwar ein streng wissenschaftlicher Gang nicht befolgt, aber durch wohlberechnete Zusammenstellung mit gutem Sinne eine blofs zufällige willkührliche Folge glücklich vermieden. — Was der Verf. über Landschaftsmalerei empfunden, will er, wie schon angedeutet, seinem Denken aneignen: so geht er zunächst von der Behauptung aus, dafs die Kunst auch vom Denken zu ergreifen sei. Gott nämlich, heifst es, sei die absolute, unerforschliche Einheit, geoffenbart in Natur und geistiger Vernunft; die mannigfaltigen Erscheinungen dieser gedoppelten göttlichen Erscheinung nun wieder auf die ursprüngliche Einheit zurückzuführen, wird als der Beruf der Wissenschaft angesehen; die Darstellung derselben Einheit in Form der mannigfaltigen erscheinenden Welt als die Aufgabe der Kunst; weshalb denn Wissenschaft und Kunst wohl als unterschiedene, nicht aber als unvereinbare Gebiete dürften betrachtet werden, da erst das volle Interesse für Beide das höhere geistige Leben vervollständigen könnte. Es sind dies Erkenntnisse, durch welche Schelling der Kunst und Aesthetik zuerst wieder auf wissenschaftliche Weise ihre ächte Stellung errungen hat, Ref. will daher am wenigsten bei dieser Gelegenheit, was an ihnen noch als mangelhaft kann dargezeigt werden, berühren. — Die Landschaftsmalerei, heifst es nun weiter, habe es mit der wiederschaffenden Nachbildung der Natur zu thun, und da in der bildenden Kunst der Gegenstand gedoppelt wirke, einerseits als Gegenstand in derselben Weise, wie in der unmittelbaren Wirklichkeit, anderseits als Ausdruck eines individuellen Innern, als dessen Schöpfung der Gegenstand sich kund giebt und genossen wird, so lasse sich die Hauptaufgabe landschaftlicher Kunst als „Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemüthslebens durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens" aussprechen. Hier müssen wir jedoch den Verf. sogleich vor einem möglichen Mifsverstehen bewahren. Mit dieser Definition nämlich soll nicht jener Art der Landschaftsmalerei das Wort geredet sein, welche die Natur und ihre Erscheinungen ganz nur in den Dienst subjectiver Gemüthsstimmungen bringt, indem sie Meer, Wald, Wolken, Berg und Thal und den Schimmer des Mondes zum blofsen *Mittel* verbraucht, um innerste Seelenklänge auszudrücken und anzuregen. Im Gegentheil. Aus der gesammten Richtung des Verf. geht hervor, dafs die Naturgegenstände in der Landschaft durchaus als Selbstzweck erscheinen sollen. Der Natur aber in den unterschiedenen Zuständen ihres Lebens entsprächen gleichgestimmte Zustände des menschlichen Gemüths. Aus dieser empfundenen Harmonie heraus solle das landschaftliche Kunstwerk sich gestalten und in Form der Naturgegenstände dies Entsprechen ausprägen. In diesem Sinne verstanden, wüfste Ref. gegen den vom Verf. aufgestellten Begriff nichts Wesentliches einzuwenden. Jedoch glaubt er, seien die verschiedenen Zustände jenes Einklangs zu unbestimmt und formell gefafst, wenn als die Stimmun-

Digitized by Google

gen des Naturlebens nur Entwicklung, Vollendung, Verwelken und völlige Zerstörung oder eine Mischung dieser Stufenfolge, und als entsprechende Gemüthsformen Aufstreben, innere Ruhe und Klarheit, hinwelkende Schwermuth und Apathie, angegeben werden. Diese allgemeinen Formen sind freilich die Grundformen, wie Kindheit und Jugend, Blüthe der Manneskraft und hinwelkende Greisesruhe die Stadien jedes vollen Menschenlebens bleiben, aber in diese Formen läfst sich für Landschaftsmalerei noch eine Fülle bestimmteren Inhalts hineinverlegen. Steht doch z. B. ein bestimmtes Klima, eine besondere Lokalität, Vegetation u. s. f. in engem Zusammenhange mit eigenthümlicher Nationalität, wie denn die innere Bedeutung so mancher Holländischen Landschaften erst dem klar wird, der eine Zeit lang mit Liebe und Theilnahme unter dem Himmel geathmet, den sie wiederspiegeln, von diesen Sandgestaden über das Meer geblickt, diese Bäume, Wiesen und Kanäle, diese Schiffe, Mühlen und Kirchthurmspitzen gesehn hat, so dafs ihm heimisch bei diesen heimischen Gemälden werden kann. Wahrhaft nun aber wird die Natur erst Gegenstand landschaftlicher Kunst werden, wenn in ihr sich die Schönheit als gegenwärtig bekundet. Deshalb wirft denn auch der Verfasser die wichtige Frage auf, wie innerhalb jenes Entsprechens von äufserer Natur und innerer Gemüthsstimmung die Idee der Schönheit sich offenbar machen könne. Zuerst stellt er zu diesem Zwecke den Begriff der Schönheit in folgender Weise fest: Gott offenbare sich in Natur und Vernunft; beide zur Einheit zusammengefafst und gleichmäfsig sich durchdringend, riefen die Schönheit als göttliche Erscheinung in's Dasein; das Ich auf diese unendliche Erscheinung gerichtet erhebe sich zum Schönheitsgefühl, und so sei das Schöne der Dreiklang von Gott, Natur und Mensch. Käme es hier darauf an, den Begriff der Schönheit als Grundlage eines ästhetischen Systems zu entwickeln, so wäre gegen den so eben angedeuteten Begriff freilich Manches einzuwenden, doch er fafst in tiefer Weise das Schöne wenigstens als Wiederherstellung des Unendlichen in der einzelnen endlichen Erscheinung, als Versöhnung und Ineinanderbildung beider auf, und da dies im Allgemeinsten genügt, so mag Ref. mit dem Vf. nicht weiter rechten. Nur kann er den Satz nicht zugeben, dafs die Natur, insofern in ihr alles in Folge göttlicher Gesetze existire, überhaupt und durchaus schön sei. Denn die ewigen nothwendigen Naturgesetze irren in der Natur ebenso sehr zur Zufälligkeit blofs relativer Erscheinungen ab, wie denn auch der Verf. bald genug gestehen mufs, dafs in ihr das Häfsliche den breitesten Spielraum finde, und natürliche Schönheit nur da zu suchen sei, wo die Natur in ihrem Entwicklungsgange aus Uebergangsstufen zu bestimmten Punkten der Vollendung komme, und die einzelne Erscheinung nun dem Begriffe solchen Gipfelpunktes durchgängig entspreche, indem sie ihn rein und klar darstelle. — Landschaftliche Kunstschönheit nun endlich, sagt der Verf., entstehe, „wenn aus dem gesammten Naturleben ein Moment ergriffen und dadurch ein entsprechender Moment des Gemüthslebens" dargestellt wird. Und wenn uns in der Natur „die Verkörperung göttlichen Wesens erhebe," so fessele uns „mit engeren aber *schwächeren* Banden in der Kunst die Göttlichkeit des Menschengeistes, der sich im Nacherschaffen göttlicher Naturformen ausspreche." Die Naturschönheit sei deshalb *göttlicher*, die Kunstschönheit menschlicher; ein Satz, der nur aus der falschen Stellung zu erklären ist, welche der Verf. durchweg der Natur dem Geist gegenüber einräumt. So weit das Licht des Bewufstseins das natürliche Licht überstrahlt, und der Mensch das Thier, so weit erhebt sich die schöpferische Kunst und ihre geistgeborene Schönheit über die erschaffene bewufstlos gestaltende Schönheit der Natur.

Die nächstfolgenden drei Briefe liefern die Anwendung der durch die drei früheren entwickelten Prinzipien. Zuerst in Rücksicht auf landschaftlichen Kunststyl. Der Styl ist als Einheit des *Karakters*, welcher die bestimmte Gattung der dargestellten Idee, und des *Vortrags*, der die technische Seite in sich begreifen soll, bezeichnet. Rein und vollendet werde der Styl erst, wenn die zufällige Individualität des Künstlers sich mit dem Wesen der Naturgegenstände zu versöhnen, und Idee und Erscheinung, Karakter und Vortrag, zu verschmelzen wisse; wogegen das Ueberwiegen des einen oder anderen Bestandtheiles statt des wahren Styls den skizzenhaften und phantastischen, oder den gemeinnatürlichen und manierirten entstehen liefse.— Nach diesen Erörterungen, bei denen Ref. vorübereilen mufs, sieht der Verf. sich in der Geschichte der Landschaftsmalerei um und sucht zunächst mit Glück klar zu machen, weshalb sie nicht bei den Griechen, sondern erst in der späteren christlichen Kunst ihren eigentlichen Sitz wie ihre Vollendung gefunden habe.

Digitized by Google

Die Griechen hätten an der Natur vornehmlich nur das Elementarische künstlerisch aufgefaßt, dieß Elementarische göttlich verehrt, dem Göttlichen aber menschliche Gestalt gegeben, und deshalb sei in der Griechischen bildenden Kunst die landschaftliche Natur in ihrer Vergötterung und zugleich Vermenschlichung, nicht aber als eigentliche Landschaft zu suchen. Die den Griechen wahrhaft gemäße Kunst sei unter den bildenden die plastische Sculptur, die zum Landschaftlichen nicht hinüberschweifen könne; Malerei und Musik seien christliche Künste, Künste einer Religion, „die auf das Ueberirdische hinwies, und den Körper nur, inwiefern er Werkzeug der Seele war, geachtet wissen wollte". Damit es nun aber zur Darstellung der Naturschönheit als ausdrücklich alleinigen Gegenstandes der Malerei komme, dazu gehört, fährt der Verf. fort, sowohl eine „Selbstaufopferung" die Natur nicht mehr als Befriedigungsmittel selbstischer Zwecke zu benutzen, als auch ein gewisser Grad „philosophischer Ausbildung" zu ahnen, daß die Natur die „Offenbarung einer unendlich erhabenen alleinigen Gottheit" sei. Allerdings mußte die Natur im künstlerischen Bewußtsein die bloß negative Stellung verlieren, welche sie zunächst im Christenthum einnahm, damit der Künstler ganz mit Geist und Sinnen in die landschaftliche Natur sich zu versenken und in ihr unmittelbar und wiederschaffend sich zu befriedigen vermochte. Es wäre von großem Interesse gewesen, wenn der Verf. uns in klaren Umrissen, auch skizzirt nur, den historischen Verlauf der Landschaftsmalerei in dieser Beziehung hingezeichnet hätte. Doch wir müssen uns mit den Betrachtungen über die bekannten Meisterwerke Claude's und Ruysdael's in der Dresdner Gallerie begnügen, welche der Verf. einer weitläuftigen Erörterung mit vollster Liebe würdigt, während der Gang der geschichtlichen Entwicklung nur obenhin angedeutet wird. — Durch diese historischen Bemerkungen leitet sich nun aber der Vergleich der vergangenen Blüthezeit landschaftlicher Kunst mit der Gegenwart ein. Aus dieser soll die Naivetät der Anschauung, der ächte Sinn für das Ergreifen des allgemeinen und einzelnen Naturlebens, die geistreiche Herrschaft des Geistes über Hand und Pinsel verschwunden sein; Erfordernisse, durch deren vollständiges Zusammentreffen die genannten Meister so Herrliches vollbrachten, indem sie das Ideal der Landschaftsmalerei zu verwirklichen mächtig waren. Statt jener Vorzüge verderbe sich jetzt der junge Künstler entweder in frühen Tagen schon durch manierirte Vorbilder, und verlerne dadurch die wahre Kunst und Fähigkeit, mit tiefem Blick in's innre und äußere Leben der Natur zu schauen, oder ungesunde Individualität, Kunstleichtsinn, angebildetes Urtheil und Vorurtheil verkümmere die Innigkeit und Treue, mit welcher die früheren großen Landschaftsmaler ahnungsreich die „am lichten Tag geheimnißvolle Natur" des Schleiers beraubten. Daß solche oder ähnliche Hindernisse in unseren Tagen hemmend zwischen der wahren Kunst und dem Individuum stehen, wer wird dieß, wenn er nicht selber ein mittelmäßiger Landschaftsmaler ist, abläugnen wollen: Um desto dringender wird die Frage nach einem radicalen Heilmittel. Ihre Beantwortung scheint denn auch dem Verf. hauptsächlich am Herzen gelegen zu haben. Er findet diese Beantwortung in der Tiefe seines eigenen Bestrebens: Kunst und Wissenschaft mit gleicher wahrhafter Liebe zu umfassen. Was der Drang sinnvoller Ahnung die früheren Meister in künstlerischer Unschuld voll und ganz erreichen ließ, und was den heutigen mit dem Verlust dieses ursprünglichen Genius, der still und stumm das Naturevangelium predigte, verloren ging, — das soll jetzt die wissenschaftliche Erkenntniß der Natur in reichem Maaße ersetzen. Als ein unabweisbares Beispiel aus verwandten Gebieten führt der Verf. Goethe an, dessen naturwissenschaftlicher Sinn und weitverbreitetes Studium allein die Gedichte hervorrufen konnte, welche uns allgemeine Erscheinungen der Natur wie Licht, Wolkenbildung, Typus der Pflanzenwelt u. s. f., so klar gedacht und tief empfunden poetisch darstellen. „Aus solcher Verbindung, sagt der Verf., werden einst Landschaften höherer, bedeutungsvollerer Schönheit hervorgehen, als sie Claude und Ruysdael gemalt haben, und doch werden es reine Naturbilder sein; aber es wird in ihnen die Natur mit geistigem Auge erschaut, in höherer Wahrheit erscheinen, und die steigende Vollendung des Technischen wird ihnen einen Glanz verleihen, den frühere Werke nicht haben konnten". —

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Neue Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815 — 1824. *Zuvor ein Brief von Goethe als Einleitung. Zum Beginn des Jahres* 1831, *herausgegeben von C. G. Carus.*

(Schluſs.)

So wäre denn nun also die freundlichste Aussicht in eine Zukunft der Landschaftsmalerei eröffnet, welche in Tiefe der Auffassung und künstlerischer Darstellung die Vergangenheit und Gegenwart weit überragen soll. Daſs jenes vorgeschlagene Mittel radical sei, giebt Ref. zu, denn die Zeit der unmittelbaren naïven Kunstproduction ist im Ganzen vorüber, und wo einmal Reflexion, particuläre Individualität, Krankheit des Gemüths, des Sinnens und halben Denkens eingebrochen ist, da hilft nichts als vorwärts zu dringen, und durch volle Erkenntniſs die verlorene Gesundheit des Geistes in Gemüth, Denken und Vollbringen tapfer wieder zu erstreiten. Sollen aber aus der wissenschaftlichen Erkenntniſs Kunstwerke hervorgehen, dann muſs zur wissenschaftlichen Tiefe eine gleiche Innigkeit des Gemüths und Fülle des künstlerischen Genius hinzukommen, damit wir wenigstens in der Landschaftsmalerei nicht mit Augen jene Art wissenschaftlicher Kunst sehn, von welcher uns die Poesie unserer Tage bereits nicht eben die erfreulichsten Proben geliefert hat. Auch scheinen Ref. die Naturwissenschaften gleichfalls erst noch einer Zukunft zu bedürfen, um jene Zukunft der Landschaftsmalerei hervorlocken zu können. Hier kann denn nun also nur die Zukunft entscheiden. Doch wer möchte nicht lieber ein Prophet des Gelingens sein, als das Miſslingen grämlich vorhersagen wollen. Am schwersten freilich werden die Künstler selbst sich zu des Verfs. Ueberzeugung bekehren wollen. Denn der vorgeschlagene Weg ist mühsam und nur die Höchstbegabtesten allein glauben nicht das Beste als mühelo-ses Geschenk von der Hand des Genius empfangen zu können.

Die letzten drei Briefe nun endlich führen die Forderungen näher aus, welche der Verf. an die Zukunft macht, und geben einige Mittel an, die Gegenwart zu jenem ersehnten Ziele hinzuleiten. Hier finden wir den Verf. in seinem eigensten Elemente. Was zu leisten sei, sagt ihm seine Ansicht von der Natur im Allgemeinen und seine Einsicht in die Gesetze einzelner Gebiete. So liefert er z. B. eine Physiognomik einiger Deutscher Gebirgszüge, und theilt aus seines Freundes Nees von Esenbeck System über Pilze und Schwämme interessante Auszüge über Frühlings- und Herbstvegetation mit. Daſs das Geforderte noch nicht geleistet sei gesteht er sich mit einem bescheidenen Blick auf seine eigenen künstlerischen Hervorbringungen, die sein höheres Ideal noch nicht verwirklicht haben. Vorerst nun wird dem möglichen Miſsverständniſs vorgebeugt, als solle die Landschaftsmalerei oder „*Erdlebenbildkunst*" naturlehrend sein und didactische „Erdlebenbilder" liefern. Wir erhalten die Beruhigung, sie solle sich ganz im Gebiete reiner Kunst halten, auch nicht etwa nur die gigantischen Scenen der Alpenwelt, Seestürme, groſse Gebirgswaldungen u. s. f. zum Gegenstande erwählen, sondern auch „der stillste Waldwinkel mit seiner mannichfach-treibenden Vegetation", soll solch ein Erdlebenbild gewähren können. Der wissenschaftliche Sinn und seine Erkenntnisse müssen nur hinzukommen, um die Gesetzmäſsigkeit der Naturformen zu erfassen, das gesammte organische Leben der Natur zu ergreifen, und durch das Wiederfinden göttlicher Vernunft in allen ihren Gliedern die verlorene tiefe Liebe und Ehrfurcht wiederzugewinnen. Dann werde auch der künstlerische Blick sich schärfen, die wahre Schönheit da zu erkennen, „wo Natur ihrem eigensten Wesen gemäſs und ungetrübt sich offenbart," sowie die schöpferische Kraft erstarken werde, dieser Erkenntniſs gemäſs jede Form ihrem wahren Karakter,

Digitized by Google

ihrer ächten Bedeutung nach zu künstlerischer Schönheit umzuschaffen. Treibe doch der Historienmaler Anatomie und male nicht auf gut Glück hin menschliche Gestalten. Hierin muſs Ref. dem Verf. um so mehr beistimmen, je mehr gerade in der Landschaft die Bedeutung der Gegenstände nur das innere Wesen der bestimmten, natürlichen Erscheinungen, ihre Verschiedenheit, ihr Bezug und ihre Einheit sein kann; wodurch denn eine bestimmte Gegend in besonderer Weise das gesammte Naturleben ausspricht, und wie dieselbe göttliche Vernunft die natürliche und geistige Welt durchzieht, nun auch für Sinn und Gemüth einen Widerklang von den Höhen und aus den Tiefen der Natur entgegentönen läſst. In der Historienmalerei, Portrait u. s. f. drückt sich der *Geist* in gemäſsen, leiblichen, *natürlichen* Formen aus; in der Landschaft die *Natur* und ihr eigenes Leben in ihren eigenen *natürlichen* Gestalten. — Daher ist für die wahren, tieferen Landschaftsmaler nicht nur die Kenntniſs, sondern Erkenntniſs der Gesetzmäſsigkeit dieser Gestalten, weniger entbehrlich als man glaubt. Denn diese Gesetzmäſsigkeit ist gleich wichtig für die *Bedeutung* wie für die *Darstellung* landschaftlicher Gemälde. Wem ein unmittelbarer Kunstgenius die wissenschaftliche Einsicht ersetzt, auf den wird das Hinzukommen klarer Erkenntniſs wenigstens in keiner Weise schädlich wirken; wem die Fülle des Genius mangelt, wird wenigstens vor Irrthum, vor Nichtachtung der nothwendigen Structur natürlicher Formen bewahrt werden, und naturwahre, wenn auch nicht immer geist- und gemüthreiche Bilder zu Stande bringen. Deshalb soll dem jungen Künstler, nach dem Vorschlage unsers Verf., zur Uebung für Auge und Hand „in der freien Natur selbst durch geistreiche Mittheilung Eingeweihter" die Einsicht in die Gebirgsformen, das Leben der Elemente, der Wolkenbildung, des Lichts, des vegetabilischen Organismus u. s. f. eröffnet werden, und vor allem soll er lernen, in welchen Formen die Natur ihre Schönheit kund thut. Allerdings würde solche, wenn zwar von Seiten der Lehrer, wie der Schüler gleich schwer zu bewerkstelligende Ueberlieferung vor Irrthum und Nachlässigkeit wahren, und manchen schlummernden Funken anfachen; aber eine recht erfolgreiche Wechselwirkung von Kunst und Wissenschaft würde aus bloſser Ueberlieferung allgemeiner Einsichten in freier Natur nicht hervorgehn, sondern nur durch lebendiges eigenes Eingreifen, Weiterbilden und Produciren in beiden Gebieten die Frucht höchster landschaftlicher Kunstwerke, wie der Verf. sie ersehnt, zu voller Reife bringen. — Nun ist aber auch erst ein Publicum zum Genuſs solcher Werke heraufzubilden, und zu diesem Zwecke wünscht der Verfasser ein Buch, das von Schulfesseln frei, Griechisch einfach und in rein menschlicher Weise dem Leser, mit Wissenschaft und Kunst Hand in Hand, ohne Belästigung eines lehrhaften Vortrags, den Sinn für Natur, Gesetzmäſsigkeit und Schönheit derselben erschlieſsen könnte.

Scheiden wir jetzt von den gemüthvoll-wissenschaftlichen Betrachtungen, so müssen wir noch schnell einen Blick auf die Fragmente eines malerischen Tagebuchs werfen, welche der Verf. als Beilage den Briefen anfügt. Es sind landschaftliche, in Worte gefaſste Bilder der Dresdner Umgegend, auf Spaziergängen zu guter Stunde durchwandelt, interessant besonders durch Beschreibung des Lichtspiels und des Wolkenzuges, mannigfach durch Tages- und Jahreszeit; flüchtig hingeworfen, doch für das Auge und die Phantasie eines geübten Landschaftsmalers gewiſs von wirksamer Lebendigkeit. Die erste Beilage „*Andeutungen* zu einer Physiognomik der Gebirge" gewährt, was der Titel verspricht; die dritte: „ein Bild vom Aufbruch des Elbeises bei Dresden" ist wohl mehr für die Vorstellung und Beschreibung, als für den landschaftlichen Pinsel.

Zum Schluſs weiſs Ref. die vielen frommen Wünsche dieser Briefe nur noch durch den aufrichtigen Wunsch zu vermehren, es möge dem Verf. gefallen, seine fast durchgängig nur erst allgemeinen Gedanken und Vorschläge in's Besondre und Einzelne auszubilden und durchzuführen. Vielleicht würde sodann Manchem als nothwendig und erwiesen scheinen, was jetzt als problematisch und assertorisch von der Hand gewiesen wird, und der Verf. sähe dann um so näher in die Gegenwart herangerückt, was jetzt nur als ideales Traumbild in ferne Zukunft hinausgeschoben vor seiner Seele schwebt. — H. G. Hotho.

LXII.

Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien. Von A. W. v. Schlegel. Zwei Abhandlungen in dem Berliner Kalender vom Jahre 1829 u. 1831.

Indien, dieses äuſserste Land der alten Welt, hat

Digitized by Google

in den verschiedensten Perioden die glänzendsten Erwartungen der gebildetsten Völker Europas erregt. Als Endpunct der damals bekannten Erde war es den Griechen unter der starken Herrschaft der Macedonier das Ziel der Eroberungen. Nicht die Aussicht auf Gewinn aus dem von der Natur so reich begabten Lande war es, welche Alexander seinen Zug unternehmen liefs, sein heroischer Geist trieb ihn seine Tropäen in einem Lande aufzustellen, das den Griechen nur aus den alten Sagen der Väter bekannt war. Bis dorthin war Dionysos gelangt, dort hatte er sich Denkmale errichtet. Wie das endende Griechenland, vor seinem Tode, uns als die letzte That die Züge Alexanders nach Indien zeigt, so treten diese, im Scheiden einer andern Periode, von Neuem auf. Das schwindende Mittelalter scheint all seine Kraft noch einmal aufzubieten zu einer grofsen und starken Unternehmung; ferne Länder werden aufgesucht und erobert, und die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien durch Spanier und Portugiesen — gleichsam die Träger der Geschichte jener Zeit — schliefsen kräftiglich die gewaltigen Thaten dieser grofsen Welt. — Aber der Geist des Mittelalters war gewichen, und ob sich auch in Einzelnen jener Eroberer altritterliche Tapferkeit und Ehre nicht verkennen läfst, so waren doch die Beweggründe jener Züge diesem Geiste desto ferner und fremder. Nur Hoffnung auf merkantilischen Gewinn trieb Spanien und Portugal zu jenen Unternehmungen, und wahrlich schlecht versteckt diese Absicht sich hinter vorgegebenem Religionseifer, hinter einer mifsliebigen Nachahmung der starken Thaten der Kreuzzüge. Aber wie klein jene Absicht war, also waren auch die Früchte, die *jene* Länder aus ihren Unternehmungen zogen. Beide unvermögend, den Gedanken der neuen Welt, zu dessen Erweckung sie wesentlich durch jene Entdeckungen beigetragen, in sich aufzunehmen, beide an Traditionen vergangner Thaten hängend, und nur von und in ihnen lebend, statt die Gegenwart kräftig zu erfassen, sanken, sie, die Länder der Kirche, mit der Kirche. Nicht in der schlechten Verwaltung der Colonieen, nicht in der weiten Ausdehnung derselben ist die Geringfügigkeit des Gewinnes, den sie boten, oder selbst ihr gänzlicher Verlust zu suchen — wie H. v. Schlegel glauben möchte —, sondern in jener unheilbaren zehrenden Krankheit des Mutterlandes. Denn Staaten, die, nachdem sie einmal geblüht, nicht folgen können dem Gedanken der Geschichte, zeigen sich hierdurch eben als dieser Zeit nicht angehörig; in untergeordnete Stellung treten sie zurück, fortan ein vegetirendes Leben zu führen, kaum einzelner momentaner, durch die Kraft einzelner Männer oder die Macht der Sachen hervorgebrachter Aufwallungen fähig. Diefs war das Geschick der Pyrenäischen Staaten seit dem Beginn der modernen Welt, das Geschick der Scandinavischen seit dem Ende des letzten Religionskrieges. So tritt den Portugiesen ein neues Volk in Indien entgegen. Aus den Bewegungen und Kämpfen der sich trennenden, streitenden Zeiten hervorgegangen, zeigt Holland sich in einer Kraft, die man gleichsam dem hypersthenischen Zustande, welchen jede gewaltige Aufregung auf eine Zeit erzeugt, zuschreiben mufs, in einer Kraft, welche dem ganzen Charakter des Volkes sonst fremd ist. Nicht nur nach Aufsen, durch seine Flotten und seine gewonnenen Besitzungen tritt Holland thätig auf; es ist der Sitz der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die aber freilich das Gepräge des Mühsamen kaum verkennen läfst, es ist die Wiege einer neuen sich bald verbreitenden Kunst, welche jedoch, sobald sie einen eignen Weg einschlägt, die ganze Gemächlichkeit und Breite des Stilllebens und des Familienkreises an sich trägt. Doch des Staates Verderb lag in seinem Innern mit seinem Beginn. Dafs Holland *Staaten*, nicht *ein* Staat war, dafs es statt der *Einheit*, als Höchstes, wie sein Wahlspruch sagt, nur Ein*tracht* kannte, dafs endlich diese Eintracht, oder das Band der einzelnen Glieder, nur das der *Nützlichkeit* war; diefs alles mufste nothwendig bewirken, dafs das Land aus den Staaten ersten Ranges heraustrat, sobald nur jene Aufwallung verraucht, jenes Interesse, wie es immer dem blofs materiellen bald widerfährt, geschwächt war. Wie aber Holland in seinem Innern erschlafft, schwindet auch seine Macht in den Colonieen, und wenn es diese zum Theil noch lange bewahrt, so waren sie ihm ohne allen Nutzen zur Last geworden, wie es sich selbst zur Last geworden war. — Als Träger der neueren Geschichte treten Frankreich und England auf; zwei andre nordische Staaten bilden sich damals erst heran. Das erste durch die weise und kluge Leitung zweier Ministerregenten, und die kräftige Regierung eines Fürsten, dessen gewaltige Persönlichkeit den Staat mit sich identificirte, war dazu bestimmt auf dem Festlande gleichsam der Protagonist im Europäischen Geschichtsdrama zu

Digitized by Google

sein; und in dieser Sphäre sich haltend, konnten seine überseeischen Besitzungen nie zu einer bedeutenden Macht gelangen. Im Frieden ohne erheblichen Nutzen, blieben sie im Kriege Eigenthum der Franzosen, so lange es eben den Engländern gefiel. Diese dem Vorrang Frankreichs auf dem Continente weichend, erkennen das Meer als ihr Element, und auf der See, in den entfernten Besitzungen kämpfen sie für die Macht des kleinen Europäischen Eilands. Das ist wohl kein geringes Zeichen der Universalität der modernen Weltgeschichte, dafs Indiens Schicksal in Europa, Europas Ruhe und Gleichgewicht in Indien entschieden ward. Erstaunenswürdig ist das Bewufstsein, welches England über jene seine Kraft hat, und nach welchem es handelte; ein glänzender Beweis desselben ist die Geschichte seiner Besitzungen in Indien. Seit dem ersten geringen Auftreten der Engländer in jenem Lande, im Beginn des 17ten Jahrhunderts, zeigen sie eine fast wunderbare Besonnenheit. Kein Schritt unüberlegt, kein Mittel — nur zu Anfang nicht offenbare Gewalt — unversucht; Mäfsigung, Duldung gegen ganz heterogene orientalische Sitte, ja theilweises Eingehen in dieselbe; Schmiegen, selbst Kriechen, entgegengesetzt der Macht, Trotz und Uebermuth der Schwäche gegenüber; so schritten sie langsam zwar, doch sicher dem Ziele zu, welches sie vom Anfang an erkannt, in keinem Momente aus dem Auge verloren hatten. Bald war kein Europäischer Gegner in Indien mehr vorhanden, und gegen die Eingebornen vollendeten Flamme und Schwerdt, was List und Klugheit begonnen; so dafs alle Interessen, welche früherhin Europa an Indien hatte, das der Eroberung und des merkantilischen Vortheiles, itzt erfüllt zu sein schienen. Aber aus ihnen hat sich ein anderes höheres, geistiges entwickelt. So lange nämlich jene, als rein materielle, die Europäer den Indern nur *gegenüber* stellten, nahm man diese eben wie sie waren, ohne sich viel darum zu bekümmern, wie sie es geworden d. h. zufrieden durch Dollmetscher zu unterhandlen war an ein Eingehen auf Sprache, Kunst, Gesetz, Religion und Litteratur des Volkes nicht zu denken; obwohl zahlreiche und grofsartige Denkmäler zeigen konnten, dafs nicht geringe Schätze hier zu finden seien. Ging doch der Portugiesen Fanatismus so weit, viele dieser unschätzbaren Ueberbleibsel als heidnisch zu vernichten! Als aber die Engländer, aus jener Stellung den Indern *gegenüber* weichend, sich zu Herren derselben machten, konnte ein gleichgültiges Verhalten gegen die höchsten Interessen des Volkes, gegen Religion und Gesetz, nicht mehr ausreichen; die praktischen Beziehungen der Verwaltung forderten Kenntnifs derselben, und da die alten Gesetze nicht in der jetzigen Volkssprache geschrieben sind, zugleich das Studium des *Sanskrit*. Was man schwerlich erwartet hatte, geschah. Man fand eine reiche, ausgebildete Sprache, eine grofsartige sich nach allen Seiten hin verbreitende Poesie, weise Gesetze, und eine Philosophie, wie man sie früher am wenigsten im Orient voraussetzen mochte. Was somit im Anfange dem practischen Leben dienen sollte, nahm jetzt den Charakter des Wissenschaftlichen an. Einen sonderbaren, jedoch schlagenden Beweis für die verächtliche Meinung, die damals noch über den Orient überhaupt und namentlich über Indien, herrschte, giebt der Umstand, dafs ausgezeichnete Männer, wie Sir William Jones, dessen Verdienste wie die seiner Nachfolger Colebrooke und Wilkins man nicht genug rühmen kann, dafs diese nur durch stete Nachweisung der Aehnlichkeit Indischer Poesie, Mythologie u. s. w. mit der der Griechen und Römer, die erhabensten Geistesproducte der ersteren zu der classischen Natur der Engländer gleichsam einschwärzen konnten. Indessen wurden die übersetzten Stücke in Europa, bald auch in Deutschland, welches jedes geistige Interesse mit Hast und Feuer zu ergreifen pflegt, bekannt, und erregten eine allgemeine lebhafte Theilnahme und einen Kampf, der an Heftigkeit dem der Franzosen um Klassicität und Romantik in der Poesie nichts nachgab. Von beiden Seiten mit gleicher Unwissenschaftlichkeit, mit gleicher Unkenntnifs der Sache geführt, mufste er indefs bei den Besseren und Bedächtigeren den Wunsch rege machen, dafs bald die genauere Einsicht in eine gröfsere Masse von Quellen möglich werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien. Von A. W. v. Schlegel.

(Fortsetzung.)

Vorzüglich Mythologen, Historiker und Philosophen nahmen an dem Streite Theil. Die Einen, eine wahre Urvollkommenheit und Urreligion des Menschen, als eine historisch-erschienene, voraussetzend, wähnten in dem alten Indien wenigstens das Terrain gefunden zu haben, von welchem auszugehen sei, und während man in der Griechischen Mythologie sowohl, als in der anderer Völker eine Menge von Aehnlichkeiten nachwiefs, sah man in ihnen eine unmittelbare Ueberlieferung der Indischen, welche selbst freilich auch nur eine Erinnerung war, nicht an die verlorene unmittelbare Unschuld — das Paradies — sondern an die früher vorhandene, auch der Form nach vollkommene, entschwundene *Wahrheit*. Die Philosophie ward natürlich mit hinzugezogen, und man fand die Anfänge der Griechischen durchaus in der Indischen wieder. So unwissenschaftlich diese Ansicht an sich ist, indem sie das Vermittelteste in Anfang, eine Erinnerung statt des Kampfes und der nothwendigen, vernünftigen freien Entwickelung des Geistes setzt, so war es die Entgegnung in einem bei weitem noch höheren Grade. Wenn jene, was nicht zu läugnen ist, doch auf die Sache eingingen, und mit Geist eingingen, wiewohl freilich unter falschen Voraussetzungen, und ohne gehörige Kenntnifs; so beschränkte sich hier das ganze Raisonnement auf eine gehässige Verachtung eines Volkes, von welchem man wahrlich kaum mehr als den Namen oder die nichtswürdigen Nachrichten eines Mill und einer nervenschwachen Chanoinesse gehört hatte. Denn die Classicität schien gefährdet, und so kam es zu dem: „*dent consules operam ne quid respublica Classica detrimenti capiat*", und zu Heidelberg ward ein Dictator ernannt, und dieser wählte sich *clavi figendi caussa* — d. h. um den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf zu treffen, einen antisymbolischen *magister equitum*. Nun, hiefs es, die Inder seien Barbaren, welche weder Kunst, Mythos, Litteratur u. s. f. (d. h. doch wohl überhaupt keinen Geist gehabt hätten), fände sich aber auch dergleichen, so sei es ja augenscheinlich, dafs es durch Hellenische Vermittlung, etwa nach Alexander, sich dorthin verirrt habe, und dort aufgenommen sei; wobei freilich, Schade! nur der kleine Umstand übersehen ward, dafs schon *zur Aufnahme* Griechischen Geistes eine *fortgeschrittene Entwicklung des Bewufstseins* nothwendig sei, und man so sich selbst widersprach. — Den Historiker hatten geologische Untersuchungen auf Indien, als den Sitz der ersten Menschen gewiesen; neben dem stummen Boden, hoffte man, dürften sich neue Belege des Wortes in den Geschichtswerken der Inder finden; vielleicht auch Data, Zahlen, von denen ab man fortan bequemer seine breiten Relationen beginnen könne. Die Guten, sie ahndeten in ihrer Befangenheit nicht einmal, dafs sie sich auf einem ihnen völlig fremden Gebiete, dem der Speculation, befänden; dafs sie sich gar nicht zu kümmern hätten um den Anfang der Menschen, sondern um den der Historie; endlich dafs, während sie die Bemühungen der Armen verhöhnen, die trostlos ihr Leben mit Auffindung der Quadratur des Zirkels dahin brachten, sie sich selbst verspotten, sie, die den ewigen Kreislauf der Geschichte in die *grade breite Fläche* ihres abstracten Rationalismus umbiegen wollen.

Allen diesen trost- und geistlosen Hoffnungen trat vernichtend die Kenntnifs über Indien entgegen. Schätzbare Abhandlungen verbreiteten über dieses Land nach allen Richtungen hin ein helles Licht. Vorzüglich eifrig zeigten sich die dort gestifteten orientalischen Gesellschaften, welche ihre Bemühungen vorzugsweise der Indischen Literatur zuwandten. Vielfache Ausgaben der besten Werke des *Ramâyana*; Episoden aus dem *Mahâbhârata* (z. B. *Bhagavadgîta*), den *Purânas*; lyrischer Gedichte wie des Wolkenboten, des *Gîtagovinda*, des *Nalodaya* u. s. f. erschienen; vor allen thätig war

Digitized by Google

Colebrooke, dessen Arbeiten über die Vedas, Sanskrit und Prakrit u. s. f., über diese Gegenstände allein als Quelle dienen, und bei der Gewissenhaftigkeit, ja fast Aengstlichkeit desselben in der Benutzung Indischer Angaben, getrost dienen können. Was in Deutschland geschehen, soll später erwähnt werden. Ueberhaupt aber zeigte sich Indien in einer Selbständigkeit, die keinen Zweifel zuläſst. Die Mythologie und was mit ihr innig verwebt ist, die Poesie und Philosophie, — denn Glaube und beginnendes Wissen stehen schon in der älteren Zeit nicht in Zwiespalt — tragen einerseits zu sehr den Charakter völliger Unmittelbarkeit an sich, um auf irgend einen äuſseren Einfluſs schlieſsen zu lassen, andrerseits haben sie ein so ganz verschiedenartiges, rein individuelles Gepräge, als daſs von ihnen den Griechen irgend etwas überliefert sein könnte. Haben auch die älteren Griech. kosmogonischen Schulen noch etwas vom orientalischen Charakter in sich, so ist jene Aehnlichkeit darin zu suchen, daſs überhaupt das erste Erwachen denkenden Bewuſstseins sich nothwendig in ähnlicher Form offenbart, wiewohl dennoch nicht zu läugnen ist, daſs selbst jene Anfänge des Gedankens, wie sie in Griechenland erscheinen, sich der Heiterkeit und Freiheit nähern, welche Eigenthum des Griechischen Geistes ist; während die Indische Philosophie in dem unversöhnten Kampf zwischen Natur, Gott und Menschen keine Mitte, keine Ruhe kennt, sondern selbst das Umschlagen ist in stete Extreme, das sich Versenken in die leerste, inhaltloseste Abstraction, oder das Erfassen des Lebens in der ganzen Gewalt der üppigsten Sinnlichkeit; völlige Nichtigkeit des Subjects und unendliche Macht desselben über Natur, Welt und Gott in der äuſserlichen Concentration seines gesammten religiösen Bewuſstseins, in *der Buſse*. Den finstern Naturgewalten, den Titanen in ihrer unmenschlichen Form, mag man die miſsgestalteten Indischen Götter vergleichen, nicht den heiteren sittlichen Bildungen des Olympos. — Am traurigsten getäuscht sahen sich jene Historiker. Sichere Anfänge der Geschichte erwarteten sie, und es fand sich, daſs Indien keine Historiker habe, ja, was bedächtige Forscher früher, wiewohl ungehört, ausgesprochen, wesentlich keine haben könne. Data und Zahlen hofften sie, und der Inder trat ihnen mit einigen *Kotis* (10 Million) Jahren entgegen, welche ein Held büssend, um die Dreiwelt zu erobern und obzusiegen den Göttern, auf einem Berge vollbrachte. Aber die am wenigsten der Art hofften, die Philologen, ihnen ward die schönste, reichste Gabe. Es fand sich in der *Sanskritsprache* eine alte, nie gekannte Schwester der Europäischen wieder, die in ihrem Reichthum, der Vollkommenheit ihres Baues und an Alterthümlichkeit diese übertreffend, manche nicht geahndete Aufschlüsse gab, und zum Correctiv der Grammatik ward. Die Sprache allein ist's, die auf eine frühere Gemeinschaft von Stämmen hindeutet, welche vom Keime sich loſsreiſsend, selbständig dem Geiste nach, sich entwickelten. — So steht Indien in seiner Selbständigkeit da, ein wichtiges Moment der Entwicklung der Menschheit. China, als das völlig starre, hinter sich lassend, sich aufhebend in Griechenland, bildet es gleichsam die Mitte des gesammten heidnischen Bewuſstseins. Seine Poesie, ausgehend von dem tiefen Gefühle einer heiſsen, fast ungeheuren Phantasie, darf sich vom erhabenen Epos, in seiner naiven Form, bis zur Lyrik in ihrer vollendetsten Kunstgestalt und dem trefflich charakterisirten Drama, kühn jeder andern zur Seite stellen. So reich die Schätze sind, die sie uns bietet, so gering freilich ist quantitativ das uns Bekannte, aber die Theilnahme an diesem Wenigen läſst von Deutschland aus uns hoffen, daſs ein immer ernsteres und vielseitigeres Studium sich immer mehr diesem wunderbaren Lande zuwenden werde. —

Herr von Schlegel hat, einige gelegentliche kleinere Aufsätze abgerechnet, seither nur mittelbar zur Erweiterung unserer historischen Kenntnisse über Indien beigetragen. Denn seine Thätigkeit im Gebiete der Indischen Literatur beschränkte sich auf die Herausgabe von Werken, deren Inhalt durch Ausgaben sowohl, als auch, und dieſs ist von gröſserer Wichtigkeit, theilweise recht gute Uebersetzungen bekannt war. Es soll hierin, offen gestanden, kein Tadel liegen; Herr von Schlegel wollte vollendete kritische Ausgaben liefern, und zog es um deshalb vor, solche Stücke zu wählen, welche sich theils der litterärischen Welt ihres Gehaltes wegen schon empfohlen hatten, theils aber die Kritik erleichterten; denn es ist keinesweges in Abrede zu stellen, daſs diese, bei schon vorhandenen Vorarbeiten an Ausgaben und namentlich an Uebersetzungen — seien diese auch noch so schlecht — sich um vieles freier und leichter bewegen könne, indem da, wo der Inhalt des Ganzen, die Folge der Gedanken und die einzelnen Situationen vorschweben, sie ihre Aufmerksamkeit nur auf die einzelnen Schwierigkeiten richten darf. Wieviel in

Digitized by Google

dieser Rücksicht von dem geehrten Verf. in seinen beiden letzten Arbeiten, dem Hitopadesa und Ramayana geleistet sei, darüber wagen wir kein Urtheil, auch möchte ein solches schwer fallen, bis durch die weitere Herausgabe der Werke die Einsicht in die Belege für die oft vielleicht nur scheinbar willkührliche Kritik gestattet sein wird; und es mag letzteres der Grund sein, warum über Hrn. v. Schlegel's Bemühungen in der Indischen Litteratur in unsern Blättern noch nicht gesprochen ist, denn die Ausgabe der Gita fällt lange vor Erscheinung derselben.

Mit dem vorliegenden Werke betritt Hr. v. Schlegel also gleichsam ein neues Gebiet, und bei dem hohen Ruhme, den derselbe in der gelehrten Welt geniefst, kann es nicht an Neigung fehlen, ihm mit aufmerksamem Sinne auf dasselbe zu folgen. Der Zweck der Abhandlung ist nicht sowohl der, eine Darstellung des alten Indiens nach allen seinen Richtungen archäologisch zu geben, als vielmehr nachzuweisen, wie im Laufe der Zeit die Kenntnisse der Europäer über Indien zugenommen, und welches sonach das Bild von dem Lande gewesen sei, das jenen in den verschiedenen Perioden vorgeschwebt habe, und uns jetzt vorschwebt. Es ist hierbei von selbst klar, dafs der Grad der Bekanntschaft eines uns fern liegenden Landes von der Verschiedenheit der Interessen abhängt, welche uns zu demselben hinziehen, wie denn z. B. reine Handelsverhältnisse wenig geeignet sind, auf Untersuchung der Alterthümer eines Volkes zu leiten. Deshalb mag es auch nicht ungehörig erscheinen, wenn wir im Beginn der Rec. eine gedrängte Darstellung der Verhältnisse Eur. Völker zu Indien vorangeschickt, oft Herrn von Schlegel folgend, häufiger, und in wesentlichen Punkten von demselben abweichend. Es kann nämlich aus dem seither Gesagten nicht entgehen, wie die Geschichte unserer Kenntnifs von Indien wesentlich in drei Perioden zerfällt, deren scharfer und durchgehender Unterschied, — bedingt durch das Verschiedenartige des Interesses für jenes Land, — oben von uns kürzlich angegeben worden ist. Während das Alterthum zu Indien vorzugsweise das *Gefühl*, *die Phantasie* hinzieht, (wie diefs H. von Schlegel von Alexander andeutet, Ind. Bibl. Bd. 1. pag. 150.), führt das scheidende Mittelalter und die Anfänge der neuen Welt, nur der *merkantilische Gewinn*, der *kalkulirende Verstand*, derthin, bis dafs in unserer Zeit, nach Erfüllung jener Interessen, sich ein neues erhebt, das der *Wissenschaft*. Augenscheinlich ist defshalb die letzte neueste Periode diejenige, welche das Wichtigste und Weiteste umfafst, während die früheren ihrer Natur nach nur einzelne spärliche Mittheilungen bieten können und auch diese überdiefs oft genug in mährchenhaften Lügen verhüllt. Wenn dagegen die dritte Periode, gestützt auf Kenntnifs der Sprache und die Quellen der Litteratur, gleichsam das Land selbst sprechen läfst, und so freilich dem Scharfsinn und der Kühnheit der Vermuthung und der mystischen Ahndung weniger Feld gestattet, als die früheren nebelhaften, — was manchem neueren Historiker nicht eben erwünscht sein mag —; so ist sie, und nur sie fähig theils einen Ueberblick des seither von den Gelehrten Geleisteten zu geben, theils aber auch ein klares, deutliches und getreues Bild zu entwerfen von dem Lande und seiner Geschichte nach allen Richtungen hin, ein Bild, welches geeignet ist, von grundaus jene falschen Vorstellungen zu vernichten, welche durch Unwissenheit und Fälschung früherer Gelehrten entstanden, noch immer selbst den Gebildeteren befangen halten. Aber Herr von Schlegel hat es vorgezogen, jene wesentliche Eintheilung verschmähend, die ganze Geschichte der Kenntnifs Indiens in zwei grofse Theile zu zerlegen, und dieselbe, in dem ersten bis zu *Vasco de Gama*, in dem zweiten bis zu unserer Zeit fortzuführen. Hierdurch ist jedoch ein Nachtheil entstanden, den wir nach dem seither Gesagten sehr bedauern müssen. Denn der geehrte Hr. Vf., sich vorzugsweise an die beiden früheren Perioden, somit an die eigentlichen Zeiten unsres *Nichtwissens* über Indien haltend, hat der neuesten Epoche nur eine ganz kurze unbedeutende Darstellung gewidmet, und so den Leser — gegen sein Versprechen — über den jetzigen Zustand unserer Kenntnifs ganz in Ungewifsheit gelassen. Dabei ist selbst in jenen hingeworfenen Andeutungen eine gewisse — wir können es nicht anders nennen — Gereiztheit und Empfindlichkeit gegen die Bemühungen Deutscher Gelehrten, wohl geeignet, die dürftige Vorstellung, welche der Laie von der jetzigen Kenntnifs erhält, noch zu trüben und zu verkümmern. Es kann gegen diesen, wie uns scheint, gerechten Vorwurf kaum erwähnt werden, dafs Hr. von Schlegel diesem Gegenstande einen eignen Aufsatz in der Ind. Bibl. (Bd. 1. pag. 1.) gewidmet habe, denn theils bezieht sich derselbe nur einseitig auf Philologie, dann fällt er in das Jahr 1819, eit welcher Zeit

Digitized by Google

gerade in Deutschland das Trefflichste und Wichtigste geleistet ward; endlich aber darf man bei den meisten Lesern des vorliegenden Calenders — denen Hr. von Schlegel in der Ueberschrift die Erledigung jener Frage zugesagt —, am wenigsten die Lectüre der Ind. Bibl. voraussetzen. —

Will man bei den früheren Perioden gegen die fabelhaften Erzählungen der Alten, und selbst der Neueren, bis zu dem Puncte, wo genauere Untersuchungen der Engländer beginnen, will man gegen jene sich nicht kritisch oder negirend widerlegend verhalten, so bietet der Stoff einen Mangel und eine Dürftigkeit dar, welche zu verdecken es der vollen Kunst und Gewandtheit der Darstellung bedarf. Hr. v. Schlegels Meisterschaft in dieser Rücksicht zeigt sich hier in ihrer ganzen Fülle. Man vergleiche, um nur gelegentlich eines zu erwähnen, die Abschnitte, in denen das Auftreten der Portugiesen dargestellt wird; einem minder gewandten Erzähler dürfte hier die Armuth der Nachrichten über Indien peinigend seyn; trefflich hingegen weiſs Hr. von Schlegel diesen Mangel künstlerisch durch eingewebte Episoden über Camoëns, über die Lusiade u. s. w. zu verhüllen. Selbst in Abschnitten, aus denen der mit der Indischen Geschichte Vertrautere kaum etwas Neues lernen mag, läſst der kunstgewandte Vortrag dieſs nicht allzu fühlbar werden. Aber die Dürftigkeit und andrerseits die Unsicherheit der Nachrichten in jenen Epochen gestattet auch der Vermuthung ein kühnes freies Spiel, erlaubt es gute Gründe für eine Annahme auszudenken und aufzustellen, welchen man freilich nicht minder gute mit demselben Rechte entgegensetzen kann. Heben wir zum Beleg einige der Art aus der früheren Zeit hervor, wobei wir uns zuweilen des Vortheils bedienen können, uns rein passiv zu verhalten, indem wir frühere Vermuthungen des Hrn. Vfs., welche scheinbar mit den triftigsten Beweisen belegt waren, seinen jetzigen ganz entgegengesetzten Annahmen, die gleichfalls der schlagenden Gründe nicht entbehren, gegenübersetzen. Hr. v. Schlegel beginnt mit dem Handel der Vorwelt nach Indien, und schlägt bei Untersuchung desselben namentlich den guten Weg ein, aus der Gleichheit der Namen bestimmter Producte, welche dem einen Lande angehörig, fremd dem andren sind, auf Aus- und Einführung derselben zu schlieſsen. So vieles hier nun mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit erörtert wird, so bleiben doch einige sehr wichtige Puncte, die einer näheren tieferen Untersuchung bedürfen. Als die ältesten mit Indien zur See in Handelsverkehr stehenden Völker werden wohl mit Recht Phönicier und Araber gehalten. Hr. von Schlegel muſs diesen Handel schon in die früheste Periode setzen, wenigstens vor Homer. Denn aus der Aehnlichkeit der Wörter *κασσίτερος* und *kastîra*, (beides Bezeichnungen des Zinns) folgert derselbe, es möchten die Phönicier nicht, wie die gewöhnliche Annahme lautet, dieſs Metall von den Kassiteriden, sondern aus Indien eingeführt haben. Da nun das Wort wie die Sache sich schon bei Homer als sehr gewöhnlich findet, müſste dieser Handel auch vor jene Zeit fallen. Damit stimmt freilich ein anderes von Hrn. von Schlegel an einem anderen Orte (Ind. Bibl. 1. p. 146.) gegebenes Resultat wenig überein. Es müsse, meint der geehrte Verf. dort, der Seehandel der Phönicier nothwendig jünger sein, als die Expedition, welche Darius auf dem Indus habe anstellen lassen, weil, wenn die Phönicier zu jener Zeit mit den Indern bekannt gewesen wären, sie diesem Könige, unter dessen Obergewalt sie standen, genauere Nachrichten hätten geben müssen, als die ganze Anlage der Unternehmung zeigt. (v. a. a. O. p. 148.). Ebenso wird dort das vielbesprochene *Ofir* mit Robertson fälschlich für einen Theil der Africanischen Küste genommen (p. 138.) während es hier nach Indien verlegt wird. Aber diese erstere Annahme des Hrn. v. S. beruht nicht sowohl auf jenen angeführten Gründen — die sich leicht erledigen —, als vielmehr auf der vorausgesetzten Meinung, daſs die Ausfuhr des Elfenbeins nach Griechenland nicht von Indien, sondern von Africa aus geschehen sei. Wir wollen es nicht unternehmen, hier alle Ursachen und Scheingründe für diese Ansicht zu widerlegen, ohnehin möchte es wenig überzeugen, wenn als Hauptbeweis angegeben wird, daſs in Africa ein gröſserer Reichthum an Elephanten vorhanden gewesen, in Indien hingen bei geringerer Masse schon früher ein sehr starker Verbrauch des Elfenbeins Statt gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien. Von A. W. v. Schlegel.

(Fortsetzung).

Denn einerseits bleibt selbst unter Annahme dieser Bestimmungen, der Handel aus beiden Ländern, wenn auch in verschiedener Quantität, möglich; andrerseits aber kann dieser Gegenstand um so eher aus Indien ausgeführt sein, als ich mich nicht erinnere, auch nur irgendwo ihn bei Indischen Schriftstellern unter den Kostbarkeiten gefunden zu haben, ja er scheint sogar eines eigenthümlichen Namens zu entbehren, (*dantas* heifst nur *Zahn*, für *Gold* findet man Benennungen zu Dutzenden), und wie die Stelle aus dem *Amara Cosch a p.* 245. *sl.* 29. lehrt, selbst zu den geringfügigsten Dingen angewandt werden zu sein. Aber, gestehen wir offen, dieser ganzen Annahme liegt der Umstand zum Grunde, dafs Hr. v. Schlegel, nicht wissend, was mit der Etymologie des Wortes ἔλεφας anzufangen, und kein ihm ähnliches im Indischen kennend, es vorzog dasselbe in die nebelhafte Dunkelheit der Africanischen Küste zu verhüllen. Defshalb glauben wir auch unsren Lesern nicht beschwerlich zu fallen, wenn wir diesen Gegenstand hier — so weit es der Raum gestattet — näher in's Auge fassen. Griechen und Römer haben für Elfenbein die Ausdrücke ἔλεφας und *ebur*; beide Völker haben das Product eher als das Thier gekannt, diefs zeigt sich bei jenen aus der Bedeutung des Wortes bei Homer, bei diesen durch den Umstand, dafs sie für das erstere eine eigene, für das letztere nur die Griechische Benennung kannten. Keinem Zweifel ferner ist es unterworfen, dafs die Phönicier diefs Product nach Griechenland brachten, (denn ausdrückliche Zeugnisse beurkunden es) — mit diesem aber auch wahrscheinlich den Namen. Wie war dieser daher bei den Phöniciern? Es bleibt uns bei dem durchaus geringen Reste Phönicischer Denkmäler nur das ganz nahe Hebräische zu vergleichen übrig, dort aber finden wir, entweder blofs שֵׁן (schên) *Zahn*, 1 Reg. 10, 18. Ps. 45, 9. oder vollständig שֵׁנְהַבִּים (schenhabbim) 1. Reg. 10, 22. 2 Chr. 9, 21. Aus Vergleichung beider ergiebt sich recht klar, dafs der zweite Ausdruck ein Compositum sei, und seine erste Silbe שֵׁן im *Status constructus* stehe. Der letzte Theil enthielte demnächst aufser dem Artikel, ה (h —) den Namen des Thieres. (Zahn des Elephanten, der Elephanten). Sondern wir somit -שֵׁנָה, als nicht zu diesem Namen gehörig, ab, so bleibt uns, unter Annahme eines inhärenden und ausgefallenen א od. אַבִּים od. יַבִּים übrig als Plural, welcher aber wiederum einen Singular (יבא יבה אבא אבה)- etwa aba oder iba, vorausgesetzt. Dies wäre denn der wirkliche Name des Thieres. Seinen Hauptbestandtheilen nach stimmte derselbe zu *eb-ur*, nicht sogleich zu ἔλεφας. Es ist aber oben gesagt, dafs der Name durch die Phönicier nach Griechenland gebracht sei, und da dort, wie im Arabischen ال (*al* oder *el*), der Artikel ist, würden wir wohl ein Recht haben, diesen zu sondern, und als eigentlichen Stamm ἔφας zu setzen. Denn dafs bei Uebertragung fremder Wörter zuweilen der Artikel mit aufgenommen werde, darf nicht schwer zu beweisen fallen, man vergl. um ein triviales Beispiel anzuführen, Almanach, Alkoran, und Gesenius unter den Worten אֶלְגָּבִישׁ (Hiob. 28. 18) ebenso in אַלְמֻגִּים (*al-muggim*) und אַלְגּוּמִּים (*al-gûmim*), welches 1. Reg. 10, 11, 2 Chr. 2, 7. 9, 10. als Ophirisches Handelsproduct aufgeführt wird, und in dem wir nächst dem Artikel das lat. *gummi* als ausgezeichnetes Harz und Harzholz wieder erkennen. Sollte sich nun im Sscr. eine, den genannten drei Worten ähnliche Bezeichnung finden, so müfste sie *bh* zeigen, da dies seiner Natur nach bald in *f*, φ, bald in β übergeht, oft in demselben Worte, m. v. φέρ-ω und βάρ-ος zu bhr. Unter den vielen Namen des Elephanten aber

Digitized by Google

finden wir auch *ibhas* (M. 1.) angeführt, und wir tragen kein Bedenken dies als den Stamm aller jener Worte, sowohl des Hebräischen, (Phönicischen, denn immer ist dabei vom Markte zu תַּרְשִׁישׁ, (*Tartessos*), die Rede, wohin die Phön. vorzüglich handelten, vergl. Ez. 27. 12.) als auch des Griechischen und Römischen anzuerkennen. Wenn hiergegen eingewendet werden sollte, dafs dieser Name eben nicht sehr gebräuchlich sei, in den bis jetzt herausgegebenen Schriften, — wiewohl er sich immer noch oft genug findet, — so bemerke ich, dafs mir dies sehr natürlich erscheint. Unsere Bekanntschaft des Sanskrit erstreckt sich fast nur auf das Poetische. Die Poesie der Inder aber liebt zur malerischen Bezeichnung sprechende charakteristische Benennungen, und so bilden die Dichter nach den hervorstechendsten Eigenschaften eines Dings seine Namen, welche natürlich dann gewöhnlich Adjective sind. An solchen adjectivischen Benennungen ist der Elephant vorzüglich reich, m. v. *hastin*, *karin*, (der Rüsselbegabte) *dvipa* (der *Doppeltrinker*, einmal durch den Rüssel, dann durch den Schlund), desgleichen *anekapa*; *dantin* (der Bezahnte,), *nagajas* oder *nâgas*, der Bergerzeugte *) Das Wort *ibhas* bietet solche Ableitung nicht, und mag deshalb der Malerei in der Poesie weniger geeignet, und freilich den Dichtern minder lieb sein; da aber die meisten Namen der einheimischen Thiere auf keine Etymologie führen, so bin ich sehr geneigt, eben aus diesem Umstande das Wort *ibhas* für die ältere, und auch wohl der Prosa des Volkes gewöhnlichere Benennung, und grade deshalb für die den Handelsverhältnissen eigenthümlichere zu halten. Es kann, um dies gelegentlich zu erwähnen, auffallen, wie die Benennung mancher Thiere bei Griechen und Römern, welche sie doch wahrscheinlich zuerst von Indien aus kennen lernten, einzeln dastehen; man vergl. *leo*, *panther*, *tigris*, u. s. f.; bei einigen scheinen oft die Adjectiva in die Rechte des Substant. getreten zu sein, vielleicht durch Vermittelung des Zend, so in *tigris*, welches wohl ohne Zweifel auf *tigra* führt, welches *schnell* und dann *Pfeil* heifst. Andre sind durch leise Aendrung der Vokale und durch gewöhnliche Veränderung der Buchstaben etwas unkenntlicher geworden, so erkennen wir in *çârdûlas* das Gr. πάρδαλις wieder, indem *ç* wie gewöhnlich in *k*, dann aber nach einem vorzüglich den Kleinasiatischen Griechen gebräuchlichen Wechsel in π überging. Denn *çârdûla* bedeutet sowohl den Tiger als Panther, da diese überhaupt so genau nicht geschieden werden, vergl. *Amara Coscha p.* 118. *sl.* 1, *b.* und daselbst Col. Not. 2. Aber es scheint uns hierbei nicht unwichtig, zu bemerken, dafs grade die Gleichheit der Namen der Thiere oder überhaupt der Naturgegenstände, die beiden Ländern gemein sind, (vergl. *açvas*- ἵππος *equus*, *avis*- οἰς- *ovis*; *hansas*- χήν, *anser*, Gans; *gôs*-, *Zend gaus*, Gr. βοῦς, *bos*, Kuh; *uxan*- Lat. *vacc-a*, Deutsch Ochs (von *vah* Lat. *veh-i*); *çvan*, κύων, *canis*, Hun-d; u. d. m.) unstreitig eher für die ursprüngliche Verwandtschaft der Stämme sprechen, als die Benennungen *exoterischer*, welche nur *Handelsverbindungen* oder fremdes Ueberkommen beweisen. Wir wollen übrigens unsern Lesern eine Schwierigkeit nicht verbergen, die den des Sscr. unkundigen leicht täuschen könnte. Denn *ibhas* und ἔφας stimmen der Endung nach nur scheinbar, da ersteres nach der ersten Sscr. Decl. gehend, einen Griech. Nom. ἔφος voraussetzt, ἔφας aber nur eine euphonische Veränderung von ἔφαντς ist, (6. Declin. deren Masc. und Foem. Nom. das Gr. ebenfalls mit ς bekleidet.). Nimmt man aber an, dafs die Griechen das Wort von Fremden überkommen haben, und so die organische Entwickelung innerhalb der

*) Hr. von Schlegel hat *nâgas* sehr richtig abgeleitet von *nagas*, Berg, durch Suffix *a*, welches *wriddhi* (Verstärkung des Stammvokals) erfordert, und den Ursprung von einer Sache ausdrückt, vergl. *sâmudram Salz* von *samudras* Meer. Durch dasselbe Suffix werden z. B. auch die Früchte von den Bäumen abgeleitet, indem sie Neutra werden (*am* aus *as*,) woraus ich im Römischen das Verhältnifs des *malus* zu *malum*, *pirus* zu *pirum*, *pomus* zu *pomum*, *cerasus* zu *cerasum* erkläre, wobei freilich *Wriddhi*, welches die Römer nicht kennen, nicht eintreten kann. Ob übrigens *nâga*, *Schlange*, derselben Etymologie folgt, oder von der Negativpartikel *nâ* (welche freilich sehr selten in Compositen erscheint) und *gâ* gehen durch Kritsuffix *a*, abstammt, so dafs es dem *sarpas* (kriechend, *serpens*, Ἄρπ-υια, hebr. שָׂרָף) entspricht, wage ich nicht zu entscheiden. Wunderbar (wie dies Hr. v. Schlegel I. B. 1. p. 207 findet,) kann ich es nicht nennen, wenn der *Elephant* und die *Schlange* beide *Bergerzeugte* genannt werden, da es, wie gezeigt ist, eine ganz gewöhnliche Eigenheit des Indischen ist, verschiedene Dinge, denen nur *eine* Eigenschaft gemein ist, von dieser zu benennen, indem dieselbe eigentlich Adjectiv, als bestimmte Bezeichnung der Gegenstände, Substantivisch angewandt wird. Es müfste ja Hr. von Schlegel sonst noch wunderbarer vorkommen, wie *Dvija* (Doppeltgeboren) 1) einen Brahmanen (geistig und physisch geboren) 2) einen Vogel (aus dem Ei, und von der Mutter) 3) einen Zahn, (wegen des Wechsels); 4) einen Fisch (v. 2.) bezeichne. Was also Hr. v. Schlegel von der Beweglichkeit des Rüssels dort anführt, gestehe ich, nicht gut einzusehen.

Digitized by Google

Sprache, welche allerdings eine Endung -ος für das Sscr. *as* verlangte, nicht Statt findet, so konnte, da die Griech. für *as* Mscul. im Sbstt. nur die Beugung αυτος kennen, schwerlich eine andere gewählt werden, wenn man überhaupt nur bei solchen überkommenen Worten sich zu streng an der gewählten Beugungsform oder den organischen Gesetzen halten darf, weshalb *Grimm* rücksichtlich der *Media* des Gothischen *ulbandus* D. G. II. p. 231. nicht so ängstlich zu sein brauchte. Man verzeihe uns diese lange Abschweifung, die wohl dadurch gerechtfertigt wird, dafs wir einen Theil der sonst so trefflichen Abhandlung des Hrn. Vfs. über den Eleph. hierdurch ganz bestritten haben, und wir bemerken nur noch, wie das am wenigsten auffallen kann, dafs die Griech. den Namen des Thieres für das Product setzten, da letzteres ihnen früher bekannt war. Genauer haben die Römer ein Suffix *ur* angewandt, in dem die Abstammung begriffen wird. Freilich dürfen alle solche Untersuchungen, so lange eine Menge historischer Mittelglieder fehlen, immer mifslich und problematisch erscheinen, wenn indefs in der genannten Stelle des Buches der Könige, (auf die sich Hr. von Schl. offenbar p. 11. bezieht, das Elfenbein jedoch übergehend,) neben *Schenhabbim* (Elfenbein), כֻּפִּים (*kopi-m*) Affen und תֻּכִּיִּים (*Tuchiim*) Pfaue erwähnt werden, so scheinen diefs alle Indische Producte zu sein, wie denn auch das zweite Wort *kopi-m* zur Sscr. Benennung *kapi* genau pafst. Das folgende Wort *Tuchi-im* hingegen, dürfte kaum im Sscr. etwas Aehnliches aufweisen können, — wiewohl doch Pfaue die gewöhnlichsten Vögel Indiens sind; — der gebräuchlichste Name ist *Mayûras*, auch *çikhi*, beides ohne Anklang. Desto sonderbarer entspricht das Hebr. dem Griech. und Röm., gleichsam die Mitte einnehmend; denn dafs die Griechen, selbst die Attiker ταῶς sprachen, erhellt aus dem ausdrücklichen Zeugnifs des Athen. 9, p. 397.

So scheint uns denn auch eine andre Vermuthung des Hrn. Vfs. rücksichtlich des Weihrauchs etwas zu gewagt und schnell. *Yavana*, nämlich meint Hr. v. Schlegel, welches dieses Gewürz bezeichnet, habe seinen Namen von *Yavanâs*, den Arabern, erhalten, da diese es nach Indien eingeführt hätten. Es war hierbei vor allen zu erweisen, dafs *Yavana* in der ältesten Zeit die *Araber* bezeichne, da der neuere Gebrauch hier nichts entscheidet. In den älteren Quellen aber, im Ramayana, werden dieselben zu den barbarischen Völkern gezählt, ohne indessen näher bestimmt zu werden. Wilson setzt zwar Araber im Lexicon hinzu, doch nicht ohne Andeutung Griechischer Vermittlung, welche er überdiefs ganz bestimmt ausspricht unter dem Worte *Mletschha*. Offenbar aber ist *Yavana* dem Namen der Kleinasiatischen Griechen Ἴωνες zu sehr entsprechend, als dafs wir beide gänzlich auseinander halten könnten. Hierzu kömmt noch, dafs fast alle Völker Vorderasiens die Griechen mit dem Namen *Yavon* bezeichnen. In den Schriften des A. B. findet er sich schon 1 Mos. 10, 2. unter den Söhnen *Yapheth's*, also fast in ähnlicher Weise wie im Ramay.; nämlich so, dafs die den Sammlern bekannt gewordenen Völkernamen dem Mythus oder den Genealogien einverleibt wurden. Denn in den älteren historischen Büchern wird derselbe nicht gefunden, wohl aber in den späteren Propheten, als Deutero-Jesaia (66, 19.) Ezechiel 27, 13. Daniel 8, 21. Joel 4, 6. und nicht minder bekannt ist es, dafs bei Arabern, Syrern u. s. f. es die gebräuchlichste Benennung aller Griechen sei. Ohnehin ist ein Zusammenkommen der Griechen mit Oberasien, und von dort, wenn auch vielleicht nur den Namen nach, mit Indien, kaum zu läugnen, (Niebuhr hist. Schrift. 1. p. 203. Curt. 4, 12. *Kirms* über Daniel, Jena 1828. p. 15. und die dort citirten Schriften), und wir möchten demnach glauben, dafs *Yavana ursprünglich* Benennung der Griechen sei. Doch vielleicht, aber auch nur vielleicht, läfst sich Herrn von Schlegels Meinung auf eine Weise rechtfertigen, an welche er wohl schwerlich selbst gedacht haben mag. Zu läugnen ist nicht, dafs die Ausführung des Weihrauchs von Arabien aus geschah, und zwar von dem glücklichen, Yemen, (Jes. 60, 6. Jerem. 6, 20. *Niebuhr. Desc. de l'Arab.* 1, *p.* 202. und die dort citirten Schriften), namentlich von Saba (Arab. سَبَا Hebr. שְׁבָא vgl. 1 Reg. 10, 2. u. Jes. l. l.); nun aber nennt Kamûs eine Stadt *Yemens* يَوْنٌ oder يَوَانٌ (Yavan oder Yavân) v. *Ges. Lex. s. v.* und so wäre es allerdings denkbar, dafs beide Worte Yavana, als Bezeichnung des Volkes und des Weihrauchs, ganz unabhängig von einander wären, dieses von der Gegend, aus der es gebracht, jenes von der Benennung Ἴωνες abstammend. Doch wie gesagt, mögen solche Vermuthungen, so lange man nicht, wie wir diefs z. B. bei dem Elephanten gethan, alle Mittelglieder zusammenstellen kann, nur sehr problematisch bleiben, und so schlagend oft eine Vergleichung erschei-

Digitized by Google

nen mag, so wenig dürfte sie eine genauere Kritik aushalten, man vergl. z. B. was Gesenius zum Jesaias 49, 12. und im *Lexico s. v.* סִין sagt, es für Sina nehmend, und dagegen *Abel-Remusat Melanges Asiatiq. tom.* 2. p. 334. Oft indessen entfliehen in gleichem Maſse dem Scharfsinne auch näher liegende Etymologieen, wie denn Hr. v. Schlegel Bd. 2. p. 62. vergeblich über den Ursprung des Wortes Mandarin sich uns zu mühen scheint. Chinesisch bemerkt derselbe mit Recht könne es nicht sein, dieſs beweise das *R*, welches jenes Volk gar nicht auszusprechen vermag; ebenso wenig Portugiesisch aus sprachlichen Gründen. Uns scheint das Wort Indischen Ursprungs, denn wir finden *Mantrin* *) häufig als Bezeichnung eines *Rathes* oder hohen *Beamten* in den ältesten Schriften (v. *Nalas VII*, 11.). Der Wechsel der *Tenuis* und *Media* kann nicht auffallen, sie ist zu häufig bei Uebertragung Indischer Namen, ebenso wenig ist es unbekannt, wie vieles von Indien auf China übertragen sei. Interessanter sind die an jener Stelle von Hrn. von Schlegel angeführten Vergleichungen über den Namen der *Orange*, welches Wort der Verf. von dem Indischen *Nâranga* ableitet. Man vergl. hierzu Span. *Naranja;* Port. *Laranja;* Ital. *narancia*, und Arabisch *narandsch.* Mit Recht verwirft Hr. v. Schlegel die gewöhnliche Herführung von *aurantia*, welches gar kein Wort ist, und wobei auch das vorgesetzte *n* der meisten Sprachen unerklärt bleibt, da hingegen dieser Laut leicht im Franz. ausgefallen sein kann. Doch genug des Etymologischen. Rücksichtlich des Geschichtlichen ist das vorliegende Werk reich an manchen interessanten Notizen, doch verbietet uns der Raum einzelnes hervorzuheben. Manche Behauptung ist uns indeſs auch hier aufgefallen, so z. B. die Uebertragung des Kastenwesens auf die Etrusker und Römer, die doch jetzt niemand mehr billigen kann. Das *ius connubii* beweiset in dieser Rücksicht gar nichts. Auf Mythologie und Philosophie der Inder ist Hr. v. Schlegel selten oder vielmehr gar nicht eingegangen. Denn hingeworfene Bemerkungen haben in diesem Felde eben nicht groſsen Werth, oft sind sie überdieſs so ganz oberflächlich, daſs es schwer wird zu begreifen, wie sie von dem hochverehrten Hrn. Verf. ausgehen konnten. Wenn z. B. Bd. II. p. 67. unser Wieland getadelt wird, daſs er das *nirvanam* durch: *Weg in Nichts* erklärte, so möchte diese Definition, so leichtfertig sie ist, immer noch mehr genügen als die von Hrn. von Schlegel mit dem Selbstgefühl der Ueberlegenheit gegebene: „das Aufhören der sinnlichen Triebe, und des endlichen Daseins durch Versenkung des Geistes in das göttliche Wesen, welches sie als die höchste Seeligkeit betrachten". Offenbar nämlich hält sich diese Erklärung, da sie, was das Wichtigste ist, das Wesen des göttlichen Wesens nach dem Glauben der Inder anzugeben versäumt, so sehr im Allgemeinen, daſs man dieselbe ebenso gut die Spitze der Christlichen Moral, wie das Endziel des Indischen Lebens nennen kann; und so drückt der Weg in Nichts, als die leerste inhaltloseste Abstraction, den Gedanken des *nirvanam* bei weitem richtiger und bestimmter aus.

Indem wir somit vom geehrten Hrn. Verf. scheiden, brauchen wir nicht zu versichern — was sich ohnehin von selbst versteht —, daſs vorliegende Abhandlungen gewiſs beitragen werden, den Laien vielfach über Indien zu belehren, das Interesse für dieses Land bei den Gelehrten zu erwecken, Jedem aber eine angenehme Lectüre zu verschaffen. Aber läugnen können wir nicht, daſs der Schluſs des Werkes uns sehr befremdete.

(Der Beschluſs folgt.)

*) Ein Wort über die Etymologie von *Mantrin*, und *mantra* (consilium), in denen beiden wir der von Hrn. Bopp gegebenen nicht beistimmen. Wenn nämlich in dessen Glossar, das erstere vom Stamme *mantr* durch *Krit*suffix *in* abgeleitet ist, so spricht dagegen, daſs sich dieſs Suffix gewöhnlich nur in Compositis findet, nach Hrn. Bopp's eigener Lehre (LGB. p. 293.). Wir ziehen es deſshalb vor, es von dem zweiten *mantra* durch *Taddhit*suffix *in*, welches sehr häufig ist, abzuleiten. Das erstere Wort betreffend, welches Hr. Bopp ebenfalls von *Mantr* und Kritsuffix *a* herführt, scheint uns ein umgekehrter Weg einzuschlagen. Denn wir halten die Wurzel *mantr* erst für eine Denominative von *mantra* selbst, weil, um dieſs gelegentlich zu bemerken, fast *alle Wurzeln, die nur der* 10 *Conj. folgen, Denom. sind,* worin uns im vorliegenden Fall noch die starke, bei einfachen Wurzeln nicht gewöhnliche, Bekleidung des Auslauts bestärkt. *Mantra* aber leiten wir von *man* (denken) durch Kritsuffix *tra* ab, ohne Anstoſs, daſs es Masc. ist, da es zuerst eine Person bezeichnet. Vgl. Amara Coscha p. 339. sl. 169. und d. Colebr.

Digitized by Google

Nro. 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien. Von A. W. v. Schlegel.

(Schluſs.)

Hr. v. Schlegel häuft hier Anklagen auf Anklagen, nicht etwa gegen Einzelne kämpfend, sondern sich so weit vergessend, Deutschland zu beschuldigen, daſs in ihm fade Halbgelehrsamkeit gewöhnlich das groſse Wort führe. Und untersuchen wir die mit allem Glanze der Beredsamkeit überkleideten Beschuldigungen näher, so zerfallen sie, meinen wir, in ein völlig leeres Nichts.

Die Sanscritlitteratur, sagt der Hr. Verf., sei jetzt kaum weiter gediehen, als etwa die Griechische beim Beginn der Wiederbelebung der Wissenschaft. Aber weder hatten die Gelehrten damaliger Zeit, noch haben es selbst die der unseren, eine Darstellung, die den lebendigen Organismus der Griechischen Sprache, seiner Bildung und Entwicklung nach, so klar, fest und bestimmt, kurz so geistig auffaſste, als dieſs die Sanskrit-Grammatik, in ihrer jetzigen Form, leistet.

Es sei, meint Hr. v. Schlegel ferner, eine unglückliche Wahl der herauszugebenden Stücke geschehen; die Texte seien fehlerhaft und mit einem Wulst von Interpolationen überladen, die Uebersetzungen endlich geschmacklos und unverständlich. Das scheint Groſses und Schweres, untersuchen wir es genauer.

Hr. v. Schlegel freilich, konnte in der Wahl nicht leicht fehlen; er ward durch den Umstand gesichert, daſs die von ihm herausgegebenen Stücke sich durch Ausgaben sowohl, als auch Uebersetzungen einem nicht kleinen Kreise von Gelehrten schon empfohlen hatten. Mochten darum jene Ausgaben und Uebersetzungen auch nicht allen Anforderungen genügen, obwohl manche recht gut zu nennen sind, so haben sie doch um so weniger die ganze Heftigkeit des Tadels verdient, welche Hr. v. Schlegel in den Vorreden (vgl. Ramay. und Hitopad.) gegen sie äuſsert, als sie einerseits die ersten Anfänge einer aufkeimenden Litteratur darstellen, andererseits für einen neuen Bearbeiter sehr brauchbare und nicht wenig erleichternde Hilfsmittel sind. Aber auch die übrigen in Deutschland bekannt gemachten Gedichte, denn nur von diesen wird gesprochen, haben alle, abgesehn von jedem andren, ein hohes dichterisches Interesse. Vom Nalas hat dieſs Hr. von Schlegel selbst anerkannt, ja diese Episode den Homerischen Epopoeen zur Seite gestellt. Die andren von Hrn. Bopp herausgegebenen Gesänge möchten, wenn sie auch nicht diese Stufe einnehmen, immer einen ausgezeichneten Werth behalten, man vergleiche in dieser Rücksicht nur den Mythos von den Thaten und dem Untergang der Heldenbrüder Sundas und Upasundas, oder der Brahmanen Wehklage, die Sündfluth u. s. f. Von anderen Gelehrten wurden in Deutschland nur wenige Ausgaben besorgt. Das *zerbrochene Gefäſs*, von Dursch edirt, hat, meinem Gefühle nach, ein wahres poetisches Interesse, Tiefe der Empfindung und der Liebe tritt in einer reichen Sprache und in kunstvoller Form überall hervor. Stenzler's Ausgabe einer Episode aus dem *Brahma Vaivarta Purana*, kündigt sich zwar nur als ein Specimen an, hat indeſs selbst als solches das Verdienst, zuerst aus der ganz vernachläſsigten Litteratur der Puranas etwas hervorgehoben zu haben. Die Ausgabe des Nalodaya, welche mein Bruder besorgte und das Devimâhâtmyam, welches so eben Hr. Poley beendet hat, waren Hrn. v. Schlegel, als er vorliegenden Aufsatz schrieb, noch unbekannt.

Was Interpolation und Fehlerhaftigkeit der Texte betrifft, so ist wohl kaum schon die Zeit gekommen, eine kühne und sichere Kritik anzuwenden; immer, glaube ich, muſs man es den Herausgebern Dank wissen, wenn sie in sogenannten *editionibus principibus* sich möglichst genau an Handschriften halten, und nur ganz offenkundige Fehler verbessern; sonst geräth man

Digitized by Google

sehr leicht in die Gefahr, gute, aber seither überhaupt, oder doch dem Herausgeber, unbekannte Formen, durch einseitige leicht fertige Emendationen zu vertilgen, und die reiche Sprache nach einer mittelmäfsigen Kenntnifs der Grammatik zu verkümmern, statt die letztere aus den vollen Schätzen der ersten zu bereichern. Dasselbe gilt vom Metrischen, dessen Natur uns bisjetzt nur wenig bekannt ist, und der fortgesetzten Beobachtung bedarf. Hr. v. Schlegel, als abgesagter Feind jedes dreitheiligen Slôkas, findet in einem solchen Falle gewöhnlich Interpolation; aber der hochgeehrte Hr. Verf. mag es Keinem verdenken, der sich diesem seinem Scharfsinne nicht ganz unbedingt hingeben will. Lange hat es gedauert, ehe man aus Sophokles und Pindaros, Triclin's Unrath fortschaffen konnte, der es unternommen, nach seiner seichten Kenntnifs der Grammatik und Metrik jene Dichter zu verbessern; wünschen wir, dafs ein ähnliches trauriges Schicksal den ältesten Meisterwerken Indischer Litteratur fremd bleibe.

Unter geschmacklosen und unverständlichen Uebersetzungen mag Hr. v. Schlegel vorzüglich Interlinearversionen im Auge haben, alle anderen sind wenigstens verständlich, um nicht über den Geschmack zu rechten, obwohl wir nur Rückerts fast wunderbares Talent zu erwähnen brauchten, um jeden Vorwurf dieser Art fern zu halten. Aber jene, wesentlich bestimmt den Anfänger, dem noch vor kurzer Zeit Wörterbücher, ja selbst Grammatiken abgingen, zu leiten, tragen ihre vollkommene Rechtfertigung in diesem ihren Zwecke, so dafs es mehr als ungerecht erscheinen mufs, von ihnen Eleganz, oder, ohne Vergleichung des Sscr. selbst, überall auch nur Verständlichkeit zu verlangen. Hr. v. S. hat es wohl ehemals versucht, Indische Poesieen in zierliche Hexameter zu übertragen; uns, wir gestehen es, hatte, so tönend jene klangen, diefs nie recht behagt, um so freudiger war es, dieselbige Mifsbilligung von dem geistreichen verewigten Bruder des Hrn. Vfs., von Friedrich v. Schlegel, nun auch ausgesprochen zu sehen.

Endlich, und diefs ist der wichtigste Punct, mifsfällt Hrn. v. Schlegel die einseitige und beschränkte Sprachkenntnifs, so wie die Einbildung über dieselbe, „vermöge deren man sich vermifst die einheimischen Grammatiker — jene drei alten Stifter der Wissenschaft, deren Entscheidungen über den classischen Sprachgebrauch nur seit ein paar Jahrtausenden, wie die Richtersprüche des Minos, Aeakos und Rhadamanthus gelten, zu meistern, und zwar ohne sie gelesen, gewifs ohne sie verstanden zu haben". Wir können die Nichtigkeit dieser Beschuldigung und ihre theilweise Seichtigkeit — das Sichstützen auf Altersauctorität — um so eher unsern Lesern zu beurtheilen überlassen, als erst neulich dieser Gegenstand mit Gründlichkeit und Besonnenheit in diesen Blättern erörtert worden ist. — Und so genug des unangenehmen Streites. Die Zeit, um mit Hrn. v. Schlegel zu sprechen, wird alles in das richtige Verhältnifs setzen, und die Nachwelt wird, wie es die Mitwelt gethan, und noch thut, dem Hrn. Verf. seiner vielen Verdienste halber gewifs ihren anerkennenden Dank zollen; ohne dafs es an jene einer Appellation, an diese, als ob sie ganz und gar vergefslich wäre, der Erinnerungen, am wenigsten aber von Seiten des Hrn. von Schlegel einer Gereiztheit und Empfindlichkeit bedürfe, welche seiner und seines Namens kaum würdig erscheinen.

Agathon Benary.

LXIII.

Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik, herausgegeben von Henrich Steffens. Erstes Heft. Breslau, im Verlage bei Joseph Max und Komp. 1829. *VIII. und* 166 *S.* 8.

Wenn die Polemik ein wesentliches Element im Fortschritte der wissenschaftlichen Entwickelung bildet, so müssen mit den immer mehr gesteigerten Forderungen an diese Entwickelung auch diejenigen erhöht werden, welche an die Leistungen der Polemik selbst ergehen und wie die Schwierigkeiten, um der Aufgabe zu genügen, auf der einen Seite je länger je mehr anwachsen, so werden sie auch auf der andern Seite an Umfang und Intensität stets zunehmen. Das negirende Moment der Polemik mufs, wenn sie rechter Art ist, eine Bejahung in seinem Gefolge haben, welche an die Stelle des Bekämpften und Verneinten tritt, oder mindestens das, was diese Stelle einnehmen sollte, in wesentlichen Beziehungen und Hauptumrissen vorläufig andeutet. Aber das Material solcher Bejahung ist in dem Wendepuncte einer so geförderten Zeit, wie die unsrige, nicht so leicht mehr gefunden.

Das Bedürfnifs, über die Aufsenseite der Gegen-

Digitized by Google

sätze hinweg zu kommen und in der Mitte zwischen den eitlen Prätensionen eines einseitigen Ja und Nein des wahren und rechten theilhaftig zu werden, ist in unsern Tagen aus seiner tiefsten Begründung allgemeiner und mächtiger als je hervorgetreten. Scheinbar gesonderte Richtungen drängen unaufhaltsam auf dieses gemeinsame Ziel hin; im Gebiete des Wissens wie in den engern und weiteren Lebenskreisen der Gesellschaft vereinigen sich die Bestrebungen zu dem Erfolge: Statt der formalen Fruchthüllen der gereiften Zeit den reellen Kern der Frucht selbst zu gewinnen; und die Entschiedenheit dieses Dranges ist so grofs, dafs sie die mannigfaltigsten Bestrebungen und Kämpfe des Tages als mifslungene Versuche hinter sich zurück läfst, nicht nur wenn dieselben gegen sie, sondern selbst auch wenn sie im Sinne der allgemeinen Bewegung unternommen sind, aber auf keine innig begründete Weise mit ihr zusammen hangen.

Je schwieriger auf diese Weise die Aufgabe eines zeitgemäfsen, nicht erfolglosen Kampfes ist, um so interessanter ist es, denselben in irgend einem Momente seiner Verwirklichung vor Augen zu haben, den Motiven seiner Unternehmung, den Combinationen seines Entwurfs, den Wendungen und Fortschritten seiner taktischen Entfaltung zu folgen; und dieses Interesse gewährt die vorliegende Schrift in einem Grade, wie er von dem Talent ihres genialen Verfassers billig schon im Voraus zu erwarten ist.

Wie der Werth eines Feldherrn sich ungleich mehr in der strategischen Vertheilung und Bewegung der Streitmassen als in dem unmittelbaren Gebrauch ihrer vereinzelten Kraftäufserungen bewährt, so versichtbart sich auch in diesen Blättern die Meisterschaft ihres Autors zunächst schon in dem edlen, rein objektiv gehaltenen Character der Darstellung. Die Handbücher unserer Physik und Chemie bilden, wie der Verf. S. 121. mit Recht behauptet: „nur eine Reihefolge von Auf„sätzen, die fast nichts mit einander gemein haben; die „ganze physikalische Literatur löst sich in Journalistik „auf; die physikalischen Verhandlungen sehen den di„plomatischen ähnlich, indem sie sich endlos in die „Breite ziehen und noch eher werden wir durch diese „letzteren den ewigen Frieden, als durch jene die wis„senschaftliche Einheit erhalten". Aber der Angriff und Tadel gegen die Masse dieser Einzelnheiten, welche dem geistvolleren Blicke der besonnenen Anschauung unzählige Veranlassungen darbieten, Seichtigkeit der Ansicht und Schwäche der Combination mit Erfolg zu bekämpfen, sind mit einer Schonung und Mäfsigung geführt, dafs sie, wir müssen es sagen, von so manchen Chemikern des Tags, welche die sinnliche Wahrnehmung für die Unterscheidung ihrer Reagenzien nur zu sehr auf Kosten der Sittlichkeit des Erkenners ausgebildet haben, kaum werden empfunden werden.

Unter den wenigen Stellen, in welchen der unumwunden geäufserte Vorwurf gegen die herrschende Gebrechlichkeit naturwissenschaftlicher Lehrmethoden und Lehrmeinungen gleichsam zur eindringlicheren Apostrophe sich gestaltet, giebt es vielleicht im ganzen Buche nur eine einzige, worin sich der Gedanke weniger durch intensive Spannung als durch lastende Derbheit des Ausdrucks Luft zu machen scheint. Es ist diejenige, wo S. 124. von der Bedeutungslosigkeit der Charactere die Rede ist, wenn sie ohne Totalanschauung zur Classification der Naturerscheinungen dienen sollen. „In „der That (heifst es dort) haben diese Merkmale in ih„rer völligen Vereinzelung keinen andern Werth, als „denjenigen der äufserlichen willkührlichen Zeichen, die „man den Viehheerden aufdrückt, um sie von einander „zu unterscheiden".

Nicht selten sind dagegen die Aeufserungen, welche der zerrissene Zustand unserer physikalischen Lehrgebäude dem Verf. an mehreren Orten entlockt hat, von Zugeständnissen begleitet, welche dem Verdienste der particulären Leistungen die gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen. Ja die Summe des Lobes, mit welchem dem Streben nach Gründlichkeit, so weit eine nur auf das Einzelne gerichtete Reflexion sie zu geben vermag, der Kunstmäfsigkeit und Bestimmtheit des Experiments, dem Scharfsinn des mathematischen Calcüls und der grofsartigen Ausbildung der mechanischen Physik und physischen Astronomie der neueren Zeit die vollständigste Würdigung zu Theil wird, übersteigt den Tadel bei weitem und nimmt einen beträchtlichen Theil der Darstellung in Anspruch.

Hier glauben wir indefs nicht mit Unrecht schon der Bemerkung einen Platz verstatten zu dürfen, dafs der Verf. in der Schätzung der Bedeutsamkeit der zuletzt genannten Disciplin nach unserm Dafürhalten viel zu weit geht. Er betrachtet die mechanische Physik als ein bereits in sich vollendetes, für jede Zukunft gefundenes, abgeschlossenes Product der nächst vergangenen

Digitized by Google

Zeitepoche und Newton ist ihm der strahlende, allen Angriffen aus dem Standpunct der Speculation enthobene Heros dieser unvergänglichen Schöpfung. Wir sehen nicht, wie die Totalansicht des Verfs., deren Grundzüge im Fortgange dieser Anzeige sich noch bestimmter hervorheben werden, ein solches Urtheil nothwendig bedinge und in sich enthalte. So wenig es zu leugnen ist, dafs eine umfassende Ansicht Gesichtspuncte zur sichern Würdigung der Thatsachen darbietet, so entschieden ist es andererseits, dafs wiederum auch Ansichten durch die Facta modificirt werden und dafs es Thatsachen giebt, welche neue Richtungen der Betrachtung unwiderstehlich hervorrufen und lauter sprechen, als alle bisherige Ansichten, Systeme und Autoritäten. Eine solche Thatsache bilden die aus der Oersted'schen Entdeckung hervorgegangenen Rotationserfolge. Sie stellen mit unbesiegbar faktischer Gewalt diese Bewegungen in einer absoluten Einheit der Wirkung dar, zu deren Verständnifs und Construction es der mechanischen Physik, welche in ihrer Einseitigkeit solche Bewegungen an den Himmelskörpern nur aus getrennt gesetzten Momenten herzuleiten vermag, an tieferen Beziehungspuncten und wesentlicher Begründung noch gänzlich mangelt. „Die mechanische Physik (heifst es „S. 67.) hatte mit dem Anfange des achtzehnten Jahr„hunderts ihre feste, für alle Zeiten unerschütterliche „Grundlage erhalten. — Diese Grundlage blieb uner„schüttert, Newton ist für die mechanische Physik ge„worden, was Euklid für die Geometrie ist". Es ist dagegen nicht etwa blofs mehr das Resultat einer der Erfahrung vorauseilenden speculativen Ansicht, obgleich die Opposition gegen Newton auch vom Standpuncte der Speculation consequent und wahr ist, es ist das unmittelbare Ergebnifs dessen, was die Erfahrung der neuesten Zeit in jenen Erfolgen selbst gerade hin auf unsere Hand gelegt hat, wenn wir vielmehr sagen müssen: jene Grundlage einer abstracten Newtonischen Schwerkraft ist bereits bis ins Innerste erschüttert, um so tiefer und mächtiger, je weniger die Mehrzahl derer, die auf festem, unverrückten Boden der Autorität zu stehen wähnen, bisjetzt noch an die weiteren unausbleiblichen Erfolge seiner Umgestaltung glauben mag. Jene mechanischen Revolutionen der elektromagnetischen Wirbel bezeichnen zugleich den Anfangspunct einer geistigen, die ganze jetzige Gestalt des physikalischen Wissens ergreifenden und durchdringenden Revolution, mit der ein innerer, lebendiger Fortschritt der Wissenschaft des Jahrhunderts gewonnen werden wird, zu welchem der Fortschritt vom Ptolemäischen System zum Copernicanischen, der vom Verf. als ein so tiefes Entwicklungsmoment der Zeit dargestellt worden, nur wie die äufserste Schwelle und Vorstufe eines Tempels sich zum innersten Heiligthum desselben verhält.

Nur das Copernicanische System ist eine solche in sich abgeschlossene, unvergängliche Blüthe der Wahrheit, die sich aus der dornigen Knospe der Ptolemäischen Epicykel für immer hervorgehoben hat; aber Newton's System ist ganz ohne jene Vollendung einer über die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung gleichsam hinausfliefsenden Anschauung, die allein das Product der Erkenntnifs zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen zu runden vermag. Hätte er den Geist seiner mathematischen Fluxionstheorie so verstanden, dafs er diese nicht nur als äufseres Werkzeug, sondern auch als inneres Vorbild an die Naturspeculation zu bringen gewufst hätte, so wäre ihr Product weniger steif und widerstrebend geworden, als es bis jetzt leider noch ist. Die einseitig aufgefafste Gravitation ist noch ein eben so sprödes Element, als im Ptolemäischen System das starre Festhalten der zunächst sich darbietenden Vorstellung einer ruhenden Erde, und wie der Geist in Copernicus erst diese Fessel abzuwerfen hatte, so mufs auch das Joch der Schwere noch durchbrochen werden, um den Spielraum zu freierer und selbständiger Gestaltung in dieser Sphäre des Wissens zu gewinnen. Die Schwere ist in sich keine Einheit, sondern nur Moment einer höheren, wenn gleich wieder nur relativen Einheit, die ihr Entgegengesetztes sowohl in sich als in ihrem Gegeneffect aufser sich hat, eben sowie der Magnetismus im Ganzen als die Polarseite der Electricität und zugleich in sich gespalten als Nord- und Südmagnetismus in die Erscheinung tritt. Im gleichzeitigen Conflict des repulsiven Effects und des attractiven, welchen letzteren wir in der Nähe der Erde nur mit der sinnlichen Reflexion als die isolirte Wirkung einer Schwerkraft fassen, geschieht es, dafs die Himmelskörper ihre Bewegungen, sowie die Glieder einer galvanischen Kette unter der gleichzeitigen Wirkung der beiden magnetischen Polareffecte, ihre Rotationen vollführen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik, herausgegeben von Henrich Steffens. Erstes Heft.

(Schluſs.)

Die Schwere an und für sich gesetzt ist ohne Realität, sie ist eine bloſse Hypothese ebenso wohl als die Annahme einer unbewegten, im Mittelpuncte des Ganzen feststehenden Erde. Aus jeder von beiden Voraussetzungen läſst sich wohl in gewissen Schranken mit äuſserlicher Consequenz ein den Erscheinungen anpassendes System zu Stande bringen, aber ohne innere Angemessenheit und Wahrheit. Nur so, wie es im Copernicanischen System wirklich geleistet worden, muſs auch eine noch zu erwartende Mechanik des Himmels aus dem Siege der innern Anschauung hervorgehen, welche den Schein der Sinnlichkeit zu durchdringen und sich des wahren Gehaltes derselben für eine höhere Entwickelung zu bemächtigen weiſs. Und mit einer solchen Entwickelung werden die Schriften von Newton und Laplace nothwendig auch für die empirische Physik die Strahlenglorie ihrer bisherigen Bedeutsamkeit verlieren, und wie abgelösete Kelchblätter einer vollendeteren, unvergänglichen Frucht auf das staubbedecte Almagest des Ptolemäus zurücksinken.

Eine andere Beziehung in der Darstellung des Verfassers veranlaſst uns zu Bemerkungen, die, wenn sie gleich zum Theil abermals gegen etwas gerichtet sind, worin nach unserm Urtheil der geistreiche Verf. seinen Ansichten eine zu groſse Ausdehnung giebt, doch andrerseits um so mehr zur Bestätigung unsers Einverständnisses mit seiner Tendenz im Ganzen geeignet sein werden.

Der Verf. spricht bereits mit den ersten Zeilen seiner Schrift die Ueberzeugung aus, daſs der Zustand naturwissenschaftlicher Bildung und die herrschende Naturansicht irgend einer Zeit die Grundlage ihres ganzen Wissens, die Trägerin des allgemeinen Erkennens überhaupt sei, deren Einfluſs sich auf alle anderweitigen Richtungen des Lebens, auf gesellige Ordnung, auf Sittlichkeit, ja auf die Religion selbst erstrecke. Vielleicht ist der Standpunct, das Relative in dieser Behauptung vom wahren Gehalt derselben zu unterscheiden und dem gemäſs die Bereitwilligkeit, diese Relativität anzuerkennen, nirgend entschiedener, als auf Seiten der tiefen, umfassenden Anschauung, die in der geistvollen Subjectivität des Verf. selbst gegeben ist. Die organische Entfaltung irgend einer Zeit ist durch nichts Einzelnes begründet, von keiner einzelnen Richtung getragen, sondern streng gefaſst, tritt alles Einzelne derselben nur als Moment der allgemeinen Bewegung, nur als Organ des unaufhörlich fortschreitenden Processes ihrer Reife hervor. Aber die Natur ist der allgemeine Leib des Lebens des Geistes; und der Entwickelungsgang in der Geschichte, das heiſst im Proceſs der Geistesbefreiung, oder, welches dasselbe ist, die Fortschritte im Bewuſstsein des Geistes, unter welchen Formen sie sich auch zeigen mögen, sind zugleich nothwendige Fortschritte in der durch alle Schattirungsgrade vom ahnungsvollen Mythos bis zur Gewiſsheit des klaren Gedankens hindurch gehenden Erkenntniſs jenes Bandes zwischen Geist und Natur und der Bestimmungen, unter welchen mit ihm jede von beiden Seiten in der andern ihre Ergänzung und Realität findet. So ist jeden Falls ein unendlich tiefer Zusammenhang zwischen Naturkenntniſs und den übrigen Richtungen nicht nur des Wissens, sondern des Lebens überhaupt begründet. Die Combinationen, welche sich an die aufgestellte Grundansicht des Verf. anschlieſsen, bleiben daher, wenn wir die letzteren gleich nicht so unbedingt, wie sie ausgesprochen worden, zugestehen, doch wenigstens zum groſsen Theil dieselben, und es ist sehr wahr, daſs, wie der Verf. sagt, die Geschichtsforscher, obgleich der Einfluſs herrschender Naturansichten ihnen so wenig als irgend Jemandem verborgen

Digitized by Google

bleiben konnte, die eigentliche Tiefe ihres Zusammenhanges mit den geschichtlichen Entwickelungen der Zeit im Allgemeinen und Besondern doch nur selten oder gar nicht recht eigentlich begriffen haben.

Die ebenso oberflächliche als gewöhnliche Anerkennung des Einflusses, der den Naturwissenschaften auf das Leben zugeschrieben zu werden pflegt, bleibt meistens nur bei der Berücksichtigung des mittelbaren Vortheils stehen, den sie in der Darreichung von mancherlei Mitteln zur Beförderung der äufseren Civilisation und als Hülfswissenschaften der Medizin gewähren. Eine zwar immer noch äufserliche aber ungleich tiefer greifende Weise, die Naturwissenschaft für das Wohl der Gesellschaft zu benutzen, wäre die, dafs durch die gewonnene Anschauung des organischen Fortschrittes der Naturentwickelung zugleich die reifere Erkenntnifs der wesentlichen Momente der politisch geistigen Entwickelung geweckt, unterstützt und befestiget würde. Denn jede mit Unbefangenheit durchgeführte Betrachtung eines Naturprocesses zeigt, wie das Naturleben im steten Drange zu freierer Entwickelung, wenn es Fesseln zerbricht, eben damit zugleich auch neue Fesseln wieder erzeugt; dieses aber nicht im Widerspruch eines unbegreiflichen, dämonischen Dualismus, um den Fortschritt stationär oder rückgängig zu machen, sondern vielmehr nur, um in der Einheit der Bewegung die Einseitigkeit des Triebes zu zügeln und die Garantie einer gleichmäfsigen Förderung des Ganzen wie des Einzelnen dadurch zu sichern und zu gewinnen. Eine Naturwissenschaft in diesem wahren, naturgemäfsen Geiste ist ein klarer Spiegel gegen die thörichten Prätensionen eines blinden Beharrens und Zurückdrängens sowohl als eines einseitigen, ungezügelten Fortstrebens.

Wer aber die Fortschritte des Geistes in der Erkenntnifs der Natur überhaupt nicht von Innen heraus zu würdigen, wer sie in keinem tieferen Zusammenhange mit den übrigen Entwickelungsmomenten der Zeit aufzufassen oder sie gar nur unter dem beschränkten Gesichtspuncte der Eisenbahnen und Dampfmaschinen, der Fabriken und Laboratorien zu betrachten weifs, der steht unter dem Tische des Lebens und vergifst über die einzeln etwa zu ihm herabfallenden Brosamen die ganze vor seinen Augen verborgene Fülle des Reichthums, mit welchem die Tafel gedeckt ist. Nirgend aber ist mit dem Mangel tieferer Würdigung dieses Hinabtreten unter den eigentlichen Horizont des Berufs, diese gänzliche Verrückung des Standpunctes aus lichter Höhe in die unklare von Hypothesen verhangene Tiefe, diese falsche, völlig entgegengesetzte Richtung des Blicks vom lebendigen Zusammenhange des heiter geordneten Ganzen auf die zerstreute, zerbröckelte Verworrenheit fragmentarischer Einzelnheiten unerfreulicher, als im Beginnen und Treiben der meisten, die als Physiker und Chemiker selbst die edelsten Sprossen der naturwissenschaftlichen Production zu pflegen und zu zeitigen verpflichtet sind. Ihr Verhältnifs zur Wissenschaft ist dasselbe, wie dasjenige, was in vielfältig andern Beziehungen als Quelle endloser, bedauernswerther Conflicte der Zeit hervortritt; es besteht in dem Widerspruch, der eine innere Gemeinschaft, eine innere Verständigung, nachdem sie aufgehoben worden oder noch gar nicht da gewesen ist, lediglich auf einem äufserlichen Wege wieder herstellen will. Die Natur soll sich ihnen fügen, ihren Absichten und Bestrebungen entsprechen. Aber statt in dem vorurtheilsfreien Elemente des Gedankens mit der offenen Hingebung im nahe zu treten, die ein jeder, der Hingebung fordert, vor allen Dingen zuerst darbringen mufs, bestehen alle ihre Schritte nur in Mafsregeln, welche die beabsichtigte Einheit nach vorgefafsten Normen und willkührlichen hypothetischen Satzungen auf dem Wege einer blofs äufserlichen Unterwerfung herbeiführen sollen.

Wenn zahlreiche Beobachter, gleich leichten Truppen, mit Sextanten und magnetischen Brussolen, mit Barometern und Thermometern bewaffnet, nach allen Richtungen ausgesandt, auf alle Höhen und in alle Tiefen detachirt werden; wenn das Feuer der Laboratorien in Thätigkeit gesetzt und für den höchsten Effect das schwere Geschütz der Mathematik in Anwendung gebracht wird; so wähnen sie alles gethan und an kräftigen Mitteln alles aufgeboten zu haben, um das vermifste und verletzte Einverständnifs glücklich wieder zu erobern, während es überall an der ersten und wesentlichsten Grundbedingung zu seiner Gewinnung mangelt.

Dem erfolglosen Treiben eines solchen zersplitterten, im Fortgange der Zeit immer mehr entarteten Kampfes entgegen zu treten durch einen Kampf anderer Art, der um nicht gleichfalls zu den erfolglosen zu gehören, kein äufserlicher sein durfte, der nicht blofs die Masse des Tadels der Masse des Irrthums gegenüber stellen, sondern mit der Schärfe des Blickes das zu bekämpfende Uebel in seinen tiefsten Motiven er-

Digitized by Google

greifen, es in der Nichtigkeit seines Wesens hervorheben und auf dasjenige, was an der Stelle der verfehlten Richtung Noth thut, mit Bestimmtheit hindeuten mufste: das ist die Aufgabe, welche der Verf. in diesen polemischen Blättern sich gestellt und für alle, welche über die einzelnen Erscheinungsformen hinaus dem Entwickelungsgange einer durch gröfsere Zeitläufe waltenden höheren Intelligenz mit Sinn und Empfänglichkeit zu folgen wissen, auf eine glückliche aufschlufsreiche Weise zu lösen begonnen hat.

Dafs darin nicht blofs von den Naturwissenschaften an sich die Rede sei, dafs diese vielmehr im umfassenden Zusammenhange und lebendiger Wechselwirkung mit allen übrigen Richtungen wissenschaftlicher, sittlicher und religiöser Entwickelungen betrachtet werden, die im Verlauf der gröfseren Zeitepochen des Mittelalters und der neueren Zeit bis zu unsern Tagen hervorgetreten sind, bedarf nach dem obigen kaum der Erwähnung. Der eigenthümliche Geist der entferntesten Periode dieses historischen Cyclus wird zuvörderst dargestellt, wie er durch die herrschende Naturansicht des Ptolemäischen Systems getragen, (vielmehr nur characterisirt) die Erde, als den überall gegenwärtigen, in unmittelbarer Nähe liegenden Mittelpunct des Daseins betrachtend, sich gebunden fühlte von der Natur, mit der er innerlich so wie äufserlich vereinigt war. „Er „vermochte nicht sich von ihr loszureissen, sich zum „Gegenstand einer eigenen genauen Forschung zu ma„chen; jede Beobachtung endigte mit etwas Unbegreif„lichem, Ueberschwenglichem, jede Reflexion ver„schwamm in ein ahnendes Gefühl und alle Schärfe und „Bestimmtheit verschwand, selbst wo sie sich zu ge„stalten suchte". (S. 8.). Gegen den Mysticismus und die phantastische Verworrenheit dieser tief eigenthümlichen Zeit, der wohl das Element, aber noch nicht die Schule der Selbstverständigung geworden, richtete sich die allmählig erwachende Besonnenheit des freien Urtheils als Gegensatz kräftig und immer kräftiger empor. Das tiefste Fundament des bisherigen Wissens, die Grundlage der Astronomie, schwankte und stürzte so wie die der Hierarchie und das Organ scharfer, entschiedener, unabhängiger Beobachtung und Untersuchung wurde Organ des Wissens und des Lebens einer neuen Zeit. Aber die nüchtern sondernde negative Richtung derselben, von allem sich lossagend, über alles sich hinwegsetzend und ohne Gesammtkraft, den einförmig geradlinigen Fortschritt wieder zum frischen Quell des Lebens zurückzulenken, von dem sie sich immer weiter entfernte, verlor sich in die unermefsliche Oede der Abstraction, wo die untergegangene Fülle der Qualitäten nur einen leeren Raum für die monströse Willkühr der Hypothesen und Fictionen zurückgelassen hat. Und dieses Extrem, (das Extrem eines Wellenthals nach dem früheren Extrem eines Wellenberges) hat bereits abermals seinen thätigen Gegensatz gefunden, mit dem sich Wissen und Leben von neuem zum Fortschritt zu einer glücklicheren und reicheren Zeit als alle früheren bestimmen. „Es ist der Sinn, der im Anfange des „sechzehnten Jahrhunderts zurückgedrängt war, der „während des Verlaufs von Jahrhunderten immer mehr „verschwand und jetzt gereinigt wiederkehrt. Nicht so, „wie er damals sich zu gestalten suchte, bereichert viel„mehr mit Allem, was eine schärfere, bis zur Bewun„derung ausgebildete sinnliche Beobachtung und Refle„xion uns schenkte, soll er, diese belebend, wieder „mächtig werden". (S. 143.).

Diese äufsersten Umrisse sind es, in denen die frische, lebendige Darstellung sich bewegt. Begebenheiten, historische Situationen und Persönlichkeiten des umfafsten Zeitraums treten darin unter der Meisterhand des Darstellenden, mit ausdrucksvollen Zügen hervor. Die siegende polemische Kraft liegt in der tief angelegten, talentvoll durchgeführten Entwickelung, welche den Zustand der heutigen Naturwissenschaft nur als eine an sich nichtige Uebergangsform zwischen einer vorausgegangenen und nachfolgenden gehaltvolleren Zeit nachweist. Was während der Ausbildung dieser vergänglichen Form als ein bleibender Gewinn mit ihr erlangt worden, hat seine volle Anerkennung gefunden und wird sie behalten. Nur dafs auch die mechanische Physik in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu diesen unvergänglich reifen Producten zu zählen sei, können wir nach unsern schon oben entwickelten Bemerkungen dem Verf. nicht zugestehen. Vielmehr deutet die der ganzen Disciplin bevorstehende Reformation das Nichtige in der Einseitigkeit der Richtung um so nachdrücklicher an, indem offenbar wird, dafs selbst dasjenige, was durch sie den Schein vollendeter Consequenz und höchsten Ansehens erhalten hat, der unerbittlich gerechten Axt der Zeit nicht zu entgehen vermag, die unverkennbar schon an seine Wurzel gelegt ist.

In das weitere Detail der Darlegungen des Verfs.

Digitized by Google

einzugehen, verbietet, auch wenn die Gränzen dieser Anzeige es gestatteten, das Ganze dieser Darlegung selbst. Nicht weil es an Veranlassung zu Discussionen mangelt, sondern gerade umgekehrt, weil sie so reichlich vorhanden ist, dafs der Raum eines neuen Buches von gleichem Umfange nicht hinreichen würde, sie zu fassen. Aber was uns in diesen Blättern verliehen worden, ist ein in lebendigen Zügen entworfenes historisches Gemälde, das vielmehr in seiner Totalität angeschaut, in der Eigenthümlichkeit und innern Wahrheit seiner Composition anerkannt, als kritisch zergliedert oder beschrieben sein will. Wer der Wärme des Bildes, dem Geiste, den es in allen seinen Zügen athmet, mit Wärme und Geist begegnet und vor allem mit Hingebung an die edle und reiche Persönlichkeit des Verfs. in sich aufnimmt, der wird vielseitig davon angeregt und ergriffen werden und einen Eindruck des Ganzen in sich zurückbehalten, der für seine Ansichten und Ueberzeugungen von den höchsten Interessen eines welthistorischen Fortschrittes der Geistesentwicklung als ein lebendig bestimmendes und ergänzendes Moment sich wirksam erweisen wird. Und so können wir der verheifsenen Fortsetzung dieser Blätter nur mit dem regen Wunsche ihrer baldigen Erfüllung entgegen sehen, um den Genufs und die Belehrung, die wir bereits der ersten Gabe verdanken, mit dem der folgenden nur zu noch höherer Einheit zu verbinden.

G. F. Pohl.

LXIV.

Lexicon Taciteum sive de stilo C. Cornelii Taciti, praemissis de Taciti vita, scriptis ac scribendi genere prolegomenis, scripsit Guil. Boetticher, philos. Doctor., aa. ll. M., Gymnasii quod Berolini floret Friderico-Guilielmini Professor. Berolini. Sumptibus G. C. Nauckii 1830.

Das Alterthum hat uns wenige Schriftsteller hinterlassen, über welche es so verdienstlich sein möchte, ein besonderes Lexicon zu schreiben, als über Tacitus; und wenn man bedenkt, dafs zu unbedeutenden Autoren vortreffliche Werke der Art geschrieben sind, so mufs man sich billig wundern, dafs für Tacitus bisjetzt zwei unvollkommene *Indices* genügen konnten. Nicht ohne besonderes Vergnügen lasen wir daher die öffentliche Ankündigung, dafs Hr. Dr. Böttcher, der Verf. einer Geschichte der Karthager, ein *Lexicon Taciteum* herauszugeben beabsichtige, um diesem Mangel, auf den schon Dr. Becker in Ratzeburg vor einigen Jahren in seiner Ausgabe des Agrikola aufmerksam gemacht hatte, abzuhelfen. Wir wollen nun sehen, was durch diese Arbeit, deren Beurtheilung uns übertragen worden, für die Erklärung des Tacitus und für Lateinische Sprachkunde überhaupt gewonnen ist.

Dem Lexicon selber gehen Prolegomena voran, die auf 102 Seiten über das Leben, die Schriften und den schriftstellerischen Charakter des Tacitus handeln. Wer die Arbeiten von F. Roth, Süvern, Walch, Lange und Andern kennt, mufs dem Verf. das Zeugnifs geben, dafs er die Resultate ihrer Forschungen gut und verständig zusammengestellt hat. Der Abschnitt über die *Vita* des T. hat eignes Verdienst, besonders dadurch, dafs die Briefe des jüngern Plinius für diesen Zweck sorgfältiger benutzt sind, als früher geschehn. An den Fragen der höhern Kritik ist Hr. Bötticher stillschweigend vorbeigegangen. So hat er sich z. B. auf die wichtigen Zweifel, welche Luden und Becker in unsern Tagen über die räthselhafte *Germania* aufgeworfen haben, gar nicht eingelassen, und bei der Untersuchung über die Historien mufs es wirklich befremden, dafs er nach der bekannten Stelle des St. Hieronymus, welcher die Zahl der Bücher von Augustus Tode bis auf Nerva zu dreifsig angibt, kurzweg sagt, sie hätten vierzehn Bücher enthalten. Denn wer da bedenkt, dafs die Historien einen Zeitraum von acht und zwanzig Jahren umfassen, dafs aber die $4\frac{1}{5}$ erhaltenen Bücher die Geschichte von kaum $1\frac{1}{2}$ Jahren beschreiben, der wird es etwas unwahrscheinlich finden, dafs die Historien nicht mehr als vierzehn Bücher enthielten, und auf eine andere Lösung dieses Widerspruchs bedacht sein. Hr. B. hätte um so mehr diesen Gegenstand einer eigenen Untersuchung unterwerfen müssen, da erst vor kurzem Niebuhr im rhein. Mus. auf diese schon von Lipsius und Bayle bemerkte Schwierigkeit hingewiesen hatte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

Lexicon Taciteum sive de stilo C. Cornelii Taciti, praemissis de Taciti vita, scriptis ac scribendi genere prolegomenis, scripsit Guil. Boetticher.

(Schluſs.)

Von S. XXXIX. an spricht der Vf. spezieller über die lexikalischen und grammatischen Eigenthümlichkeiten des Taciteischen Stils. Diese Uebersichten könnten als Einleitung in das Studium des Tacitus mit Nutzen gelesen werden, *hätte der Verf. mehr Sorgfalt und Kritik auf das Einzelne verwandt.* In ihrer jetzigen Gestalt werden sie leicht zu Irrthümern führen.

Wir müssen demnach für den Gebrauch dieser Abschnitte groſse Vorsicht empfehlen, weil der Verf. nicht mit der Umsicht und Gründlichkeit verfahren ist, welche die Schwierigkeit des zu bearbeitenden Stoffes erheischte.

Auf die Prolegomena folgt das Lexikon selbst, dem der Verf. allerlei grammatische Untersuchungen einverleibt hat. Damit wir der nachfolgenden Beurtheilung eine Basis geben, müssen wir uns zuerst klar machen, welche Forderungen an den Verf. eines solchen Werkes zu machen sind. Diese lassen sich kurz so aussprechen. Wer ein Lexicon über einen einzelnen Schriftsteller schreiben will, muſs vollkommen bekannt sein erstlich, mit dem Sprachgebrauch der frühern Zeiten, zweitens, mit der Sprachweise des Zeitalters, dem dieser einzelne angehört, drittens mit dem besondern Sprachcharakter dieses Autors, damit nicht nur erkannt werde, in welchem Verhältnisse er zu den frühern Sprachperioden stehe, sondern auch, wie er sich zu seiner eignen Zeit verhalte. Dabei darf das Talent nicht fehlen, den so aufgehäuften Sprachstoff nach historischen und logischen Gesetzen zu verarbeiten, und die verschiedenen Bedeutungen jedes Wortes in einfacher, klarer Folge darzustellen. Endlich muſs eine genaue Bekanntschaft mit dem kritischen Zustande des Textes hinzukommen.

Was nun den Sprachcharakter der ersten Kaiserzeit anbetrifft, so ist die Verschiedenheit in Vergleich mit der sogenannten goldenen Zeit wirklich auſserordentlich. Es scheint, als hätte mit dem Uebergange der Republik in die Monarchie auch die Sprache einen andern Geist angenommen. Durch den Einfluſs der Dichter und Griechen geleitet, lieſs man die Schranke, die früher zwischen prosaischer und poetischer Darstellung gezogen war, allgemach fallen. Man bildete eine Menge neuer Wörter und Wortformen, und führte in die Grammatik neue Gesetze ein. Dies erklärt sich aus ganz natürlichen Gründen.

Die Redeweise einer frühern Periode kann der nächstfolgenden Generation in allen ihren Theilen nicht mehr genügen. Durch den häufigen Gebrauch verlieren die Wörter und Constructionen, wie Münzen, ihr ursprüngliches Gepräge; sie werden matt und farblos. Was soll nun der Schriftsteller thun, der auf seine Zeit Eindruck machen will? Er muſs die Sprache neu machen theils durch neue Bildungen, die er selbst versucht, theils dadurch, daſs er in die älteste, schon vergessene Periode zurückgeht, und aus dieser Quelle der Sprache neue Frische giebt. Die Wichtigkeit der letzten Bemerkung ist noch nicht genug beachtet worden. Wir finden nämlich bei Tacitus und seinen Zeitgenossen sehr viele Wörter, Wortformen und Constructionen, die oft für neugebildete gelten, von denen es sich aber bei genauerer Prüfung ergiebt, daſs sie aus der ältesten Römersprache genommen, und wieder in's Leben zurückgerufen sind. Dasselbe Factum findet sich in der Geschichte der Griechischen Sprache. Die Commentatoren haben einiges der Art beim Tacitus angemerkt, aber noch lange nicht alles. Auf diesem Felde läſst sich noch vieles für die Erklärung des Sprachgebrauchs thun.

Was ferner den besonderen Sprachcharakter des

Digitized by Google

Tacitus anbetrifft, so ist zu bemerken, dafs wenige Schriftsteller von dem Rechte, die Sprache auf ihre Weise zu handhaben, einen so geistreichen und fruchtbaren Gebrauch gemacht haben, als Tacitus. Es sind nicht blofs die neuen Wörter und Constructionen, durch welche sich T. von andern unterscheidet; was ihn am meisten ausgezeichnet, ist der eigenthümliche Begriff und Sinn, den er sehr gangbaren Ausdrücken durch Stellung und Verbindung zu geben weifs. Die grofsen Schwierigkeiten, die mit dem Lesen des T. unläugbar verbunden sind, haben vorzüglich in dieser Eigenthümlichkeit ihren Grund. Neue Wörter und Constructionen werden schnell angemerkt und dem Leser geläufig; aber Jahre lang fortgesetztes Beobachten, unermüdliches, strenges Vergleichen wird erfordert, um in das innere Heiligthum seiner oft mit ganz einfachen Mitteln ausgedrückten Gedanken vollständig einzudringen. Hier mufs häufig eine Art von divinatorischem Gefühl die Strenge der Beweisführung ersetzen, und in dieser Rücksicht gewinnt der Ausspruch solcher Männer, die durch Geist und Gelehrsamkeit anerkannt hervorragend, wie Lipsius, ein halbes Leben an Tacitus setzen, ein fast entscheidendes Ansehn.

Was endlich den kritischen Zustand der Texte anlangt, so haben bekanntlich von Verbesserungen, die auf blofser Conjectur beruhen, sehr wenige den hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, der in historischen Dingen für Wahrheit gelten kann und mufs. Die meisten bleiben mehr oder weniger glückliche Einfälle, die man nicht *in*, sondern *unter* den Text stellen sollte, wie es Ruhnkenius beim Vellejus gethan hat. Diese Gewissenhaftigkeit ist in Bezug auf Tacitus nicht immer beobachtet worden, sondern man hat von jeher eine Menge Conjecturen aufgenommen, ungeachtet nur wenige jenen ersten Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen, wie z. B. *minui iura minutura Ann. III*, 70. von Lipsius und Victorius. Vom Verfasser eines Lexikons darf gefordert werden, dafs er mit der Kritik des Textes genau bekannt sei, dafs er keinen Sprachgebrauch durch Stellen begründe, deren Lesart im Mindesten unsicher ist, weil ja solche Stellen nichts begründen können, sondern selbst erst durch den auf sichern Stellen beruhenden Sprachgebrauch begründet werden. Auf jeden Fall ist zu verlangen, dafs er durch irgend ein Zeichen solche aus blofser Conjectur entsprungene Lesarten bemerkbar mache, damit der Leser nachschlagen kann.

Fragen wir nun zuerst, wie sich vorliegendes Werk von der kritischen Seite zum Texte des Tacitus verhalte, so ergiebt sich bald, dafs der Vf. überhaupt gar keinen Grundsatz befolgt hat. Finden wir doch nicht einmal angegeben, welche Ausgabe seiner Arbeit als Norm zum Grunde gelegt sei. Durch dieses unkritische Verfahren ist sein Buch fast zur Hälfte unbrauchbar geworden, weil wir überall ungewifs bleiben, aus welcher Quelle die Lesarten geflossen sind, nach denen der Verf. die eine Bedeutung oder eine Construction beweisenden Stellen anführt. Wir wollen diesen Vorwurf durch einige Beispiele begründen. Unter *suescere* citirt er *Ann. II*, 52: *ut Tacfarinas lectos viros — disciplinae et imperiis suesceret*; schlagen wir nach, so ergiebt sich, dafs der Dativ *disciplinae* eine Aenderung von Pichena ist statt des ursprünglichen Ablativs, den auch die neuern Herausgeber von Gronov an zurückgerufen haben; ja bei genauerer Prüfung möchte sich herausstellen, dafs der Dativ ganz unstatthaft ist; unter dem Artikel *genitivus Ann. I*, 20: *vetus operis ac laboris*, Lipsius' Muthmafsung aus *intus*; unter *exigere Ann. II.* 85: *exactum et a Titidio Labeone*, wo die Handschrift *exacta* bietet; unter *adsimilare Ann. IV*, 59 *adsimilabatque indicis partes* statt des handschriftlichen *iudicis*; unter *super Hist. V*, 1: *ut super fortunam crederetur* eine zwar sehr geniale Conjectur von Lipsius; unter *erigere Ann. II*, 7: *erectis omnium animis spe petendae e Pisone ultionis*, wo *spe* von Freinsheim herrührt; unter *editio Ann. III*, 37: *diem editionibus traheret*, wo der Cod. *aedificationibus* giebt, wofür Lipsius *editionibus* einzuschmeicheln wufste; unter *huc Ann. IV*, 10: *eo audaciae profectus*, wo die ältesten Ausgaben *provectus* geben. Wir könnten dieses Register noch sehr vervollständigen, wenn nicht die angeführten Beispiele mehr als hinreichend wären, den oben ausgesprochenen Tadel zu rechtfertigen.

Fragen wir nun ferner, wie sich dieses Werk zu den übrigen von uns aufgestellten Forderungen verhält, so müssen wir erklären, dafs es ziemlich weit hinter diesen zurückgeblieben ist. Zwar läugnen wir nicht, dafs der Verf. auf mehrere Artikel vorzüglichen Fleifs verwandt, und in einigen Bedeutendes geleistet hat; dagegen aber finden wir andere Parthieen sehr schwach und fehlerhaft gearbeitet, in andern nur chaotisch aufgehäuften Stoff, den der Verf. auch nicht einmal versucht hat, klar zu scheiden und zweckmäfsig zu ordnen;

Digitized by Google

endlich ist eine beträchtliche Anzahl von Wörtern unbeachtet geblieben, die wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Bedeutung und Konstruction wohl die Aufmerksamkeit des Verfs. verdient hätten. Diese Ungleichheit der Behandlung hat ihren Grund darin, dafs der Verf. nicht durch innige Vertrautheit mit den Werken des Tacitus so tief in die Eigenthümlichkeiten seines Geistes und seiner Sprache eingedrungen war, um mit völliger Freiheit und Selbstständigkeit seinen Stoff übersehen und beherrschen zu können. Wenn ein Werk dieser Art nur aus einer gründlichen, alles Einzelne durchdringenden Interpretation der Tacitei'schen Schriften hervorgehen kann, so mufs es ein ungünstiges Vorurtheil für die vorliegende Arbeit erwecken, wenn wir fast auf jeder Seite Belege finden, dafs der Verf. grade diese Mühe gescheut hat. Insbesondere trägt sein Werk nur zu deutliche Spuren an sich, dafs er die Annalen und Historien, von denen immer das Studium des Tacitus ausgehen sollte, mit einer oft unbegreiflichen Flüchtigkeit gelesen hat. Um nicht unwürdiger Tadelsucht bezüchtigt zu werden, müssen wir dieses strenge Urtheil durch eine Reihe von Beispielen begründen. Unter *subvenit* lesen wir folgendes: *subvenit i. q. subvenitur ap. unum Tacitum legitur Ann. IV*, 72 *hinc ira et questus, et postquam non subveniebat* (da ihnen keine Erleichterung gewährt wurde) *remedium ex bello.* Nimmermehr kann *subveniebat f. subveniebatur* stehn, weder bei Tac. noch bei sonst einem Autor. Hätte der Verf. die Stelle sorgfältiger im Zusammenhange gelesen, so würde er bald gefunden haben, dafs Olennius zu *subveniebat* als Subject zu denken sei. Frühere Ausleger, die diefs übersahen, änderten *subveniebatur*; unnöthig freilich, aber doch verständiger, als B's. Annahme. Der Art. *consulere* ist ganz verunglückt; die Worte *Ann. III*, 46: *et fugientibus consulite* sind durchaus falsch gefafst, weil der Verf. sie nicht im Zusammenhange der Erzählung las, nach welchem sie nichts anderes heifsen können, als: schonet der Fliehenden, eine Erklärung, die sich auch dem Buchstaben nach streng aus Tac. beweisen läfst. Unter *exercere* stellt er *Ann. IV*, 11: *Tiberius tantis rebus exercitus* ganz falsch zusammen mit *I*, 17. *I*, 35. und *Agric.* 39. An den drei letzten Stellen herrscht allerdings der Begriff des Mühseligen und Gequälten vor, nicht aber so an der ersten Stelle, wo Tiberius als ein in Geschäften geübter, erfahrungsreicher, gewandter Mann dargestellt werden soll. Von *imago*, welches Wort übrigens mit sichtbarem Fleifse behandelt ist, führt er als dritte Bedeutung auf: *rei cuiusdam animo concepta cogitatio, reputatio, memoria*, und subsummirt darunter *Ann. I*, 43. *tua, pater Druse, imago.* Liest man aber die Stelle im Zusammenhange: *tua, Dive Auguste, coelo recepta mens, tua, pater Druse, imago, tui memoria*, so fühlt man sogleich das Unrichtige dieser Subsumtion: denn so gefafst giebt *tua imago* mit *tui memoria* zusammengestellt eine unerträgliche Tautologie. Lipsius' Anmerkung enthält das Wahre. Von *adsimulare* giebt er zwei Bedeutungen an: *I, comparare, in similitudinem alicuius rei effingere, II, falsam speciem alicuius rei praebere.* Unter *II.* subsummirt er *Ann. XVI*, 17: *adsimulatis Lucani litteris.* Wir haben uns umsonst angestrengt, diese Subsumtion zu fassen. *Litteras adsimulare* heifst doch wohl *einen Brief nachmachen*, so dafs *adsimulatae Lucani litterae* ein nachgemachter, untergeschobener Brief ist. Da nun der Begriff *nachmachen*, ganz natürlich aus dem Begriff *ähnlich machen* hervorgeht, so hätte dieses Beispiel vielmehr unter eine Unterabtheilung von *I*, gestellt werden müssen. Noch schlimmer sieht es mit der Stelle *Ann. IV*, 59 aus, wo schon das Citiren der Conjectur *indicis* für das ächte *iudicis* sattsam beweis't, dafs der Verf. schwerlich den Sinn dieser Worte verstanden habe. Wäre er auf den Begriff der Nachahmung gekommen, den dieses Wort so leicht annimmt, so hätte er vielleicht sein Buch und Tac. mit einem lange verstofsenen Ausdrucke *adsimulatio* bereichert *Ann. XV*, 49, den Walther mit Recht restituirt hat. Die Erklärung von *praesens* in der Verbindung mit *facinus Hist. II.* 75: *quod patet primo adspectu* giebt keinen Sinn; *praesens facinus* ist eine *kühne, entschlossene* That. Dafs *praesens* im Tac. als Gegensatz von dem räumlich Entfernten vorkommt, verdiente bemerkt zu werden. Unter *provisus*, welches allein bei Tacitus, und zwar nur im Ablativ vorkommt, sind 6 Stellen gesammelt, ohne Unterscheidung der Bedeutung, die fast an jeder Stelle verschieden ist. *Alias* soll zuweilen die Ursache ausdrükken, und zum Belege dieser Bedeutung führt er an *Ann. III*, 73: *non alias magis sua populique Romani contumelia indoluisse Caesarem ferunt, quam quod desertor et praedo hostium more ageret;* durchaus falsch: denn *alias* ist an dieser Stelle lediglich von der Zeit zu fassen. Von *super* gibt er als vierte Bedeutung *propter* an mit dem Accusativ und Ablativ. Die 2 Beispiele mit dem Accusativ *Ann. III*, 17. *Germ.* 31. können unmöglich so erklärt werden.

Dafs *super* an einigen Stellen bei Tac. z. B. *Ann. I*, 18. *III*, 46. absolut steht, hätte nicht unbemerkt bleiben sollen. *Usque* soll bei Tac. einen Dativ regieren *Ann. I*, 19. *iamque pectori usque adcreverat* nämlich *cespes.* Wer sieht aber nicht ein, dafs der Dativ von *adcreverat* abhängig ist? *Usque* regiert gar keinen Casus. *Elidere* ist nicht *allidere Ann. II*, 24., wie B. erklärt. *Semirutus* hat Tac. zweimal: *Ann. I*, 61. und *IV*, 25., aber in verschiedener Bedeutung, die der Verf. nicht scheidet. *Ut*, heifst es S. 114, sei gleich *si, dum Ann. IV*, 38.; ganz willkührlich; *ut* behält seine ge-

Digitized by Google

wöhnliche Bedeutung, sobald nur die Stelle richtig gefafst wird. *Relatus*, sagt er, *apud solum Tac. invenitur, sed sexto duntaxat casu: Germ.* 3. *Hist. I*, 30., und doch lesen wir *Ann. XV*, 22.: *abnuentibus Consulibus ea de re relatum. Agger* ist unrichtig gefafst rücksichtlich *Ann. II*, 81., *obsidium* ist nicht so v. a. *obses Ann. XI*, 10., sondern es bezeichnet den Zustand eines *obses*; wie könnte auch gesagt werden *aliquem alicui obsidio - obsidi dare?* Die 6te Bedeutung von *species* ist beim Verf. *acies oculorum*, und damit glaubt er die Worte, *Ann. XI*, 31. *interrogantibus, quid adspiceret, respondisse: tempestatem ob Ostia atrocem, sive ceperat ea species, seu forte lapsa vox in praesagium vertit*, glücklich erklärt zu haben in der Art, dafs *ea Acc.* und dafs zu *acies* das *pron. eius* hinzuzudenken sei. So unverständlich und schwerfällig hätte Tac. diesen einfachen Gedanken nicht ausgedrückt; *ea* darf von *species* nicht getrennt werden, und *species* hat hier die gewöhnliche Bedeutung *Erscheinung*, mag man *ceperat*, oder mit Walther *coeperat* lesen, wie die besten ältern Ausgaben überliefern. Aus diesen Beispielen, deren Zahl sich leicht vermehren liefse, geht zur Genüge hervor, wie flüchtig und oberflächlich Hr. Bötticher den Tacitus gelesen hat.

Um den Vorwurf, dafs der Verf. mehrere Artikel sehr mangelhaft bearbeitet habe, zu rechtfertigen, wollen wir auf einige Wörter aufmerksam machen, an denen der V. so recht seine lexikalische Kraft hätte zeigen können. Dahin gehört z. B. *invidia*, welchem Worte Tac. durch geschickte Verbindung und Stellung eine so vielfache Bedeutung zu geben wufste, dafs es uns oft schwer wird, die feinen Schattirungen und Nuancen in einen klaren Begriff zu fassen, und ohne weitläufige Umschreibungen auszudrücken. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Uebersetzer des Tac. nachschlagen, die fast kein Wort an verschiedenen Stellen so verschieden dollmetschen, als eben dieses *invidia*. Unser Lexikograph hat sich die Sache leicht gemacht. Der ganze Art. lautet so: „*Ann.* 2, 72. *invidiam et adrogantiam effugerat i. e. adrogantia se invidiosum non reddidit aliis, nam" invidia duplex: altera invidum, altera invidiosum facit*". *Quintil.* 6, 2. Hier fragen wir mit Recht: *cui bono?* „Was kann der Gelehrte und die Wissenschaft, für welche laut der Vorrede dieses Buch geschrieben ist, mit diesem Artikel anfangen? Ein anderes ebenso vieldeutiges Wort ist *ambitio* mit seiner Sippschaft. Der Begriff der *ambitio* verbreitet sich durch das ganze Gebiet menschlicher Thätigkeiten und Bestrebungen, und nimmt so viele Formen an, als es concrete Fälle gibt, in welchen jene Thätigkeiten und Bestrebungen sich äufsern. Vom Lexikographen eines bestimmten Autors erwartet man mit Recht, dafs er ein solches Wort durch die ganze Stufenfolge concreter Beziehungen, in denen es auftritt, von jener vagen Allgemeinheit an hindurchführe, weil nur ein solches Verfahren die Einsicht in den Sprachgebrauch des Schriftstellers fördern kann. Hr. B. begnügt sich mit der allgemeinen Bemerkung, dafs *ambitio* bei den Schriftstellern der silbernen Zeit gewöhnlich *de madam partem* gebraucht werde, welchen Gebrauch indessen auch schon Cicero kenne; sodann werde es gesagt *de comitatu et pompa*.

Ebenso wenig befriedigt das Lexikon vollkommen die übrigen Forderungen, die wir oben aufgestellt haben, welches durch Beispiele im Einzelnen weitläufig zu verfolgen, der uns vorgezeichnete Raum verbietet.

Die dem Lexikon alphabetisch eingewebten Untersuchungen sind zwar mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt, und möchten leicht die verdienstlichste Parthie dieses Buches bilden; doch können wir auch diesen kein unbedingtes Lob ertheilen, weil der Verf. noch zuweilen von Ansichten ausgeht, die längst verworfen sind, und nicht immer in die feinen Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers eindringt, deren Unkenntnifs Erklärer und Herausgeber nur zu oft irre leitet, und sogar zu gefährlichen Verbesserungsversuchen verführt. So macht es in der That einen unangenehmen Eindruck, wenn man Aeufserungen findet, wie S. 457, dafs nämlich das Perfectum für das Plusquamperfectum stehe an Stellen wie *Ann. I*, 53.: *litteraeque, quas Julia patri Augusto cum insectatione Tiberii scripsit, a Graccho compositae credebantur*. Solche Erklärungen sollten doch heutigen Tages nicht mehr gehört werden, da schon lange die Schulgrammatiken die richtige Ansicht befolgen, und Fr. A. Wolf ausdrücklich zu der angeführten Stelle in *scripsit* einen Aoristus anerkennt, *qui rem vulgo notissimam simpliciter indicat*. Beim Imperfectum ist der Gebrauch dieser Zeitform nicht beachtet, wornach es eine Handlung bezeichnet, die auf dem Wege zur Vollendung ist, ohne vollendet zu werden, ein Gebrauch, den Ernesti nicht kannte, und daher z. B. *Hist. I*, 48. *annum explebat* in *explerat* ändern wollte.

Schliefslich sei es uns noch vergönnt, einen Blick auf die Art zu werfen, wie Hr. B. seine Vorgänger benutzt hat. Wir stimmen vollkommen in den Grundsatz ein, den er in der Vorrede aufstellt, dafs es eine lästige Pedanterie sei, überall und bei jeder Kleinigkeit Autoritäten anzuführen; allein da er im Buche selbst oft genug neuere Erklärer und Herausgeber, besonders der kleinern Schriften des Tacitus, als Walch, Hofs, Passow, Osann, Bredow, Ruperti u. A. citirt, so hätte er doch wohl besser gethan, auch einen Lipsius anzuführen, wo er ganze Artikel fast wörtlich aus ihm entlehnt. So hat er z. B. alles, was über das *proconsulare imperium* gesagt ist, aus der Anmerkung des Lipsius zu *Ann. I*, 14. genommen, ohne seine Quelle zu nennen.

Nach dem bisher Gesagten können wir dieses Werk nicht anders, als ein unreifes nennen, das dem heutigen Standpuncte der Wissenschaft nicht vollständig entspricht. Der Verf. sagt selbst in der Vorr., dafs seine Arbeit ihn etwas über zwei Jahre beschäftigt habe; für die Kürze dieses Zeitraums mag Hr. B. genug geleistet haben; aber die Wissenschaft kümmert sich nicht um die Zeit, in der ein Werk entstanden, sondern um den Gehalt desselben.

Dr. P. Petersen.

Digitized by Google

Nro. 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1831.

LXV.

Handbuch der Meteorologie, für Freunde der Naturwissenschaft, entworfen von Dr. K. W. G. Kastner. Erlangen 1823. 1. *B.*, 1825. *Zweiten Bandes* 1*ste Abtheil.* 1830. *Zweiten Bandes zweite Abtheilung.*

Ist es überhaupt Aufgabe der Naturwissenschaften, in den besondern Erscheinungen das Allgemeine aufzuzeigen, wir mögen es nun Kraft, Gesetz, Gattung oder wie wir wollen, nennen, so scheint es natürlich, auch in dem Theile der Physik, welcher sich mit den Witterungserscheinungen beschäftigt, dieselbe Weise der Untersuchung geltend zu machen, welche sich für andre Zweige unsers physikalischen Wissens als tüchtig bewährt hat; auch hier in dem Wechsel das Bestehende, in der scheinbaren Willkühr das Gesetzliche aufzusuchen. Aber durch einen sonderbaren Mifsverstand verlangt man von der Meteorologie häufig das Gegentheil. Wenn in einer ungewöhnlichen Hitze alles zu verschmachten droht, wenn ein sehr strenger Winter uns fast in unsrer geographischen Breite irre werden läfst, wenn Ueberschwemmungen und Erdbeben reiche Gegenden verwüsten, so hört man gewöhnlich, was für ein interessantes Jahr für die Meteorologie! Haben aber die Beschreibungen merkwürdiger Jahre sie wesentlich gefördert? Ich glaube nicht. Wenn also die Anfoderung von dem Ungewöhnlichen, dem Auffallenden die Regel abzuleiten, als ungehörig abzuweisen ist, so sind zwei andre Ansichten ebenfalls zu beseitigen, von welchen die eine die Totalität der Erscheinungen als den Schlüssel aller Einzelnheiten angesehen wissen will, also die Erklärung des Gewitters als Ausgangspunct bestimmt, die andre die ganze Untersuchung als vergeblich verwirft, da die Atmosphäre ein Organisches sei, dessen Leben man nicht durch mechanische physische und chemische Gesetze verstehen werde. Beiden Ansichten hat die Wissenschaft selbst geantwortet. Der zweiten durch die Menge und Bedeutung der gefundenen Resultate, der ersten durch die Art, wie sie dieselben gewonnen. Denn, erst seitdem in der Ableitung der atmosphärischen Erscheinungen, statt der Electricität die Wärme als Grundphänomen anerkannt worden ist, hat die Meteorologie entschiedene Fortschritte gemacht, jeder derselben ist die Durchführung dieses Gedankens an einer besonderen Erscheinung.

Genügt denn aber auch diese Ansicht allen Anfoderungen, erfüllt sie die Aufgabe den Zusammenhang der Erscheinungen auf eine naturgemäfse Art zu entwickeln? Wo ist in dem ewigen Wechsel derselben ein Ruhepunct zu finden, was ist das Bedingende, was das Bedingte? Gegeben allein ist die Wiederkehr, dafs, was heute erscheint, eine Folge des Vorhergegangenen ist, und dafs es nicht blos heute erscheint, sondern wiederkehrt. Ein doppelter Irrthum ist daher leicht möglich, das zufällige zeitliche Zusammensein verschiedener Phänomene als innern nothwendigen Zusammenhang auszusprechen, und die Ursache mit der Wirkung zu verwechseln. Beides ist häufig geschehen, geschieht es vielleicht jetzt auch? Vielen, welche diefs meinen, scheint es daher gerathener, nicht innerhalb der Erscheinungen selbst die Auflösung unsrer Aufgabe zu suchen, sondern aufser ihnen. Man hat diefs auf eine doppelte Art versucht. Einerseits sollten Sonne, Mond und Sterne die unmittelbar wirkenden Ursachen sein, und als diese nicht genügten, hat man sogar unsichtbare dazu erfunden. Andre suchten innerhalb der Erde eine Hülfe, dachten sich gleichsam in die Mitte der nach unten verlängerten Atmosphäre, und nahmen Veränderungen dieses unterirdischen Theiles als Grund der oben beobachteten an. Aber alle solche Erklärungen mufs man eben deswegen vermeiden, weil sie in sich keine Grenze haben, weil sie das den Beobachtungen Zugängliche in ein Feld hinüberspielen, wo keine Beobachtung mehr möglich

Digitized by Google

ist, weil sie die Untersuchung abschliefsen, ehe sie begonnen.

Indem wir also von der Meteorologie verlangen, dafs sie auf Beobachtungen innerhalb der Atmosphäre selbst ihre Schlüsse baue, so werden ihre Resultate von zwei Dingen abhängig, von der Güte der Beobachtungen selbst, und von der Art, dieselben zu benutzen. In dieser Beziehung ist die Meteorologie in der neuesten Zeit wesentlich gefördert worden. Die Vollendung, welche man in der Construction der Barometer erreicht hat, ist so grofs, dafs sie den strengsten Anfoderungen der Genauigkeit genügen, durch die von Neuem wieder aufgenommenen Untersuchungen über Bestimmung der festen Puncte und Eintheilung der Scalen an Thermometern, sind diefs vergleichbare Instrumente geworden, statt Hygroskopen haben wir endlich Hygrometer erhalten, durch welche wir die Veränderungen der Dampfatmosphäre quantitativ bestimmen können. Ist also durch technische Vollendung der Beobachtungsmittel und durch theoretische Untersuchungen über die der Construction der Instrumente zu Grunde liegenden physikalischen Bestimmungen die Beobachtungskunst vervollkommnet worden, so hat sie auf der andern Seite wesentlich durch die Vervollkommnung der mathematischen Methode gewonnen, die wahrscheinlichsten Werthe der gesuchten Elemente aus einer Reihe von Beobachtungen zu finden. Die auf diesem Wege gefundenen Formeln haben nämlich einen doppelten Zweck, den der Interpolation und den der Auffindung der den complicirten Erscheinungen zum Grunde liegenden einfachen Bestimmungen. Besitzen wir z. B. viele zu verschiedenen Zeiten des Jahres angestellte Wärmebeobachtungen, so kann daraus eine Formel abgeleitet werden, welche die Temperatur als Function der Sonnenlänge darstellt. Aus dieser Formel kann die Temperatur auch der Tage gefunden werden, für welche wir keine Beobachtungen besitzen. Von der Anzahl der eingeführten Constanten, deren wahrscheinlichste Werthe aus den Beobachtungen abgeleitet sind, wird zugleich die Annäherung der berechneten Werthe an die beobachteten abhängen. Diese Annäherung wird aber, da in den Erscheinungen ein Gesetz liegt, bei einer geringen Anzahl von Gliedern schon sehr grofs sein, und die durch die Formel erhaltenen Werthe werden mit denen, welche wir durch längere Beobachtungen erhalten würden, näher übereinstimmen, als unsere bisherigen Beobachtungen. Finden wir aber zu einer bestimmten Zeit im Jahre eine plötzliche bedeutende Abweichung der berechneten und beobachteten Werthe, zu einer andern eine nahe Uebereinstimmung, so wird uns diefs darauf aufmerksam machen, dafs hier eine besonders wirkende Ursache den regelmäfsigen Gang der Veränderungen unterbricht, deren Auffindung eine zweite Aufgabe wird. Dieselben Fragen suchte man früher durch graphische Darstellung zu beantworten, punctirte Linien füllten die nicht beobachteten Theile der gezeichneten Curven, und der Anblick der ganzen Curve entschied darüber, ob ein Theil in den Zug derselben hineinpasse oder nicht. Der Fortschritt, der nun in dieser Beziehung geschehen ist, liegt darin, dafs früher willkührlich interpolirt wurde, ebenso die einfache Form der Curve nach Willkühr geschlossen wurde aus der unregelmäfsigen beobachteten, jetzt hingegen das, was früher dem Takt des Beobachters überlassen war, nun der mathematischen Regel unterworfen ist, wobei ich aber durchaus nichts gegen die graphische Methode als solche, welche der Veranschaulichung höchst förderlich ist, sagen will, sondern nur für wesentlich halte, dafs die Zeichnung der Curven sowohl nach beobachteten als nach berechneten Werthen geschehe.

Bei der Beurtheilung eines Handbuches der Meteorologie mufste nothwendig zuerst der Gesichtspunct festgestellt werden, aus welchem ich diese Disciplin betrachte. Er weicht vielfach von der Ansicht ab, welcher Hr. Kastner gefolgt ist. Darin bin ich aber mit ihm vollkommen einverstanden, dafs ich die rasche und tüchtige Entwickelung anerkenne, in welcher diese Wissenschaft begriffen ist. Denn die Klagen, welche gewöhnlich auch der allerunbedeutendsten Bemerkung über atmosphärische Erscheinungen zur Einleitung dienen, dafs es der Witterungskunde durchaus an wissenschaftlicher Begründung fehle, sind weit öfter unbewufste Geständnisse eigner Unkenntnifs dessen, was bereits gefunden ist, als begründete Vorwürfe. Die Widerlegung derselben durch eine klare und vollständige Darstellung der gefundenen Thatsachen ist eben die Aufgabe eines Handbuchs der Meteorologie. Die Auseinandersetzung der bei der Auffindung derselben befolgten Methoden wird die Sicherheit derselben beurtheilen lassen, das Herausheben der noch unbeantwortet gebliebenen Fragen zugleich andeuten, wie die Wissenschaft weiter geführt werden könne.

Wie hat nun Hr. K. diesen Anfoderungen genügt?

Digitized by Google

„Die Meteorologie, als die Lehre von den Beschaffenheiten und Eigenschaften des Himmlisch-durchsichtigen und von den darin vorkommenden überirrdischen Erscheinungen, zerfällt, nach Hrn. Kastner, in 2 Theile, in die Lehre von den Aether- und die von den Luftmeteoren, da der Meteorismus als eine aus der Summe der universellen Gegenwirkungen der Weltkörper und der individuellen Mitwirkung der Erde fortdauernd sich erneuernde Gesammtthätigkeit d. h. als kosmischer Lebensprozefs aufzufassen ist. Die Aufgabe derselben ist also die Bestimmung der jeweiligen Eigenwerthe des Himmlisch-durchsichtigen und der darin statthabenden Gegenwirkungen, anderseits die Nachweisung der in demselben aus diesen Gegenwirkungen örtlich hervorgehenden Einzelerscheinungen. Diese Bestimmungen sind nur dann von Werth, wenn sie entweder auf schon bekannte Gesetze der Astronomie, Physik, Chemie so wie der physischen Geographie und Geognosie zurückgeführt, oder in Form neuer physischer Gesetze ausgesprochen werden können. Die leibliche Substanz der Erdatmosphäre und des Erdkörpers ist überall ein Zusammengesetztes, bestehend aus innig vereinten an sich ungewichtigen und gewichtigen Dingen. Sämmtliche Meteore sind daher von Zersetzungen der Verbindungen der Imponderabilien unter sich und mit den gewichtigen Materien, vorzüglich mit der atmosphärischen Luft und dem Wasser und von Wiedervereinigung der zuvor getrennten Ungleichartigen begleitet. Die ätherischen Meteore zerfallen in Aetherhellungen (Dämmerlicht des Weltraums, Lichtschimmer, wechselndes Nebellicht, Zodiacallicht, Sonnenfackeln, Kometenschweifen) und Aetherfinsterungen (Nebeltrübungen und Nebelwolken, Sonnenflecken), die Luftmeteore hingegen in unsichtbare (Wärmewechsel erzeugende, wehende electrisirende, wässernde) und sichtbare (leuchtende, hellendtrübende, trübende, dunkelnde und finsternde").

Der erste Band enthält nun als Einleitung das Schema des Ganzen, der zweite in 2 Abtheilungen erschienene in der ersten die Lehre von den Aethermeteoren, in der zweiten die von den Luftmeteoren.

Nach der eben angeführten Definition der Meteorologie wird man nichts dagegen einwenden können, dafs in das, was man sonst Meteorologie genannt hat, fast die ganze physische Astronomie und ein Theil der Geognosie mit aufgenommen ist. Wieviel empirischer Stoff aber auch aufgenommen werde, das wird man immer verlangen können, dafs darunter nicht das leide, was unbestreitbar Gegenstand der Meteorologie ist. So vollständig aber auch das Werk in Beziehung auf jenen fremdartigern Stoff ist, so lückenhaft ist es in Beziehung auf viele meteorologische Gegenstände. Während auf die (2. 155) Bemerkung, „dafs es an den Weltkörpern 8 bis 9 Erscheinungsformen gäbe, welche die Beobachtungstheilnahme der Meteorologen mehr oder weniger in Anspruch nehmen," eine 424 Seiten lange Aufzählung derselben folgt, ist von Daltons Untersuchungen über die Constitution der Atmosphäre kaum (3. 96) die Rede, von Daniell's Beobachtungen ebenso wenig. Eine Auseinandersetzung der Regentheorien, des interessantesten Theils der Meteorologie, fehlt ganz. Was Deluc, Lichtenberg, Dalton darin gethan haben, verdient doch wohl eine Berücksichtigung. Die Regenbeobachtungen selbst sind höchst unvollständig angegeben. Gasparin, Dalton, Young, Cotte, Schouw mufsten hier benutzt werden. Ebenso fragmentarisch sind die Barometerveränderungen behandelt, besonders was Maxima und Minima betrifft. Statt Tafeln, auf welchen Aethermeteore abgebildet sind, scheint eine Charte der Passatwinde und Moussons einem meteorologischen Werke nothwendiger. Nicht aus Lampadius mufste darüber 3. 367 eine kleine Notiz entlehnt werden, die Quellen, nämlich Halley, Dampier, Seller, d'Après, Romme, Horsburgh, waren da zu benutzen. Was die Vertheilung der Wärme betrifft, so darf man, seitdem 13 Jahre seit der Bekanntmachung der Humboldtschen Isothermen verstrichen sind, sich nicht damit begnügen, einige Notizen daraus abzuschreiben, die vortrefflichen Untersuchungen, welche Atkinson in den Abhandlungen der Londoner astronomischen Societät bekannt gemacht hat, die neueren geistvollen Bemerkungen Brewsters mufsten ausführlich erwähnt werden. Auch empirische Data: die täglichen Veränderungen in Leith, die Abnahme der Temperaturveränderungen, wenn man in den Erdboden allmählig tiefer eindringt, nach den Beobachtungen in der Schweiz und in Schottland, die schöne Zusammenstellung der Extreme, welche Arago gegeben hat, die von Silliman mitgetheilten Resultate gleichzeitiger Beobachtungen in den vereinigten Staaten, u. s. w. vermifst jeder ungern, der weifs, wieviel die Wissenschaft durch sie gewonnen hat. Wenn man in Beziehung auf die Theorie auch nicht von jedem verlangen kann,

Digitized by Google

dafs er mit Fouriers Untersuchungen bekannt sei, so wird doch Lambert's Pyrometrie nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, ebenso wenig wie die scharfsinnigen Bemerkungen Leslies und Daltons über den Zusammenhang der Wärmeabnahme in der Atmosphäre mit der von der Dichtigkeit abhängenden Capacität der Luft und die darauf gegründeten mathematischen Untersuchungen.

Läfst daher das Werk manche Anforderung der Vollständigkeit des empirischen Stoffes unbefriedigt, so glaube ich auch gegen die Anordnung desselben etwas sagen zu müssen. Jenes durch das ganze Werk hindurchgehende Einschachtelungssystem der Anmerkungen erschwert das Auffinden ungemein. Dafs zuerst über einen Gegenstand im Allgemeinen gesprochen wird, dann im Besondern, wird niemand tadeln. Dann mufs aber die allgemeine Bemerkung auch allgemein gehalten werden, und nicht das Detail schon hier einverwebt sein. Dadurch kommt fast jeder Gegenstand doppelt vor. So ist die Einleitung ein ganzer Band geworden, eigentlich ein Buch für sich, so findet man im 2ten Bande 2te Abtheilung das zweite Capitel: von den Luftmeteoren 352 Seiten lang, das dritte: von den unsichtbaren Luftmeteoren 60 Seiten, das 4te von den sichtbaren Luftmeteoren 178 Seiten, und doch sind die Luftmeteore nach der früher gegebenen Eintheilung entweder sichtbar oder unsichtbar.

Was aber die theoretischen Betrachtungen betrifft, so bin ich nicht der Meinung, dafs man aus den meteorischen Erscheinungen neue physikalische Gesetze ableiten könne, neu, im Gegensatz der durch die empirische Physik gefundenen. Auch die plausibelste Hypothese über ein meteorologisches Phänomen mufs nach meiner Ansicht verworfen werden, wenn sie irgend einem physikalischen Gesetze widerspricht. Lichtenberg sagt: es soll nicht sinnreich geträumt werden, was sein könne, sondern es soll gefunden werden, was ist, und er hat Recht.

Aus den zahlreichen hypothetischen Vermuthungen will ich nur einige anführen, um zu zeigen, wie gefährlich es ist, alles für möglich zu halten, in welche Willkührlichkeiten man sich dadurch verliert.

1. 377. „Der heifse Sommer von 1822 bewirkte durch Austrocknung die Aufhebung der Capillaranziehung der obern Erdschichten, und gab so mittelbar Anlafs zur ungewöhnlichen Anhäufung des Grubenwassers mehrerer Hannöverscher Gruben." Näher liegt folgende Erklärung: die Fortschaffung des Grubenwassers geschieht durch Mühlwerke, welche durch Gebirgsbäche getrieben werden. Da diese Bäche versiegten, also die Mühlen nicht gingen, so mufste das Wasser sich anhäufen.

1. 397. „Merkwürdig wird das Zusammenfallen der Kälte und magnetischen Pole, wenn man damit in Verbindung bringt, dafs Spitzen und dunkle, rauhe Stellen die Wärmestrahlung beschleunigen, und dafs den Spitzen analog zu wirken scheinen die Polstellen des magnetischen Eisens, wie denn auch die letzteren die in einem sogenannten luftleeren Raume verbreiteten Electricitäten am meisten anhäufen."

1. 426. „In welchem Verhältnifs steht der Salzgehalt der Meere mit den magnetischen Linien ohne Abweichung, in welchem mit dem elektrischen Meridian?

2. a. 22. „Der Rufs, der sich aus dem Rauche unvollständig verbrennender Hölzer sondert, fällt, während sich dieser Rauch durch verhältnifsmäfsig grofse Mengen atmosphärischer Luft verbreitet, in Kometenform nieder."

2. 49. „Ist es wahr, dafs bei Raseborg in Finnland die Magnetnadel sich beständig im Kreise dreht? Hübner's Zeitungsl. Leipz. 1789. Spätere Auflagen enthalten diese Nachricht nicht; wäre sie dennoch richtig, so würde Raseborg vielleicht den unpassendsten Ort darbieten, mittelst der Magnetnadel den Magnetismus der Kometenschweife zu befragen."

Ich glaube daher meine Meinung rechtfertigen zu können, dafs das betrachtete Werk den Anforderungen, welche man jetzt an ein Handbuch der Meteorologie machen kann, nicht genügt. Vieles, was ich in Beziehung auf die Anordnung des Inhalts gerügt habe, wird dadurch entschuldigt, dafs die einzelnen Theile des Buches in grofsen Zwischenräumen erschienen sind, eben so kann jene Menge von Hypothesen durch die Grundansicht bewährt erscheinen, dafs, wo Erklärung fehlt, jede Conjectur erlaubt ist. Hr. Kastner hat um die Wissenschaft Verdienste durch Herausgabe eines Journals, welches ihr fast allein gewidmet ist. Wenn ich in seinem Versuche einer Darstellung der gesammten Disciplin vieles finde, womit ich nicht übereinstimme, so kenne ich doch auch aus eignen Untersuchungen die Schwierigkeiten, welche mit einer solchen Arbeit verknüpft sind.

H. W. Dove.

Digitized by Google

Nro. 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

LXVI.

ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit J. Fr. Boissonade. Vol. I. Parisiis excusum in regio typographeo 1829. *pag.* 472. *Vol. II.* 1830. *pag.* 500. *Vol. III.* 1831. *pag.* 494. 8.

Wer die Bereicherung, welche der Griechischen Literatur seit Villoisons Zeiten aus neuentdeckten Werken, aus Palimpsesten und vollständigen Abschriften erwachsen ist, lebhaft überblickt und die Ergänzungen sich vergegenwärtigt, die durch so wünschenswerthe Mittel über das Gebiet der Historiker, Grammatiker, Kommentatoren Licht und Sicherheit verbreiteten, wird ohne Zweifel mit froher Erwartung eine Fülle dargebotener *Anecdota Graeca* ergreifen. Ref. sieht nun im Bewufstsein der ersten seiner Pflichten, der Wahrhaftigkeit, sich genöthigt schon im Beginn jenen Hoffnungen zu begegnen, und die Erklärung voraufzuschicken, dafs das Resultat vorliegender Bände sich auf den mittelmäfsigen, nicht einmal unentbehrlichen Gehalt weniger Seiten belaufe; und wenn diese trostlose Behauptung vielleicht eine Beruhigung verbirgt, so mag sie den Philologen zukommen, welche von den sprödesten Studien zertheilt und heimgesucht füglich sich freuen dürfen, einer neuen Zumuthung entgangen zu sein. Doch drei Theile *Anecdota* mit so geringen Ergebnissen müfsten billig Verwunderung erregen, zumal bei der ansehnlichen Gesellschaft von Kaisern und Ministern, Bischöfen und Mönchen, Gelehrten und Kompilatoren aller Farben, welche man hier nach einander auftreten hört; wenn man nur heutzutage das verschollene Vorurtheil bewahrte, dafs jedes Griechisch geschriebene Produkt ein unmittelbares Anrecht an öffentliche Bekanntmachung und Würdigung hätte. Wozu nun aber sich verwundern und beklagen? Unser Herausgeber selbst, der seine Auszüge aus den Schätzen der Pariser Bibliothek lange an einen Verleger zu bringen sich mühte, bis ihm die unverhoffte Gunst der königlichen Typen zu Theil wurde, läfst *Vol. I. p. VI.* einen Wink über den Unwerth der Sammlung fallen, wenngleich mit dem Troste, dafs sie wol nicht die schlechteste noch letzte ihrer Art sei. Eine ähnliche Resignation klingt in der Aeufserung wieder *III. p.* 71. „*Illa ipsa hominis conditio oblivione conditi in causa fuit cur eum in lucem ac famam vindicare voluerim, praesertim cum id tractaverit argumentum, quod ipsi doctorum hominum, si qui forte in eius librum inciderint, studium non facile conciliet. Sed quem nemo forsan edidisset, editum erunt qui legere non recusent*". Gewifs ist der Grundsatz übertrieben, irgend ein altes *Ineditum* als gute Prise zu behandeln, und noch weniger mag uns der Geschmack an witzelnder Rhetorik in Libanius Manier (s. *Vol. II. p.* 308.) zusagen; aber wir wollen auch der Tendenz eingedenk sein, welche der Französische Gelehrte bei dieser und ähnlichen Unternehmungen verfolgt. Es wäre zwar besser, hierüber ein völliges Stillschweigen zu beobachten, da die Charakteristik einer heutigen und zum Abschlufs nicht gediehenen Manier unter vielen Gesichtspuncten widerwärtig erscheint; indessen läfst sich von der eigenthümlichen *Annotatio*, welche der Titel bezeichnet, keine glaubhafte Ansicht bewirken, wenn sie nicht aus den übrigen Bemühungen abgeleitet oder mit ihnen in Zusammenhang versetzt wird. Den Deutschen ist es ein lustiges Geschäft, Menschen und Objekte der Wissenschaft in die gebührenden Fächer und Klassen zu weisen; wir zweifeln ob es so leicht gelingen dürfte, Hrn. Boissonade in die rechte Stellung zu rücken und mit einem treffenden Namen der hergebrachten Terminologie zu belegen. Denn seine Philologie ist ein Bruchstück, das weder die früheren Studien der Erudition berühren (der Eunapius kann dafür zeugen), noch die jetzigen Interessen der

Digitized by Google

Disciplin getragen haben; das vielmehr durch freundschaftliche Verschmelzung der paläographischen Liebhaberei von Bast und der lexikologen Methode von Wyttenbach zu einer kritischen Thätigkeit herangewachsen ist. Diese Betriebsamkeit offenbart sich praktisch an einer Reihe von späten Griechischen Autoren, von Philostratus bis zum Syntipas und den Beiträgen für die *Notices et Extraits* herab, welche Boiss. in verdienstlichen Ausgaben nach den besten Hülfsmitteln lesbarer oder neu in Umlauf gesetzt und mit vielfältigen Anmerkungen ausgestattet hat. Von den letzteren genüge soviel: dafs sie mannichfache Phraseologie aus der späteren Gräcität entwickeln, Sammlungen über allerlei Denkwürdigkeiten und Sentenzen verbreiten, vor allem die Verwechslungen und Verderbungen von Buchstaben, Zügen, Wörtern bemerklich machen und mit Beispielen darlegen, welchen häufig auch handschriftliche Lesarten zur Sicherung dienen; dafs sie endlich dieselben Puncte zu wiederholten Malen in mehreren Ausgaben erörtern. Machen wir hiervon die Anwendung auf den Kommentar zu den *Anecdota*. Auch hier die gleichen Nachweisungen lexikalischer Art, das Zusammentragen von Parallelen für Wendungen, Aussprüche und Gemeinplätze (z. B. *I. p.* 127. über *γνῶθι σαυτόν*, *p.* 138. *μηδὲν ἄγαν*, über den Satz dafs die Unterthanen sich nach ihren Regenten richten *p.* 65. u. s. w.), das Abschweifen (*I. p.* 374. *digredimur, sed is meus est mos*) um der oder jener hülfsbedürftigen Stelle zur Gesundheit zu verhelfen; doch sollen wir irgendwo Emsigkeit und unermüdliche Ausdauer bewundern, so sei es bei den unübersehbaren paläographischen Lehren, die nicht eben zur Aufhellung und Berichtigung von Traditionen und Prinzipien in einer Doktrin bestimmt sind, von der wir nicht viel mehr als die Aufsenseite kennen, sondern um den abgenutzten Kram von Konfusionen aufzufrischen (von Vertauschung des *η* und *ι* *Vol. I. p.* 32. 50. *η* und *υ* *ib. p.* 199. 245. 369. *ι* und *ει* 374. *ο* und *ω* 120. 194. und wer mag wol die Flut geistesverwandter Observationen erfragen oder auflesen, welche drei Theile rechts und links durchschwärmen?) und als Anlafs von Verbesserungen zu gebrauchen, die jeder nicht Unkundige mit und ohne Codices erlangen kann. Wer hat noch ein MS. abzuwarten, um in *Dio Chrysostomus*, *Libanius*, *Heliodor* *ὅταν* mit dem Subjunktiv statt des Indikativs herstellen zu können oder zu lassen? wer bedarf der Unterweisung (*I. p.* 38.) dafs *ἀξιοῖ* die Form beider *modi obliqui* und von einigen aus Uebereilung verkannt sei? Allerdings sind diesen Ausführungen dem Plane gemäfs (s. *Vol. III. p. VIII.*) mancherlei *Inedita* beigemischt, aber leider von so untergeordnetem Inhalt (s. z. B. die Verschen *II. p.* 56. 62. 69. und die beiden sogenannten *Platonischen Briefe p.* 84. 211.), dafs sie in keiner Hinsicht Gewinn geben. Hingegen hätte man dem Herausgeber Dank gewufst, wenn er unter den zahlreichen Schätzen der Königl. Bibliothek das Beste aus den Scholien zum *Clemens Alexandrinus*, *Gregorius Nazianzenus*, *Synesius* mittheilte; wenn er mindestens aus den Handschriften eines *Dio* und ähnlicher vernachläfsigter Schriftsteller die Varianten erlas, wodurch der Text verständlicher oder vollständiger würde. Die flüchtige Kritik der *Anecdota* selbst wollen wir nicht in Anschlag bringen, obgleich ein gröfseres Mafs von Berichtigungen zu wünschen war; denn Ueberbleibsel von solcher Beschaffenheit, welche nur geringe Verfälschungen erlitten haben, werden immerhin in leidlicher Ueberlieferung hingehen. Doch genug von der Einrichtung des Werkes.

Indem wir uns zu den Schriften in dieser Sammlung wenden, bemerken wir zuerst, dafs sie, soweit die Namen der etwanigen Verf. ein Merkmal darreichen, den letzten Zeiten des Griechischen Kaiserthums angehören, und gröfstentheils im Laufe des 14. Jahrhunderts erschienen sind. Hiernächst wird man aus der Erinnerung an die Studien und die geistige Art jenes Zeitraums schon im voraus ahnen können, in welcher Eigenthümlichkeit der Stil und Gehalt hervortreten müfsten. Bei der Seichtigkeit nämlich und der Charakterlosigkeit, in welcher die Byzantiner kurz vor ihrer Vernichtung über die Oberfläche eines mönchischen Lebens und Wissens hinschwebten, hat man einerseits Kompilationen ohne zuverläfsigen Fleifs und innere Gelehrsamkeit zu erwarten, dann aber modische Kompositionen, in Schulübungen, Standreden, öffentlichen Verhandlungen bestehend, an denen nur das Mafs der Belesenheit leichtere Differenzen bildet, während Gedanken und Schreibart denselben Verfall des Geschmacks aussprechen. Alle diese Werke, mögen sie nun antiquarisch-grammatische Notizen oder Deklamationen geben, sind leer an Thatsachen und Aufschlüssen, welche die bisherige philologische Kenntnifs irgend berichtigten oder durch unbekannte Wahrnehmungen erweiterten, sollte auch nur dem geschilderten Zustande dieser Periode ei-

Digitized by Google

niges von Klarheit dadurch zuwachsen. Im Wesentlichen empfängt man also neue Massen für die späte Griechische Literatur; und unser Geschäft ist kein anderes als von der Natur und dem materiellen Werth der Schriften zu berichten und das Besondere, soweit es einen Nutzen und Anspruch auf fruchtbare Verwendung zuläfst, namhaft zu machen.

Es scheint nun rathsam, um nicht die Leser durch die planlosen Aggregate der Anecdota zu führen oder vielmehr zu betäuben, die Eintheilung von gattungsmäfsigen Fachwerken auf die drei Volumina auszudehnen, und ihr zufolge die gnomologen, die grammatischen, die deklamatorischen oder publizistischen, zum Schlufs die vermischten Stücke zusammenzufassen; doch mit dem Vorbehalt, dafs die Productionen desselben Verf. nicht zersplittert werden. An der Spitze *der ersten Klasse* und der Sammlung selbst stehen also γνῶμαι, kompilirt von einem unbekannten Mönche Johannes mit Beinamen Georgides oder Georgidius. Von mehreren Abschriften, in denen sie vorkommen, hat Mai im zweiten Theile der *Collectio Vaticana* die Römische benutzt; nach verschiedenen Anführungen zu urtheilen, ist der Pariser Codex minder ausgezeichnet oder vollständig; namentlich vermifst und beklagt der Herausgeber I. p. VIII. die zahlreichen Sentenzen aus dem Sophisten Choricius. Das *Γνωμολόγιον* nun reicht in Vol. I. bis zur p. 108. worauf einige nicht verwandte Bruchstücke von demselben oder anderen späten Sammlern folgen: ἀπόφθεγματα ἁγίων θεοφόρων πατέρων (109—112.), meistentheils aus Kirchenvätern gezogen; γνῶμαι διάφοροι (von Boiss. gemachter Titel) gemischte Sentenzen in der Weise von Georgides (113—119.); φιλοσόφων λόγοι (120—126.) nichts als moralische Denksprüche aus ungleichen Autoren, die selten genannt und in schlechte Prosa (obgleich Fehler, wie p. 121. ἵνα μὴ φοβοῦνται und ἵνα μεταμελοῦνται nicht zu dulden wären) verwässert sind. Jedoch ist das vorletzte Fragment auszunehmen, das in folgender Gestalt erscheint: Ἄνθρωπος ὢν μηδέποτε ἀλυπίαν αἴτει παρα θεοῦ; ἀλλὰ μακροθυμεῖν χρή ἐπὰν δὲ ἄλυπος διά τέλους εἶναι θέλῃς, ἤ γάρ σε θεὸν εἶναι δεῖ ἢ τάχα νεκρόν. Metrisch geordnet, finden sich obige Worte bei Menander fr. inc. XIX. und mit Hülfe unseres Textes läfst sich dort im zweiten Verse berichtigen ἀλλὰ μακροθυμεῖν σε χρή (oder μ. χρεών), dann Bentleys Konjectur ὅταν δ' ἄλυπος bestätigen, endlich (mit Anwendung des γαρ und des blofs variirenden τάχα) die glaublichste Herstellung des vierten Verses bewirken. ἢ τἄρα δεῖ σ' εἶναί τινα θεὸν ἢ νεκρόν. Hierauf sehr ähnliche γνῶμαι σοφῶν (127—134.) von denen einige oben, auch anderwärts vorkommen, übrigens ohne Anzeige der Autoren. Weiter γνῶμαι τῶν ἑπτὰ σοφῶν (135—144.), ein Kollektivverein von berühmten Sentenzen unter die Namen der sieben Weisen gereiht, die zum Schlufs des Schriftchens kurz summirt werden (die gedrängteste Uebersicht s. im *Schol. Ms. Dionis Chrys.* bei *Boisson ad Marin. p.* 99.) sowohl in metrischer als prosaischer Abfassung, und in der Hauptsache mit einem Auszuge aus dem sogenannten Demetrius Phalereus bei Stobaeus übereinstimmen. Daran reihen sich (145. 146.) Ἐννέα σοφῶν ἀποφθέγματα, die Unterredung der neun Brachmanen mit Alexander dem Grofsen in kurzen Fragen und Antworten, welche Dichtung schon Plutarch mit geringen Aenderungen aufbewahrt hatte. Wir kehren nunmehr zum Georgides zurück. Der gewöhnliche Inhalt seiner Excerpten besteht in Sätzen der Kirchenväter, namentlich des Gregorius Nazianzenus und Basilius, in Stellen der Bibel und in profanen Sprüchen, besonders aus dem vermeinten Isocrates ad Demonicum: alles in alphabetischer Ordnung und nicht leicht mit der Gewähr, den ursprünglichen Text treu zu bewahren, sondern eher in matter prosaischer Auflösung; wie wenn dem Plato beigelegt wird p. 104. Ὥσπερ ἐν εἱρκτῇ ἐν τῷδε τῷ βίῳ ὑπάρχομεν καὶ φρουρούμεθα. Im übrigen läfst der Text manches zu berichtigen übrig, wie p. 18. βαδίζειν (βαδίζων) ὁδὸν ἄδηλον.. πορεύου, oder p. 6. ἀτιμία οὐχ ἅπτεται τῷ παιδαγωγήσαντι. Der Herausgeber hat die grofse Mühe nicht gescheut, wenigstens die Mehrzahl der Sentenzen in ihren Quellen aufzusuchen, da sie nicht immer durch die Namen ihrer Urheber eingeführt sind, und man darf ihm nicht zürnen, wenn sich eine beträchtliche Menge seinen Blicken entzogen hat. Denn die Allgemeinheit des Sinnes gestattet selten ein Merkmal, woran sich das Gedächtnifs halten könnte, und die trüben, asketischen Aeufserungen im *Florilegium* verlieren sich in einem Schwarm von ekklesiastischen Autoren. Ueberall treten nun die mönchischen Lehrsätze entgegen, welche Verachtung des Lebens und Abbüfsung aller sinnlichen Freuden in Erwartung eines künftigen himmlischen Daseins predigen, und sogar die Stimme der alten Dichter ist für solche Zwecke benutzt. Man nehme sogleich Gedanken, wie p. 4. „Der körperliche Genufs besitzt mehr Schmerzen als Lust, der Ehe folgen Kinderlosigkeit,

Digitized by Google

Wittwenstand und Todesfälle, dem Landbau Unfruchtbarkeit, dem Handel Schiffbruch, dem Reichthum Hinterlist, aber Wohlleben, Uebersättigung und stete Genüsse haben eine Fülle von Krankheiten und mannigfachen Leiden." p. 47. „Hochweise ist das Thracische Volk, welches den Gebornen beklagt und über den Verscheidenden sich freut, indem man dort von den bevorstehenden Leiden spricht, hier von dem, dessen einer frei geworden" p. 30. „Denke, du hättest zwei Töchter, die Behaglichkeit hier auf Erden und das Leben im Himmel; willst du nun der besseren nicht alles geben, so theile doch zu gleichen Theilen zwischen der zügellosen und der besonnenen, damit du nicht das gegenwärtige Dasein in allem Reichthum gestaltest, das andere aber als ein nacktes und mit Lumpen bekleidetes". Wenn man nun fragt, welcher Gewinn aus dieser Blüthenlese für die profane Griechische Literatur zu ziehen sei, so dürfte man mit einigem Rechte nur auf etliche Trümmer alter gnomologischer Werke hinweisen. Denn allerdings leuchtet hier eine nicht verächtliche Zahl von Sentenzen aus den klassischen Büchern dieser Gattung hervor, zumal unter den Autoritäten von Aesop und Babrias; obwohl die Benutzung solcher Fragmente nicht ohne strenge Behutsamkeit von Statten geht. Erstlich sind ja Namen wie die beiden genannten, eben um ihrer Popularität willen unsicher geworden und über Gebühr ausgedehnt; weshalb die alten Lehrer der Lebensweisheit in einer entfernten Zeit gänzlich verwechselt werden (so p. 22. dem Theognis ein Vers des Hesiodus beigelegt), und mancher gefeierte Namen (wie des Demokritus und Pythagoras, vgl. p. 95.) willkührlich an die Spitze von Gnomen tritt. Sodann kann niemand mit der ungeheuren Zerrüttung unbekannt sein, in welche die grofse Fabel- und Spruchsammlung des Alterthums durch Umsetzung in andere Metra und in Prosa, durch Einmischung des Fremden und Ueberarbeitung jeder Art gerathen und zuletzt aus den Fugen gerissen ist. Demnach wird man den vorgesetzten Namen nicht zu sehr trauen, noch zu ängstlich den rechtmäfsigen Vers zurückrufen: wie p. 28. in dem durch politischen Rhythmus travestirten Aesop, *Δηλοῖ πολλάκις κακοσύνθετος ὄψις | ψυχῆς διεστραμμένης τὸν σκαιὸν τρόπον*, und in der weit besseren Sentenz p. 41. *Ἦθος τὸ πρᾷον καὶ τὸ προσηνὲς ῥῆμα | μαλάττειν οἶδε καὶ τοὺς ἄγαν λιθώδεις.* Ebenso wenig wäre Verlafs auf eine Prosa wie p. 43. *Βαβρίου. Θυμῷ χρῆσθαι κατὰ τῶν πέλας ἀμέτρῳ καλὸν οὐκ ἔνι*: zumal da man bei Vergleichung ähnlich geformter Aussprüche vom vorgeblichen Babrias (pp. 35. und 90. 31. und 58.) allerhand beliebiges Flickwerk gewahrt. Nach allen Abzügen sind aber einige Choliamben dieses Dichters, die vor anderen ein ächtes Gepräge tragen, immer als ein Gewinn anzusehen: p. 9. *Ἀνύσεις τι πειθοῖ μᾶλλον ἢ βίᾳ πράττων*, vermuthlich zu f. 307. bei Tyrwhitt p. 41. zu rechnen; und p. 48. *κρεῖττον τὸ φροντίζειν ἀναγκαίων χρειῶν | ἢ τὸ προσέχειν ταῖς τέρψεσίν τε καὶ κώμοις.* Ein Fragment des sogenannten Menander p. 11. kann schwerlich von einigem Gebrauch sein. Dagegen werden andere Bruchstücke einigen Werth haben, um den Komiker zu vervollständigen; welches mehr von *Γνῶμαι Μενάνδρου καὶ Φιλιστίωνος* (147—152.) als von einer alphabetischen *Παραίνεσις Μενάνδρου* (153—160.) gilt, die nur zur Erweiterung oder Berichtigung der bunten *μονόστιχοι* Menanders beitragen. Jene früheren Gnomen nun enthalten mehreres, das entweder der bekannten *Σύγκρισις* fehlt oder einen kritischen Nachtrag gewährt; aber auch sie führen keine Entscheidung über die Authentie und Tradition des poetischen Wortwechsels herbei, zumal bei der jetzigen Beschaffenheit des Textes, der öfter sowohl unmetrisch als voll von Solöcismen ist. In dieser Hinsicht findet man vorzüglich Anlafs zusammenzustellen *Philem. fr. inc.* 26. *Θεὸν νόμιζε καὶ σέβου, ζήτει δὲ μή· | πλεῖον γὰρ οὐδὲν ἄλλο τοῦ ζητεῖν ἔχεις. | εἴτ' ἔστιν εἴτ' οὐκ ἔστι, μὴ βούλου μαθεῖν· | ὡς ὄντα τοῦτον καὶ παρόντ' ἀεὶ σέβου.* Und hier den ähnlichen Cento p. 148. *Μίαν προνοιαν τῶν ἄνω καὶ τῶν κάτω | θεὸν νόμιζε καὶ σέβου παντὶ σθένει· | ὡς ὄντα τοῦτον καὶ παρόντ' ἀεὶ σέβου. | καὶ μὴ ἐρώτα μηδὲ μανθάνειν θέλε· | οὐ γὰρ θέλω σε μανθάνειν τί δὴ θεός.* In ärgerer Auflösung steht Menanders Fragment p. 147. *χρόνος γὰρ οὗτός ἐστιν ἀνθρώποις ἀεί· | τὸν οὖν παρόντα καιρὸν ἀποπτᾶν ἢν ἀφῇς*: welches durch keine mildere Emendation geregelt wird. Die Auflösung dieser Gnomen, die mit den übrigen sentenziösen Denkmälern gleiches Geschick theilten und beharrlich an der Autorschaft des Philistion, nicht des Philemon festhalten, scheint am einfachsten erklärt zu werden, wenn man das Schicksal des Griechischen Mimographen mit dem seines Zeit- und Kunstgenossen Syrus verbindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit J. Fr. Boissonade.

(Fortsetzung).

Eine fernere Darstellung gehört nicht hieher; aber der Aufmerksamkeit der Forscher ist das vorletzte, völlig zersprengte Bruchstück des angeblichen Menander zu empfehlen: A. *Ἐὰν πένης ᾖς, δίκαιος εἶ κἀγαθός.* | B. *Εἰμὶ δίκαιος.* A. *Ἡ γὰρ οὐκ ἂν ᾖς πένης.* — Den Anhang dieser Gemeinsprüche machen drei alphabetische Reihen von politisch gemessenen *στίχοι* (161—164.) eines ungenannten *protosecretarius*, fromm aber gewöhnlich.

Im zweiten Theile findet sich nur weniges gnomische p. 467—69. in allerhand Apophthegmen enthalten; mehr verdient aber einiges zum Schlusse des Vol. III. p. 465 sqq. beachtet zu sein, namentlich wegen einer Anzahl anonymer Verse, wodurch Menander, der unzertrennliche Gefährte solcher Sammlungen, fast allein bereichert wird. Mehreres zwar lassen wir auf sich beruhen (wie p. 471. 474.), und das sonstige Bedenken zwischen ihm und Euripides regt sich auch hier, wie beim Fragmente p. 467. *ἀθάνατον ὀργὴν* (*ἔχθραν* Menand. *μονόστ.* 4.) *μὴ φύλαττε θνητὸς ὤν*, welches ein aus *Eur. Philoct.* 10. abgeleiteter Volksspruch zu sein scheint; unsicher bleibt ferner das Urtheil bei p. 469. *γαστρὸς (γὰρ) ὅστις μὴ κρατεῖν ἐπίσταται,* | *οὗτος τὰ πλείω τῶν καλῶν ἔχει κακά.* Hingegen ist die reinere Form von *Men. inc.* 162. aus p. 472. zu folgern: *Ὅταν θέλῃς τὸν πλησίον κατηγορεῖν,* | *αὐτὸς τὰ σαυτοῦ πρῶτον ἐπισκέπτου κακά*: sowie von *μονόστ.* 518. aus p. 473.

In der *grammatischen* Abtheilung sind zuerst anzuführen eines Anonymus politische Verse *περὶ γραμματικῆς* (eigentlich *περὶ συντάξεως* nach v. 947.) 1087 an Zahl (II. p. 340-393.), ein populärer Vortrag über die Redetheile und Structuren von Verben (zum Theil aus derselben Quelle, welche das Bekkersche Lexikon *περὶ συντάξεως* benutzte, und nach gleich späten Gewährsmännern,) dann über die Bedeutung zusammengesetzter Verben mit einem Abschnitt von Konstruction und Sinn der Präpositionen, endlich über einige Adverbien: sämmtlich ohne Neues oder Merkwürdiges. Nicht so dürftig ist eine Folge von Lehrbüchern im dritten Bande (200—355.), von deren Werth sich Bestimmteres, als von ihren Verfassern ermitteln läſst. Den Beginn machen 483 politische Verse von Michael Psellus, zum Gebrauch des Kaisers Constantinus Monomachus. Es ist bei der steten Ungewiſsheit, in welcher die Tradition von Schriften der Pselli schwebt, nicht leicht zu entscheiden, ob eine so wenig dem Rufe des jüngeren Psellus entsprechende Diatribe aus seinen Händen, wie wir sie jetzt lesen, gekommen sei, zumal da sie vielfach gebraucht und abgeschrieben worden; desto sicherer wird ihr Nutzen sein, um den Zuschnitt und Gehalt der Byzantinischen Technik in einer noch gebildeten Zeit zu übersehen. Einerseits bemerken wir dort eine analytische oder systematische Lehrweise, welche die Hauptsätze der elementaren Grammatik und Rhetorik in den Umrissen entwickelte und mit sehr verschiedenartigen Memorabilien zur Förderung des Gedächtnisses und der fertigen Lesung begleitete. Diese Methode können der vorliegende *Psellus* und der von Titze herausgegebene *Manuel Moschopulus* anschaulich machen, indem der erste in Trümmern, welche durch einander geworfen und zerrüttet erscheinen, von den Dialekten, Verbalformen, metrischen Füſsen, Spiritus, poetischen Figuren, glossematischen Wörtern, literarischen Notizen, üblichen Tempora, Buchstabenklassen handelt, woran sich ein buntes Vokabelverzeichniſs nach dem Alphabet gleich einem *liber memorialis* schlieſst. Alle solche Puncte bietet *Moschopulus* in hellerer Ordnung und schärferer Ergründung dar: von Lauten, Buchstaben, Sylben, Wörtern und ihren Affectionen, ausführlich von Spiritus, dann von Vokalen und Accenten nebst Interpunktion, von Metris, ferner Vokabeln und Denk-

Digitized by Google

würdigkeiten in einzelnen Kapiteln, endlich und am weitläuftigsten von Tropen und Figuren. Hieraus erkennt man, dafs alle im Weiteren anzuführenden Lehren von Formationen wie von rhetorischen Wendungen nur Fragmente dieser einen und langwierigen Disciplin darstellen, und wofern sie nützen sollen, statt abzuschrekken, auf ihre ursprüngliche Stellung zurückgeführt werden müssen. Mit vollem Zutrauen dürfen wir eine Verarbeitung der Art Hrn. Walz überlassen, auf den auch Boisson. hinweist, falls er noch gesonnen ist, die Mühseligkeiten der Griechischen Rhetoren mit grammatischen Dornen zu verketten. Auf der andern Seite bestand ein praktischer Kursus mit synthetischem Verfahren, worin eine Masse heterogener Wörter und Formen alphabetisch wie im Füllhorn zusammengegossen wurde, um die voraufgeschickten Regeln zu erproben, zu erneuern und mit gewandten Sprüngen in einander zu schlingen. Die deutlichsten Belege für das grammatische Necken und Examiniren giebt der genannte *Moschopulus* περὶ σχεδῶν: wohin in unsern Anecd. III. p. 330—338. einige geringfügige Proben gehören. Was nun das Kompendium von Psellus betrifft, so hat er das verdünnte Aussehen einer Epitome angenommen; sehr begreiflich, da ganze Stücke davon losgerissen und durch Codices und grammatische Bücher zerstreut sind: wie man ein solches im Titzischen *Moschopulus* p. 57. antrifft. Gelehrte Stellen können nur zwei heifsen, p. 208. sq. von verkünsteltem Wortsinn, wie in βαλάντιον Wurfspiefs, ganz mit Helladius beim Photius stimmend, und. p. 210. in Erwähnung von bestrittenen Dichtungen: „so die Kypria und der Margites von Homer, vom Arat aber τὰ συτικὰ καὶ τὰ περὶ ὀρνέων." Hiermit wären sogleich die übrigen neuerscheinenden Schriften des Psellus zu verbinden, nämlich drei im ersten Bande: ein langes medizinisches Lehrgedicht in 1373 politischen Jamben, welche nur eine Auswahl aus einem gröfseren Werke zu geben scheinen; im Allgemeinen Beobachtungen pathologischen und diätetischen Inhalts, dessen Beurtheilung den Kennern verbleibt. Der Vortrag ist klar, fliefsend und nicht vernachlässigt. Ein Beweis sei die Aeufserung von seiner Absicht v. 530. sq. πολλὴ γάρ ἐστι μίξεων ποικιλία, | ἐμοὶ δὲ γνώμη καὶ σκοπὸς τῶν ἐμμέτρων, | μὴ πάντα πάντως συλλαβεῖν τὰ τῆς τέχνης, | μικρὰν τεκεῖν δ' ὄρεξιν ἀνδράσιν φίλοις | γραμματικοῖς, ῥήτορσι καὶ φιλοσόφοις | τῆς τῶν ἰατρῶν ἀκριβεστάτης τέχνης. — Dann dessen λεξικὸν ἰατρικόν (p. 233—41.), wohl mit fremden Zusätzen versehen, oder auch epitomirt, und kaum durch irgend neue Nomenklatur bemerklich. Aber weit geringer ist das alphabetische Register eines Anonymus von Pflanzennamen und *materia medica* (II. p. 394—408.), das höchstens durch die neugriechischen Benennungen brauchbar wird. Drittens ein Brief von Psellus an einen Freund περὶ γεωργικῶν (242—47.), ein magerer Abrifs von Vorkenntnissen und Methoden für den einfachen Landbau. Zuletzt einige poetische Räthsel von keinem Interesse, III. p. 429—36. Von Psellus kehren wir zu den übrigen grammatischen Sammlern zurück, unter denen man zunächst die Verf. von Schriftchen über Barbarismus und Solöcismus, einen bisher unbekannten Polybius von Sardes und den sogenannten Herodianus mit einem Anonymus wahrnimmt. Zusammengefafst geben sie die vollständigsten Ansichten über jenes Kapitel, so dafs die ähnlichen Vorträge hinter Valckenaers Ammonius bei manchem Eigenthümlichen als ein blofses Bruchstück des Ganzen zu betrachten sind; nur hätte man nicht den Handschriften zu Liebe (s. *Boiss. p.* 257.) für den Urheber einer durchaus interpolirten Kompilation den Herodian erklären sollen, von dem es nicht blofs ungewifs ist, ob er eine solche Materie behandelt, sondern überhaupt eine weit höhere Meinung zu fassen war. Wer dürfte ihm (um von der Verworrenheit und Oberflächlichkeit des Ganzen zu schweigen, wie von der Definition des Pronomens, p. 256.) den Grad von Unkritik beimessen, dafs er zum Beweise eines Plurals neben dem Singular des Verbi p. 244.) einen Vers ἦλθεν δὲ λαοὶ μυρίοι πρὸς ᾠόνα, oder unbefangen aus Simonides ὡς δὴ ἐγὼ γελᾷ p. 250. citiren sollte? oder glauben, dafs er aus dem gemeinen Leben εἰς βαίταν p. 256. das späte ζαίτα für δίαιτα entnahm? Aber wahrscheinlich dünkt die Annahme, dafs Herodians Belesenheit manches Beispiel darreichen mufste; und dafür dienen einige Dichterstellen, die hier am passendsten eine Stelle finden, da von den dürren Theorien selbst nichts zu berichten ist.

(Der Beschlufs folgt.)

LXVII.

Die Waldenser und ihre Verhältnisse zu dem Brandenburgisch-Preufsischen Staate. Von W. Dieterici. Mit einem Plane und einer

Digitized by Google

Charte. Berlin, Posen u. Bromberg im Verlag von E. S. Mittler 1831. *XX.* 414 *S.* 8.

Die kirchliche Gesellschaft der Waldenser ist von jeher mit Recht als eine höchst merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Christlichen Kirche betrachtet worden. Während im übrigen Europa die herkömmliche Form der Kirche und des Priesterthums standhaft behauptet wird, findet in drei oder vier Piemontesischen Thälern eine Lehre, welche der herrschenden Kirche kühn sich entgegenstellt und deshalb in den angränzenden Ländern mit Feuer und Schwerdt verfolgt wird, einen Zufluchtsort und beharrliche Bekenner, welche ihren Glauben und ihre Weise der Gottesverehrung als ein theures Erbtheil rein und unverfälscht ihren Nachkommen überliefern. So unerschütterlich der Muth der Waldenser war, wenn sie ihren Glauben gegen Verfolgungen und Bedrückungen zu behaupten hatten, so fest ist auch ihre Treue gegen ihre Landesherrn, und sie waren in den Zeiten der Gefahr und Bedrängnifs die treusten Unterthanen ihres Königs. Obgleich sie von ihren katholischen Vorgesetzten gewöhnlich mit Argwohn und Mifstrauen behandelt werden, so bewahren sie gleichwohl eine heitre Freundlichkeit, Offenheit und Biederkeit, durch welche sie vor allen ihren Nachbarn sich auszeichnen, dergestalt, dafs der Wanderer, welcher die von ihnen bewohnten Thäler bereist, oft erst durch den freundlichen Ausdruck des Grufses und das zutrauliche und gefällige Betragen der Landleute, welche ihm begegnen, daran erinnert wird, dafs er die Wohnsitze der Waldenser betreten hat.

Wir verdanken die lehrreiche Monographie über die Waldenser, welche der Gegenstand dieser Anzeige ist, den amtlichen Verhältnissen ihres Verfassers; und da Hr. D. als vortragender Rath im Ministerium der Geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts sich veranlafst sah, die Verfassung und Einrichtung der verschiedenen in der Preufsischen Monarchie eingebürgerten kirchlichen Gesellschaften zum Gegenstande sorgfältiger Forschungen zu machen: so zog auch die Einwanderung der Waldenser in die Mark Brandenburg im siebzehnten Jahrhunderte seine Aufmerksamkeit auf sich, und die Freunde historischer Untersuchungen werden es mit Dank erkennen, dafs der Verf. das Ergebnifs seiner verdienstlichen Forschungen über die Geschichte jener merkwürdigen religiösen Gesellschaft in eben so erschöpfender Vollständigkeit als anziehender Darstellung mitgetheilt hat.

Nicht nur alle erheblichen gedruckten Quellen für die Geschichte der Waldenser sind von dem Verf. sorgfältig benutzt worden; sondern ein grofser und wichtiger Theil des Stoffs, welchen die vorliegende Schrift enthält, insbesondre fast alle Nachrichten, welche den Aufenthalt der Waldenser in der Mark Brandenburg betreffen, sind aus handschriftlichen Quellen, meistens amtlichen Aktenstücken geschöpft, und tragen daher das Gepräge der vollkommensten Beglaubigung. Das neuste Werk von Gillies über die Waldenser *), dessen frühere Schrift über diesen Gegenstand von dem Verf. unter seinen Quellen aufgeführt worden ist, konnte zwar noch nicht benutzt werden, es gewährt aber auch unbeschadet seiner Verdienstlichkeit für den Zweck der vorliegenden Arbeit keine erhebliche Ausbeute.

Nach einer Einleitung, in welcher von den Wohnsitzen, der Zahl und den Namen der Waldenser gehandelt, eine kurze Darstellung ihrer Lehren und Sitten gegeben und auf die Beziehungen, in welchen Calvin zu den Waldensern stand, hingewiesen wird, handelt der erste Abschnitt von den Schicksalen und Verfolgungen der Waldenser bis zum J. 1560 mit Einschlufs des Albigenserkriegs. Als Thomas Graf von Savoyen, nachdem er an dem Kriege wider die Albigenser Theil genommen hatte, im Jahre 1233 Pignarol eroberte, so kamen zugleich die Thäler der Waldenser unter die Hoheit des Hauses Savoyen, die päpstliche Inquisition wurde daselbst eingerichtet, und die Verfolgungen der Waldenser nahmen ihren Anfang, zwar mit Unterbrechungen, aber von Zeit zu Zeit während der folgenden Jahrhunderte sich erneuernd, und selbst in der Zeit, in welcher während der Kriege Carls V. und Franz des I. (von 1535 bis zum Frieden von Chateau en Cambresis 1560) Savoyen und Piemont im Französischen Besitze sich befanden, nicht aufhörend. Während es aber gelang sowohl in Frankreich als in Calabrien die Bekenner der Waldensischen Lehren zu vertilgen, verfehlten in Hinsicht der Waldenser in den Thälern von Piemont alle Grausamkeiten ihr Ziel. Der zweite Abschnitt schildert die Verfolgungen, welche die Waldenser seit der Rückkehr des Landes Piemont unter die Botmäfsigkeit des Herzogs von Savoyen bis zum Jahre 1650 erlitten, und der dritte Abschnitt die noch härtern Verfolgungen von 1650 bis 1685 während der Regierung des Herzogs Karl Emanuel II. So wie während dieses letztern Zeitraums Cromwell, nach ihm der König Carl II. von England, die Generalstaaten, die reformirten Kantons der Schweitz, die Churfürsten von Sachsen und der Pfalz und mehrere andre evangelischen Fürsten der Waldenser sich annahmen: eben so richtete auch seit dem Jahre 1655 der grofse Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg seine Aufmerksamkeit auf die Schicksale der verfolgten Waldenser in Piemont und suchte ihre traurige Lage durch die thätigste Verwendung an den Höfen des Königs von Frankreich und des Herzogs von Savoyen zu erleichtern; und seiner Verwendung verdankten die Waldenser zum Theil das Patent vom 11. Febr. 1664, welches ihnen Amnestie und freie Religionsübung zugestand, obgleich es nicht allen Beschränkungen und Bedrückungen ein Ende machte. Die hier meistens zum ersten Male gedruckten Briefe des grofsen Churfürsten, welche auf die Angelegenheiten der Waldenser sich beziehen, und so viele deren noch nicht bekannt waren, in den Beilagen der vorliegenden Schrift in der Lateinischen Ursprache mitgetheilt worden sind, athmen den Geist einer ächten christlichen Liebe und einer höchst liebenswürdigen Milde, gegen welche die frostigen und gekünstelten Antworten des Turiner Hofes, die auch selbst in Hinsicht der Rein-

*) *Waldensian researches during a second visit to the Vaudois of Piemont with an introductory inquiry into the antiquity and purity of the Waldensian church. London* 1831. 8.

Digitized by Google

heit und Zierlichkeit des Lateinischen Ausdrucks den Briefen des grofsen Churfürsten weit nachstehen, einen scharfen und widerwärtigen Gegensatz bilden. Seit dieser Zeit verlohren weder der grofse Churfürst noch seine Nachfolger die Schicksale der Waldenser aus den Augen; vielmehr fanden die Thalleute, wie in amtlichen und andern Schriften die Waldenser sehr oft genannt werden, in Zeiten der Bedrückung bei unsern Königen Rath, Fürsprache und thätigen Beistand. Der vierte Abschnitt beginnt mit der Erzählung der grausamen Verfolgung, welche im Jahre 1686 ihren Anfang nahm und des zwar tapfern aber unglücklichen Kampfes der Waldenser gegen die vereinigten Heere des Herzogs von Savoyen und des Königs Ludwig XIV. Weder der grofse Churfürst von Brandenburg noch die Generalstaaten und die evangelischen Schweizer liefsen es an kräftiger Verwendung für die unglücklichen Thalleute fehlen; da aber keine Fürsprache Gehör fand, so blieb den Waldensern, soviele derselben der Gefangenschaft und dem Schwerdte entgangen waren, nichts übrig als die Auswanderung in die Schweiz. Späterhin folgten ihnen auch ihre gefangenen Glaubensgenossen dahin nach, nachdem sie auf die Verwendung der Schweizer aus der Haft waren entlassen worden. Die Schilderung, welche S. 140. 141. von den Leiden und Qualen dieser unglücklichen Menschen während ihrer Gefangenschaft mitgetheilt wird, ist ein wahrhaft schaudervolles Gemälde. Dagegen ist von angenehmerer Wirkung die darauf folgende Erzählung von den Beweisen der Theilnahme, welche den Flüchtlingen von mehrern Seiten gewährt wurde. Die günstige Aufnahme, welche eben damals die Französischen Refugié's in der Mark Brandenburg gefunden hatten, munterte die Waldenser auf, schon im J. 1686 an den grofsen Churfürsten mit der Bitte um einen Zufluchtsort in seinen Staaten sich zu wenden. Diese Bitte fand bei dem edeln Fürsten die geneigteste Aufnahme und veranlafste eine Reihe von merkwürdigen Verhandlungen, von welchen in der vorliegenden Schrift eine sehr genaue Nachricht mitgetheilt wird, meistens mit Anführung der eignen Worte der Aktenstücke, was um so dankenswerther ist, als eben dadurch der edle Sinn, in welchen diese Verhandlungen geleitet wurden, auf eine höchst lebendige Weise sich darstellt. Der grofse Churfürst erlebte aber nicht die Beendigung dieser Angelegenheit, und erst unter seinem Nachfolger Friedrich III. im J. 1688 wurden 840 Waldenser durch den Legationsrath Choudens de Grema und den Richter Charles Ancillon, welche ihnen als Commissarien nach Frankfurt am Main entgegen gesandt wurden, nach dem Brandenburgischen geführt und in Stendal, Burg und Spandau untergebracht. Die Nachrichten, welche über diese Colonien und deren Schicksale aus handschriftlichen Quellen so wie auch über das Unterkommen Waldensischer Flüchtlinge in andern Ländern mitgetheilt werden, sind höchst genau und vollständig, und es erhellt aus diesen Mittheilungen, dafs namentlich der Churfürst Friedrich III. zwar bemüht war, die Schwierigkeiten, welche der Ansiedelung der Waldenser in seinen Ländern entgegenstanden, zu beseitigen, dafs die Ankömmlinge aber in unsern Ländern eben so wenig als in der Schweiz, im Würtembergischen, in der Pfalz und andern Deutschen Ländern, wo sie gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten, sich behaglich fühlten, sondern vielmehr mit Sehnsucht die Gelegenheit zur Rückkehr in ihre heimathlichen Thäler erwarteten. Diese Gelegenheit bot sich ihnen schon im Jahre 1689 dar, als sie hörten, dafs der Herzog von Savoyen damals vier Regimenter seines Heers an Frankreich überlassen, gleichwohl aber das bisherige innige Verhältnifs zwischen dem Französischen und Turiner Hofe Störungen erlitten hätte. Nachdem ein früherer Versuch mifslungen war, so versammelten sich in einem Walde bei Nion am Genfer See im August 1689 die im Würtembergischen, in der Pfalz und der Schweiz zerstreuten Waldenser, 800 bis 900 an der Zahl, und unternahmen unter der Anführung ihres Predigers Henry Arnaud mit gewaffneter Hand die kühne Rückkehr in ihre heimathlichen Thäler, welche von Arnaud mit eben so grofser strategischer Geschicklichkeit geleitet und ausgeführt wurde, als sie von ihm in seinem trefflichen Werke: *Histoire de la glorieuse rentrée des Vaudois dans leurs vallées*, 1710. 8. auf eine höchst anziehende Weise beschrieben worden ist; und unser Verf. hat sich durch einen ausführlichen Auszug aus diesem seltenen Werke, welches auch die Aufmerksamkeit des Kaisers Napoleon auf sich zog, Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Leser erworben. Eben diese aus dem Werke des Heinrich Arnaud, der sich *pasteur et colonel des Vaudois* nannte, gezogenen Nachrichten über die bewundernswürdige Rückkehr der Waldenser, bilden eine S. 205—275. geschickt eingeschaltete Episode. Nachdem es den unter der Führung des Predigers Arnaud versammelten Waldensern gelungen war, sich ihrer Thäler wieder zu bemächtigen, so wurden ihre im Brandenburgischen angesiedelten Glaubensgenossen von dem Churfürsten Friedrich III. im J. 1690 ebenfalls entlassen und noch auf ihrer Heimkehr unterstützt; auch über diese Rückkehr der Brandenburgischen Waldenser werden sehr schätzbare aktenmäfsige Nachrichten mitgetheilt. Der letzte Abschnitt des vorliegenden Werks umfafst die Schicksale der Waldenser von 1696 bis auf die heutige Zeit und insbesondre ihre Verhältnisse zum Brandenburgisch-Preufsischen Staate. Der Verf. bezeichnet diesen Theil seines Werks zwar nur als eine kurze Uebersicht; aber auch dieser Abschnitt beruht auf sorgfältigen Forschungen und enthält viele bisjetzt unbekannte merkwürdige Nachrichten.

Unter den Beilagen, welche mit wenigen Ausnahmen bisher ungedruckt waren, sind, aufser den bereits erwähnten schönen Briefen des grofsen Churfürsten und mehren andern merkwürdigen Actenstücken, insbesondre der Katechismus der Waldenser vom J. 1100 und das Glaubensbekenntnifs vom J. 1120, beide in dem eigenthümlichen Dialecte der Waldenser (*Lengua Valdèsa*) und aus dem seltenen Werke: *Leger histoire générale des églises évangéliques des vallées de Piémont ou Vaudoises* entlehnt, so wie auch die beigelegte saubere Charte von den Thälern der Waldenser in Piemont und der Plan von Stendal im Jahre 1688, dankenswerthe Gaben.

Fr. Wilken.

Digitized by Google

Nro. 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit, annotatione illustravit J. Fr. Boissonade.

(Schluſs.)

Polybius hat aus Menander p. 237. zum Beleg für das äuſserst seltene ἤ-ἤτοι (welches die besten Grammatiker verwarfen, ungeachtet der Autorität Pindars und *Soph. Alet. fr.* 6.): *Θυγάτριον, ἡ νῦν ἡμέρα δίδωσί μοι | ἢ δόξαν ἤτοι διαβολήν.* Der Anonymus p. 239. aus Euripides, *Ὦ Κύπρις, ὡς ἡδεῖα καὶ μοχθηρὸς (εἶ)*, und aus Callimachus (vermuthlich der *Hecale*), *Ἴσχε τέκος, μὴ πῖθι.* Dann p. 240. aus Menander die beiden Fragmente, *Καθιζάνει μὲν ἐνίοτ' εἰς τὰ σήσαμα* (Sesammarkt), und im *Ψοφοδεής* (verstümmelt p. 257.), *Ἐπίσημον οὖν τὴν ἀςπίδ' εἰς τὴν τοῦ Διὸς | στοὰν ἀνέθηκαν.* Herodian führt (nächst den oben genannten Fragmenten) einige Verse ohne nähere Bezeichnung an; tragisch klingt p. 244. *Αἴαντε δ' ὁρμήσαντες ἐκ ξυνωρίδος*, p. 245. *χεῖρας* (durch *χερσίν* erklärt) *δὲ Τρώων ὅπλ' ἔδωκαν Ἑλλάδος*, p. 246. das noch seltsamere *τιμᾶν Μακεδόνων εἵνεκ' εὐανδρησίας* (eine unerhörte Form), p. 249. *ἐγάμησεν Ἑλένη τὸν θεοῖς στυγούμενον*, p. 253, *γαμεῖ δ' ὁ μὲν δὴ Τυνδάρεω κόρην μίαν*, p. 255. *τοίων γὰρ ἀνδρῶν σπέρμ' ἔδωσεν Ἑλλάδος* mit einem Flick *τῆς κατὰ Τροίαν* (ob *ἔδευσεν* oder *ἔλυσεν* zu setzen, bleibt unklar). Im folgenden Traktat *Ἡρωδιανοῦ περὶ ἀκυρολογίας* (p. 262—69.) der fast ganz mit Artikeln von *Ammonius* gleichlautend ist, fällt nur am Ende das verdorbene Bruchstück Menanders auf, *οὐκ ὁρίσαμεν αὐτοῖς* (für *ἀλλήλοις*) *ἤδη εἰμὶ σῷ*: gemeint ist offenbar *fr. inc.* 316. *οὐκ ἠρκέσαμεν ἑαυτοῖς*, wonach wol zu verbessern, *οὐκ ἠρκέσαμεν αὐτοῖσιν· οὐδέν εἰμι σῷς.* Die ferneren Schriften über Tropen, *Tryphon* (abweichend von dem früher existirenden), ein *Anonymus* und der weitschweifige, jetzt erst gedruckte *Cocondrius* (270—306.), auch ein *Zonaeus περὶ σχημάτων* (307—320.) enthalten nichts anderes als die gangbaren Redefiguren mit den stehenden Beispielen; demnach wären nur Einzelheiten bemerklich zu machen. In *Tryphon* p. 274. ein unvollständiges Stück aus Simonides Epigrammen; *Ἑρμῆν τόνδ' ἀνέθηκεν.. Δημήτριος, ὄρθια δ' οὐκ ἐν προθύροις.* Eine seltene Citation bei *Cocondrius* p. 294. ist Euphorion, wegen der Phrase *ἠελίους τριηκοσίους ἐφόρησα* in *fr.* 51. Weit befremdender scheint ein Vers, womit derselbe p. 295. die berühmte Strophe des Alcäus *τὸ μὲν γὰρ ἔνθεν κῦμα κυλίνδεται* beginnen läſst, so nämlich: *συνίημι τῶν ἀνέμων τὴν στάσιν.* Ebendaselbst p. 297. aus Eupolis, *κατεικάζουσιν ἡμᾶς σχεδὸν βολβῷ*, schwerlich in statthafter Fassung; und ein prosaisches Räthsel Chäremons, der Weinstock. Von Zonaeus, der sich vorzugsweise auf Kirchenväter stützt, darf man nichts der Art erwarten. Daran reihen sich Kleinigkeiten (321—329.), von Affektionen der Wörter, und Nicetas in Jamben und Prosa über die Flexion *ων* und *ωρ*, ein dürftiges Lexikon zu den Paulinischen Briefen (339—353.), und zum Schluſs als Gipfel der Armseligkeit eine kurze Anweisung die Sylben richtig zu brechen.

Ref. begiebt sich nicht ohne Widerstreben zu den Hof- und Staatsreden des vierzehnten Jahrhunderts. Wenn man historische Nutzbarkeit von ihnen begehrt, so tritt diesem billigen Verlangen ihr Mangel an objektiver Haltung entgegen, den sie durch unnatürliche Blähung, pomphafte Parteisucht und niedrige Denkart an den Tag legen; wenn man aber Geschmack und Würde des Vortrags sucht, so ist zu erwägen, daſs sich nur schimmernde Sandsteppen Byzantinischer Sprecher vor uns ausbreiten, deren vorzüglichstes Muster Libanius war. Diesen Rhetor erblicken wir auch in einer *μελέτη Λιβανίου* (I. p. 165—171.), der Charakteristik eines Geizigen, der sein filziges Leben und den Raub seiner vergrabenen Schätze mit unglücklicher Ge-

Digitized by Google

meinheit schildert, doch wie sich muthmafsen läfst, nicht ohne Vorgang der Komiker; im übrigen mit dem Farbenglanz und der Technik der Schule, nicht in der nüchternen Dialektik vom Libanius. Einen Beleg liefert der p. 168. verzerrte Gedanke, dafs er kaum vermocht habe Menschen in prächtiger Kleidung anzublicken, solche aber auch wegen jenes Uebermaafses dem Tode gleich verabscheute; in welchem Satze zu lesen wäre, *εἰ δὲ καὶ τῆς θέας ἀνασχοίμην ποτέ, βαβαί, ἡνίκα ἑώρων γαῦρον.., χρυσοπάστους περικείμενον ἐσθῆτας καὶ ζώνην τὸν τῆς Ἀφροδίτης.. κεστὸν ὑπερβάλλουσαν —, τῷ δ' ἐκ ψυχῆς ἀπηχθανόμην.* Nicht zu vergleichen ist die wunderliche Deklamation (*ib.* 172 — 74.), dafs Alexander der Grofse sein Glück, seine Taktik und Kriegsmaschinen dem Unterricht des Aristoteles zu danken gehabt: ein Geschwätz ähnlich den Dichtungen des *Valesius de rebus gestis Alexandri*, wodurch die eher begonnene (wie von Zell Ferienschriften I. 6.) als abgeschlossene Forschung vom Verhältnifs beider Männer nichts gewinnt. Einen weiteren Raum nehmen die Byzantinischen Redner ein, und zuerst Theodorus Hyrtacenus (um 1300.), auch als Epistolograph wie die meisten aus derselben Periode bekannt, welchem in Vol. I. (p. 248—292.) vier Reden (an den Kaiser, und auf den Tod des jungen Michael Palaeologus, der Kaiserin Irene, des Nicephorus Chumnus), in Vol. II. (409 — 453.) ein Panegyrikus auf den heiligen Wunderthäter Aninas, in Vol. III. (1 — 70.) lobpreisende Schilderungen vom irdischen Wandel der Mutter Gottes und vom Wundergarten der heiligen Anna gehören. Alle diese breiten Enkomien sind gleich gebaut in Anlage, Gedanken und Phrasen, gleich ausgestattet mit der dumpfen Salbung des Pfaffenthums und von einerlei Unwerth in jeder Beziehung. Die Bildung des Mönches ruhte auf der Manier von Aristides und Libanius, seine Belesenheit war gering (denn aufser der Bibel vernimmt man am meisten von Homer, und darum verdient die Weisheit I. p. 250. dafs Demokritus Urheber des Mikrokosmus gewesen, erwähnt zu sein); aber als Ersatz besafs er ein festes Gerüst von prangenden Wendungen, das den Körper jeder seiner Reden bildet, und eine üppige Phantasie, die sich in einer ausschweifenden Bilderjagd, in gedunsenen Exklamationen, in zerflossenem Wortschall ergeht und sich selber verzehrt; daher seine Darstellung, ein gedankenloser Panegyrikus, keinen historischen Gehalt in sich schliefst; überdies deutet der Ausdruck in vielen Fehlern den wachsenden Verfall der Gräcität an. Bei solchen Eigenschaften wundert man sich nicht, dafs ein so ganz verarmter Mann am Hofe den Gegenstand, den er gerade behandelt, für den würdigsten und erhabensten unter der Sonne erklärt, den Todesfall eines kaiserlichen Prinzen dem Umsturz der ganzen Welt gleichsetzt, den Naturkräften gebietet sich zu verbergen und mit den Jahreszeiten, den Tagenden, den Chariten tief zu trauern, denn hier sei mehr als je von Griechischen Dichtern und Künstlern begriffen worden; dafs er sogar die Wunder seines Heiligen (II. p. 430.) über Vergleichung mit denen Christi hält. Als kurze Probe dieser unglaublichen Dinge stehe hier I. p. 286. *καὶ (φεῦ) πῶς ὑποίσω τὸ πάθος; πῶς θρηνήσω τὴν συμφοράν; ὑπανακύπτει γὰρ δεινὸν ἐπὶ τῷ δεινῷ, καὶ μονῳδία διαδέχεται μονῳδίαν. Νοῦν ὁμοῦ καὶ λόγον τεθόλωμαι καὶ συγκέχυμαι, καὶ τὴν γλῶτταν λέγειν πεπέδημαι, καὶ τὴν χεῖρα γράφειν νενάρκημαι, καὶ καθάπερ εὐεργέτην ἐπικαλοῦμαι θᾶττον θάνατον ἧξειν μοι, τῶν δεινῶν μονῳδιῶν ἀπαλλάξοντα.* Die beiden Deklamationen in Vol. III. betreffend, so trifft ihr theologischer Stoff durchaus mit den Legenden in den apokryphischen Evangelien zusammen. Uebrigens ist die Menge *der Sprüchwörter* von gröfserer oder geringerer Popularität nicht zu übersehen, in denen sich Theodorus mit mehreren in diesen *Anecdota* gefällt; denn Proverbien aus allen Autoren und Gegenden angehäuft sind ein charakteristisches Eigenthum der späten Zeiträume und mit ihren Studien wesentlich verbunden, wenngleich die bisherige Gleichgültigkeit gegen jenes mehr als interessante Objekt noch keine sichere Beurtheilung desselben zugelassen hat. Man dünkt sich hiernächst in wohlthätige Ruhe versetzt zu sehen, da man von solchem Getöse zum Nicephorus Chumnus, Minister des Andronicus Palaeologus und thätigem Vielwisser, übergeht. Und wer allein seine beiden Reden (I. p. 293 — 312.) gelesen, worin er über den Tod des Prinzen Johannes sowohl dessen Gemalin, seine Tochter Irene, als auch seinen Vater Andronicus tröstet, wird ihm einen gemüthlichen Sinn zutrauen; denn sein Vortrag ist herzlich, schlicht und religiös, ohne rhetorische Künstelei, aber auch ohne eine Spur von Bildung, die seine Zeitgenossen ihm nachrühmen, und ohne irgend Ausgezeichnetes. Letzteres bemerkt man noch deutlicher in seinen wäfsrigen, schlecht

Digitized by Google

geschriebenen Invektiven auf die, welche sich zu sehr in heidnische Eleganz des Stils und in antike Wissenschaft, besonders Astronomie vertieften (III. p. 356—391. vgl. namentlich p. 363.). Aber wie erstaunt man beim Fortschreiten zu des Nicephorus Reden und Ausschreiben in Vol. II. p. 1—187. Seine Lobrede auf den Kaiser Andronicus in ungelehrtem mönchischem Vortrag grenzt an hohlen Unsinn, und wenn der Eindruck derselben minder abstofsend und widerwärtig als bei seinem Vorgänger ist, so hat man die weltmännische Klugheit des Verfs., der auch im Unverstande einige Mäfsigung beobachtet, als Grund anzusehen. Wer nämlich die ärgsten Aeufserungen zusammenhält, wie wenn p. 32. die einzelnen Tugenden sich in jedwedem Gliede des Kaisers (die Gerechtigkeit in den Füfsen) ihren Sitz erlesen haben sollen, oder p. 35. das gesammte menschliche Quantum an Einsicht soweit unter der Weisheit des Gebieters zurückbleibt, als er jeden an Würde überrage: dann wird aus solchen Hyperbeln am meisten nur die Versunkenheit der Zeit hervorleuchten, welche die leisesten Spuren von Scham und Geschmack vertilgte. Zu gleichen Wahrnehmungen veranlassen sieben Dekrete und Kabinetschreiben, die Nicephorus im kaiserlichen Namen erliefs, weniger durch den gesperrten orientalischen Kanzleistil als den Predigtton und die Geschwätzigkeit bemerkbar: vier λόγοι χρυσόβουλλοι wegen Schenkungen zu Gunsten der Kaiserin und des Kral von Servien, wegen Ausgleichung der bisherigen Kirchenspaltung und Vereinigung des Klosters von Galesium mit dem Konstantinop. der Auferstehung, ein Dekret wegen strenger Ausübung der Justiz und wegen ausgedehnter Feier der *Assumptio Mariae* während eines ganzen Monats, zwei von biblischer Erudition und kindischer Superstition erfüllte Produktionen: zuletzt eine unendliche Verhandlung mit den Thessaloniceern (deren Stadt nicht ohne Anmuth geschildert wird), wegen besserer Verwaltung der Gerechtigkeit. Dazu kommt von demselben (III. p. 392—408.) eine Forschung über die Substanz der Luft nebst zwei Briefchen. Nicht unähnlich ist der Erzbischof Gregorius Cyprius, den man aus anderen Schriften hinlänglich kennt, dessen zwei weitläuftige Lobreden auf die Kaiser Michael und Andronicus Palaeologus, dem er seine Erhebung zum Patriarchat verdankte, sich in Vol. I. p. 313—393. befinden, und eine kurze Chrie zum Lobe der Geistesbildung III. p. 269—73. Eine feste rhetorische Manier macht Gregor in Wiederholung von Lieblingsphrasen und in witzelnden Einfällen offenbar, und er erschöpft sie in ewig wiederkehrenden Gemeinplätzen, dem Ruhm der Hauptstadt, der körperlichen Schönheit des Fürsten und seinen Heldenthaten, und der erneuten Versicherung seiner Unfähigkeit so Gewaltiges zu preisen, ganz in der hoffärtigen Byzantinerweise; wobei man kaum eine Thatsache vorfindet, die von Nicephorus Gregoras nicht zuverläfsiger dargestellt wäre; doch wird man einen mächtigen Flufs der Rede nicht verkennen, der sich frei erhält von auffallenden Mängeln (ein προήλθοσαν oder ἔσεῖται haben noch andere), und einst an Lesung der Attiker genährt wurde. Das letztere gilt auch von Theodulus, sonst Thomas Magister genannt (II. p. 188—268.), der in der Apologie des Heerführers Chandrenus, seines Verwandten, im Brief an den Geistlichen Joseph über die jüngsten Kriegsereignisse, und in seinen μελέται über das gemarterte Schulthema, Kynägirus und Kallimachus, Erinnerungen an fleifsige Studien verbreitet und seinen harten Ausdruck wenigstens durch Wärme gehoben hat. Begehrt man nun in einer rhetorischen Uebung, die freilich der passendste Tummelplatz für widersinnige Kombinationen sein mufste, das lustige Schauspiel einer sich selbst überbietenden Thorheit, so mag man dessen vollauf finden in der Deklamation eines eigens organisirten Trunkenbolds (s. den spafshaften Zug p. 282.), durch die sich der vom Thron gestürzte Manuel Palaeologus (um 1400) ein Denkmal gestiftet hat (II. p. 274—309. wobei der Anfang einer μελέτη Ἀντήνωρ); doch verstattet der Raum nicht in die wundersame Fabel näher einzugehen. Deshalb bleibt uns nichts als die ferneren Schriften dieser Klasse flüchtig zu berühren. Die holprige Vergleichung des Winters mit dem Frühling von Maximus Planudes (II. p. 310—339.) enthält manches eigene, und bedarf noch einer gröfseren Berichtigung. So ist zu lesen p. 311. ἡνίκα καίει, εἴ τινος (für ἡ. καὶ εἴ τινος), p. 316. φιλοσοφοῦσαν δὴ στυγεῖν, ὡς ἂν περινοστοῦσαν, p. 325. διωρικότες (für διωκικότες), p. 326. μαρτυροῦσί μου τῷ λόγῳ, p. 339. Εὔφημον für Πολύφημον. Maximus möchte den Frühling aus der Zahl der Jahreszeiten streichen, wofür er auf die alte Ansicht von zweien zurückgeht, da die Viertheilung von den gewinnsüchtigen Aerzten (die in dieser Zeit als βροτολοιγοὶ gelästert werden) herrühre, und er

Digitized by Google

auch auf ein steinernes Bildwerk zu Konstantinopel (p. 320 sqq.) sich beruft, von dem man keine Erwähnung im vollständigsten Verzeichnifs der dortigen Kunstwerke bei Heyne (*Comm. Soc. Gott. XI.*) entdeckt. Anzuführen ist auch die Art (p. 314 sq.), in der das antike Dogma von Versetzung der Seelen unter die Sterne entwickelt wird. In Vol. III. steht hiernächst eine höchst magere geistliche Betrachtung über das Leben der Mutter Gottes im Allerheiligsten, von Joh. Gabras (71—111.); den Beschlufs macht des Mazaris, vielleicht des jüngsten unter diesen Schriftstellern, διάλογος νεκρικός oder ἐπιδημία ἐν ᾅδου (112—186.), in barbarisirtem Griechisch mit Gallizismen (sogar mit Proben des Dialekts der Lakonier oder Tzakones p. 164.) nach dem J. 1416 verfafst. Zum Grunde liegt eine Satire auf die Hofintriguen, und vieles in den niedrigen Sittenschilderungen streift an den Petronius; aber unter jenen Händen ist alles zur Fratze geworden, und ein heilloser Wirrwarr von frostigen Scenen in der Unterwelt und im Traum macht das Buch unlesbar.

Somit wäre die vierte Abtheilung *vermischter Schriften* übrig, bei denen einzig die Folge der Bände zu berücksichtigen. Im Vol. I. finden sich erstlich *Sprichwörter* unter Plutarchs Namen (394—98.), der allerdings Sammlungen derselben angelegt hatte, aber mit diesen zerrütteten, wenn auch nicht unnützen Kleinigkeiten wenig gemein hat. Dann von Leo mit dem Zunamen Bardales (wie Boisson. vermuthet), aus der Zeit des Theodorus Metochita, schlechte jambische Verse über mancherlei und eine prosaische Epistel (399—403.). Dann grammatische Excerpten, von Maximus Planudes oder seiner nicht unwerth, mit verschiedenartigen Auszügen (Σύμμικτα), namentlich antiquarischer Art, die mit älteren, zum Theil unkritischen Berichten, wie des Joh. Lydus, meistentheils zusammentreffen; zu Ende ein geographisches Stück, frühere und neue Benennungen von Oertern enthaltend, welches weder die Notizen, die Casaubonus zweimal im Kommentar zur *Historia Augusta* aus einem Pariser handschriftlichen Städteverzeichnifs gab, noch den *Catalogus urbium Vaticanus* bei *Holstenius ad Steph. Byz.* gewährt, ein Punct den Boiss. übergeht: dies alles (404—428.) eine wenig fruchtbare Kompilation. Aber billig hätte der Herausgeber eine Armseligkeit des Theodorus Prodromus, σχέδη μυός (429—35.) zurückhalten sollen; wem dürfte die breit getretene Schulübung behagen oder nützen, das Examen einer mönchischen, den oder jenen Abt deutlich karikirenden Maus durch eine Katze, die sie beim Naschen ertappt und endlich verschlingt? Nicht erbaulicher sind Ἰγνατίου στίχοι (436—44.), eine trockne Metaphrase der Geschichte vom Sündenfall. Den Theil beschliefst eine Pariser Kollation vom Phocylides, ein Nachtrag zu den besseren Varianten in Schäfers Abdruck der *Gnomici*. Die Miscellen am Ende von Vol. II. erscheinen mehr noch als manche der obigen den Zwecken der Byzantinischen Schulgrammatik angehörig, von denen vorhin die Rede war: nämlich (454—78.) von den menschlichen Altern, Solöcismus, αὐθυπόταχτα καὶ ἀνυπόταχτα mit ähnlichen scholastischen und theologischen Kleinigkeiten, und besonders geistliche Gedichtchen, nirgend mit Eigenthümlichem. In Vol. III. eilf geringfügige Briefe des Nicephorus Gregoras (187—199.); dann diätetische Vorschriften und ähnlichen Inhalts ein Brief des Hippokrates (sonderbarer Weise) an den König Ptolemäus (409—28.); hierauf eine Folge von wenig anziehenden poetischen Räthseln verschiedener Verfasser, des Joh. Comnerus Stofsseufzer im Anakreontischen Metrum, und ebenso erbauliche Versifikationen des Maximus Planudes.

Hiermit ist der Bericht des Ref. von gegenwärtigen *Anecdotis* beschlossen. Ein vierter Band soll noch in diesem Jahre hervortreten, dessen Anzeige wir einem anderen Beurtheiler überlassen.

Bernhardy.

Digitized by Google

Nro. 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

LXVIII.

J. B. Fischer, Med. et Chir. Dr., Synopsis Mammalium. Stuttgardtiae 1829. 8.

Eiusd. Addenda, Emendanda et Index ad Synopsin Mammalium. ibid. 1830.

Der Verf. hat in vorliegendem Werke mit grofsem, nicht genug zu lobendem Fleifse Alles, was von Beschreibungen einzelner Säugethierarten bis zur Herausgabe seines Werkes erschienen war, gesammelt und in den Nachträgen noch sorgfältig das Fehlende ergänzt, so dafs wohl nicht leicht irgend eine Notiz der neuern Zeit von ihm unberücksichtigt gelassen ist. Wenigstens fand Ref. alle neuern Arten, die er im Buche selbst vermifste, in den *Addendis* aufgeführt. Aufser dieser Vollständigkeit, wodurch das Buch für das Studium der Säugethiere sehr nützlich, ja unentbehrlich wird, hat es noch vor den neuern Französischen Arbeiten den Vorzug, dafs bei jeder Art eine vollständige, fast für eine *Synopsis* zu weitläuftige Litteratur gegeben wird, so dafs man in zweifelhaften Fällen überall zu den Quellen zurückgehen kann. Um so mehr ist es zu bedauern, dafs man diesem Werke, welches dem deutschen Fleifse alle Ehre macht, nichts weiter, als jene Aemsigkeit im Zusammentragen nachrühmen kann, besonders aber, dafs es nicht auf eigenen Untersuchungen beruht. Gewifs hätte der Verf. bei dem grofsen Material, welches er zu seinem Zwecke gesammelt hatte, etwas Tüchtiges leisten können, wenn er mit demselben einige oder wenigstens eins der vorzüglichsten Museen benutzt hätte, deren ja bereits Deutschland mehrere besitzt, und deren Benutzung jeglichem mit solcher Liberalität freisteht, dafs man unter diesen Umständen glauben sollte, die Zeit der blofsen Compilationen wäre für uns vorüber. Ohne Zweifel hat der Verf. die Nothwendigkeit eigener Untersuchungen nicht minder erkannt, und nur seine Verhältnisse haben sie ihm nicht gestattet. Ref. ist daher weit entfernt, ihm dies zum Vorwurfe zu machen, sondern bedauert vielmehr, dafs der Verf. die Früchte seines Fleifses nicht selbst ärndtete, sondern andern überlassen mufs; am meisten aber, dafs die Wissenschaft ungeachtet des von ihm angewandten Fleifses kaum gefördert wird. Die Nachtheile blofser Compilationen sind nicht ausgeblieben. Wie in frühern Werken dieser Art werden auch in dem vorliegenden manche Thiere als verschiedene Arten aufgeführt, die sich, wenn die von den Schriftstellern gegebenen Beschreibungen mit der Natur verglichen wären, leichter als zu einer und derselben Art gehörig ausgewiesen hätten. Beispiele der Art finden wir gleich zu Anfange des Werkes mehrere; so wird *Nyctipithecus trivirgatus F. Cuv.* unter 5 Arten aufgeführt, als *Cebus trivirgatus*, *Ceb. felinus* (nach Spix), *C. vociferans*, *C. infulatus (Callithrix infulata. Lichtst.)* und endlich als *C.* (*Pithecia*) *Miriquina*. Eben so sind identisch: *Ceb. melanocephalus (Simia melanocephala. Humb.)* und *C.* (*Brachyurus*) *Uakary*; ferner *Pithecia hirsuta* und *inusta Spix* (von denen *P. Monachus Geoffr.* vielleicht nur Varietät ist), ferner *Vespertilio nigricans Neuw.* und *V. albescens. Geoffr.* u. s. w. Hin und wieder werden Arten für synonym gehalten, die in Wirklichkeit specifisch verschieden sind, z. B. *Phyllostoma superciliatum Neuw.* und *Phyll. perspicillatum. A. Geoffr.* (die man *P. Azarae* nennen sollte), *Didelphys aurita Neuw.* und *D. Azarae*, *Diplostoma fuscum* und *Saccophorus bursarius* u. s. w. Im Ganzen sind dergleichen Fälle seltener, da der Verf. meist den sicherern Weg eingeschlagen hat, die ihm zweifelhaften Arten mit einem Sternchen zu bezeichnen, und nur, wo er sich auf die Autorität andrer Zoologen stützt, sie zu vereinigen wagt. Wie oft ihn aber gerade diese fremde Autorität irre geleitet

Digitized by Google

hat, liefse sich noch aufser jenen angeführten Beispielen in manchen andern darthun; hier ist das Gegebene hinreichend, um zu zeigen, dafs Quellenstudium beim Gebrauche des Werkes unerläfslich bleibt.

Wenn nun auch Ref. solche Mängel weniger dem Verf., als den Umständen, die ihn an Benutzung gröfserer Sammlungen hinderten, zurechnen möchte, so mufs er dagegen dessen Verfahren in der Zusammenstellung und Anordnung der Arten um so mehr tadeln, als sich des Verfs. Eigenthum an dem Werke fast nur hierauf beschränkt. In dieser Hinsicht mufs man gestehen, dafs er eifrig bemüht gewesen ist, die Wissenschaft um 20—30 Jahre zurückzubringen. Die in Anwendung gebrachte Restauration des Linnéischen Systems kann man sich allenfalls gefallen lassen, da dieses vom Verf. so nach dem neuern Zustande der Wissenschaft modificirt ist, dafs er eigentlich nicht die Linnéischen Abtheilungen in ihrer Integrität, sondern nur deren Namen restituirt hat. Sonst sind die vom Verf. gebrauchten Ordnungen ganz die des natürlichen Systemes; nur hat er nach dem Vorgange der 10ten Ausgabe des *Systema naturae* die Ordnung der Beutelthiere und Cuvier's Insectivoren zu einer Ordnung *Bestiae* vereinigt. Was aber vor alten Zeiten von Linné geschehen konnte, welcher nur *Didelphys* kannte, dessen Gebifs nicht sosehr von dem der Insectivoren abweicht; das kann heutigen Tages, wo die vielen frugivoren Beutelthier-Gattungen bekannt sind, nicht mehr gut geheifsen werden. Da jedoch der Verf. kein natürliches System zu geben beabsichtigt, so hätte er wenigstens einen guten künstlichen Character für seine künstliche Ordnung aufstellen müssen; allein die von ihm gegebene Diagnose: *Dentes di-trimorphi, primores supra* 2—10. *Pedes exserti vel distincti vel dermopteri, postici saepe manus. Digiti unguiculati. Mammae apertae vel mastotheca inclusae* — ist sehr schlecht, und unterscheidet diese Ordnung weder von den Raubthieren, noch von den Nagethieren. Wenn *Phascolomys* (die, wenn einmal auf den Zitzenbeutel keine Rücksicht genommen werden soll, durchaus zu den Nagethieren gestellt werden mufste) ausgeschlossen wird, so hätte sich als künstlicher Character der Ordnung geltend machen lassen, dafs die Zahl der Vorderzähne in beiden Kiefern meist ungleich ist und wo sie gleich ($\frac{5}{5}$ oder $\frac{6}{6}$) ist, diese nie wirkliche Schneidezähne oder meifselförmige Zähne sind. Allein, wie gesagt, es ist dies nur ein künstlicher Character, denn eine solche Ordnung ist durchaus unnatürlich, indem nur wenige Gattungen der Beutelthiere in der Bildung der Backenzähne und der dieser zu Grunde liegenden Nahrungsweise mit den Insectivoren übereinkommen, die übrigen sich theils den Fleischfressern, theils den Frugivoren anschliefsen, letztere aber so eigenthümlich sind, dafs sie sich mit keiner der bestehenden Ordnungen natürlich verbinden lassen. Die Ordnung der Beutelthiere, welche mehr als jede andere geeignet ist, die Unzulänglichkeit künstlicher Systeme darzuthun, mufs demnach für immer als besondre Ordnung fortbestehen; und der Verf. ist in die Ansichten der neuern natürlichen Systematik nicht gehörig eingegangen, wenn er glaubt, dafs sie die Kette des natürlichen Systemes (*auream illam Homeri catenam*, wie er sie nennt) unterbreche, denn einmal ist jene Ansicht von einer solchen Art des Zusammenhanges der Thierformen von den einsichtsvollern Anhängern des natürlichen Systemes längst aufgegeben, und dann ist auch bereits von G. Cuvier das Verhältnifs der Beutelthiere zu den übrigen Ordnungen der Säugethiere in soweit richtig angegeben, als dieser sie nebst den Monotremen als eine parallele Thierreihe betrachtet wissen will. Nur ist Cuvier's Ansicht dahin einzuschränken, dafs beide Ordnungen, deren Hauptcharakter *in der Anomalie der Genitalverhältnisse* besteht, nicht sämmtlichen Ordnungen der Säugethiere, sondern nur den Raubthieren, Nagethieren und Edentaten (die man als Krallenthiere bezeichnen könnte) gegenüber zu stellen sind. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, würden sich auch, beiläufig gesagt, alle Anomalien der Monotremen, selbst wenn diese wirklich Eier legen sollten, mit dem Typus der Säugethiere vereinbaren lassen. Es ist hier nicht der Ort, dies ausführlich zu entwickeln, noch aus dem Zusammenhange der Marsupialen unter sich die Natürlichkeit dieser Ordnung vollständig darzuthun. Nur darauf erlaubt sich Ref. noch aufmerksam zu machen, dafs es wahrscheinlich die zwischen den frugivoren Beutelthieren und den Insectivoren bestehende Analogie war, welche dem Verf. bei Vereinigung dieser heterogenen Formen vorschwebte. Eine Analogie hat aber zwischen den frugivoren Marsupialen und den Insectivoren insofern statt, als jene die Mittelstufen zwischen den dem Raubthier- und Nagethiertypus entsprechenden Extremen der Beutelthiere, diese die Mittelglie-

Digitized by Google

der zwischen der Ordnung der Raubthiere und den omnivoren Nagethieren ausmachen, somit diese dasselbe für diese Thierreihe sind, was jene für die entsprechende der Beutelthiere. Allein sie sind nur analog; ihre Verschiedenheit, welche der Name bereits richtig angiebt, liegt in ihrer Nahrungsweise, die sich in der durch sie bedingten Bildung der Backenzähne kund giebt; sonach bleibt auch ihre Aehnlichkeit nur auf einzelne Verhältnisse der Vorder- und Eckzähne beschränkt, worauf sich jener oben bereits angedeutete künstliche Character der vom Verf. aufgestellten Ordnung stützen würde. Wie es nämlich in der Ordnung der Beutelthiere einige (raubthierähnliche) Gattungen giebt, bei denen die Vorderzähne zahlreich und die Eckzähne stark entwickelt sind, und andre, bei denen die Zahl der Vorderzähne in einem oder beiden Kiefern bedeutend abnimmt, während gleichzeitig die Eckzähne verkümmert sind, oder ganz fehlen, so finden wir auch bei den Insectivoren Gattungen mit starken Eckzähnen, und andere, bei denen die Eckzähne lückenzahnähnlich (*laniarii ambigui*) geworden sind, und die Zahl der obenein veränderten Vorderzähne abgenommen hat. *Bei den Marsupialen wird aber die Umbildung des Raubthiergebisses zu dem der Nagethiere durch continuirende Mittelstufen vollständig erreicht*, indem zuerst im Unterkiefer nur 2 lange vorwärts geneigte Vorderzähne, gleichsam Nagezähne, bleiben, welche den beiden grössern mittlern Vorderzähnen des Zwischenkiefers entsprechen, dann die Eckzähne fehlen, und durch Verkümmern und Fehlen der Lückenzähne eine Zahnlücke entsteht; — *bei den Insectivoren ist dagegen jene Umwandlung nur angedeutet*, und erstreckt sich nicht, wie bei jenen, auf die Backenzähne, auch kommt es nicht durch gänzliches Verschwinden der Lückenzähne zur Bildung einer Zahnlücke. Die ganze Aehnlichkeit der Insectivoren mit den Nagethieren im Gebisse besteht demnach nur in einer Anspielung auf den Nagethiertypus, zeigt sich aber desto auffallender in Wiederholung der äussern Körperform und Lebensweise derselben; so entsprechen unter den Insectivoren die Gattungen *Talpa*, *Chrysochloris*, *Scalops*, *Condylura* der Familie der Wühlmäuse (*Spalax*, *Bathyergus* u. s. w.), die Gattung *Erinaceus Centetes* den Stachelschweinen, *Mygale* den Schwimmfüssern (*Myopotamus*, *Castor*, *Fiber*), *Cladobates* den Eichhörnchen, die Spitzmäuse den eigentlichen Mäusen (*Mus*), *Macroscelis*, *Sm.* den Springmäusen, besonders der Gattung *Meriones*, und noch mehr wird in Zukunft diese Analogie durch noch zu entdeckende Gattungen vergrössert werden. Soviel über das richtige Verhältniss der vom Verf. in jener Ordnung fälschlich vereinigten Thierformen. Wenn nun auch Ref. solche Verstösse in einer Systematik, die mit dem natürlichen System nichts zu schaffen haben will und sich selbst als eine künstliche ankündigt, gelten lassen will, so muss er dagegen desto bitterer tadeln, dass der Verf. die meisten der in neuerer Zeit zur sicherern Scheidung der Arten aufgestellten *Genera* einzieht. Obwohl dies schon wegen der Veränderung der Namen und Vermehrung der Synonyme, die es mit sich führt, schlechterdings zu tadeln ist, so würde man es sich doch noch gefallen lassen können, wenn es mit Consequenz und Geschick durchgeführt wäre; allein beides ist nicht der Fall. Während z. B. der Verf. alle Affengattungen der alten Welt unter *Simia*, alle der neuen Welt mit Ausnahme der Seidenäffchen unter *Cebus* vereinigt, lässt er andre Gattungen, deren Unterschiede nicht erheblicher sind, als z. B. *Madataeus Leach.*, *Mydaus*, *F. Cuv.*, *Enhydris Flemm. etc.*, die mit eben dem Rechte subsumirt werden könnten, als *Genera* gelten. Will er nur solche *Genera* annehmen, die im Gebisse verschieden sind, wie kann er denn die Gattung *Cricetus* gelten lassen, und wie kann er andrerseits *Bathyergus*, *Georychus*, *Ctenomys*, *Spalax* und *Siphneus* in seiner Gattung *Spalax* vereinigen, da sie im Gebisse Verschiedenheit zeigen? Sollen solche Vereinigungen mit Consequenz durchgeführt werden, so müssten die Gattungen, unter denen andere als *Subgenera* subsumirt werden sollen, ganz in dem Sinne aufgestellt werden, wie sie den Anhängern der entgegengesetzten Verfahrungsweise als Familien gelten. In diesem Sinne würde der Verf. z. B. *Myopotamus* richtig mit *Castor* verbinden, musste aber auch *Fiber* damit vereinigen, den er, durch Cuvier irre geleitet, fälschlich zu *Lemmus* bringt; allein es ist nicht nur schwer, solche *Genera* durch scharfe Merkmale zu characterisiren, sondern sogar unmöglich, wenn man dabei dieselben Anforderungen macht, die man an den Character einer Gattung zu machen gewohnt ist. Selbst wenn diese Schwierigkeiten glücklicher beseitigt wären, als es vom Verf. geschehen ist, so wird der Wissenschaft leicht ein grösserer Nachtheil daraus erwach-

Digitized by Google

ten, dafs man die Merkmale, welche eigentlich den subsumirten Gattungen angehören, zu specifischen Caracteren benutzen und verschiedene Species, wenn man diese Merkmale an ihnen vorfindet, für blofse Varietäten nehmen wird. Denn warum sollten, wenn man die Wissenschaft auf jenen frühern Standpunct zurückführen will, die mit demselben verbundenen Fehlgriffe ausbleiben? Nur in scharf begränzten natürlichen Gattungen und in gut aufgefafsten natürlichen Familien kann der jetzigen Wissenschaft die nöthige Schärfe erhalten werden. Nur unter diesen Bedingungen kann sie zu Resultaten führen, die beim entgegengesetzten Verfahren verborgen bleiben. So vereinigt Ref. die Gattungen *Spalax*, *Siphneus*, *Bathyergus*, *Georychus* und *Ctenomus*, welche der Verf. in seiner Gattung *Spalax* umfafst, in seiner Familie der Wühlmäuse, stellt aber auch noch *Saccophorus* (*Ascomys. Lichtst.*) und *Saccomys* dazu. Alle diese Gattungen stimmen in dem Mangel des äufsern Ohres, der Kleinheit oder völligen Verdecktheit der Augen, der gedrungenen Körperform, der nackten, knorpligen Nasenspitze u. s. w. mit einander überein. In dieser natürlichen Familie finden wir ferner zwei parallele Reihen, indem die einen (*Spalax*, *Georychus*, *Ill.* und *Saccomys*) an den dünnbehaarten Zehen der Vorderfüfse kurze Nägel besitzen, die andern *Siphneus* (*Mus Aspalax*), *Bathyergus Ill.*, *Saccophorus*, *Ctenomys* mit langen, zusammengedrückten, starken Krallen versehen sind. Die einander analogen Gattungen beider Reihen ähneln einander in der äufsern Gestalt auf das Täuschendste, so *Spalax* = *Siphneus*, *Georychus* = *Bathyergus*, *Saccophorus* = *Saccomys*; weshalb bereits einige Zoologen eine Vereinigung dieser analogen Gattungen versucht haben. Allein neben jener geringfügig scheinenden Verschiedenheit der Fufsbildung zeigt sich auch immer Verschiedenheit im Gebisse, sowol in der Zahl und Gestalt der Backenzähne, als besonders in die Augen fallend in der Beschaffenheit der obern Vorderzähne, so dafs diese immer bei der einen Gattung gefurcht sind, wenn sie bei der analogen Gattung eine glatte Aufsenfläche haben; so sind sie bei *Siphneus* ganz glatt, bei *Spalax* fein gefurcht, bei *Georychus* und *Swecomys* glatt, bei den entsprechenden *Bathyergus* und *Saccophorus* (*Ascomys. Lichtst.*) tief gefurcht. Die einander entsprechenden Formen haben ferner immer dasselbe oder doch ein sehr benachbartes Vaterland, so sind die Arten von *Bathyergus* und *Georychus* *) nur in Südafrika, *Spalax* und *Siphneus* im östlichen Europa und dem westlichen und nordwestlichen Asien; *Saccophorus* und *Saccomys* nur in Nordamerika und Mexiko einheimisch. Der Verfasser zweifelt in den *Addendis p.* 372., ob beide letztgenannten Gattungen nicht zu einer zu machen seien, allein wer das Gebifs beider vergleicht, wird nicht in Versuchung kommen, an ihrer Verschiedenheit zu zweifeln; aber sie sind analog. Auch *Diplostoma*, welche der Verfasser mit *Saccophorus* vereinigt, ist generisch verschieden, obwohl sie dasselbe Vaterland hat. Leider kennt Referent diese Gattung nur aus *Desmaret's Mammal.*, da das *American Monthly Magazine*, in welchem sie *Rafinesque* aufstellt, ihm hier nicht zu Gebote steht. Ihr Gebifs ($\frac{4}{4}$ Backenzähne), der Mangel des Schwanzes, die vom Felle verdeckten Augen und die 4zehigen Füfse sind gewifs zu einer generischen Trennung mehr, als hinreichend. Ja Referent hält es für wahrscheinlich, dafs es noch eben dort oder in Mexiko eine ihr entsprechende Gattung mit kurzen Klauen, glatten Schneidezähnen, und sonstigen Verschiedenheiten des Gebisses geben wird, welche so etwa die Asiatische Gattung *Siphneus* in Nordamerika vertreten würde, wie *Diplostoma* daselbst die Stelle von *Spalax* einnimmt. Eben so ist zu erwarten, dafs in Südamerika noch eine dem *Ctenomys* entsprechende Gattung vorgefunden werden wird. Dies nur um zu zeigen, dafs mit Ausnahme der kleinern scharf begränzten *Genera* sich ein weites Feld für unsere Forschungen eröffnet, und dafs dadurch Beziehungen hervortreten, die der, welcher am Alten festhält, sich nicht träumen läfst.

Wiegmann.

*) *Georychus talpinus*, der als asiatisch diese Angabe widerlegen würde, mufs erst auf Schädel und Gebifs genauer untersucht werden und gehört wahrscheinlich zu *Lemmus*.

Digitized by Google

Nro. 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

LXIX.

Aristotelia, von Dr. Adolph Stahr, ordentlichem Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle. Erster Theil. I. Das Leben des Aristoteles von Stagira. II. Ueber die verlorenen Briefe des Aristoteles. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1830. 8. *S. XVIII. und* 210. —

Der Hr. Verf. eröffnet mit diesem ersten Theile eine Reihe von Abhandlungen über den grofsen Stagiriten, indem er (S. XIII.) „falls diese ersten Versuche", — (über das Leben und die verlorenen Briefe des Aristoteles), — „Aufmunterung und Belehrung veranlassen", deren ähnliche verspricht, welche sich „über mehrere einzelne, nicht uninteressante Puncte verbreiten werden. Dahin gehören namentlich: die kritische Behandlung der unter dem Namen des Aristoteles auf uns gekommenen Briefe; über das noch immer räthselhafte Verhältnifs der Eudemischen Ethik zu der anerkannt ächten Ethik an den Nikomachus; über die Abweichungen der von Stobäus mitgetheilten Lehrsätze der Moral des Aristoteles von den in den ethischen Schriften des Letzteren enthaltenen; über die unmittelbaren Schüler des Aristoteles. Auch dürften vielleicht eine gedrängte Uebersicht sämmtlicher Eintheilungs- und Anordnungsversuche der Aristotelischen Schriften, verbunden mit einer kurzen Geschichte der Ausgaben derselben; so wie eine Sammlung der Zeugnisse der Alten über den Stil des Aristoteles für die etwaige Fortsetzung dieser Beiträge nicht unpassende Vorwürfe sein" (S. XIV.).

Ob nun zwar das vom Hrn. Verf. bereits Geleistete sowohl als das noch für die Folge Versprochene fast ausschliefslich rein philologischen Inhalts ist, und bei keinem Philosophen für dessen richtige Würdigung und Darstellung Philologisches und Philosophisches inniger verschmolzen werden mufs, als gerade bei Aristoteles: — so sind dennoch gegenwärtige philologische Abhandlungen mit vielem Danke anzunehmen, wie alles was in unserer Zeit zur Rehabilitation des Aristoteles nur irgend beiträgt. Denn sollte es sich auch mit jener verrufenen Grube, von der der Hr. Verf. (S. 70, 194, und 210.) spricht, in welcher nach Strabo und Plutarch die Schriften des Aristoteles von Staub und Motten angefressen, lange Zeit verborgen gelegen hätten, bei einer kritischen Beleuchtung der Erzählung nicht bestätigen, so können wir dennoch im figürlichen Sinne mit vollem Rechte behaupten, dafs das Andenken und die Schriften des Aristoteles lange Zeit in den unterirdischen Kellern der Vergessenheit verborgen gelegen, und dort vom gelehrten Staube und den philosophischen Motten angefressen worden seien, so dafs wir uns nicht genug nach einem neuen Apellico, Tyrannio und Andronicus umsehn können, um in ihnen Wiederhersteller des Aristoteles zu finden, deren er eher bedarf, als sein grofser Lehrer.

Besonders verdient die erste gegenwärtiger Abhandlungen, welche auch fast den ganzen Band einnimmt (S. 1—188.) unsere Aufmerksamkeit. Die zweite über die verlorenen Briefe (S. 189—210.) enthält nichts, was herauszuheben wäre, indem sie nur nach Zeugnissen der Alten die Personen namhaft macht, mit denen Aristoteles in Briefwechsel gestanden (S. 194, 195), und Fragmente angibt und erläutert, welche uns aus diesen Briefen aufbewahrt worden sind. Ueber die Bemerkung, dafs die fünf Briefe, die wir wirklich noch unter dem Namen des Aristoteles besitzen „ein ganz elendes Machwerk" seien (S. 203.) behält sich Ref. sein Urtheil vor, bis der Hr. Verf. in der eigens über dieselben versprochenen Abhandlung seine Ansicht näher wird begründet haben.

Das Leben des Aristoteles hat der Verf. nun aber mit vieler Liebe und Eifer für die gute Sache dargestellt. Er hat seinen Helden siegreich von den niedri-

Digitized by Google

gen Schmähungen und Verläumdungen gereinigt, womit dessen Feinde im Alterthum ihn überhäuften, und die Zeugnisse der Besseren unter den Alten so schlagend zusammengestellt und benutzt, dafs das Bild, welches uns diese Biographie des Aristoteles darbietet, unbefleckt und als vollendeter Spiegel seines Geistes uns entgegentritt. Um so weniger können wir dem Hrn. Verf. beistimmen, wenn er sagt, dafs „indem aus dem Leben eines Menschen sich auch das Bild seines Charakters entwickeln lasse, wir aus den verstümmelten Ueberresten des Lebensbildes des Aristoteles nur mühsam, wie bei einem Torso, das wahrhafte Bild erkennen können" (S. 166, 167.). Der Hr. Verf. thut sich selbst Unrecht, denn seine Darstellung gibt uns mehr als die Anschauung eines blofsen Torso. Und so hätte der Hr. Verf. denn auch in der Einleitung (S. 3. u. 4.) nicht so sehr klagen sollen über alle die verloren gegangenen Biographen des Aristoteles, die Diogenes Laertius noch kannte, und aus denen er schöpfte. Der Hr. Vf. führt sie S. 5—12. auf, und sagt, dafs die verhandenen (S. 12—16.) angegeben) „nur wenige traurige Ueberreste sind, welche sich von allen jenen reichen Schätzen der Literatur zu uns herübergerettet haben" (S. 12.).

Hiegegen ist im Allgemeinen zu bemerken, dafs es der Philologie, die sich schon so sehr vor dem Fragmentarischen und Chaotischen zu bewahren hat, nur schaden kann, wenn man ihren Gegenstand überall nur als die wenigen übrig gebliebenen Trümmer des Alterthums ansieht. Dies ist so wenig der Fall bei den wichtigsten Gestaltungen und Erscheinungen des Alterthums, als bei den unwichtigeren Begebenheiten desselben, zu welchen am Ende doch immer die äufsern Lebensumstände eines Philosophen, sei es auch Aristoteles, gerechnet werden müssen. Wie es also keinesweges Zufall ist, sondern das untrügliche Urtheil der Jahrhunderte, dafs wir unter den unendlich vielen Tragikern gerade nur von Aeschylus, Sophocles und Euripides Stücke übrig haben, und von den hundert Sophokleischen Stücken gerade die Antigone, die beiden Oedipe u. s. w.: so müssen wir sagen, dafs die Nachrichten, welche Diogenes Laertius, Dionysius von Halicarnassus, Ammonius, Suidas, Hesychius und der Anonymus uns von Aristoteles Lebensumständen geben, uns trösten können für das, was in den Schriften eines Hermippus, Timotheus, Demetrius, Aristippus, Apollodorus, Eumelus, Phavorinus, Aristoxenus, Apellicon, Sotion, Aristocles, Damascius, Andronicus u. s. w. gestanden hat. Und dies um so mehr, da die noch vorhandenen Biographen aus den verlornen geschöpft haben, wie denn namentlich Diogenes Laertius die Letzteren fast sämmtlich citirt. Auch haben sie zweifelsohne das Beste excerpirt und uns aufbewahrt. Und wenn auch Diogenes Laertius kein grofser philosophischer Kopf war, indem er nur für die Epikureische Philosophie Sinn hatte, so kann Ref. doch nicht in die Vorwürfe einstimmen, die es jetzt beliebt ist, bei jeder Gelegenheit auf ihn zu häufen. Notizen sammeln und richtig lesen ist doch das Geringste, was man einem Schriftsteller, wie Diogenes, wohl zutrauen kann. Der Hr. Verf. läfst jedoch keine Gelegenheit vorbeigehen, ihn zu tadeln, und dennoch entnimmt er vielfach aus ihm seine Nachrichten. Eben so ungerecht ist der Hr. Verf. gegen den Verf. der Biographie, welche den Namen des Ammonius trägt. Denn obgleich dieser Biograph, der jetzt als *Pseudo-Ammonius* bezeichnet wird, sich allerdings eines groben Irrthums schuldig macht, wovon nachher, so verdankt ihm der Hr. Verf. doch manche höchst schätzbare Notiz, und sollte auch der Neuplatoniker Ammonius nicht der Verf. sein, so ist die Biographie doch in einem sehr guten Geiste, und was noch mehr für ihre Aechtheit spricht, im neuplatonischen Geiste geschrieben, indem darin vornehmlich auf die Harmonie zwischen Plato und Aristoteles gedrungen wird.

Ref. gesteht daher, dafs er nicht weifs was der Hr. Verf. noch für Aufschlüsse in jenen verloren gegangenen Schriften zu finden gehofft hätte. Die Hauptabschnitte des Aristotelischen Lebens stehen klar und deutlich da. Seine Kindheit und erste Jugend, 384—367 vor Christi Geburt, in Stagira, seiner Vaterstadt verlebt; seine Ankunft in Athen im 17ten Jahre, und sein 20jähriger Aufenthalt daselbst bei Plato bis zu dessen Tode 367—347; sein Aufenthalt bei Hermias zu Atarneus, von dem er gastfreundschaftlich aufgenommen wurde, in den 3 nächst folgenden Jahren (346—344); und die Familienbande, die er dort knüpft, und welche eine Frucht seiner Freundschaft zum Hermias waren; vor allen aber der Ruf des Philipp von Macedonien, um die Erziehung seines Sohnes Alexander zu vollenden; nach einem 8jährigen Aufenthalte (343—335) theils in Pella, am Königshofe, theils in Stagira sehen wir Aristoteles nach Athen zurückkehren und 13 Jahre dem Lyceum vorstehen (335—322) wo seine Meisterschaft ihm

die Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Wissenschaft sicherte. Endlich als nach Alexanders Tode der Sturm des atheniensischen Neides gegen ihn losbrach, floh er nach Euböa, und starb daselbst ein Jahr darauf im 63. Jahre seines Alters an Folgen einer Magenkrankheit. Alle diese Epochen sind über jeden kritischen Zweifel erhoben, und ebenso kennen wir noch viele höchst interessante Detail's.

In einzelnen kritischen Blicken ist der Hr. Verf. sehr glücklich. So wenn er S. 42. auf die seines Wissens noch nicht aufgeworfene Schwierigkeit aufmerksam macht, dafs in demselben Jahre, wo Aristoteles' erste Reise nach Athen, um Plato zu hören, gesetzt werden mufs, Plato gerade seine zweite Reise nach Syrakus unternahm. „Es scheint dies (fährt der Hr. Verf. fort), mit dem oben Angedeuteten, dafs es nämlich Platon's Ruf vor allem gewesen, der den Aristoteles nach Athen gezogen, in offenbarem Widerspruche zu stehen." Nachdem der Hr. Verf. nun die Schwierigkeit dahin gelöst hat, dafs Aristoteles wohl dieses Vorhaben des Plato unbekannt geblieben sein konnte, und dafs er selbst ohne Plato Athen immer noch als den Hauptbildungsort für ganz Hellas ansehn mufste, (S. 43), setzt er hinzu, „so viel scheine ausgemacht, dafs Aristoteles erst drei Jahr nach seiner Ankunft in Athen Plato's Unterricht geniefsen konnte." Hieraus will der Hr. Verf. nun mit vielem Scharfsinn den oben angedeuteten groben Irrthum des *Pseudo-Ammonius* berichtigen, welcher sagt, Aristoteles habe die drei ersten Jahre seines Aufenthalts in Athen den Sokrates gehört, ehe er des Plato Schüler geworden, da doch bekanntlich Sokrates ganzer 15 Jahre vor der Geburt des Aristoteles den Giftbecher getrunken habe. „Jener einfältige Notizensammler, (sagt der Hr. Verf., dessen unwillige Ausdrücke wir indessen nicht billigen), fand vielleicht irgendwo die Nachricht, dafs Aristoteles drei Jahre in Athen zugebracht, ohne den Plato zu hören, und etwa während dieser Zeit sich an andere Sokratiker angeschlossen habe. Und nun ist es so unnatürlich gar nicht, dafs einer jener Scribler, in gänzlicher Unkunde der Zeitverhältnisse befangen, jene Nachricht in der angegebenen Weise zu vervollständigen sich beeilte. Ganz bodenlos und aus der Luft gegriffen schien mir, so oft ich sie las, jene Nachricht von Anfang herein nicht, und das Zusammentreffen der Zeit in der bestimmten Angabe von drei Jahren schien mir ebenfalls für meine, so eben angedeutete Vermuthung zu sprechen." Verbürgen möchte sich freilich Ref. für die Wahrheit dieser Konjektur nicht.

Lobend könnte Ref. noch die Vergleichung Alexander's und Aristoteles' herausheben, S. 98: „Aristoteles steht vor uns in seinen Werken da, ein kolossales Denkmal der Bildungshöhe des Menschengeistes alter Zeit, Welterobrer im Reiche des Geistigen, der Erkenntnifs und Wissenschaft, das gesammte Gebiet des Wissens der alten Welt nicht nur ihm unterworfen, und gleichsam gehorsamend, sondern auch erweitert durch ihn nach allen Richtungen hinaus, zuerst geordnet und begrenzt durch ihn für Jahrtausende, während das Weltreich seines Zöglings hiemit verglichen, nach einem kaum mehr als ephemeren Dasein spurlos unterging" u. s. w., — wobei das Wesentliche des Vergleichs jedoch aus der, später von dem Hrn. Verf. selbst (S. 175) angeführten Stelle Baco's entnommen ist: „*Ceterum de viro tam eximio certe, et ob acumen ingenii mirabilis, Aristotele, crediderim facile, hanc ambitionem eum a discipulo suo accepisse, quem fortasse aemulatus est, ut, si ille omnes nationes, hic omnes opiniones subigeret et monarchiam quandam in contemplationibus sibi conderet.*

Auch führt Ref. noch die lebendige Darstellung des zweiten Aufenthalts des Aristoteles in Athen an, S. 119. „Aristoteles stand, wenn wir ihn in der ersten Hälfte seines letzten Aufenthalts zu Athen betrachten, auf dem höchsten Gipfel menschlichen Glücks, wie kein Philosoph vor ihm, keiner nach ihm. In sich tragend das erhebende Bewufstsein höchster geistig-schöpferischer Kraft, und unerreichter allseitiger Gelehrsamkeit, wie im Besitze aller nur wünschenswerthen Mittel zur Erweiterung derselben, sein Ruhm verbreitet über die gesammte gebildete Welt, sein Zögling der Erobrer eines Welttheils, der, während Alles sich vor seiner Macht beugte, seinem Lehrer die glänzendsten Beweise seiner Hochachtung und Zuneigung gab; gesichert durch ihn und hocherhoben über der Niedrigkeit kleinlicher Neider; umgeben von ausgezeichneten Schülern, die ihm zum Theil selbst Freunde, theils mit inniger Zuneigung, ja Verehrung ergeben waren; lebend in einer Stadt, die noch immer Mittelpunct des gesammten Hellenischen Lebens und Sitz aller vorhandenen geistigen Bildung überhaupt war; — dies Alles in einen Blick gefafst, nöthigt uns zu dem Bekenntnifs, dafs sein Loos geeignet war, den Neid der Schicksalsmächte zu reizen u. s. w.

Digitized by Google

Bei dem so oft verkannten und entstellten Verhältnisse des Aristoteles zum Plato trifft der Hr. Verf. das ganz Richtige, indem allerdings die Verschiedenheit ihres Characters als Mensch und Philosoph sie wohl einander manchmal entgegengesetzt haben kann, indessen ohne einen Schatten von Leidenschaftlichkeit und gehässiger Spannung hervorzubringen (S. 56.), wie denn Aristoteles Polemik gegen Plato selbst in seinen Schriften immer zart und schonend gewesen sei (S. 59—61.). Nur einen Punct bei der Beschreibung des Kontrastes zwischen Plato und Aristoteles können wir dem Hrn. Verf. nicht so hingehen lassen. Diesen Kontrast bezeichnet der Hr. Verf. (S. 54.) auf folgende Weise: „Es ist der Gegensatz nüchterner besonnen klarer Prosa zur begeisterten sich über die endlichen Schranken erhebenden Poesie. Während die Werke des Einen das Gepräge der höchsten mit der Vernunft vereinten Phantasie an sich tragen, findet sich bei dem Anderen weder in dem Gange seiner Betrachtung, noch in der Form der Darstellung von jenem Elemente die geringste Spur. Ueberall begegnen wir dem ruhigen, scharfen, durchdringenden, auf die Realität der Dinge zurückgehenden, und diese nie aus dem Gesichte verlierenden Verstande. Während der Eine keine Gelegenheit unbenutzt läfst, sich vom Endlichen zum Unendlichen, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen zu erheben und die den menschlichen Geist fesselnd umgebenden Schranken zu durchbrechen, hält sich der Andere meistens innerhalb dieser Schranken mit einer fast ängstlich zu nennenden Scheu" (!) u. s. w. Man sieht dafs der Hr. Verf. auf philosophischem Gebiete über den Gegensatz des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Empirismus und der Apriorität nicht hinauskommt, und Aristoteles der verbreiteten Ansicht nach für einen blofsen Empiriker hält. Doch wir können den Hrn. Verf. nicht sowohl dieses Mifsgriffs beschuldigen, da er sich ja überhaupt nicht für einen Philosophen ausgibt, als vielmehr, dafs er sich auch nur so weit aufs Gebiet der Philosophie gewagt habe, um so mehr da er zur Unterstützung seiner Behauptung sich auf Tennemann's Autorität berufen mufs, der bekanntlich derjenige Geschichtsschreiber der Philosophie ist, welcher den Aristoteles am falschesten beurtheilt hat. S. 55. fährt der Hr. Verf. nämlich fort: „„Aristoteles" („sagt Tennemann, Gesch. der Philos. Bd. III, S. 25.") „„hatte schon als Schüler andere Grundsätze als Platon, erstens, weil er eine bestimmte Neigung zum Naturforschen mitbrachte, zweitens, weil er nie Platon's Ideenlehre richtig gefafst hat; und dies vermochte er darum nicht, weil er, von einem entgegengesetzten Gesichtspuncte erfüllt, nicht in den Geist dieser Spekulation eindringen konnte, und sich daher unter Ideen nicht *regulative*, sondern *constitutive* Prinzipien dachte"". Es ist wunderlich, was für Ansichten herauskommen, wenn man Alles, wie Tennemann, mit der Brille der kritischen Philosophie betrachtet. Unser Hr. Verf. ist zu entschuldigen, da selbst berühmte Namen sich von Tennemann irre leiten liefsen. Hätte aber der Hr. Verf. und sein Gewährsmann, z. B. das 12te Buch der Aristotelischen Metaphysik mit freierem Bewufstsein gelesen, wahrlich sie hätten solche Urtheile über den grofsen Stagiriten niederzuschreiben angestanden.

Auch darin kann Ref. mit dem Hrn. Vf. nicht übereinstimmen, dafs was den sittlichen Charakter des Aristoteles betrifft, demselben „eine strenge und gegen sich selbst rücksichtslose Konsequenz in der Durchführung einer höchsten philosophischen Moral gemangelt haben soll" (S. 176, 177.), und dafs einer egoistischen Lebensklugkeit die Theorie der Moral zuweilen nachgestanden habe" (S. 177.). Denn die Stelle der Nikomachischen Ethik, die der Hr. Vf. andeutet, (zweifelsohne die über die Selbstliebe IX, 8., nach meiner Ausgabe), beweist gerade das Gegentheil, indem Aristoteles sehr schön sagt, „nur der Gute darf sich selbst lieben und um so mehr, je besser er ist. Auch mufs er sich selbst vom Besten, nämlich der Tugend, am meisten nehmen". Denn das in jedem Einzelnen seiende Gute ist ja zugleich das allgemeine Gute, der absolute Endzweck der Welt. Aristoteles hat also den wahren philosophischen Sinn der Selbstliebe erkannt.

Indem Ref. den Hrn. Verf. mit aufrichtigem Wohlwollen zur Fortsetzung seiner angefangenen Arbeiten ermuntert, glaubt er diese Anzeige nicht besser schliefsen zu können, als mit der Mittheilung einer vom Hrn. Verf. selbst gemachten metrischen Uebersetzung des bekannten Lobgesanges des Aristoteles auf seinen Freund Hermias (S. 80.). Im Ganzen kann man diese Uebersetzung nur gelungen nennen:

O Tugend mühvoll dem Staubgebornen
Der Jagd des Lebens schönster Preis,
Für Deine Schönheit, o Jungfrau,
Ist selbst Sterben, in Hellas beneidet Schicksal,
Und der Arbeit Müh' unermüdet ertragen.
Also herrlicher Frucht zu
Lenkst Du den Sinn, die unsterblich, besiegt des Goldes
Werth, und edlen Geschlechts, und süfser Ruhe. —
Deinethalb hat der Leda Geschlecht und Herakles, Zeus Sprofs,
Vieles geduldet; durch Thaten
Jagend Deiner Herrlichkeit nach.
Sehnend nach Dir ging Achilleus,
Ajus auch hinab zu des Hades
Wohnung. Liebliche, Deine Gestalt
Entrückt' auch den, den Atarneus erzog, des Helios Strahlenblicken.
Drum ihn, berühmt durch Thaten,
Soll unsterblich erheben der Sang der Musen,
Die Mnemosyne gebar.
Wenn rühmet ihr Lied Zeus Xenios Glanz und der dauernden Freundschaft Ehre.

Michelet.

Digitized by Google

Nro. 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

LXX.

Grammatica hebraea, auctore Tacone Roorda, phil. theor. magistro, litt. hum. et theol. doctore, litt. orient. in Athenaeo Amstelodamensi prof. extraordinario. Volumen prius, de elementis vocibusque simplicibus. Lugduni Batavorum, apud S. et J. Luchtmans, academiae typographos. MDCCCXXXI. 285 S. *in gr.* 8.

Der Verf. erklärt in der Vorrede als die nächste Veranlassung der Erscheinung dieses Buchs das Fehlen einer Hebräischen Sprachlehre in Holland, welche dem neuester Zeit in Deutschland erreichten Grade der wissenschaftlichen Ausbildung der Hebräischen Grammatik entspräche. Die Grammatik von N. W. Schröder, früher in Holland und in Deutschland gleich geachtet, genüge nicht mehr; daher habe er mit Benutzung der Deutschen Forschungen ein neues Werk unternommen, wobei sein Lehrer Hamaker in Leyden ihn mit Rath und Belehrung wohlthätig unterstützt habe. Von seinen eignen Zusätzen redet der Verf. sehr bescheiden.

In dieser Beschaffenheit des neuen Werks würde nun an sich kein Grund liegen, es in diesen Jahrbüchern einer besondern Kritik zu unterwerfen. Denn schon nach diesen Aeufserungen der Vorrede stellt sich das Werk nicht auf die Stuffe der Werke, welche aus eigenthümlichen Sprachforschungen hervorgegangen, eine ausführliche wissenschaftliche Kritik fordern. Auch von Hamakers Rath können wir nicht viel wichtiges erwarten. Denn so schätzbar und lehrreich auch die gründliche Gelehrsamkeit Hrn. Hamakers in der Arabischen Sprache und Literatur ist, so haben doch seine vor zwei Jahren erschienenen *Miscellanea Phoenicia* gezeigt, dafs er mit dem Hebräischen weniger vertraut ist; so wichtig für die Erklärung einer einzelnen semitischen Sprache die Kenntnifs aller ist, eben so gefährlich ist es, das Hebräische, weil man seine Eigenschaften und Unterschiede vom Arabischen weniger deutlich weifs, aus dem bekannteren Arabischen voreilig zu deuten, wie in jener Schrift so oft geschehen ist. Indefs schien dem Ref. aufser einer besondern Eigenthümlichkeit der grammatischen Behandlung, wovon unten, doch ein anderer Grund wenigstens eine kürzere Kritik dieses Werks in diesen Blättern zu rechtfertigen. Holland und noch besonderer Leyden ist bis auf die neuern Zeiten herab die Pflanzschule des gründlichern Studiums der Hebräischen Sprache gewesen: mufs es nicht anziehend sein zu sehen, wie jetzt das Hebräische Studium in einem Lande blüht, über welchem einst des grofsen Albert Schultens Geist waltete? und wie die Früchte Deutscher Forschungen auch dort nicht ganz verloren gehen, sondern das verjüngte und kräftigere Aufblühen einer gesunkenen Wissenschaft versprechen? Doch wird es genug sein, an der vorliegenden ersten Hälfte die Weise des Werks zu beschreiben; die zweite wird nach der Vorrede die Syntax der Hebräischen Sprache enthalten.

Es läfst sich nicht läugnen, dafs Hr. Roorda in einer klaren und leicht fafslichen Sprache die Regeln der Hebräischen Sprache, wie er sie aufgefafst hat, beschrieben und mit grofsem Fleifs die neuesten Deutschen Forschungen benutzt hat. Es ist immer dankbar anzuerkennen, dafs ein Gelehrter aus Holland so in der That anerkennt, dafs die Hebräische Grammatik nicht mit Schultens und Schröder abgeschlossen sei. Auch haben die Deutschen Schriften wirklich einen grofsen, und meist wohlthätigen Einflufs auf dies Holländische Werk gehabt; und man darf versichern, dafs sich diese Grammatik mancher in Deutschland gangbaren kühn zur Seite stellen kann. Aber dies alles zugestehend, kann man doch nicht sagen, dafs der Verf. den Sinn und Zweck der neuesten Forschungen in Deutschland ganz erkannt habe. Dieser ist, die äufsern und einzelnen Spracherscheinungen nicht blofs nach dieser äufsern Gestalt und

Digitized by Google

Einzelnheit aufzufassen, sondern nach ihrem Zusammenhange mit dem gesammten organischen Leben der Sprache und nach ihrer Begründung in diesem. Aus der richtigen Beobachtung und Auffassung des Einzelnen muſs ein Bewuſstwerden des wahren Lebens der Sprache und der innern Gründe der einzelnen Erscheinungen entspringen; erst aus der Klarheit und Sicherheit dieses Bewuſstseins kann das Einzelne in der Grammatik eben so mit Wahrheit und Licht, wie in der der Sache entsprechenden Ordnung beschrieben werden. Das Hebräische stellt zwar dieser Aufgabe weit mehr Schwierigkeiten entgegen, und kann weit schwerer von einem einzigen Forscher mit gleicher Vollkommenheit aufgefaſst werden, als die meisten andern Sprachen. Denn manche Spracherscheinungen zeigen sich nur in wenigen Spuren, da das Alte Testament nicht den ganzen Sprachschatz umfassen kann; auch entstest hier immer die unabweisbare Frage, wie weit die Sprache, welche uns in dem von den Masorethen festgestellten Texte vorliegt, der alten lebenden wirklich entspreche? Aber aus diesen Schwierigkeiten folgt nur, daſs auf diesem Gebiete noch höhere Vorsicht und Genauigkeit nothwendig wird: denn das richtige Princip und die bessere Methode werden wir darum um so weniger aufgeben, da ja auch das in diesem Gebiete Schwierige und Unsichere nur durch die höhere Rücksicht auf den richtig erfaſsten Geist dieser Sprache und dessen Folgen zu einem gewissen Grade von Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit gelangen kann. Wer dagegen die allgemeinen und höchsten Gesetze der Hebräischen Sprache, zu deren Auffassung das im A. T. Erhaltene hinreicht, sich mit wissenschaftlicher Sicherheit anzueignen versäumt hat, der wird in den einzelnen schwerern Fällen, wo eine seltene oder nur einmal vorkommende Erscheinung sich zeigt, ganz rath- und hülflos sein, oder auf Ansichten kommen, welche sich auf nichts gründen als auf ein zufälliges Meinen und Dafürhalten.

Wie wenig aber aus dem innern Wesen heraus Herr Roorda den Standpunct und Zweck der neuern Sprachforschung und der neuesten Forschungen im Hebräischen insbesondre aufgefaſst hat, erhellt schon aus der Characteristik der vornehmsten Hebräischen Grammatiker in der Vorrede. Hier wird zwar erwähnt, daſs Schultens und Schröder noch nicht alles geleistet haben, aber es wird gar nicht deutlich, wie und warum sie nicht zu einem höhern Ziele gelangten; dieſs hätte nur aus dem richtigen Auffassen der Bestrebungen der neuesten Zeit deutlich werden können. Von diesen urtheilt zwar der Verf. sehr vortheilhaft, aber er weiſs sie so wenig in ihrem eigensten Wesen zu erkennen, daſs er meint, sie bezweckten bloſs eine Erneuerung der systematischen Methode, welche die Grammatiken eines Danz so lange berüchtigt machte. Schwerlich konnte etwas mehr verkannt werden. Denn jeder, der die Sachen etwas genauer kennt, weiſs, daſs jene Forschungen der neuesten Zeit aus einem ganz neuen Leben der Wissenschaft hervorgegangen sind, von dem die ältern Grammatiker, wie Danz vor mehr als einem Jahrhundert, kaum eine Ahnung haben konnten. Und während die systematische Methode von Danz aus einem leeren Formalismus entsprungen ist, schlieſst sich das, was man in den neuern Deutschen Grammatiken ein System nennen könnte, aufs engste an das Wesen und Leben der Sprache an, und kann, wenn neue Entdeckungen hinzukommen, sofort erweitert werden, ohne in seinen Grundfesten zu wanken.

Hieraus kann man schon schlieſsen, daſs Hr. Roorda nur wenig im Sinne der wissenschaftlichen Bearbeitung der Hebräischen Grammatik, wie sie in Deutschland versucht ist, sein Werk geschrieben hat. Manche Resultate der neuern Forschungen hat er in sein Werk aufgenommen: manche andre würden ihm bei tieferer Durchdringung des Stoffs wahrscheinlich nicht minder sicher erschienen sein. Da die innern und nothwendigen Gründe der Erscheinungen selten gefaſst sind, fehlt der Darstellung und Erklärung sehr oft die volle Schärfe und Richtigkeit; nicht selten sind dafür auch halbe oder ganz irrige Gründe angeführt oder unrichtige Combinationen gemacht. Bei einer solchen mehr äuſsern Behandlung konnte denn auch die in den gewöhnlichen Grammatiken übliche Ordnung dem Verf. genügen, obgleich sie ihre nicht geringen Mängel hat. So sind die Verba ל"א wieder von den Guttural-Verben gänzlich getrennt, da sie doch nur eine besondre Art der Guttural-Verba sind; und die Verba mit verdoppeltem zweiten Radical wieder an die Spitze der sogenannten anomalen Verbalclassen gestellt, obgleich ihre Bildung so unrein und gemischt ist, daſs sie erst aus der Erklärung der übrigen deutlich sein kann.

Um eine Probe der grammatischen Art des Werks zu geben, wähle ich das s. g. *Vav conversivum*, da dieses einen so wichtigen und schwierigen Theil der Spra-

Digitized by Google

che bildet und etwas der Hebräischen Sprache so eigenthümliches ist, dafs die Art seiner Behandlung einen ziemlich sichern Maafsstab für das Ganze giebt. Es ist dieses dem Begriff nach die Copula *und*, mit dem Sinn der Zeit- oder Sinnfolge, entsprechend dem deutschen *und so, so.* Bis soweit ist der Verf. der Ansicht der neuern deutschen Grammatiken richtig gefolgt: aber grofse Schwierigkeit macht ihm noch jener alte Name *Vav conversivum.* Die neuern Forschungen haben zu zeigen versucht, dafs dieses *Vav* an sich kein Praeteritum in ein Futurum, und kein Futurum in ein Praeteritum *verwandeln* könne, wie es nur dem äufsern Scheine nach geglaubt wurde; sondern dafs der Sinn der folgenden Form des Verbums unverändert bleibe, und in dieser Zusammensetzung nur eine besondre Anwendung durch den Gebrauch erhalten habe, wie z. B. in וַיֵּלֶךְ *und da ging er* die in der Verbalform liegende Bedeutung einer *werdenden* Handlung so auf die Vergangenheit bezogen ist, dafs dadurch eine in der Zeitsphäre der Vergangenheit *werdende*, sich aus einem frühern Zustand *entwickelnde* Handlung geschildert wird. Dies ist eine ganz andre Ansicht, als wenn man sagt, dafs יֵלֵךְ oder die Form des Futurums durch das vorgesetzte *Vav conversivum* plötzlich in das Praeteritum verwandelt werde. Doch diese alte unkritische Erklärung des *Vav conversivum* bleibt dem Verf. nicht blos unverrückt: er wird dadurch auch zu neuen irrigen Ansichten verleitet, wie denn auch in der Grammatik ein fester Irrthum unzählige andre erzeugen kann. So lesen wir S. 133 die ganz neue Meinung, dafs ein ähnliches *Vav conversivum* auch den Infinitiv in das Verbum finitum verwandeln könne, welches ebenso der Erfahrung nach unrichtig wie an sich unmöglich ist; die Thatsache, welche der Verf. hier in ein fremdes Gebiet mischt, hat einen ganz andern Grund. — Eine andere, auf den ersten Anblick auffallende Eigenheit dieses *Vav* ist seine verschiedene Aussprache. Man wird sich indefs nicht täuschen, wenn man den Grund davon lediglich in dem Streben der Sprache sucht, dieses mehrsagende *Vav* von der einfachen Copula zu unterscheiden, so dafs z. B. in וַיֵּלֶךְ blofs eine nachdrücklichere und vollere Aussprache anzuerkennen wäre statt וְיֵלֶךְ. Das Streben, zwei Begriffe, die sich aus demselben Worte gebildet haben, auch durch geringe Aenderung des Lauts zu fixiren, zeigt sich in den Sprachen sehr häufig; man denke nur an das Arabische و und ف, das Deutsche *vor* und *für* aus derselben Wurzel. Auch H. Roorda trägt Bedenken, in jenem וַ eine Ableitung von הוה *fuit* zu sehen, welchen unglücklichen Einfall des sonst so scharfsinnigen J. D. Michaelis neuere Grammatiker aus Unkunde des wahren Begriffs dieses *Vav* so oft wiederholt haben. Aber indem er nun zur Erklärung der von וַ verschiedenen Aussprache schreitet, entfernt er sich von dem wahren Gesichtspunct wieder so weit, dafs er וַ mit וַ in וַמַּיִם vergleicht, also von der Pause ableitet, welche vor kurzen Wörtern oft וַ, etwas länger für וָ zu sprechen erlaubt. Als ob hier die Pause irgend in Betracht kommen könnte! und als wenn sich וַ blofs vor kurzen Verbalformen, und nicht vielmehr vor allen ohne Ausnahme fände! Ich übergehe, was sonst noch bei dieser Lehre zu besprechen sich vorfindet.

Eins aber mufs noch als diesem Werke eigenthümlich bezeichnet werden: die Behandlung des masorethischen Textes, welcher unsern Ausgaben des A. T. zum Grunde liegt. Wenn H. Roorda diesen mit freier Kritik handhabt, so kann man das im Allgemeinen dem Principe nach nur billigen. Man kann wohl mit Recht erstaunen, wenn neuere Gelehrte wieder mit fast abergläubischer Gewissenhaftigkeit an dem masorethischen Texte hängen und sich irgend einen Fehler darin zu finden scheuen. Bei allen Vorzügen, welche diese Textgestaltung besitzt, entsteht nicht nur die Frage, ob in unsern Ausgaben dieser Text in seiner ursprünglichen Reinheit sich noch finde, sondern es lauert auch im Hintergrunde unabweisbar die schwerere Frage, ob die Masorethen immer dem Sinn der alten Hebräer gemäfs die Lesart bestimmt haben. Der Grammatiker kann sich zwar an die masorethischen Bestimmungen halten, da diese nach ziemlich sicherer Tradition, wenn auch nicht die Sprache Mosis und Davids, doch die Sprache so, wie sie zur Zeit ihres allmähligen Absterbens war, darstellt, und sich darin eine ganz eigenthümliche Sprache findet, welche einst bis auf wenige Einzelnheiten gerade in dieser Gestalt gesprochen sein mufs. Vorsicht ist jedoch hier immer nöthig, und man wird bisweilen entdecken, dafs der alte Schriftsteller selbst etwas anders sprach, als die Puncte wollen, wie es z. B. unläugbar ist, dafs die Masorethen den Artikel, wo er blofs in den Puncten liegt, wie in בַּמַּיִם, viel häufiger gesetzt haben, als er sich nach den Stellen, wo er auch von den alten Schriftstellern selbst durch die Schrift ausgedrückt ist, erwarten läfst. Noch weit unerläfslicher aber ist die

Digitized by Google

Pflicht, die Handschriften und übrigen Hülfsmittel der Kritik zur Feststellung der Lesarten zu gebrauchen. In den gewöhnlichen Grammatiken lies't man von Formen, welche rein unmöglich sind, für deren Erklärung vergebliche Mühe verwandt wird, und für deren Vertheidigung endlich nichts spricht, als der Glaube, dafs der gedruckte Text ganz rein sei. Man kann zugeben, dafs diese Gewissenhaftigkeit im Gegensatz zu der herrschenden voreiligen Verbesserungssucht eines Kennicott, Michaelis u. a. ihr Gutes gehabt hat, nichts desto weniger mufs der Wissenschaft ihre freie Kritik, der Grammatik die Möglichkeit falscher Formen des gedruckten Textes zugestanden bleiben. Dem Princip nach ist es daher mit Dank anzuerkennen, dafs H. Roorda, obgleich er die Gründe für eine freiere Kritik nirgends entwickelt, bei seltenen oder auffallenden Formen die Abweichungen der Handschriften zu Rathe zieht oder nach andern Gründen oft Verbesserungen wagt. Aber wie oben schon gezeigt ist, dafs die ganze grammatische Forschung dieses Werks nicht gründlich und sicher genug ist, so konnte es auch nicht anders geschehen, als dafs diese kritischen Zweifel gegen die Richtigkeit der Formen und die Verbesserungsversuche sehr oft unbegründet sind, und tieferen Untersuchungen sofort weichen müssen; Ref. wüfste kaum eine oder zwei Verbesserungen oder Vermuthungen des Verf., die er billigen könnte. So führt H. Roorda S. 248 als Hamakers und seine eigne Meinung an, dafs das Suffixum der dritten männlichen Person Singularis ־ה welches die Masorethen beständig ־ֹה *ôh* punctirt haben, nach dem Aramäischen immer ־ֶה *êh* zu lesen sei. Auf diese Ansicht mag die scheinbare Schwierigkeit geführt haben, dafs ה am Ende des Worts nach den blofs gehörten, in der Schrift aber nicht ausgedrückten Vocalen *â*, *e*, *ô* geschrieben wird, da es doch nur *â* oder *e* ausdrücken zu können scheint. Indefs, da vor allem Räsonnement zuerst und am allernothwendigsten die Thatsache auszumitteln ist, läfst es sich gar nicht läugnen, dafs ה wirklich auch nach *ô* geschrieben ist; man bedenke nur, dafs der Name der Stadt *Siloh*, obgleich aus שִׁילוֹן verkürzt, nicht blofs שִׁילוֹ, sondern auch שִׁילֹה geschrieben wird. Daher denn auch die neueste grammatische Forschung über jenes ה am Ende des Worts die Ansicht aufgestellt hat, dafs es an sich gar nicht geschrieben sei um den Vocal auszudrücken; sondern dafs die Vocale *â*, *e*, *ô* in der Endsylbe ebenso wie sonst nicht geschrieben, das *h* aber, weil ein Hauch nach jedem, besonders langen Vocal, der die Sylbe schliefst, gehört wird, nur deswegen am Ende hinzugesetzt sei, um anzuzeigen dafs die Sylbe am Ende mit einem Vocal und *Hauch* schliefsen solle, da שִׁיל ohne ה am Ende geschrieben nur *schil*, nicht *schilôh* gelesen werden könnte. Wenn man aufserdem erwägt, dafs das Suffix *ôh* aus *âhu* zusammengezogen ist, so erscheint die Schreibart durch ה selbst noch ursprünglicher als die durch ו. Das aramäische Suffix *êh* aber kann man hier gar nicht vergleichen, weil es sehr verschieden ist im Ursprunge und in seiner Stellung zu dem aramäischen *Suff. fem.* Und die Masorethen müssen dabei einer um so sicherern Tradition gefolgt sein, da aus den Chaldäischen Stücken des A. T. erhellt, dafs sie das aramäische Suffix *êh* sehr wohl kannten.

G. H. A. Ewald.

LXXI.

Der Idealrealismus. Erster Theil. Auch unter dem besonderen Titel: *der Idealrealismus als Metaphysik in die Stelle des Idealismus und Realismus gesetzt von Dr. Alb. Leop. Jul. Ohlert.* ἐν αὐτῷ γὰρ ζῶμεν καὶ κινούμεθα καὶ ἐσμέν. *Act. Ap.* 17, 28. *Neustadt an der Orla* 1830. 228 S.

Der Verf. dieser Schrift zeigt sich als einen geübten und scharfsinnigen Denker, der — ein Haupterfordernifs des Philosophirens — die Geduld hat, sich mit abstracten Gedanken zu beschäftigen und in einem Räsonnement metaphysischer Begriffe sich zu ergehen, dem dabei auch das Feld des Speculativen nicht nur nicht fremd ist, sondern was im vierten Buch als die Wahrheit dargestellt wird, beruht ganz auf speculativer Idee. Dabei befleifsigt sich der Hr. Verf. der Klarheit, und erreicht sie dadurch von selbst, dafs er nicht irgend einem abstracten Formalismus hingegeben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Der Idealrealismus. Erster Theil. Auch unter dem besonderen Titel: *der Idealrealismus als Metaphysik in die Stelle des Idealismus und Realismus gesetzt von Dr. Alb. Leop. Jul. Ohlert.*

(Fortsetzung).

Man erkennt, dafs das, was er vorbringt, sein in dem Gegenstande, den er behandelt, befindliches, bestimmtes Raisonnement ist; der Vortrag hat dadurch eine empfehlende Popularität, wobei jedoch auch hier, wie sonst, häufig die Gründlichkeit leidet; jene verlangt unter anderem, dafs Vorstellungen und Sätze, die in unserer wissenschaftlichen oder philosophischen Bildung zugelassen sind und gelten, nicht analysirt, an ihnen nicht gerüttelt wird; ist das Raisonnement bis auf sie zurückgeführt, oder auch geht es von ihnen aus, so findet ein verständiges Bewufstsein in ihnen als etwas Bekanntem Ruhepuncte und einleuchtende Befriedigung; sollte es aber über sie hinausgeführt werden, so geräth es leicht durch deren Entziehung in die Unruhe der Unsicherheit und des Mifstrauens, und meint etwa, nun nichts mehr zu verstehen.

Der Gang, den der Hr. Verf. in seiner Untersuchung nimmt, ist einfach und zweckmäfsig. Passend für die Art der Darstellung, in der die Schrift gehalten ist, ist der Ausgang von den Widersprüchen, Zweifeln und Fragen genommen, in die der Mensch im Fortgang seiner äufsern und innern Erfahrung sich verwickelt findet und deren Lösung die Philosophie zu leisten habe. Hierauf werden die zwei entgegengesetzten, einseitigen Wege dieser Lösung, der reine Idealismus und der reine Realismus auseinandergesetzt und kritisirt, und zuletzt der reine Idealrealismus als das Versöhnende beider und als das die Forderungen, die man an die Philosophie zu machen berechtigt sei, befriedigende System dargestellt. — Ref. hat nun von diesem Gange einiges Nähere anzugeben und will dabei Veranlassung nehmen, hin und wieder bemerklich zu machen, inwiefern ihm scheine, dafs die Analyse für die Forderung der Gründlichkeit nicht weit genug verfolgt sei, und zu oft innerhalb gewohnter Verstandesbestimmungen und Vorstellungen stehen geblieben werde.

Es ist gleich in der Einl. §. 1—16. dafs der Herr Verf. §. 5. selbst und gewifs mit Recht, fodert, dafs man um eine feste Philosophie zu erlangen, damit beginnen müsse, alles früher Geglaubte und Gemeinte zu vergessen, oder es doch bis zur Bestätigung durch das philosophische Nachdenken, bei Seite setzen müsse; irgend welche Voraussetzung verderbe von vorne herein die Untersuchung. Doch kann diese Schrift selbst vielfältig zum Beispiel dienen, dafs diese Foderung leichter zu machen als die Bewufstlosigkeit, mit der wir Geläufiges und Bekanntes voraussetzen und gelten lassen, zu überwinden ist. — Das Bild, das der Hr. Verf. hierauf von dem Philosophen und gar von dem vollendeten Philosophen beschreibend macht, wäre wohl besser weggeblieben; dergleichen (— wie: in solchem Philosophen höre alles übereilte, unterbrochene Denken auf, nichts Unerwartetes kann ihn aufser sich setzen; er ist ohne Leidenschaften und Heftigkeit der Gefühle, Affekte und Begierden wohnen nicht in ihm u. s. f. —) erinnert zu sehr an die Rednereien der Stoiker und Epikuräer von dem Weisen; diese Philosophien hatten es nöthig, zum Subjectiven, als zum letzten bestimmenden Grund zurückzugehen, weil ein solcher ihren abstracten Principien mangelte; aber die moderne Philosophie geht auf Principien, die von concreter Natur sein, wie auch das des Hrn. Vfs. von der Art ist, und in ihnen nicht blofs eine nur abstracte Grundlage, sondern auch selbst die der Bestimmung und Entwicklung enthalten sollen; daher dann dergleichen Schilderung vom Subjecte des Philosophirens müfsig und einem Tadel anderer Art, wenigstens Horazischem Scherze über den Weisen, der

Digitized by Google

glücklich, reich, ja ein König sei, — aufser wenn ihn Verschleimung beschwere, — ausgesetzt ist.

Für die Bestimmung der Philosophie selbst nun wird (S. 6.) daran erinnert, dafs sich alles Wissen auf Erfahrung gründe, entweder äufsere durch die Sinne, oder innere, das *Bewufstsein* dessen, was in der Seele lebe und vorangehe, oder doch vorzugehen scheine; was man nicht erfahre, davon könne man nichts wissen", — das letztere wird man, nach jenem ganz unbestimmten Sinne der Erfahrung, wohl zugeben; dafs sie aber als *Grund* sich zum Wissen verhalte, ist theils zu unbestimmt, theils schon zu viel präsumirt. Der Geist mit ihr sich nicht befriedigend, forsche nach *Gründen* und zwar den letzten Gründen der Erfahrung, und die Wissenschaft, welche diese aufsucht, sei die *Philosophie*. Diese soll (S. 12.) „das, was dem Denker in der Erfahrung unklar, zweifelhaft oder gar widersprechend vorkommt, aufhellen, lösen, versöhnen; deshalb werde sie weder ganz *Noologismus* noch *Empirismus* seyn dürfen, wenn sie nicht einseitig verfahren und dadurch in Irrthum verfallen wolle". Wir sehen, die Erfahrung wird schon selbst als der *Grund* und zwar des *Wissens* angegeben; die Wissenschaft als die Gründe jenes Grundes aufsuchend; — wir werden somit in dem beliebten Kreise herumgeführt, in welchem in der Wissenschaft der *Grund*, dafs sie eine *Kraft* und mit solchen und solchen Bestimmungen annimmt, die Erfahrung ist, umgekehrt aber die Kraft zum Grunde dessen, was in der Erfahrung als deren Aeufserung ist, gemacht wird. — Das leidige Herumsprechen vom Verhältnisse der Erfahrung und des Wissens kann auf solche Weise zu nichts Bestimmtem kommen. Einen Vorzug vor jener losen Exposition hat durchaus noch immer die Kantische Einleitung, nämlich sogleich die Erfahrung selbst zu analysiren, und in ihr die zwei Momente (Bestandstücke nach ihrem Ausdruck) nämlich das eine, die sinnliche Einzelnheit des Wahrnehmens, das andere, die Verstandesbestimmungen, Allgemeinheit und Nothwendigkeit, aufzuzeigen; diefs läfst sich auf eine populäre Weise thun, und bringt sogleich auf den Punct tüchtiger Betrachtung, — es hat den Vortheil, das Denken in der Erfahrung selbst implicirt zu nehmen, ohne auf die gar zu populäre gewöhnliche Weise vorgestellt zu werden, dafs es zu der Erfahrung hinzutrete und nach den Gründen derselben frage. — Der Hr. Vf. schliefst die Einleitung damit, dafs „der Mensch sich nicht mit dem Wissen begnügen *könne*, wenn er gleich *möchte*", es ist nichts Empfehlendes, wenn von jemand gesagt wird, er möchte wohl, aber er kann nicht; dafs es mit dem Menschen überhaupt, mit dem Wissen der Vernunft, von der doch eigentlich hier nur die Rede seyn sollte, diese Bewandnifs habe, diefs zu erhärten, versichert der Hr. Verf. noch ferner, dafs „der Geist so lange zu begreifen *strebe*, bis er an *etwas Unbegreifliches* komme"; (— ist der Geist auch schon, ehe er an ein solches kommt, nur im *Streben* des *Begreiffens*, so könnte man die Folgerung ziehen, dafs er sich hier sogleich nur bei Unbegreiflichem befinde) — der Geist wolle mit einem *Grofsen*, *Gewaltigen endigen*, von dem er sich *ganz danieder gedrückt* fühle, — das er nicht erkenne, sondern das er *glaube*; — den Trost, die Beruhigung, die freudige Aussicht in die Zukunft, vergebens von der Wissenschaft verlangt, gewähre der *Glaube*, — über dessen Gegenstände die an die metaphysische, natürliche Theologie sich anschliefsende, *Offenbarung* handle". — Der Hr. Verf. thut dem religiösen Glauben, von dem er hier spricht, Unrecht; nach dem, was wohl nach allgemeiner Uebereinstimmung darunter verstanden wird, soll in demselben der Mensch, statt sich „ganz niedergedrückt", vielmehr vollkommen befreit fühlen; nur in diese Befreiung wird „die Befriedigung des Bedürfnisses seiner Seele, die Stillung der Sehnsucht des Herzens" gesetzt, die §. 15. vom Glauben verspricht. — Auf das Verhältnifs des Wissens und der Philosophie zum Glauben kommt der Hr. Verf. in dem letzten Buche, welches den Idealrealismus, das System, das alle Foderungen, die an die Philosophie gemacht werden könne, erfülle, nur insofern zurück, als §. 141. die Abhandlung von der Offenbarung in den besondern Theil, die Religionsphilosophie, verwiesen, und das so eben angeführte trocken vom Bedürfnifs des Glaubens wiederholt wird; aber das, um was es zu thun gewesen, an jenem Idealrealismus selbst den Mangel und die Lücke aufzuzeigen, durch welche er unbefriedigend sein soll, und weiter zur Offenbarung und zum Glauben treibe, ist unterlassen. Es kann für sehr zweckmäfsig anerkannt werden, dafs um zu der Philosophie hinzuführen und ihr Bedürfnifs zu erwecken oder aufzuzeigen, wie hier geschieht, (im *ersten Buche* §. 17—49.) mit den *Zweifeln und Widersprüchen* begonnen wird, in welche das Bewufstsein in seinen Erfahrungen sich verwickelt finde. Zum Behuf einer solchen Anleitung

Digitized by Google

ist gerade nicht für erforderlich anzusehen, dafs die Zweifel und Widersprüche in systematischer Folge entwickelt, und nach einer nothwendigen Entstehung dargestellt werden, — wie für die Wissenschaft verlangt werden mufs. Hier konnte es genügen, eine beliebige Anzahl von solchen zur Philosophie aufregenden Verlegenheiten der Reflexion, wie sie sich zufällig anbieten mögen, übrigens aber von der Art seien, wie sie früh und häufig vorkommen, aufzuführen. Der Hr. Verf. hätte bei solcher Darstellung an Kants Antinomien erinnert werden können, die ihm nicht nur mehrere Beispiele an die Hand geben, sondern auch weitere und wichtige Gesichtspuncte eröffnen konnten. Gleich dagegen, dafs der Hr. Verf. §. 17. aus einem Raisonnement ableitet, dafs die Widersprüche zwischen den innern und äufsern Erfahrungen, — und nur zwischen diesen soll es Widersprüche geben, — nur *scheinbar* seien, enthält die Kantische Betrachtung den für die Wissenschaft so hoch interessanten und Epoche machenden Satz von der *Nothwendigkeit* der *Widersprüche*; dieser Gesichtspunct ist für die Bedingung anzusehen, dafs das Philosophiren eine Tiefe gewinne. — Ob und wo dann überhaupt Widersprüche Statt finden, hängt von den Voraussetzungen ab, die gemacht werden; damit nimmt es der Hr. Verf. nicht genau genug; er macht es dem Leser zu leicht, die Annahmen nicht gelten zu lassen, die einen Widerspruch hervorbringen sollen. Schon im Anfange §. 17. wo gezeigt werden soll, dafs weder in der Natur für sich noch im Geiste die Quelle der Widersprüche liegen könne, gestattet sich der Hr. Vf. ohne weiteres eine solche unerwiesene Annahme, welche sich auf die Natur des Widerspruchs selbst bezieht, und in Ansehung deren er vor allem das aus §. 5. Angeführte hätte befolgen müssen, nämlich alles früher Geglaubte und Gemeinte zu vergessen oder einstweilen bei Seite zu setzen. „In der Natur, heifst es, können keine Widersprüche liegen, denn *Widersprechendes* hebt sich auf und *kann nicht existiren*"; die Natur aber soll existiren; ebenso „der Geist *denkt nicht Widersprechendes*; und diese Beschaffenheit desselben", wird fortgefahren, „ist *ja eben* die Ursache davon, dafs man Widersprüche *erblickt* und zu lösen versucht". — Der Hr. Verf. wäre glücklich zu preisen, wenn ihm in der Welt, in der Natur und in dem Thun und Treiben wie im Denken der Menschen, noch keine Widersprüche, wenn ihm noch keine sich selbst *widersprechenden Existenzen* vorgekommen wären; er sagt mit Recht, „der Widerspruch hebe sich auf", aber daraus folgt nicht, dafs „er nicht existirt"; jedes Verbrechen, wie jeder Irrthum, überhaupt aber jedes *endliche* Seyn und Denken ist ein Widerspruch; so sehr dafs noch weiter sogar gesagt werden mufs, dafs es *nichts* gibt, *in dem nicht ein Widerspruch existirt*, der sich aber freilich ebenso sehr aufhebt. Allein in dem selbst, was darüber angebracht ist, ist wohl der gröfste Widerspruch nicht zu verkennen, die *Beschaffenheit* des Geistes (Beschaffenheit ist ein Ausdruck, der für den Geist, wo vollends von der Natur desselben die Rede sein soll, wohl ungeeignet ist,) nichts Widersprechendes denken zu können, soll selbst die Ursache sein, von was? — davon dafs man Widersprüche *erblickt*, nicht mit den leiblichen Augen, die Natur soll keine darbieten, sondern mit den Augen des Geistes, d. i. dafs er solche überhaupt in seinem Bewufstseyn hat und sogar denkt, — sie soll Ursache seyn, dafs man sie zu lösen sucht; — wenn sie nicht *existirten*, wo es sei, in der äufsern oder innern Erfahrung des Denkens, würde man nicht in Versuchung kommen können, sie lösen zu wollen. Wenn auch der Hr. Verf. dieselben auf das *Verhältnifs* von Geist und Natur, von innerer und äufserer Erfahrung, (willkührlich) beschränkt, und solche Widersprüche nachher anführt, so ist er ebendamit im Falle, von Widersprüchen zu wissen, sie zu denken, ihre Quelle anzugeben. — Der Hr. Verf. hat sich gegen das, *was er hier unmittelbar thut*, so wie gegen das, was er in der Erfahrung, noch mehr aber im Denken unzähligemal mufs vorgefunden haben, durch ein gewöhnliches Schulgeschwätze bereden lassen, die allerunwahrste Annahme, dafs es keine Widersprüche in der Natur und im Bewufstsein gebe, blindlings zu machen.

Mit der Annahme, dafs das Widersprechende nur in das Verhältnifs des sinnlichen Anschauens und des Denkens falle, kommt sogleich in Collision, dafs jenes selbst, in der vorseienden Betrachtung denkend aufgefafst wird; somit ist es nicht solches Anschauen und das Denken, sondern es sind in den Beispielen des Hrn. Verfs. nur Gedanken, die mit Gedanken verglichen und einander widersprechend gefunden werden. So fängt §. 18. damit an, dafs es „die *sinnliche Erfahrung* sei, welche behaupte, dafs *Alles, was ist, sich verändere*, das Denken dagegen sage, Alles, was ist, bleibt dasselbe, immer und ewig; *Veränderung ist undenkbar*". —

Digitized by Google

Schon die erstere Behauptung hätte doch nicht so geradezu zu einer Annahme der *sinnlichen Erfahrung* gemacht werden sollen. Erstens, wie käme die sinnliche Erfahrung zu: *Allem*; das *Alles*, als *sinnlich*, ist im Raume, ebenso in der Zeit, und zwar der Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft; wie möchte man nur sagen, *Alles* was an allen Orten des Raumes (z. B. Innern der Erde wie der Sonne und Gestirne, und im äufsern Hinaus des Himmels, Alles zu allen Zeiten und selbst in der Zukunft, *sei erfahren worden* und sogar wisse man von diesen Erfahrungen; — wie könnte man sonst von ihnen sprechen? Beschränken wir sie etwa auf das nächste beste, was *wir* sinnlich erfahren und von dessen Erfahrungen *wir* wissen, so fällt doch zweitens gleich die Frage ein, haben *wir* denn oder *wer* hat sonst die *Erfahrung* gemacht, dafs diese *Gebirge* der Erde, diese *Welttheile* u. s. f. dafs diese *Gestirne*, *Sonne* und *Mond* (die beobachtete Bewegung ist nur die Veränderung ihres Orts, der Lichtwechsel nur ihres Lichtscheines u. s. f.) sich verändert haben? — Es kann etwa ungeeignet aussehen, wenn wir in hoher metaphysischer Betrachtung stehen, an solches Triviales zu erinnern, was wir, und zwar nicht wissenschaftlich, sondern nach der gemeinsten sinnlichen Erfahrung uns gemerkt haben. Aber die Alten, wie besonders Sokrates bei Xenophon u. A. und selbst aus dem Munde des erhabenen Plato, haben sich und ihr Philosophiren nicht für zu vornehm gehalten, um nicht die nächsten besten Wahrnehmungen des gemeinen Lebens aufzunehmen, um von da aus zu ihren allgemeinen Sätzen, und selbst zu den Ideen aufzusteigen, oder diese dadurch als an Beispielen zu erläutern, — mitunter auf eine so redseelige Weise, die uns, die wir an abstracte Sätze mehr gewöhnt sind, als überflüssig und selbst langweilig erscheinen. Aber wo von sinnlicher Erfahrung gesprochen wird, sind die Beispiele nicht nur erläuternd, sondern beweisend; ein Satz dieses Gebiets beruht ganz auf der Induction, die aus ihnen allein gezogen werden kann. Allgemeine Sätze ins Blaue hinein, über die sinnliche Erfahrung auszusagen und gelten zu lassen, ist eine üble Gewohnheit unbedachten Metaphysirens, der sich die Philosophie zum wenigsten ebenso sehr entgegensetzen sollte, als es der gesunde Menschenverstand thut. — Vollends wenn diesem unter dem Titel von „*Jedermann*" und „allen Menschen", zum Behuf das Bedürfnifs zur Philosophie in ihm aufzuzeigen, solche falsche Sätze, wie dafs man erfahre, dafs Alles sich verändere, mit der Berufung auf ihn, beim Antritt zum Philosophiren, an den Kopf geworfen werden, so kann ihm solches nur befremdlich vorkommen, ebenso sehr als dafs dem Denken die Veränderung undenkbar seyn solle, — dafs es das Denken sei, welches den Satz, dafs alle endlichen Dinge veränderlich sind, dafs die Veränderlichkeit die Natur der endlichen Dinge ausmacht, verwerfe. Das hierauf folgende Räsonnement über das *Entstehen* und *Vergehen*, ist nicht so scharf als das der alten Eleaten; diese kamen nicht zu dem Schlufssatze, dafs „ein *Anderes* (und ein Anderes ist doch wohl auch *Etwas*) also dafs Etwas ein *Neues* aus sich hervorgehen lasse, oder dafs Etwas vielmehr gar einen *Theil* (wie kommt hieher die Kategorie eines *Theils?*) von sich absondere, und dann gleich dafs nur die *Form* oder *Beschaffenheit* eine andere werde. — Wie dergleichen Kategorien, so ist unter anderem dann gar der allen solchen Annahmen widersprechende Satz jenes Pantheismus: Aus *Nichts wird Nichts*, geradezu als *feststehend* angenommen. S. 211. kommt der Herr Verfasser auf den *Pantheismus* und die Unterschiedenheit des Idealrealismus von demselben zu reden; er macht es sich daselbst leicht mit dem Pantheismus, indem er geradezu annimmt, „jedes Individuum habe ein selbstständiges Daseyn"; dafür aber hätte er früher nicht einen Satz müssen gelten lassen, der die Eleatische Einheit, die abstracte, unveränderliche Identität ausspricht. — Gleich darauf §. 21. wird der Satz der Causalität dem sinnlichen Anschauen zugeschrieben, wie so eben dem Denken der Begriff der Veränderung abgesprochen worden u. s. f. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Der Idealrealismus. Erster Theil. Auch unter dem besonderen Titel: *der Idealrealismus als Metaphysik in die Stelle des Idealismus und Realismus gesetzt von Dr. Alb. Leop. Jul. Ohlert.*

(Schluſs.)

Doch zu ähnlichen Zweifeln und Ausstellungen könnte die ganze Ausführung des ersten Buchs über die Zweifel und Widersprüche, welche den menschlichen Geist zur Philosophie treiben sollen, Veranlassung geben; bei der unkritischen Einführung von Kategorien und Sätzen, wie sie hier Statt hat, sieht man näher, wie es zu bedauern ist, daſs das Studium der Kantischen Kritik, eigentlich aus einer Art von Vornehmigkeit, geringschätzig geworden; die nächste Frucht solches Studiums ist wenigstens ein gebildeteres Verfahren des Denkens selbst im bloſsen Räsonnement über abstracte Gegenstände, und ohne solche zuvor erworbene Bildung sollte nicht an weiteres Philosophiren, noch weniger an Speculatives gegangen werden.

Das Ende des ersten Buchs gibt als die drei möglichen Wege der Lösung der Widersprüche den *Idealismus*, den *Realismus* und den *Idealrealismus* an; jene beiden werden in ihrer bestimmten Consequenz aufgenommen, nach welcher (§. 47.) der reine Realist wie der reine Idealist keinen wahren Gegensatz zwischen *Geistigem* und *Sinnlichem* anerkennen, indem jenem das Geistige nicht verschieden dem Wesen nach vom Sinnlichen ist, und für den zweiten es keine wahre Aussenwelt gibt, als welche von dem Ich in sich selbst getragen werde. Mit Recht wird dann auch das dritte, was der Hr. Verf. den *Idealrealismus* nennt, dahin bestimmt, daſs er nicht ein *Gemische* aus den beiden Gliedern des Bewuſstseins neben einander sein soll.

Das *zweite Buch* handelt nun vom *reinen Idealismus*, und giebt im ersten Abschnitt (§. 50—62.) eine Darstellung desselben nach der entschiedensten Gestalt, die er als *Fichte'sches* System hat. Diese Darstellung ist in Ansehung der Principien im Ganzen gründlich und scharf bestimmt zu nennen; es ist für richtig anzuerkennen, daſs der *Gegensatz* des *Objects* und die *Theilung* des Gegenständlichen an das Ich und das Object als *Thatsachen* von diesem Systeme aufgeführt und angenommen werden. Jedoch enthält der Uebergang (§. 53.) zur nähern Bestimmung des Fichte'schen dritten, des synthetischen, Grundsatzes, ein Raisonnement, das weder als Fichte'sch noch als sonst für sich bündig angesehen werden kann. „Das Ich würde" nämlich, sagt der Hr. Verf., „alles, was auf dem Gegensatz seiner und des Nicht-Ich beruht, nicht *finden*, wenn ein *Nicht-Ich als absolutes Wesen* existirte, *denn* dann würde das Ich eine Vorstellung *von sich* haben können, *ohne* daſs eine entgegengesetzte sie begleitete." (— eine solche d. i. reines, abstractes Selbstbewuſstsein wird uns übrigens nicht abgesprochen;) „weil alsdenn bereits ein *Object für seine Thätigkeit* da wäre, von diesem (Objecte) auf sich reflectirt hätte es nicht nöthig in dem Erfassen seiner selbst zugleich das Nicht-Ich, das Resultat eines Acts seiner Thätigkeit, zu setzen." Nach dem (§. 51.) angeführten ersten schlechthin unbedingten Grundsatze Fichte's: *Ich bin Ich*, erfaſst Ich schlechthin rein sich selbst; indem es aus seinem Gegensatze sich in sich reflectirt, vermag es ebenso rein sich zu erfassen, ob das Gegensätzliche als Object oder als Nicht-Ich, als Product des Ich, bestimmt worden sei. Insofern aber Ich an dem absolut vorhandenen Nicht-Ich ein *Object seiner Thätigkeit* haben sollte, so ist ja damit eben das Verhältniſs von Ich zu einem Nicht-Ich ausgesprochen, das eine Zeile vorher darin liegen solle, daſs es kein solches Nicht-Ich gäbe.

Mit dem Raisonnement, das §. 54. über die *unendlich vielfache Thätigkeit* des Ich gemacht wird, kann Refer. gleichfalls nicht einverstanden sein, daſs es dem

Digitized by Google

Fichte'schen oder dem reinen Idealismus überhaupt angehöre. Die *vielfache Thätigkeit* des Ich ist allzueinfach auf die Weise eingeführt, dafs es daselbst heifst, wenn das Nicht-Ich *einfach wäre*, so *könnte* die Thätigkeit des Ich nur *sehr* (wohl, *ganz* würde folgen,) *einförmig*, oder wenn es auch sie wechselte, könnte dieselbe doch nicht *zugleich* auf *mehrere* Objecte gerichtet sein. Sie *sei* aber *unendlich vielfach* und dränge so vielfach als möglich sich zu äufsern; — solches Voraussetzen dürfte sich der reine Idealismus nicht erlauben — eben so wenig als die folgende Consequenz: *darum ist* das Nicht-Ich so *zusammengesetzt*, und *besteht* aus einer *gar grofsen Anzahl* von Individuen, welche die *verschiedenartigste* Beschaffenheit an sich tragen, und dadurch der Wirksamkeit des Ich das freieste Feld bieten." Auf solche Art hat wenigstens der Fichte'sche Idealismus sich nicht erlaubt, Annahmen zu machen und zu raisonniren; er ist vielmehr wegen seiner Eigenthümlichkeit, alles zu deduciren und zu construiren, verspottet worden. — Doch difs mag zur Bezeugung des Wunsches, dafs die Darstellung des Idealismus mehr der Strenge, die er ausgezeichnet sich zum Gesetz gemacht, entsprechen möchte, genügen, und Ref. will mit Uebergehung des Weitern dieser Darstellung noch den zweiten Abschnitt, die Kritik des reinen Idealismus, (§. 63 — 68.) berühren.

Die erste Frage, die hier (§. 63.) gemacht ist, „kann der Idealismus — dem Menschen genügen, befriedigt er die *menschlichen Bedürfnisse*, die ihn erzeugten?" wird mehr dadurch beseitigt, dafs sie bei Seite gestellt, als auf sie geantwortet wird. Der Hr. Verf. hätte nach seinem, vorhin auch citirten Grundsatze, (§. 5.), dafs man alles früher Geglaubte und Gemeinte bis zur Bestätigung desselben durch das philosophische Nachdenken, bei Seite zu setzen habe, das Herbeibringen von so was, wie *menschliche Bedürfnisse*, und die Vergleichung des Princips mit solcher Voraussetzung, unterlassen und verwerfen müssen. Die folgende Ausmahlung des Schaudern des Ich, wohl ohnehin nicht, wie der Hr. Verf. sagt, „vor seinem reinen Selbstbewufstseyn" wäre damit besser weggeblieben, vollends die Zuspitzung der Declamation dazu, dafs „das Ich in dem reinen Bewufstsein seiner selbst (was ganz verschieden vom *Egoismus* ist, den der Hr. Verf. daselbst nennt,) alle Bande der Menschheit, die Realität des höchsten Wesens und sein Verhältnifs zu diesem, *beinahe* (!) für Nichts, als *fratzenhafte Gebilde seiner Phantasie* halten solle." — Dergleichen blinden Vorstellungen und falschen Vorspiegelungen sollte am wenigsten eine philosophische Darstellung durch eigene Verwechslung des reinen Selbstbewufstseins und dessen, was Egoismus heifst, Vorschub thun.

Interessanter ist, dafs der Hr. Verf. im folg. §. das Princip selbst vornimmt, und was er zunächst an demselben aufzeigt, zeigt die Fähigkeit des Auffassens abstracter Sätze, das aber zu bald in gewöhnliche Manier unphilosophischer Reflexion zurückfällt. — Aus dem Satze §. 64, dafs Ich sich nur soll ergreifen können, indem es sich als Gegensatz eines Nicht-Ich betrachtet, und sich *mit* dem Nicht-Ich *zugleich* setze, wird abgeleitet, dafs Ich *nie* (— die Zeitbestimmung ist hier müfsig) dazu kommen könne, *sich selbst*, *abgesondert* und *allein* zu setzen." Allein es darf der erste Satz Fichte's: *Ich* = Ich, oder Ich bin Ich, der Ausdruck des reinen Selbstbewufstseins, ein Satz, der ein paar Zeilen nachher selbst angeführt wird, nicht vergessen werden. Vielmehr wäre die Fichte'sche Inconsequenz bemerklich zu machen gewesen, auf diesen unbedingten Satz noch zwei Sätze folgen zu lassen, deren jeder gleichfalls ein unbedingtes Moment enthält, darunter den vom Hrn. Verf. hier allein angeführten, dafs Ich sich mit dem Nicht-Ich zugleich setze. Ueber jenen Satz: *Ich setzt sich*, sagt der Hr. Verf. hernach, „also weifs es, dafs es Ich ist, d. i. es wisse von sich *Nichts*; ob es nicht eine todte, ganz unfruchtbare Erkenntnifs sei, wenn Ich von sich *nur* wisse, *dafs es existire*." Hätte der Hr. Verf. darauf reflectirt, dafs dieses abstracte Wissen, des Ich von sich, die ganz abstracte Existenz solchen Wissens in der Ich sich setzen könne, die Grundlage von der Persönlichkeit und Freiheit und von allem, was damit zusammenhängt, wie von der Unsterblichkeit der Seele ausmacht, so hätte dieser Satz für ihn wohl nicht den Schein von Todtem und Unfruchtbarem behalten. Abstract ist dieser Satz und dieses Wissen freilich; deswegen mufs von ihm aus weiter gegangen werden, was denn auch *Fichte* in seinem zweiten und dritten Grundsatze thut, zum Nicht-Ich und zu der Beziehung des Ich darauf überzugehen. Damit kommt allerdings der Widerspruch zwischen dem Ich und ihm als sich beziehend auf ein Nicht-Ich (— ein *grofses*, *gewaltiges*, *prächtiges* Nicht-Ich! heifst es S. 83.) herein. Dieser Idealismus aber ist es selbst zu allererst, der den Wi-

Digitized by Google

derspruch, welcher in dieser Beziehung liegt, anerkennt, ihn zu vielen weitern Widersprüchen entwickelt; und sie lösst, aus welchen Lösungen selbst andere Widersprüche entstehen, die einer neuen Lösung bedürfen. Nach jener Inconsequenz von drei Grundsätzen mit drei unbedingten Bestimmungen ist diese Entwicklung und die Art die Widersprüche zu lösen, das, was das wesentliche Interesse dieses Systems ausmacht; das Verdienst des Versuchs, die Welt der Gedankenbestimmungen in einem *nothwendigen* Fortschreiten abzuleiten, hat der Hr. Verf. nicht bemerklich gemacht, überhaupt von dieser Entwicklungsweise und der Methode der Deduction ganz abgesehen, wie auch sein eigenes Verfahren nicht zeigt, dass er solchen Gedanken gefasst, und dieser eine Wirkung auf dasselbe gehabt hätte. Schüchtern zeigt sich der Ausdruck *dialektisch*; wenn, heisst es S. 83. „man ein *wenig dialektisch* verfahren wollte, so könnte man also *schliessen* u. s. f. Die Dialektik ist aber nicht das *Schliessen* einer Consequenzenmacherei aus Voraussetzungen und beliebig herbeigenommenen Bestimmungen, wie das „*wenige* Dialektische," das uns hier gezeigt wird; „das Ich soll eine Setzung sein; die *Setzung* ist aber eine *blosse geistige* Thätigkeit, *ein Gedanke*;" sagt man aber nicht im Sinne des Idealismus oder überhaupt eines nothwendigen Denkens, dass durch den jetzigen Augenblick der nächstfolgende, durch diesen Raum der nächste begränzende, durch die Ursache die Wirkung (die der Hr. Verf. auch in die Region der Sinnlichkeit verlegt) u. s. f. *gesetzt* werde, und diese Verhältnisse sind doch wohl nicht einseitig geistige Thätigkeiten; — „*also*, wird fortgefahren, ist das Ich ein Gedanke, *folglich nicht real*. Oder soll *etwa das Denken* das Reale sein?" — Diese unbestimmte Frage schliesst unbeantwortet, wohl weil sich die Antwort von selbst verstehe, und damit das Sich-setzen des Ich für sich evident *ad absurdum* geführt sei? — Sosehr der Hr. Verf. hier sich in die populaire Vorstellung, das Denken sei ja das Ideelle und nicht ein *reales* Ding, als welches mit Händen zu greifen sei, hat hineingehen lassen, sosehr hätte er sich wenigstens daran erinnern müssen, dass er hier bei dem Idealismus ist, für welchen allerdings das Denken das Reale und das Allein-Reale ist, wogegen bloss die Frage zu machen: ob etwa das Denken das Reale sein soll, nichts weniger als dialektisch ist. So ein leerer, unbestimmter Ausdruck, wie hier *das Reale* hereinkommt, thut ohnehin zum Begriffe nichts. Aber das Betrachten eines Satzes, Begriffs an ihm selbst, was den Hrn. Verf. in eine ganz andere Weise der Dialektik eingeleitet haben würde, ist ihm hier allzufremd geblieben, wie in der Menge anderer Consequenzen und Raisonnements, die in diesem Abschn. über das Ich durcheinander laufen. Nur noch in Beziehung auf das schon erwähnte „grosse, gewaltige, prächtige Nicht-Ich" ein Beispiel, wie sehr der Hr. Verf. im Stande sei, im Populären sich zu verlieren und zu vergessen; §. 67. heisst es: „Es ist durchaus kein Grund vorhanden, warum das Ich sich nicht auf einen *würdigen* Standpunct, *mächtig* und *gewaltig*, als *Theil des Nicht-Ich* erblickt, (— diss sollte dem Ich Würde geben, sich als ein *Theil des Nicht-Ich* zu sehen;) statt dass es nun *vielleicht*! verachtet, *kaum als ein Punct*, der Bedeutung verdient, erscheint." Um auch eine Frage zu machen, deren Antwort sich von selbst verstehen soll, so fragen wir: liegt nicht die Bedeutung, Würde und Macht des Geistes gegen die ausgedehnte Welt gerade in der *Einfachheit* des Denkens, in der es Punct, aber freilich kein räumlicher, noch zeitlicher, ist.

Das dritte Buch gibt vom *reinen Realismus* gleichfalls im ersten Abschnitte die *Darstellung*, und im zweiten die *Kritik* desselben. Die Darstellung des Idealismus, insofern er als reiner, auf die Spitze der abstracten Subjectivität des Ichs getriebener Idealismus mit Recht genommen wurde, bietet wegen der Bestimmtheit seines Princips wohl weniger Schwierigkeit dar, als die des Realismus, der so vielfacher Auffassungsweisen fähig ist, indem er zugleich Metaphysik sein soll, wie auch der Hr. Verf. denselben als in sich consequentes System, in „Vereinigung der Erfahrung mit den Postulaten des Denkens in Bezug auf das Seiende" (§. 71.) darzustellen bemüht ist. Es wird im Ganzen mit Recht das atomistische System zu Grunde gelegt, soll jedoch nicht sowohl geschichtlich, als in seiner eigenen Consequenz dargestellt werden. So scharfsinnig vieles in dieser Ausführung ist, so laufen doch Annahmen und Räsonnements unter, die ein denkender Realismus wohl nicht auf sich nehmen würde z. B. (§. 40.) es sei „*natürlich*, dass es eine *bestimmte Anzahl* von Wesen gibt, wenn wir auch *nicht wissen*, wie *gross* dieselbe ist", (— wohl eine durch ihre Natürlichkeit nicht schon gerechtfertigte, auch sonst ganz müssige Annahme); oder, §. 71. ist das Räsonnement nicht klar, dass „der erfüllte Raum schon ein sich selbst widersprechender Begriff sey" (— ist diese Annahme für den Realismus nothwendig, oder die folgende): „dass der leere Raum die höchste Potenz der Undenkbarkeit sey; *also* könne *zwischen* den einzelnen Wesen oder Elementen Nichts seyn" (Nichts wäre nur der leere Raum); der Hr. Vf. folgert dagegen, also „müssen die einzelnen Wesen *einander berühren*" heisst diess aber nicht zu dem ersten, dem „für in sich widersprechend" erklärten Begriff zurückkehren? — Doch können wir dieser Auseinandersetzung nicht weiter folgen, die viel andere Schwächen des Räsonnements in sich enthält, übrigens die zerstörenden Lehren des Realismus richtig aufzeigt, deren Consequenz er nicht ablehnen kann.

Der zweite Abschnitt, §. 82—97., beginnt wohl die Kritik des Realismus mit der interessanten Bemerkung, dass derselbe mit dem Idealismus ohne es zu wissen, *ein und dasselbe Princip* habe, nämlich dass Ich eine äussere und innere Erfahrung habe, was nichts anderes sei als was der Idealismus vom Ich sage, dass es sich seiner und zugleich eines Nicht-Ich bewusst sei, die sich einander beschränken; doch ist solche Erscheinung oder sogenannte blosse Thatsache des Bewusstseins noch kein philosophisches *Princip* zu nennen. Allein mehre-

Digitized by Google

res auszuzeichnen, wie anderes nach den schon angegebenen Mängeln des Räsonnements zu rügen, verbietet uns der Raum.

Ueber das *vierte Buch*, (§. 98 — 143.), welches den Idealrealismus darstellen soll, wollen wir gleichfalls kürzer bemerken, dafs man mit dem zu Grunde liegenden Gehalte ganz wohl einverstanden sein kann. Nach der im Vorhergehenden berichteten Einsicht des Hrn. Vfs. von der Einseitigkeit des reinen Idealismus und des reinen Realismus, mufste sich ihm die Erkenntnifs der Wahrheit als der Einheit, nicht der abstracten, die das Sinnliche und Geistige nur wegläfst und nicht über eine solche dürre Verstandesbestimmung, wie Wesen, Identität und dergleichen, hinausgeht, ergeben, und §. 7 — 18. sprechen diese Idee ganz gut, beredt und mit Wärme aus. Es wird vom „Bewufstsein seiner selbst, als einer *Thatsache* angefangen, die jeder zugebe und die daher nicht bewiesen werden *dürfe*", (das heifst wohl, dafs sie keines Beweises bedürfe, — gewifs, aber um die Thatsache nur als solche ist es nicht zu thun), — welches Bewufstsein seiner selbst „aus der Verbindung von Geistigem und Sinnlichem *hervorgehe*" (— dieser Ausdruck möchte einem Tadel unterliegen) sich auf beides beziehe, und sich als Gefühl, oder als Denken oder als klares Schauen zeige". Auch diese Unterschiede sind zweckmäfsig auseinander gesetzt; „klares Schauen" nämlich nennt der Hr. Verf. „das Zurückkehren des Bewufstseins in sich", in welchem dasselbe „sich als die unmittelbare Identität des Wissens und Seins, folglich als das Reale, das sich selbst und in sich alles Andere schaut". Aufserdem dafs es „*um sich*, schaue es auch *über sich*, und schaue so den *Urgrund* als das Absolute, u. s. f. das Von-sich-seiende, als die ursprünglichste Einheit, welche alle scheinbare Vielheit aus sich entstehen lasse, und in der alle Vielheit sich wieder in eine Einheit verwandle, folglich als das *Einfache*". Sehr gut gibt der Herr Verfasser an, dafs das „Bewufstsein das Absolute nicht nur in seiner Fülle, als die Identität des Seins und der Entwicklung anschaue, sondern es könne auch als ruhend und abgeschlossen von dem thätigen, aus sich heraustretenden, das Absolute *für sich* von ihm in seinem *Anderssein*, für die Betrachtung trennen; wovon das letztere, der Inbegriff aller relativen Individualitäten, für das menschliche Bewufstsein *die Welt* sei".

Indem nun dem Hrn. Verf. zugestanden werden mufs, dafs er sich im Mittelpuncte des Bewufstseins der speculativen Idee befindet, und wenn der Ausdruck des *Schauens* für solches Bewufstsein an sich gleichgültig ist, so ist derselbe zugleich charakteristisch für die Expositionsweise, die sich in diesem vierten Buch für die Idee vorfindet. Abgesehen davon, dafs hie und da mehr philosophische Präcision z. B. in Bestimmung des Verstandes, auch der Idee selbst, alsdenn das Weglassen von einigen blofsen Declamationen gegen denselben, und von Rücksichten auf empirische psychologische Zustände gewünscht werden könnte, mufs jeder Leser wesentlich den *Beweis* vermissen, dafs die Idee, wie sie als jene Einheit bestimmt worden, in der That absolut, das Wahre ist. Die Auffoderung des Bewufstseins zu dem Schauen dessen, was das Absolute genannt und von dem in den angeführten Bestimmungen gesprochen wird, und die Versicherung, dafs solches Schauen die Wahrheit besitze und sie selbst sei, reicht für die Ueberzeugung des Gedankens nicht aus. Die Religionen enthalten im Allgemeinen dieses Schauen, in Schwärmereien ist es ausdrücklicher herausgehoben, auch in allen wahrhaften Philosophien ausgesprochen; aber theils ist dasselbe darin mit mancherlei Heterogenem und Falschem vermischt, theils wenn es rein und in seiner wahrhaften Tiefe im Bewufstsein ist, ist das Eigentümliche der Wissenschaft nicht blofs solches Schauen assertorisch auszusprechen, sondern die Wahrheit seiner Bestimmung zur begreifenden Ueberzeugung, zur Einsicht in die Nothwendigkeit, dafs das Absolute so und nicht anders bestimmt werden könne und sich selbst so bestimme, zu bringen. Für solche Einsicht, um deren willen allein wir das Bedürfnifs der Philosophie haben, ist es nicht genügend, die Einseitigkeit der beiden frühern Gesichtspuncte auf die Art gezeigt zu haben, auf welche es der Hr. Verf. versucht hat; es ist vielmehr erforderlich, jene entgegengesetzten, das (endliche) Geistige und das Sinnliche — (oder auf welche andere Weise der Gegensatz aufgefafst werden möge) an ihnen selbst zu betrachten und in ihnen zu erkennen, dafs sie, wie sie bestimmt gegeneinander sein sollen, vielmehr diefs sind, in ihr Gegentheil sich aufzuheben, somit die Identität eines jeden mit seinem Andern aus ihnen selbst sich ableitend zu wissen, — was die wahrhafte Dialektik und allein die von der Philosophie zu leistende Beweisführung ist. Diese Richtung aber ist dem Hrn. Vf. in seiner Exposition des sogenannten Absoluten noch zu fremde geblieben, um mehr als Assertionen zu geben, die nicht allein dunkel und voller Unbestimmtheiten bleiben, sondern statt zu beruhigen, die höchsten Widersprüche darbieten. So bemerken wir noch, dafs was von §. 120. an über „*die Entwicklung* des Absoluten, *wie* sie geschehe", gesagt wird, vornehmlich an dem Grundmangel leidet, aus directen Annahmen und blofsen Räsonnements zusammengesetzt zu sein, und keine Ableitung des Inhalts, die aus dem Schauen des Absoluten geschehen müfste, gegeben zu haben; selbst von dem Gedanken der Wesentlichkeit solcher Ableitung findet sich nirgend eine Aeufserung; obgleich der Fichte'sche Idealismus, den der Hr. Vf. kennt, wie oben bemerkt, für immer die Wirkung auf das Philosophiren haben sollte, das immanente Aufzeigen der Nothwendigkeit unerläfslich zu machen. Der Hr. Vf., der bereits so tief eingedrungen, und Interesse und Gewohnheit abstracten Gedankens besitzt, möge auch diefs Erfordernifs der *Form* für das Philosophiren durch weiteres Nachdenken und Studium für seine Arbeiten noch gewinnen!

Hegel.

Digitized by Google

Nro. 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

LXXII.

Histoire de la littérature Grecque profane, depuis son origine jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs; suivie d'un précis de l'histoire de la transplantation de la littérature Grecque en Occident. Seconde édition, entièrement refondue sur un nouveau plan, et enrichie de la partie bibliographique. Par M. Schoell. 8 *Tomes. Paris, librairie de Gide fils,* 1823—25. 8. *T. I. XCVIII.* 303 *Seiten. T. II. IV.* 435 *S. T. III. VIII.* 478 *S. T. IV.* 344 *S. nebst dem lithographirten Portrait des Verfassers. T. V. V.* 387 *S. T. VI.* 442 *S. T. VII.* 457 *S. T. VIII. XX.* 519 *S.*

Geschichte der Griechischen Literatur, von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken, von M. S. Friedr. Schoell. Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, mit Berichtigungen u. Zusätzen, von J. F. J. Schwarze und M. Pinder. 3 *Bände. Berlin* 1828—30. 8. 1 *B. XX. (LVIII.)* 564 *S.* 2 *B. IV.* 804 *S.* 3 *B.* 616. *LXX S. nebst zwei Tabellen.*

Je weiter die Richtung der classischen Philologie, welche Heyne und Wolf zuerst angeregt haben, in Deutschland um sich griff, und von hier aus auch über andre Europäische Staaten sich verbreitete, desto eifriger suchte diese Wissenschaft im Genusse ihrer unlängst errungenen, wohl verdienten Selbständigkeit ihr Gebiet nicht etwa eroberungssüchtig zu erweitern, sondern auf eignem Grund und Boden Steppen und Einöden urbar zu machen, die bereits angebauten Felder immer mehr zu veredeln, und so durch gemeinschaftliche, nach Einem Hauptziel hingerichtete Wirksamkeit ein Geisterreich zu gründen, das seiner innern Vollendung mehr und mehr entgegenreift. Sowie ein wohlgeordneter Staat hauptsächlich dadurch im Leben sich kund gibt, dafs er von unten herauf in einzelnen Zweigen des Gemeinwesens gute Einrichtungen zu treffen und auf solche Grundpfeiler ein haltbares Gebäude zu errichten bemüht ist; ebenso darf die Philologie ihrer wissenschaftlichen Unabhängigkeit um so inniger sich erfreuen, je mehr sie bisher durch gründliche und umfassende Bearbeitung einzelner Zweige der alten Literatur und Kunst den grofsen Organismus des geistigen Lebens in *Hellas* und *Latium* so weit als möglich wiederherzustellen suchte.

Als ein Ergebnifs solcher ins Einzelne gehenden, von andern Gelehrten angestellten Forschungen im Gebiete der Griechischen Literatur ist das vorstehende Werk zu betrachten, dem an inhaltreicher Vollständigkeit und ziemlich gleichmäfsiger Verarbeitung des gegebenen Stoffes, in einer bestimmten, fafslichen und schönen Form, keine der bisher versuchten Darstellungen einer Geschichte der Schriftwerke des Hellenischen Alterthums sich zur Seite stellt. Es sollen durch diesen allgemeinen Ausspruch weder die grofsen Verdienste und der eiserne Fleifs des J. A. Fabricius, noch auch die ebenso tiefen als lichtvollen Blicke, welche hauptsächlich Groddeck und andre über das unermefsliche Feld geworfen haben, in Schatten gestellt werden; sondern wir wollen damit nur behaupten, dafs der Verf. des jüngsten Versuches der Art, wie er auch selbst in der Einleitung gesteht, alle in sein Fach schlagenden Vorarbeiten treulich benutzt und auf seiner Bahn noch einen Schritt weiter gethan hat. So unschätzbar des Fabricius *Bibliotheca Graeca* nebst den Zusätzen von Harles in ihren einzelnen Theilen auch noch heutzutage ist, indem sie eine unerschöpfliche Fundgrube des mannigfaltigsten Wissens gewährt, so ermangelt sie doch im Ganzen eines durchgreifenden Planes und einer hi-

Digitized by Google

storisch-logischen Anordnung des vielfach verworrenen Stoffes. Groddeck's *Initia historiae Graecorum litterariae*, obgleich durch sorgfältige Auswahl des Wissenswürdigsten und Bündigkeit des Vortrags höchst empfehlenswerth, haben sich doch ein zu beschränktes Ziel gesteckt, als dafs sie in jeder Beziehung, insonderheit für nichtphilologische gebildete Leser, genügen könnten. Mohnike ist leider nicht über den ersten Theil seiner anziehenden Geschichte der Literatur der Griechen und Römer hinausgegangen. Passow beabsichtigte weiter nichts, als blofse Grundzüge der classischen Literatur- und Kunstgeschichte tabellarisch in Jahreszahlen, Namen und wohlgewählten Abschnittspuncten zur bequemeren Uebersicht zu entwerfen. Matthiae hat in seinem Grundrifs eine rein chronologische Anordnung befolgt, die am wenigsten geeignet sein dürfte, eine Idee von dem innern Organismus der Literatur zu geben. Die Compendien von Harles sind zu unkritisch angelegt, um gegenwärtig noch einen bedeutenden Werth zu behaupten. Fuhrmanns Machwerk endlich ermangelt alles philologischen Tactes und der nothdürftigsten Studien und Vorkenntnisse, um den Geist und das innre Leben der classischen Schriftwerke auch nur oberflächlich zu erfassen und darzustellen.

Hr. Schoell hat sich nach seinem eignen Geständnifs die Aufgabe gestellt, in zugleich chronologischer und systematischer Ordnung die Geschichte der Griechischen Literatur vorzutragen, um angehende Freunde der Philologie in der Auswahl der Schriften des Alterthums zu leiten, und ihnen den Gesichtspunct anzugeben, aus welchem die classischen Schriftsteller betrachtet und beurtheilt werden müssen. Obgleich der Verf. aus allzu grofser Bescheidenheit den Gebrauch seines Werkes für eigentliche Philologen entbehrlich hält, so wird es doch einem jeden als zweckmäfsiges Handbuch und reichhaltiges Repertorium fast aller bisherigen Leistungen im Gebiete der Griechischen Literatur äufserst erwünscht sein, zumal da kein anderes weder an Vollständigkeit in den Angaben über das Zeitalter, den Charakter und den Werth der einzelnen Schriftsteller und in der Beschreibung des Inhaltes ihrer Geisteserzeugnisse, noch an Genauigkeit und gehöriger Auswahl der bibliographischen Notizen jenem Werke gleich kommt. Ganz besonders verdient es beachtet zu werden, dafs jedesmal die *editiones principes* und die vorzüglichsten kritischen Ausgaben der Autoren mit Bestimmtheit und gründlicher Würdigung ihrer Eigenschaften angegeben sind. Wenn wir im Allgemeinen der Behandlung dieses ebenso schwierigen als anziehenden Gegenstandes unsern aufrichtigen Beifall nicht versagen können, so ist es in der Natur der Sache selbst begründet, dafs im Einzelnen mancherlei Ausstellungen zu machen sein werden, die aber darum den überwiegenden Vorzug des Ganzen noch nicht aufzuheben vermögen.

Ehe wir zur näheren Betrachtung des Inhaltes übergehen, mögen ein paar Worte über das Verhältnifs der Uebersetzung zu dem Original vorausgeschickt werden. Der Verf. hatte keine andre Absicht, als in der Französischen Literatur eine fühlbare Lücke auszufüllen, und in seiner Darstellung der Griechischen Literaturgeschichte den Franzosen den reichen Schatz Deutscher Gelehrsamkeit zu öffnen. Dafs sein Werk auch in Deutschland gerechte Anerkennung seiner unbestreitbaren Vorzüge finden werde, scheint er kaum erwartet zu haben. Nichts destoweniger haben Deutsche Philologen, Franz Passow an der Spitze, öffentlich den Wunsch zu erkennen gegeben, dafs das Buch entweder Deutsch oder Lateinisch übersetzt werden möchte. So unternahm zunächst Herr Prorector Schwarze in Uebereinstimmung mit dem Verf. die vorliegende Uebersetzung, an deren Fortsetzung er im 2ten Bande S. 155. durch den Tod verhindert wurde; später trat Hr. Dr. Pinder an die Stelle, dessen Arbeit gleich der seines Vorgängers vom Verf. selbst vor dem Abdruck durchgesehen wurde. Man sollte demnach dieser Uebersetzung wenigstens darin einen wesentlichen Vorzug einzuräumen geneigt sein, dafs der Sinn des Originals so leicht nicht entstellt werden konnte. Allein wir bedauern von der Arbeit des Hrn. Schwarze dieses nicht überall bestätigt zu finden. Auch hätte durch gröfsere Gedrängtheit des Ausdrucks und Beschränkung mancher rhetorischen Floskeln, deren das für Französische Leser bestimmte Original hier und da nicht füglich entbehren konnte, sowie durch Beseitigung anderer Mifsstände ein nicht unbedeutender Theil des Raumes erspart werden können. Der Verf. indefs gesteht selbst, dafs er sich vielen vom ersten Uebersetzer beabsichtigten Abkürzungen widersetzt habe. Die Arbeit des zweiten Uebersetzers zeichnet sich bedeutend vor der ersteren aus, und verräth überhaupt mehr Selbständigkeit und freiere Bewegung, sowohl in der Wahl des Ausdrucks als auch durch geräuschlose Nachhülfe und Verbesserung einzelner Mifs-

Digitized by Google

griffe im Original. Wenn in der einen Uebersetzung mitunter steife Wendungen und Gallicismen nicht zu verkennen sind, so zeigt sich in der andern eine zwar gewählte, zuweilen vielleicht etwas gezierte, aber doch durchweg Deutsche Art des Ausdrucks. In den Verbesserungen und Zusätzen läfst Hr. Schwarze nicht selten die erforderlichen Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen vermissen, und scheint an den meisten Stellen nicht einmal die nöthigen Hülfsmittel zur Hand gehabt zu haben; ja er ist sogar dermafsen flüchtig zu Werke gegangen, dafs er die dem Original beigegebenen *nouvelles additions* gehörigen Orts einzuschalten fast ganz unterlassen hat; wobei es allerdings unbegreiflich ist, dafs die Revision des Hrn. Schoell nicht sogleich eingeschritten ist. Auffallender Verstöfse, welche sich Schwarze eigenmächtig hat zu Schulden kommen lassen, gibt es nicht wenige. Beispiele der Art werden gelegentlich zur Sprache kommen. Hier mögen vorläufig zur Begründung unseres Urtheils nur zwei einen Platz finden. Band I. S. 22. hat er aus Ὠλήν im Deutschen *Olenus* gemacht. S. 110. wird die neue Leipziger Ausgabe des Eustathios als Im. Bekkers Werk bezeichnet, die von diesem herausgegebenen Scholien zur Ilias aber, wodurch wahrscheinlich jene irrthümliche Angabe verursacht worden, gar nicht erwähnt. Hr. Pinder hatte als Custos der Königl. Bibliothek zu Berlin den Zutritt zu den reichhaltigsten literarischen Schätzen, deren fleifsige Benutzung nur erspriefslich auf seine Arbeit einwirken konnte, wenn gleich hier und da Einiges übersehen worden ist. Als eine auffallende Bereicherung ist B. II. S. 311 ff. der Abschnitt von den Handschriften auf Papyrus zu betrachten. Die in der Vorrede zum zweiten Bande versprochene Notiz von den bedeutendsten Griechischen Handschriften ist aus unbekannten Gründen nicht geliefert worden. Eine solche Bereicherung würde freilich ganz eigne und langwierige Studien erfordert haben. Die von Schwarze überall, selbst bei einzelnen Worten, zur Bezeichnung seiner Zusätze angebrachten Klammern hat Hr. P. mit Recht als eine Verunstaltung des Werkes weggelassen.

Das ganze Werk zerfällt in sieben Hauptabtheilungen (vom Verf. *livre*, von den Uebers. *Zeitraum* genannt). I. Geschichte der Griechischen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Zerstörung Trojas, 1270 vor Chr. Geb. — II. Von Trojas Zerstörung bis auf Solons Gesetzgebung, von 1270—594. — III. Von Solons Gesetzgebung bis zur Regierung Alexanders des Grofsen, von 594—336. — IV. Von Alexander d. G. bis auf die Zerstörung Korinths, von 336—146. — V. Von der Zerstörung Korinths bis auf Constantin den Grofsen, von 146 vor Chr. bis 306 nach Chr. — VI. Von Constantin bis auf die Eroberung Constantinopels, von 306—1453. — VII. Verpflanzung der Griechischen Literatur nach dem Occident. —

Da diese Eintheilung im Allgemeinen auf einer literar-historischen Basis beruht, und wesentliche Entwickelungs- oder Verfalls-Perioden der Griechischen Literatur bezeichnet, so läfst sich von diesem Standpuncte aus wenig dagegen einwenden, obgleich es hier, wie bei allen geistigen Erscheinungen unter dem Einflufs der Zeit, unvermeidlich ist, dafs einzelne Schriftwerke einer früheren oder späteren Periode untergeordnet werden, die aus verschiedenen Gesichtspuncten beiden angehören könnten. Die Zersplitterung der lyrischen Dichter z. B. in den zweiten und dritten Zeitraum ist ein unverkennbarer Mifsstand, desgleichen sich auch noch andre bei andern Gattungen nachweisen liefsen. Wollen wir indefs eine mathematisch genaue Abgrenzung fahren lassen, so trägt ein jeder der aufgestellten Zeiträume seinen entscheidenden Charakter an der Stirne. Der erste ist ganz mythisch und hat ein gewisses hieratisches Gepräge. Im zweiten hat sich die Volkspoesie von der priesterlichen Vormundschaft völlig losgerissen, das Epos erhält seine höchste Ausbildung, und die lyrische Poesie beginnt sich als eine besondere Gattung zu entfalten. In der dritten Periode, als dem eigentlichen Culminationspuncte des Hellenischen Lebens, wird durch innige Verschmelzung der epischen und lyrischen Elemente eine dritte Gattung in der dramatischen Poesie geschaffen; die eigentliche Prosa entwickelt sich, und erreicht die höchste Stufe der Ausbildung in Geschichtschreibung, Philosophie und Beredsamkeit. Die vierte und fünfte Periode sind sich insofern ähnlich, als in beiden an die Stelle der Natur und lebendigen Kunst ein mehr künstliches und gelehrtes Treiben getreten ist, und sich als durchaus vorherrschend erweist. Wir würden daher beide Zeiträume bis auf Constantinus lieber als einen einzigen gelten, diesen aber wieder in zwei Abschnitte zerfallen lassen, von welchen der eine sich durch die Einwirkung der Alexandrinischen Gelehrsamkeit, der andre nebenbei durch den Einflufs der Römer auf die Griechische Literatur wesentlich auszeichnet.

Digitized by Google

Wir müssen aber hier bemerken, dafs uns die Thronbesteigung Alexanders des Grofsen kein schicklicher Zeitraum zu sein scheint, um einen Hauptabschnitt in der Geschichte der Griechischen Literatur zu begründen. Aristoteles z. B. kann nicht füglich der früheren Periode, aus welcher er hervorgegangen, und der sein Lehrer Platon angehört, entzogen und in das Zeitalter der Alexandrinischen Grammatiker verschlagen werden, wiewohl es andrerseits nicht zu leugnen ist, dafs Aristoteles den Uebergang aus der Kunst in die strengere Wissenschaft zu machen anfängt. Wir würden jedoch lieber mit Groddeck den Tod Alexanders zur Bezeichnung einer neuen Periode festsetzen, wo ja bekanntlich durch Begünstigung der Ptolemäer in Alexandria die Griechische Literatur eine neue Richtung einschlug. Dieses scheint Hr. Schoell selbst gefühlt zu haben, da er in der Einleitung S. XXX. (Uebers. S. IX.) bemerkt: *après la mort d'Alexandre, la Grèce fit partie du royaume de Macédonie, ou fit dechirée par des troubles intestins. La littérature trouva alors un asile chez les Ptolémées. Dans cette quatrième période, Alexandrie fut le principal siége des lettres et des sciences grecques; l'érudition avoit remplacée le génie. Les sciences proprement dites, la géographie, les mathématiques, et surtout la critique, parvinrent à leur perfection.* — In der Byzantinischen Zeit eilt die Griechische Literatur ihrem Verfall immer mehr entgegen, bis wir sie im Orient in ihren letzten Zügen erblicken, und durch ihre Verpflanzung im westlichen Europa eine neue Sonne aufgehen sehen.

Obgleich die von Hrn. Schoell befolgte Behandlung unter gewissen Modificationen und durch zweckmäfsige Vertheilung der einzelnen Zeiträume in kleinere Abschnitte nach den verschiedenen Gattungen und Arten der Literatur Einiges für sich zu haben scheint, so gewährt doch die wissenschaftliche Eintheilung nach den beiden Hauptgattungen in Poesie und Prosa, und nach den mannigfaltigen Verzweigungen dieser beiden Hauptäste des grofsen Baumstammes der Griechischen Literatur, wie sie zuerst von F. A. Wolf empfohlen und von Passow in seinem Conspectus dargestellt worden ist, unbestreitbare Vortheile, die es zwar immer noch einigermafsen bedenklich machen, ob man der einen oder andern Methode unbedingt den Vorzug zugestehen soll, die aber auf keinen Fall gänzlich aufgegeben werden dürfen. Diesem schwankenden Zustand wird man wohl am sichersten durch eine Vereinigung beider Methoden entgehen, indem man die Entwickelung der Gattungen, worin das wahre Wesen der Literaturgeschichte begründet ist, zur Hauptsache macht, und eine synchronistische Darstellung in Form einer Tabelle nebenbei laufen läfst. Die ästhetische Behandlung vorwalten zu lassen, ist auch dem Geiste des Alterthums selbst am gemäfsesten, da bekanntlich die Alexandrinischen Grammatiker und unter den Römern Quintilianus die von ihnen als kanonisch oder classisch anerkannten Autoren nach den Gattungen geordnet haben. In gleichem Sinne spricht sich darüber ein neuerer Kritiker des ersten Ranges aus, W. v. Humboldt in seinem Briefwechsel mit Schiller S. 314. —

In der Einleitung handelt der Verf. von der classischen Literatur überhaupt und von dem Range, welchen sie im Gebiete der Alterthumswissenschaft einnimmt, ferner von der Originalität der Griechischen Literatur, die nach seiner Ansicht, gleich aller Hellenischen Bildung, zwar von fremder Einwirkung ursprünglich ausgegangen, doch in ihrem Fortgange eine durchaus eigenthümliche, dem Charakter dieses Volkes entsprechende Richtung genommen hat. Das Letztere ist als etwas ausgemachtes zu betrachten, gegen das erstere aber sind in neuerer Zeit begründete Zweifel erhoben worden. Den Beschlufs der Einleitung macht ein Verzeichnifs der Hülfsquellen und der Sammlungen Griechischer Schriftsteller.

Die sieben Zeiträume zerfallen in 103 kleinere Abschnitte (*chapitres*), deren erster in jedem Zeitraum einen allgemeinen Ueberblick über den jedesmaligen politischen und Cultur-Zustand Griechenlands gewährt, und überhaupt alles dasjenige in sich vereinigt, was eine besondere Einleitung zu den einzelnen Perioden zu bilden geeignet ist. An diese Einleitungen reihen sich die in einzelnen Perioden fallenden Inschriften.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Histoire de la littérature Grecque profane, depuis son origine jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs etc. Par M. Schoell. 8 Tomes.

Geschichte der Griechischen Literatur, von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken, von M. S. Friedr. Schoell. Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, von J. F. J. Schwarze und M. Pinder. 3 Bände.

(Schlufs.)

Ein wesentlicher Vorzug des Schöllischen Werkes besteht eben in der Verbindung der Griechischen Inschriften mit der Geschichte der Literatur, wiewohl es keinem Zweifel unterworfen ist, dafs gerade dieser Theil nach Erscheinung des vollständigen *Corpus inscriptionum Graecarum* von Boeckh eine radicale Umänderung erfahren mufs, wie zum Theil schon jetzt in der Uebersetzung in dem Abschnitt über die ältesten Inschriften geschehen, indem die Erwähnung der fünf Fourmontischen, von Boeckh angezweifelten Inschriften unterblieben ist. Der Verf. will Fourmont's Charakter zwar aus localen Ueberlieferungen in Schutz nehmen, ist aber den wissenschaftlichen Beweis, um den es sich hier zumeist handelte, schuldig geblieben.

Der erste Zeitraum bildet zwei Abschnitte. 1) Ursprung der Bevölkerung Griechenlands; Zustand dieses Landes vor der Zerstörung Troja's; wozu in der Uebersetzung noch ein Anhang kommt über die Colonisation des alten Griechenlands durch Cekrops, Danaus und Cadmus, von J. H. Schnitzler, welcher die neuesten Hypothesen über diesen Gegenstand zusammenstellt, jedoch Nr. 3. Welcker's gehaltreiche Schrift über eine Kretische Colonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König unberücksichtigt gelassen hat. 2) Von der heiligen Poesie, deren Ursitz hauptsächlich in Trakien zu suchen ist. Bei den Nachrichten über die einzelnen Dichter dieses mythischen Zeitalters hält sich der Verf. streng an die Tradition, wiewohl es mehr als wahrscheinlich ist, dafs wir in den Namen Linos, Orpheus, Musäos u. a. nur Collectiv-Begriffe zu suchen haben: sie bezeichnen entweder gewisse Eigenschaften des Gesanges, oder drücken das Verhältnifs, worin sie zu einer Priester- oder Sänger-Kaste stehen, in der Art aus, dafs das Individuum gegen den allgemeinen Begriff der Poesie oder gegen die Classe, wozu es gehört, völlig verschwindet. Linos zunächst ist von einer besondern Art des Gesanges genannt, und erscheint schon in den Homerischen Gedichten als *nomen appellativum Il. σ*, 570. wo bei der Weinlese ein Knabe die φόρμιγξ spielt, und einen schönen λίνος dazu singt: λίνον δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν λεπταλέῃ φωνῇ. Genauer handelt hierüber Welcker in der allg. Schulzeitung 1830. Nr. 1. ff. *Eumolpos* enthält selbst in seiner Zusammensetzung (εὖ μέλπειν) den Begriff eines Collectiv-Namens; *Musäos* ist ein von der Muse Begeisterter, kurzum ein Dichter; die Persönlichkeit des Orpheus ist schon von Aristoteles bezweifelt worden (Cicero N. D. I, 38); und eine richtige Erklärung von Herodotos II, 53 führt beinahe auf dasselbe Resultat. — Ueber die Kumäische Sibylle und den Einflufs ihrer Weissagungen auf die älteste Römische Geschichte ist von besonderer Wichtigkeit O. Müllers Abhandlung im *Classical Journal Vol.* 26. *p.* 308. *sqq.*

Die zweite Periode umfafst vier Abschnitte. Der erste handelt aufser dem politischen Zustand in damaliger Zeit von der Gründung Hellenischer Colonien in Kleinasien, Unteritalien und Sicilien, von den Dialekten, dem Griechischen Alphabet und den ältesten Inschriften. Es ist ein altes und von Hrn. Schöll wiederholtes Vorurtheil, Homeros und Hesiodos hätten im Jonischen Dialekt gesungen; gründliche Forschungen aber haben zur Genüge dargethan, dafs die Sprache jener

Digitized by Google

Dichter gleichsam den Keim aller späterhin erst durch die Schrift ausgebildeter Mundarten in sich verhüllt, und am schicklichsten epische Sprache zu nennen ist, sowie es im Mittelalter für die deutsche Poesie eine hochdeutsche Sprache gab, die man gleich unpassend auch Schwäbische Mundart zu nennen pflegte. Diese epische Sprache ist auch von den elegischen Dichtern gröfstentheils beibehalten worden, worüber Fr. Thiersch treffliche Bemerkungen gemacht hat in den *Actis Monac. Vol. III. p.* 603. *sqq.*

Der Abschnitt über die epische Poesie liefert eine verständige Zusammenstellung verschiedener über diesen Gegenstand vorgebrachter, oft gerade einander entgegengesetzter Ansichten. Um aber die allmählige Entwickelung der Dichtkunst bis zu dem Grade von Vollkommenheit, wie sie in Homerischen Gesängen zum Vorschein kommt, sich so recht anschaulich zu erklären, müssen wir uns nach den Berichten und Andeutungen der überkommenen Gedichte selbst eine möglichst deutliche Vorstellung von dem Zustande des Volksepos vor der höchsten Ausbildung desselben zu abstrahiren suchen. Dieser Zustand läfst sich freilich zum Theil mehr ahnden, als mit Sicherheit beschreiben, und kann hier nur in den flüchtigsten Umrissen berührt werden, indem eine genauere Ausführung dem künftigen Geschichtschreiber der epischen Poesie vorbehalten bleibt.

Das Epos, wie es bei allen Völkern, deren geistige Ausbildung frei und selbstständig vor sich ging, sich gestaltet hat, ist ursprünglich der Ausdruck einer lebhaft gefühlten Thatsache, welche durch die Phantasie erhöht und gleichsam idealisirt, in dem Gedächtnifs eines ganzen Volksstammes von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und durch den Zauber des Gesanges stets wieder verjüngt wird. So finden wir es im Indischen, so im Hellenischen, Germanischen und Schottischen Epos. In der Person des Demodokos und Phemios zeigt der Dichter der Odyssee zur Genüge, dafs blofs mündliche Mittheilung das Organ der Poesie war, und an eine Ueberlieferung durch die Schrift gar nicht gedacht werden darf. Im *Ramayana* hat A. W. v. Schlegel's Scharfsinn ein ähnliches Verhältnifs entdeckt, und die Urgestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth lebte nicht auf dem Papier, sondern im Munde des Volkes. Ehe die beiden gröfsern Gedichte, Ilias und Odyssee, aus einem ganzen Meere von Liedern, wovon Hellas in frühester Zeit gleichsam überschwemmt war, hervortauchten, waren einzelne Sagen besonders bearbeitet, und nach dem jedesmaligen Interesse gewisser Volksstämme mehr oder weniger beliebt. Sowie die Sagen über Odysseus zu einem unabhängigen Gedichte vereinigt worden sind, ebenso bildete in ältester Zeit gewifs der Gerenische Nestor einen eigenen Sagenkreis, ebenso auch Perseus, Bellerophontes, Herakles, Meleagros. u. a. Dafs Lieder über die Argonautenfahrt überall im Schwunge waren, geht aus der ausdrücklichen Erwähnung in der Odyssee μ 70 hervor: Ἀργὼ πασιμέλουσα. Einen andern Stoff gaben die Kämpfe der Kentauren und Lapithen, der Kadmeier u. s. w. Bei weitem die gröfste Wichtigkeit jedoch behauptete der Trojanische Sagenkreis, um welchen sich zuletzt alle andere Fabeln gleichwie um eine Angel herumdrehten. Der innere Zusammenhang dieses Sagenkreises brachte unter der Schaar Achäischer Sänger allmählig die Ilias hervor, ohne dafs die Dichter selbst eine Ahnung, geschweige denn einen deutlichen Begriff von den kunstgerechten Forderungen eines Epos gehabt hätten.

Hr. Schoell hat Wolfs *Prolegomena* zwar studirt und in seiner Art gewürdigt, scheint aber noch keineswegs in ihren tieferen Sinn weit genug eingedrungen zu sein; denn sonst würde er auf dessen ebenso naturgemäfse als wahrhaft poetische und historisch begründete Ansichten viel mehr Gewicht gelegt haben, sollte er auch gerade nicht in allen Puncten beistimmen. Etwas lächerlich mufs heutzutage Villoisons Aeufserung erscheinen, der von Wolfs Hypothese als einer *impiété littéraire* sprach, *qui ne pouvoit entendre parler de sang-froid de cet audacieux système: et l'idée qu'il avoit fourni, sans le vouloir, les bases sur lesquelles on prétendoit le défendre, l'affligeoit au point qu'il se repentoit presque d'avoir publié son ouvrage.* (*Scholia Venet.*) Dieser Engherzigkeit stellen wir, um anderer nicht zu gedenken, das vielleicht weniger bekannte Urtheil eines gleich grofsen Dichters und Kunstrichters gegenüber: A. W. v. Schlegel sagt in der Vorrede zum *Ramayana* S. XI. *Homeri carmina per diuturnum tempus viva voce tradita esse, antequam litteris mandarentur, nemo facile Graecae antiquitatis paulo peritior hodie infitiabitur, post invicta argumenta, quibus Wolfius, nostrae aetatis Aristarchus, raram ingenii solertiam pari judicii severitate temperans, totam hanc disputationem confecit.*

An die Asiatische Sängerschule der Homeriden

Digitized by Google

schliefst Hr. Schoell ohne weiters den Hesiodos an. Allein die Hesiodischen Gedichte haben einen von den Homerischen wesentlich verschiedenen Grundcharakter, der uns dringend mahnt, einer andern Quelle nachzuspüren, um den Ursprung des mehr ethischen oder gnomischen Epos der Böotischen Sängerschule aufzufinden. In der Uebersetzung ist diesem Gegenstand zwar eine kurze Note gewidmet; allein, was zumeist wünschenswerth gewesen wäre, ein zweckmäfsiger Auszug aus Fr. Thierschens geistvollen Forschungen wird ungern vermifst.

Ueber die kyklischen Dichter und den Begriff des epischen Κύκλος verbreitet die Uebersetzung kein neues Licht, obgleich Wüllners inhaltreiches Büchlein zur Benutzung vorlag. Unter den Kyklikern sind nicht nur einige weggelassen, sondern auch Namen mit aufgeführt, die in eine andre Kategorie gehören, z. B. Peisandros, Panyasis, Antimachos, die bekanntlich neben Homeros und Hesiodos den epischen Kanon bildeten.

Der fünfte Abschnitt ist überschrieben: *De l'origine de la poésie lyrique et élégiaque. — Du scolie. — De la poésie érotique.* Der erste Theil dieser Ueberschrift kann leicht zu falschen Ansichten verführen, weil die elegische Dichtungsart in ihrer kunstgemäfsen Entwickelung der vom Verf. selbst so genannten *eigentlich lyrischen* vorausgeht, und den Uebergang von der epischen zur streng lyrischen vermittelt. Nur dann, wenn wir die lyrische Poesie ganz allgemein als Gattungsbegriff fassen, und ihr den Jonisch-elegischen, den Aeolisch-melischen, und Dorisch-chorischen Charakter logisch unterordnen, kann das Lyrische der in der Literatur historisch früher begründeten Elegie vorausgehen; aber der Ausdruck: *lyrische und elegische Poesie* ist ebenso wenig vom historischen wie vom logischen Standpuncte aus zu rechtfertigen. Nicht minder unpassend ist die Ueberschrift der *erotischen Poesie*, unter welche ohne genauere Begriffsbestimmung Alkman, Alkäos, Sappho, Arion und Simonides (der letzte ist erst in der Uebersetzung dazugekommen) gebracht sind, als ob diese Dichter nichts anderes aufser der Liebe besungen hätten. Diese verkehrte Ansicht des Verfs. ist vom Uebers., der nachhelfen zu müssen glaubte, noch gesteigert worden, indem er S. 149. aus *le père de la poésie érotique* (ἐρωτικὰ μέλη) *den Vater der erotischen und melischen Poesie* gemacht hat, was natürlich zu einer Begriffsverwirrung führen mufs. Den Fehler des Originals, dafs Alkmans Parthenia *Loblieder auf Jungfrauen* (*éloges de filles*) gewesen, hat Schwarze auf Treu und Glauben beibehalten, wiewohl der Ausdruck von den Mädchenchören herrührt. Nicht minder unrichtig ist es, dafs die Jamben des Archiloches unter die streng lyrische Poesie gerechnet werden, da dieselben, insonderheit die ἐπῳδοί, doch nur als eine Mittelgattung zwischen dem Epischen und Lyrischen zu betrachten sind. Das Skolion macht einen Theil der lyrischen Dichtungsart aus, und sollte daher nicht abgesondert neben dieser behandelt werden. Ueberhaupt scheinen bei dem Verf. die feineren ästhetischen Unterscheidungen der Gattungen und Arten im Sinne des Griechischen Alterthums noch nicht durchweg zu einer bestimmten Klarheit gediehen zu sein.

Der Unterschied zwischen ἔλεγος in der Bedeutung von Klage, ἐλεγεῖον, als metrischer Bezeichnung für das Distichon, und ἐλεγεία, als einem aus Distichen bestehenden Gedichte, ist im allgemeinen, nicht so im einzelnen, vom Verf. richtig aufgefafst: der Uebers. dagegen hat abermals durch grobe Unkunde den gröfsten Wirrwarr hineingebracht, indem er eigenmächtig, ungeachtet im Original nicht die leiseste Spur dazu vorhanden ist, *Elegie* und ἐλεγεῖον für einerlei nimmt. Sowie die Form ἰαμβεῖον nothwendig von ἴαμβος abzuleiten ist, ebenso kommt ἐλεγεῖον von ἔλεγος. Es ist also eine *contradictio in adiecto*, wenn man annimmt, das Wort ἔλεγος sei später entstanden, als ἐλεγεῖον. Der Referent beruft sich wegen seiner von Hrn. Schoell wesentlich abweichenden Ansicht über den Ursprung und die Fortbildung der elegischen Poesie auf seine Abhandlung in der allgemeinen Schul-Zeitung 1829. Nr. 133 ff. Bei einzelnen elegischen Dichtern ist noch mancherlei zu berichtigen und zu vervollständigen, und die Uebersetzung würde ungemein gewonnen haben, wenn W. E. Webers Sammlung der Griechischen Elegiker zu Rathe gezogen worden wäre. Ueber Kallinos und Tyrtäos wird zu oberflächlich gesprochen, und der Uebers. zeigt abermals von starker Flüchtigkeit, dafs er in einer Note erklärt, F. Thiersch habe die Echtheit der Tyrtäischen Elegien aus dem Grunde bezweifelt, weil sie im Jonischen Dialekt verfafst wären. Ein altes, durch das Original weiter verbreitetes Vorurtheil von der leidenschaftlichen Liebe des schon ergraueten Mimnermos wird in der Uebersetzung vom Verf. selbst auf eine höchst unkritische Weise in Schutz genommen. Unbe-

Digitized by Google

greiflich ist es, dafs Hermesianax noch in den dritten Zeitraum, der ältere Philetas aber, dessen jener als eines schon hochberühmten Elegikers gedenkt, in den vierten gesetzt wird. Folgende elegische Dichter sind noch nachzutragen: Asios der Samier, Archilochus (der zwar als iambischer Dichter genannt ist, allein ohne alle Berücksichtigung seiner Elegien; da doch selbst die Alten schon stritten, ob er oder Kallinos Erfinder dieser Dichtungsart wäre), Jon von Chios, Euenos der Parier, Dionysios der Eherne, Sokrates und noch einige andere.

Der dramatischen Poesie, vorzüglich nach ihrer Entwickelung in der Attischen Tragödie und Komödie, ist eine der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechende Darstellung gewidmet. Nur der ästhetische Begriff der tragischen Trilogie hätte einer genaueren Erörterung unterworfen werden sollen. Wenn Hr. Schoell die Verschmelzung des epischen und lyrischen Elements blos in der Tragödie zu finden glaubt, so bleibt es schwer zu entscheiden, woher die formellen Bestandtheile der Komödie ihren Ursprung abzuleiten haben. Dafs der Ursprung und die Bedeutung der Komödie überhaupt mit κῶμος, und nicht mit κώμη, wie Hr. Schoell vermuthet, zusammenhängt, ist jetzt wohl so gut als ausgemacht. Durch Susarion kam zuerst die Komödie aus Megara nach Attika, wo sie alsdann ihre höchste Ausbildung und Vollendung erreichte. Die alte Attische Komödie bildet nicht blos darin den grellsten Gegensatz zu der Tragödie, dafs diese den erhabensten Ernst des Lebens zum Gegenstand ihrer Darstellung hat, sondern auch darin, dafs die Tragödie ihren Stoff gewöhnlich aus den Mythen des Alterthums, die Komödie aus der Gegenwart entlehnt. Dem Katalog der alten Komiker ist in der Uebersetzung durch Meineke's *Quaestiones scen. Spec. II.* eine bedeutende Bereicherung zu Theil geworden, die in gleichem Mafse auch die mittlere Komödie betroffen haben würde, wenn das *Spec. III.* hätte benutzt werden können. Wir tragen daraus folgende Namen nach: *Amphis* (der auch noch in der Uebers. nach *Fabricii Bibl. Gr. II. p.* 410. fälschlich der alten Komödie zugetheilt wird, obgleich ihn *Pollux Onom. I,* 233. ausdrücklich τοῖς μέσοις zuschreibt.), Antidotos, Araros, Archedikos, Augeas, Dromo, Eriphos, Eubulides, Herakleides, Kallikrates, Ophelion, Philippos, Philiskos, Simylos, Straton, Timotheos, Xenarchos.

Die Prosa wird vom Verf. zuvörderst in sieben Theile geschieden: Geschichte, Erdbeschreibung, Beredtsamkeit, Briefe, Philosophie, Mathematik, Arzneikunde. Diese Eintheilung ist durchaus unlogisch. In der Prosa wie in der Poesie stehen drei Hauptgattungen oben an, denen sich alles andre füglich unterordnen läfst. Die Poesie ist geschichtlich früher ausgebildet worden, als die Prosa, und dem Epos steht gegenüber die Historie, der Lyrik die Philosophie, dem Drama die Beredtsamkeit.

In dem vierten Zeitraum beginnt die Griechische Literatur aus ihrem naturgemäfsen Zustande in einen mehr künstlichen auszuarten, wenn gleich einzelne Erscheinungen noch des frühern Alterthums würdig sind. Die Poesie schlägt eine ganz neue Richtung in der bukolischen Gattung ein, und die erotische Elegie verjüngt sich in so zarter und edler Gestalt, dafs die Römischen Elegiker darin ihr Vorbild finden. Das Bedürfnifs eines gründlichen Studiums der eigentlich classischen Werke rief die Schulen der Grammatiker hervor, und es wurden anjetzt die strengeren Wissenschaften immer mehr erweitert und systematisch durchgebildet. In dem fünften Zeitraum befindet sich zwar die Griechische Literatur unter dem starken Einflufs der Römischen Uebermacht; schreitet aber auf der einmal begonnenen Bahn ziemlich gleichmäfsig fort. Die Byzantinischen Schriftsteller haben, wie zum Theil auch schon frühere, überhaupt einen mehr materiellen als formellen Werth, und zeugen von der immer mehr zunehmenden Entartung Griechischer Sprache und Literatur. — Soviel im Allgemeinen: im Einzelnen liefsen sich noch allerhand Bemerkungen machen, deren genauere Auseinandersetzung jedoch die vorgesteckten Schranken überschreiten würde.

Der achte Band des Originals enthält eine 457 Seiten umfassende *table synthétique et chronologique*, worauf nebst den Jahreszahlen auf der linken Seite jedesmal die politischen Ereignisse, auf der rechten die literarischen Merkwürdigkeiten kurz und bündig verzeichnet sind. Statt dieser giebt die Uebersetzung blos auf zwei Tabellen eine chronologisch-systematische Uebersicht der vornehmsten Griechischen Dichter und Prosaiker, die aber noch Einiges zu wünschen übrig läfst.

Dr. N. Bach.

Digitized by Google

Nro. 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

LXXIII.

Histoire critique du Gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne. Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et des belles-lettres par M. Jacques Matter, professeur de l'Académie royale de Strasbourg. Paris, chez F. G. Levrault. 2 Vol. avec 1 Vol. planches.

Zweiter Artikel.

Im zweiten Bande des vorliegenden Werkes folgt als viertes Kap. die Geschichte der *Aegyptischen Sekten und Schulen der Gnostiker* (p. 1—316.). — Nach einigen Bemerkungen über den Geist, welchen Aegyptens Eigenthümlichkeit einer Lehre leicht aufdrücken konnte, wird diefs durch den Charakter des Gnosticismus *(ils créent en adoptant)* näher bestimmt. Zuerst giebt der Verf. eine Darstellung der Aegyptischen Götterlehre nach ihrer Auffassung bei den späteren Griechischen Schriftstellern, wie sie ohne Zweifel an die Häupter der Alexandrinischen Gnostiker am leichtesten gelangen konnte; dabei ist aber, wie Ref. scheint, durch die vorschwebende Parallele mit diesen manches Fremde hineingetragen z. B. die *bestimmte* Idee der Syzygien. Das Mittelglied, welches nicht angegeben, höchstens angedeutet ist (p. 8 u. 35.), durch welches die Volksmeinungen Einflufs gewinnen konnten, ist wohl die durch die neuplatonische und neupythagorische Philosophie in Alexandrien hervorgerufene Religionsmengerei, welche meist durch allegorische Deutungen zu Stande kam. Sollen übrigens diese Forschungen eine auch nur einigermafsen sichre Grundlage bilden, so ist eine neue scharfe, mit Benutzung der vielen, seit Kurzem bekannt gewordenen Denkmähler unternommene kritische Revision und gründliche Geschichte der Aegyptischen Religionsvorstellungen unumgänglich nothwendig.

Als Criterium bei der Beurtheilung, um nicht Fremdes unter den Gnosticismus zu mischen, wird sehr passend folgendes aufgestellt: *En général le gnosticisme n'a rien adopté aveuglement; il a examiné l'ancien monde, non pour le reproduire, mais pour régénérer completement le monde nouveau, que le christianisme ne lui semblait pas pouvoir régénérer tout seul.* Darauf werden die einzelnen Sekten aufgezählt, welche in vier Hauptzweige zerfallen: Basilides Valentin, und ihre Anhänger, die Ophiten und die alle Moral verachtenden oder, wenn man will, antinomistischen Gnostiker.

Beim Basilides (§. 2. p. 37 ff.) scheint der Verf. Neanders treffliche Darstellung in seiner Kirchengeschichte, welche durch Beziehung auf Gieselers bekannte Recension seiner genetischen Entwickelung der gnostischen Systeme doppeltes Interesse hat, gar nicht benutzt zu haben. Da letzterer den Hauptpunct in der erwähnten Beurtheilung dieses Buchs aufs neue zur Sprache gebracht hat, darf Ref., welcher hierin schon früher seiner Meinung war, kurz darüber weggehen. —

Es dient eben nicht zur Empfehlung der Klassification des Verfs. wenn er gleich das System des ersten Aegyptischen Gnostikers nur *une émanation du Zoroastrisme tel que l'entendait la Syrie* (p. 41.) nennen mufs, welches aber nicht ganz gut mit der gewifs auch minder richtigen Aeufserung übereinstimmt, dafs seine Lehre sich durch die altägyptischen Religionsmeinungen, wie sie durch Jüdischen, Persischen und Griechischen Einflufs modificirt waren, am besten erklären lasse (p. 38.). Hätte daher Basilides als Syrer nicht lieber geradezu unter die Syrischen Gnostiker gerechnet werden sollen? Der Aegyptische Name seines Sohnes Isidor beweist seine Vorliebe für Aegypten nicht hinreichend, um zu behaupten, dafs sie bedeutend auf seine Ansichtsweise gewirkt, und in den Theilen des Sy-

Digitized by Google

stems, welche wir kennen, tritt nichts davon hervor. Die Namen, welche in seinem System vorkommen, sind alle hebräisch oder eigentlich aramäisch, keiner kann mit Sicherheit für aegyptisch gehalten werden. — Vergebens hat Ref. sich auch hier nach Beweisen für manche Behauptungen umgesehen: dafs er, was an sich nicht unwahrscheinlich ist, den Petrus höher geschätzt, als den Paulus (p. 39.); dafs im Eingange seines Systems eine Verwahrung gegen den Vorwurf der Neuerung vorkomme (welches der Verf. aber vielleicht nur in dem richtigen Sinne nehmen will, dafs er sich, wie alle Gnostiker, auf Tradition berief) u. s. w. Die so späte Nachricht von Verwerfung der Pastoralbriefe, wovon sonst keine Spur sich findet, ist wohl nur ein Irrthum des auch sonst oft ungenauen Hieronymus, welcher seine Meinung mit der des Marcion verwechselt haben möchte. Sehr unpräcis werden (p. 43.) B. emanatische Vorstellungen als allegorische bezeichnet, welches (p. 44.) so weit zurückgenommen ist, dafs es nicht Allegorien in unterm Sinne, also eigentlich gar keine sind, wenn man eine gewisse Angemessenheit der meisten dieser phantastischen Vorstellungen zu den Gedanken, deren verfehlter Ausdruck sie sind, nicht in allen gnostischen Systemen als Allegorien bezeichnen will. Warum der Verf. die *δικαιοσύνη* ganz willkührlich mit der *εἰρήνη* identificirt (p. 43.) aus B's Aeonenreihe verbannt, obgleich er doch nachher dieselbe aus sieben Gliedern bestehen läfst, ist Ref. unbegreiflich; Clemens Al. unterscheidet sie deutlich, indem er letztere eine Tochter der vorhergehenden nennt, und sagt (*Strom. IV, p.* 539.): *ὑπόστατας δικαιοσύνην τε καὶ τὴν θυγατέρα αὐτῆς τὴν εἰρήνην ὑπολαμβάνει ἐν ὀγδοάδι μένειν ἐνδιατεταγμένας.* (*ὑπόστατας* i. q. *ὑφιστᾶσας*, die ihr eigenes, selbstständiges Wesen haben *Strom. VII, p.* 769.)

Das Wort *Abraxas* (astronomisch bedeutend = 365 nach der Zahl der Tage) ist schwerlich von den Basilidianern erfunden (p. 46.) vielmehr wahrscheinlich aus alten Mysterien oder Speculationen genommen; Ref. bezweifelt daher sehr, dafs alle Gemmen, worauf es vorkommt, basilidianisch sind. Wahrscheinlich hat das Wort auch noch irgend eine geheime Bedeutung, die sich aber schwerlich mit einiger Sicherheit wird bestimmen lassen.

Die Nachrichten über die Basilidianer (p. 81—100 §. 3.) sind, so scharf es die alten Zeugnisse möglich machten, von denen über den Stifter ihrer Schule geschieden. Der kritische Grundsatz, diesem die einfachsten Lehren, die davon abgeleiteten den Schulen zuzuschreiben, läfst freilich dem historischen Takte mehr Spielraum, als der von Neander, dafs B's System am reinsten aus Clemens Alex. zu schöpfen sei, ist aber eben defshalb bei der Anwendung dem willkührlichen Mifsbrauche weit mehr ausgesetzt, den der Verf. jedoch glücklich vermieden hat, ungeachtet er eine durchgreifende Anwendung von demselben macht. — Ueber das schwierige und vielbesprochene *Kaulakau* handelt der Verf. sehr gründlich und klar (bes. p. 88 und 91. n. 1.).

Gleichsam das Resultat, welches der Verf. aus der Behandlung dieses Systems gewinnt, ist in folgenden Worten enthalten: *Ils se plaçaient à égale distance du Christianisme et du Judaïsme* (p. 95.). Schliefslich bemerkt er, wie alle Sekten mit der Zeit ausarteten, so sei es auch dieser gegangen; doch dürfte der Vorwurf der Sittenlosigkeit wohl nur einen Zweig der späteren Basilidianer treffen.

Dann folgt Valentin nebst seiner Schule (§. 4. 5. p. 101—84), denen mit Recht ein so bedeutender Platz eingeräumt wird, nicht nur wegen der Bedeutung dieser Sekte an sich, sondern auch weil sie vorzugsweise zur Abfassung von Irenäus wichtigem Werke wider die Häretiker Anlafs gegeben hat und uns daher besser bekannt ist, als die meisten der übrigen gnostischen Sekten. — Der Verf. erweist hier mit guten Gründen, dafs die nur koptisch erhaltene Fidelis nicht Sophia Valentins Schrift sein könne. — In Hinsicht auf Val.'s Leben hätte der Verf. es wohl nur als Vermuthung vortragen sollen, dafs er in Rom excommunicirt sei (p. 108.), da Tertullian nicht sagt, wo diefs geschehen sei. Auch hätte, ehe die Auseinandersetzung seiner Lehre begann, die ausdrückliche Anerkennung nicht fehlen sollen, dafs sich dieselbe von der seiner Schüler nicht vollständig absondern läfst, zumal da des Verfs. ganze Darstellung diefs hinreichend zeigt. In der Ansicht folgt er hier Neander, dessen vortreffliche lichtvolle Entwickelung dieser Lehre der zerstreuenden Methode, welche hier angewandt ist, sehr vorzuziehen ist (vergl. p. 119 und 122.). — Die Aeonennamen warten noch immer auf eine bessere Erklärung; denn die auch hier gegebene (p. 123 - 26) scheint Ref. so höchst unsicher und zum Theil gezwungen, dafs sie nur als eine Uebung des Scharfsinns betrachtet werden kann, das System auch nicht im Mindesten in's Licht setzt; die Entstellung ist aber auch so

Digitized by Google

arg, daſs man wohl schwerlich Hoffnung hat, die ursprüngliche Gestalt der Worte darin je wieder zu erkennen. — Der θέλητος (p. 128.) ist nicht der Wille, sondern dessen Ziel, vielleicht die Erkenntniſs oder doch die Sehnsucht, welche dahin treibt. Nach Epiphanius gab Val. den Gliedern der Dodekade und Dekade den Namen προύνικος, nicht aber, wie der Verf. will, auch denen der Ogdoas (p. 132. not. 1.). — Es hätte wohl nicht übergangen werden sollen (p. 133), daſs Jesus sich erst mit der κάτω σοφία verband, und ihr Wesen durch den Horos (einmal eine bedeutende Analogie aus der ägyptischen Mythologie!) befestigte, dann aber sie wieder verlieſs, ohne Zweifel, damit sie zur vollen Einsicht ihres Elends käme, darauf endlich sie vollkommen erlöste. — Warum ist Val.'s Ansicht über die Materie in eine Anmerkung verwiesen (p. 141.)? Billig hätte übrigens dabei bemerkt werden müssen, daſs der Name κένωμα, mit dem sie bezeichnet wird, im Gegensatz zum πλήρωμα, der Fülle der göttlichen Realität, steht, ähnlich wie das Platonische μὴ ὄν zu dem ὄντως ὄν. Die Nachricht des Irenäus (p. 145), daſs der Demiurg die höhere Welt gar nicht kenne, während doch selbst der Satan von ihr wisse, könnte man bezweifeln, da sie, wie es scheint, nur auf einem sehr schwachen, auf den Gebrauch des Worts πνεῦμα gestützten Schlusse des Irenäus ruht, welcher (I, 1. §. 4. p. 26.) sagt: dieser sei πνεῦμα τῆς πονηρίας, dagegen jener nur eine *psychische* Natur.

Nachdem der Verf. (p. 150.) eine wirklich schöne Stelle von Val. angeführt, ruft er aus: *Cet admirable passage nous fait voir, que le système de Valentin se présenterait tout autre, si nous possédions encore les écrits de ce docteur.* — Als Grundidee wird mit Recht die ganz orthodoxe angegeben, *que par la rédemption du Sauveur, par le Christianisme, tous les êtres spirituels doivent être ramenés à leur primitive condition* (p. 152.). Freilich veränderte die Meinung über die Art der Erlösung, nämlich durch Gnosis, die ganze Stellung des Systems; aber es kann kaum ein interessanteres Schauspiel geben, als gerade in den so willkührlichen und hochfahrenden gnostischen Sekten die siegreiche Macht des Christenthums um so herrlicher hervorbrechen zu sehen.

Valentins Nachfolger (p. 156.) breiteten seine Lehre weit aus und es wird uns wohl eine gröſsere Zahl von solchen unter ihnen genannt, welche einen bedeutenden Einfluſs gewonnen, als aus irgend einer andern gnostischen Sekte. Der erste ist Secundus, welchen der Verf., Ref. weiſs nicht aus welchem Grunde, als Nachfolger des Valentin, wohl in Leitung seiner Schule, oder als Haupt seiner Partei nach ihm, betrachtet. Er hat, wie richtig bemerkt wird, eine fundamentale Veränderung in der Theologie derselben hervorgebracht, indem er schon in der Ogdoade eine rechte und linke Tetras unterschied, welche dem Licht und der Finsterniſs entsprechen sollte; er selbst aber übersah die Folgen dieser Annahme wohl nicht, wie eine zwar dunkle, aber gewiſs in diesem Sinne zu deutende, von unserm Verf. und auch von Neander übergangene Stelle des Irenäus zeigt, daſs er sich viele Mühe gab, das Böse ganz auſserhalb des Pleromas zu setzen; die Worte sind folgende (I, 11. §. 2. p. 54.) τὴν δὲ ἀποστᾶσάν τε καὶ ὑστερήσασαν δύναμιν μὴ εἶναι ἀπὸ τῶν τριάκοντα αἰώνων, welches die altlateinische Uebersetzung so gibt: *discedentem autem destitutam* (zu lesen *deficientem?*) *virtutem non a triginta aeonibus dicit esse, sed a fructibus eorum.* Dieſs heiſst aber wohl nichts anders, als: obgleich die Aeonen sich in Licht und Finsterniſs scheiden, ist darum doch weder die rechte, noch die linke Tetraktys böse; das Böse findet sich erst bei den niederen Erzeugnissen (Emanationen?) derselben ein. Ihm schwebte wohl dabei die auch im Pythagoreischen System zum Grunde liegende, aber bei ihm ebenso wenig zu klarem Bewuſstsein gediehene Idee vor, daſs sich Werden nicht ohne Gegensatz denken lasse. Schon der Name τετρακτύς könnte auf die Benutzung Pythagoreischer Speculationen hindeuten (vgl. die in Rixners Geschichte der Philos. I. S. 97. mitgetheilten Stellen). Daſs die Schule des Secundus sehr zahlreich war, wird, wie es scheint, bloſs daraus abstrahirt, daſs so bedeutende Männer, wie Isidor und Epiphanius, des Basilides und Karpokrates Söhne, zu ihr übergetreten. Dieſs ist aber in Beziehung auf Letzteren wahrscheinlich ein Irrthum; denn wenn auch *Clem. Alex. Strom. III*, p. 312., wo von ihm gesagt wird καθηγήσατο τῆς μυναδικῆς γνώσεως sich mit *Iren. I*, 11. §. 3. wohl in Einklang bringen läſst, so ist doch Ersteres viel zu unbestimmt, und an letzterer Stelle höchst wahrscheinlich (c. 15.) Marcus zu verstehen, dessen Name durch irgend einen Zufall ausgefallen sein mag: sonach wäre Epiphanes, wie auch sein kurzer Lebenslauf wahrscheinlich macht, nie zu Sekundus Schule übergetreten. Uebrigens würde Ire-

Digitized by Google

näus den Epiphanes hier nicht berühmt genannt haben (p. 158.), wenn er zu verstehen wäre, da man an ihn eben nur unter der Voraussetzung denken könnte, dafs der Lateinische Uebersetzer seinen Namen für ein *Appellativum* gehalten und durch *clarus* übersetzt habe. — Aber auch Isidor hätte der Verf. (p. 160.) nicht mit solcher Zuversichtlichkeit unter die Sekundianer rechnen sollen, da Epiphanius, der einzige Zeuge für diese Thatsache, sich selbst unsicher darüber ausspricht. Die Unsicherheit eines Faktums sollte immer in der Geschichte bei demselben bemerkt werden, damit nicht halbrichtige Angaben herrschend werden.

Einen andern Zweig der Valentinianischen Schule soll Ptolemäus begründet haben (p. 161.) für den die Quellen reichlicher fliefen; sein interessanter Brief an die Flora ist aber von Neander viel besser benutzt worden, als von unserm Verf. — Ohne auf des Letzteren Zweifel, ob Marcus auch wirklich Valentins Schüler war, und nicht blofs mit ihm aus einer Quelle schöpfte, Rücksicht zu nehmen, behandelt der Verf. ihn, und, wie es scheint mit Recht, als einen solchen (p. 165 ff.). Man könnte aus den Berechnungen bei Irenäus (I, 15. p. 76.), wie wenn er dem Worte Christos acht Buchstaben beilegt, versucht sein, zu vermuthen, dafs er Lateinisch geschrieben, wenn nicht aufser andern dazu minder passenden Berechnungen, auch die Aramäischen Aeonennamen es wahrscheinlich machten, dafs derselbe aus Palästina gekommen sei, welches freilich aber immer nur eine Vermuthung bleibt, da ja Niemand sagen kann, welche willkürlichen Vermengungen hier vorgegangen sein mögen. Die Proben der Schriftauslegung der Marcositen in der eben berührten Stelle verdienen in der That Beachtung: in ihnen liegt die grenzenlose Willkür dieser kabbalistischen Gnostiker aufs Klarste vor. Doch sieht man bei aufmerksamer Vergleichung der von Irenäus gegebenen Nachrichten, dafs er hier Versehen begangen haben mufs und vielleicht geschichtliche Lehrmeinungen einzelner Schüler mit denen des Lehrers verwechselt. Namentlich erklären sich daraus manche Verwirrungen in der Buchstabenrechnung, welche überdiefs auch wohl an sich zum Theil nicht klarer gewesen sein mag, als die mancher Ausleger der Apokalypse. Es wird seinen Anhängern aber nicht Unterschiebung (p. 170.), sondern blofs Benutzung schon vorhandener Apokryphen Schuld gegeben, *Iren. I*, 19. *p.* 90.

Kolorbasus (p. 170.) sehr schwach: die Haupteigenthümlichkeit seines Systems, um derentwillen er allein Erwähnung verdiente, dafs er nämlich die Ogdoas auf einmal hervortreten liefs, und also die einzelnen Aeonen nicht mehr zu eigentlichen Emanationen, sondern eher zu Erscheinungsformen Gottes machte, ist gar nicht berührt. Irenäus schrieb mit ihm zu gleicher Zeit, oder doch gar zu bald nach ihm, als dafs man die Schüler hier vom Meister unterscheiden dürfte, obgleich er jene mit einbegreift (I, 11. §. 5.). Dann folgt Herakleon, der vermuthlich (der Verf. weifs es aber gewifs), weil schon Klemens und besonders Origenes ihn so fleifsig benutzten, in Alexandrien lebte. Hier, wo es wieder an Quellen nicht fehlt, hätte der Verf. sich den Vermuthungen nicht so sehr hingeben sollen. Doch gehört (man mufs es bekennen) ein Oedipus dazu, um alle die Räthsel zu lösen, welche die Nachrichten über seine Doktrin aufgeben. Wie können z. B. die πνευματικοὶ mit dem λόγος identificirt werden (*Grab. Spicil. Saec. II, Tom. I. p.* 87.), da doch nach Valentin ἄνθρωπος und ἐκκλησία eine von dem λόγος und der ζωή ausgehende Syzygie bilden? (vgl. *ib. p.* 113.). —

Nach einigen treffenden Worten über den nun eintretenden Verfall der Schule (p. 175 ff.) folgen Theodotus, der wohl eine etwas ausführlichere Behandlung verdient hätte, und Alexander, welche diesen Verfall ein Zeitlang aufhielten, aber nicht hindern konnten. Zuletzt werden manche Vorwürfe besonders gegen den moralischen Charakter der Valentinianer beleuchtet.

Die *Ophiten*, welche der Verf. im sechsten Paragraphen (p. 184 — 251.) behandelt, und zu denen die Sethiten und Kainiten (bis p. 261.) gewissermafsen nur einen Anhang bilden, würden besser gezeichnet worden sein, wenn ihr Grundcharakter, wie ihn Neander im Gegensatz der Valentinianer ebenso wahr, als einfach angibt (genet. Entw. p. 230.), strenger festgehalten wäre; besonders hätte das pantheistische Element in ihrer Lehre mehr in den Vordergrund gestellt werden sollen. — Die Theilung nach Ländern reicht hier abermals nicht aus: ob die Sekte in Aegypten entstanden, ist wenigstens zweifelhaft und auf jeden Fall ist auch ein Asiatischer, ja sogar ein Europäischer Zweig unter denselben anzutreffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Histoire critique du Gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques de six premiers siècles de l'ère chrétienne. Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et des belles-lettres par M. Jacques Matter.

(Fortsetzung).

Doch weist der Verf. selbst auf diese Unsicherheit hin, welche er mit dem Synkretismus der Ophiten in Verbindung bringt. Wir setzen die Stelle, worin er es thut, ganz her, weil sie kurz und für seine Darstellung charakteristisch ist. *Le syncrétisme*, sagt er hier, *est ici tellement impartial, ou plutôt le jugement sur l'infériorité de tous les autres systèmes est tellement universel, qu'on ne sait trop où chercher le berceau des ophites. Si l'on n'avait égard qu'à leurs symboles et à leur language, on les prendrait pour une secte née en Egypte sous l'influence de la kabbale (?); si l'on ne considérait que leur panthéisme ou leurs rapports avec les sabiens et les manichéens, on leur assignerait l'Asie pour origine* (und das ist Ref. noch immer das Wahrscheinlichere); *si l'on n'examinait que la conformité de leurs principes avec ceux de Valentin, on les condamnerait au rôle de déserteurs de ce maître.* Allein man müsse sie nicht als Nachahmer, sondern als Schöpfer eines eignen neuen Systems ansehen, *qui admet une révélation de second ordre dans toute la classe pensante du genre humain, et une révélation supérieure dans le christianisme véritable, qu'ils distinguent soigneusement de celui des apôtres.* Zuviel rühmt der Verf. ihnen aber nach, wenn er sich (p. 186.) so ausspricht: *De tels hommes n'appartenaient à aucun pays, et ils appartenaient à l'ordre universel des intelligences supérieures autant qu'au genre humain!* — Von vorchristlichen, heidnischen oder jüdischen Ophiten will der Verf. nichts wissen; doch bleibt die Stelle *Orig. c. Cels. Spenc. p.* 119. immer merkwürdig, wo er sie und die Kajaner als *μηδὲ τοῦ ὀνόματος τοῦ Ἰησοῦ κοινωνοῦς* bezeichnet. — Uebrigens ist von ihnen wohl nicht erweislich, wenn gleich wahrscheinlich, dafs sie, wie andre Gnostiker, apokryphische Bücher gebraucht haben.

Die Darstellung dieses interessanten Systems, welches durch eine in mancher Hinsicht gut angelegte, dennoch aber mangelhafte und selbst mit dem Text nicht recht in Einklang stehende (die Axt ist ausgelassen, das Wort Leviathan nur einmal angebracht u. s. w.) Abbildung der Ophitischen Lesetafel, des sogenannten Diagramms, so weit es sich herstellen liefs, veranschaulicht wird (*Planche* 1. *D.*), ist zwar im Ganzen nicht mifslungen, leidet aber doch an manchen Mängeln und Unbestimmtheiten. So durfte das Hervorgehen der Aeonen schwerlich durch *création* bezeichnet werden (p. 192. 93.); ferner hätte bemerkt werden sollen, dafs Sophia-Achamoth alle ihre Kräfte anstrengte, nicht nur, um sich zum Himmel zu erheben (p. 197.), sondern auch, um eine Grenze zu bilden (welches der Lufthimmel ward) um dadurch, wohlmeinend wie sie war, die Oberwelt gegen das Eindringen der (ob mit einem eigenthümlichen Leben begabten, oder ob bewufstlos dem Lichte zustrebenden?) Materie zu schützen, deren gewaltsamen und mächtigen Angriff sie so eben erfahren, oder wie Irenäus (I, 30. §. 3.) sich ausdrückt: *machinatam esse abscondere illud, quod erat desuper lumen*, es gleichsam mit ihrem Gewande zu bergen, zu umschliefsen und so zu schützen. — Uebergangen ist, (p. 196.) dafs Jaldabaoth von der Sophia in einem Zustande der Bewufstlosigkeit, gleichsam der Ueberwältigung durch die Materie, hervorgebracht worden, woraus allein sich das Ueberwiegen des Materiellen in ihm erklärt. — Dafs Feta-Hil nichts anders als der Gott Phtha (El!? — Phtha wie der Verf. sagt) ist doch sehr zweifelhaft (p. 205. und 411. not. 2.), die Parallele p. 204. wenigstens ganz mifsglückt. — Die Frage, wie der Baum der Erkennt-

Digitized by Google

niſs ins Paradies gekommen, wirft der Verf. nicht auf, so viel Licht ihre Beantwortung auch über einen der dunkelsten Theile des Systemes verbreiten würde. Aber leider muſs man sich hier mit Vermuthungen behelfen: war vielleicht Jaldabaoth gezwungen, einen Theil der der Sophia entzogenen ἴκμας τοῦ φωτός darin einzuschlieſsen, um sie vor seiner Mutter zu verbergen, oder that dieſs Sophia selbst, etwa durch den Genius Ophis? (p. 207. 217. n. 1. wo 4 Mos. XXI, 8. zu lesen). — Christus ward übrigens nicht vorzugsweise *à la race pure des pneumatiques* (p. 214.) herabgesandt, sondern *emissus est ad sororem suam et humectationem lucis*, jene in der Körperwelt zerstreuten Theile des himmlischen Lichts, welche durch das Versinken der Sophia in die Materie in die Welt gekommen, um sie durch Vermittelung der Pneumatischen wieder an sich zu ziehen. — Ueber das Diagramm (p. 220—46.) hat Ref. zum Theil abweichende Ansichten, deren Darstellung aber hier zu weitläuftig sein würde, daher er vielleicht eine andre Gelegenheit dazu benutzt. — Noch verdient des Verfs. Klassification der Ophiten nach ihrem Verhältnisse zum Judenthum (p. 253.) Aufmerksamkeit. Er sagt darüber: *Nous voyons dans la grande école des ophites une tendance très-judaïque (Séthiens), une tendance anti-judaïque par ultra-christianéité (? ophites purs), et une tendance ennemie du judaïsme, par abus de quelques principes du christianisme (caïnites).* Der Zeitfolge nach hätten wohl die Kainiten, deren schon Irenäus erwähnt, vor den Sethiten behandelt werden sollen; der Verf., welcher dieſs aber gar nicht erwähnt, hat die umgekehrte Ordnung wohl ihres innern Charakters wegen vorgezogen. — Gegen des Verfs. Meinung (p. 252.) möchte Ref. glauben, daſs nach den Sethianern im Anfang nicht zwei Paar Menschen erschaffen wurden, sondern nach dem Vorbilde der ἄνω ἐκκλησία ein Weib und zwei Männer; vgl. *Epiphan. Haer. XXXVIII*, 1. *p.* 277. *(ed. Col.* 1682.*)*, wo es heiſst ταύτας δὲ τὰς δυνάμεις τῇ Εὐᾷ προσπλακείσας γεγεννηκέναι τὸν Κάϊν καὶ τὸν Ἄβέλ καὶ εἶναι τῆς μὲν τὸν Κάϊν, τῆς δὲ τὸν Ἄβέλ. Ebendaselbst (p. 278. b.) erscheinen übrigens ganz unchristliche Ansichten von der Person des Erlösers, welche zur Charakteristik des Systems hätten benutzt werden sollen. — Offenbar herrschte übrigens unter diesen Sekten gerade die bunteste Meinungsverschiedenheit. —

Hierauf wird Karpokrates mit seiner Schule behandelt, (§. 8. u. 9.) p. 261—310.), welchen Abschnitt der Vf. so einleitet: *La dernière grande école de la gnose atteste de son côté le puissante influence des ophites. L'école de Carpocrate partage ses principes les plus characteristiques avec les caïnites, la branche la plus hardie et la plus conséquente de tout l'ophitisme.* Darf man auch Letzteres mit Grund bezweifeln, so ist doch der Zusammenhang mit dem Ophitismus nicht zu leugnen. — Die Frage, ob Karpokrates und seine Anhänger Christen waren, beantwortet der Verf. dadurch, daſs er zu zeigen sucht, daſs sie sich so nannten, und das scheint wirklich der Fall gewesen zu sein, da sonst die Kirchenväter, welche von ihnen reden, gewiſs eine so gehässige Partei nicht als eine christliche würden behandelt haben; gewiſs verdiente sie aber nicht eine christliche zu heiſsen, da sie ein Gemenge der allerverschiedenartigsten Elemente war. — Woher weiſs der Vf., daſs K. nur das Evangelium des Matthäus brauchte, wofür doch die Anführung einer Stelle daraus keinen Grund abgeben kann. Willkürlich ist auch die Annahme, daſs er aus Streben nach Einfachheit die gesammte Aeonenlehre verwarf (p. 265.); daſs uns nirgends dergleichen erhalten ist, könnte in der Aufmerksamkeit seinen Grund haben, welche seine praktischen Lehren erregten, und in dem Widerwillen gegen dieselben, welcher auch in neueren Zeiten nicht selten die Folge hatte, daſs sein System kürzer abgefertigt wurde. So viel liegt wenigstens offenbar in seiner Lehre, wie auch der Verf. (p. 267.) zugibt, daſs die ganze Welt, alles Sichtbare von untergeordneten Geistern muſs erschaffen sein, weil die Gottheit sich nach ihm unmöglich mit der Materie in Berührung setzen kann: eben der Sieg über sie verbindet die Seele mit dem Θεὸς ἄγνωστος. — Wenn die Karpokratianer nach dem Verf. (p. 269.) eine ganze Reihe von Tugenden an Christus rühmen sollen, so findet sich davon wohl schwerlich etwas in den authentischen Berichten über sie, sondern bloſs die Behauptung einer gröſseren Energie seiner Seele (wobei περιφορὰ, wie es scheint, eine Art von Kunstwort); sie ist, wie Irenäus (I. 25. §. 1. p. 103.) sagt, wenn wir ihn nach dem Griechischen Texte anführen, wie er sich beim Epiphanius findet, διὰ πασῶν τῶν πράξεων χωρήσασα καὶ ἐλευθερωθεῖσα. Was dieſs heiſst, weiſs der Verf. hinreichend (p. 257. n. 1.); es ist daher zu verwundern, daſs er hier die Folgen, welche daraus hervorgehen, ignorirt, obgleich Epiphanius sie ausdrücklich angibt.

Digitized by Google

Ein Streben den hart angegriffenen Ketzer wenigstens gegen sittliche Vorwürfe zu retten, scheint den Verf. zu allzugrofser Milde verleitet zu haben. (p. 268. n. 1.) Da die Fragmente des Epiphanius beim Clemens (p. 274.) keinen Zweifel gegen ihre Aechtheit Raum geben, und mit den sonstigen historischen Andeutungen bei diesem keineswegs leichtgläubigen Kirchenvater übereinstimmen, hat man dadurch noch keinen Grund zum Mifstrauen, dafs man sich nicht vorstellen kann, dafs diefs oder jenes wirklich so gewesen. Ein solches Raisonnement legt der Verf. dem Irenäus ganz mit Unrecht in den Mund (p. 278.); dieser sagt vielmehr: Läse man blofs, dafs jene Greuel so geschähen, würde man sie nicht glauben können; da aber auch die geschriebenen Grundsätze der Partei dafür zeugten, dürfe man nicht zweifeln: eigentlich nur eine Art von rednerischer Wendung, wodurch Irenäus seinen Abscheu gegen jene Grundsätze ausdrückt.

Unter den Zweigen der Karpokratischen Schule (§. 9.) werden zuerst die *Antitakten*, dann die wichtigeren *Borborianer* angeführt. Das Eigenthümliche in ihrer Speculation, dafs nämlich die Syzygien nicht Grund der Erzeugung der Aeonen sind, erst die weiblichen, darauf die männlichen Aeonen für sich hervorgehen, und dann ihrer Natur gemäfse Syzygien bilden, (*Iren. I*, 29. *p.* 107. 8., welchen Theodoret mit offenbaren Fehlern ausschreibt, daher der Verf. jenen und *Clem. Alex. Strom. III.* 4. *p.* 526. hätte citiren sollen), ist übergangen (p. 281.) Merkwürdig, dafs die Syzygien bei ihnen bis in die untersten Ordnungen der Wesen fortgehen; doch tritt in diesen *generatio per syzygias* ein. Doch scheint hier eine Verwirrung zu sein; und da Irenäus, der sie Berbelo nennt, nichts von ihrem Antinomismus sagt, darf man vielleicht annehmen, dafs Epiphanius, der sie freilich mit den Borborianern zusammenbringt, hier eine Verwechselung beging, oder sich vielleicht nur in der Anführung dieser Parteien von ähnlichen Namen verwirrte. Sollte nicht Borborianer (*Epiph. Haer. XXVI*, 3. *p.* 85. u. 77.) von den Berboliten ganz verschieden sein, und etwa alle frech antinomistischen Sekten bezeichnen? Theodoret verfährt, wie eben hier die aus dem Irenäus genommenen Stellen beweisen, in seinem Buche von den häretischen Fabeln doch allzunachlässig, als dafs seine Autorität hier weiter in Anschlag zu bringen wäre. — Dafs Sekten von einer solchen sittlichen Verworfenheit öfter, wenn auch nur für eine kürzere Zeit, bestanden, ist ja beglaubigt genug. Wenn sich einmal Religion und Sinnlichkeit widernatürlich vermischt haben, ist der Mensch zum Scheufslichsten fähig, und sein Fanatismus kennt keine Grenzen mehr, wie nur zu bekannte Ereignisse aus der Sektengeschichte alter und neuer, ja der allerneusten Zeit hinreichend beweisen. — Dafs aber namentlich diese Sekten nicht blofs im Gerücht existirten, zeigen die von Epiphanius (p. 89. §. 8. p. 99. §. 17,) erwähnten *ἐρωτήσεις Μαρίας καλουμέναι μεγάλαι*, welche die ekelhafteste und widrigste Exegese enthalten, welche sich nur denken läfst, dafs man sie nicht ohne eine Art von Schauder lesen kann. Diese Greuel einer pantheistischen Naturreligion, welche Epiphanius um so besser kennen konnte, weil man ihn selbst zur Theilnahme daran verführen wollte (p. 100. §. 17.), gehören aber offenbar dem ausgearteten Heidenthume an, und haben sich der durch überspannte Geistigkeit verdorbenen christlichen Speculation nur gleichsam zufällig angeschlossen. — *Phibioniten* (p. 281.), werden, wie schon ein andrer Recensent bemerkt hat, wohl mit Unrecht zu einer eigenen Sekte gemacht, da sie nebst den Stratonikern und Beniten wohl nur eine der drei Klassen einer Partei waren, welche nach den Graden der Vollkommenheit unterschieden wurden.

Ob die Sekte des Prodikus mit Recht vorzugsweise den Namen der Gnostiker führt (p. 282.), ist schwer zu entscheiden; denn es herrscht in den Nachrichten der Alten, namentlich des Epiphanius, hinsichtlich ihrer die ärgste Verwirrung. Nach §. 18. möchte man glauben, dafs dessen 26. s. Häresis defswegen so überschrieben sei, weil sie als Einleitung zu der Behandlung der Gnostiker im Allgemeinen wolle angesehen sein, welchem aber §. 19. zu widersprechen scheint. — Die Adamiten (p. 288.), wenn überhaupt je eine solche Sekte existirte, welches man nach Epiphanius (*Haer. LII.*) bezweifeln könnte, dürften nicht mit Recht zu den Antinomisten gerechnet werden; so weit unsre Nachrichten über sie geben, wollten sie sich durch die Nacktheit beim Gottesdienste wieder in den Stand der Unschuld versetzen, zeigen, dafs sie über allen Sinnenreiz weit erhaben seien. — Noch wird (p. 209—309.) die von Gesenius und Hamacker erklärte, bekannte Phönicische Inschrift im Ganzen nach dem Vorgang derselben richtig gedeutet und beurtheilt; nur dürfte es doch wohl eher Absicht gewesen sein, die Vorzeit für sich Zeugnifs ablegen zu lassen, als auf die Nachwelt bestimmend einzuwirken; die

Digitized by Google

Cyrenaischen Lehrer sind, wie schon Geiseler richtig bemerkt hat, Aristipp und seine Schüler; Karpokrates und Epiphanius hatten ja nichts mit Cyrenaica gemein.

Der Verf. schliefst die Betrachtung über die gnostischen Schulen mit der Bemerkung, der Gnosticismus sei *l'expression la plus perfectionnée qui nous soit parvenue des opinions et des tendances théosophiques des premiers siècles de notre ère; à ce titre il est un fait, qui, par sa seule existance, commande nos respects, comme notre examen. Si jamais il lui fallait une apologie, il la présenterait dans l'influence, qu'il a exercée sur ses nombreux partisans et sur tout ce qui, en dehors de son sein, s'est occupé, pendant sa durée, des interêts religieux et moraux des hommes.*

Mit dieser Bemerkung macht der Verf. den Uebergang zum dritten Theile: *De l'influence, qu'ont exercée les gnostiques sur les autres sectes religieuses et philosophiques de leurs temps* (p. 317—481.). Dieser letzte Theil ist nach Ref. Urtheil beiweitem der schwächste Abschnitt dieses sonst so schätzbaren Werks. Anstatt nämlich wirklich den Einflufs des Gnosticismus auf andre Parteien und Zeitrichtungen nachzuweisen, hat der Verf. sich meistens begnügt Analogien in andern Sekten aufzuzeigen, von deren Lehren er bei dieser Gelegenheit mitunter recht gute, oft aber auch sehr ungenügende Abrisse liefert. Mufs man hier nun billigerweise auf die grofse Schwierigkeit des Gegenstandes und den Mangel an Vorarbeiten Rücksicht nehmen, so hätte doch wenigstens ein Versuch gemacht werden sollen, die Grundzüge der Einwirkung auf das grofse Ganze der Zeit und insbesondre Lehrentwicklung, Cultus, Gesellschaftsverfassung und Leben der Christen zu entwerfen, deren weitere Ausführung freilich nicht in des Verfs. Aufgabe lag, die aber wenigstens so wäre vorbereitet gewesen, während die hier gegebenen Parallelen öfter kaum von einigem Nutzen sind.

Im ersten Kap. (p. 318 ff.) wird über die *Rapports des Gnostiques avec des Sectes chrétiennes judaïsantes* geredet. §. 1. *Nazaräer* und *Ebioniten*, wo nebenbei unrichtig bemerkt ist, dafs Justin der Märtyrer nur das Evangelium der Hebräer gekannt habe, welches aber schon durch die Art, wie er sich der Logoslehre bedient, widerlegt wird. (p. 321.). §. 2. *Elxaïten*, wahrscheinlich nicht von einem Sektenhaupt, sondern von אֵל כָּסוּי, dem verborgnen Gott, so genannt, wodurch denn Alles über jenes Vermuthete wegfällt (p. 326.). Auch die Darstellung der Lehre dürfte manchen Zweifeln unterliegen. §. 3. Die *Doketen*, denen der Verf. selbst das Urtheil spricht, indem er sagt (p. 333.) *ils sont imperceptibles comme secte.* Die meisten Gnostiker waren zugleich Doketen, daher kann man nicht von einem Einflusse jener auf diese reden, und es ist begreiflich, dafs beide gleich alt waren.

Im zweiten Kap. (p. 335 ff.) handelt der Verf. vom Einflufs der Gnostiker auf einige ascetische Sekten, besonders die Enkeatiten (§. 1.) und die Montenisten: ein Abschnitt, der trefflich eingeleitet, doch für den Hauptgegenstand viel zu wenig Ausbeute gewährt, um so weitläuftig behandelt werden zu dürfen, wie der Verf. es thut. Sein Gedanke, dafs die ascetische Richtung mit der an sich theoretischen Gnosis nahe zusammenhänge, indem man leicht darauf kommen könne, dafs man, um zu dieser zu gelangen, sich von allen Banden der Materie frei machen müsse, ist gewifs sehr richtig; daher ist es auch gewifs wahrscheinlich, dafs sich unabhängig von einander mehrere Sekten von einer solchen Tendenz bildeten. Auch umgekehrt könnte man sagen, dafs eine anhaltende Askese zu innern Anschauungen stimme und geneigt mache denselben zu vertrauen, da man leicht glaubt, dadurch die Fesseln der Sinnlichkeit abgestreift, und sich mit dem Reiche der Geister in nähere Verbindung gesetzt zu haben. — Gänzlich irrig ist es, wenn die *Apotaktiker* (p. 344. n. 4.) für Antinomisten erklärt werden, Epiphanius Darstellung (*Haer. LXI.*) beweist das Gegentheil, und wenn er sie als solche bezeichnet (§. 1. p. 506.) οἵτινες φύσει νόμον οὐ παραδέχονται, so ist hier entweder φύσεως zu lesen oder zu erklären. Den Namen führten sie auch sicher nicht daher, weil sie alle τάξις verwerfen, welches ja gar nicht von ihnen gesagt wird, sondern als ἀποτατζόμενοι, als *Entsagende*, wie diefs Wort in der späteren Gräcität öfter vorkommt, also i. q. ἀποτακτισταὶ (*Julian. Orat. VII. p.* 224.), daher auch καθαροί, oder, wie Epiphanius sie in der Ueberschrift nennt, Ἀποστολικοί. — Die *Montanisten*, bei denen wohl keine Spur von Speculation vorkommt (p. 348.), gehören nur durch den Gegensatz hierher.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Histoire critique du Gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne. Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et des belles-lettres par M. Jacques Matter.

(Schlufs.)

Das dritte Kap. (p. 351 ff.) hat den Einflufs auf die ascetisch speculativen Sekten der *Manichäer* und *Priscillianisten* zum Gegenstande. Hier ist wirklich ein unverkennbarer Realzusammenhang, so dafs man namentlich Erstere ganz zu den Gnostikern rechnen würde, denen sie ihrem Charakter nach wirklich ganz angehören, wenn nicht die Trennung durch spätere Zeit und entlegeneren Ort, nebst der wichtigen Rolle, welche sie in der Ketzergeschichte spielen, ihnen eine besondre Stelle darin verschafft hätte. Diefs ist auch hier eigentlich nur nachgewiesen und eine im Ganzen gelungene Darstellung dieses Systems gegeben (§. 1.), auch der muthmafsliche Zusammenhang mit der Syrischen Gnosis angedeutet (p. 352. 53.). Zur Behandlung der Priscillianisten (§. 2.) und ihres Zusammenhangs mit der Gnosis gehörte die (p. 312.) erwähnte Agape mit ihren etwanigen Anhängern, aus denen keine eigne Partei der Agapeten zu machen war. Der Einflufs der Gnosis ist übrigens hier mehr äufserlich nachgewiesen, als in dem Charakter des sonst recht gut dargestellten Systems.

Im vierten Kap. (p. 387 ff.) wieder *Rapports des Gnostiques avec des Sectes antichrétiennes de l'Orient.* §. 1. *Samaritaner*, dürftig. §. 2. *Hypsistarier.* Der Name ὕψιστος berechtigt noch nicht anzunehmen, dafs sie aus einem System hervorgegangen, das mehrere Götter anerkannte (p. 391.). Die Zusammenwerfung aller ähnlichen wenig bekannten Sekten (p. 393.) in Eine scheint doch etwas bedenklich; sind sie Zweige eines Stammes, so würde Ref. diesen immer eher in den *proselytis portae*, als in den Sabäern suchen. Die beim Epiph. vorkommenden Sekten sollen doch wohl alle christliche sein; am ersten dürfte man vielleicht noch unter ihnen die Euphemiten als von ihnen gar nicht verschieden ansehen. Das Gnostische Element bei ihnen dürfte aber schwer herauszufinden sein. §. 3. Die Mandaiten, bei denen Sabäische, Zoroastrische und Gnostische Lehren gemischt sein sollen (p. 394.) sind durch ihre Religionsbücher, besonders das sogenannte *liber Adami* bekannter, als manche andre Sekte und verdienten auch wegen der Analogien, welche ihre Lehren mit denen des Gnosticismus darbieten, eine so ausführliche Darstellung, wie ihnen geworden ist. Hier ist in der That einmal auf die Wirkung der Gnosis auf sie näher eingegangen, indem gezeigt wird, wie durch diese die einfache Lehre der Hemerobaptisten oder stehen gebliebenen Johannisjünger in die der Zabier übergegangen. Namentlich ist nachgewiesen, (p. 402.) wie sie die Schriften des A. u. N. T. fast eben so gebrauchten, wie die Gnostiker. — Bei dieser Partei erkennt man recht deutlich, welchen Einflufs das Christenthum auf alle diejenigen übt, welche mit ihm in Verbindung treten, auch wenn sie sich gegen die Einwirkungen desselben sträuben; zugleich aber auch den grofsen Unterschied, welchen es macht, ob sie nur wider Willen in den Kreis desselben mit hineingezogen werden, oder sich ihm ihrem ganzen Wesen nach freiwillig hingeben. — Doch auch hier ist wohl nicht durchgängig ein direkter Einflufs der Gnose anzunehmen, sondern zum Theil auch Hervorgehen ähnlicher Resultate aus denselben Quellen.

Die Untersuchung über die Verhältnisse der Gnostiker zu den antitrinitarischen christlichen Sekten, welche den Inhalt des fünften Kap. (p. 425 ff.) ausmacht, verspricht und gewährt keine grofse Ausbeute, da hier die allerverschiedenartigsten Bestrebungen zusammengestellt werden. §. 1. Nikolaiten, worüber Ref. sich

Digitized by Google

schon oben erklärt. — Der Vergleich mit den Patripassianern (§. 2.), die zu den ältesten Sekten gehörten und sehr verschiedenartige Aeste treiben, konnte nur sehr mager ausfallen, da beide, wie der Verf. selbst eingesteht, eigentlich, von verschiedenen Grundsätzen aus, nur zufällig in einzelnen Behauptungen übereinkommen. — Arius, der sich mit den Vorigen in einem Paragraphen vertragen muſs, (p. 434.) ist ohne alle Verwandtschaft mit der Gnosis; die einzige Einwirkung, welche sie vielleicht auf ihn ausgeübt haben könnte, ist daſs seine Verirrungen zum Theil daraus erklärt werden können, daſs er jeden Schein von etwas Pantheistischem aufs Sorgfältigste vermied. Das ὁμοιούσιος hat durchaus mit der Gnosis nichts zu thun; Christus ist bei ihm kein Aeon; nicht emanirt, sondern geschaffen. Arius stellte sich aufs Schärfste allen sinnlich emanatistischen Systemen entgegen.

Eine ausführlichere Behandlung des sechsten Kap. (p. 438—42.), welches den Einfluſs auf einige Schriftsteller der orthodoxen Kirche zum Gegenstande hat, wäre besonders wichtig und erwünscht, besonders wenn eine Abhandlung über die Einwirkung des Gnosticismus auf die orthodoxe Kirche überhaupt damit verbunden worden wäre. Die Preisaufgabe, welcher dieſs Buch ursprünglich seine Entstehung verdankt, verlangte dieſs aber nicht: vielleicht entschlieſst sich der gelehrte und geistreiche Verf. einmal dieser Untersuchung ein eignes Werk zu widmen, wenn es nicht zum Theil in seiner Ref. noch bisjetzt unbekannten Kirchengeschichte schon geschehen ist oder noch geschieht.

Im siebenten Kap. (p. 442 ff.) wird weitläuftiger und genügender von den Aehnlichkeiten der Gnostiker mit den Griechischen philosophischen Schulen gehandelt. Beide haben den Synkretismus gemein, sind theosophisch mit einander wider das Christenthum verfeindet, aber auch unter sich heftig entzweit, beide verlieren sich gegen das Ende der alten Zeit. Die Aehnlichkeit ist hier im Ganzen weniger aus einem gegenseitigen Einflusse zu erklären, als vielmehr aus den zum Theil gemeinsamen Quellen, aus welchen sie hergeflossen. 1. *Skeptiker* p. 447. Die Polemik des Sextus Empiricus gegen die Gnostiker hätte der Verf. als ein, soviel Ref. bekannt, noch von Niemanden bemerktes Faktum durch Anführung von Stellen erweisen, oder doch durch geschickte Combination zerstreuter Andeutungen wahrscheinlich machen sollen. Dieser Beweis wäre für die Geschichte der Bedeutung des Gnosticismus nicht ohne Wichtigkeit gewesen. Der Vf. schreitet in einer Art von Klimax fort und gelangt so 2. an die *Epikureer*, bei denen er anerkennt, daſs hier kein Einfluſs Statt gefunden. Die Verwandtschaft mit 3. den *Cynikern* ist gleichfalls nicht der Rede werth. 4. *Stoiker* standen der Gnosis nicht nur durch ihre Grundrichtung, sondern auch durch ihre Forderung einer scharfen Dialektik entgegen. 5. *Neupythagoräer*, fast selbst eine Art von Gnostikern. Am weitläuftigsten werden aber mit Recht 6. die *Neuplatoniker* (p. 456—81.) durchgegangen, deren Systeme denen der Gnostiker bisweilen bis zum Verwechseln ähnlich sind.

Die interessanten Schluſsbetrachtungen dieses Werks ziehen zum Theil allgemeine Resultate, welche wir meistens schon oben gelegentlich beleuchtet haben, werfen dann aber einen flüchtigen Blick auf den Charakter der gnostischen Sittenlehre, welcher sich entweder ascetisch oder antinomistisch als Weltverachtung kund gibt, und die gnostischen Alterthümer, über welche nichts Neues beigebracht wird. — Geschlossen ist mit der Betrachtung, daſs wie man den Gnosticismus auch ansehen mag, er immer in den Annalen der Menschheit und in der Reihe der Bestrebungen des Menschengeschlechts eine sehr bedeutende und interessante Stelle einnimmt.

Nun wendet sich Ref. noch zum dritten Bändchen, welches die sehr rein und scharf gravirten Steindrücke nebst den Erklärungen (98 S.) enthält. Hier ist er aber allzusehr von Hülfsmitteln, namentlich neueren Werken, entblöſst, um eine gründliche Kritik zu liefern: er begnügt sich daher nur anzugeben, daſs die ersten vier Tafeln das kabbalistische Ensoph, (1, *A. B.*) das Pleroma der Valentinianer (*C.*) und das Diagramm der Ophiten (*D.*) enthalten, dann dreizehn Tafeln Abbildungen von einer Menge von Abraxas-Gemmen geben (I, *E—X.*), die letzte (XI.) ein neues Facsimile der schon erwähnten, von Gesenius bekannt gemachten Cyrenaischen Inschrift liefert, — Ref. kann nicht umhin sich noch über die unbestimmte Art zu beklagen, mit welcher der Verf. im Texte häufig auf seine Tafeln hinweist.

Die Bedeutung und der Umfang dieses interessanten Werks werden diese etwas weitläuftigere Beurtheilung hoffentlich entschuldigen, zumal da das Interesse desselben ein doppeltes ist, indem 1) der Gegenstand

Digitized by Google

und besonders die Anordnung und Darstellung des Stoffes, welcher nur wenig vermehrt worden, dadurch bedeutend gefördert ist. 2) Hier in einem Beispiele recht anschaulich wird, wie auch die Franzosen anfangen, gründliche Deutsche Forschung auf ihren Boden zu übertragen, wie überhaupt aber die Literatur in allen einzelnen Ländern über die bisherigen engen Ufer hinaustritt und eine Europäische, ja eine Weltliteratur sich zu bilden anfängt. —

Ludwig Pelt.

LXXIV.

Plutarchi Chaeronensis Moralia. — Graeca emendavit, — indices copiosos adiecit Daniel Wyttenbach. Operum Tomus VIII. Index Graecitatis. Oxonii, e typographeo academico. 1830. *2 Partes: pagg.* 1744. *8vo.*

Um den Werth und die Eigenthümlichkeit dieses Buches zu würdigen, scheint es billig in die Werkstätte seines Urhebers zurückgehen, dessen Studien im Plutarch einen bedeutsamen Mittelpunkt und selbst ihren Gipfel fanden. Wyttenbach ist das letzte Glied in der langen Kette von Philologen, welche zu Leyden die Technik der heutigen Alterthumswissenschaft begründeten; und die Holländische Manier und Kunstfertigkeit im philologischen Gebiete hat er so rein und vollständig abgeschlossen, dafs den dortigen Ueberbleibseln und Anhängern derselben nichts Gröfseres übrig geblieben, als im Schatten jenes Meisters die Wege, die von ihm angedeutet oder unvollendet gelassen worden, in gleichem Geiste zu verfolgen. Wollen wir nun ihrer aller Thätigkeit, die ganz auf dem Niederländischen Boden erwuchs, und niemals einen Einflufs auf die Nachbarn begehrte, mit unbefangenem Urtheil ermessen, so dürfen wir keinem fremdartigen Seitenblick, keiner unstatthaften Parallele mit Deutschen Universitäten und dem, was ihnen gemäfs und recht ist, Raum geben, sondern vielmehr das Ziel der Holländischen Gelehrten zur Norm erwählen. Und dieses Ziel, das nach allen Richtungen hin erscheint, was anderes ist es als der Umfang einer materiellen Erudition, welcher mit seltener Beharrlichkeit die Fülle des Besonderen zu erschöpfen trachtet, und mit derselben Entsagung und Selbstbeschränkung über jede der positiven Disziplinen sich verbreitet. Wenn aber (was kaum bezweifelt werden kann) ein solches Streben seinen Glanz und seine volle Gewalt in der Philologie offenbaren mufste, worin die Linguistik, Kritik und antiquarische Belesenheit ein gemächliches Zerspalten in Felder und Fachwerke verstatteten: so war niemand eher als Wyttenbach berufen, dem Kreise dieser Empirie, welcher schon statarisch und den Bedürfnissen der Zeit widersprechend sich verengte, seine Abrundung zu verleihen. Mit seinen Vorgängern und Genossen theilte er die Vorliebe für grammatische und kritische Forschung, die er nach dem Beispiel der Hemsterhuisischen Schule, und namentlich seines Lehrers am Faden der Observation und Phraseologie betrieb. Wie sehr ihn indessen das helle Muster des Ruhnkenius bestimmte, dem er in ängstlicher Nachfolge sich anschlofs, so trat er doch im unbewufsten Zuge seiner Individualität aus der niedrigen Abhängigkeit heraus. Jener besitzt zwar als eigenthümliches Vorrecht eine schärfere Darstellung und feinere Divination; Wyttenbach aber, obgleich sein Verfahren in der Bearbeitung von Autoren nicht genug Scharfsinn und Genauigkeit beweist, hat in seiner *Bibliotheca Critica*, dem ersten planmäfsigen Journal der Holländer in dieser Art, Geschmack und Einsicht im Versuch, die popularisirte Kritik einem gröfseren Publikum mitzutheilen, vor anderen bewährt, und seine Sammlungen zur alten Phraseologie, die er von den Anmerkungen zum Timaeus angeregt früher an Julian, weiterhin an Plato und Plutarch erprobte, überschreiten in Ausdehnung und Zusammenhang das enge Geleise der Ruhnkenischen Lexikologie. Hiernächst war beiden Männern das Verdienst gemein, dafs sie ihrem neuen Vaterlande den bisher ungekannten Ruhm einer gediegenen Lateinischen Stilistik zuwandten; und auch hier gebührt Wyttenbach die Anerkennung, dafs er seine Diktion stronger den klassischen Vorbildern in Komposition und Farbe, minder in Auswahl und gedrungener Charakteristik angenähert habe; wenn wir gleich niemandem verargen, der jenen überströmenden Pomp der heiteren Präzision von Ruhnkenius nachsetzen wollte. Soweit wandelt er *einen* Weg mit seinem Freunde und im allgemeinen mit den namhaftesten Mitgliedern der Holländischen Philologie; in Hinsicht seiner Bemühungen um die Philosophie der Alten schliefst er jeden Vergleichungspunkt aus. Wyttenbach eignete sich nicht nur den Sinn für künstlerische Form an, sondern auch

Digitized by Google

ein in seiner Zeit hinlängliches Maafs von philosophischer Bildung, die er sich keineswegs (wie etwa Hemsterhuis) begnügte im Stillen zu bewahren; vielmehr wirkte er begeistert zur Ausbreitung derselben als Lehrer an dem Amsterdamer Athenäum, in Schriften (sein Kompendium der Logik ist in Deutschland nicht unbekannt), in öffentlichen Reden, in der Philologie selbst, welche er mit der Philosophie näher zu verknüpfen gesonnen war. Bei diesem löblichen Eifer durfte man beklagen, dafs der wohlmeinende Mann, einst im Wolfischen System aufgewachsen, mit starrer Befangenheit dem um sich greifenden Kantianismus entgegentrat, und durch eine heftige Polemik mit bitteren und unwürdigen Gegnern seine letzten Lebenstage trübte, sogar einen Theil seines rechtmäfsig erworbenen Anfehens einbüfste: denn den Beruf zu Sokratischer Lebensweisheit wird jeder ihm zugestehen, der nur einen Blick auf *van Heusde's initia philosophiae Platonicae* geworfen hat. Nun war ihm von jeher angelegen, die Denkmäler der Griechischen Philosophie in ihrer historischen Tradition zu erforschen, aus den Trümmern zerstreuter Fragmente herzustellen, oder deren Herstellung durch seine Schüler (wie in den Monographieen über Aristoxenus, Panätius, Posidonius geschehen) zu veranlassen, in den Dunkelheiten der Terminologie und Begriffe zu erläutern, und mit berichtigten Texten in Umlauf zu setzen. Diesen Plan führte er mit geringerem Erfolg an Plato als an späteren Philosophen aus, wofür sein lehrreicher Kommentar zum Eunapius ein vorzügliches Zeugnifs giebt; doch mit höherer Vorliebe am Plutarch. Mit ihm hatte er sich von früher Jugend an beschäftigt, wie er auch mit ihm sein Tagewerk beschlofs; seine Erklärung der Schrift: *de Sera Numinis Vindicta* forderte zu nicht geringen Erwartungen auf; und von Ruhnkenius ermuntert, dem er auch in diesem Stücke lieber als dem bedürftigen Valckenaer Gehör gab, unternahm er eine neue Recension des gesammten Autors mit ausführlichen Bemerkungen. Ein weitschichtiges Unternehmen: und gleichwohl liefs sich bei so mannichfaltigen Studien, so vielen Hülfsmitteln, in einem so langen Leben die Vollendung erreichen, wenn nicht die Breite seiner Arbeitsweise (abgesehen von dem feindseligen Mifsgeschick, worüber er im Besprechen dieses Geschäftes bis zur Ermüdung sich beschwert) ihn bald auf die Abtheilung der *Moralia* herabbrachte, ohne doch auch nur zum näheren Ziele zu gelangen. Jetzt besitzen wir von ihm den Text der *Moralia* mit einem verhältnifsmäfsig geringen und unzuverläfsigen Apparat, durch den eine wiederholte Kritik eher in Anspruch genommen, als abgewiesen wird; ferner, weitläuftige und zu oft verweilende Kommentare über den kleinsten und selbst nicht den wichtigsten Theil der philosophischen Abhandlungen, voll von schätzbaren Nachweisungen über Einzelnes in Sprache, und historischen Denkwürdigkeiten, aber mit spärlicher Rücksicht auf das System, die religiöse und künstlerische Eigenthümlichkeit Plutarchs und die Abzweckung seiner Diatriben; endlich den *Index Graecitatis* oder *Index verborum in Plutarcho*, dessen Anzeige dem Ref. vorliegt.

Es bedarf wol keines mühsamen Beweises, um die Wichtigkeit eines Plutarchischen Lexikons für die tiefere Kenntnifs der Griechischen Literatur zu verstehen. Plutarch hat in seinen zahlreichen Werken, obgleich nicht sonderlich um Feinheit, Wahl und Feile der Diktion bekümmert, so bedeutende Sprachschätze mittelst der individuellen Wortbildung, der Varietät des Wortsinnes und der höchst vielseitigen Phraseologie entwickelt, dafs er nicht nur eine entscheidende Gewähr für die Gräcität nach Christo leistet, sondern auch charakteristische Merkmale der seit Polybius vorrückenden Sprachkunst darreicht und als eine Hauptstütze der Griechischen Lexikologie geachtet werden mufs. Defshalb verwandte schon Stephanus im *Thesaurus* eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit auf Plutarch, und seinem Beispiel ist unser Schneider gefolgt; aber Vollständigkeit und Konsequenz werden bei ihnen vermifst, und bei dieser Ungleichheit der Ausführung dürfte man schwer zur Einsicht kommen, dafs Plutarchs Autorität eine wunderbare Menge von Wörtern, Bedeutungen, Wendungen allein oder überwiegend sichere. Darum wird man ein Werk, das sämmtliche Sprachreichthümer des schöpferischen Mannes in sich begreifen soll, mit Recht als einen wahrhaften Gewinn der Philologie betrachten; wenn es auch durch ein Zuviel und Zuwenig von der ursprünglichen Bestimmung abweicht. Wir müssen es nämlich als ein *opus postumum*, und zwar unter seltsamen Verhältnissen ansehen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Plutarchi Chaeronensis Moralia. — Graeca emendavit, — indices copiosos adiecit Daniel Wyttenbach.

(Schlufs.)

Hierüber belehrt uns ein kurzes *Monitum*: Wyttenbach habe seine Wahrnehmungen über Plutarch's Gebrauch (anders als man von seinen förmlichen Sammlungen zur Lexikographie vermuthen würde) im Register zum Aelian zu Gunsten der alphabetischen Ordnung aufgehäuft, und dieser rohe Speicher sei ohne alle Redaktion und erneuerte Durchsicht dem Druck übergeben worden. Die Mängel einer solchen Einrichtung sind ohne Mühe zu verfolgen. Ein zufälliger Uebelstand, dafs der Englische Korrector etwa tausend Nachträge, die ihm wegen Unleserlichkeit der Handschrift entgegen waren, für ein Supplement zum Schlufs des Ganzen versparte, mag vielleicht geringfügig, obgleich unbequem heifsen. Doch wer wollte das Unheil verkennen, das an die Herausgabe von Adversarien geknüpft ist, in denen wir nach den Irrgängen einer blofs chronologischen Lesung unzusammenhängende Massen zusammenschichten, das Verwandte trennend, das Ungefügige paarend, oft durch übereilte Deutung und falsche Texte verleitet, überhaupt ohne das klare Bewufstsein einer durchdrungenen Einheit? Diese und ähnliche Gebrechen verbreiten sich mit desto gröfserer Nothwendigkeit über das gegenwärtige Buch, je mehr ein Lexicon, die körperliche Hülle des edelsten geistigen Denkens und Schaffens, mit der strengsten Sorgfalt und Berechnung zu regeln ist. Bei längeren Artikeln haben sich nun erstlich Wiederholungen und Spaltungen der lästigsten Art festgesetzt, und wer dort irgend nachsucht, kann sich nicht begnügen, das vom Anfang bis zum Ende zerrissene mühsam zu vereinen, sondern es ist ihm überdiefs zu rathen, die nackt hingestellten Seitenzahlen der Folioausgaben in Betracht zu ziehen. So sind unter ἀγαθός geschieden „γαλήνη est ἀγαθὴ λοχεῦσαι *II.* 981. c." „*cum infinitivo II.* 235. ε. *I.* 932. c." „ἀγαθὸν βρωθῆναι *II.* 157. ε." unter ἀγορά die Phrase ἐξ ἀγορᾶς zu vier verschiedenen Malen aufgeführt, unter ἄγω sechsmal die Formel ἄγω καὶ φέρω, um von Artikeln zu schweigen wir ἀναλαμβάνω, ἀρχή, αὐτός, ἔχω, λόγος, πρᾶγμα, φέρω u. s. w. nebst den Präpositionen (z. B ἐπί auf 16 Seiten), deren chaotisches Material auch den Gelassensten abschreckt. Hieraus ergiebt sich denn unmittelbar auch die Vernachlässigung des lexikologischen Organismus: umsonst wird man ein schlichtes Entwickeln der Bedeutungen, ein Absondern des Wesentlichen vom Zufälligen und Willkührlichen, einen Stufengang der Phraseologie, mindestens durch den Mechanismus von alphabetischen Fachwerken, ein pünktliches Verzeichnifs der Formen und Flexionen bis zu den verlaufenen Einzelnheiten herab, und was noch das Eigenthum eines wohlgegliederten Wörterbuchs bildet, begehren. Dahin gehören Verbalformen in den wenig üblichen Tempora und Modi, Plurale der Abstrakten, (wie γλαφυρίαι, δεινότητες, διαχωρίσεις, θηλύτητες, in denen sich Plutarch gefällt), Verbaladjektiva, Komparation der Adverbien u. a. mehr. Wörter wird man nicht leicht vermissen; beim Durchblättern finden wir nachzutragen (aufser ἀνάνθεος II. 684. c. zu verbessern statt ἀνάνθεσις *sine flore* II. 682. C. wie im *Supplementum Indicis* nebst mehreren Auslassungen bemerkt worden) αὐγοειδὴς in noch zwei Stellen der *Moral.* 565. C. 626. C. γαλεάγκων II. 520. C. (anderwärts γαλιάγκων) ἐναποθραυω *Crass.* 25. παρομοιώδης *Quaest. Symp.* IV. 2. προεπιπνέω *Sertor.* 17. προκλάω *Mor.* p. 567. D. προςαγωνίζομαι *codd. Aristid.* 14. στράγγευμα *Alex.* 68. συνείμαρμαι *Mor.* p. 569. F. συνθρήνησις *Mor* p. 610. B. συννέμησις *Mor.* p. 393. A. τέρασμα *Mor.* p. 1123. B. nach Mss. mit wenigen anderen, deren Aufsuchung kaum die Mühe lohnt. Von weiterem Umfange würde natürlich eine Nachlese für den Gebrauch, die Structuren, vereinzelten Idiomen und Partikelverbindun-

Digitized by Google

gen ausfallen, wenn hier der Ort zu solchen Belegen wäre. Dagegen hat das Werk, wenn es anderweitig Lücken und Defekte verräth, einen gewissen Ueberschuſs an Citationen aus einigen älteren und vorzüglich späteren Autoren, wie Aristides, Dio Chrysostomus, Arrian, nach allen Seiten empfangen, und man bemerkt sogar einen Zuwachs an besonderen Artikeln, die nur jenen Späteren gelten (z. B. p. 2. ἀβάκχευτος *Himer.* 558. — ἀβάκχαρος *Teles Stobaei* p. 575. — p. 2. ἀβρότερος *Aristid. I.* 232. *Himer.* 880. — p. 4. ἀγαλματοποιός *Aristid. I.* 189. etc.). Es ist glaublich, daſs Wyttenbach eine Kollectivsammlung für die Gräcität dieser Zeiten beabsichtigte, um entweder in Erklärungen darauf einzugehen (ein Fragment der Art ist sogleich der erste Artikel „*A confundit parit et paritur ex Δ. Stobaeus Phys. p.* 50. ἠδέ, *leg.* δέ. *Sed* ἠδέ *est Canteri conj.*") oder Parallelen mit Plutarch zu ziehen, wo doch mindestens Polybius öfter zu berücksichtigen war. Indessen können unsere Lexica, die von den obigen Schriftstellern nur flüchtige Notiz zu nehmen pflegen, immerhin einen unverächtlichen Nutzen hiervon ziehen, und wir wünschten, der Britische Korrektor hätte die leichte Mühe nicht gescheut, auch Wyttenbachs Anmerkungen zum Plutarch anzudeuten, wiefern sie Wörter und Phrasen unseres Autors erläutern. Endlich von einem Desiderat in Betreff der *typographischen* Einrichtung. Die alphabetischen Artikel stellen hier nämlich ein ununterbrochenes und dadurch beschwerliches Ganze dar, nur daſs die verschiedenen Einzelnheiten durch Striche von einander gesondert werden. Allein Plutarch scheint eine sehr bestimmte Zerspaltung nothwendig zu machen. Man bedenke vor allen Dingen, daſs seine Rede das mannigfaltigste Gewebe von poetischen Bruchstücken und von dichten Anspielungen auf Autoren aller Gattungen sei, und solche fremdartige Beiwerke vor irgend einer Vermischung durch abgeschiedene Plätze gehütet werden müssen, wie man auch in Texten sie heraushebt; füglich würde man sie in kursiven Typen erkennen. Aber Plutarch selbst trägt die merklichsten Differenzen in sich; seine *Vitae* weichen vielfältig und begreiflich von den *Moralia* ab, und wenn hier eine Auflösung zu billigen, ist sie es in höherem Grade für den Gebrauch der unechten Schriften, soviel man davon ermittelt hat. Es wäre höchst verdienstlich, wenn uns der versprochene Leipziger Abdruck der *Moralia* auch das Plutarchische Lexicon verschaffte, mit Deutschem Fleiſs überarbeitet, gesichtet und von den wesentlichsten Mängeln gereinigt, zugleich mit Erwägung der neueren kritischen Leistungen für die *Vitae*, von denen hier kein Gewinn entnommen ist.

Bernhardy.

LXXV.

The Correspondence of the Right Honourable Sir John Sinclair, Baronet, with Reminiscences of the most distinguished Characters who have appeared in Great Britain, and in foreign countries, during the last fifty years. Illustrated by facsimiles of two hundred Autographs. London, 1831. 2 *Vols. in* 8.

Es erweckt Ehrerbietung und Vergnügen, einen so vortrefflichen und gesegneten Mann zu schauen, wie der ist, welcher hier die Denkwürdigkeiten seines Lebens mittheilt. Wenn Andre zu solchen Mittheilungen bewogen sind, weil sie groſsen Begebenheiten beigewohnt, seltne Schicksale erlitten, eigenthümliche Geisteswege oder Gemüthserfahrungen gemacht haben, so zeigt sich hier ein würdiger Greis, der, umgeben von seinen Leistungen, heiter und sinnvoll diese dem Ueberblicke darlegt, und mit Befriedigung der Thätigkeiten gedenkt, durch welche er dahin gelangt ist, zugleich aber auch mit harmlosem Behagen den Glanz und die Fülle dessen aufweist, was ihm dabei persönlich Schmeichelhaftes und Ehrenvolles widerfahren ist.

Als Einzelner auf seiner Scholle, als Haupt der Familie, als Mitglied der Gemeinde, des Landes, dann als Staatsmann, sowohl von der Volksseite her als auch im Rathe des Königs, beim Kriegs- und Seewesen eingreifend, als Förderer des Ackerbau's und alles sonst Nützlichen und Heilsamen im In- und Auslande thätig, durch Rath und Mithülfe sowie durch zahlreiche bedeutende Schriften im ganzen Bereich unserer Civilisation segenvoll wirksam, durch alle diese Bezüge ist er ein Musterbild trefflichen, fruchtbaren, seine Bestimmung nach allen Seiten glücklich erfüllenden Menschenlebens, und zwar eines in sich so einigen und richtiggestellten, welches aus dem allgemeinsten Weltantheil, zu dem es sich ausbreitet, jeden Augenblick wieder Stufe für Stufe ebenso seinem Vaterlande, seinem Staate, seiner Landschaft und Gemeinde, seinem Grund und Boden, seiner Familie und zuletzt sich sel-

Digitized by Google

ber angehört, und so aus einem und demselben Mittelpunkte zugleich in allen diesen verschiedenen, engeren und weiteren, aber fast immer übereinstimmenden Kreisen nach Belieben waltet.

Im nördlichsten Schottland, zu Thurso Castle in der Grafschaft Caithness, kam *Sir John Sinclair* im Jahre 1754. von angesehenen und begüterten Eltern zur Welt. Nach dem Tode des Vaters übernahm die Mutter, Schwester des Earl von Sutherland, die Verwaltung der Güter und die Aufsicht über die Erziehung der Kinder. Unser Sinclair legte den Grund seiner gelehrten Bildung auf der Schule zu Edinburg, und studirte dann auf der Universität daselbst, sowie zu Glasgow und Oxford, weiter, indem er sich die Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände und des Unterrichts wohl zu nutz machte. Im Jahre 1775. liefs er sich unter die Advokaten aufnehmen, hauptsächlich um der näheren Kenntnisse willen, die er sich von den Landesgesetzen zu verschaffen wünschte. Zugleich aber war sein Augenmerk frühzeitig auf das Emporbringen seines Grundbesitzes hingewandt. Seine Umsicht und Thätigkeit erstreckten sich bald auf die ganze Grafschaft Caithness, und weil er bald erkannte, dafs manches Wünschenswerthe nur in gröfseren Verhältnissen und zusammenwirkenden Anlagen mit wahrem Vortheil zu erlangen sei, so ging er schnell auch über diese Gränzen hinaus, und wufste auch in den benachbarten Grafschaften den Sinn und die Thätigkeit, von welchen er beseelt war, glücklich aufzuregen. Strafsen und Brücken zu leichterem Verkehr der vereinzelt wohnenden Landleute, Dörfer und Flecken als Marktplätze der nöthigen Bedürfnisse, Gewerbsanstalten für Verarbeitung der Wolle, zum Bleichen, Gerben, Brauen, wurden angelegt, ja sogar Seehäfen gegründet oder erweitert. Vor allem wurde der Ackerbau und die Viehzucht durch alle Hülfsmittel gehoben, und mit riesenhafter Anstrengung die veraltete und unergiebige Bewirthschaftung durch eine zeitgemäfse und ersprieſsliche ersetzt. In allen diesen Beziehungen darf Caithness gegenwärtig für einen der besten Landstriche gelten, aus dem geringen Dorfe Thurso ist ein ansehnlicher Ort entstanden, und die Fischereien an der Küste gehören zu den bedeutendsten in den drei Königreichen.

Wie sich dergleichen Bemühungen in den übrigen Grafschaften ausgebreitet und durch aufserordentlichen Erfolg bewährt haben, besonders vermittelst durchgeführter statistischer Uebersichten und Bekanntmachungen, Errichtung von Gesellschaften und Kommissionen, dies alles aufzuzählen, würde dem Verfasser selbst nur überdrüssig werden, und er begnügt sich, zwanzig Grafschaften unter den Schottischen drei und dreifsig namhaft zu machen, welche ihm bei verschiedenen Anlässen ihren öffentlichen Dank haben bezeigen lassen.

Hierauf aber nimmt die Sache einen neuen Schwung, indem sie auf England selbst übergeht, und von dort aus nun im weitesten Kreise wirkt, durch Sinclairs persönlichen Eifer aber auch insbesondre noch stets der Heimath zugewendet bleibt. Schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre wird er nämlich von der Grafschaft Caithness einstimmig zu ihrem Vertreter im Grofsbritannischen Parlament erwählt, und behält darin gegen dreifsig Jahre lang fast ununterbrochen diesen Sitz, worin dann sein Sohn ihn ablöst, während er selbst durch anderweitige Wahlen im Parlamente verbleibt. Hier bewirkt er durch Parlamentsakte die Stiftung einer eigenen Landwirthschaftsbehörde, welche mit Ansehn, Geld und andern Hülfsmitteln reichlich ausgestattet wird, erhält selber das Präsidentenamt dieser Behörde, und setzt nun seine wohlthätigen, tüchtigen Betreibungen nach allen Seiten ins Grofse fort. Die wichtigsten Anträge, die folgenreichsten Ermittelungen, die bedeutendsten Unternehmungen gehen von ihm aus, und seine oft mit ungeheuern Hindernissen kämpfenden Arbeiten wirken nicht nur auf den innern Zustand Grofsbritanniens und Irlands mächtig ein, sondern auch auf das Fortschreiten anderer Länder in und aufser Europa, wo auch überall sein Verdienst in gebührender Anerkennung und Schätzung steht, wie schon die zahlreichen Diplome bezeugen, die ihm aus allen Weltgegenden zugesandt worden. Wenn auch einige Vorschläge, wie z. B. der im Jahr 1796 gemachte, wegen des Anbau's wüster Ländereien und wegen der dazu nöthigen Gemeinheitstheilungen, welchem das Haus der Gemeinen beistimmt, von dem Hause der Lords aus übler Besorgnifs verworfen wird, so wirkt doch die gegebene Anregung fort, und erreicht ihr Ziel auf andern Wegen.

Bei solchen Gegenständen aber bleibt der treffliche Mann keineswegs stehen,; er nimmt als Mitglied des Parlaments eifrig Theil an allem, was in dieser erlauchten Versammlung vorkommt. Seinen Grundsätzen und Verhältnissen nach gehört er meistens der Ministerialseite an, und unterstützt namentlich die Verwaltung

Digitized by Google

Pitt's, mit welchem er persönlich befreundet war, aus allen Kräften mit seiner Einsicht und Zustimmung. Alle Fragen über Finanzen und Steuern, über Handel und Schiffahrt, Gesetzgebung im Innern und in den Kolonieen, ja über Krieg und Frieden, nehmen seine Mitwirkung in Anspruch, und nie versäumt er, seine Stellung und seinen Einfluſs zu benutzen, um zwischendurch immer dasjenige zu fördern, was ihm zumeist am Herzen liegt, die wahre Wohlfahrt des Menschen in seinem körperlichen und bürgerlichen Dasein. Wenn man erfährt, daſs ein solcher Mann gleichwohl die von andern Menschenfreunden im Parlament eifrig betriebene Abschaffung der Negersklaverei eine Zeit lang bestritt, so mag man daraus die Schwierigkeiten abnehmen, welche sich dem Staatsmann bei den im Allgemeinen günstigsten Gesinnungen oft in dem verwickelten Besondern der gegebenen Lage fast unwiderstehlich darbieten. Später wurde er, unter Perceval's Verwaltung, zum Rang eines Geheimen Rathes erhoben, und mit einer ansehnlichen Regierungsstelle in Schottland bekleidet, welche ihn vom Parlamente, ihrer Beschaffenheit nach, ausschloſs.

Als im Jahre 1794 die Gefahren Englands von innen und auſsen in einem erschreckenden Maſse zunahmen, und die Aufstellung gröſserer Streitkräfte nöthig erschien, war Sinclair eifrig bei der Hand, und errichtete nach dem Wunsche der Regierung für den Dienst in England ein Regiment von 600 Mann, und später für den Dienst in Irland ein zweites von 1000 Mann, sämmtlich aus den Schottischen Hochländern, und dies waren die ersten Landwehren solcher Art in Schottland, welche auch auſser Schottland gebraucht werden durften. Das Merkwürdigste aber, und worauf der Unternehmer und Führer der Sache mit Recht sich am meisten zu gute thut, ist die stete Vollzähligkeit, die musterhafte Zucht, und der vortreffliche Gesundheitsstand, wodurch diese Truppen sich vor andern hervorthaten.

Obwohl der Ministerialseite angehörig und für die Staatsleitung zu jeder Anstrengung und Aufopferung bereit, war Sinclair doch in seinem Benehmen selbstständig und aufmerksam genug, um keineswegs einer Parthei blind zu folgen. Er wuſste die Opposition zu schätzen, stand ihren Häuptern nicht allzu schroff entgegen, und trat ihr bei, sobald seine Ueberzeugung es gebot. Er war ein Freund Pitt's, ein Bewunderer der groſsen Gaben dieses Mannes, aber darum nicht blind gegen dessen schwache Seiten. Er sah demselben die höhere Einsicht in die Kriegskunst, die genauere Kenntniſs und Würdigung fremder Staaten, und sogar manche dem Innern nöthige Beachtung fehlen, er glaubte, der Eigensinn des entschlossenen und hartnäckigen Bekämpfers der Französischen Revolution dränge das eigene Land zum Verderben, und im Jahr 1796 erschienen die Mittel des Widerstandes, welche Pitt der furchtbaren Entwickelung Französischer Waffengewalt entgegenzusetzen hatte, so unzulänglich, daſs Sinclair schon daran dachte, mit Weib und Kindern England zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern. Doch zerstreuten sich die dunkeln Wolken bald wieder, und in der Heimath war noch gut genug auszudauern, und bei den miſslichen Zeitumständen nur um so mehr zu wirken, nachzuhelfen, aufzuwiegen.

Schon in seinen jüngern Jahren hatte Sinclair mehrere Reisen gemacht. Im Jahre 1786 trat er eine groſse, rasche Wanderung durch den Norden von Europa an, ging dann über Wien und Berlin nach den Niederlanden, und über Frankreich nach England zurück. Die Niederlande und Frankreich besuchte er auch nachgehends in verschiedenen Zeiten wieder. Von seinen Reisen aus hatte er das Glück, seinem Vaterlande zwei überaus wichtige Vortheile zuzuwenden, mit welchen er bekannt geworden war, eine wesentliche Verbesserung des Geldmünzens, und eine noch weit bedeutendere in der Pulverbereitung, wonach noch jetzt in England verfahren wird.

Ungemeine Wirksamkeit hat Sinclair auch als Schriftsteller ausgeübt. Seine Arbeiten dieser Art sind eben so zahlreich und umfassend, als fruchtbar und eindringend. Seine erste Schrift im Jahre 1782 waren Bemerkungen über den Schottischen Dialekt, bei welcher sprachlichen Untersuchung doch das Absehn eigentlich politisch war, und aus dem Wunsche hervorging, die Engländer und Schotten in Betreff der Sprache einander möglichst anzunähern. Hierauf erschienen Abhandlungen und Gedanken über die Verbesserung der Volksvertretung, über die Stärke der Brittischen Seemacht, über Milizen und stehende Heere, über die Zurückbehaltung von Gibraltar, über Korngesetze und Finanzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

The Correspondence of the Right Honourable Sir John Sinclair. 2 Vols.

(Fortsetzung).

Die letztere Schrift gab in der Folge den Anlafs zur Ausarbeitung seiner berühmten Geschichte der Staatseinkünfte von Grofsbritannien, eines gehaltreichen und lichtvollen Werkes von drei Bänden, welches viele Auflagen und Uebersetzungen erlebt hat. Ein Band vermischter Aufsätze über Ackerbau und Gesundheit folgte, und darauf, in vier Bänden, ein Handbuch der Gesundheit und der Lebensverlängerung, welches ebenfalls in wiederholten Auflagen und Uebersetzungen nicht wenig zu dem Ruhme des Verfassers beigetragen hat, und in menschenfreundlichem Sinn und wohlzusammengestellten Einsichten mit dem Werke Hufelands wetteifern darf, worin derselbe Stoff bei uns mit gleichem Erfolge bearbeitet worden. Ein Werk über die Landwirthschaft in Schottland und ein Handbuch des Ackerbau's nebst einigen kleinern Schriften vervollständigen die Reihe dieser Leistungen. Der Ruhm und Dank, welche ihm dafür zu Theil geworden, dürfen ihm mit Recht schmeichelhaft sein; die Ausländer überbieten sogar seine Landsleute darin, und besonders beeifern sich die Franzosen, ihn bald *le premier agronome de l'Europe*, bald *le grand-prêtre de Cérès*, oder auch *le héros de l'économie rurale* zu nennen.

Eine andre Gattung von schriftstellerischer Arbeit läfst uns den Verfasser jedoch nicht weniger bewundern. Er entwirft, betreibt und bringt zu Stande mit unermüdeter siebenjähriger Beeiferung eine statistische Uebersicht von Schottland in 21 Bänden, und eben so durch ungeheure anordnende und leitende Arbeit 70 Bände Ackerbauberichte aus allen Grafschaften Englands und Schottlands, nebst einigen andren, zum Theil ungedruckt gebliebenen, verwandten Ausführungen. Diese gewaltigen Sammlungen sind die Quelle wichtiger neuer Einsichten und zahlloser Verbesserungen geworden, zu welchen die Zusammenstellung eines solch unermefslichen Materials und die Vergleichung seiner Verhältnisse nothwendig geführt hat.

Damit man aber nicht glaube, ein in Rechnungen, Uebersichten, Werkzeugen und Hülfsmitteln aller Art so vielfach und tief beschäftigter Mann sei in diesen zwar im Allgemeinen weiten und fruchtbaren, aber dem Einzelnen nach immer etwas trocknen und beengten Räumen abgeschlossen, und habe so mancher Labung, deren wir uns aus poetischen Gebieten erfreuen, völlig entbehrt, so ist es Zeit auch derjenigen Seite zu gedenken, mit der sein Geist und Gemüth auch hieran Theil genommen haben. Der Neigung und Fertigkeit, sich in Versen auszudrücken, ermangelt er so wenig, wie der angenehmen Gelegenheit, sie erfreulich anzubringen. Jedoch scheint diese Gabe und Uebung auf eine frühere Zeit beschränkt, und späterhin wird ein allgemein anregender Gegenstand zum Anlafs, ihn mit der Dichtkunst auf eine nicht mehr persönliche, sondern vaterländische Weise in Bezug zu setzen. Die durch Macpherson bekanntgemachten Gedichte Ossians hatten fast durch ganz Europa bereits Staunen und Begeisterung erweckt, ehe man anfing ihre Ursprünglichkeit zu bezweifeln oder Beweise derselben zu verlangen. Dann aber entschieden angesehene Kritiker, in Ermanglung äufserer Angaben aus innern Gründen, diese voreilig bewunderten Gesänge seien ein modernes Machwerk. Das tiefe Stillschweigen Macphersons wurde als Eingeständnifs angesehen, und die Frage stand selbst nach dem Ableben Macphersons, welcher die ursprünglichen Gaelischen Gedichte handschriftlich hinterlassen und zu ihrem Drucke sogar eine Summe vermacht hatte, allerdings eine geraume Zeit sehr zweifelhaft. Zu ihrer Lösung wurde ein Ausschufs der Hochländischen Societät in London ernannt, Sinclair führte den Vorsitz, und durch seine Bemühung gröfstentheils gelang es, sowohl

Digitized by Google

die Wahrheit festzustellen, dafs Macpherson uralte, in den Hochlanden noch nicht völlig ausgestorbene und auch sogar handschriftlich noch anderweitig erhaltene, wirklich Gaelische Lieder vor Augen gehabt, und nur in seiner Uebersetzung manches weggelassen oder zugesetzt, einiges auch mifsverstanden habe, als auch den Gaelischen Urtext, trotz grofser Hindernisse, endlich vollständig zum Druck zu befördern, ein zwiefaches Verdienst, welches abermals zunächst bei seinen Landsleuten ihm Dank und Liebe erwerben, dann aber auch bei der gesammten litterarischen Welt rühmliche Anerkennung finden mufste.

Mit solchen Früchten und Ergebnissen eines von kraftvoller Thätigkeit erfüllten Lebens ist unser Verfasser gleichmäfsig fortschreitend in die Jahre höheren Alters getreten, von deren erreichter Stufe er auf seine Bahn und Werke wohl mit Befriedigung zurückblicken mag. Wenn die Wirkung in den Weiten der Welt, durch Lehre und Beispiel, auch in den gröfsten bekannten Angaben noch stets unübersehbar und zu keiner fasten Gestalt zu bringen bleibt, so ist dagegen das nächste Wirken in der Heimath für das Bewufstsein schon weniger unbestimmt und für den Sinn durch unmittelbaren Eindruck erfreulich. Wenn Sinclair sein und seiner Nachbarn Land durchreist, überall den Anbau, die Gewerbe, die Bevölkerung, in zunehmender Blüthe wahrnimt, seinen Geburtsort aus einem Dorf in eine ansehnliche Stadt, ein geringes Fischerdorf in einen bedeutenden Seehafen verwandelt sieht, wo an einem Abende 1500 Boote zum Fischfang aussegeln, und über 100 grofse Schiffe sicher anlegen, wenn er dabei sich selbst und die Seinen in Ehren und Wohlstand, und aus glücklicher Ehe dreizehn Kinder und schon vierzehn Enkel um sich sieht, so wird er seinen Lebensabend als eine seltne Gunst der Vorsehung preisen müssen, und wir werden ihm nur noch wünschen dürfen, denselben noch eine schöne Reihe von Jahren in behaglichem Ausruhen geniefsen zu können. Allein Sinclairs Meinung ist hierauf noch ganz und gar nicht gestellt! Der siebenundsiebzigjährige Greis blickt, wie rückwärts, noch eben so heiter und rüstig vorwärts. Er gedenkt keineswegs die Lebenszeit, welche ihm noch zugedacht sein mag, in unthätiger Mufse zu verbringen, sie würde ihm keine Erholung, sondern nur eine Last sein, er weifs, dafs der Mensch nur in seinem Werthe sich erhält, sofern er grofse und edle Vorsätze verfolgt, und da er sich noch Geist und Kraft genug fühlt, so will er sie auf die Fortsetzung seiner Lehrbücher verwenden, und diese zu einem vollständigen Ganzen abschliefsen. Die Landwirthschaft und die Gesundheit hat er bereits in Grundrissen bearbeitet, welche nur fernere Nachhülfe nöthig haben, allein es fehlt noch ein Handbuch der Staatswirthschaft nach ähnlicher Begründung, und ebenso ein Handbuch der Religion, denn es entgeht ihm nicht, dafs auch die übersinnlichen Angelegenheiten des Menschen aus dem genommenen Standpunkt einer ganz neuen Betrachtungsweise eröffnet werden. Die Ausarbeitung der beiden letztern Werke denkt er unverzüglich zu beginnen.

Das gegenwärtige Buch drängt sich als eine heitre Darbietung zwischen diese ernsten Arbeiten. Dasselbe ist das Ergebnifs eines Rückblicks auf so viele vergangene Tage und gehabte Verbindungen. Der Verfasser meint mit Recht, es würde Schade sein, so mannigfache und wichtige Bezüge seines langen Lebens und Wirkens, — wie denn sein Freund der Bischof Grégoire ihn den unermüdetsten Mann in Grofsbritannien und den bekanntschaftreichsten in Europa nennt, — nicht dem Andenken zu erhalten, welches schon die blofsen Namen, als zum Theil die gröfsten und bedeutendsten seiner Zeit, ansprechen dürfen. Er hat daher aus dem ungeheuern Vorrathe seiner Briefe und sonstigen Papiere diese Auswahl getroffen, welche allerdings eine merkwürdige Galerie bildet, und den Verfasser vollständig, sonst aber auch noch viel Denkwürdiges kennen lehrt. Wir wollen nicht tadeln, dafs von manchen bedeutenden Personen zuweilen nicht mehr als ein unbedeutendes Blättchen, ja kaum der Namen, mitzutheilen war, dafs in den Bemerkungen, Aufschlüssen, Beilagen, mit welchen er die verschiedenen Artikel reicher oder sparsamer begleitet, manches Unerhebliche, einiges Veraltete, hin und wieder auch kleine Widersprüche oder Wiederholungen vorkommen; einem so wackern Alten gegenüber haben wir seine wohlwollende und liebenswürdige Redseligkeit wie seine Abschätzung der Dinge uns einen Augenblick recht gern gefallen zu lassen. Auch ist der Mafstab für das Wichtige fast bei jedem Leser verschieden; wir gestehen, dafs uns einige Zeilen von Nelson schon blofs als solche sehr anziehend gewesen, und dies gilt bei andern Lesern gewifs eben-

Digitized by Google

so von andern Namen, die für uns grade weniger Reiz haben. Andre Artikel dagegen enthalten ausführlichere Nachrichten, z. B. von Washington, dessen hoher und reiner Karakter sich in einer ganzen Folge von Briefen so wie durch die hinzugefügten Bemerkungen hier abermals bestätigt. Die Mannigfaltigkeit ist übrigens so grofs, dafs sie jede Erwartung befriedigen mufs, die gröfsten Gegensätze, die entlegensten Endpunkte stehen hier wie in dem Stammbuche eines Reisenden friedlich vereint; dafs die Genossen seines Faches, Arthur Young, Pictet, Adam Smith, Say, Rumford, Thaer, Baron Voght, Fulton, nicht fehlen, versteht sich, wir finden aber auch nebst Frau von Staël und Gräfin Genlis die treffliche Hannah More, den Feldmarschall Romanzoff Sadunaisky und den Schauspieler Kean, den Grafen Bernstorff und den General Paoli, Jefferson und den Grafen Zenobio, den Fürsten Polignac und den General Lafayette nebst dem Bischof Grégoire, beide letztere dem Verf. wegen ihres Privatkarakters und menschenfreundlichen Sinnes besonders theuer. Als Engländer ist Sinclair ohnehin schon gewohnt, alle politische Partheien als solche gelten zu lassen, in der eignen wohl hart und steif zu bestehen und die gegnerische mit allem Eifer zu bekämpfen, aber diese darum keineswegs für persönlich schlecht und schändlich auszugeben, wie in andern Ländern zu geschehen pflegt, wo der Kampf noch nicht als ein gesetzlicher im Uebung ist und die Streiter noch nicht dahin gekommen sind, einander so anzusehen, wie die Offiziere zweier feindlichen Heere schon längst thun, welche dem Gegner zwar mit aller Anstrengung zu schlagen und sogar zu tödten suchen, aber weder den kämpfenden noch den überwundenen defshalb, weil er ein Gegner ist, für einen Schlechten und Schändlichen erklären.

Der Verfasser hat sein vielartiges Material in zwei Theile, und in jedem derselben wieder in zahlreiche Abschnitte zu ordnen gesucht, wobei indefs eine strenge Regel nicht wohl zu beobachten war. Der erste Theil enthält 14 Abschnitte, von welchen der „Kaiserliche und Königliche Korrespondenz und Erinnerungen" überschriebene wie billig an der Spitze steht, der zweite die Brittischen Kabinetsminister vorführt, der dritte die Frauen, dann die folgenden das Seewesen, die Militairpersonen, die Geistlichkeit, die Landwirthschaft, die Statistik, die Heilkunde, den Barden Ossian u. s. w. zur bindenden Ueberschrift haben. Die Ausnahme, welche für den ersten und zweiten Abschnitt Rangverehrung und Galanterie machen, und einige andre Einmischungen abgerechnet, füllen diesen Theil hauptsächlich Brittische Namen und Gegenstände. Der zweite Theil dagegen ist vorzugsweise dem Auslande gewidmet. Er betrachtet in 11 Abschnitten zuerst die Vereinigten Staaten von Nordamerika, dann Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, und so ferner die Länder, welche der Verfasser besucht hat, oder woher ihm Briefe gekommen sind, da denn auch der Süden von Europa und West- und Ostindien nicht fehlen. Wie der Gehalt der Briefe, so ist auch der Werth der politischen und statistischen Aufsätze, der persönlichen Schilderungen und sonstigen Bemerkungen sehr ungleich. Ueberhaupt giebt er mit heitrer Unbefangenheit was er grade hat und nicht umkommen lassen mag, eine Schilderung Pitts, die er in Berlin für Mirabeau Französisch aufsetzt und von diesem in Betreff der Sprache nachbessern läfst, von einer andern Hand die scharfe Vergleichung der Rednergaben von Pitt und Fox, einen Abrifs der politischen Verhältnisse Schwedens im Jahre 1786, Betrachtungen über die Erfordernisse eines Staatsmannes, über die Pflichten und den rechten Gang eines patriotischen Parlamentsgliedes, über das Königreich der Niederlande und die schwierige Vereinbarkeit seiner Theile, Klugheitsregeln für Reisende u. dgl. m. Auch einiges Romantische weifs er gelegentlich einzuflechten, wie z. B. die Geschichte einer schönen Schottländerin, welches freilich durch eine spät entdeckte Unrichtigkeit, die er gewissenhaft durch ein noch eilig vorgeschobenes Druckblatt anzeigt, wieder aufgehoben wird, während aber der Leser den Eindruck der Täuschung schon genossen hat, und, wenn er will, behalten mag.

Preufsen schildert der Verf. nur vom Jahre 1786 her, und hat seitdem von diesem in seinem Aeufsern und Innern so vielfach erneuten Staate, wie es scheint, wenig erfahren; wie würde sonst gerade *Sinclair* die staunenswürdigen Erfolge und ferneren wohlgegründeten Hoffnungen zu rühmen und sich ihrer zu freuen wissen, welche hier seit jener Zeit gewonnen worden, und zu welchen zahlreiche Männer seiner Art, nur in andern Lagen und in anders bedingten Richtungen, mit lebendigem Sinn und Eifer gewirkt haben! Was er von jener ältern Zeit berichtet, ist auch nur dürftig und ein-

Digitized by Google

seitig, die Anekdoten von Friedrich dem Grofsen sind verschwächt, wenigstens findet sich die mit dem Englischen Gesandten Mitchel in Voltaire's Briefen schlagender und wahrscheinlich ächter ausgedrückt. Das Gleiche gilt auch von den andern Reisenachrichten; über St. Petersburg und Wien wird fast nur Bekanntes mitgetheilt, z. B. die überdies ungerechte Schilderung des Fürsten von Kaunitz, denn dieser Staatsmann hatte, bei allen seinen angeführten Schwächen, wie sein Gegenbild Hertzberg, auch seine bedeutenden Eigenschaften, die nicht aufser Acht bleiben dürfen, wenn der ganze Mensch gewürdigt werden soll. Erwähnen müssen wir noch, dafs Sinclair es tief bedauert, nicht Deutsch gelernt zu haben, und deshalb zu den wissenschaftlichen Schätzen, die wir, wie er sagt, in allen Fächern besitzen, den unmittelbaren Zutritt sich verschlossen zu sehen. Dagegen sorgte er dafür, dafs sein Sohn Deutsch lernte, der zwei Jahre zu diesem Zweck in Gotha lebte, aber 1806 das Unglück hatte, vor der Schlacht von Jena unter die Französischen Truppen zu gerathen, dann zu Napoleon gebracht, von diesem selbst verhört, und nach scharfer Prüfung entlassen wurde, worüber ein sehr anziehender ausführlicher Bericht mitgetheilt ist.

Uns kann es aber bei einem solchen Buche weniger um den treuen Wiederschein unsres Festlandes zu thun sein, als um richtige Anschauung und neue Entfaltung Englischen Lebens und Sinnes. Von dieser Art finden wir unstreitig hier sehr viel Anziehendes und Belohnendes. Das ganze Werk ist erfüllt von Englischen Gebilden, Verhältnissen und Angelegenheiten, wir werden mitten in diese Brittischen Personen und Gegenstände versetzt. Einiges Bemerkenswerthe solcher Art dürfen wir wohl zur Probe flüchtig anführen, da es unmöglich wäre, eine vollständige Uebersicht des Einzelnen hier zu geben.

Dafs unser Verf. auch über Englische Verhältnisse frei urtheilt, und nachtheilige Seiten des Staates nicht eben zu verhüllen strebt, läfst sich von einem solchen Mann erwarten. So stellt er in Gemäfsheit einer Aeufserung Kaiser Josephs II., die Wahrscheinlichkeit auf, dafs England seine Nordamerikanischen Kolonieen nicht verloren haben würde, wenn Frankreich durch Oesterreich im Zaum gehalten worden wäre, wozu jedoch England gar nichts gethan habe. Ja sogar noch im Jahre 1786 seien die Englischen Beziehungen in Wien so vernachlässigt gewesen, dafs der Gesandte daselbst, Sir Robert Keith, ihm geklagt habe, er bleibe oft vier Wochen ohne irgend eine Mittheilung von Hause, und wünsche, dafs man ihm doch nur grofse Päcke alter Zeitungen senden möchte, damit ihm vor dem Oesterreichischen Ministerium dergleichen Empfang einiges Ansehn gäbe. So bekennt er gleichfalls, es sei kaum glaublich, wie wenig Aufmerksamkeit man der grofsen Entdeckung des Dr. Jenner anfangs in England gewidmet habe, und die Einimpfung der Kuhblattern würde, ohne den in andern Ländern dafür bewiesenen Eifer, wenig bedeutend geworden sein.

Ein merkwürdiger Aufschlufs wird über ein eignes Hülfsmittel gegeben, durch welches die Eroberung der Insel Ceylon erleichtert worden. Ein Engländer machte während eines Aufenthalts in Neufchatel genaue Bekanntschaft mit dem Grafen von Meuron, dem Inhaber eines Schweizerregiments in Holländischen Diensten, und wurde gewahr, dafs dieser nicht abgeneigt sei, den Holländischen mit dem Englischen Dienste zu vertauschen; sogleich reiste er nach Hause, und theilte die Sache dem Kriegsminister Henry Dundas, nachmals Lord Melville, mit; das Regiment befand sich auf Ceylon, der Minister, einer der tüchtigsten Staatsmänner, die Grofsbritannien je gehabt, sah die Wichtigkeit des Antrags ein, und liefs ohne Säumen die nöthigen Eröffnungen machen, die auch den besten Erfolg hatten; Graf Meuron reiste nach Ostindien, und da sein Bruder das Regiment befehligte, so war der Uebertritt schnell bewirkt, und hiemit die nun so gut wie vertheidigungslose Insel in Britischer Gewalt.

Parlamentarische Sachen werden vielfach beleuchtet und es kommen eine Menge wichtige und unterhaltende Züge vor, welche theils die Verhältnisse, theils die Personen dieses Kreises näher bezeichnen. Ueber Pitt, Fox, Dundas, Castlereagh, Canning und viele andre Mitglieder beider Häuser empfangen wir allerlei zerstreute Nachrichten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1831. — Nro. 2.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Geheimen Regierungs- und vortragenden Rath im Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, *Dieterici* zum Geh. Ober Regierungs-Rath Allergnädigst zu ernennen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Bonn Dr. *Loebell* zum ordentlichen Prof. in der gedachten Facultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Professor Dr. *Müller* in Gießen zum ordentlichen Professor in der katholisch-theologischen Facultät an der Universität zu Breslau zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den Geheimen Regierungs-Rath *von Terpitz* zum Ober Regierungs-Rath und Dirigenten der Abtheilung für das Kirchen- und Schulwesen bei der Regierung zu Breslau Allergnädigst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät zu Breslau, Dr. *Gravenhorst*, das Prädicat eines Geheimen Hofraths beizulegen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Dem Professor der Theologie an der Universität zu Bonn Dr. *Gieseler* ist, um einem Ruf an die Universität zu Göttingen zu folgen, von des Königs Majestät die nachgesuchte Dienstentlassung Allergnädigst bewilligt worden.

Dem Professor Dr. *Blum* in der juristischen Facultät der Universität zu Halle ist, um einem Ruf an die Universität zu Göttingen zu folgen, von des Königs Majestät die nachgesuchte Dienstentlassung in Gnaden ertheilt worden.

Der bisherige Privatdocent in der philosophischen Facultät der Universität zu Berlin Dr. *Benary* ist zum außerordentlichen Professor in der theologischen Facultät derselben Universität ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent und Conservator des botanischen Gartens zu Breslau Dr. *Goeppert* ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

Die bisherigen Privatdocenten Dr. *Jacobson* und Dr. *Sanio* zu Königsberg in Preußen sind zu außerordentlichen Professoren in der juristischen Facultät an der dortigen Universität ernannt worden.

Dem Professor *Rosenbaum* am bischöflichen Seminar zu Trier ist auf Veranlassung des hohen Ministerii der Geistlichen- Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, zur Anerkennung seiner durch die Abhandlung *de controversia inter rationalismum et supernaturalismum*, bewiesenen vorzüglichen Fähigkeit die Würde eines Licentiaten der Theologie von der katholisch-theologischen Facultät der Universität zu Breslau ertheilt worden.

Der Geheime Justizrath und Professor ordinarius in der juristischen Facultät der Universität zu Berlin Dr. *Schmalz* ist mit Tode abgegangen.

Der Professor ordinarius in der katholisch-theologischen Facultät der Universität zu Bonn Dr. *Hermes* ist mit Tode abgegangen.

Der Professor in der theologischen Facultät der Universität zu Königsberg Consistorial- und Schulrath Dr. *Dinter* ist mit Tode abgegangen.

Ministerial-Verfügungen.

Verfügung des hohen Ministeriums der Geistlichen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an die sämmtlichen Königlichen wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen und an die gemischte Königliche Prüfungs-Commission in Greifswald. Vom 18ten December 1831.

Zufolge der Bestimmung im §. 36. des Allerhöchsten Edikts vom 12ten October 1812 wegen Prüfung der zu den Universitäten abgehenden Schüler, ist es den Jünglingen, welche in der Abiturienten- oder Immatriculations-Prüfung das Zeugniß der Untüchtigkeit oder No. III. erhalten haben, vergönnt, *nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres, noch einmal* sich prüfen zu lassen, um sich ein besseres Zeugniß zu erwerben. Diese Allerhöchste Bestimmung ist nach den darüber eingegangenen Berichten, bisher nicht überall genau beobachtet worden, indem häufig Fälle vorgekommen sind, daß junge Leute, die mit dem Zeugnisse der Untüchtigkeit die Universität bezogen haben, sich erst am Ende des zweiten, dritten, ja sogar vierten Jahres ihrer Universitäts-Studien, zu einer nochmaligen Prüfung gestellt, und daß andere, welchen auch bei einer zweiten Prüfung, das Zeugniß der Untüchtigkeit ertheilt werden mußte, den Versuch sich ein besseres Zeugniß zu verschaffen, nicht selten zum dritten und vierten Male am Ende ihrer Studien-Zeit mit gleich schlechtem Erfolge erneuert haben. So

Digitized by Google

billig es ist, dafs den mit dem Zeugnisse der Untüchtigkeit zur Universität übergegangenen jungen Leuten, auch fernerhin gestattet werde, sich einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen um sich ein besseres Zeugnifs zu erwerben; eben so nachtheilig ist es auch auf der andern Seite, dafs solche von den Gymnasien unreif abgegangenen Schüler, sich selbst und ihre Angehörigen mit der gewöhnlich leeren Hoffnung bei einer späteren Prüfung noch das erforderliche Zeugnifs erlangen zu können, Jahre lang täuschen, auf der Universität für welche sie noch nicht tüchtig sind, ihre Zeit ohne einen wesentlichen Nutzen für ihren künftigen Beruf verlieren, und während ihrer sogenannten Universitätsstudien, ja selbst nach Beendigung derselben die Königlich wissenschaftlichen Prüfungs-Kommissionen, zwei, drei und mehrere Male, mit den fast immer frucht- und erfolglosen Geschäft einer Prüfung belästigen. Um nun solchen jungen Leuten, die mit dem Zeugnisse der Untüchtigkeit die Universität beziehen, einen äufseren Antrieb zur zweckmäfsigen Einrichtung ihrer Studien zu geben, und um auch diejenigen, welche ein Zeugnifs der bedingten oder unbedingten Tüchtigkeit gar nicht zu erlangen im Stande sind, frühzeitig zur Ergreifung eines anderen Berufes zu veranlassen, und sie vor unwiederbringlichem Verluste zu bewahren, will das Ministerium in Folge und zur näheren Deklaration der Bestimmung im §. 26. des Allerhöchsten Edikts vom 12ten October 1812 hierdurch anordnen: 1) Alle junge Leute die entweder von einer gemischten oder wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission bei ihrer ersten Prüfung das Zeugnifs der Untüchtigkeit oder No. III. erhalten haben, und sich in einer nochmaligen Prüfung ein besseres Zeugnifs zu erwerben beabsichtigen, müssen innerhalb 18 Monaten vom Tage ihrer Immatriculation an gerechnet, sich bei einer Königlich wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission wieder zur Prüfung stellen. Nach Ablauf dieser Frist soll keine Kommission sie weiter zur Prüfung annehmen. 2) Wenn sie auch bei dieser zweiten Prüfung das Zeugnifs der Untüchtigkeit oder No. III. erhalten, so soll ihnen nicht gestattet sein, sich weiterhin zu einer nochmaligen Prüfung *pro immatriculatione* zu melden. Ausnahmen hiervon können nur in einzelnen aufserordentlichen Fällen und nach einer zuvor einzuholenden Erlaubnifs des Ministeriums statt finden.

Verfügung des hohen Ministeriums der Geistlichen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an die evangelisch-theologischen Facultäten der sämmtlichen Königlichen Universitäten. Vom 15. Januar 1831.

Das Ministerium sieht sich veranlafst, hierdurch anzuordnen, dafs von jetzt an den inländischen Studirenden, welche sich dem Studium der Theologie widmen wollen, das gesetzlich vorgeschriebene akademische Triennium, erst von dem Zeitpuncte ab gerechnet werden solle, wo sie mittelst eines Zeugnisses einer Schulprüfungs- oder einer Königlich wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission werden nachgewiesen haben, dafs sie in Hinsicht der Kenntnifs der Hebräischen Sprache *reif* zum theologischen Studium sind. Zur Erlangung eines solchen Zeugnisses ist erforderlich, dafs der Examinand bei der mit ihm anzustellenden schriftlichen und mündlichen Prüfung eine sichere und vollständige Bekanntschaft mit den Regeln der kleinen Hebräischen Grammatik von Gesenius, wozu indessen die in den Anmerkungen enthaltenen feineren Bestimmungen und Ausnahmen nicht zu rechnen sind an den Tag lege, und im Stande sei einen Abschnitt aus einer historischen Schrift des Alten Testaments oder einen leichten Psalm ohne Beihülfe eines Wörterbuchs zu übersetzen. Auch soll von jetzt an kein inländischer Studirender welcher sich dem Studium der Theologie widmen will, in das *Album* einer inländischen evangelisch-theologischen Facultät eher eingetragen werden als bis er in Hinsicht seiner Kenntnifs der Hebräischen Sprache das im Obigen bezeichnete Zeugnifs der Reife wird *beigebracht haben.*

Die evangelisch-theologische Facultät wird angewiesen dieser Bestimmung gemäfs von jetzt an bei der Inscription der Studirenden zu verfahren, auch dieselben von den obigen Anordnungen auf eine angemessene Weise in Kenntnifs zu setzen.

Durch eine Verfügung des vorgesetzten hohen Ministeriums sind die Directoren der katholischen und auch die der übrigen Gymnasien, welche eine bedeutende Anzahl katholischer Schüler zählen angewiesen worden, dem Bischof der Diöcesen innerhalb deren geographischen Bereichs die betreffenden Gymnasien sich befinden, ein Exemplar des jährlichen Schulprogramms zugehen zu lassen.

Wissenschaftliche Institute.

Frequenz der Universitäten.

Auf der Universität zu *Bonn* befanden sich im Wintersemester 18$\frac{19}{20}$ überhaupt 865 Studirende, worunter 772 Inländer und 93 Ausländer. Unter den Inländern befanden sich aus den Rheinprovinzen 578, aus d. Prov. Westphalen 135, aus d. Prov. Brandenburg 19, a. d. Prov. Sachsen 21, a. d. Prov. Schlesien 9, a. d. Prov. Pommern 3, a. d. Prov. Posen 4, aus den Provinzen Ost- und Westpreufsen 3. — Zur evangel. theol. Facultät gehörten 116, zur kath. theol. Fac. 271, zur jur. Fac. 231, zur med. Fac. 134, zur phil. Fac. 112. —

Auf der Universität zu *Breslau* befanden sich zu Ende des December 1830 überhaupt 1129 Studirende, worunter 1101 Inländer und 28 Ausländer. Unter den Inländern befanden sich 931 aus der Prov. Schlesien, 56 aus d. Prov. Posen, 65 a. d. Prov. Sachsen, 28 a. d. Prov. Brandenburg, 13 a. d. Provinzen Ost- und Westpreufsen, 1 a. d. Prov. Pommern, 2 a. d. Rheinprovinzen und Westphalen. — Zur evangel. theol. Facultät gehörten 276, zur kathol. theol. Fac. 253, zur jurist. Fac. 337, zur med. Fac. 142, zur philosophischen Facultät 151. — Immatriculirt wurden vom 1. Jul. bis ult. Dec. 231 Studirende (worunter 12 Ausländer): unter den Inländern hatten Prüfungszeugnifs Nr. I — 37, No. II — 148. und No. III — 34.

Auf der Universität zu *Königsberg* befanden sich im Sommersemester 1830 überhaupt 471 Studirende, worunter 447 Inländer und 24 Ausländer. Unter den Inländern befanden sich 324 aus d. Prov. Ostpreufsen, 68 a. d. Pr. Westpreufsen, 25 a. d. Prov. Posen, 16 a. d. Prov. Pommern, 8 a. d. Prov. Brandenburg, 1 a. d. Prov. Schlesien, 2 a. d. Prov. Sachsen, 3 a. d. Prov. Westphalen. — Zur evang. theol. Fac. gehörten 219, zur jur. Fac. 119, zur med. Fac. 29, zur phil. Fac. 80.

Auf der Universität zu *Greifswald* befanden sich im 2. Semester d. Jahres 1830 überhaupt 181 Studirende, 158 Inländer und 23 Ausländer. Unter den Inländern befanden sich aus der Prov. Pommern 89, a. d. Prov. Brandenburg 35, a. d. Prov. Sachsen 16, a. d. Prov. Schlesien 7, a. d. Prov. Ostpreufsen und Westpreufsen 6, a. d. Prov. Westphalen 4, a. d. Rheinprovinzen 2. — Zur evangel. theol. Facultät gehörten 107, zur jur. Fac. 31, zur med. Fac. 31, zur phil. Fac. 9. —

Auf der Akademie zu *Münster* befanden sich im Wintersemester 18$\frac{19}{20}$ überhaupt 375 Studirende, worunter 277 Inländer und 98 Ausländer. Unter den Inländern befanden sich 257 aus d. Prov. Westphalen und 20 a. d. Rheinprovinz., unter den Ausländern: 46 a. d. Königreich Hannover, 42 a. d. Grofsherzogthum Oldenburg und 10 a. d. Königreich der Niederlande. — Zur kath. theol. Fac. gehörten 239 u. zur phil. Fac. 136.

Wissenschaftliche Prüfungs-Commissionen.

Von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu *Berlin* wurden im Jahr 1830 geprüft 86 Immatriculanden. Davon erhielt keiner das Zeugnifs Nr. I. 32 Nr. II. und 44 Nr III. Abgewiesen wurden 10. — Von derselben Prüfungs-Commission wurden im Jahr 1830 geprüft 34 Schulamtscandidaten.

Digitized by Google

Von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu *Bonn* wurden im Jahr 1830 überhaupt 113 Immatriculanden geprüft. Von den Geprüften erhielt keiner das Zeugnifs Nr. I, 29 No. II, und 76 N. III; einer erhielt *kein* Zeugnifs und 7 traten von der Prüfung zurück. — Von derselben wissenschaftlichen Prüfungs-Commission wurden im Jahr 1830 überhaupt 28 Lehramtscandidaten geprüft; davon bestimmten sich 23 für ein höheres Lehramt an einem Gymnasio und 5 für andere Lehranstalten.

Von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu *Münster* wurden im Jahr 1830 *pro facultate docendi* und *pro ascentione* 27 Candidaten und Lehrer geprüft.

Von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu *Breslau* sind im Jahr 1830 überhaupt 115 Immatriculanden geprüft worden.

Von der gemischten Prüfungs-Commission zu *Greifswald* wurden im Jahr 1830 überhaupt 10 Immatriculanden geprüft.

Frequenz der Gymnasien.

Provinz Pommern.

		Schüler.
1.	Gymnasium zu Stettin	455
2.	— — Stargard	213
3.	— — Cöslin	200
4.	— — Neustettin	150
5.	— — Stralsund	244
	Summa	1262

Provinz Brandenburg.

		Schüler.
1.	Joachimthalsches Gymnasium zu Berlin	410
2.	Friedrich-Wilh. Gymnas. das.	427
3.	Französisches Gymnas. das.	263
4.	Berlinisches Gymn. zum grauen Kloster das.	518
5.	Friedrichs-Werdersches Gymnas. das.	247
6.	Gymnasium zu Brandenburg	220
7.	Ritteracademie das.	18
8.	Gymnasium zu Potsdam	284
9.	— — Prenzlau	182
10.	— — Neuruppin	277
11.	— — Cottbus	177
12.	— — Frankfurt a. d. O.	188
13.	— — Guben	202
14.	— — Königsberg i. d. N.	196
15.	— — Luckau	394
16.	— — Sorau	121
17.	Paedagogium zu Züllichau	227
	Summa	4351

Davon gingen ab zu Ostern 1830:

1.	zur Universität	100
2.	zu andern Berufen	427
	Summa	527

Aufserdem befinden sich in *Berlin*:

		Schüler.
1.	Das Köllnische Realgymnasium	293
2.	Die Gewerbsschule	164
3.	Die Realschule	359
	Summa	816

Provinz Ostpreufsen.

		Schüler.
1.	Friedrichs-Collegium zu Königsberg	288
2.	Stadtgymnasium das.	369
3.	Gymnasium zu Braunsberg	303
4.	— — Rastenburg	283
5.	— — Gumbinnen	247
6.	— — Tilsit	263
7.	— — Lyk	206
8.	Lateinische Schule zu Rössel	125
	Summa	2084

Provinz Schlesien.

		Schüler.
A.	Ritteracademie zu Liegnitz	71
B.	Evangelische Gymnasien.	
1.	Gymnasium zu St. Elisabeth zu Breslau	432
2.	— — St. Maria Magdalena ebend.	478
3.	Friedrichs-Gymnasium ebendas.	218
4.	Gymnasium zu Brieg	260
5.	— — Glogau	239
6.	— — Görlitz	310
7.	— — Hirschberg	193
8.	— — Lauban	105
9.	— — Liegnitz	264
10.	— — Oels	169
11.	— — Ratibor	209
12.	— — Schweidnitz	163
	Summa	3040
C.	Katholische Gymnasien.	
1.	Gymnasium zu Breslau	506
2.	— — Glatz	228
3.	— — Gleiwitz	286
4.	— — Grofs-Glogau	179
5.	— — Leobschütz	298
6.	— — Neisse	358
7.	— — Oppeln	192
8.	— — Sagan	17
	Summa	2064

A.	71
B.	3040
C.	2064
Summa	5175

Rheinprovinzen.

		Schüler.
1.	Gymnasium zu Achen	292
2.	— — Bonn	149
3.	— — Cleve	128
4.	— — Coblentz	242
5.	— — Creuznach	132
6.	Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Cöln	213
7.	Katholisches Gymnasium ebend.	333
8.	Gymnasium zu Düsseldorf	276
9.	— — Duisburg	84
10.	— — Düren	161
11.	— — Elberfeld	162
12.	— — Essen	101
13.	— — Münstereifel	142
14.	— — Saarbrück	104
15.	— — Trier	401
16.	— — Wesel	143
17.	— — Wetzlar	276
	Summa	3339

Von den Gymnasien in den Rheinprovinzen sind zu Ostern 1830 abgegangen zur Universität 49 und zu andern Berufen 361 Schüler.

Dem Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums ist von des Königs Majestät die nachgesuchte Bestätigung seiner Statuten Allergnädigst ertheilt worden.

Raczynskische Bibliothek in Posen.

Unter Verweisung auf die im vorjährigen Anzeigeblatt der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik No. 4. S. 4. enthaltene vorläufige Notiz über die Stiftung einer öffentlichen Bibliothek zu Posen durch den Herrn Grafen von *Raczynski*, lassen wir

Digitized by Google

nunmehr einen Auszug aus der von des Königs Majestät genehmigten diefsfalsigen Stiftungs-Urkunde folgen:

1) Das in Posen belegene Bibliothekgebäude mit den darin befindlichen Büchern wird der Stadt Posen eigenthümlich überlassen.

2) Zur Ausstattung der Bibliothek ist ein auf die Herrschaft Pleschen im Grofsherzogthum Posen versichertes Kapital von 120000 Gulden Polnisch (30000 Rthlr. Preufsisch) bestimmt Auch die Wohnungsmiethe aus den übrigen Räumen des Bibliothekgebäudes gehört zu den Revenüen der Bibliothek.

3) Der Bibliothek werden aufser dem vorerwähnten Stammkapital noch 12000 Gulden Polnisch in Königlich-Polnischen Pfandbriefen zu Vergröfserung des Fonds und zu Bestreitung künftiger unvorhergesehener Ausgaben, als *mobiles* Kapital überwiesen. Die Zinsen von diesem Kapital, welches bei der Sparkasse in Warschau angelegt ist, werden jährlich zum Kapital geschlagen und soll damit bis zum Schlufs des Jahres 1852 fortgefahren werden.

4) Wer die Bibliothek mit einem Geschenk von 1000 Bänden und darüber bereichert, soll um die Erlaubnifs ersucht werden, den Lesesaal mit seinem auf Kosten der Bibliothek anzufertigenden Bildnifs verzieren zu lassen. Die Gräfin Constantia Raczynska geborne Gräfin Potocka ist hierin mit gutem Beispiel vorangegangen und hat der Bibliothek 1680 Bände übereignet.

5) Die Oberaufsicht über die Bibliothek und ihren Fonds, so wie die Sorge für Aufrechterhaltung und Ausführung der Statuten ist einem Curatorium anvertraut. Mitglieder derselben sind: *a*) S. Durchlaucht der Fürst *Radziwill* als Präsident; dieses Amt ist nur persönlich und nicht an die Statthalterschaft im Grofsherzogthum Posen gebunden; *b*) der Stifter der Bibliothek für seine Lebenszeit und nach seinem Tode sein Sohn der Graf Rogerius Raczynski und nach diesem gesetzmäfsig dessen Nachfolger für den Fall der Errichtung eines Majorats. *c*) Der Besitzer des vom Grafen Athanasius von Raczynski errichteten Majorats nach dessen vorgeschriebener Erbfolge; *d*) der Vice-Präsident der Civilverwaltung des Grofsherzogthums Posen; *e*) der Ober-Bürgermeister der Stadt Posen.

6) Auf Kosten der Bibliothek werden als deren Beamte angestellt: *a*) ein Bibliothekar mit einem jährlichen Gehalt von 1500 Fl. Polnisch und freier Wohnung im Bibliothekgebäude; *b*) ein Kastellan mit einem jährlichen Gehalt von 900 Fl. Polnisch und einer Wohnung im Bibliothekgebäude; *c*) ein Thürsteher mit 600 Fl. Poln Gehalt und einer Wohnung. — Der Bibliothekar wird Seitens des Curatoriums unter dreien von dem Lehrerpersonal der obersten Schule in Posen vorzuschlagenden Candidaten gewählt.

7) Die Anstellung des Bibliothekars ist lebenslänglich; derselbe kann aber wenn er seine Dienstpflichten vernachläfsigt oder sich gegen die Leser ein unangemessenes Betragen erlauben sollte, durch das Curatorium in Folge eines durch Stimmenmehrheit gefafsten Beschlusses entfernt werden. — Der Kastellan und der Thürsteher werden auf Kündigung angenommen. — Die Stelle des Bibliothekars, des Kastellans und des Thürstehers, sollen ausschliefslich mit Eingeborenen des Grofsherzogthums Posen, welche die vollkommene Kenntnifs der Deutschen und der Polnischen Sprache besitzen, besetzt werden.

8) Die Bibliothek soll täglich drei Stunden und zwar von 5 bis 8 Uhr Abends geöffnet seyn. — Während der Sommerferien des Posener Gymnasiums in den Monaten Juli und August ist die Bibliothek geschlossen.

9) Bei der Wahl der alljährlich für die Bibliothek anzuschaffenden neuen Bücher ist ganz besonders denjenigen der Vorzug gegeben, welche für die Bewohner des Grofsherzogthums Posen ein Nationalinteresse haben, im Allgemeinen aber denjenigen Schriften, welche in das Gebiet der Moral, Geschichte, Mathematik und Philologie einschlagen.

Se. Königliche Hoheit der Grofsherzog von *Toscana* haben der hiesigen Königlichen Bibliothek ein prachtvoll gebundenes Exemplar der auf grofsherzogliche Kosten veranstalteten Ausgabe der Werke des *Lorenzo Magnifico* zu schenken geruht. Dem diefsseitigen Königlichen Gesandten am grofsherzoglichen Hofe sind als Gegengeschenk für die Bibliothek Sr. Königlichen Hoheit Exemplare 1) der lithographirten Facsimiles der Handzeichnungen eines alten niederländischen Meisters, 2) der von der Academie der Künste herausgegebenen Handzeichnungen und 3) des Katalogs der Chinesischen und Mandschurischen Bücher der Königlichen Bibliothek zugesendet worden.

Die *Baptist Missionarian Society* zu London hat der hiesigen Königlichen Bibliothek eine sehr interessante Handschrift in Birmanischer Sprache unter dem Titel: des Prinzen Melinda Belehrungen über verschiedene Gegenstände, als Geschenk zugehen lassen. Diese Handschrift besteht aus zwei Fascikeln von sehr langen und breiten Palmblättern, deren jedes 63 Blätter enthält.

Litterarische Notizen.

Auszug aus einem Bericht des Geheimen Regierungs-Raths und diefsseitigen General-Consuls *Koppe* in Mexico. — In einem alten Archiv der vormaligen Audiencia zu Mexico ist ein merkwürdiges Manuscript unter dem Titel: *Residencia del Conquistador Hernan Cortes* aufgefunden worden, dessen Publication nächstens erfolgen soll. — Die hiesigen Zeitungen enthalten die Ankündigung einer Mexicanischen Litteratur-Zeitung unter dem Titel: *Almazen de las Cienceas y Artes.* Es ist zu vermuthen dafs sie die Gegenstände ihrer Beurtheilungen fürs Erste noch mehr in Europa als in Mexico finden werde. — Merkwürdig ist es dafs der Clerus sich eben jetzt wieder in mehrern unter seinem Einflufs geschriebenen Zeitungs-Artikeln stark gegen die unbedingte Einfuhrfreiheit Europäischer und namentlich Französischer Bücher zu regen angefangen hat. —

Litterarische Anzeige.

Im Verlage der Theissing'schen Buchhandlung in Münster ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Baader, Franz, philosophische Schriften und Aufsätze, vom Verfasser gesammelt und neu durchgesehen, 1ster Bd. gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. (1 Thlr. 25 Sgr.)

Kreuzhage, Albert, Mittheilungen über den Einflufs der Philosophie auf die Entwicklung des innern Lebens. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Theissing'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

The Correspondence of the Right Honourable Sir John Sinclair. 2 Vols.

(Schlufs.)

Mit einiger Verwunderung dürfte mancher Leser hier zuerst vernehmen, dafs Canning ein streng religiöser Mann gewesen, und dafs, so oft Unwohlsein oder schlechtes Wetter den Besuch der Kirche verhindert, er selbst regelmäfsig seine Hausgenossen zu versammeln, und ihnen die für den Tag von der Englischen Kirche festgesetzten Gottesverehrungen mit grofser Schönheit und Andacht vorzutragen pflegte. Von Fox wird erzählt, er habe als Staatssekretair in der mit Talleyrand zur Herstellung des Friedens begonnenen Unterhandlung alle wichtigen Schriften nicht nur selbst verfafst, sondern auch mit eigner Hand abgeschrieben, damit der Gang der Sache durchaus geheim gehalten bliebe, welche Anstrengung aber, in Verbindung mit so vielem Verdrufs und Aerger, den seine Feinde ihm machten, seiner Gesundheit geschadet und sein Ende beschleunigt habe.

Mit unverhohlenem Stolz gedenkt der Verfasser, so oft sich der Anlafs darbietet, der Brittischen Ueberlegenheit zur See, ein Gegenstand, worüber er mit Lord Mulgrave, der dieselbe nicht unter allen Umständen gesichert glaubte, in öffentlichen Streit gerathen war. Die Unerschrockenheit des Schiffkapitains Swanton, der sein beschädigtes Schiff gegen zwei stärkere Französische im Angesichte der ganzen Französischen Flotte durch muthige Aufnahme des Gefechts glücklich rettet und nach Portsmouth bringt, wird mit glänzenden Farben geschildert. Eben so freut sich der Verfasser der ruhmvollen Schlacht von Waterloo, oder von Bellealliance, wie wir sie zu nennen haben; er bittet den Herzog von Wellington um nähere Angaben, welche dieser jedoch verweigert, indem er entschuldigend sagt: „Mein Gemüth war so durchaus mit den grofsen Ereignissen der Schlacht beschäftigt, dafs ich auf die kleineren Vorfälle nicht achten konnte; alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, dafs wir den Feind vor uns hatten, dafs wir eine Schlacht lieferten, und dafs wir einen Sieg erfochten." Um so mehr findet sich Sinclair später durch die sorgfältige Darstellung befriedigt, welche der General von Müffling von diesem grofsen Ereignisse nach seinen wesentlichen Erscheinungen gegeben hat.

Die Antwort König Georgs III. auf einige Bemerkungen über die Gefahr, welche in Schweden der Versuch zum Sturze der Verfassung für den König haben könnte, ist ganz im Englischen Geiste, nämlich der König sagte, dafs der Souverain einer beschränkten Monarchie, wenn er ein rechtschaffener Mann ist, niemals die Erwerbung despotischer Gewalt erstreben werde. So wird auch der Wahlspruch Lord Melville's: „Eine starke Staatsverwaltung, und eine feste und geschickte Opposition", dem an Englische Tonweise gewöhnten Sinne nicht seltsam dünken, so wenig wie die von Pitt gegebene Empfehlung, im Parlament einen Gegenstand, welchen er selbst zu betreiben verhindert war, durch die Hülfe seines Gegners Fox in Gang zu bringen.

Da wir hier überall auf Englischen Boden stofsen, auf Englischen Lebenswogen gewiegt werden, so sei uns in gleichem Sinn auch noch die Schlufsbetrachtung vergönnt, dafs überhaupt ein Leben, wie das hier angeschaute, mit seinen zu solchem Umfang gestiegenen Aufgaben und seinen in solchem Mafse errungenen Lösungen nothwendig einen Bürger Grofsbritanniens voraussetzt, und nur vermittelst einer so lebendigen, alle Kräfte der Nation geistig vereinenden und sie in erhöhter Kraft wieder ausströmenden Anstalt, wie bisher einzig und unerreicht das Brittische Parlament ist, als möglich gedacht werden mag. Wenn wir Ausländer hier natürlich zurückstehen, und dieses Werk der Jahrhunderte nur bewundern aber nicht nachahmen können,

Digitized by Google

so sind wir billig nur um so stärker aufgefordert, die Wege des Fortschreitens, welche uns in den Bedingungen unsrer Zustände nicht minder eröffnet sind, redlich und unermüdet hinanzustreben, wobei, wenn auch vereinzelt und allmählich, das bezweckte Gute nicht ausbleiben und nebenher noch manches Eigenthümliche für Gemüth und Geist gewonnen sein wird.

Es ist noch zu erwähnen, dafs unser Buch vorzüglich ausgestattet, die 213 Facsimile's sehr gut lithographirt, zweckmäfsige Inhaltsverzeichnisse nicht gespart, das Bildnifs des Verfassers in gutem Kupferstich und sogar ein illuminirtes Kärtchen zum schnellern Ueberblicke der Hauptreise hinzugefügt ist. —

K. A. Varnhagen von Ense.

LXXVI.

***Das System der philosophischen Moral mit Rücksicht auf die juridische Imputation, die Geschichte der Moral und das christliche Moralprincip, dargestellt von Dr. Karl Ludwig Michelet. Berlin* 1828. *In der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. VIII. und* 348 *S.* 8.**

Es war zu erwarten, dafs der Fortschritt des denkenden Geistes zu derjenigen Stufe speculativer und absoluter Erkenntnifs, womit er in unserer Zeit seinen Höhepunct erreicht hat, auch die Wissenschaft der *Moral* in ihrem bisherigen und gewöhnlichen Sinne, wovon nun noch die *Ethik* mit der *Politik* als die Wissenschaft des sittlichen Geistes in seiner objectiven Gestalt und Wirklichkeit sich unterscheidet und über jener ihre Stelle nimmt, nicht zurücklassen werde, oder vielmehr, dafs die dazu schon gegebenen Grundzüge dem erhaltenen Impulse und Standpuncte gemäfs zu einer weiteren wissenschaftlichen Entwicklung und Verarbeitung, zu einer ausführlicheren Auseinanderlegung und Gestaltung ihres reichen Inhaltes führen würden. Um die wissenschaftliche Moral aus der Befangenheit, in welcher sie seit der Zeit von Kant, Fichte und Jacobi, wesentlich innerhalb der Schranken eines blofs reflectirenden, in einseitiger Subjectivität fixirten Denkens und formellen Erkennens, sich noch bewegte und hiebei mancherlei neuen Versuchen und Bearbeitungen unterlag, zu ihrer Wahrheit, d. h. zur wahrhaften Erkenntnifs ihres Wesens und Begriffes in ihrer eigenthümlichen Sphäre zu befreien und hiemit auch zu einer richtigen Würdigung der in ihrem Gebiete nach einander aufgetretenen verschiedenen, selbst entgegengesetzten Gesetzgebungen zu gelangen, dazu war nicht ausreichend, dafs man das in Kants Lehre gefundene Einseitige mit andern, anderswoher genommenen Einseitigkeiten zu verschmelzen und auszugleichen suchte, und solchergestalt etwa das starre und kalte Handeln um der reinen Pflicht willen, welches, in seiner Verläugnung aller subjectiven und natürlichen Befriedigung, selbst die Erfüllung der Pflicht *aus Neigung* sich zum Gewissensscrupel werden liefs und so die bekannte Schiller'sche Parodie erfuhr, welche auch unser Hr. Verf. S. 112. anführt, von seiner Einseitigkeit dadurch zu befreien gedachte, dafs man eine Ergänzung und Begeisterung von Jacobi'schem Gemüth, von Herz, Liebe, Gefühl, oder wie man dieses Unmittelbare des natürlichen Seyns und der Empfindung sonst nennen will, ihm zu Hülfe, ab- oder aufhelfend, kommen liefs: so wenig übrigens hier geläugnet werden soll, dafs ein nach Kantischen Grundsätzen entweder allein oder nach einer Vermischung ihres Elementes mit jenen andern Zuthaten sich bestimmendes Subject für seinen eignen moralischen Hausbedarf sehr wohl damit auskommen und sich für sich ein ganz erträglich moralisches und selbstzufriednes, auch erbauliches und begeistertes Leben bereiten könne; denn davon ist nicht die Rede.

Ebenso wenig kann genügen, wenn, um über den Formalismus hinwegzukommen, zwar fester Grund und Boden oder etwas Reales gesucht wird, das Suchen und Forschen aber, in der Geschichte der bisherigen Moral wie auf einem weiten Ocean umhergetrieben, statt des Continentes, welcher als das neugefundene feste Land zu begrüfsen war, mit der Entdeckung einiger armseeligen und vereinzelten Inseln, einiger wenigen, unter sich selbst atomistisch geschiedenen, sogenannten realen Begriffe, sich genügen läfst, auf denen als den Grundpfeilern das Gebäude des sittlichen Lebens und die Ordnung seiner Verhältnisse aufgeführt werden und ruhen soll. Auch die bekannte, schon im Anfange dieses Jahrhunderts erschienene „*Kritik der bisherigen Sittenlehre*", welche unser Hr. Verf. unter Anerkennung des ihr zu Grunde liegenden umfassenden Gedankens S. 7. und sonst öfter berührt und in gewisser Hinsicht als einen Anknüpfungspunct betrachtet, vermochte zwar,

Digitized by Google

indem sie sämmtliche Moralsysteme einer strengen Prüfung zu unterwerfen unternahm, darzuthun, dafs jedes derselben mangelhaft und einseitig sey; aber diese nur negative, nicht selten in das Sophistische überstreifende Haltung ihrer Dialektik warf ohne Rücksicht auf die historische Entwicklung und Fortbildung der philosophischen Idee alle Moralsysteme durch einander, nach eigenem, wenn auch nicht angegebenem, doch innerlich vorhandenem Maafsstab und nach der in ihm enthaltenen besondern Ansicht und Voraussetzung, fertigte sie jedes auf die gleiche Weise ab, so blieb sie für jedes nur bei dem negativen Resultate stehen und gelangte somit nicht dazu, in rechter Würdigung und Anerkennung der jedem Systeme verbleibenden positiven Seite jedes auch als ein nothwendiges, unentbehrliches Glied in dem organischen Bau und Leibe des Ganzen, aber hiebei zugleich in seinem auch nur zur Bedeutung eines Gliedes herabgesetzten Werthe an der gehörigen Stelle aufzunehmen und es an dieser mit seiner eingreifenden, aber untergeordneten Theilnahme in den inneren Zusammenhang des Ganzen einzufügen und zu verwenden. Wiewohl bei dieser Kritik das sehr achtungswerthe Verdienst nicht übersehen und verkannt werden darf, dafs sie bereits wieder, von den Meistern des Alterthums, insbesondere Platon, geleitet, die Hinweisung auf die wahrhaft substantiellen, über die blofse Moral des Subjects hinausliegenden Güter der objectiven sittlichen Welt enthielt und somit vielleicht den frühesten Schritt zu dem nothwendigen höheren Standpuncte that oder mitthat, auf den die spätere wissenschaftliche Entwicklung und höhere Gestaltung der praktischen Philosophie folgte.

Es ist mit dieser Anführung dessen, was die genannte Kritik der bisherigen Sittenlehre in Beziehung auf den positiven Gehalt und Werth der verschiedenen Moralsysteme vermissen liefs, bereits eine der wichtigsten Seiten berührt worden, welche die vorliegende Bearbeitung der Moral auszeichnet; in dieser Beziehung ist durch die innigste Verwebung der *wissenschaftlichen Geschichte* der Moral mit dem *System* der Moral, das in und mit seiner Geschichte sich selbst aufgebaut hat, im Werke selbst mehr geleistet und etwas Höheres vollbracht worden, als der Titel zu verheifsen scheint, der nur eine „Rücksicht auf die Geschichte der Moral" verspricht. Diese Seite des Werks hängt wesentlich mit der *Methode* zusammen, worüber sich der Hr. Verf. in der Einleitung erklärt, die Methode aber, welche jene höhere Aufgabe vollbrachte, konnte ebenso wenig als *einseitig-dogmatische* irgend ein besonderes Princip zu dem ihrigen für die *ganze* Moral machen, als mit der *einseitig-kritischen* jedes Princip eines besonderen Moralsystems, in der *blofsen* Erkenntnifs seiner Mangelhaftigkeit oder negativen Seite, nur gänzlich verwerfen. Vielmehr als die beide Methoden auf höherer Stufe in sich vereinigende und beiden ihre Einseitigkeit abstreifende *speculative* Methode, „welche jedes einseitige System der Philosophie als eine nothwendige Stufe in der Entwicklung der Wahrheit auffafst", mufste sie jene höhere, nicht blofs negative, sondern auch positiv und wahrhaft vernünftige Dialektik in Anwendung bringen, welche in der Auflösung selbst einer in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit untergehenden Gestalt oder Bestimmung ihren Uebergang in die entgegengesetzte oder höhere, in dem Negativen auch das Affirmative zu erkennen weifs, und wieder Leben aus dem Tode erweckend, als die bewegende Seele des Fortgangs allein immanenten Zusammenhang und Nothwendigkeit in den Inhalt der Wissenschaft bringt: so unter andern sagt darüber der Hr. Vf. S. 7—8.: „Auf diese Weise werden wir die Kritik auf alle Prinzipien der Moral ausdehnen, nicht aber dafs wir sie zufällig aufrafften, sondern jedes System wird vermöge seiner Mangelhaftigkeit und durch sich selbst ins andere übergehen. *Dieses* kritische Verfahren wird daher keineswegs rhapsodisch, sondern zugleich systematisch sein: worin schon die Seite des dogmatischen Elementes unserer Methode liegt. Die Reihe jener Prinzipien wird nämlich ein System bilden; und wie wir einerseits mit der Kritik aussprechen werden: jede dieser Bestimmungen ist nicht Prinzip der Moral, so andrerseits mit dem Dogmatismus: sie ist Prinzip der Moral, wenn gleich besonderes, neben allen andern, nicht aber das die ganze Moral umfassende. Jede einzelne Bestimmung wird so zu einer Seite des wahren Moralsystems, und schliefst sich, nachdem sie die Feuerprobe der Kritik bestanden hat, als einzelnes Glied, demselben an. Gleich dem Zerrbilde in jenem Spiele der Optik werden die in der Geschichte zerstreuten Glieder sich durch den konischen Spiegel philosophischer Betrachtung in den einen organischen Leib der Moralphilosophie zusammennehmen".

Um indessen über die früheren und späteren Befangenheiten, welche die Moral von einer Einseitigkeit zur

Digitized by Google

andern trieben oder die entgegengesetzten in ungenügender Vereinigung auszugleichen versuchten, und über die ganze, ihnen gemeinschaftliche Sphäre endlich hinwegzukommen, um von der Einsicht in die Mangelhaftigkeit aller bisherigen Moralsysteme zu dem innern systematischen Zusammenhang ihrer Geschichte, und von der ausgesprochenen freudigen Hoffnung der Kritik (vgl. S. 6.), dafs mit jener Einsicht und Erkenntnifs endlich „die Möglichkeit vorhanden sei, das wahre Moralsystem aufzustellen," zu diesem selbst gelangen zu können: hiezu war auch ein solcher Schritt oder Fortschritt der philosophischen Erkenntnifs erforderlich und nothwendig, wie ihn der Hr. Verf. S. 6. in der durch Hegel erfolgten Entwicklung der Philosophie, insbesondere in den Grundlinien der Philosophie des Rechts §. 105—141, als gethan anerkennt; — eine Erhebung nämlich über die subjectiven Schranken, innerhalb deren die moralisirende Philosophie sich bewegte, und über die ganze mit diesem Standpuncte zusammenhangende Weise des philosophirenden Verstandes, zur Erkenntnifs der substantiellen und objectiven Sittlichkeit oder der an und für sich seienden sittlichen Idee, welche nicht etwas Jenseitiges oder durch ein gefordertes Sollen erst Hervorzubringendes, sondern in ihrer Wirklichkeit, der sittlichen Welt, immer gegenwärtig und vorhanden ist, damit von diesem höchsten Standpuncte aus auch der verlassene erst richtig aufgefafst und hiemit der philosophischen *Moral* als solcher (im Unterschiede von der höheren Ethik, der Wissenschaft der sittlichen Substanz) in der Erkenntnifs ihrer Wahrheit, wie ihrer Unwahrheit, und in der Feststellung ihres bestimmten Begriffes die ihr zukommende Stelle in der Philosophie des realen Geistes und ihre eigenthümliche Sphäre, diesseits ihres Ueberganges in die höhere, angewiesen werden konnte; — eine Erhebung von den verschiedenen philosophischen Systemen überhaupt zu der sie alle als Stufen ihrer Entwicklung in sich aufnehmenden philosophischen Idee, zu der sie alle umfassenden Totalität. „Die Totalität aller besondern Philosophien," sagt unser Hr. Verf. ebendas., „ist so erst die wahrhafte Philosophie, und der unscheinbare, wie in die Eichel eingehüllte Keim der Philosophie, das erste System derselben, hat den majestätischen Baum des Zeus, das vollendete Gebilde des philosophirenden Geistes, von innen heraus aus sich entwickelt. Dafs dieses der Philosophie im Allgemeinen zu Theil gewordne Resultat nun auch für die Moral gewonnen worden, davon den Beweis allein durch eine weitere Entwicklung jenes wahren Moralsystems zu führen, ist der Zweck gegenwärtigen Werkes." Diese Entwicklung hat der Verf. in einer dem Begriffe seines Gegenstandes entsprechenden, den reichhaltigen Stoff des ganzen Gebiets der Moral durchdringenden und beherrschenden Durchführung, in gleichmäfsiger Haltung und besonnenem klaren Fortschreiten zu leisten verstanden, so dafs wir in höherem Sinne des Wortes seinem Werke den Namen eines wirklich wissenschaftlichen nicht versagen können. Da dasselbe als eine für die philosophische Moral und ihre wissenschaftliche Behandlung so wichtige Erscheinung, nicht minder als die etliche Jahre früher erschienenen Principien der Ethik in historischer Entwicklung des Herrn Prof. v. Henning, in einem bedeutenden Kreise der wissenschaftlichen Welt schon Eingang und Interesse gefunden haben wird; so würde Ref., der an der längst zu liefernden Anzeige dieses Werks sich durch mancherlei Abhaltungen und Störungen mit Bedauern verhindert sah, wohl zu spät kommen, wenn er den reichen Gehalt desselben durch eine ausführliche Darlegung und Erörterung erst jetzt zur nähern Kenntnifs bringen wollte; er beschränkt sich deswegen darauf, das besonders Beachtenswerthe und Wichtige hervorzuheben.

Wenn bei der Erscheinung eines neuen Moralsystems der sonstigen moralwissenschaftlichen Gewohnheit und Meinung wohl die Frage nach dem besondern Princip desselben das Nächste zu sein pflegt, was ihr beifällt und wichtig scheint, die Antwort aber sehr unerwartet kommen dürfte, dafs dieses System kein solches Princip habe, oder dafs es sogar alle besondern Principien auch zu den seinigen gemacht habe: so wird aus der vorhergegangenen Exposition von selbst klar sein, warum gerade diese Antwort von dem Verf. (S. 3. ff.) gegeben, und die Aufstellung eines solchen besondern Princips zurückgewiesen werden mufste, um das Eine objective Moralsystem in seiner vollständigen Entwicklung darstellen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Das System der philosophischen Moral mit Rücksicht auf die juridische Imputation, die Geschichte der Moral und das christliche Moralprincip, dargestellt von Dr. Karl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Indem der Herr Verfasser sich das eigenthümliche Gebiet der Moral in der Einleit. S. 9. ff. als die zwischen dem Recht oder der juridischen Freiheit und der höhern sittlichen und politischen Freiheit in der Mitte liegende Sphäre *der subjectiven Freiheit* richtig ausscheidet, so zeigt die Einsicht in dieses Verhältniss, dass jener *Begriff* auch als das *Princip* des Ganzen anzusehen ist, sowie dass die Herrschaft, durchgreifende Wirksamkeit und Entwicklung dieses *Princips* ebenfalls in nichts anderem als in der Entwicklung des *Begriffes* selbst, in der begriffgemässen, d. h. durch ihn selbst bestimmten Methode von seiner ersten, abstracten Exposition an durch die successive Entfaltung und Setzung seiner Momente hindurch bis zur erfüllten Totalität derselben bestehen konnte. In diesem Sinne heisst es am Schlusse der Einleit.: „Diese subjektive Freiheit nun, dass der Wille nur das anerkennt, was er in sich selber gesetzt hat, nach seinen Absichten, Zwecken und Gesinnungen beurtheilt sein will, wird von uns für den Standpunct des moralischen Willens und den Anfang unsrer Wissenschaft angesehen;" und darauf: „Sollte jemand die Identität seiner Vorstellung mit dem von uns gegebenen Begriffe noch nicht in seinem Bewusstsein finden, so ist er nur an die ganze nachfolgende Darstellung zu verweisen, welche eben sämmtliche Bestimmungen der Moral *aus diesem Principe* ableiten wird." Wollte man ausserdem auf der Aufstellung eines Princips im gewöhnlichen Sinne dennoch bestehen, so könnte nach dem angegebenen Begriffe nur ein formaler Ausdruck desselben gegeben werden, welcher etwa soviel sagen würde, dass das Subject sein freies Wollen auf ein ihm als das Wesen (seiner selbst) geltendes Allgemeine beziehe oder zu beziehen habe, dessen Verwirklichung, welche zugleich die Realisirung seiner eignen Freiheit ist, ihm durch sein (diesem Allgemeinen wie seiner Selbstbestimmung gemässes) Handeln vermittelt werde. Es ist ein Schluss, im Allgemeinen von der Form der ersten Figur E-B-A, in welchem das Subject als Extrem der Einzelnheit durch sein besonderes Handeln, die Besonderheit als Mitte (*medius terminus*) des Schlusses und zugleich als Mittel, sich mit einem Allgemeinen, einem Zwecke, als dem andern Extreme, dem der Allgemeinheit, zusammenschliesst und identisch setzt, und hierin zugleich sich selbst als Gegenstand erreicht. Welches aber dieses Allgemeine sei, *das ist eben in der Moral die Frage*, wodurch die Sache die Gestalt eines Problems erhält und jenes A zu einem noch unbekannten x gemacht wird. Das wahrhaft Allgemeine, sowohl objectiv als absoluter Endzweck der Welt, wie subjectiv als an und für sich seiende Wahrheit des Willens, schwebt in der Moral als noch unbestimmtes Ziel vor; aber diese Idee des freien Willens ist es auch, welche theils durch die Entwicklung der Moral sich selbst erst hervorzubringen hat, theils innerhalb dieser als solcher in dem *Gedanken* des höchsten Gutes doch nur unvollkommen und auf eine nur subjective Weise erreicht wird. Denn dass die beiden Extreme des angeführten Schlusses, die Subjectivität, weil sie über ihr abstractes Selbst und einzelnes Fürsichseyn hinauszugehen sich weigert, das andere Extrem des Allgemeinen, weil es nicht zu seiner wahrhaften und substantiellen Erfüllung als der an und für sich seienden Objectivität des Guten fortschreitet, noch gegenseitig mangelhaft gegen einander und als Extreme bleiben, und somit in der Moral, wie der Hr. Verf. S. 119. sich kurz und bündig ausdrückt, eine wahrhafte Vermittlung und der wirkliche Schluss gar nicht zu Stande kommen, (oder dass das Princip „über-

Digitized by Google

haupt die Spitze der subjektiven Freiheit ist, welche sich in sich als unendlich setzt, und die an und für sich seiende Objektivität von sich ausschliefst, im Augenblicke, wo sie sich darauf bezieht"), das macht eben den Unterschied der Moralität von der Sittlichkeit aus. Auf jene Frage, worin das gesuchte Allgemeine bestehe, antwortet daher die Moral in ihrer *Geschichte* durch eine Reihe von Gütern und Zwecken, von denen einer den andern auch wieder verdränget, und welche zuletzt einem obersten Gute und letzten Zwecke aufgeopfert oder als blofse Mittel untergeordnet werden; und ebenso in ihrem *Systeme* durch die nämliche Reihe in ihrem innern, durch den Begriff bestimmten und geleiteten, wie durch die eigne Dialektik jedes gesetzten Momentes sich selbst fortbildenden Zusammenhange. Diese Zwecke und Güter sind zugleich die verschiednen besondern Principien, welche in der Moral aufgetreten sind. Ihre Entwicklung und Fortbewegung aber geht nicht allein die eigne Seite ihres Extrems an, sondern trifft auf der andern Seite ebenso das Subject selbst, welches mit jeder Erweiterung und Bereicherung, jeder höheren und allgemeinern Fassung des Zweckes nicht nur als das den Zweck wissende und wollende sich ebenfalls erweitert, sondern hiemit auch tiefer in sich zur Wahrheit seines Willens zurückgeht. Indem ferner jede von diesen Bestimmungen für sich noch mangelhaft ist und hinter der Wahrheit zurückbleibt, so hebt durch die Negation einer jeden auch die ganze Reihe derselben sich wieder auf; indem sie aber eben sosehr auch verschiedene, mehr oder minder wesentliche, höher oder niedriger gestellte Theile und Seiten des an und für sich Guten, wie des wirklichen Lebens darstellen und ausmachen, so geht auch jede zunächst schon in ihre höhere Einheit, und zuletzt die ganze Reihe in die Idee der Sittlichkeit zurück, in deren Reiche sie nach ihrem positiven Gehalte und nach ihrem wahren Werthe als untergeordnete Momente, von der Idee selbst durchdrungen und in die sittliche Substanz als deren eigne Bestimmungen aufgenommen, ihre Anerkennung und Aufbewahrung, ihre bestimmte Stelle und Geltung, wie ihre absolute Grundlage erhalten. Diefs wäre hiemit in wenigen Worten der Schlüssel zur ganzen Moral.

Hienach zerlegt und gliedert sich auch das Werk des Hrn. Verfs. in seine Theile, nur dafs vor der Abhandlung der Zwecke nothwendig noch der abstracte Begriff der menschlichen Handlung überhaupt oder das Formale der freien Selbstbestimmung und des dem Wissen und Wollen des Subjects in seiner That Angehörigen, seiner Schuld und Zurechnung, seine besondere Betrachtung und wissenschaftliche Abhandlung erforderte. Mit der materiellen Absicht, womit diese Darstellung ihr Ende erreicht, tritt auch der Zweckbegriff ein, womit zur Materie des Handelns und zur Betrachtung der Zwecke selbst der Uebergang gemacht wird. Da die Zwecke aber zunächst nur noch die unmittelbaren und endlichen der natürlichen Willensbestimmungen, der Triebe und Neigungen, sind, deren zusammengefafste Realisirung als ein noch nicht näher bestimmtes Allgemeines die Glückseeligkeit ist: so tritt mit der Erkenntnifs und dem Begriffe des Guten als des allgemeinen, an und für sich geltenden Endzweckes, welchem als dem höchsten Gute alle sonstigen Güter und Zwecke aufgeopfert werden müssen, auch eine qualitativ von der vorigen sich unterscheidende höhere Stufe ein, auf welcher der Gegensatz gegen die vorige in der Negation des Natürlichen bis zur gänzlichen Verwerfung und moralischen Brandmarkung aller Glückseeligkeit fortschreitet, ein Gegensatz, dessen höhere Versöhnung nicht mehr in die Moral, sondern in das Reich der wahren sittlichen Freiheit fällt. Von den drei Büchern, in welche hienach das Werk des Hrn. Verfs. sich scheidet, handelt das Erste *von der Zurechnung der Handlungen*, das Zweite *von den Zwecken der Glückseeligkeit*, das Dritte *vom höchsten Gute*. Der innere systematische Zusammenhang, welcher nur die logische Entwicklung der Sache selbst in ihrem Begriffe ist, findet sich nicht blofs für diese Haupttheile, in der übersichtlichen Eintheilung zu Anfang und näher wieder im Anfang des zweiten und dritten Buches, sondern ebenso auch überall für die Gliederung derjenigen Bestimmungen, welche die besondern Abtheilungen und Unterabtheilungen (Abschnitte, Kapitel u. s. w.) bilden, besonders nachgewiesen und wiedererinnert. Da es überhaupt der Begriff ist, der selbstbewufst als die Macht des unterworfenen Gegenstandes und von ihm durchdrungenen Stoffes durch das Ganze hin waltet und seine Momente und Bestimmungen als Theile und Glieder nach ihrer innern und objectiven Nothwendigkeit absetzt und entfaltet: so erhält das Werk eine wissenschaftliche Nettigkeit und organische Vollkommenheit, wie sie überall den Werken der Wissenschaft zu wünschen wäre, und für die trichotomische Behandlung zeigt sich der grofse

Digitized by Google

Unterschied, wenn diese Methode nur als etwas äufserlich Künstliches nach Kategorien, welche dem Gegenstande innerlich fremd, nicht immanent sind, dem Stoffe angethan und umgeworfen wird, und wenn sie, wie hier, aus dem Begriffe hervorgeht, welcher die Sache selbst ist. — Was im näheren Zusammenhange mit dem Bisherigen zuerst noch über den Inhalt des zweiten und dritten Buches zu bemerken sein wird, soll kurz im Folgenden geschehen; von der sehr bemerkenswerthen Zugabe oder richtiger Vorausgabe des ersten Buches und seinem Inhalte wird zuletzt die Rede sein.

Die Abhandlung der Lehre von den (nur noch endlichen) Zwecken der Glückseeligkeit im *zweiten* Buche zerfällt nach ihren Ueberschriften in folgende Abschnitte und deren Unterabtheilungen: I. Die Glückseeligkeit; 1) das Interesse, 2) das Wohl, 3) das moralische Gefühl; II. Die praktischen Zwecke; 1) die Selbstliebe, 2) die geselligen Zwecke, 3) Kampf von Recht und Wohl (das Nothrecht): III. Die theoretischen Zwecke; 1) der Zweck des Wissens (Ethik des Spinoza), 2) das Handeln aus Erkenntnifs, 3) die Vollkommenheit. Die wichtigsten Gegenstände der Betrachtung sind hier zunächst überhaupt die Entfaltung des natürlichen Charakters nach seinen verschiednen Seiten, die Entwicklung des Systems der praktischen Triebe und ihre Definition, ihre nächste und unmittelbare Befriedigung in der Lust, ihre allgemeine und vermittelte in der Glückseeligkeit; dann die Erhebung und Bestimmung dieser Triebe zu praktischen Zwecken, die Collision dieser Zwecke, ihre einseitige Hervorhebung, ihre Unterordnung gegenseitig unter einander und unter einen allgemeinen; mit dem theoretischen Zwecke des Wissens, welches auch noch natürlicher Trieb ist, wohl die Erreichung eines wahrhaft Allgemeinen und Unendlichen in der vernünftigen Erkenntnifs der Welt, aber noch mangelhaft dadurch, dafs die Erkenntnifs nicht praktisch, vom Wissen noch das Wollen getrennt ist, wogegen das Handeln aus Erkenntnifs, worin das Theoretische sich wieder mit dem Praktischen, den Zwecken des Wohls, verbindet, sich nur äufserlich auf die Wahrheit bezieht und einen festen Unterschied des Wahren und Falschen zur blofsen Voraussetzung hat. Mit der Vollkommenheit als „der durch die vernünftige Erkenntnifs gesetzten Harmonie aller Beziehungen und Verhältnisse des Menschen" und der hiemit eintretenden „innern Fertigkeit des Geistes, alle Verhältnisse, Zwecke und Triebe dem Befehle der Vernunft unterzuordnen" (S. 183.), wird der Begriff des *Guten* erreicht, was den Uebergang zum dritten Buche macht. Aus der Geschichte der Moral fallen hier herein, aufser Einzelnen für einzelne Bestimmungen, welche an ihrem Orte angeführt werden, insbesondere die Cyrenaiker und die Hedoniker überhaupt, Helvetius, die Moralisten der Englischen Schule für verschiedene Stufen und Principien, Spinoza, die Stoiker (für das *schickliche* Handeln, wie vorher schon für die Naturtriebe), zuletzt das Leibnitz-Wolffische Moralsystem. Die verschiedenen Principien und Standpuncte werden zugleich von dem Extrem ihrer Behauptungen, von ihrer Einseitigkeit befreit und auf ihre bleibende Wahrheit, welche ihnen im System des Ganzen zukommt, zurückgeführt; und hier tritt auch für das ganze Alterthum besonders schon Aristoteles überall mit seiner richtigen Einsicht ein, dessen Berichtigungen auch noch vielen neueren Moralisten zur Belehrung dienen können. Im *dritten* Buche vom höchsten Gute ist die Eintheilung folgende: I. Die Tugendlehre; 1) die physischen, 2) die ethischen, 3) die logischen Tugenden (insbesondere nach Aristoteles, von welchem die Stoiker den Uebergang zur Pflichtenlehre machen); II. Die Pflichtenlehre; 1) das System der Pflichten, 2) die Kasuistik, 3) die Ascetik; III. Das Gewissen (Jacobi u. a.); 1) das gute Gewissen, 2) das Böse, 3) die Sittlichkeit (als Aufhebung des ganzen Standpunctes der Moral überhaupt und Uebergang in die höhere Sphäre). Das friedliche positive Verhältnifs, in welchem die Triebe der Glückseeligkeit, wenn auch in die Vernunft erhoben und durch sie bestimmt, doch mit der *Tugend* noch stehen, verschwindet in der *Pflicht*, in welcher sie zu etwas Negativem gegen die Vernunft herabgesetzt werden; im *Gewissen* vollends (in seiner abstractesten Gestalt und Bedeutung, wie es hier zu nehmen), als dem höchsten innerlichen Dasein der subjectiven Freiheit, fällt aufser der Naturbestimmtheit der Triebe auch das an und für sich seiende Gesetz der Vernunft und somit aller objective Inhalt des Handelns hinweg (S. 188.); es ist sich selbst Alles allein und nimmt seine Entscheidung unmittelbar nur aus sich. Auf dieser höchsten und letzten Stufe der Moral, wo das Subject, unmittelbar sein eignes höchstes Gesetz, „mit dem Guten absolut identisch, dadurch aber bei der Feststellung seines Zweckes absolute Selbstbestimmung aus sich geworden" ist, tritt daher auch bei dem Hrn. Verf. „das *Gewissen* oder

Digitized by Google

die über allen Inhalt entscheidende Macht der Subjectivität, als der *dritte* Abschnitt unserer Lehre vom Guten" ein. Da von andern Moralisten (vgl. S. 342.) die jedoch die Grenzen der eigentlichen Moral schon überschreitende Lehre von den Gütern (Ehe, Staat, Kunst, Kirche, Wissenschaft) als das Dritte zu Tugend und Pflicht gestellt wurde: so mag hier, um wenigstens Einiges über das Logische des systematischen Zusammenhanges zu bemerken, daran erinnert werden, dafs auf gleiche Weise, wie hier das Gewissen, im zweiten Buche bei den theoretischen Zwecken, denen im dritten wieder die logischen Tugenden in der Tugendlehre, wie die Ascetik in der Pflichtenlehre entsprechen, das *Wissen* des Subjects, und in der Unterabtheilung seine Vollkommenheit und näher die innere Thätigkeit und Fertigkeit seiner Vervollkommnung das Dritte war, und ebenso auch in den vorhergegangenen Unterabtheilungen das moralische Gefühl und die Selbstermächtigung des Nothrechts im Kampf von Recht und Wohl, mithin immer die Zurückführung auf das Subject und die aus seinem Selbst unmittelbar quellende Thätigkeit, Macht und Entscheidung, das Dritte bildete. Es ist die allgemeine Nothwendigkeit des Logischen, dafs nach dem noch unbestimmten und unentwickelten Allgemeinen als dem Ersten, wogegen das Zweite, oder die Besonderheit, die Unterscheidung des Allgemeinen in sich, seine Auseinanderlegung und Besonderung ist und hiemit sich überall als die Sphäre des Nebeneinander und des Verhältnisses, der Beziehung und Relativität, der Reflexion u. s. w. darstellt, im dritten Momente der sich zur Einzelheit bestimmende und in seiner Bestimmtheit erfassende Begriff er selbst als Subject oder für sich seiendes Selbst ist, welches als das Thätige und sich Bethätigende zur energirenden Wirksamkeit des Ganzen und in seiner Beziehung des Allgemeinen und Besondern auf sich selbst wieder zur Totalität wird. Ebenso erhält auch (S. 294.) die Aufnahme der *Kasuistik* und *Ascetik*, welche Schleiermacher „für Auswüchse der Pflichtenlehre hält, die aus einer vollendeten Sittenlehre verschwinden müfsten", (was für die wirklich vollendete allerdings richtig, nicht aber ebenso für die nur noch als Pflichtenlehre gefafste ist) durch den noch mangelhaften, einer innern substantiellen Bestimmtheit entbehrenden Charakter des Pflichtbegriffes selbst ihre wissenschaftliche Rechtfertigung und bestimmte Stellung, wobei gezeigt wird, wie die Autonomie der praktischen Vernunft, „insofern sie nicht die Substanz ihrer Gegenstände ist, noch sie aus innerer Quelle erzeugt, sondern als formelles, leeres Denken ihnen gegenüber tritt und sie von sich ausschliefst, ja eben selber nichts anders ist, als der Verstand", und damit auch zur blofsen Reflexion des Verstandes in der Kasuistik herabsinkt, in welche die Pflichtenlehre nothwendig, wie diese weiter in die Ascetik, übergeht.

Im *ersten* Buche endlich, von welchem noch zuletzt die Rede sein sollte, ist von dem Hrn. Verf. mit der Lehre von *der Zurechnung der Handlungen* eine Lehre in die Moral aufgenommen oder der eigentlichen Moral vielmehr als eine nothwendige Vorausgabe vorangestellt worden, welche um des gemeinschaftlichen philosophischen Princips willen, worin die juridische Imputation von der moralischen sich nicht unterscheiden kann, ebenso für die Wissenschaft des Rechts, insbesondere des Criminalrechts, eine dieser mit der Moral gemeinsame Vorhalle bildet. Schon auf des Aristoteles Vorgang, um dessen Ethik der Hr. Verf. sich auch sonst vielfältig verdient gemacht hat, konnte derselbe sich auch bei dieser Lehre berufen und dessen richtige Entwickelungen und Bestimmungen der eigenen Abhandlung einverleiben. Wie Aristoteles überhaupt wohl einer der gröfsten und einflufsreichsten Lehrer des Menschengeschlechtes nicht blofs war, sondern in vielen Stücken noch jetzt sein kann, so findet man auch hier das Wichtigste, was unter den neuern Criminalisten zum Theil ein Gegenstand mannigfacher Irrungen und streitender Ansichten geworden ist, von ihm schon richtig gelehrt und bestimmt und auf eine einfache Weise entwickelt. Man vergleiche unter den überall citirten Stellen z. B. nur, was S. 97. über die verschiedenen Arten der Rechtsverletzung durch *dolus*, *culpa* u. s. w. sich aus ihm zusammengefafst findet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Das System der philosophischen Moral mit Rücksicht auf die juridische Imputation, die Geschichte der Moral und das christliche Moralprincip, dargestellt von Dr. Karl Ludwig Michelet.

(Schluſs.)

Da aber eine objective Lehre von der moralischen Zurechnung oder von demjenigen, was das Subject nach seiner subjectiven Freiheit von den im äuſsern Dasein durch sein Handeln bewirkten Veränderungen als das Seinige entweder nothwendig anzuerkennen und auf sich zu nehmen hat, oder auch von sich abzuweisen innerlich berechtigt ist, doch wohl nur in der Moral ihre Stelle finden kann, und auch die rechtliche Zurechnung, insofern es sich dabei um das Innere, Bewuſste oder Unbewuſste, das Vorsätzliche und Absichtliche handelt, „ihre Wurzel lediglich in der Moral als der Entfaltung der subjectiven Freiheit" (S. IV.) hat: so wird man wohl dem Hrn. Verf. beistimmen müssen, welcher diese Lehre als einen nothwendigen Theil auch der Moral wieder von jetzt an vindicirt. Es ist aber, was in dieser Lehre in Betracht kommt, nur erst das Formelle einer menschlichen Handlung überhaupt und die Beziehung ihrer Existenz im äuſseren Dasein auf das Innere des Wissens und Wollens noch mit Ausschuſs des besondern subjectiven Zweckes, um dessen willen eine Handlung begangen wird, und für welchen die Handlung daher nur Mittel ist. Es kann daher in der Imputationslehre, auch im Criminalrechte, von einem Zwecke des Handelnden, insofern darunter nur der auf die That gerichtete Vorsatz verstanden wird, nur uneigentlich die Rede sein, und schon Aristoteles sagt (vgl. S. 44 und 105.), daſs der Vorsatz nicht auf den Zweck, sondern auf die Mittel gehe. Erst mit der materiellen Absicht tritt auch der besondere subjective Zweck des Handelns hinzu, womit dann auch das eigentlich Moralische erst beginnt. — Dieses erste Buch (S. 19 - 106.) zerfällt in folgende Abschnitte und Kapitel: I. Die Schuld; 1) die freiwilligen, 2) die unfreiwilligen, 3) die gemischten Handlungen; II. Der Vorsatz; 1) das Vorsätzliche, 2) die zufällige That, 3) das Versehen; III. Die Absicht, 1) die directe, 2) die indirecte, 3) die materielle Absicht. — Die Literatur, welche wegen der überall auf die Geschichte der Moral genommenen Rücksicht auch in den beiden andern Büchern sehr fleiſsig angeführt ist, zeigt sich besonders reichlich in diesem Buche, welches in dieser Beziehung theils durch die Nachweisung der geschichtlichen Ausbildung des Princips der Zurechnung bei den verschiedenen Völkern, theils durch die Hereinziehung und Beurtheilung der Lehren und Ansichten der schon erwähnten neueren Criminalisten von Nettelbladt an, wie der Bestimmungen des Preuſsischen Landrechts ein besonderes Interesse gewinnt. — Was das Logische des Zusammenhanges und Fortganges betrifft, so ist oben bereits bemerkt worden, daſs das moralische Handeln überhaupt als ein Schluſs zu fassen sei, in welchem das Subject durch sein Handeln sich mit seinem Zwecke und in diesem mit sich selbst oder demjenigen, was es als sein Wesen ansieht und realisiren will, zusammenschlieſst, ein Schluſs, der jedoch erst in der Sphäre der Sittlichkeit zur totalen Erfüllung seiner Momente und zu seiner absoluten Vollendung gelangt. Da nun bei dem bloſs Formellen der freien Selbstbestimmung und Handlung, wie sie Gegenstand für die Zurechnung ist, das dritte Glied, der letzte Zweck noch fehlt: so folgt daraus von selbst, daſs das hier zu betrachtende nur noch formelle Verhältniſs der Handlung und ihrer verschiedenen Bedingungen, als die bloſse Beziehung des Willens und seiner äuſsern Existenz, des subjectiven und des objectiven Thatbestandes aufeinander, sich nur als eine Prämisse jenes Schlusses oder, insofern hier vom Schlusse überhaupt noch nicht die Rede ist, nur als ein bloſses Urtheil darstellen könne.

Digitized by Google

Das Urtheil ist es daher auch in der Abhandlung des Hrn. Verfs., welches in seiner dialektischen Entwickelung von seiner ersten Abstraction aus zu immer höheren Formen und einem intensiveren Gehalte seiner in die Beziehung tretenden Seiten, bis zur Wiederherstellung des ganzen Begriffes und damit des Schlusses, die logische Grundlage dieser Lehre und das Bewegende des Fortganges ausmacht. Der Wille mit seinem Wissen und die in der That als seiner Existenz in die Erscheinung tretende Bestimmtheit des Willens bilden überhaupt die beiden Seiten des ganzen Gegenstandes, welche sich wechselseitig als Subject oder Prädikat des Urtheils bestimmen. Um nur die Hauptstufen, welche mit den drei Abschnitten dieser Lehre zusammenfallen, hier kurz anzugeben, so sind es die Sphären, welche die Urtheile des blofsen Daseins, der Reflexion und der Nothwendigkeit durchlaufen, und denen als zunehmend höhern und intensivern Weisen, wie die subjective Freiheit existirt, auf der Seite des handelnden Subjects 1) die blofse und einfache Freiwilligkeit, 2) die überlegende und berathschlagende Vorsätzlichkeit, 3) die noch tiefere, die ganze Substanz und Qualität der Handlung auffassende Absicht, und ebenso auf der objectiven Seite 1) die blofse einzelne Veränderung des äufsern Daseins, 2) der in die Reflexion fallende mögliche Zusammenhang einiger und zwar der gewollten Veränderungen mit andern nicht vorsätzlichen, 3) der innere und nothwendige Zusammenhang aller zum objectiven Thatbestande gehörigen Umstände oder die ganze Substanz und allgemeine Qualität der Handlung entsprechen. So sehr Ref. auf die hier angedeuteten Gegenstände, welche mit Allem, was das höhere Gebiet der praktischen Philosophie und insbesondere den Staat angeht, zu den interessantesten für ihn selbst gehören, noch näher einzugehen wünschte: so gestattet ihm doch der bisher schon reichlich in Anspruch genommene Raum dieser Blätter keine weitere Ausführung mehr. Er begnügt sich daher, auf Einiges noch aufmerksam zu machen, was aufser dem Moralisten auch für den Juristen von Interesse sein wird. Ref. rechnet dahin die mit der philosophischen Entwicklung der hieher gehörigen Begriffsbestimmungen in Verbindung gebrachte, fast fortlaufende Kritik und Berichtigung der von den Criminalisten gegebenen Definitionen überhaupt; die Bemerkungen über die von den modernen Strafrechtstheorien herrührende unrichtige Auffassung des Verbrechens als einer blofsen gesetzwidrigen Handlung, wonach es keine absolute Rechtsverletzung mehr und keinen Unterschied zwischen Verbrechen an sich und der Uebertretung blofs positiver Gesetze oder den Polizeivergehen giebt; über die verschiedenen Grade der *culpa*, welche eigentlich nur dann angenommen werden können, wenn der quantitative Unterschied zugleich zu einem qualitativen wird; ferner über manches Schiefe, was aus der Sicherungstheorie und ihrer Verwandtschaft sich auch in die näheren Bestimmungen der Zurechnung und deren Ausdruck hereingezogen hat; über die gegenseitig vorgekommene Verwechslung des *dolus indirectus* mit der *culpa*, über die Lehre von *dolus* und *culpa* überhaupt u. s. w. Und was über den Grund und Zweck der Strafe die verschiedenen Theorien der neueren Zeit anlangt, in denen man einen reflectirenden Verstand von den verschiednen, in dem Concreten und Ganzen der Strafe enthaltenen Bestimmungen nach einander eine jede in ihrer Abstraction für sich hervorheben und als letzten Grund, als Princip des Strafrechts geltend machen, das wahre Wesen der Sache aber, die Gerechtigkeit an und für sich, aus den Augen verlieren oder nur äufserlich auffassen sah: so dürfte allerdings endlich, nachdem die Theorie den Kreis jener Bestimmungen durchlaufen hat, die Zeit gekommen sein, das *Recht an sich* wieder als solches, und ebenso seine Negation, das Unrecht, als seine schon *in sich* nichtige Verletzung, wovon die Strafe nur die äufsere Darstellung ist, und als das eigentliche Uebel, dessen Hinwegräumung alle andern Rücksichten überwiegt, anzuerkennen, die Strafe selbst aber hiemit, als die wirkliche Negation des Nichtigen oder als die Wiederherstellung des Rechts gegen seine Verletzung, auf die einfache *Wiedervergeltung*, jedoch gefafst in ihrer vernünftigen Wesentlichkeit und Allgemeinheit, zurückzuführen, und gegen diesen in der objectiven Gerechtigkeit wurzelnden Begriff der Sache alle jene von Aeufserlichkeiten oder von der Strafe nur in ihrer Erscheinung und in ihren Folgen hergenommenen Ansichten aufzugeben. Es würden anderntheils hiemit auch die Ansichten jener falschen Humanität und einer seichten, die objective Vernunft verläugnenden Psychologie zusammensinken, welche, indem überall nur das Subject und seine ungemessene abstracte Freiheit der Ausgangspunct dieser Ansichten ist, das Subject auch in seiner Schlechtigkeit und Verworfenheit und von dem ärgsten Verbrecher

Digitized by Google

wenigstens noch das physische und individuelle Leben, das Höchste, was diese Subjectivität kennt und in ihrem chimärischen Staatsvertrage nicht mit in den Kauf geben will, in Vertheidigung und Schutz zu nehmen bemüht sind gegen das absolute Recht des Staates, welcher die heilige Wirklichkeit und Ausführung der objectiven Gerechtigkeit selbst ist.

Bei der Anzeige eines Werkes, welches die Aufmerksamkeit auf ein höheres Interesse der Wissenschaft zu richten gebot, hat Ref., welcher selbst demselben in der Ausführung und Verarbeitung alles Besondern den Dank mancher Belehrung gerne darbringt, bei seiner sonstigen Uebereinstimmung mit allen Hauptsachen es für unstatthaft gehalten, sich noch auf Erinnerungen über Einzelheiten einzulassen oder Bemerkungen über Dinge zu machen, welche von ihm vielleicht bloſs anders gefaſst worden sein würden. Der Hr. Verf. wird dagegen die seinem Werke durchgängig gewidmete Aufmerksamkeit, die wiederholt ausgesprochene Anerkennung seiner wissenschaftlichen Einsicht sowohl als seines gründlichen Fleiſses und die hiemit an den Tag gelegte Hochachtung des Referenten überall nicht vermissen. —

Gabler.

LXXVII.

Ueber die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der Griechischen und Lateinischen Sprache. Nebst zwei Anhängen über die Correlativa und den Comparativ der Zahlwörter und Pronomina von Johann Adam Hartung, Professor am Gymnasium zu Erlangen. Erlangen 1831. 300 S. 8. auſser Vorrede und Index.

An die Beurtheilung von Schriften, die sich, wie die vorliegende, mit Untersuchung des Baues einer oder mehrerer unter den Indo-Germanischen Sprachen beschäftigen, knüpft sich in jetziger Zeit sogleich die Frage, ob diese Untersuchung von jenem beschränkten früheren Standpuncte der Sprachwissenschaft aus, oder von dem durch Sprachvergleichung so unendlich erweiterten neuen, geführt sei. In Bezug auf das hier anzuzeigende Werk muſs man bekennen, daſs dessen scharfsinniger Verf., ohne auf dem ersten stehen zu bleiben, doch auch nicht zu dem zweiten ganz übergetreten sei, und so, zwischen beiden mitten inne, sich seinen Standort gewählt habe. Indem derselbe nämlich, und zwar nicht ohne groſse Umsicht und Gewandtheit, die Bildung und Bedeutung der Griechischen und Lateinischen Casus, so wie auch Adverbien, nicht in getrennter, sondern in vergleichender und vereinender Auffassung zu erforschen bemüht ist, auch hin und wieder die Vergleichung des Deutschen in sein Interesse zieht, läſst er andrerseits die Sanskritsprache, dieses groſse *tertium comparationis* für alle, ihr verschwisterten Sprachen, fast gänzlich unberücksichtigt; und auf die Benutzung der, mit dessen Hülfe schon zum Erstaunen weit gediehenen, sprachlichen Forschungen, welche in die Architektonik auch der Griechischen und Lateinischen Sprache die tiefsten Blicke thun lassen, weisen mindestens nur spärliche Andeutungen hin. Aus diesem Umstande ist dem Buche ein doppelter Nachtheil erwachsen: einmal, daſs es mehrere, allerdings richtige Ergebnisse aufstellt, die aber doch *der* festen Grundlage entbehren, welche ihnen schon anderwärts, namentlich in Hrn. Prof. Bopp's dahin einschlagenden Abhandlungen z. B. *über das Demonstrativum und den Ursprung der Casuszeichen* (in den *Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wissensch. hist.-philol. Cl.* aus d. J. 1826. S. 65—102.); *über einige Demonstrativstämme*, Berlin 1830. u. s. w. gegeben ist; zweitens, daſs viele Irrthümer und Mängel desselben nur des zu eng gezogenen Gesichtskreises wegen nicht vermieden werden sind. Dessen ungeachtet bleibe dem Buche sein wirklich beträchtlicher Werth unbestritten; und dem Hrn. Verf. werde hier des Ref. lebhafter Wunsch zu erkennen gegeben, daſs derselbe den ihm eignen, höchst feinen und regen Sinn für sprachliche Untersuchungen noch oft zur weitern Aufhellung der Griech. und Lat. Sprache anwenden, und dabei nicht die Mitbenutzung der Sprache verschmähen möge, deren Kenntniſs im rechten Zeitalter nach Europa gekommen ist, um im ganzen Umfange ihren heilsamen Einfluſs auf die Sprachwissenschaft ausüben zu können.

Hinsichtlich einer zweiten Frage, ob der Verf. das Verhältniſs der Lat. Sprache zu der Griech. als ein töchterliches oder — nach neuerer, allein zulässiger Ansicht — als ein *schwesterliches* sich gedacht habe, mag füglich das Letztere angenommen werden, da mindestens keine, oder doch nur wenige Erklärungsweisen Ref. aufgestoſsen, die nur in der zuerst angeführten,

Digitized by Google

freilich sehr alten, nichts desto weniger aber grundverkehrten Annahme, welche sich nur durch scheinbare Gründe vertheidigen läfst, einige Rechtfertigung fänden.

Der im Buche befolgte Gang der Untersuchung ist in der Kürze folgender. Der Verf. sieht als die *der Natur nach erste* oder Grund-Bedeutung der obliquen Casus diejenige an, vermöge welcher dieselben als Exponenten der *allgemeinen räumlichen* Verhältnisse dienen, während den Präpositionen die Bezeichnung der *individuellen* obliege. Von diesem Satze ausgehend setzt er für die Sprache als natürliche Zahl der Casus fest 1) für die *Bewegung* den Gen. (*woher*) und Accus. (*wohin*) 2) für das *Verweilen* einen dritten, der sich jedoch häufig, zur Unterscheidung des unmittelbar occupirten Ortes (*wo*) und des in der Richtung liegenden, in 2 Casus, den Instrum. (Local.; Abl.) und Dat. spalte. Sodann weiset er den zwischen räumlichen, zeitlichen und dynamischen Verhältnissen in sprachlicher Beziehung vorhandenen Parallelismus nach, und belegt ihn mit einer sehr lichtvoll durchgeführten Abhandlung vom *syntactischen* Gebrauche der Casus im Griech. und Lat., deren Bedeutung ihrem innersten Wesen nach — wenn gleich oft in eine andere Begriffssphäre übertragen, — doch nur Eine sei und stets sich selbst getreu bleibe. Darauf von S. 103 — 161. behandelt er den Nomin. und demnächst die übrigen Griech. und Lat. Casus *etymologisch*, und schliefst den letzteren jedesmal die Adverbia an, welche von ihm den einzelnen, z. B. dem Gen. die mittelst der Suffixe *tus*, *θεν* gebildeten, nach Form oder Bedeutung entsprechend angesehen werden.

So zerfällt das Buch in einen, auf Begriffsbestimmung der Casus und einen zweiten, auf Erörterung ihrer Form gerichteten Theil; und zwar in der bemerkten Folge, gegen die sich vielleicht manches mit Grund einwenden liefse.

Rücksichtlich des *ersten* Theils findet sich Refer. mit dem Hrn. Verf. in vielen Puncten in völliger Uebereinstimmung und er möchte diese Arbeit als ein Zeugnifs für seine Ueberzeugung anführen, wie fruchtbringend dereinst auch eine allgemeine Vergleichung der intellectuellen Seite in den Sprachen Indo-Germanischen Stammes für ihre gegenseitige Aufhellung in dieser Beziehung werden müsse, *wenn nur erst* die Ergründung und Vergleichung der formellen zu einem gewissen Grade der Vollendung gelangt sei. Getrennt aber von der genauesten Einsicht in die Sprachformen, entbehrt jene durchaus des festen Halts; den Beleg zu dieser Behauptung giebt die Art und Weise, mit welcher der Verf. sich aus mehreren Widersprüchen herauszuziehen gezwungen ist, die bei seiner, durch Begriffszergliederung gewonnenen Casuseintheilung in ihrer Anwendung auf die *wirklich* im Griech. und Lat. bestehenden *Casusformen* klar hervortreten. Nie darf die philosophische Sprachlehre sich anmafsen, die Art und die *Zahl* der Formen bestimmen zu wollen, in welchen Begriffe, welche sie als irgendwie zu bezeichnende hinstellt, nothwendig von den Sprachen niederzulegen wären; sonst würde sie, dieser Anmafsung sich folgerichtig hingebend, jeglichen, erfahrungsmäfsig begründeten Formenunterschied der Sprachen als vernunftwidrig hinwegläugnen müssen. Daher kann nicht mit dem Hrn. Verf. von der *späteren* Zersplitterung des Einen Casus des Verweilens, den er dem Begriffe nach aufstellt, in die Casusformen des Dat. Abl. Locat. und Instrum. im Sanscrit, oder des Lat. Dat. Abl. und Locat. die Rede sein, wenn er sich anders nicht diese sog. Zersplitterung auf *historischem* Wege zu erweisen getraut. Nicht dies aber, gerade das Gegentheil vielmehr lehrt die vergleichende Sprachgeschichte. Das Sanscr. erfreut sich noch einer schätzenswerthen Fülle von Casus, deren mehrere in den verwandten Sprachen entweder mit andern zusammengeflossen, oder spurweise erhalten, oder auch völlig untergegangen sind. Es mag hier nur an den Abl. erinnert werden, dessen Sing. im Lat. keineswegs, wie der Verf. S. 177. ff. voraussetzt, ursprünglich dem Dat. gleich lautete, sondern auf's bestimmteste von ihm durch den nicht, wie S. 226. mit Unrecht angenommen wird, paragogischen, sondern flexivischen Lingualbuchstaben unterschieden ward, der aber später abfiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Ueber die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der Griechischen und Lateinischen Sprache. Nebst zwei Anhängen über die Correlativa und den Comparativ der Zahlwörter und Pronomina von Johann Adam Hartung.

(Fortsetzung).

Die Uebereinstimmung des Abl. Sing. im Lat. in seiner ältern, vollständigen Form mit dem im Sanscrit bei Wörtern auf *ă*, denen die Lat. Nomina zweiter Declination entsprechen, und bei allen Pronominen je nach den Wohllautsgesetzen durch *t* oder *d* bezeichneten Abl. S. hat Hr. Prof. Bopp (*Urspr. d. Casuszeichen* v. S. 86. an) in's hellste Licht gesetzt, und das Vorkommen des Abl. im Zend ist vor kurzem in diesen Blättern von demselben Gelehrten nachgewiesen worden. Ganz besonders möge sich der Hr. Verf. aus d. zuerst a. St. noch dies merken, dafs gerade der Abl. im Sanscr. zur Bezeichnung des Verhältnisses *woher* diene.

Vor dem *etymologischen* Theile des Werks vermifst man eine Untersuchung über die *Grundformen* der declinirbaren Griech. und Lat. Wörter, d. h. die Formen oder Themen, worin diese sich nach Ablösung, zwar nicht der Ableitungs-, wohl aber jeglicher Flexionssuffixe darstellen. Wenn sich gleich manches auf diesen Gegenstand Bezügliche in dem Buche zerstreut findet, so gewährt dies doch, und konnte, ohne Bezugnahme auf das Sanscrit, nur höchst unsichere Resultate gewähren. Da nun aber durch die Verschiedenheit der Grundformen (und nicht etwa blofs des Nom. und Gen. Sing.) die Verschiedenheit der Declinationen, oder, wenn man lieber will, die verschiedenen Modificationen derselben Einen Declination im Griech. und Lat. — und nicht minder durch jene Untersuchung (es wird sich aus dem Verlaufe dieser Anzeige ergeben) die richtige Würdigung des in gegenwärtigem Theile des Buchs Geleisteten wesentlich bedingt ist, so wird es angemessen sein, einer, freilich nicht erschöpfenden, aber doch die Hauptpuncte kurz berührenden Erörterung dieses Gegenstandes hier eine Stelle einzuräumen.

Sehen wir zuvörderst einmal nach, worauf denn eigentlich die jetzt übliche Eintheilung Griech. und Lat. Declinationen und Conjugationen beruhe; man folgte so ungefähr der Ordnung der Vocale im Alphabet — dies ist das ganze Geheimnifs. Der Mühe, weitläuftig auseinanderzusetzen, dafs man hier also allerdings einer Ordnung, und zwar, was für einer! gefolgt sei, wird mich gewifs jeder gern überheben; allein erinnern mufs ich doch, dafs so die Griech. und Lat. *dritte* Declin. wenn gleich nicht durch innere Einheit, doch durch bunte, äufsere Mannigfaltigkeit ergötzt, und die — für den Geist der ersten Anordner sehr bedeutsam — mit 3. numerirte Lat. starke Conjug. nicht übel um ihres kurzen *e* im Infin. willen zwischen den schwachen auf *âre êre* und *îre* ihren Ehrensitz einnimmt. Ich denke, man weifs jetzt genug von dieser systematischen Anordnung, die beibehalte, wer da mag.

Alle Grundformen im Sanscr. zerfallen in solche, die mit *Vocalen* und *Diphthongen*, oder die mit *Consonanten* schliefsen. *Letztere* bilden in Hrn. Prof. Bopp's Grammatik die *VI. Declin.* in 2 Abtheilungen. Dieser Declination entspricht die *III.* Griech. und Lat., jedoch mit Ausschlufs aller Grundformen, die theilweise noch jetzt, theilweise vormals vocalisch auslauteten.

Die *vocalischen* Declinationen mit ihren Parallelen in einigen verwandten Sprachen sind folgende:

Sprache.	*Decl.**)	*Thema.*	*Nomin.*
1) *Sanscr.*	I. a.	*ă*	*ă-s*, m. *ă-m*, n.

*) Die Zahl der Decl. ist im Sanscr. die bei Bopp; im Litt. bei Mielcke; im Lett. bei Stender; im Goth. die der *starken* bei Grimm. — In der *ă*-Decl. wird von dem Letten und Gothen fast immer das *s* im Nom. m. ausgestofsen. (vgl. Bopp. Berliner Jahrb. 1827. S. 730.) aber der Zischlaut beibehalten. Nach *r* jedoch ist auch dieser im Goth.

Digitized by Google

Sprache.	*Decl.*	*Thema.*	*Nomin.*
Litt.	I. a.	*a*	*a-s*, m. (*a*, n. Adj.)
Lett.	I.	*a*	*a-s* (-s), m. z. B. ta-s.
Gr.	II.	o	o-ς, m. (f.) *o-ν*, n.
Lat.	II.	*o*	*o-s*, m. (f.) *o-m*, n. (*u-s* *u-m*)
Goth.	I.	*a*	*-s*, m. *apoc.* n.
Sanscr.	I. b.	*â*	*â*, f.
Litt.	II.	*à*	*à*, f.
Lett.	IV.	*â*	*a*, f.
Gr.	I.	*ᾱ* (*η*)	*ᾱ*, *η*, f.
Lat.	I.	*â*	*ă*, f.
Goth.	I.	*â*	*a*, f.
2) *Sanscr.*	II. a.	*i*	*i-s*, m. f. *i*, n.
Litt.	III b.	*i*	*i-s* ('*s*) m. f.
Lett.	VI.	*i*	*-s*, meist f.
Gr. unter	III.	*ι*	*ι-ς*, m. f. *ι*, n.
Lat. unter	III.	*i*	*i-s*, m. f. *e* (st. *i*), n.
Goth.	IV.	*i*	*-s*, m. f.
Sanscr.	II. b.	*ŭ*	*ŭ-s*, m. f. *ŭ*, n.
Litt.	IV.	*u*	*ù-s*, m. (*ù*, n. Adj.
Lett.	III.	*u*	*u-s*, m. f.
Gr. unter	III.	*υ*	*υ-ς*, m. f. *υ*, n.
Lat.	IV.	*u*	*u-s*, m. f. *u*, n.
Goth.	III.	*u*	*u-s*, m. *u*, n.

3) *Sanscr. III.* Grundform: *î*, *û*. Es wird noch einer eigenen Untersuchung bedürfen, um zu ermitteln, was dieser Decl. in den übrigen Sprachen gleich komme. Vgl. indefs *çwaçrû* N. *û-s f.* Lat. *socru-s IV. bhrû f.* N. *û-s*, Gr. *ὀφρύ-ς* [*ῡ*]. — Nom. *swâdw-î* (fem. v. *swâdu*, süfs) Litt. *saldi* Gr. *ἡδεῖα* nach *I.* Lat. *suâvis* mit *s* sowohl im m. als f. Wenn im Griech. Adj. auf *υ* im f. mit dem masc. (Buttm. §. 62. Anm. 1.) oder im Goth. wenigstens beider Nom. s. übereinlauten (*Grimm. I. p.* 721.), so erklärt sich dies aus *R.* 244. Bopp. Sehr bemerkenswerth ist im Griech. das Hinzutreten eines (und zwar, wie aus dem Nom. Voc. und Acc. sing. hervorgeht, *kurzen*) *α* an Sanscr. fem auf *î*: vgl., aufser den fem. auf *εῖα* von Adj. auf *υ*, S. *mahî* f. (in Compp. *Bopp. gramm. p.* 331. *Grofsmutter*, eigentl. *magna*), *μαῖα*; *patnî*, Gemalin (fem. zu *pati* 1) Herr, 2) Gemal, Gr. *πόσι*), *πότνιᾰ*, jedoch im Sinne v. *domina*, Litt. *patti (ipsa, marita, femina)*; viell. *δῖα* = *dêwî (Dea, regina)*, wenn es anders nicht Adj. ist; ferner *ush-î* (fem. zu dem Suffix Part. Praet. redupl. *was* [in einigen Casus *wat*]; Gr. *ος* [*οτ*]) *υῖα* Litt. *usi* [im N. m. *es*]; *at-î*, *ant-î* (fem. zum Suffix. Part. Praes. *at*, *ant* Gr. *-ντ*, Lat. *-nt*) Litt. *antî*, Gr. ≙ *σᾰ* durch Umwandlung des *τ* in *ς* und Unterdrückung des *ι* vor dem hinzugefügten *ᾰ*, so dafs es sich zu der Sanscr.-Form verhält, wie *-τειρᾰ* z. B. in *δότειρα* [gew. *-τριᾰ* wie *ψάλτρια*] zu S. *-trî* z. B. *dâtrî*, oder *πότνᾰ* : *πότνια*. Manches bei Buttm. §. 34. 5. Anm. 4. findet darin seine Erklärung. Im Lat. Part. Praes. ist die Form des Fem. verwischt; wie auch im Comparativ und im Griech. Comparativsuffix *ιον*. — Die gleichsylbig bleibenden Subst. auf *ê-s* in III. Lat. Decl. würde ich unbedenklich hieher zählen, wenn ich nur ein Beispiel zu nennen wüfste, das mit einem Sanskritnomen auf *î* völlig übereinstimmte.

4) *Sanscr. IV. a.*: Verwandschaftswörter auf kurzen *r*-Vocal. Nom. *â* z. B. *duhitâ*, *mâtâ*, Gr. unter III. die sog. syncop. Verwandschaftswörter (Grundf. *ερ*, *ερ*, Nom. *ηρ*). Buttm. §. 47. z. B. *θυγάτηρ*, *μάτηρ*.

Lat. die meisten unter III.; *lêviro*. S. *dêwri*, Gr. *δαήρ*, in II. übergetreten.

Litt. *V. a.* z. B. *duktê*.

Goth. *Anomal.* 1. *Grimm, I. p.* 610.

Sanscr. IV. b. Suff. tri (tar, târ) N. *tâ* m.

Gr. unter III. . . *τερ*, *τηρ*, *τορ* N. *τηρ*, *τωρ* m.

Lat. unter III. . . *tôr* N. *tŏr* m.

5) *Sanscr. V. ai; ô, au.* z. B. *rai* m. f. N. *râs* Lat. N. *rê-s V.*; *gô* m. f. N. *gaus* Gr. *βῶς*, *βοῦς*; Lat. *bôs*; *nau* f. N. *naus* Gr. *ναῦς* Lat. *navis. III.*

Durch die Aufstellung dieser für die Schwestersprachen des Sanskr. jedoch sehr unvollständigen Liste von Grundformen wird uns nun das Geschäft des tieferen Eingehens in des Hrn. Verfs. Ansichten über diesen Gegenstand sowohl, als die damit nahe zusammenhängenden bedeutend erleichtert werden; wir nehmen dies sogleich vor, nur stehe hier noch die Bemerkung, dafs manche verwandte und übrigens gleiche Grundformen in diesen Sprachen von vorn herein, ihres verschie-

---

und Lat. häufig sammt dem Vocal abgefallen. Vgl. S. *wiras* (Held) Litt. *wyras* (Mann); dann Lett. *wirs*, altpreufs. *wyrs* und endlich Goth. *vair* Lat. *vir*. In derselben Decl. sind die Goth. Subst. neutr. stets um die letzte Sylbe (*a-m*) verkürzt; das Lett. neutr. ist überhaupt bis auf geringe Spuren ausgestorben, während im Litt. noch bei Adj. m. und n. unterschieden werden. Die Lat. neutra: *virus, vulgus, specus, pelagus* gehören ihren übrigen Casus nach zur II., aber in den 3 gleichen des Sing. zur III., so gut als *genus* u. s. w.

Digitized by Google

denen Auslauts wegen, nicht-correspondirenden Decl. angehörten, dagegen andere erst nachweislich später in eine verschiedene Decl. übertraten. Ein merkwürdiges Beispiel der letzten Art, zu den vorhin erwähnten, liefern noch die Sanskr. Adj. auf *u*, deren keines mehr in der IV. Lat. Dekl. sich findet, da sie sämmtlich entstellt sind. Vergl. N. *tanus* Lat. *tenuis* ahd. *dunni; laghus, lĕvis; βραχύς, brĕvis; swâdus* litt. *saldùs, ἡδύς, suâvis* ahd. *suozi; gurus, βαρύς, grăvis* u. s. w. Eben diese Erscheinung zeigt sich im Althochd. *Grimm. I. p.* 729.

S. 188. wird sehr richtig vom Hrn. Verf. aus der III. Lat. Decl. eine *i*-Decl. ausgeschieden und mit der Flexionsweise, welcher πόλις folgt, zusammengestellt. Dafs diese Decl. der II. *a.* im S. parallel geht, davon liegt der Beweis in der Uebereinstimmung mehrerer Wörter nach Bedeutung, Grundform und Flexion, z. B. *ăwi, ŏï, ŏvi; asi* Lat. *ensi; ahi* Lat. *angvi, ἐχι; agni, igni* u. s. w., wozu man das Zahlwort *tri* und einige Pronominalstämme füge. Dieselbe hat sich nun im Lat. (und wahrscheinlich in mehreren andern Sprachen) mit der rein consonantischen oft bis zur Unkenntlichkeit vermengt, und die Auseinanderwirrung beider wird für einzelne Wörter noch aufserdem bedeutend durch den Umstand erschwert, dafs die Lat. Sprache häufig ein *i* vor Vocalen bald ausstöfst z. B. in *praeco, parentes, -ficentior, sententia,* bald einschiebt z. B. in *Atheniensis, curiosus.* So hat die consonantische Decl. öfter ein ihr nicht gebührendes *i* im Gen. plur. und in den gleichen Casus des neutri im plur. vor der Endung eingeschoben, z. B. im Part. *-entium, -entia* (die übrigen Sprachen richtig ohne *i*); *complurium, compluria* (st. *pleora, πλείονα;* neben dem richtigen Ausbleiben des *i* in allen übrigen Comparativen). Andrerseits findet sich z. B. der Gen. *ap-um,* da doch die Grundf. — wenigstens nach dem Deutschen *Biene,* früher *bia Grimm. I. p.* 25. zu schliefsen — *api,* nicht *ap,* lautet. — Folge der Mischung scheint auch die Länge des Vocals im N. A. V. plur. m. f. rein consonantischer Grundf. zu sein, vgl. *ped-ēs* S. *pad-ăs* Gr. *πόδ-ες* und *-ăç.* —

(Der Beschlufs folgt.)

LXXVIII.

The diplomatic correspondence of the American revolution, edited by Jared Sparks. Boston 1829. 8 *voll.* 8*vo*,

Als im Jahre 1775 der Streit zwischen England und den vereinigten Kolonieen den Charakter offener Feindseligkeit annahm, und beide Theile zu der deutlichen Einsicht gelangten, dafs über die Freiheit oder die gänzliche Unterdrückung von Amerika nur Waffengewalt entscheiden könne: richtete der Kongrefs seine Blicke gen Osten, um in Europa die Vertheidigungsmittel zu suchen, welche ihm der bisherige Zustand und die einsame Lage des Vaterlandes versagte. Welcher Mittel er zu diesem Zwecke sich bediente und in wie fern er ihn erreichte, zeigt das vorliegende Werk auf eine eben so deutliche als belehrende Weise.

Bereits am 29. Nov. wurde ein Ausschufs von fünf Mitgliedern ernannt, um mit den Freunden der Amerikanischen Unabhängigkeit in Europa eine geheime Korrespondenz anzuknüpfen. Es war ein Hauptzweck des Ausschusses, sich von der Stimmung des Englischen Volkes zu unterrichten, und zu erforschen, welchen Grad der Theilnahme die übrigen Europäischen Mächte dem Kampfe widmen möchten, der sich jetzt auf der Westseite des Atlantischen Oceans erhob. Ebenso lag es dem Ausschusse ob; mittelst angeknüpfter Handelsverbindungen für Munition, Waffen, Uniformen und andere Kriegsbedürfnisse zu sorgen. Dieser Ausschufs für geheime Korrespondenz bestand bis zum April 1777, wo sein Name in den eines Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten verändert wurde. Seine Pflichten und die Gegenstände seiner Sorgfalt erlitten aber keine Umwandlung; nur dafs der Lauf der Ereignisse ihnen eine gröfsere Ausdehnung gab.

An diese Ausschüsse oder an den Präsidenten des Kongresses richteten während der ersten Jahre des Revolutionskrieges die Amerikanischen Bevollmächtigten und Gesandten in fremden Ländern ihre amtlichen Mittheilungen. Diese wurden stets im Kongrefs gelesen, aber nur von dem Ausschusse, dem Organ der Regierung in allen auswärtigen Angelegenheiten, beantwortet. Die betreffenden Beschlüsse des Kongresses wurden in ein geheimes Tagebuch eingetragen, dessen Inhalt jetzt gleichfalls durch den Druck bekannt gemacht ist. Im Sommer 1781 wurde der Ausschufs aufgelöst, und die auswärtige Korrespondenz ging von nun an durch die Hand des Staatssekretais Robert Livingston, der die Geschäfte seines neuen Amtes ungleich pünktlicher und wirksamer besorgte, als dies von den Ausschüssen geschehen war.

Die Papiere, welche die diplomatische Korrespondenz der Amerikanischen Revolution enthalten, lagen im Archiv, wo sie, nicht eben sorgfältig aufbewahrt, einem Jeden zugänglich waren, der sie zu benutzen wünschte; aber erst am 27. März 1818 beschlofs der Kongrefs, sie sowohl als das geheime Journal drucken zu lassen. Die Auflage bestand in 1000 Exemplaren, wovon jedes Mitglied des gesetzgebenden Körpers eines erhielt; die übrigen blieben zur Disposition des Kongresses.

Es würde ein zweckloses und selbst vergebliches Unternehmen sein, wollten wir den Bericht über dieses in jeder Hinsicht reiche Werk auf das Einzelne seines Inhalts ausdehnen. Die Wichtigkeit dieser Papiere für die Geschichte der Amerikanischen Revolution ist einem Jeden deutlich, der auch nur einen flüchtigen Blick auf sie wirft. Allein dies ist nicht die

Digitized by Google

einzige Ursach, weswegen wir das Werk einer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen möchten. Die Namen eines Franklin und John Adams sind nicht so unbekannt in der literarischen Welt, dafs wir eine solche Vervollständigung ihrer Schriften, wie die Liberalität des Kongresses sie hier darbietet, nicht mit dem gröfsten Danke annehmen sollten, und die Talente und der Charakter dieser Männer, so wie die Wohlthaten, welche sie ihrem Vaterlande erwiesen, sind nicht so verächtlich und so gering, dafs ihre Thaten und Gesinnungen nicht vollständig gekannt zu werden verdienten.

Auch der Herausgeber hat für die zweckmäfsige Anordnung des Ganzen Ansprüche auf unsern Dank. Er läfst die Briefe jedes Bevollmächtigten oder Gesandten mit den darauf bezüglichen Anwortschreiben in chronologischer Ordnung so auf einander folgen, dafs jede Korrespondenz eine fortlaufende Geschichte der Handlungen bildet, woran der Verfasser theilnahm, und der Ereignisse, welche auf sein Verhalten Einflufs hatten. Dennoch ist diese Geschichte keineswegs ganz vollständig. Manche Depeschen erreichten trotz der angefertigten Duplikate und Triplikate nicht den Ort ihrer Bestimmung. Ein Theil der Schiffe, welche sie überbringen sollten, wurden genommen, und die Kapitäne der Amerikanischen Fahrzeuge hatten selbst den Befehl, die Papiere über Bord zu werfen, wenn sie von den Englischen Kriegsschiffen hart und ohne Wahrscheinlichkeit des Entkommens gejagt würden. Hierzu gesellt sich, dafs durch die häufige Benutzung der Schreiben von den Mitgliedern des Kongresses und durch die Nachlässigkeit, womit sie anfangs behandelt wurden, mancher Verlust entstand, der um so unersetzlicher war, da man es versäumte, im Voraus die nöthigen Abschriften zu nehmen. Die Schreiben des Ausschusses an die auswärtigen Agenten sind gering an Zahl und von nicht grofsem Interesse in Rücksicht ihres Inhalts. Die Ausschüsse hatten in der That wenig zu schreiben, was nicht schon als durch die Zeitungen bekannt angesehen werden durfte, und sie berichteten oft auch nicht einmal dies Wenige, da kein Mitglied das besondere Amt eines Sekretairs verwaltete. Erst als Robert Livingston zum Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, endeten die sonst so häufigen Klagen der auswärtigen Agenten über Vernachlässigung und über die Unkenntnifs des Willens und der Beschlüsse der Regierung, wodurch sie im Ergreifen zeitgemäfser und wirksamer Mafsregeln sich häufig gehemmt sahen. Livingston's Briefe sind zahlreich, inhaltsvoll und belehrend.

Ueberhaupt aber kam es bei der Herausgabe der diplomatischen Korrespondenz nicht sowohl auf absolute Vollständigkeit, als vielmehr darauf an, dafs dem Beschlusse des Kongresses gemäfs wo möglich Alles gedruckt würde, was geschichtliche Thatsachen enthielt, die Charaktere der wichtigeren handelnden Personen zeichnete, und die Ursachen merkwürdiger Ereignisse enthüllte oder heller beleuchtete. Und diese würdigen Zwecke sind in der That genügend erreicht. Nicht blos über die Verhältnisse der vereinigten Kolonieen zu den Staaten des Europäischen Kontinents, sondern über die Lage dieser Staaten selbst, über ihre Plane und Aussichten und Hülfsquellen, sowie über die Gesinnungen der leitenden Männer giebt die vorliegende Korrespondenz höchst wichtige und belehrende Aufschlüsse, theils durch Originalbriefe der Minister und Unterbeamten, mit denen die Amerikanischen Agenten in Verbindung traten, theils durch die scharfsinnigen Bemerkungen dieser Agenten selbst. Allerdings irrten sie sich bisweilen in ihren Ansichten und Vermuthungen; bedenken wir aber, dafs sie aus einem fernen als Staat sich eben erst bildenden Lande herüber kamen, nicht um Hülfe anzubieten, sondern um Beistand zu suchen, und dafs den meisten von ihnen die Irrgänge der damaligen Europäischen Politik fast gänzlich unbekannt waren, so müssen wir uns in der That wundern über die muthige Zuversicht und den Erfolg, womit sie den erfahrensten Staatsmännern entgegentraten, und über die Klugheit, womit sie die verschiedenartigsten Ansichten und Bestrebungen für ihre Zwecke zu nutzen wufsten.

Was endlich den Stil der Briefe betrifft, so darf auch dieser die öffentliche Beurtheilung nicht scheuen. Zwar ragen auch hier Franklin und John Adams hervor; allein auch die geringeren Talente erhob die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Charakter der Versammlung, vor der, wie sie wufsten, ihre Berichte gelesen wurden, zur Kraft und Würde im Ausdruck. Die ursprünglich in Französischer Sprache geschriebenen Briefe sind in guten Englischen Uebersetzungen mitgetheilt.

Die Amerikanischen Agenten, deren Briefe mit den darauf bezüglichen Antwortschreiben die Korrespondenz mittheilt, sind folgende: Silas Deane, erster kommerzieller und politischer Agent der vereinigten Kolonieen in Frankreich; Benj. Franklin, John Adams und Arthur Lee, Kommissarien der vereinigten Kolonieen in Frankreich (vol. I.); Arthur Lee, Agent an den Höfen von Madrid, Wien, Berlin; William Lee, Agent für Deutschland; Ralph Izard, Agent für Toskana (vol. II.); B. Franklin, bevollmächtigter Minister am Französischen Hofe und Mitglied der Komission für die Friedensunterhandlungen, vol. III. IV.); John Adams, bevollmächtigter Gesandter in Holland und Mitglied der Kommission für die Friedensunterhandlungen, (vol. IV. V. VI. VII.); John Jay, bevollmächtigter Gesandter am Hofe von Madrid und Mitglied der Kommission für die Friedensunterhandlungen, (vol. VII. VIII.); Francis Dana, Gesandter in Rufsland (vol. VIII.).

Ludwig Kufahl.

Digitized by Google

Nro. 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1831.

Ueber die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der Griechischen und Lateinischen Sprache. Nebst zwei Anhängen über die Correlativa und den Comparativ der Zahlwörter und Pronomina von Johann Adam Hartung.

(Schluſs.)

Der Verf. S. 124. und a. a. O. betrachtet nun die *i*-Decl. als contrahirt, indem er nämlich, seiner Vergleichung von *cucumis* mit *cucumerem*, von *vim* mit dem supponirten *virem* zufolge, den Ausfall eines *s* oder *r* annimmt. Zusammengezogen, auch verkürzt sind nun mehrere ihrer Casus allerdings, allein schwerlich in der Weise, wie der Hr. Verf. es sich vorstellt; mindestens von Wörtern dieser Decl., welche mit dem S. übereinstimmen, muſs dies entschieden geläugnet werden, da ihnen weder ein radikales *s* noch *r* zukommt. Vielmehr steht ihre Flexion mit der Lat. IV. Decl. völlig auf derselben Stufe, was, bei minder beschränktem Raume, leicht dargethan werden könnte. Die Abweichung der *i*-Decl. in ihrer ungetrübten Gestalt von der consonantischen zeigt sich, wie der Verf. richtig bemerkt hat, vornehmlich im Acc. und Abl. S., so wie im Gen. Acc. plur., wenn diese Casus das *i* bewahrt haben, statt dessen häufig durch spätere Entstellung *e* eintrat. Vielleicht nur der Nichtbeachtung dieses Vocalwechsels haben wir es beizumessen, wenn der Verf., welcher sonst auf gutem Wege war, es gänzlich übersehen hat, daſs auch die im Nom. auf *e* (st. des, nur in entlehnten Wörtern beibehaltenen *i*) und *al*, *ar*, wohlverstanden, wenn die letzteren beiden aus der Adjectivendung *âle*, *âre* abgekürzt sind, ausgehenden Neutra, ja alle sogenannte Adj. zweier Endungen auf *is*, *e* — wenn gleich diese oft nur erst durch Uebertragung — schwerlich in eine andere, als diese Declination fallen. Vgl. *mare*, *cornu*; *mari-a*, *um* mit *cornu-a*, *um*; und, rücksichtlich des Abl. S., *marid* (*Inscr. Duil.*) mit *magistratud* m. (*SC. de Bacch.*). Als ein dem Lat. und Sanskr. gemeinsames Beispiel gelte *osse* (apoc. *os*) S. *asthi* (Gr. ὀστεο); beide jedoch mit einigen Unregelmäſsigkeiten flectirt.

§. 6. S. 131 ff. wird „*von der Elision der Vocale zwischen dem s des Nom. und der Wortgestalt*" gehandelt. Es ist dies eine Untersuchung, die nur an der Hand der Sprachvergleichung mit einiger Sicherheit geführt werden mag, und schlimm genug steht es in Fällen, wo uns diese rathlos läſst, da Schlüsse, wie die, worauf S. 133. der Verf. sein Vertrauen setzt, gar oft das Richtige verfehlen lassen. Nur wann für ein gegebenes Wort ermittelt ist, ob seine Grundform zu den vocalisch oder consonantisch auslautenden gehöre, wird ein trugfreies Urtheil darüber möglich, 1) ob in ihm vor dem *s* Nom. S. ein *vorhandner* Vocal als der Grundform angehörig, rechtmäſsig stehe oder aus Gründen des Wohllauts sich eingedrängt 2) ob ein solcher, wenn er *fehlt*, der Grundform von vorn herein nicht zugestanden oder sie ihn durch Ausstoſs verloren habe. Bei Wörtern auf *i*, die, wie die oben angeführten, mit dem Sanscr. oder wie z. B. *turri-s cannabi-s* mit dem Griech. τύῤῥις, κάνναβις stimmen, ist die Entscheidung leicht, daſs ihr *i*, *nicht*, wie S. 134. sowohl von diesem, als von Vocalen in den übrigen Declinationen mit Unrecht behauptet wird, Bindebuchstab, sondern *Schluſsbuchstab* der Grundform sei. Auch die, mittelst des Suff. *ti* (*si*) = Sanscr. *ti* Griech. τι, σι meist aus Verbalwurzeln gebildeten Substantive z. B. *vesti* (S. *was*, kleiden) *vecti*, *posti* (von *ponere* vergl. *repostum*) *messi* und das ihm analog, jedoch aus *semen* gebildete *sementi*, gehören dahin; und folglich ist in den Nom. *mens* (*menti-s* Enn. = S. *mati* von *man* denken, Griech. μῆτι) *gens* (S. *dshâti* von *dshan* = Lat. *gen*) *fors* (von *fer*, bringen) *mors* (*mor*, sterben) *ars* (Griech. ἀρ, fügen) u. m. a., wenn sie anders, wie höchst wahrscheinlich, zum Suff. *ti* haben, dieses ganze Suffix unterdrückt.

Ganz anders stellt sich das Verhältniſs, wenn die

Digitized by Google

verwandten Sprachen, besonders das Sanskrit und das Griech. (die andern Sprachen sind nämlich zu sehr entstellt, oder bedürfen selbst erst noch in dieser, so wie in vielen andern Rücksichten, der genaueren Untersuchung) entweder keine oder abweichende Parallelen zu den jedesmal in Rede stehenden Latein. Wörtern darbieten. Ein Beispiel möge dies erläutern. Die consonantisch auslautenden Sanskr. Grundformen *juwan*, *çwan* bilden den Nom. S. *juwâ*, *çwâ*, indem sie nämlich in diesem Casus, der herrschenden Regel gemäfs, *n* sammt der nota Nom. *s*, die ohnehin an keinem Consonanten haften konnte, abwerfen, den zurückbleibenden Vocal aber verlängern. Ein ähnlicher Abwurf des *n* im Nom. S. erfolgt im Litt., in Germanischen Sprachen und auch — jedoch, abweichend vom Sanscr., mit gänzlichem Ausschlufs des Neutri; daher die bekannte, practische Geschlechtsregel über *n* — bei allen m. und f. mit wenigen Ausnahmen meistens fremder Wörter, im Lateinischen. Zu diesen Ausnahmen gehören die ächt Lat. Subst. *juvenis*, *canis*, welche den oben genannten Sanskr., diese Eigenheit und einige hier nicht in Betracht kommende Abweichungen abgerechnet, vollkommen entsprechen. Man würde daher sehr irren, wollte man als deren Grundform *juveni*, *cani* aufstellen, zudem da eine solche Ansicht begünstigende Flexionen, wie *juvenim*, *juveni* als Abl., *juvenium* (*juvenum*, *canum* haben nicht, wie S. 257. steht, ein *i* verloren) unerhört sind. Alles zwingt vielmehr zu der Annahme, jene Wörter haben, die allgemeine Regel, welcher gemäfs der Nom. *juvô*, *cô* lauten sollte, verlassend — und von *canis*, so wie von den Einsylblern *ren*, *splen* begreift es sich — das *n* im Nom. *wiederhergestellt*, und diesem das sonst übliche Nominativzeichen, und zwar mittelst eines Vocals, weil der Lateiner im *Auslaute* kein *s* nach *reinen liq.* duldet, angefügt. Vgl. den ähnlichen Fall bei dem Nom. des S. Pronominalstamms *ta* (Bopp's Demonstrativst. S. 1. 2.). Nicht anders möchte ich es beurtheilen, wenn bei den Griechen solche Grundformen, meist mit Weglassung des *s*, im Nom. *ν* und zwar, nur im Neutrum nicht, mit voranstehendem langen Vocal, im selteneren Falle *s* mit Unterdrückung des *ν* zeigen, oder, wenn das *n* im Deutschen Nom. z. B. in *Samen*, *Namen* statt *Same*, *Name* hin und wieder, im Französischen fast immer z. B. beim Suff. *tion* Lat. *tio* wieder hervortaucht.

Da die Nom. *juvenis*, *canis*, wie gezeigt worden, gegen das strenge Lateinische Gesetz, das auch im Sanskr. und in mehreren ihrer Schwestersprachen [z. B. Litt. *szu*, aber Lett. wieder *ſsuns* (Hund) und Griech. blofs mit zurückgerufenem *r*: κύων = Sanscr. *çwâ*] waltet, verstofsen, und eben darum als spätere Umbildungen sich auswiesen, so kann Ref. nicht mit des Hrn. Verf. S. 111. 112. ausgesprochenen Meinung übereinstimmen, dafs, um der auch vorfindlichen *oscinis*, *lienis* willen, *tibicinis*, *cornicinis* u. s. w. als *ursprüngliche* Nom. vorausgesetzt werden müfsten. Die ersten beiden Formen sind wie *juvenis*, *canis* zu beurtheilen, *oscen*, *tibicen* aber sind, gleich vielen anderen Compp. im Sanskr. Griech. und Lat., so gebildet, dafs ihr zweites Glied eine reine, suffixlose Verbalwurzel, hier das umgelautete *can* ist, das seiner Einsylbigkeit wegen den Endconsonant nicht aufgab. Denkt man sich hienach mit dem Verf., dafs *s* einmal *regelmäfsig* an *n* haftete, so müfste diese Zeit in eine Sprachperiode fallen, die nicht blofs über das Latein, sondern selbst über das Sanskr. in seinem auf uns gelangten Zustande hinausreichte; und gegen diese Annahme liefse sich denn allerdings eben nichts einwenden.

S. 120. wird die Länge des zweiten Vocals in πατηρ, μήτηρ ἀήρ u. s. w. aus dem Wegfall des Nominativkennzeichens *s* erklärt. Ref. hat sich längst gerade so die Länge z. B. in χᾶν, χήν st. S. *hänsa*, in dem Aor. 1. der *verba liq.* z. B. ἔφθειρα st. ἔφθερσα (vgl. ἐμέῤῥω, ἐγέῤῥω, ἔμμι, ἄμμες, ἐγένατο, statt deren später Längung des Vocals eintrat) und allerdings auch in nicht neutralen Nominativen als Ersatz für den consonantischen Verlust gedacht. Indefs gilt von allen Substantiven, die im Verzeichnisse der Grundform als der IV. Decl. im S. entsprechend aufgeführt sind, dasselbe, was zuvor von andern Wörtern, wie ich glaube, *bewiesen* worden — sie besitzen den Conson. im Nom. (hier ρ) nur *jure postliminii*, und würden ein *s*, wenn im Gothischen *fadrs*, *brothrs* u. s. w., wie der Verf. fälschlich angiebt, vorkämen, unter keinem andern Rechtstitel besitzen. Zum Beweise, dafs auch hier die Sanskritregel früher gröfsere Allgemeinheit gehabt habe, diene der noch übliche Gebrauch mancher Sprachen z. B. *mâtâ* im *Pali* genau wie im S., Serbisch *mâti* Gen. *mâtere*, Altpreufs. *muti*, Ossetisch *mad* (Mutter) Litt. *motê* Gen. *moteriès* (Weib); Neupers. *dokht* und *dokhter* (Tochter) u. s. w.

Nach dieser Deduction wird sich leicht des Verfs. Angabe beurtheilen lassen, dafs aus dem Griech. Suff. τη-ς I. Decl. die Formen τηρ, τωρ, *tor* III. Decl. durch

Digitized by Google

Vertauschung des nach des Verfs. Annahme in den übrigen Casus ausgestofsenen *s* mit *r* erwachsen seien. S. 109. sollen das von Varro überlieferte *janitos* = *janitor* und *κυβερνήτης* = *gubernator* davon den Beweis abgehen. Wir sind durchaus verschiedener Meinung; denn, wenn sich gleich von Seiten der Bedeutung eben nichts Erhebliches gegen deren Identität aufbringen lassen möchte, so bleibt doch, auch abgesehen von ihrer Flexionsverschiedenheit, zwischen beiden *Formen* eine unübersteigliche Kluft. Freilich ein auf gut Glück Alles vermengender Sprachsynkretismus würde sich wohl nicht die Gelegenheit entschlüpfen lassen, die zufällige Uebereinkunft des Sanskr. Nom. *tâ* z. B. *dâtâ* (*dator*, *δοτήρ*) mit *τα* z. B. in *περιηγερέτα* zum Beweise von beider Identität zu mifsbrauchen. Zu dem mehrerwähnten Suffix *της* aber findet sich, so viel Ref. wenigstens hat ermitteln können, weder im Sanskr. noch im Lat. (*ta* in *poëta*, *pirata* u. s. w. gehört nur ursprünglich Griech. Wörtern) eine Parallele; wohl aber entspricht dem *η-ς* oder *α* m. I. Decl. das Lat. *a* in *scriba*, *conviva*, *transfuga* u. s. w. aus welcher, von dem Verf. nicht übersehenen Analogie allein schon derselbe seinen Irrthum hätte einsehen lernen können. Doch klarer geht dieser als solcher daraus hervor, dafs das Sanskr. Suffix *tri* und die damit identischen *τερ*, *τηρ*, *τορ*, *τὸρ* den Schnarr- und nicht den Zischlaut besitzen; denn von einem Uebergange des *r* in *s*, dem umgekehrten von dem häufigen des *s* in *r* — und jener wäre doch anzunehmen — hat Ref., bei dem sorgsamsten Nachspüren, nicht ein einziges, sicheres Beispiel auf Griech. und Lat. Sprachgebiete entdecken können, und mufs Supina von der Art, wie *ustum* (*us* [*ur*] = S. *ush* Gr. *εὐ-ειν*) oder das aus *r* mit einem Zischlaute durch *vorwirkende* Assimilation entstandene Lat. *rr* Griech. *ῥῥ* u. dgl. im Voraus als ungültige Zeugen für das Gegentheil zurückweisen. Aber ist nicht das schon angeführte *janitos* ein solches? Ich mufs es bezweifeln. Entweder versah sich Varro in der Gleichstellung des *janitos* mit *janitor*, indem jenes etwa st. *janituus* vgl. *aedituus* oder st. *janitus* vgl. *maritus* gebraucht war; oder, falls er es nicht that, stand *tos* nach der unregelmäfsigen Weise, die wir schon kennen gelernt haben, statt *tor-is*, *tor-s* mit Unterdrückung des *r*; indefs ist mir das Erstere durchaus wahrscheinlicher.

Ref. mufs hier, so viel ihm auch noch zu sagen übrig bliebe, seine Bemerkungen über dies Buch schliefsen, das er mit einem zwischen Freude und Mifsbehagen getheilten Gefühle gelesen. Zu seiner grofsen Freude ist ihm überall in demselben eine tiefe und scharfe Auffassung der behandelten Gegenstände begegnet, welche einen Geist verräth, der in einer dem Himmel entstammenden Lyra mehr sieht als ein Stück Holz und in dem wunderbar gebauten, ätherischen Leibe menschlicher Rede mehr, denn eine rohe Masse bunt zusammen gewirbelter Atome: aber sollte es ihm eben darum nicht leid sein, wenn er diesen Geist nur zu oft seine Kraft nutzlos vergeuden sieht, indem die Untersuchungsacten einem incompetenten Tribunale zur Entscheidung vorgelegt werden? —

Aug. Friedr. Pott.

LXXIX.

Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte von Karl Türk, Doctor der Philosophie und der Rechte, aufserordentlichen Professor der Rechtswissenschaft zu Rostock. Erstes, zweites, drittes Heft. Rostock und Schwerin, bei Stiller 1829. 1830.

Die drei unter dem angegebenen Titel vorliegenden Hefte, welche zusammengenommen schon einen Band von mehr als vierhundert Seiten bilden, verdienen nicht nur bei Weitem mehr Berücksichtigung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist, sondern gehören unbedenklich zu dem Gediegensten, was in neuerer Zeit über die ältere Geschichte einzelner Germanischer Stämme und insonderheit über die bei denselben verfafsten Aufzeichnungen des Rechts geschrieben worden ist. Diese Gegenstände bilden den Hauptinhalt des Buchs und zwar handelt dasselbe im Einzelnen von dem Westgothischen Gesetzbuche, von der Altburgundischen und Fränkischen Geschichte bis zum Jahre 511, von der *Lex Burgundionum* und der *Lex Salica*. Der Verfasser verräth in diesen Arbeiten ein ganz besonderes Talent, die Geschichte kritisch zu behandeln, und es ist ihm dadurch gelungen, manche sehr wichtige Aufschlüsse über die von ihm erörterten Gegenstände zu geben.

I. *Westgothisches Gesetzbuch.* Der Verfasser spricht hier zunächst über die Handschriften, Ausgaben und die Altspanische Uebersetzung der Westgothischen Gesetze; auf den ersten Anschein ein etwas trockener Gegenstand, dem der Verfasser aber dennoch sehr viel Interessantes abzugewinnen gewufst hat. Als neu können wir die durch mancherlei Gründe unterstützte Ansicht hervorheben, dafs der *Codex Aemilianus* (Lat. Text des Westgoth. Gesetzb.) identisch sei mit dem Buche des Petrus de Granon, von welchem man eine Notiz hatte und dessen Auffindung gewünscht wurde. Ferner stellt der Verfasser es fest,

Digitized by Google

dafs das sogenannte *Fuero Juzgo* wirklich für nichts Andres als für eine *Uebersetzung* der *Lex Wisigothorum* zu halten sei. Bei Gelegenheit des Nachweises der ersten Spuren von dem Vorkommen der Handschriften der *L. W.* in Deutschland kommt der Verfasser auch auf die Pseudo-Isidorischen Decretalen zu sprechen und ist der Ansicht, dafs dieselben nicht nur von Benedict Levita in die Kapitularien verpflanzt, sondern auch angefertigt worden seien. In dem darauf folgenden Abschnitte wird zunächst von den Gothischen Gesetzgebern gehandelt. Mit vollem Rechte verschmäht der Verfasser es nicht, auch die älteren Nachrichten, die wir über Gothisches Recht bei den Schriftstellern antreffen, zusammenzustellen und zu würdigen. Ueberhaupt ist es das ihn leitende Prinzip, nicht so ohne Weiteres, wie man diefs oft gethan hat, viele Nachrichten in den älteren Schriftstellern als blofse Fabel zu verwerfen. Er beginnt daher mit den von Jornandes erwähnten *Bellagines* des *Diceneus*, welche er durch „heilige Gesetze" erklärt, womit die späterhin erwähnten *sacrae leges* übereinzustimmen scheinen. Aber auch abgesehen von jenen alten Gesetzen weis't der Verfasser nach, dafs auf keinen Fall *Eurich* als der erste Gesetzgeber unter den Westgothischen Königen betrachtet werden könne, und beseitigt die Frage: ob unter Eurich oder vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts ein eigentliches Gesetzbuch gemacht worden sei? dadurch zugleich, dafs er darthut, wie seit Eurich in einem Zeitraume von zweihundert Jahren mehrere (und zwar sechs) Revisionen eines schon vorhandenen Gesetzbuches vorgenommen seien und die *L. W.* unter *Egiza* (687—701.), ihre gegenwärtige Gestalt erhalten habe. In Betreff der Quellen des Westgothischen Gesetzbuches nimmt der Verfasser deren vier an: 1) Königliche Verordnungen, 2) Volksbeschlüsse, 3) ältere Rechtssätze, 4) Römisches Recht und Sätze aus der *Lex Bajuvariorum*, beides unter der Ueberschrift: *Antiqua*. Zum Schlusse wird von der noch bis auf die neueste Zeit fortdauernden Gültigkeit der *L. W.* und dem eigenthümlichen Charakter des Gesetzbuches gesprochen.

II. *Altburgund und sein Volksrecht.* Unter den Resultaten der Untersuchungen, welche der Verfasser über die ältere Burgundische Geschichte angestellt hat, sind besonders die geographischen Bestimmungen, die er über die früheren und späteren Wohnsitze und den Umfang ihres Reiches giebt, von Wichtigkeit. Eben so ist auch manche Mittheilung in Betreff der Regierungsgeschichte *Gundobalds*, dessen Todesjahr der Verfasser mit Bestimmtheit in das Jahr 516 setzt, nicht zu übersehen. Hinsichtlich der *Lex Burgundionum* ist der Verfasser zu dem Resultate gekommen, dafs die erste Sammlung der Burgundischen Gesetze bald nach dem Jahre 500 vorgenommen sein müsse, dafs jedoch einzelne Gesetze bereits in die Mitte des fünften Jahrhunderts zu setzen seien. In Betreff eines derselben scheint er jedoch bei folgender Stelle (*Lex Burgund.* Tit. 17. c. 1.): *omnes omnino causae, quae inter Burgundiones habitae sunt, et non sunt finitae, usque ad pugnam Mauriacensem habeantur abolitae* (*oblitae*) doch noch zu viel Gewicht auf die offenbar falsche Interpunktion zwischen *finitae* und *usque* zu legen. Er erkennt dieselbe zwar nicht unbedingt an, ist indessen doch nicht ganz abgeneigt ihr zu folgen und aus ihr den Schlufs zu ziehen, das Gesetz sei im Jahre 451 erlassen, indem die vereinigte Macht der Römer, Burgunder u. s. w. zur Zeit der Abfassung desselben eine Stellung behauptet haben müsse, um mit Gewifsheit den Wahlplatz für die Schlacht mit Attila vorausbestimmen zu können. Im Uebrigen pflichtet der Verfasser der Ansicht des *Legrand d'Aussy* bei, wornach das Gesetzbuch selbst nur theilweise bekannt gemacht und nach und nach eine Ausgleichung der oft sich widersprechenden in verschiedenen Zeiten und Gegenden promulgirten Verordnungen bewirkt worden sei. Die meisten derselben rühren von Gundobald her; an diese schliefst sich eine Sammlung König *Sigismunds* vom Jahre 517 an, auf welche dann noch mehrere neue Gesetze, bis zum Jahre 534, folgen. Interessant sind auch hier die Nachweise von der weiteren Fortdauer der Gültigkeit des Burgundischen Gesetzbuches.

(Aufser dieser Abhandlung über die *Lex Burgundionum* enthält das zweite Heft noch einen kurzen aber belehrenden und zu beherzigenden Aufsatz *über das Studium und die Quellen der Deutschen Geschichte* und *sechs Briefe aus dem Leben des Verfassers*, deren Offenheit auch den Leser mit ihm befreunden wird, der Anfangs vielleicht geneigt sein möchte, darüber zu rechten, dafs dieselben hier ihre Stelle fanden). —

III. *Kritische Geschichte der Franken bis zu Chlodwigs Tode im Jahre* 511. Diese Abhandlung ist unbedenklich diejenige, welche dem Verfasser am Meisten gelungen ist. Es würde uns zu weit führen, die vielen glücklichen Entdeckungen, zu welchen der Verfasser durch seine Untersuchungen geführt worden ist, hervorzuheben und nur das möge noch bemerkt werden, dafs derselbe es unwiderleglich festgestellt hat, dafs die älteren Wohnsitze der Salischen Franken nicht an der Fränkischen Saale, sondern vielmehr in der Gegend der Yssel zu suchen seien und es wird ihn gewifs erfreuet haben, dafs einer der gründlichsten Kenner unsrer älteren Geographie, v. *Ledebur*, durch seine Untersuchungen in seinem Werke über das Land und Volk der Bructerer zu demselben Resultate gelangt ist. — Ueber den die *Lex Salica* betreffenden Aufsatz des Verfassers behalten wir uns einige bei einer spätern Gelegenheit beizubringende Bemerkungen vor.

G. Phillips.

Digitized by Google